Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Hundertfünfunddreißigster Band
35. Jahrgang 1910: Oktober—Dezember

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G.m.b.H.
Berlin W.30/Traunsteinerstr. 3

Inhalt des 135. Bandes: Oktober / November / Dezember 1910

Politik, Geschichte und Volkswirtschaft:

von Bieberstein, Rogalla: Portugal 441
Durand, Generalin: Napoleons Liebeleien 53
Friedegg, Dr. Ernst: Die Ruthenen 89
Harden, Maximilian: Berliner Diplomatie 257
Jastrow, Prof. Dr.: Das Problem der Arbeitslosenversicherung . . 61
Lipp, Dr. Franz: Das russisch-japanische Bündnis 173
Lipp, Dr. Franz: Opfer der Politik 410
v. Strantz, Kurd: Oesterreich 357
v. Strantz, Kurd: Tunis 5
*** Ein berühmtes Dementi 233
*** Iswolski 149
Noch einmal der Vater des montenegrinischen Königsgedankens 501
*** Radolin 65
A. G.: Koloniale Berichterstattung und Erschließung 67
F. L.: Der Durchbruch der französischen Armee durch die Schweiz . . . 237
F. L.: Felix Cavalotti und Ferruccio Macola 70
J. L.: Léon Gambetta 333
Karrikaturen 77
Klein-Hattingen: Eine Geschichte des deutschen Liberalismus . . 418
Lipp, Dr. Franz: Das glückliche Montenegro 160
v. S.: Der Vater des Königsgedankens 163
v. S.: Rumänisches 240
Spectator alter: Der Vernichtungskrieg der römischen Kurie gegen die Reform-Katholiken 151
Spectator alter: Papa Sarto gegen die Jubelfeier des einigen Italiens 238
Spectator alter: Die letzten Deutschen in der römischen Kurie 502
v. Stetten, Freiherr: Mexiko 417
Theobald: Finanzpolitisches 75

Wissenschaft und Reisebeschreibungen

Artbauer, Otto C.: Sklaverei in Marokko 394
Eulenburg, Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Albert: Die nervöse Berlinerin 265
Heyn, Dr. Otto: Reform des Postscheckverkehrs 93
Jacob, Geh. Kommerzienrat Emil: Die Industriestadt Berlin . . 311
Kohler, Geh. Justizrat Prof. Dr. Josef: Hegel in Berlin 307
Meisel, Prof. Dr. Ferd.: Johannes Schlaf und die kopernikanische Anschauung 180

Schlaf, Johannes: Meine fachmänischen Kritiker 30
Zscharnack, Lic. Leopold: Die moderne Theologie und ihre prinzipielle Stellung zu den religiösen Grundgedanken 115
Braun, Felix: Das neue Buch von E. Lucka 510
E. F., Dr. jur.: Ein neues Lehrbuch der Kirchengeschichte 504
Fornet, Dr. Arthur: Vergangenes und Künftiges aus der Chemie . 165
Grammatik der Weltsprache Esperanto 245
H. P.: Schulhygiene 158
H. Pf.: Verkehrshygiene 505
—pp: Der wahre Todestag Dante Alighieris 335
Schönlank, M. R.: Die Weltstadt Berlin 506
Stänly-St. Gallen, Albert: Neue Wege für die deutsche Sprache 509
Stephan, Fritz: Esperanto 337
v. Strantz, Kurd: Geistes- und Handarbeiter 162

Romane, Novellen und Skizzen

Goldmann, Karl: Die Geschichte der Vittoria Accoramboni . . 200
Hamsun, Knut: Gedämpftes Saitenspiel . . 45, 121, 223, 319, 400, 476
Hirschfeld, Georg: Die Nixe vom Güldensee 19, 99, 185, 290, 364, 456
Kohler, Prof. Dr. Josef: Im Tale von Kanopus 488
Kusmin, P.: Der Landstreicher 369

Literatur und Theater:

Haase, Geheimrat Friedrich: Meine ersten Schritte auf der Bühne . 218
Saudek, Robert: Der Roman von Gerhart Hauptmann 451
Alt, Hugo: Die Haindlkinder 245
Benzmann, Hans: Schellings Werke 167
E. F.: Josef Kainz 157
E. F., Dr. jur.: Die juristische Fakultät der Universität Berlin von ihrer Gründung bis zur Gegenwart 244
f.: Die Balzac-Ausgabe des Inselverlags 428
Flake, Otto: Der Deutschenhasser 241
Fliegel, Alice: Ernst Prager, Lieder eines Früh-Verstorbenen . . . 516
Ha.: Eine Encyklopädie in Einzelbänden 517
Heine, Anselma: Catarina Siena 73
Klemperer, Viktor: Fuldas Sieben Einakter 71
Leow-Fränkel, Gertrud: Wilhelm Hegeler, die frohe Botschaft . 513
Sven Hedins „Zu Land nach Indien" 518
Wilh. Altmann 517
Willy Lange: Gartengestaltung der Neuzeit 513
*** Rabelais, François, Gargantua und Pantagruel 246

Gedichte:

Altheer, Paul: Im Scherz 59
Amplewitz, Rud. F.: Leben 486

Braun, Nora: Kartoffelfeuer 455
Friedberg, Richard: Gelage 362
Hesse, Hermann: Abend 275
Koester, Reinhard: Und doch 199
Kyle, Hans Tom: Das Ende des Pilatus 9
Melzer, Arthur: Ich hör den Regen in der Nacht 500
v. Puttkamer, Alberta: Mein Vaterland 304
Sternberg, Leo: Die kleine Gemeinde 148

Bildende Kunst:

Felder, Erich: Zehn Jahre Münchner Malerei 111
Fischer, Dr. Otto: Ostasiatische Kunst 131
Galland, Prof. Dr. Georg: Hermann Prell 467
Glaser, Dr. Curt: Liebermann als Radierer 276
Gold, Alfred: Eugen Spiro 362
Kampf, Prof. Artur: Die Kunststadt Berlin 331
Corwegh, Robert: Klassiker der Kunst 246
v. Jaffé, Ernst: Neue Kunstliteratur 163
Künstler-Steinzeichnungen 512
Schönlank, M. R.: Der Sonderbund in Düsseldorf 154

Verschiedenes:

Heilborn, Dr. Ernst: Optimismus und Pessimismus in der Rechtspflege 146
Hollaender, Viktor: Die Berliner Operette 328
Humperdinck, Prof. Engelbert: Die Musikstadt Berlin 317
v. Pommer-Esche, Katharina: Berliner Aristokratie 259
Schmitz, Prof. Dr. ing. Bruno: Die Berliner Wohnungsfrage . 299
Ajax: Fürsten unter dem Volk 339
Aufruf zu einer Sammlung für ein Fritz Reuter-Museum 346
Der blaue Vogel 70
f.: Die Politik der Kunst 72
Kaiser, Dr. Georg: Dresdner Musik 340
Leow-Fränkel, Gertrud: Ein gefährliches Thema 424
Lessing-Gesellschaft 168
v. Pommer-Esche, Katharina: Zur Mozartfeier in Salzburg . . 243
v. S.: Ausstellungen 70
Sabinus: Treu und Glaube 160
Schlaf, Johannes: Ein Brief 341
Unsre Spezialnummer Berlin 337

Musikbeigaben:

Fleck, Fritz: Wintergang. Leid 249
Reger, Max: Canzonetta 78
Schumann, Georg: Erinnerungen nach dem Ball 430
Schütt, Walter: Als ich dich kaum gesehn 80
Texte von Prof. Dr. Wilh. Altmann 86, 251, 545

Kunstbeigaben:

Claaß-Heba, Willem: Ein Frühstück mit einer Brombeerpastete (Vierfarbendruck) . . . 133
Constable: Landschaft (Vierfarbendruck) . . . 117
v. Defregger, Franz: Ein junger Tiroler (Gravüre) . . . 170
v. Defregger, Franz: Mädchenkopf (Gravüre) . . . 86
Fragonard: Damenporträt (Vierfarbendruck) . . . 2
Haase, Friedrich: Als Kardinal Richelieu und als Fox . . . 217
Haase, Friedrich: Als Hamlet und als Rat Fein . . . 185
Lebrun: Die beiden ältesten Kinder der Maria Antoinette (Vierfarbendruck) . . . 269
Liebermann, Max: Badende Jungen . . . 285
Liebermann, Max: Berliner Biergarten . . . 317
Liebermann, Max: Selbstporträt . . . 254
van der Meulen, A. S.: Ausfahrt Ludwigs XIV. nach Vincennes (Vierfarbendruck) . . . 33
Millais: Märchenerzähler (Vierfarbendruck) . . . 354
von Pommer-Esche, Katharina: Mozartphantasie . . . 49
Prell, Hermann: Helgoland . . . 453
Prell, Hermann: Olympos . . . 485
Prell, Hermann: Venustempel . . . 469
Rembrandt van Rijn: Die Staalmeester (Dreifarbendruck) . 301
Reynolds: Alter der Unschuld (Vierfarbendruck) . . . 438
Seeger, Ernst: Der Ringer (Bromsilberphotographie) . . . 101
Spiro, Eugen: Damenporträt . . . 401
Spiro, Eugen: Die Brüder . . . 385
Spiro, Eugen: Selbstbildnis . . . 369
Vogel, C. L.: Zwei sitzende Knaben (Vierfarbendruck) . . . 201
Ziegler, Max: Bubi (Bromsilberphotographie) . . . 71

Fragonard:
Damenporträt.

NORD
UND
SÜD

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

35. Jahrg. Bd. 135 Heft 1 Erstes Oktoberheft 1910

Tunis

Die Sprunghaftigkeit der bisherigen nachbismärckischen Auslandspolitik, ihre Ziellosigkeit, deren Ende nicht zu erfassen ist, haben sich am schärfsten und für das nationale Interesse, das Ehrgefühl am empfindlichsten in der Behandlung der Marokkofrage bemerkbar gemacht. Holstein hatte richtig erkannt, daß die damalige Duldung einer ausgreifenden und erfolgreichen Kolonialpolitik Frankreichs, die sich das zweitgrößte Kolonialreich unter werktätiger deutscher Förderung zur Ablenkung vom Vogesenloch geschaffen hatte, ein Fehler gewesen war, der sich nur aus der frühern Bismarckschen Unterschätzung der kolonialen Ausdehnung über See erklären läßt. Daher erschien es seinerzeit Bismarck angebracht, Frankreich auf die reichliche Landentschädigung in Afrika und Ostasien hinzuweisen, um seinen nationalen Ehrgeiz und Landhunger zu befriedigen, statt es nochmals auf einen harten Strauß ankommen zu lassen, der wohl den Streit mit dem Erbfeind endgültig ausgetragen hätte, da dessen Niederlage damals gewiß war. Dazu war Frankreich noch vereinsamt. Moltke wollte diese Abrechnung 1875 trotz seines hohen Alters, als Frankreich durch auffällige Heeresvermehrung den Rachekrieg vorbereitete.

Der eitle Gortschakoff ließ sich durch das Ränkespiel Gontrut-Birons in Berlin dazu herbei, die erwiesene Schuld der revanchards auf Deutschland abzuwälzen, um damit dem gehaßten Reichskanzler einen Streich zu spielen, den dieser mit diplomatischer Offenheit parierte. Aber das panslawistische Rußland und das schuldbewußte Frankreich wollten sich nicht überzeugen lassen, sodaß selbst die ernste französische Geschichtsschreibung bewußtermaßen diese Lüge noch heute verbreitet.*) Gerade diese Erfahrung bestimmte Bismarck, die damaligen verständigen Machthaber Gambetta und Ferry zur Wiederaufnahme der alten Kolonialpolitik der Bourbonen und Lord Philipps zu ermuntern, da bei der Heimramschung auf dem Berliner Kongreß Frankreich ebenso wie Deutschland leer ausgegangen waren. Der „ehrliche Makler" wollte sich selbstlos erweisen — was vielleicht ein Fehler war, da seine Widersacher doch an die deutsche Uneigennützigkeit nicht glaubten —, dagegen Frankreich eine handgreifliche Aufmerksamkeit gewähren. Er soll es auf Tunis hingewiesen haben, da das undankbare Italien, das er 1870 am liebsten angegriffen hätte, vor dem Abschluß des Dreibunds keine Erkenntlichkeit unsrerseits verlangen konnte. England hatte Cypern ohne

*) **Hanotaux, Geschichte des zeitgenössischen Frankreichs, Uebersetzung, bisher 4 Bde Berlin, Grote.**

jeden Rechtsgrund mit gewohnter Rücksichtslosigkeit besetzt, nachdem es während des Krieges für die Unversehrtheit der Türkei eingetreten war.

Jedenfalls nahm Bismarck die französischen Absichten auf Tunis mit Wohlwollen auf, zumal er im Südosten Europas die Zurückhaltung Deutschlands damals noch als geboten ansah, fiel doch damals das Wort von den „Knochen des pommerschen Grenadiers", das aber nur cum grano salis verstanden werden kann. Seine überlegene Staatskunst brauchte noch nicht das Schwert in die Wagschale zu werfen, wie wir das im Frühjahr 1909 mit Recht Rußland und seinen Hintersleuten gegenüber zu tun gezwungen waren. Aber auch damals wußte das Zarenreich, daß wir bereits für Oesterreich „optiert" hatten, wie sich der frühere französische auswärtige Minister und Geschichtsschreiber Hanotaux (Bd. III) nicht eben freundlich ausdrückt, trotzdem er in der Ferryschen Schule einer gewissen Deutschfreundlichkeit aufgewachsen ist und als langjähriger Leiter der auswärtigen Geschicke seines Vaterlandes die Neigung zu einem leidlichen nachbarlichen Verhältnis betätigt hat. Er war der Vorgänger Delcassés, der die entgegengesetzte Richtung so stark bekundete, daß wir um des gefährdeten Friedens willen dessen Entlassung, wie bekannt, heischen mußten.

Hanotaux schildert an der Hand der ihm zugänglich gewesenen Akten seines frühern Ministeriums und der sachkundigen Mitteilungen der mit der tunesischen Frage befaßten Diplomaten und Beamten deren Entwicklung, die zum Dreibund führte, da sich Italien mit Recht um seinen erhofften Anteil aus der türkischen Beute durch die sog. lateinische Schwesternation geprellt sah. Vorausgreifend sei bemerkt, daß Ferry, der „Tunese", wie später der „Tonkinese", gerade als Schöpfer des Gedankens der kolonialen Ausdehnung und Vollstrecker dieses von Deutschland wohlwollend und mit dem Gefühl der Erleichterung aufgenommenen und geflissentlich geförderten nationalen Willens bezeichnenderweise beide Male fiel, obwohl ihm Frankreich die Aufrichtung eines gewaltigen Kolonialreichs dankt. Dieser Lothringer, kein Sohn des echten französischen Landes, entschädigte seine neue Heimat für den Verlust der uns einst geraubten Westmark, deren größere und gleich deutsche Hälfte trotz des äußern Sprachfirnisses leider bei Frankreich belassen wurde, darunter sogar ein Zipfel des Elsaß, der Südgau mit Beffert, wie der alte Name von Belfort lautet, dessen „l" die Franzosen auch daher nicht sprechen, was der Deutsche natürlich nicht mehr weiß.

Hanotaux wurde durch den Chauvinisten und Journalisten Delcassé gestürzt, um jetzt in der Marokkofrage als dessen Mitkämpfer aufzutreten; hat Hanotaux doch sogar die Aufstellung einer schwarzen und arabischen Truppe befürwortet, weshalb er ebenso wie sein Vorgänger auf die marokkanischen Berber rechnet, die die dünnen Stammreihen des französischen Heeres füllen sollen. So liegt selbst dem vorsichtigen Diplomaten der Rachegedanken am Herzen, der zu den abenteuerlichsten Mitteln greift, die aber gar nicht so ungefährlich für das Land sind. Es ist daher sehr lehrreich, die Entwicklung der verflossenen tunesischen Frage an der Hand der fran-

zösischen Akten und auf Grund der beliebten offiziösen Darstellung zu verfolgen, die eine verteufelte Aehnlichkeit mit den leider schon sehr erfolgreichen Versuchen im Gebiete des Scherifenreichs besitzen. Bei aller Heuchelei und diplomatischen Verschleierung kann man der französischen Darlegung sogar eine gewisse harmlose Offenheit und Wahrheitsliebe nicht absprechen.

England hatte mit gewohnter Brutalität und Selbstsucht Cypern als Lohn für die Aufhebung des Friedens von S. Stefano gefordert und erhalten, obwohl das uneigennützige Deutschland die Rettung der Türkei durch den Berliner Kongreß herbeigeführt hatte. Salisbury hatte dem enttäuschten Frankreich den Brocken Tunis hingeworfen, ohne sich jedoch ernstlich zu bemühn, ihm diesen auch zu verschaffen. Er wollte damit zugleich Frankreich von Egypten ablenken, dessen Alleinbesitz er bereits anstrebte, woran ihn freilich Bismarck Zeit seines Amtes verhindert hat. Erst sein Nachfolger ließ die Hinausdrängung Frankreichs und damit Europas aus dem Nilland geschehn. „Tun Sie dort (in Tunis), was Sie für gut finden, das ist unsre Sache nicht", sprach Salisbury zu Weddington mit britischer Harmlosigkeit, aber beneidenswerter Rücksichtslosigkeit. Hanotaux gesteht offen, daß England zugleich den Zweck verfolgte, Frankreich und Italien als Mittelmeermächte gegeneinander aufzuhetzen, um ungestört im Trüben zu fischen. Cypern und später Egypten waren der beträchtliche englische Lohn — ohne jede eigene Anstrengung — wie nachher das feige Bombardement Alexandriens, die übliche englische Verletzung des Völkerrechts gegenüber dem Schwächern. Der französische Geschichtsschreiber und Diplomat nennt dies englische Verhalten offen eine „Versuchung", obwohl der ehrliche Marschall Mac Mahon beim Bericht der Berliner Kongreßbevollmächtigten zornig ausgerufen haben soll: „Sie wollen uns Italien auf den Hals hetzen. Nie gebe ich meine Zustimmung." Dies war freilich nur eine edle, echt französische theatralische Pose!

Jedenfalls war Bismarck nicht der eigennützige Versucher. Er wünschte aufrichtig die Zufriedenheit des rachelustigen Nachbarn und wollte ihm Gutes erweisen, um ihn bei besserer Laune zu erhalten, was ihm auch gelang. Man beachte also den Unterschied zwischen der englischen und deutschen Diplomatie. Mac Mahon nahm schließlich gern das Geschenk, das Frankreich freilich Egypten kostete, um dann von demselben England auf das wilde Marokko hingewiesen zu werden. Freilich hat Frankreich den tunesischen Bissen schon leidlich verdaut und könnte bei seiner Tatkraft und vaterländischen Opferwilligkeit schließlich auch Marokko zu einem afrikanischen Vorland der Heimat machen, dessen Franzisierung uns einst sehr unbequem werden dürfte. Algier i st schon ein Kleinfrankreich. Großmütig bot Beaconsfield endlich auf dem Kongreß Tunis an. Gambetta sprach vertraulich von einer Annäherung Frankreichs an England. Er ahnte noch nicht Faschoda.

Aber Bismarck verhinderte trotz der Sehnsucht Gortschakoffs die auch von Frankreich heiß begehrte französisch-russische Allianz, obschon er Front

nach Osten und Westen machen mußte. Nun war er gezwungen, den Dreibund zu schaffen. Vorschriftsmäßig entstanden 1881 die üblichen Wirren in Tunis, und dem armen Bei mußte Frankreich natürlich helfen. Der tüchtige Generalkonsul Roustan, der schon vorbildlich einen orientalischen Namen führt und bereits in Beirut das berühmte katholische Protektorat Frankreichs zu dessen Gunsten ausgenutzt hatte, gehörte zu den sog. Agenten des Orients, über die wir leider kaum verfügen. Er setzte geschickt seinen englischen Amtsgenossen und Nebenbuhler aus dem Sattel. Der italienische Konsul wird bei seiner Regierung angeschwärzt. Das arme Italien kann mit dem französischen Gelde nicht in Wettbewerb treten, und mit Anleihen und Monopolen erobert Frankreich zunächst friedlich die zerrüttete Regentschaft Tunis, ein Weg, den es jetzt in Marokko mit dem gleichen Ziel verfolgt.

Ein gewiegter Diplomat, der spätere Berliner Botschafter, A. Ch. de Courcel, überzeugt Gambetta von der Notwendigkeit des nunmehrigen kriegerischen Eingreifens, nachdem Italien sich mit ungeheuern Geldopfern die kleine Bahnstrecke Golette-Tunis gesichert und dadurch die französischen wirtschaftlichen Machenschaften zeitweilig lahmgelegt hatte. Pünktlich verletzen die bösen Drumirs die algerische Grenze. Damit war die Ehre Frankreichs gefährdet, obwohl diese unschuldigen Reibereien auch sonst an der Tagesordnung waren. Selbst der ruhige Hanotaux wagt noch heute die Behauptung, daß eine Aufstandsgefahr in Südoran nahe gelegen und die Besetzung der tunesischen Regentschaft erforderlich gemacht habe, obwohl uns Marokko und andre Länder doch die französische Methode genügend erläutert haben, ohne daß es solcher Geschichtsklitterung bedarf. Jules Ferry beantragt in beiden Kammern den „Krieg". Mit gewohnter Schnelligkeit werden fast einstimmig (nur wenige Stimmenthaltungen) die erforderlichen Mittel bewilligt, was man dem deutschen Reichstag als leuchtendes Beispiel in Sachen der nationalen Ehre immer wieder vorhalten muß, und die Mächte nochmals sondiert.

Was tat der ehrliche John Bull? Er ermutigte die Türkei als Oberlehensherrin und speiste Italien mit tönenden Worten ab. Deutschland blieb wohlwollend. Nicht weniger als 31000 Mann werden nach Tunis geschickt, da wir nicht rachelustig sind. Selbst die bescheidenen Lorbeeren dieses tunesischen Feldzugs entwaffnen die Feinde der republikanischen Regierung. Kein Sozialist widerspricht. Vielleicht ziehn wir aus diesem Geschehnis eine Lehre. Tunis war uns mit Recht gleichgültig. Aber seine Besetzung war der Beginn einer erfolgreichen französischen Kolonialpolitik, die unsern unversöhnlichen Erbfeind erheblich an wirklicher und diplomatischer Macht gestärkt hat.

Kurd v. Strantz.

Das Ende des Pilatus

Das Gedicht, das wir im Folgenden aus dem Nachlaß des vor kurzem verstorbenen Dichters Hans Tom Kyle publizieren, stellt nicht mehr und nicht weniger fest, als daß Kaiser Tiberius auf seinem Krankenlager nach Judäa sandte, um den Wundertäter Jesu zu seiner Rettung zu holen.

Das Poem verdankt seine Entstehung dem großen Wiener Anatom Josef Hyrtl, der die Daten in einer Bibliothek Roms gefunden hat. Nach seiner Pensionierung machte Hyrtl nämlich weite Reisen, die ihn auch nach Griechenland und Italien führten, wo er in Bibliotheken historische Studien machte. Dabei stieß er auf das hier behandelte Thema. Nach der Rückkehr von seinen Reisen lebte der Gelehrte still und schweigsam in Perchtolsdorf bei Wien, wo er mit Josef Schöffel, dem Altbürgermeister von Mödling und Landtagsabgeordneten dieses Bezirks, vertrauten Umgang pflog. Schöffel ist nach seinem Tode in Oesterreich berühmt geworden durch die Rettung des Wienerwalds, an den übermenschliche Dummheit bereits die Axt gelegt hatte. Dieser Axt wäre der Wienerwald ohne Schöffels zielbewußte Opposition unfehlbar zum Opfer gefallen. Ganz Niederösterreich dankt ihm heute die große Tat, aber bei Lebzeiten wurde er von vielen Seiten angefeindet. Hyrtl nun ging es sehr nahe, daß sein Freund Schöffel unter Presseangriffen schwer zu leiden hatte, und aus einer gewissen Verachtung aller Oeffentlichkeit schwieg er auch von seiner historischen Entdeckung. Schöffel gab eines Tags die Daten einem Schützling, dem Beamten der Südbahn J. E. Seibel, der unter dem Namen Hans Tom Kyle als Dichter bekannt ist. Dieser verwandte das Thema zu einem Gedicht und übergab es dem Wiener Schriftsteller Moriz Band, der es uns zur Verfügung stellt.

Die Weltgeschichte hätte vielleicht einen andern Lauf genommen, wenn der Legat des Tiberius den Wundermann noch lebend gefunden hätte.

Hier das Gedicht:

Auf Capri ist es, das dem Kleinod gleich
Entfallen einem Diadem des Himmels
Im blauen Meere ruht; — aus dunkelm Waldbann.
Mit weißen reinen Farben leuchtend liegt
In nächt'gem Schweigen der Palast, darin
Der Weltgebieter weilt: Tiberius!
Vom Schmerz durchwühlt, in jäher Fieberglut
Auffahrend, trocknen Munds und zornig ahnend,
Daß auch sein Wille, der vom Wüstensaum
Bis fern hin zu Britanniens Gestaden
Ein Völkermeer beherrscht, ohnmächtig ist,
Des eignen Körpers Schwäche zu gebieten,
Zwei Sklaven nur an seinem Lager stehn,
Wie eherne Gebilde starr und stumm.
Nur ihre Hand den Fächer kühlend führt,
Und in der fernen Heimat weilt ihr Geist. —
Die Schaar der Höflinge, der Auserkornen,
Die eine Laune aus dem Nichts gehoben,
Sich scheu verkrochen hat, in stetem Bangen,
Daß neue Opfer Wahnwitz sich und Schmerz
Aus ihrer Mitte sucht! — — und wieder tönt
Des Kranken Klage schaurig durch die Halle:
Und dann sein herrisch Rufen nach Sejan
Und nach dem Arzte, nach den Senatoren,
Die er wie Geiseln hier auf Capri hält,
Und nach dem Prätor der germanschen Wache,
Der einzig er sein Leben noch vertraut — —
Man eilt zu ihm und aus dem heisern Mund
Es flehend dringt: helft! helft! bringt Lindrung doch
Mir, Euerm Herrn! o dämpft die Glut,
Die meinen Leib verzehrt, noch darf der Tod
Sich mir nicht nah'n, mir, dem Allmächtigen!
Ich will noch leben, herrschen, hört Ihr! hört!
Nicht wahr? Ihr rettet mich, Ihr, die Freunde
Ich nenne, ich, dem zu Füßen liegt die Welt,
Der über alles irdsche Maß belohnen
Kann den, der mir jetzt hilft!

Und schweigend steht der Arzt, die heiße Stirn
Des Kranken ängstlich prüfend, denn er weiß,
Daß Tod dort lauert und Verderben ihm,
Falls seine Kunst sich irrt, und sorgenvoll
Blickt auch Sejan und ernst auf den Gebieter.
Und alle seine lebensfrohe Weisheit
Verscheucht nicht den Gedanken an den Sturz,
Der seiner harrt, wenn jenes Aug erlischt;
Auch des Germanen mächtige Gestalt
Ragt dort empor, und mitleidsvoll versucht
Den Kranken er zu betten, doch voll Bitterkeit
Steigts in ihm auf, daß dies, dies Zerrbild hier
Auch seine jugendschöne Heimat knechtet! — —

Ein neuer Schmerzensschrei! jäh springt empor
Der Imperator. Weh mir! ich erstick'!
So helft doch! Ha! Ihr schweigt, und keine Hand
Von allen denen, die mit so viel Macht,
Mit so viel Reichtum neidlos ich bedacht,
Rührt sich für mich! ach! Ihr Verräter, Ihr!
Doch zittert, zittert, klar genug ist noch
Mein Geist und stark genug mein Wille
Euch zu vernichten, Ihr Erbärmlichen!
Und schwer sinkt auf das Lager er zurück. —
Dann wieder sich erhebend, spricht er: Sagt!
Kommt immer der Legat noch nicht zurück?
Den nach Judäa ich gesandt, da mir
Die Kunde ward, daß dort ein weiser Mann
Erstanden, der mit einem Worte nur,
Mit einem Blicke Kranke heilt, sogar
Die Toten auferweckt; dem alles Volk
Mit lautem Jubel folgt, die tröstend er
Den Armen, so wie Allen, die da leiden,
Von einem einz'gen güt'gen Gotte spricht,
Der mitleidsvoll die Schmerzen und das Leid
Der Menschen lindert, die an ihn nur glauben;
Den will ich haben, diesen Wundermann,
Er soll mich heilen, soll die Glut in mir,
Die nicht den Körper nur, die auch mein Herz

Verzehrt, mit Zauberworten löschen, soll
Von seinem Gott mir sagen, der vielleicht
Doch mächt'ger ist, als alle die Gebilde,
Die Künstlerhand uns schuf und alte Sage. —
Und ein Senator spricht: O Herr! noch nicht
Kam der Legat zurück, den Du gesandt,
Doch täglich wird erwartet die Galeere! —
So schickt entgegen ihm das schnellste Schiff!
Doch sagt, bis daß mit seinem neuen Gott
Mir Hülfe bringend aus Judäa kommt
Der Fremdling, habt Ihr wohl dem römischen Volk
Befohlen, daß zu allen Göttern es,
Zu unsern alten opfernd flehen soll
Für mich, den Herrn, den kranken! Habt Ihr das?
Ja, Herr! Sendboten eilten unlängst schon
Durchs ganze Reich, und überall ertönt
Des Volks Gebet wie ein gewalt'ger Sturm
Zum Himmel auf! — So betete es schon?
Stöhnt abermals Tiber — und doch umsonst?
Und eitel alles! o ich weiß, ich ahn,
Ohnmächtig sind die alten Götter längst! —
Doch Du! Juppiter Capitolinus — Du!
Du meines Hauses Gott, wenn du noch bist,
So hilf mir, hilf, in meiner Not hilf mir,
Laß einmal noch von diesem Lager mich
Gesund erstehn und stark, und dann, ich schwör's,
Will ich Dir Opfer bringen, wie sie Dir
Jahrhunderte nicht brachten!! —
Ermattet schweigt er; alles still ringsum
Und starr! nur durch Sejans Gesicht fliegt leis
Ein spöttisch Lächeln — und aufs Neue bricht
Der Kranke los: Ah! Jetzt erkennt Ihr doch,
Wie nichtig und wie taub die Götter sind,
Sie hören nicht auf einer Welt Gebet,
Vielleicht zu schwach, dem Fatum zu gebieten,
Vielleicht zu feig! Verderben drum und Schmach
Den toten Larven! Auf! hinaus, hinaus
Mit Euch, nehmt Geißeln! und die Säulen stürzt,

Die erz'nen Bilder um und peitscht! und peitscht
In meinem Namen sie, auf daß der Schreck,
Der alles vor mir niederwirft, auch sie,
Wenn sie noch hier, bezwingt und niederbeugt
Vor meinem Willen! —

Entsetzt ob solchen Frevels flieht die Schaar
Der Höflinge hinaus — und einsam liegt
Schweratmend, schweißbedeckt der Kaiser da,
Den Schlaf erwartend, der Vergessen ihm
Und Lindrung bringen soll; — so kommt der Morgen,
Und mit dem Sonnenlicht, das alles rings
Mit Gold durchflutet, bringt ein Lärmen auch,
ein lauter Jubel aus der Stadt empor
Hin zum Palast; gelandet ist das Schiff,
Das den Legaten bringt: hinauf, hinauf
Zum Imperator schnell — und schon vor ihm
Steht ehrfurchtsvoll und ernst der Abgesandte.
Sei mir gegrüßt, der Kaiser freudig ruft,
Lang bleibst du fort, was bringst du mir, sag an,
Wo ist der Mann, um den ich dich gesandt?
Schnell, schnell! Viel Wochen schon hab ich gesehnt
Nach seinem Kommen mich, wo ist er? wo? —

Und jener, tief sich neigend, spricht: O Herr!
Hör gnädigst mich, und dann mög deine Huld,
Die mir zum Leben nötig, wie der Sonne Licht,
Nicht mich verdammen, sondern das Geschick,
Das von den Göttern, die auf deine Macht
Wohl neidisch! — Pah! schweig von den Göttern!
Tor! —
Nein, nicht die Götter! nur den Sturm, der sich
Stets selbst gebärend, jedes Menschenwerk
Mit Haß verfolgt, er war es auch, der mir
Wildbrausend die Galeere hat gepackt
Und sie geschleudert hat bald weit ins Meer,
Bald an der Küste klippenreichen Saum
Sie warf, daß nur mit Not das Leben wir
Gerettet! — dann — o Herr! als endlich war
Jerusalem erreicht, die reiche Stadt,

Die feste Burg der Juden, jenes Volks,
Aus dem hervorging und in dessen Mitte
Der Mann gelehrt hat, der der Wunder viel
Gewirkt hat — wie ich selbst oft hörte —
Und als ich deinem Stellvertreter dort,
Dem Pontius Pilatus, anbefahl,
Herbeizuschaffen jenen Arzt, auf daß
Ich ihn zu deinem, unserm Heile gleich
Hierher könnt bringen, — da — großmächt'ger
Herr!
Da faßte ihn, Pilatus, jäher Schreck.
Denn er, er hat den Göttergleichen feig
Den jüd'schen Hohenpriestern überliefert,
Die ihn, den Edeln, voller Haß verfolgt,
Weil seine Lehre, weil sein mildes Wort,
Das ganze Volk erfüllend, ihrem Wahn
Verderblich schien und ihrer Herrschbegierde;
Und diese Priester dann, sie stürmten all
Mit Bitten, Drohungen, mit Lug und Trug
So lange auf den Prokurator ein,
Bis er, nicht achtend das Gesetz, das Herz,
Das eigene, mit Worten übertäubend,
Selbst keine Schuld an ihm, an Christus, findend
— so nannte dort man den erhabnen Mann —
Geschehn es ließ, daß man nach tausend Martern
Den Weisen unter Spott und Hohn, gekrönt
als Judenkönig, mit der Dornenkrone
— — am Kreuz — ließ — sterben!!
Auffährt Tiberius. Unseliger!
Du lügst, du lügst, es kann nicht sein! Der tot?
Der über Leid und Tod hatt' selbst die Macht!
Wie ein Verbrecher hingemordet der,
Von dem mir Kunde ward, daß Güte nur
Sein Wesen war, der stets gepredigt hat —
So meldete von Syrien nur der Präfekt —
Daß nicht nach irdscher Macht, nach irdschem Gut
Er je gestrebt hat, der nicht Feind mir war,
Nein, meine letzte Hoffnung nur!

Sags noch einmal, Legat! .. Gekreuzigt der?!
— Es ist so! Herr! Vier kurze Tage nur
vor meiner Ankunft war geschehn die Tat! —
— Tiberius verhüllt das Haupt und schweigt,
Und Todesstille herrscht im weiten Saal,
Dann leise erst, wie Klage, tönts hervor:
Gekreuzigt der? sagst du, den ich erhofft!
Zur Rettung mir ersehnt!!?
Und aus der Klage wirds zum dumpfen Schrei,
Zum Wutschrei; O, Rache, Rache, Tod
Dem, der mich so beraubt, herbei mit ihm!
Bringt mir Pilatus her!
  Pilatus naht; in Ketten klirrend, bleich
Tritt vor den Allgewaltigen er hin;
Der, sich erhebend, den Vernichtungsblick
Starr auf sein Opfer richtend, keuchend spricht:
  Warum ließt du geschehn die Tat? Warum? —
Pilatus drauf: o Gnade, Gnade, Herr!
Nicht wußt ich ja, daß Deine Huld zuteil
Dem Manne dort geworden, er erschien
Armselig mir, ein unbedeutend Menschlein,
Und zu gering, als daß ich, Prokurator
Des mächtigen Roms, mich ernstlich sollte kümmern,
Ob wirklich schuldig er, wie jene sagten.
Und dann, o Herrlicher, mögst Du bedenken,
Daß besser mir des einen Mannes Tod,
Der heut geliebt von allen, morgen schon
Verspottet und verachtet war, mußt scheinen,
Als wenn, von seinen Priestern aufgehetzt,
Das Volk der Juden, jenes ewig rege,
Vielleicht sich hätt' empört. — —
  Und das sagst du! O Heuchler, Feigling du,
Dem Roms, dem meiner Legionen Aar
Zur Seite stand? o, über dich sein Blut! —
  Erbarmen, Herr! Erbarmen! Hör' doch, hör'!
Dir hätt doch nimmer er geholfen, denn
Ein Arzt nur für die Seele war der Mann
Aus Nazareth und für das arme Volk,

Dem er Entsagung lehrte und die Liebe pries;
Kein Tränklein hatt' er für den siechen Leib,
Und nicht für stolze Herrscher war der Gott,
Von dem er lehrte. — —
Und weißt du? Ob nicht meine Seele krank?
Ob nicht aus dieser Wüste voller Sklaven sie
Weit fort sich sehnt, fort von den Göttern,
Die gar so menschlich klein, so niedrig sind?
O hätt'st Du ihn gesandt hierher an dieses Bett,
Wie hätt ich dich belohnt! und sieh! vielleicht
Wär jene Liebe, die der Weise lehrte,
Auch eingezogen hier! Denn sag du selbst,
Hat nicht noch größre Wunder der vollbracht,
Den du gemordet!?
Ja Herr! gar seltsam war sein Tun! Doch laß'
Nur einmal, einmal Gnade noch mir walten! —
Nein, keine Gnade dir! Du trägst die Schuld
Und deine Feigheit, mehr wie jener All',
Die, blind durch ihren Glauben, alter Satzung treu,
In eitlem Wahne ihre Herrschaft wohl
Gefährdet glaubten und geopfert den,
Den nimmer sie verstanden! Nein, gemordet hast
Nur du die Hoffnnng mir, die letzte, letzte! —
O Gnade, Gnade, Herr! — —
Fort, fort mit dem Verruchten! Kreuzigt ihn!!
Doch, halt! — Nein, nein! Er starb den Kreuzestod,
Der Rätselhafte, dessen Bild mir stets
Verwirrend, drohend, tröstend vor die Seele tritt;
Den Tod, den gleichen, darf nicht sterben der,
Der alles mir geraubt! — Zum Felsen führt
Ihn hin und schmettert ihn hinab!! — —
Dann fällt zurück der Kaiser und bedeckt
Das Antlitz mit der Hand, und fragend, klagend tönts
Daraus hervor: O Christus, du hättest mich gerettet!

Max Ziegler:
Bubi

Georg Hirschfeld:
Die Nixe vom Güldensee
Ein Märchen der Gegenwart

I.

Der Güldensee liegt, wenn ich mich recht erinnere, denn ich bin nur als Kind dort gewesen, in Tirol. In Oesterreichs Alpen jedenfalls, denn die Leute sprachen dort einen rauh melodischen Dialekt, und die Briefmarken, die ich sammelte, trugen das Bild des Kaisers Franz Joseph. Ich erinnere mich an Sommertage an diesem See und weiß jetzt, wie schön sie gewesen sind. Als Kind kümmert man sich ja wenig um die Naturschönheit. Kinder haben, wie die Tiere, das Glück der Tatsächlichkeit — sie nehmen nnd geben hin.

Es war kein großer See, aber die Felsenbuchten des jenseitigen Ufers ließen ihn in gewissen Stimmungen grenzenlos erscheinen. Da gingen die smaragdgrünen Ausläufer in ein verschwimmendes Schwarz über, die Nebel der Berge senkten sich tief auf das Wasser herab, und es braute drüben wie ein Reigen duftiger Geister. Als Kind glaubte ich an Geister, denn der Weg von einem Märchenbuch im Hotelzimmer bis zum Seeufer war nicht weit. Ich stand oft stundenlang auf der Landungsbrücke, unter der die Ruderboote schaukelten, und starrte hinüber in das schilfige Reich. Der Nebel lag als feste, silbergraue Masse auf dem Wasser, doch unter ihm floß es schwarz dahin. In die Unendlichkeit? Nein, nein — es gab schon ein Ufer drüben. Das war gewiß, das lehrte die Landkarte. Drüben lagen ja auch die mächtigen Felsenberge, deren Gipfelzacken über die Nebelwand emporragten, schneebedeckt. Aber einen Abfluß hatte der See drüben — daran war nicht zu rütteln. Ein schmales, wildes Flüßchen, das sich durch die Felsen drängte und in die Ebene hinabschoß, dort alsbald sich majestätisch ausbreitend. Ein alter Herr im Hotel hatte mir versichert, daß der Abfluß sich im Steyrischen mit einem andern Flusse vereinigte, der in die Donau ging

und von dort in das Schwarze Meer. Ins Meer. Unendlichkeit also doch.

Uns Kindern war es streng verboten, in die geheimnisvollen Buchten hinüberzurudern. Weil uns die Ruder in den Schlingpflanzen stecken bleiben könnten. Das war schon dem Sohn eines Hotelgastes geschehn, dessen Boot bei den Bemühungen, loszukommen, kläglich gekentert war. Schlingpflanzen hatten für mich von jeher etwas Lebendiges, und jetzt besonders, seitdem ich wußte, wie böse und tückisch sie sein konnten. Ich sah noch etwas andres als die Pflanzen in ihnen, behielt aber meine Erkenntnis für mich. Im Unbestimmten drüben war es nicht geheuer. Und die Nixe unten im See? . . .

Aber hier muß ich mich unterbrechen. Ich überblicke, was ich bisher erzählt habe, und finde gar märchenfeindliche Worte darin: Hotel, Briefmarken, Landkarte. Auch den geographisch gebildeten Herrn, der mir den Abfluß des Güldensees in das Schwarze Meer mitgeteilt, muß ich ausmerzen. Meine Geschichte hebt zu einer Zeit an, da dergleichen an den Ufern des Güldensees noch nicht genannt worden war. Als Sepp, der alte Karpfenfischer, sein einziger Ansiedler war. Der Kronbergersepp, der nun wohl lange tot ist. Lassen wir uns unser Märchen nicht stören, wenn auch der Schleier darüber immer dünner und zerbrechlicher wird. Immer lauter und näher das Brausen des Verkehrs, die Stimmen der wachen Klarheit, Klarheit! Sie haben aus dem Güldensee eine Sehenswürdigkeit gemacht, eine Auslüftung für verstaubte Großstädter. Aus der rätselvollen, lebendigen Nixe eine beglaubigte Puppe aus Stein. Diese wunderlichen Verleugner ihres Besten. Sie wissen nicht, daß ihr hartes, klares Leben sich an Märchen angebaut hat, wie die Auster am Korallenriff. Sie wissen es nicht oder möchten es vergessen, denn ihr Gewissen ist schlecht. Sie haben das Märchen verraten. Solch ein verratenes Märchen, das sich aber nicht unterkriegen ließ und einfach fortzog aus Lüge und Leben in die ewige Heimat der Kindesseele, will ich erzählen.

* * *

Drüben, in der längsten Schilfbucht, die sich in den Ausfluß des Sees verliert, wohnte die Nixe Freia. Wenn der Frühling vom Süden nahte und seinen Herold, den Föhnwind, vorausschickte, der die eisige Erstarrung auf den Gipfeln lockerte, so daß es überall wie silberne Wasserbänder zum See niederrann, dann erwachte die Nixe. Sie erwachte aus ihrem Winterschlaf, der sie in einer Grotte jahraus jahr-

ein vom November bis zum April festhielt. Mit größter Pünktlichkeit schlief sie ein und wachte sie auf. Am Morgen des ersten Frühlingstages rauschte es im Schilf — die Nixe trat hervor, mit ihrer makellosen Edelgestalt dem Frühkuß der Sonne hingegeben. Sie rieb sich die Augen, dann warf sie sich in das Wasser und blickte lachend in den blauen Himmel empor. Sie spielte sich satt nach der langen, dumpfen Ruhe. Ihr jugendschöner Leib fand sich sofort in das Element zurück, das ihn geboren hatte. Viele gute Bekannte waren zu begrüßen. Glotz senior zunächst, der uralte Karpfen, von dem alle andern Karpfen des Sees abstammten. Er näherte sich, der hohe, mächtige Moosrücken, und lächelte die Nixe mit offener Schnute an. Um ihn herum schwamm eine Schar von Söhnen und Enkeln, die jüngere Generation immer etwas schlanker als die ältere. Aber auch Forellen kamen zu Freias Begrüßung, ferner die glatten, sich schlängelnden Aale, die ihr immer zu viel Redensarten machten, und ihre Gegensätze, die Goldfische, in prächtig schimmerndem Gewand, aber dumm und unfähig, ein Kompliment zu drechseln. Freia sah die dümmsten Fische am liebsten und labte ihre Augen nach der langen Winternacht an den frischen Farbentupfen der Forellen und dem Metallglanz der Goldfische. In einiger Entfernung, kaum aus der Wasseroberfläche hervorragend, drückte sich Fresser, der Hecht, herum. Auch er war in die Nixe verliebt, so viel sein kaltes Fischblut dies vermochte, aber er wußte, wie gram ihm die andern waren, seitdem er in einer heißhungrigen Stunde die ganze jüngste Karpfengeneration verspeist hatte. Jetzt hielt er sich scheu zurück und betrachtete die Auferstandene nur von fern, mit gelben, lüsternen Verbrecheraugen.

Glotz senior war Freias guter alter Onkel, dem sie sich anvertraute, so lange sie sich entsinnen konnte. Als Kind war sie immer, nur mit einem kleinen Fischschwänzchen begabt, noch nicht mit den feinen, weißen Menschenbeinen, die sie jetzt hatte, auf seinem Rücken geritten. Der hatte damals schon fast ebensoviel Moos angesetzt wie heute, denn Glotz senior schwamm durch sein zweites Jahrhundert.

„Komm," japste er lächelnd, „setz dich nur nieder, ich kann dich noch tragen wie einst."

„Aber Onkel Glotz!" rief die Nixe. „Ich bin ja viel zu schwer!"

„Du bist zu schwer?" Er wandte sich zu den andern. „Hört ihrs? Sie ist zu schwer!" Die Fische lachten und schwammen im Kreise herum. „Du bist aus 'ner ganz kleinen Muschel gekommen!

Dich zu tragen, weiße Freia, darauf wartet ein alter, einsamer Kracher wie ich das halbe Jahr!"

Sie schwang sich lachend auf seinen Rücken. Er zitterte ein bißchen, hielt aber sofort wieder stand und trug sie mit stolzer Würde über die Breitseite des Sees. An dem scheel blickenden Hecht vorüber, gefolgt von seiner langen, funkelnden Schar. Nach der kühnen Ueberquerung ging es dann an den Ufern entlang, die Freia sich alle wieder einmal ansehn wollte. Auf einer kleinen Röhrichtinsel war eine Deputation der Wildenten versammelt, deren Ansprache Freia aber nicht abwarten konnte. Sie winkte den durcheinander Schnatternden huldvoll zu, und Glotz, der die Enten nicht leiden mochte, trug sie rasch davon. In der tiefen Schilfbucht, dem Wohnsitz der Nixe, machten sie Halt. Freia war müde geworden. Der erste Tag im Leben draußen machte sie schläfrig. Sie verabschiedete Glotz, nachdem sie ihn zum Abendessen eingeladen hatte. Es sollte frische Schößlinge geben und Rüben vom vorigen Jahr. Seufzend streckte sie sich auf ihrer Sandbank aus und sah einer ziehenden Wolke nach, ohne von der Sonne belästigt zu werden, denn der bärtige Schilf überdachte ihr Lager wie eine Laube. Ihr glückliches Faulenzen wurde nur zuweilen von einigen kleinen Besuchen gestört. Junge Frösche ruderten neugierig heran, zupften mit ihren grünen Fingern am Goldhaar der Nixe, dessen Strähnen auf dem Wasser schwammen, und entfernten sich nach dieser Heldentat eilig. Freia achtete nicht auf sie, denn sie wußte, daß sie die frechen Jünglinge, wenn sie sie zornig ansah, in garstige Kaulquappen zurückverwandeln konnte. Ueber ihr im Himmelsblau tummelte sich ein Rudel Schwalben und rief ihr zu, daß sie gestern erst aus dem Süden heimgekehrt wären. Ob sie ihr davon erzählen sollten? Freia schüttelte lächelnd den Kopf. Sie antwortete: „Morgen! Heute bin ich zu müde!"

Da flogen die Vögel fort. Es wurde ganz still um sie her. Sie dehnte sich im wohligen Glück ihrer Jugend. Das linke, weiße Bein zog sie empor und legte das rechte darauf, es aufmerksam betrachtend. Nein, den Fischschweif trug sie nie mehr. Es war doch schöner, die ganze Menschengestalt zu haben. Dadurch unterschied sie sich auch von all den Tieren. Galt sie schon als Königin im See, so brauchte sie auch die einzige Gestalt dafür. Umsonst war ihr ja nicht das schöne Zwittertum gegeben. Wie viel Nöte und Schmerzen hatte sie ihm nicht zu danken gehabt! Der heiße Pocher da im linken Busen, den Glotz senior trotz seiner medizinischen Kenntnisse ihr nie erklären konnte.

Das warme, ruhelose Fließen durch die ganze, blühende Gestalt, das sie erst verstanden, als sie sich den Arm an einem Felsblock wund gestoßen und bemerkt hatte, daß das entströmende rote Naß ganz heiß war. Auch hier stand Gloß vor einem Wunder. Zögernd erzählte er ihr schließlich, daß seines Wissens die bösen Menschen genau solches Blut hätten, ganz genau solches. Und entsetzt, wie jemand, der nach seiner Operation plötzlich einer großen Entstellung gewahr wird, hatte Freia seit dieser Stunde ihren Fischschwanz betrachtet. Sie erkannte, wie er sie quälte, und empfand ihn nur noch als abgestorben und kalt. Das heiße Menschenblut war nie in den Schweif hinuntergeflossen. Dort, wo ihre weiche, weiße Haut in harte, perlmutterschimmernde Schuppen überging, hatte es sich stets gestaut und sie gebrannt wie höllisches Feuer, um so ärger, je älter sie wurde. Als wollte ihr Blut sie zwingen, sich von dem tierischen Unterleib zu trennen. Ihr armer Wille hätte dies allein nicht vermocht. Sie bat und weinte nach ihrer Mutter. Im Spätherbst, bevor der lange Winterschlaf begonnen, war ihre Mutter von den Bergen herabgekommen, die holde Wildfrau im schimmernden Schneegewand, und hatte, für alle unsichtbar, nur nicht für Freia, mit ihr gesprochen. Bedenklich hatte die Mutter sie angeblickt.

„Du weißt nicht, was du dir wünschest, du bist eines Menschen Tochter, den ich geliebt habe und in den Abgrund stieß, als er mich verraten hatte. Nun willst du sein Erbteil ganz? Du schwimmst mit deinem Schweif viel leichter im See als mit zierlichen Menschenfüßen. Du weißt nicht, wie wohl uns Kühle und Kälte tut."

„Mutter, ich fühle mich halb elend so. Warum konntest du mich nicht ganz zum Menschen oder zum Lichtelb machen? Warum mußtest du mich in den dunkeln See sperren?"

„Das war die Folge meiner Verirrung. Aber ich will, daß du glücklich wirst. Ich gebe dir beides, da beides in dir ist. Wähl dir jederzeit die Gestalt, die dir wohltut. Nur eines ganz zu sein — das ist dir verwehrt. Doch bitte ich dich, Freia, denk an meine Worte, wenn du im Frühling erwachst. Betrachte die Menschengestalt nur als geliehn und als flüchtiges Spielzeug. Sie ist nicht mehr für dich. Die Schwester der reinen Gottesgeschöpfe im See zu sein, das sei der Ernst deines Daseins. Hier, nimm meinen goldnen Ring. Drehst du ihn nach rechts herum, bist du ein Fisch. Drehst du ihn nach links, bist du ein Mensch. Schlaf wohl, Freia." — —

Nun war sie erwacht, und sinnend, die makellosen Beine übereinandergeschlagen, ganz stolz auf ihren neuen Besitz, dachte sie an ihren Vater. Wo mochte der wohl sein? Lebte er noch in dem großen, unbekannten Menschenleben? Sie hätte ihn gar zu gern einmal gesehn, denn eigentlich war sie ihm dankbar. Ueberhaupt, dieses Menschenleben . . . Warum kam es so gar nicht an den Güldensee heran? War der wirklich ganz unzugänglich für zaghafte Menschenfüße? — Was sie bisher von Vertretern der erhabenen Rasse gesehn, war freilich nicht dazu angetan, ihre Sehnsucht zu steigern, im Sommer waren von Zeit zu Zeit ein paar seltsam gekleidete Gestalten heraufgekommen, blasse, ermüdete Männer, mit Bergstöcken und nackten Knien, die statt dem bösen Schicksal, das sie so überangestrengt hatte, zu grollen, sich beim Anblick des Sees einer rätselhaften Freude hingaben. Mißtönende Schreie sandten sie, auf einem Beine tanzend, über die stille Wasserfläche hin und hörten nicht mehr damit auf, als sie ein Echo entdeckt hatten. Erschrocken sammelten sich in solchen Stunden sämtliche Fische im See und duckten sich tief in die schwarzgrüne Tiefe. Die Enten flüchteten zum jenseitigen Ufer hinüber und erzählten später, wenn sie in das Wasser hinabrauschten, was für unheimliche Gestalten wieder einmal gekommen wären. Zum Glück gab es kein Wirtshaus am See. Der alte Karpfensepp hatte in seiner baufälligen Hütte nur Milch und Brot. Allenfalls einen Branntwein noch. Die Wandrer schimpften jedesmal weidlich darüber und riefen, als ob sie beten wollten, den Himmel um ein Ding an, dessen Bedeutung die lauschende Freia nie verstand. ‚Hotel, Hotel!' riefen sie. ‚Herrgott, wann kommt hier endlich ein Hotel? Nicht einmal übernachten kann man am Güldensee!' So bereicherte die Nixe ihre Kenntnisse. Menschen brauchten also ein Hotel, um zu übernachten. Warum verschaffte ihnen das der böse Karpfensepp denn nicht? Der grinste nur immer und war froh, wenn die Fremden wieder fort waren. Der war überhaupt kein Mensch. Wie ein zottiges, schmutziges Tier ging er einher und zankte immerfort mit seinem hexenhaften Weibe. Das humpelte hinter ihm drein und wollte ihn mit einem Kochlöffel schlagen. Dabei versöhnten sie sich immer, die Rätselhaften, und blieben Jahr um Jahr in ihrem einsamen Häuschen. Wovon lebten sie? Von den Mordtaten des grausamen Greises. Jeden Abend saß er am Ufer und angelte dem armen Glotz ein paar Enkel weg. Die Dummen, die nicht alle wurden, sie gingen ihm immer wieder auf den Köder. Da half keine Warnung. Wie hatte Freia schon den

alten Verbrecher, wenn er, seine stinkende Pfeife schmauchend, am Ufer saß, erschreckt! Plötzlich war sie vor ihm aufgetaucht und hatte ihn angestarrt, als wollte sie ihn in Stein verwandeln. Er erbleichte dann und murmelte etwas wie Fluch oder Gebet. Aber wenn er am ersten Abend davongelaufen war, so saß er am zweiten schon wieder anderswo und angelte. Sie konnte gegen die Hartnäckigkeit nichts machen. Die ermordeten, armen Fischchen verkaufte er irgendwo. Er blieb dann immer zwei Tage fort. Das waren die Ruhetage für den Güldensee. Ja, böse waren die Menschen . . .

Dennoch . . . Dennoch glaubte Freia, daß sie die Richtigen noch nicht gesehn hatte. Ihr Glaube stützte sich darauf, daß sie ihr eigenes, wundersames Bild im Wasserspiegel besah. Die Geschöpfe, die sich ihre Verwandten nennen konnten, die sollten erst kommen! Wo waren ihre Brüder, ihre Schwestern? Und noch etwas andres — wo war es, das Allerseltsamste, das sie ‚die Antwort' nannte, etwas, das weder Bruder noch Schwester sein konnte. Die Antwort! . . . Sie spielte mit diesem Begriff. Dieses Spiel war ihr teurer als jeder Ernst. Es tat ihr, bevor es Wirklichkeit wurde, unendlich wohl. Es linderte ihr pochendes Herz, es nahm ihre sehnenden, heißen Hände, es ließ sich bei ihr nieder und sah ihr in die Augen, immer tiefer in die blauen Rätselaugen, bis zwei duftige Lippen kamen und sich auf ihre Lippen legten, lange, lange. So war es, so kam es, so empfand sie es. Warum eigentlich? Was sollte die Berührung der Lippen mit Lippen? Was kündete der große, erträumte Blick? . . . Ein Spiel? . . .

Unruhig wälzte sich Freia auf ihrer heißen Sandbank umher. Jetzt glühte die Mittagssonne. Alles schwieg. O, öde war es an diesem See, so furchtbar traurig und öde. Schon am ersten Tage. Wenn die Libellen nicht gekommen wären. Die schwärmten wieder mit ihren stahlblauen Flügeln um sie herum und ließen sich von ihr haschen, denn sie wußten, Freias Berührung tat nicht weh. Aber das Spiel, das sie sonst am meisten geliebt hatte, ermüdete sie heute. Sie ließ die Libellen weiterflattern und spürte plötzlich ein seltsames Brennen in der Kehle und in den Augen. Etwas Würgendes, sehr Schmerzliches. Jetzt war sie ganz allein, zum erstenmal, und alle andern Wesen waren ihr Fremde. Entsetzt ob dieser Erkenntnis fuhr sie empor. Sie strich sich das goldne Haar aus der Stirn. Dann starrte sie plötzlich unverwandt zur Uferlinie hinüber.

Ein Mensch ging da entlang. Es wollte sie dünken, er war anders als die andern. Sie duckte sich tief in den Schilf und blickte hin. Wie ihr das Herz klopfte! Der Mensch ging langsam und blieb zuweilen stehn, indem er seinen stummen Blick über den See warf. Ihm fiel es nicht ein, nach seiner Ankunft zu jodeln und zu schreien, wie die Barbaren im Sommer. Er schien eine stille, glückliche Freude an dem erhabenen Anblick zu fühlen. Die kleine Nixe nahm sogleich für ihn Partei. Sehnsüchtig wartete sie darauf, daß er endlich käme, damit sie ihn deutlich erkennen könnte. Jetzt hörte sie schon seine Schritte auf dem Uferkies, und entsetzt, als ob ein neuer Karpfensepp sie fischen wollte, tauchte sie unter. Im Wasser besann sie sich aber und sprach das Wodanswort, das sie unsichtbar machte. Dann stieg sie lautlos wieder empor nnd legte sich auf die Sandbank, die Arme aufgestützt und das Kinn in den Händen haltend. Listig lächelnd sah sie ihn herankommen. Der Ahnungslose — wie war er schön! Ein brauner, feiner Sportanzug, kein falsches Bauerngewand umschloß seine junge, elastische Gestalt. Das Gesicht war etwas weich für einen Mann, aber die dunkeln Augen hatten einen rührend kindlichen Ausdruck, etwas, was sie hätte in die Hände nehmen und küssen mögen. Sie standen ein wenig vor, und der Einfall, sie trotz ihrer Schönheit mit den Augen der jungen Fische zu vergleichen, brachte Freia plötzlich zum Lachen. Da stutzte der Mensch. Mißtrauisch sah er zu ihr hinüber, hatte sie jetzt völlig im Gesichtskreis. Er schien zu glauben, daß ein Windesrauschen im Schilf oder ein Kiebitzruf ihn genarrt hatte. Lächelnd schüttelte er den Kopf und blieb an einem Baumstamm, den der Blitz getroffen und als knorrigen Steg weit über das Wasser gelegt hatte, stehn. Er gähnte, was der Nixe nicht gefiel, denn seine Zähne erwiesen sich als schadhaft. Dann pfiff er einen vergnügten Marsch, den Radetzky-Marsch, wie sie später erfuhr, und bestieg mit plötzlichem Entschluß den gebrochenen Baumstamm. Wie ein eleganter Seiltänzer schritt er, mit ausgestreckten Armen balanzierend, auf dem wippenden Holz sehr weit hinaus. Freia war seine überraschte Zuschauerin. Sie konnte ihre Lust kaum bändigen. Der Mensch gefiel ihr. Der so spielen konnte, ohne Kameraden. Der so heiter war und zugleich so ernst. Nun ließ er sich behutsam nieder, gerade vor ihrer Sandbank. Wie dankbar sie ihm dafür war! Sie sah ihm direkt ins Gesicht. Verhielt sich mäuschenstill. Woran mochte er jetzt denken? Der Sonnenuntergang, der sich feurig über den See ergoß, schien ihn

traurig zu stimmen. Sie wußte nicht, warum, aber sie hatte Ehrfurcht vor diesem Gefühl, das gewiß sehr menschlich war. Er verschränkte die Arme und betrachtete düster den sinkenden Feuerball. Als Kinder der Sonne schienen die Menschen sich also nicht zu fühlen. Das hatte sie eigentlich gedacht. Der Blick dieses Mannes bekam jetzt etwas Fernes und Feindliches, etwas Lichtverlassenes. Woran mochte er denken? . . .

Mit großen, staunenden Augen sah sie ihn an. Ohne Trost, ohne Nähe. Sie durfte sich ihm nicht zeigen. Noch einmal tönte wie eine mahnende Glocke der Rat der Mutter in ihr. ‚Menschengestalt ist nur geliehen für dich, ein flüchtiges Spiel! Du kannst das eine nie ganz sein'! . . .

Jetzt erhob sich der Mensch. Er seufzte und ging, da er in seiner ernsten Besonnenheit vergaß, zierlich zu balanzieren, mit rascher Aengstlichkeit zum Ufer zurück. Traurig sah Freia ihn sich entfernen. Doch als sie ihn kaum erkennen konnte, packte sie ein jäher Schmerz. Sie vergaß die Worte der Mutter. Hastig warf sie sich in den See (der Mensch sah sich um, da er glaubte, daß ein Fisch gesprungen war) und holte den Wanderer bald ein. Sie schwamm neben ihm her und ließ ihn nicht aus den Augen. Jetzt kam die böse Ecke, wo die Wandrer immer, wenn es dämmerte, abbogen und den See verlassend zu Tal schritten. Würde auch er verschwinden? Auch er? — — Sie suchte ihn mit ihrem wilden Wunsche festzuhalten. Heil ihm! Er ging an der Ecke vorüber, sonst hätte sie ihn gefaßt. Er näherte sich noch einmal der Fischerhütte. „Na, Sepp, wie stehts?" rief er dem Alten mit wohllautender Stimme zu. „Hab ich ein Nachtquartier?"

„Wenns sein muß," brummte der Fischer.

„Du bist schon ein liebenswürdiger Wirt, das muß man sagen! Ja, es muß sein, alter Grobian, denn ich will drei Tage am Güldensee bleiben!"

Drei Tage! — Die Nixe erschauerte vor Freude. Drei Tage. Das war ein Mensch. So lange wollte er in der elenden Hütte hausen, wie ein Fischer leben, nur um des Güldensees willen. Der brauchte kein ‚Hotel'. Drei Tage konnte sie ihn sehn.

Er folgte jetzt dem Karpfensepp. Sie wollte warten, bis er wieder herauskam, aber rechtzeitig fiel ihr ein, daß sie Glotz senior zum Abendessen eingeladen hatte. Den würdigen Oheim harren lassen — das durfte sie doch nicht wagen. Sie riß sich gewaltsam los nnd ruderte eilig, vom Abendwinde umschauert, über die Breitseite des Sees zur

Schilfbucht hinüber. Als sie sich mit schlechtem Gewissen ihrem Heim näherte, war Gloß schon da. Er sah ihr ernst, mit geschlossener Schnute entgegen. Seine Lippenfäden standen heute wie ein großer Schnurrbart ab — das war ein Zeichen, daß er erregt war. Sie tat, als ob sie es nicht bemerkte, und richtete eilig das Abendessen her. Auch er verlor kein übriges Wort, füllte sich redlich mit den aufgetragenen Speisen an nnd wischte sich zuletzt mit einer Brustflosse das Maul ab. Dann sah er die Nichte rund und ernsthaft an.

„Was hast du, Oheim?“ fragte Freia unbefangen, aber über und über errötend.

„Bist ja vorhin an mir vorübergeschwommen! Da drüben, am flachen Ufer. Als ich auf dem Wege zu dir war. Hast mich gestreift, so daß eine Flocke von meinem Rückenmoos an dir hängen geblieben ist, und hast ihn doch nicht gesehn, den alten Oheim!“

In seinen großen Augen, die gutmütig spöttisch sein wollten, lag eine heimliche Drohung. Das ließ sie sich nicht gefallen. „Sag es doch lieber offen heraus, Gloß, du hast gesehn, daß ich dem Menschen gefolgt bin.“

Er sperrte seine Schnute außerordentlich weit auf. „Hoho, bist du das?!“

„Jawohl! Ich mache kein Hehl daraus! Wir haben uns nichts zu verbergen!“

„Ich dächte auch!“

„Der Mensch gefiel mir, und daran hindere mich nicht, sonst wird es mir zu langweilig in deinem Güldensee!“

„Oho!“

„Ich bin nicht undankbar, Oheim! Aber du weißt, ich habe was von den Menschen.“

„Warum? Wegen deiner Gestalt? Du bist aus einer ganz kleinen Muschel gekommen.“

„So bleibe bei deinem Glauben. Ich tue, was ich mag.“

„Er wird dich fischen, denn er ist nicht besser als der Karpfensepp.“

„Meinst du?“

„Mörder sind sie alle. Für uns. Ich rede nur von uns. Was sie untereinander sein mögen, das kümmert mich nicht.“

„Aber mich! Ich will jetzt wissen, was sie dort sind.“

„Wie willst du das anstellen?“

„Das laß meine Sorge sein.“

„O Freia, Freia — meine Sorge bist du! Laß dich warnen, Kind!“

„Ich bin nicht wie ihr, lieber Alter. Ich beiße in keine Angel und schwimme in kein Netz. Aber du hast dich ja selbst davor bewahrt. So lange schon, so lange. Komm und mach dir keine traurigen Gedanken. Iß. Hier ist eine besonders süße Rübe.“

Doch Glotz bedankte sich und schwieg. Er blieb noch eine Weile anstandshalber, indem er auf das schwarze Wasser hinausstarrte und nur von Zeit zu Zeit seiner in wunderlicher Zerstreutheit befangenen Nichte einen Seitenblick zuwarf. Dann sah er, daß der Mond aufgegangen war, und schwamm in seiner zitternden Lichtstraße langsam nach Hause.

II.

Freia wartete schon vor Tagesanbruch auf das Kommen des Menschen. Aber so früh war der junge Mann nicht bei Wege. Sie lernte heute kennen, was Ungeduld war. Denn sonst — was brauchte Geduld im Güldensee? Rastlos schwamm sie vor den äußersten Schilfstauden ihrer Bucht umher und blickte nach dem Uferwege. Sollte es ihr entgangen sein, daß er doch schon Abschied genommen und zu Tal geschritten war? Aber das war bei ihren durchdringenden Augen unmöglich. Die Pein des Wartens erhöhte ihr das Gefühl, daß sie Zuschauer hatte. Glotz mußte geplaudert haben, denn die jüngern Fische schwammen auffällig, mit scheinbarer Harmlosigkeit um sie herum und warfen ihr spöttische Seitenblicke zu. In ihrer Erregung faßte Freia es so auf, obwohl sie ja bei Fischen an Seitenblicke gewöhnt war. Schließlich kam es so weit, daß Fresser, der Hecht, erschien und irgend eine höhnische Bemerkung machte, worauf das charakterlose Volk, das ihn sonst haßte, in ein wohliges Gekicher ausbrach. Freia bezwang ihren Zorn und legte sich, die Arme verschränkend, auf die Sandbank. Hier konnte sie — sie hatte sich unsichtbar gemacht — den ganzen Uferweg überblicken. Aber der Hecht gab keine Ruhe. Er wagte sich mit seinem vergnügten Gefolge dicht an sie heran und rief: „Was ist denn das für ein niedlicher Fisch? Oder ist es gar kein Fisch? Wie sonderbar! Im vorigen Jahr hatte er noch seinen ehrlichen Schwanz! Fräulein Fischin! Wir dulden keine Maskerade im Güldensee! Merken Sie sich das!“

Fortsetzung im nächsten Heft.

Johannes Schlaf:
Meine fachmännischen Kritiker

„The matter of the whole solar system es left in a most delightful state of uncertainty, and J shall be very glad if anyone can help us out of it."
Prof. Airy, Kgl. Astronom, Greenwich.

Mit andern zustimmenden Kundgebungen — immerhin sind auch solche zu mir gelangt — ging mir aus New-York wegen meines Aufsatzes im ersten August-Heft von „Nord und Süd" über die „Unhaltbarkeit der Kopernikanischen Anschauung" ein von dem berühmten amerikanischen Astronom S. Newcomb herrührender Aufsatz zu, der von „Geheimnissen des Kosmos" handelte, die sich „durch das moderne System der Astronomie nicht erklären lassen". Ueber diese „Geheimnisse des Kosmos" sagt er:

„Unser ganzes Sonnensystem, die Sonne mit allen ihren Planeten, bewegt sich auf die Leier zu. Wann, wo und wie begann diese Bewegung, vorausgesetzt, daß sie überhaupt begann? Wann, wo und wie wird sie enden, wenn hier überhaupt ein Ende in Frage stehn kann? Das ist eins der größten aller ungelösten Probleme der Astronomie." — „Ein andres, und wieder eins der größten, die sich der Astronomie darbieten, ist das vom Umfang des Universums. Gibt es nur diese wenigen uns nahen Sterne in einer räumlich unendlichen Ausdehnung; bilden sie eine Ansammlung, jenseits deren leerer Raum ist? Mit andern Worten: hat das Universum eine Grenze?" — Ferner: „Es ist mathematisch nachweisbar, daß ein unendlich ausgedehntes Sternensystem die Himmelsräume mit einem Lichtglanz erfüllen müßte, der dem der Mittagssonne gleichkäme. Da das aber nicht der Fall ist, so muß man annehmen, daß das Universum eine Grenze hat. Aber das setzt uns noch nicht in die Lage, diese Grenze festzustellen, noch

zu sagen, wieviel Sterne noch jenseits der äußersten Leistungsfähigkeit des teleskopischen Schauens liegen". — Ferner: „Auf die Frage nach dem Wärmevorrat des Universums weiß die Wissenschaft zwar eine Antwort, aber keine wirklich zuverlässige. Nimmt man die Theorie von der Wärme jener Himmelskörper an, die Eigenlicht haben — Sonne, Fixsterne, kosmische Nebel —, so läßt sie dennoch ein Problem offen, das für unser gegenwärtiges Wissen unlösbar bleibt. Was wird aus der gewaltigen Flut von Wärme und Licht, die Sonne und Fixsterne mit einer Geschwindigkeit von 180000 Meilen in einer Sekunde in den leeren Raum ausstrahlen? Dies Problem: was wird aus ihr? harrt noch immer seiner Lösung."

Also hat die Kopernikanische Astronomie trotz jahrhundertelanger Arbeit und trotzdem ihr sehr vollkommene Methoden und Werkzeuge zu Gebote stehn, n i c h t s darüber ausgemacht, daß unser Sonnensystem auf das Sternbild der Leier zustrebt! Und sie hat ferner in Wahrheit n i c h t s darüber ausgemacht, ob die räumliche Ausdehnung des Kosmos eine unendliche ist — vielmehr läßt es Newcomb sogar als das ungleich wahrscheinlichere erscheinen, daß der Kosmos eine Grenze hat — ebensowenig wie sie in Wirklichkeit etwas Sicheres über die Verteilung und das Schicksal der Wärme und des Lichts im kosmischen Raum ausgemacht hat!

Sollte es bei einer solchen Sachlage wirklich eine so große Ungeheuerlichkeit sein, die Möglichkeit anzunehmen, daß sich von der Seite irgend eines dieser noch völlig ungelösten und unsichern Hauptprobleme her die ganze Kopernikanische Anschauung erledigen könnte? Erwägen wir noch dazu, daß hervorragende Astronomen der Kopernikanischen Richtung — z. B. Proctor — die Anschauung Tychos der Kopernikanischen gegenüber als mindestens gleichwertig bezeichnet haben; daß ferner andre berühmte Astronomen die völlige Unzuverlässigkeit, ja sogar Unmöglichkeit der Parallaxenberechnung ausgesprochen haben, dann deutet dies alles denn doch auf einen kaum noch besonders verblümten Verzagungszustand der Kopernikanischen Astronomie hin! Der Sturm von Spott und Entrüstung, der sich gegen mich erhoben hat, hätte sich also gut und gern erübrigen können. Um so mehr, da ich keineswegs blindlings eine Invektive gegen die Kopernikanische Auffassung gerichtet, sondern lediglich durch eine direkt empirische sachliche Feststellung ihre Unhaltbarkeit dargetan habe.

*

Es wird deshalb vielleicht interessant und lohnend sein, sich die Einwendungen etwas genauer anzusehn, die inzwischen von einigen angesehenern, wirklichen Fachmännern gegen mich und meine Feststellung der tatsächlich und nicht bloß scheinbar sich vollziehenden Rückläufigkeit Jupiters und der Planeten erhoben wurden. Von Interesse sind zwei von ihnen: Prof. Dr. Ferd. Meisel, der bekannte Darmstädter Optiker und wissenschaftliche Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung", und Dr. Courvoisier, der ein Mitglied der Berliner Königl. Sternwarte ist.

Prof. Meisel hat in der Nr. der „Frankf. Zt." vom 6. August acht enggedruckte Spalten mit einer fachmännischen Kritik meines Aufsatzes „Unhaltbarkeit der Kopernikanischen Auffassung" gefüllt, sogar zwei Zeichnungen publiziert, die die Scheinbarkeit, bezw. Relativität der rückläufigen Bewegung Jupiters verdeutlichen sollten. Auf diesen Aufsatz erwiderte ich dann in der Nr. der „Frankf. Ztg." vom 12. August mit einer Entgegnung „Unhaltbarkeit der Kopernikanischen Auffassung". Auf sie folgte ein weiterer Aufsatz Prof. Meisels, Nochmals: „Johannes Schlaf contra Kopernikus", in der Nr. der „Frankf. Ztg." vom 15. Aug. Es war das letzte Wort, das die Redaktion des Blattes uns in dieser Auseinandersetzung gab.

Die lange Ausführung, die Prof. Meisel in seinem ersten Aufsatz über „Relativität der Bewegung" und damit gegen meine Feststellung einer tatsächlich und nicht bloß scheinbar (relativ) sich vollziehenden Rückläufigkeit Jupiters bot, hatte in keiner Weise berücksichtigt, daß sich gerade aus dem Resultat meiner Jupiterbeobachtung ergab, daß die Erde nicht in der Ekliptik und um die Sonne herum laufen kann; sie basiere vielmehr nach wie vor darauf, daß die Erde in der Ekliptik geht. Anstatt auf die Stichhaltigkeit meiner Feststellungen der so auffallenden Verfrühung des „roten Fleckes" zu achten! Worauf ja doch, wenn Prof. Meisel mich widerlegen und seinen eignen Standpunkt d. h. den der Kopernikanischen Astronomie, behaupten wollte, gerade alles ankam.

Worüber Herr Professor Meisel mich belehren wollte, das wußte ich selbst. Nämlich daß, wenn die Erde um die Sonne läuft, die Planeten und Jupiter in Bezug auf die Erde in Epizykloiden gehn, während ihre tatsächliche Bahn, also um die Sonne herum, eine — von ihren Excentrizitäten abgesehn — kreisförmige sein würde.

Deshalb brauchte ich in meiner Entgegnung auch nicht weiter auf seinen Aufsatz einzugehn, sondern konnte mich darauf beschränken,

A. F. van der Meulen:
Ausfahrt Ludwigs XIV. nach
Vincennes
(Galerie Dresden.)

Prof. Meisel einfach noch einmal auf die nähern Daten meiner Feststellung aufmerksam zu machen, über die er so ganz und gar hinweggesehn hatte. Darauf kam sein zweiter Aufsatz, der aber leider abermals über die Hauptsache wegsah und im wesentlichen nur das wiederholte, was der erste über Relativität der Bewegung ausgeführt hatte.

Da ich nun aber sowohl Prof. Meisel gerecht werden möchte und zugleich im Interesse meiner Sache keinesfalls den Schein zulassen kann, daß vor der Oeffentlichkeit Prof. Meisel mit seinem „Schlußwort" auch wirklich zugleich das abschließende ausgesprochen haben sollte, so will ich hier noch einmal etwas ausführlicher auf den zweiten Aufsatz von Prof. Meisel eingehn.

Immer wieder war es also die „Relativität der Bewegung", die Herr Prof. Meisel mir entgegenhielt. Darüber sagt er in seinem zweiten Aufsatz: „Unter der Bewegung eines Punktes versteht man die Aenderung seiner Lage gegen einen andern Punkt oder mehrere andre Punkte. Das Vorhandensein von wenigstens zwei Punkten gehört also nicht etwa nur zur äußerlichen Feststellung, sondern zum Begriff der Bewegung. Von einem einzelnen Punkt im unbegrenzten Raum kann man weder sagen, er sei in Ruhe, noch er sei in Bewegung. Sind aber zwei oder mehrere Punkte vorhanden, deren gegenseitige Lage sich ändert, so ist es ganz gleichgültig, welchen von diesen Punkten ich mir ruhend denke, auf welchen von diesen Punkten ich also die Bewegung der übrigen beziehe. Feststellen, daß der eine Punkt wirklich ruhe, der andre sich wirklich bewege, ist ein Ding innerer Unmöglichkeit."

Ist die Definition von Bewegung, die Prof. Meisel da hingestellt hat, auch wirklich richtig? Ist unter Bewegung wirklich die Aenderung der Lage eines Punktes gegen einen andern oder mehrere andre zu verstehn? Herr Prof. Meisel versteht hier, wie aus dem ganzen Zusammenhang ganz zweifellos hervorgeht, unter „Punkt" immer kosmische Körper, und unter der Lageveränderung von „Punkten" untereinander die gegenseitige Lageveränderung von kosmischen Körpern! Ist diese Definition richtig? Sie ist es keineswegs, sondern es steht vielmehr so, daß die Aenderung der Lage eines Punktes gegen einen andern lediglich ein Anzeichen von Bewegnng ist, nicht einen Augenblick kann aber Bewegung damit wirklich erschöpfend und genau definiert sein! Und übrigens würde es sich hier auch nur um ein, wenngleich hauptsächlichstes Merkzeichen von Bewegung handeln!

Was ist Bewegung? Bewegung ist ein Zustand eines Punktes; und zwar der einer grad- oder krummlinig sich vollziehenden Veränderung, bezw. Weiterrückung seiner jeweilig momentanen Lage im Raum. (Damit hätten wir freilich vorderhand auch nur eine mehr äußerliche Definition von Bewegung geboten. Die eigentlichste, das wahre Wesen von Bewegung erfassende und erschöpfende, würde Bewegung als Polarität oder als die beständige gegenseitige Auslösung zweier Pole erkennen. Das wäre jenes Wesen und jener Grundzustand von Bewegnng, von dem her sich jeder andre Zustand von Bewegung erst vollständig erklärt. Doch mag uns hier vorläufig die mehr äußerliche, aber für unsre Zwecke zureichende Definition von Bewegung, die wir eben aufgestellt haben, genügen.)

Wenn wir uns nun aber vergegenwärtigen wollen, was wir mit dieser Definition der unzureichenden des Herrn Prof. Meisel gegenüber gewonnen haben, die uns so ganz und gar auf die Lageveränderung zweier Punkte untereinander beschränken wollte, so wäre z. B. von der Bewegung Jupiters zu sagen, daß diese keineswegs nur aus einer Relation zur Sonne, zur Erde oder zu sonst einem kosmischen Körper erkannt und festgestellt wird, sondern auch noch auf andre und eigentlichere Weise. Z. B. damit, daß wir Jupiter von einem Zeichen des Tierkreises ausgehn und durch die andern Tierzeichen hindurch zurückkehren sehn. Daran hat man z. B. erkannt, daß Jupiter in 11 Jahren 317 Tagen 14 Stunden einmal seine Bahn beschreibt. Man hat damit einen Anhalt für die Jupiter tatsächlich eigene Bewegung, die er abgesehn von einer Relation zu Sonne oder Erde besitzt. Ich füge hinzu: man hat einen solchen Anhalt ferner auch gerade in den Bewegungsvorgängen seiner Oberfläche; und man hat sie für seine tatsächliche und nicht bloß relative Rückläufigkeit in jener so auffallend vorrückenden Verfrühung des „roten Flecks“.

*

Wir haben also Prof. Meisels unzureichende Definition durch eine eigentlichere und richtigere ersetzt. Kann man nun aber ferner, um auf Prof. Meisels weitere Ausführung einzugehn, wirklich von einem einzelnen Punkt im Raum weder sagen, er wäre in Ruhe noch er wäre in Bewegung? Ich meine vielmehr: man kann das durchaus! Denn wenn wir auch nur aus Anzeichen, wie wir sie oben berührt haben, erkennen können, ob ein Punkt sich in Bewegung oder in Ruhe befindet — davon abgesehn, daß ein wirklich völlig in Ruhe befindlicher Punkt

im Kosmos überhaupt nicht vorhanden ist — so stellen wir ja doch unter allen Umständen Bewegung fest. Und also ist Bewegung vorhanden. Nur weil Bewegung ist, können zwei Punkte ihre Lage zueinander verändern. Was aber wäre denn sonst vorhanden, als Punkte, bezw. kosmische Gebilde, das sich bewegte?

Was aber hätte es denn ferner für einen Sinn, sich solch immer „einzelnen Punkt im unbegrenzten Raum" vorzustellen? Aber wo wäre er denn? Und was wäre er denn anders als die barste, blankste Chimäre, da ja doch tatsächlich beständig unabzählbar viele Punkte in der räumlichen Ausdehnung vorhanden sind und jederzeit in Bewegung und gegenseitiger Lageveränderung sich befinden?! —

Also bleibt es dabei: den Punkten oder kosmischen Körpern und jedem einzelnen von ihnen eignet Bewegung! Und das ist eine ganz sichere und positive Aussage und Feststellung. Aus der sich mit jeder Notwendigkeit auch ergeben muß, daß Jupiter seine ihm eigene Art und Zuständlichkeit von Bewegung hat, von der scheinbaren abgesehn, die er zur Sonne, oder zu einem andern Körper, oder etwa zu einer in der Ekliptik gehenden Erde besitzt. Und grade dieser Umstand konnte denn auch die Möglichkeit gewährleisten, darüber etwas Sicheres auszumachen, ob die Erde überhaupt, wie die Kopernikanische Anschauung annimmt, auch wirklich sich in der Ekliptik und um die Sonne herum bewegt!

*

Aber lassen wir Prof. Meisel fortfahren. Er schreibt: „Sind aber zwei oder mehrere Punkte vorhanden, deren gegenseitige Lage sich ändert, so ist es ganz gleichgültig, welchen von diesen Punkten ich mir ruhend denke, auf welchen von diesen Punkten ich also die Bewegung der übrigen beziehe."

Sollte das wirklich so „ganz gleichgültig" sein? Aber dann wäre ja jedwede Astronomie geradezu unmöglich; zum mindesten aber bestünde sie aus einem einzigen Gewebe vollständiger Willkürlichkeiten! Welche einzige astronomische Anschauung, sei sie die Ptolemäische, die Kopernikanische, die Tychos oder sonst eine, dürfte alsdann denn auch nur noch einen Augenblick prätentieren, ernst genommen zu werden? Und hätte Prof. Meisel da nicht den Wert der Diskussion, in die er sich mit mir eingelassen, auf der Stelle vollständig illusorisch und hinfällig gemacht? Wahrhaftig, eine solche „Relativität von Bewegung": was wäre sie anders als das Unding einer Relativität ohne jede sichere

und verläßliche Relation, d. h. also so gut wie ohne jedwede Relation? Das wäre denn doch wohl nur noch der vollständigste und zudem verhängnisvollste wissenschaftliche Nihilismus, die öffentliche Bankrotterklärung der Astronomie! —

Glücklicherweise steht es aber denn doch anders. Prof. Meisel kann eine solche Behauptung nicht aufrechterhalten. Denn immerhin hat er sich ja in seinen Ausführungen mit der sonstigen Astronomie auf den Kopernikanischen Standpunkt gestellt, der die Bewegung des Jupiter in bestimmte Relation zur Sonne bringt und nur in unmaßgeblichere zu einer in der Ekliptik gehenden Erde. — Freilich wird es ja nun aber von jeher das Leidwesen gerade der hervorragendsten Astronomen gewesen sein, daß sie, anstatt mit einer, ein für allemal bestimmten und sichern Relation kosmischer Bewegung, stets mit im wesentlichen zwei Richtungspunkten zu tun hatten: mit der Sonne und mit der Erde! So daß man sagen könnte, daß diese beiden für uns wichtigsten aller kosmischen Körper noch immer im Streit um das kosmische Primat stehn; trotz Kopernikus! Ein Zeichen, was für eine höchst mißliche Sache noch immer diese „Relativität der Bewegung" ist! Und ein Zeichen, daß noch immer das allerwichtigste kosmische Problem im Hintergrund steht, nach wie vor, und die Astronomie daran mahnt, daß es zu erledigen ist! Unter allen Umständen und vor allem zu erledigen ist, weil denn am Ende doch selbst die stolzesten Ausmachungen und Berechnungen der Astronomie eitel Dunst und Ohnmacht sein könnten, wenn man sich nicht der Relation versichert hat, ohne die selbst ein kleiner wirklich errungener Vorteil nur eine sehr unverdiente Gnade sein würde! In der Tat: welchen einzigen wirklich sichern Schritt kann denn die Astronomie tun, wenn nicht die kosmische Relation, wenn nicht die kosmische Zentrale festgemacht ist? Oder sollte etwa, trotzdem wir die Einheitlichkeit der Kraft festgestellt haben und das Vorhandensein von kosmischen Systemen und deren stufenreichen Zusammenhang untereinander, eine solche kosmische Zentrale überhaupt nicht vorhanden sein können? Wäre sie etwa wirklich bloß so eine Einbildung, nach der zu suchen eines ersten Astronomen nicht einen Augenblick mehr würdig wäre? Welch ein verhängnisvoller Irrtum!

*

Es wird also feststehn: Selbst mit einer noch so bloß plausibeln Relation aller kosmischen Bewegung dürfen wir uns nicht zufrieden

geben; sie läßt uns, wie die mißlichen beiden kosmischen Rüstungspunkte der heutigen Astronomie beweisen, nur zu sehr beweisen, ewig nicht aus der schweifendsten, unzureichendsten, unerläßlichsten Hypothesenwirtschaft heraus! Sollte es denn nun aber nachgerade noch so gar schwer sein, die wirkliche, die absolute, zentrale Relation der kosmischen Bewegung, die maßgebendste und nötigendste, zu finden?

Wissen wir doch alle ohne weiteres, daß Bewegung als solche tatsächlich vorhanden ist. D. h. also, daß der Kosmos, daß die kosmischen Körper sich bewegen. Zugleich wissen wir, daß Bewegung — ich deutete schon oben an, daß wir eigentlich dafür richtiger und besser sagen: Polarität! — in vollständiger Einheit steht. Das aber kann wieder nichts andres heißen, als daß Bewegung zentralisiert ist. Besitzt Bewegung doch eine Richtung! Also auch eine Grenze und einen Ausgangspunkt. Denn dies beides liegt wieder im Begriff der Richtung. Was aber könnte ihr Ausgangspunkt andres sein als ihr Zentrum? Folglich muß dieses Zentrum einheitliche kosmische Bewegung oder Polarität, auch deren Richtungspunkt oder die Relation aller ihrer Einzelzustände, Phasen, Grade sein! Aus alldem erhellt aber, daß wir vom Wesen der Polarität aus zur endgültig exakten Feststellung der allgemeinen kosmischen Zentrale gelangen müssen. Sie muß der kosmische Punkt sein, um den, von seiner eignen polaren Bewegung an ein und der gleichen Stelle bestimmt, aller kosmische Umlauf kreisen muß. Finden wir also auf irgend eine Weise (nochmals: vom Wesen einheitlicher Polarität aus!) denjenigen kosmischen Körper, um den aller kosmische Umlauf herumgeht, so ist er der kosmische Zentralkörper und birgt den absoluten Richtungspunkt aller kosmischen Bewegung! Nun, dieser Richtungspunkt ist kein andrer Körper als unsre Erde, und kein andrer birgt ihn! Wenn das aber richtig ist, so muß auch meine Feststellung hinsichtlich der nicht im Kopernikanischen Sinn scheinbaren, sondern tatsächlich, d. h. ohne jeden Bezug auf eine elliptische Erdbahn, sich vollziehenden Rückläufigkeit Jupiters und der Schluß richtig sein, der sich sofort auf das Verhalten der Erde hinsichtlich ihrer Bewegung ergeben muß! (Abgesehn von dem eigentlichsten, hauptsächlichsten Beweis, den ich in meinem Buch „Kosmos und kosmischer Umlauf“ bieten werde.)

*

Sehn wir zu, was Herr Prof. Meisel gegen diese tatsächliche Rückläufigkeit einzuwenden hat. Denn wenn auch nur sehr kurz, berührt er in seinem zweiten Aufsatz immerhin nachträglich meine Hauptsache, nämlich die Verfrühung des „roten Flecks".

Er schreibt: „Die Verfrühung im Eintritt des „roten Flecks", auf die Schlaf das Hauptgewicht legt, erklärt sich in der Hauptsache aus der Achsendrehung der Erde einerseits und der des Jupiter andrerseits und hat mit der Frage, die Schlaf entscheiden möchte . . . gar nichts zu tun." Prof. Meisel hat hier übersehn, daß sie, besonders bei den so ganz und gar auffallenden und ungewöhnlichen Umständen, unter denen sie sich vollzog, alles für die Hauptsache, auf die es mir ankommt, geradezu alles, entscheidet und daß sie gerade alles mit ihr zu tun hat. Was aber hat die Achsendrehung der Erde mit der Verfrühung des „roten Fleckes" zu tun? Es ist mir ganz unverständlich, wie Herr Prof. Meisel dazu kommt, hier die Achsendrehung der Erde heranzuziehn! Sie entscheidet, bezw. bewirkt ja doch, was Jupiter betrifft, weiter nichts als dessen täglichen östlichen Auf- und westlichen Untergang für uns! Die Achsendrehung des Jupiter selbst existiert zwar für mich überhaupt nicht, sondern lediglich ein regelmäßiger Umlauf seiner leichten und sehr beweglichen Oberfläche, sie bedeutet anderenteils aber auch weiter nichts als eine Tautologie. Denn es versteht sich von selbst, daß der „rote Fleck" sich deshalb um Jupiter herum bewegt, weil dessen Oberfläche einen regelmäßigen Umlauf hat. Ganz selbstverständlich! Für eine Verfrühung des „roten Flecks" aber, und ganz und gar für eine so überaus auffallend sich vollziehende, kann dieser Umlauf der Jupiteroberfläche und somit des „roten Flecks" nichts besagen! Wenigstens erklärt er diese Verfrühung, und gar diese, nicht einen Augenblick. Es sind eben wesentlich andre Ursachen hinter ihr zu vermuten, durch die sie bewirkt wird!

Prof. Meisel fährt dann fort: „Bei der Bewegung des merkwürdigen Flecks kommt aber weiter in Betracht, daß auf dem Jupiter, wie auch auf der Sonne, die Winkelgeschwindigkeit eines Punktes der Oberfläche mit dem wechselnden Abstand des Punktes vom Aequator abnimmt." Nun, Herr Prof. Meisel hätte mir schon zutraun dürfen, daß mir das bekannt war. Aber was soll es im übrigen hier besagen? Die Winkelgeschwindigkeit des südlichen Aequatorbandes, in dem der „rote Fleck" sitzt, der Bewegung des Aequators selbst gegenüber kann

uns hier ja doch ganz gleichgültig sein. Mag der Aequator sich bewegen, wie er will, genug: Das südliche Aequatorband und der „rote Fleck" haben i h r e Bewegung, wie er die seine; beider Verhältnis zueinander ist uns hier gleichgültig, dagegen geht die Bewegung des südlichen Aequatorbandes, an dessen e i g n e m gewohntem durchschnittlichem Umlauf gemessen, entweder normal oder abweichend. Und das ist es, was hier einzig und allein in Betracht kommt! Geht sie aber wie im Fall der Rückläufigkeit Jupiters, sogar auffallend abweichend, wie ich es nachgewiesen und festgestellt habe, so bleibt das eben zu erklären und zu verstehn! Leider hat Herr Prof. Meisel über diesen sehr wichtigen Umstand hinweggesehn!

Weiter: „Schließlich kommt noch in Betracht, daß schon seit den Jahren 1879 eine Eigenbewegung des „roten Flecks" beobachtet wird." Auch das war mir durchaus nicht unbekannt. Aber diese Eigenbewegung ist, gegen die sonstige Umlaufszeit des südlichen Aequatorbandes gehalten, eine viel zu geringe, als daß sie bei einer Differenz, wie ich sie beobachtet und festgestellt habe, irgendwie in Betracht kommen könnte! Ich habe diese E i g e n b e w e g u n g e n des „roten Flecks" die Zeit über, die ich Jupiter beobachtet habe (Mai, Juni, Juli, August) gar wohl wahrgenommen: aber sie hatten nicht das mindeste mit dieser Verfrühung im Ein- und Austritt zu tun, die im Zeitraum eines Monats von $^1/_4$ Stunde bis zu ganzen 5 Stunden zunahm.

Ferner hat Prof. Meisel übersehn, daß es sich um eine wirkliche U m l a u f s v e r s c h i e b u n g des „roten Flecks" hier ja gar nicht handelte, sondern darum, daß Jupiter in einer solchen Bahnrichtung retrograd ging, daß er allmählich gegen uns seine eine Seite mit der andern vollständig vertauschte! So daß also die Verfrühung des „roten Flecks" keine eigentliche und wirkliche Oberflächenumlaufsstörung war, sondern nur eine s c h e i n b a r e, die sich eben dadurch ergab, daß Jupiter allerdings die Seite, die er uns bisher zugewandt hatte, gegen den zweiten stationären Punkt hin und um denselben herum mit der andern umtauschte. (Die er alsdann seit dem 11. Juni uns unverändert zugekehrt hält!) Also auch dieser Einwurf Prof. Meisels hat sich vollständig erübrigt. Das aber war überhaupt alles, was er meiner wesentlichen Hauptsache entgegenzuhalten gewußt hat.

Demnach hat auch Herr Professor Meisel meine Feststellung und infolgedessen auch die hochwichtige Folgerung, die sich aus ihr ergibt,

nicht hinfällig machen können. So daß sie nach wie vor zu recht bestehn bleibt, und die Astronomie nachgerade denn doch wohl genötigt sein wird, ihr ernstliche Beachtung zu schenken!

*

Ich schickte seinerzeit der Berliner Königlichen Sternwarte ein Exemplar meines Aufsatzes „Unhaltbarkeit der Kopernikanischen Anschauung" ein. Nach einiger Zeit erhielt ich folgenden Brief, den ich um so eher veröffentlichen darf, als sein Inhalt weiter nicht privater Natur, sondern von allgemeinerm Interesse ist, und weil überdies ja ich es bin, der, wenigstens von einem gewissen Standpunkte aus, schlecht darin wegkommt.

Berlin, 14. 8. 1910.

Sehr geehrter Herr! Zu dem uns eingesandten Aufsatz „Unhaltbarkeit der Kopernikanischen Anschauung" erlaube ich mir das Folgende zu bemerken.

Es würde sich für einen ernsthaften Astronomen wirklich nicht verlohnen, näher auf die Art und Weise einzugehn, mit der Sie die Lebensarbeit eines Kopernikus abzutun glauben, wenn Ihre Rechnung nicht u. a. einen so fundamentalen, überaus lächerlichen Fehler enthielte, daß man erwarten darf, es möchte ein kurzer Hinweis auf ihn selbst Ihnen die Augen öffnen.

Sie nehmen der „Bequemlichkeit wegen" Ihre Vergleichstabelle der Ein- und Austrittszeiten des „roten Flecks" mit der runden Rotationsdauer für denselben von 10^{h}, ohne es für nötig zu halten, irgendwie auf den genauern Wert desselben — etwa $9^{h}\ 55^{m}\ 40^{s}$ — zurückzukommen.

Wie Sie selbst leicht nachrechnen können, bedingt aber der Unterschied von $4^{m}\ 20^{s}$ im Laufe eines Monats eine scheinbare Verfrühung im Erscheinen des roten Flecks von etwas über 5^{h}, denselben Betrag, den Sie beobachtet haben. Weitere Bemerkungen sind überflüssig.

Hochachtungsvoll
Kgl. Sternwarte Berlin.
I. V. Dr. L. Courvoisier.

Herr Dr. Courvoisier geht mir nicht besonders glimpflich, jedenfalls aber etwas zu lakonisch zu Leibe. Denn ich habe mich vergeblich bemüht, die Rechnung durchzuführen, die er mir da in Vorschlag bringt. Ich war sogar noch nicht einmal imstande, ihren Zweck einzusehn. Denn was soll diese Differenz von $4^{m}\ 20^{s}$ da, auf die mich Herr

Dr. Courvoisier aufmerksam macht? Der eigentliche Umlauf des „roten Flecks“ beträgt 9 h 55 m 40 s. Gut! Dr. Courvoisier hat darin recht. Wenn er aber ihn hat und keinen andern, also wenn er nicht rund 10 h umläuft, so kann doch wohl auch die Differenz 4 m 20 s zwischen 9 h 55 m 40 s und rund 10 h in Wirklichkeit gar nicht in Betracht kommen, geschweige denn ganz und gar, daß wirklich eine bis zu 5 h vorschreitende Verfrühung des „roten Flecks“ durch sie zustande kommen könnte! Mit andern Worten: es wäre vollständig ausgeschlossen gewesen, daß ich sie hätte beobachten und feststellen können!

Nun aber habe ich tatsächlich eine Verfrühung des „roten Flecks“ bis zu 5 h beobachtet, und zwar bei einer Annahme von rund 10 h Umlaufsdauer. Was kann dies einzig noch besagen? Nichts anders, als daß diese Verfrühung einzig und allein Bezug hat auf die faktische Umlaufszeit von 9 h 55 m 40 s — die mir, wie Herr Dr. Courvoisier getrost glauben darf, ganz wohl bekannt war, — daß ich mir aber gestattete, die paar Minuten Differenz außer Acht zu lassen und rund 10 h anzunehmen. „Der Bequemlichkeit wegen“ insofern, als es bei so gar sehr auffallenden und großen Verschiebungen nicht von nöten war, die eigentliche Umlaufsdauer in Rücksicht zu nehmen, die bei der Aufstellung der Vergleichstabelle der Ein- und Austrittszeiten mit ihrer Rechnung nach Minuten und Sekunden, wo möglich bis in alle prekären Bruchteile kleinster Zeitmaße hinein, lediglich mir und dem Leser meines Aufsatzes störend gewesen wäre. Genug, daß der „rote Fleck“, wenn ich ihn etwa ½ 9 Uhr erwarten durfte, dann auch wirklich so ziemlich zu dieser Zeit eintraf. Die paar Minuten früher oder später kommen hier ganz und gar nicht in Betracht. Sonst hätte ich ja, ganz genau genommen, nicht etwa nur 9 h 55 m 40 s in Rücksicht zu nehmen gehabt, sondern auch noch andere Umlaufszeiten. Zum Beispiel hatte der „rote Fleck“ um den 15. Mai herum 9 h 55 m, 69 s Umlaufsdauer, um den 5. Juni herum 9 h 55 m, 74 und um den 6. Juni herum 9 h 55 m, 8 s. Was wäre das für eine endlose und hier noch dazu vollständig erläßliche und also unnütze Rechnerei geworden! Deshalb habe ich sie mir und dem Leser meines Aufsatzes erspart und durfte das mit dem besten Gewissen.

Nun aber noch eine Frage. Herr Dr. Courvoisier scheint ja wohl ganz und gar anzunehmen, daß „im Laufe eines Monats“ der „rote Fleck“ stets eine solche Verfrühung zeigte? Das wäre allerdings das Allerneuste; das, meines Wissens, bisher noch keinem Astronom

bekannt gewesen ist. Ich habe kürzlich wegen meines Aufsatzes mit einem unsrer namhaftesten Jupiterforscher im Briefwechsel gestanden: Wenn jemand, so hätte er mich sicherlich auf einen solchen Umstand aufmerksam gemacht. Aber er hat es nicht getan, obgleich er, trotzdem wir uns in wesentlichen Punkten verstanden haben, durchaus nicht blindlings auf meiner Seite stand. Weiter aber: ich habe Jupiter und den „roten Fleck" seit dem 11. Juni, wo die äußerste Grenze der Verfrühung, 5 Stunden, erreicht war, bis Mitte August Abend für Abend beobachtet. Zweimal hätte, nach Dr. Courvoisiers Rechnung, diese fünfstündige Verfrühung während dieser Zeit von neuem sich vollziehn müssen; es ist indessen nicht das mindeste dergleichen geschehn; sondern der Ein- und Austritt des „roten Flecks" vollzog sich fortgesetzt und im wesentlichen unverändert nach Maßgabe der am 11. Juni erreichten Umlaufszeit! Wenn also ein Rechenfehler in Frage kam, so war er, fürchte ich, lediglich auf Dr. Courvoisiers Seite.

Das waren die beiden fachmännischen Kritiker, die ich bis jetzt am ernstesten zu nehmen hatte. Es ist ihnen nicht gelungen, die Richtigkeit meiner so außerordentlich wichtigen Feststellung zu erschüttern.

Sollte man aber dennoch geneigt sein, sie weiter zu beanstanden, so bitte ich, wenigstens genau auf den so wichtigen und schier ausschlaggebenden Umstand zu achten, daß die Verfrühung vom 12. Mai bis zum 25. bezw. 26. Mai bloß bis zu $^3/_4$ Stunde vorschritt, in der kurzen Zeit vom 26. Mai bis zum 1. Juni aber eine rapide Zunahme bis über 2 volle Stunden zeigte, die sich dann noch, nicht minder rapid, bis zum 11. Juni auf volle fünf Stunden steigerte!

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

Fortsetzung

Im obern Stockwerk blieben wir auf dem Flur stehn. In Frau Falkenbergs Zimmer ging es sehr lustig her. Aber Frau Falkenbergs Stimme klang klar und hell, keineswegs betrunken. „Ja, sie ist doch recht lieb," erklärte Ragnhild.

Ich hätte Frau Falkenberg gar zu gern einen Augenblick gesehn.

Ragnhild und ich gingen nun in die Küche und setzten uns da nieder. Aber ich hatte keine Ruhe; schon nach einer kleinen Weile nahm ich die Lampe in die Hand und bat Ragnhild, mitzukommen.

Wieder gingen wir ins obere Stockwerk hinauf.

„Sag nun der gnädigen Frau, ich ließe sie bitten, einen Augenblick herauszukommen."

„Aber warum denn?"

„Ich hab ihr etwas auszurichten."

Da klopfte Ragnhild an die Tür und ging hinein.

Erst in diesem Augenblick überlegte ich mir, was ich ihr denn eigentlich ausrichten könnte. O, ich könnte ihr ja nur fest ins Gesicht sehn und sagen: „Der Herr Kapitän läßt grüßen." Würde das genug sein? Oder ich könnte auch sagen: „Der Herr Kapitän hat selbst fahren müssen, weil Nils sagte, er könne niemand entbehren."

Aber ein Augenblick kann manchmal sehr lang sein, und man kann mit Blitzesschnelle denken. Ich hatte Zeit genug, diese beiden Pläne zu

verwerfen und einen dritten auszuhecken, ehe Frau Falkenberg kam. Aber der letzte war wohl auch nicht besser als die beiden ersten.

Nun trat Frau Falkenberg aus der Tür und fragte verwundert:

„Was willst du?

Und Ragnhild trat auch herzu und sah mich fragend an.

Ich ließ das Licht der Lampe auf Frau Falkenberg fallen und sagte:

„Entschuldigen Sie, daß ich so spät noch komme, aber ich muß morgen in aller Frühe auf die Post und wollte fragen, ob die gnädige Frau vielleicht Briefe zu besorgen hat?"

„Briefe? Nein," sagte sie und schüttelte den Kopf.

Sie hatte einen abwesenden Ausdruck, schien jedoch keine Spur betrunken zu sein; vielleicht hielt sie sich auch nur mit Gewalt aufrecht.

„Nein, ich hab keine Briefe zu besorgen," wiederholte sie und machte Miene, wieder hineinzugehn.

„Dann entschuldigen Sie," sagte ich noch einmal.

„Gehst du im Auftrag des Kapitäns?" fragte sie nun.

„Nein, für mich selbst," versetzte ich.

Jetzt ging sie wirklich, und unter der Tür rief sie den andern in empörtem Tone zu:

„Das war auch ein Vorwand!"

Ragnhild und ich gingen wieder hinunter. Nun hatte ich die gnädige Frau also gesehn.

Ach, aber in welchem gedemütigtem Zustand saß ich nun da! Und es trug auch durchaus nicht zu meiner Beruhigung bei, daß Ragnhild sich verschnappte und etwas sagte, wobei ich am liebsten in ein Mausloch gekrochen wäre. Die gute Ragnhild hatte mir gewiß nur was vorgeflunkert, und der Kapitän hatte sie gar nicht Wache stehn heißen. Sie behauptete jetzt, ich hätte sie mißverstanden, aber ich ließ mich nicht mehr täuschen; Ragnhild spionierte heute ganz auf eigne Rechnung, grade wie sonst auch, nur aus Liebe zur Sache.

Ich zog mich in meine Kammer zurück. Was hatte ich nun mit meiner unangebrachten Aufdringlichkeit ausgerichtet? Einen Vorwand hatte Frau Falkenberg es genannt; sie hatte mich also wohl durchschaut. Und in meiner unglücklichen Stimmung gelobte ich mir, daß ich mich von nun an um nichts und um niemand mehr kümmern wolle.

Dann warf ich mich ganz angezogen auf mein Bett.

Nach einer Weile höre ich durch mein offnes Fenster Frau Falkenbergs Stimme auf dem Hof. Sie spricht laut und deutlich, der Ingenieur

ist bei ihr und erwidert ab und zu ein paar Worte. Frau Falkenberg ist entzückt über das wundervolle Wetter, über den warmen Abend; sie sagt, es sei herrlich hier draußen, viel besser und schöner als drinnen!

Aber jetzt schien mir ihre Stimme weniger klar zu sein.

Ich lief ans Fenster und sah die beiden drüben an den Stufen zum Syringenwäldchen stehn. Der Ingenieur schien etwas auf dem Herzen zu haben, das er noch nicht in Worte hatte kleiden können, denn er sagte: „Hör mich nun einen Augenblick an!" Und nun folgte eine kurze erregte Rede, die auch ihre Antwort bekam, ja die ihren Lohn bekam.

Er schrie auf sie ein, als wenn sie taub wäre, weil sie sich so lange taub gegen ihn gestellt habe; dort auf den steinernen Stufen standen die beiden, und keins kümmerte sich im geringsten um sonst jemand auf der Welt. Mochten sie horchen, mochten sie sehn, — die Nacht gehörte ihnen, der Frühling trieb sie wohl auch zusammen. Er war wie ein verliebter Kater; jede ihrer Bewegungen erhitzte sein Blut, und er hätte sich am liebsten auf sie gestürzt; und da alles zur Tat hindrängte, war in seinem Drang nach ihr eine brutale Gewalt. Der Teufelskerl!

„Ich hab nun lange genug darum gebettelt," sagte er schweratmend. „Gestern hast du beinahe gewollt, heute bist du wieder taub. Ihr alle miteinander, du und der Bruder und die Tante, wollt euch lustig und unschuldig amüsieren. Ich aber soll daneben sitzen und zusehn und den Kavalier der Damen machen. Aber bei Gott im Himmel, nein! Denn du stehst vor mir wie ein mit Früchten beladener Garten, und die armselige Hecke herum, die Pforte, — weißt du, was ich mit der jetzt tue?"

„Was willst du tun? Nein, du hast zu viel getrunken, Hugo, du bist noch so jung. Wir haben beide zu viel getrunken," sagte sie.

„Und dann treibst du ein ganz schlaues Spiel mit mir," fährt er fort. „Du schickst Expreßboten nach einem Brief, auf den du vorgeblich nicht länger warten kannst, und gleichzeitig hast du das Herz, mir in Aussicht zu stellen — mir zu versprechen —"

„Ich will es nie wieder tun."

„Es nie wieder tun!" fuhr er auf. „Was will das heißen? Ich hab dich einem Mann entgegenkommen sehn — nun ja, mir selbst entgegenkommen sehn — mit etwas Lebendigem, mit der Zunge, und du hast mich geküßt. Ach, schweig nur mit dem Gerede, du wolltest es nie wieder tun! Es ist getan, ich fühle es noch, es war schrecklich lieb von dir, und ich danke dir, daß du es getan hast. Du trägst ja sogar den Brief noch bei dir, komm, laß mich ihn sehn!"

„Du bist so heftig, Hugo. Nein, es ist spät. Jetzt geht jedes auf sein Zimmer."

„Willst du mich den Brief nicht sehn lassen?"

„Warum denn? Nein."

Da machte er eine Bewegung, als wolle er Gewalt anwenden, blieb aber doch stehn und preßte hervor:

„Wie? Nicht? Du bist wirklich — ich will nicht das Wort gemein gebrauchen, aber du bist vielleicht noch schlimmer —"

„Hugo!"

„Ja, ja, akkurat so."

„Nun, wenn du den Brief durchaus sehn willst, hier ist er."

Sie steckte die Hand in die Bluse und zog den Brief heraus, entfaltete ihn und wedelte ein wenig damit, daß er sehe, wie unschuldig sie war. „So, hier ist der Brief. Er ist von meiner Mutter, sieh hier die Unterschrift. Er ist von Mama, nun!"

Es war, als hätte er eine Ohrfeige erhalten, und er erwiderte nur:

„Von deiner Mutter? Aber dann wäre es doch nicht so wichtig gewesen!"

„Nein, da siehst du. Aber doch, ein wenig wichtig war er schon."

Er lehnte sich an den Zaun und verfolgte ihren Gedanken weiter.

„So so, von deiner Mutter? Ein Brief von deiner Mutter hat uns gestört. Weißt du, was ich glaube? Du hast gemogelt. Du hast mich die ganze Zeit zum Narren gehalten. Jetzt geht mir ein Licht auf."

Sie wollte sich herausbeißen.

„Es war ein wichtiger Brief," fiel sie ein. „Mama will uns bald besuchen, sehr bald. Ich hatte den Brief erwartet."

„Nicht wahr, du hast gemogelt?" fuhr er fort. „Du hast den Brief im rechten Augenblick ankommen lassen; in dem Augenblick, wo wir die Lampe löschten, sollte er kommen. Ja, so ist es. Du wolltest mich nur aufstacheln, und dein Mädchen hatte den Befehl, auf dich aufzupassen."

„Sei nun vernünftig, Hugo; es wird spät, komm, wir wollen hineingehn. Nein, ich habe sicher zu viel getrunken und kann nun nicht mehr deutlich reden."

Er aber hatte nur den Brief im Kopf und redete von dem weiter.

„Sonst hättest du ja aus einem Brief von deiner Mutter kein solches Geheimnis zu machen brauchen, ja, jetzt seh ich klar. Du willst jetzt gehn, sagst du. Ja, so gehn Sie, gnädige Frau. Gute Nacht, gnädige Frau, meinen untertänigen Sohnesgruß."

Katharine von Pommer-Esche
Mozartphantasie

Er verbeugte sich, blieb dann aber mit verzerrtem Munde stehn.

„Sohnesgruß? Jawohl, ich bin alt," entgegnete sie mit zunehmender Erregung. „Du bist noch sehr jung, Hugo, das ist wahr. Und ich hab dich geküßt, weil du noch so jung bist. Aber ich könnte doch deine Mutter nicht sein: nein, ich bin nur viel älter als du. Aber ganz alt bin ich doch noch nicht, das solltest du sehn, wenn . . . Aber ich bin älter als Elisabeth und alle die andern. Was sag ich da? Nein, so ist es ganz und gar nicht. Ich weiß zwar nicht, wie mir die Jahre sonst mitgespielt haben, aber alt haben sie mich jedenfalls nicht gemacht. Nun weißt du es. Ach, was weißt du von so etwas?

„Nein, nein," sagte er einlenkend. „Aber hat denn das alles einen Sinn? Hier gehst du, junges Menschenkind, seit ewigen Zeiten umher und hast nichts andres zu tun, als dich selbst zu bewachen und andre dazu zu bringen, dasselbe zu tun. Und bei Gott, du hast mir etwas versprochen! Aber das hat in deinen Augen nicht viel zu bedeuten; jetzt versuchst du, mich mit deinen großen weißen Schwingen zurückzuscheuchen."

„Großen weißen Schwingen . . ." sagte sie vor sich hin.

„Ja, du könntest auch große rote Flügel haben. Sieh nur, wie schön du hier stehst und doch nichts nütz bist!"

„Ach, ich hab sicher zu viel getrunken. Doch, ich bin wahrhaftig zu allerhand nütze."

Aber plötzlich ergreift sie seine Hand, zieht ihn die Stufen hinunter, und ich höre sie sagen:

„Warum sollte ich mich darum kümmern? Bildet er sich denn ein, daß Elisabeth so viel besser wäre?"

Jetzt tauchen sie auf dem Pfade zum Gartenhäuschen auf. Hier besinnt sie sich und bleibt stehn.

„Ach, wohin gehn wir denn?" fragt sie. „Haha, wir sind verrückt! Du glaubst doch wohl nicht, daß ich verrückt bin? Das bin ich nicht, das heißt, doch ab und zu ein wenig. Die Tür ist abgeschlossen, komm, wir wollen gehn! Was ist das nun für ein Streich, die Tür abzuschließen, wenn wir hineinwollen?

Ganz erbittert und argwöhnisch erwidert er:

„Nun mogelst du schon wieder! Du wußtest recht wohl, daß die Tür abgeschlossen ist."

„Nein, so schlecht darfst du nicht immer von mir denken, hörst du. Aber warum hat er nur hier so fest abgeschlossen, wo er doch das ganze Haus allein gelassen hat? Jawohl, ich wußte, daß die Tür abgeschlossen

war, deshalb bin ich mit hierhergegangen. Ich hab den Mut nicht. Nein, Hugo, ich will nicht, du mußt mir glauben. Bist du toll? Laß, laß!"

Sie faßte wieder nach seiner Hand und wollte umkehren. Einen Augenblick stritten sie miteinander, er wollte nicht mitkommen. Dann schlang er plötzlich leidenschaftlich die Arme um sie und küßte sie mehreremal. Sie gab immer mehr nach, zwischen jedem Kuß stieß sie abgerissene Worte hervor.

„Ich hab noch nie einen fremden Mann geküßt, nein, noch niemals. Bei Gott, du mußt es mir glauben! Ich habe noch nie geküßt . . ."

„Nein, nein," erwidert er ungeduldig, während er sie Schritt für Schritt weiterzieht.

Vor dem Gartenhaus läßt er sie einen Augenblick los, stemmt seine Schulter fest gegen die Tür und sprengt sie zum zweitenmal auf. Mit einem Schritt ist er dann wieder neben ihr. Keines spricht ein Wort.

Noch unter der Tür wehrt sie sich; sie klammert sich an den Türpfosten an und will nicht loslassen.

„Nein, ich bin ihm noch nie untreu gewesen, ich will nicht, ich hab nie, nie . . ."

Er reißt sie an sich, küßt sie, eine Minute, zwei Minuten lang heftig und ununterbrochen; sie beugt sich zurück, ihre Hand verliert den Halt, sie läßt los . . .

Ein weißer Nebel legt sich vor meine Augen. So — nun sind sie so weit. Jetzt strecken sich seine Hände aus. — Jetzt spielt er das süße Spiel mit ihr . . .

Ein traurige Mattheit und Ruhe überkommt mich, ich fühle mich unsäglich allein und verlassen; es ist spät, in meinem Herzen ist es Nacht geworden.

Mitten durch den Nebel hindurch sehe ich eine hüpfende Gestalt: es ist Ragnhild, die durch die Büsche daherkommt; mit herausgestreckter Zunge läuft sie daher.

* * *

Der Ingenieur kommt zu mir, nickt mir Gutenmorgen zu und bittet mich, die Tür am Gartenhäuschen in Ordnung zu bringen.

„Ist sie wieder kaput?"

„Ja, sie ist heute nacht entzweigegangen."

Es war noch früh am Morgen, erst halb fünf Uhr, und wir Knechte waren noch nicht aufs Feld hinausgefahren. Die Augen des Ingenieurs

sahn ganz klein aus, und er zwinkerte, als brennten sie ihn: er hatte wohl gar nicht geschlafen. Warum die Tür aufgebrochen worden war, dafür gab er mir keine Erklärung.

Nicht meinetwegen, sondern Kapitän Falkenbergs wegen ging ich sofort nach dem Gartenhaus und stellte die Tür zum zweitenmal wieder her. Die Sache eilte zwar nicht, der Kapitän hatte hin und zurück einen weiten Weg; aber jetzt war er doch schon einen ganzen Tag fort.

Der Ingenieur ging mit mir. Ohne daß ich mir im Augenblick so richtig Rechenschaft darüber gab, machte das einen guten Eindruck auf mich. Jawohl, er hatte die Tür heute Nacht eingedrückt; aber nun war er auch nicht der Mann, der sich davonstahl; er und kein andrer sorgte dafür, daß sie wieder in Ordnung kam. Ach was, ich glaube, es war nur meine Eitelkeit, die sich geschmeichelt fühlte; das Vertrauen in meine Verschwiegenheit, das mir erwiesen wurde, beeinflußte mich, und deshalb hatte ich den guten Eindruck von ihm bekommen.

„Ich bin Floßinspektor droben im Norden," sagte der Ingenieur. „Wie lange bleibst du noch hier?"

„Nicht mehr lang, nur bis die Feldarbeit zu Ende ist."

„Wenn du willst, kannst du bei mir Arbeit bekommen."

Das würde eine mir ganz unbekannte Arbeit sein, und überdies wäre ich auch nicht gern unter den Flößern und den Proletariern, die sich dort zusammenfinden; bei den Feld- und Waldarbeiten gefiel es mir besser. Aber ich dankte dem Ingenieur für sein Anerbieten und sagte, ich wolle mirs überlegen.

„Du tust mir einen Gefallen damit, daß du die Tür wieder zusammenflickst," sagte er. „Ich hätte nämlich gern eine Flinte gehabt und suchte überall, denn ich wollte auf die Jagd. Da dachte ich, der Kapitän hätte vielleicht hier unten eine Flinte."

Ich gab keine Antwort; es wäre mir lieber gewesen, er hätte das nicht gesagt.

„Deshalb wollte ich dich darum bitten, ehe du aufs Feld hinausgehst."

Ich reparierte das Schloß, setzte es wieder ein und war eben dabei, die zersplitterten Leisten wieder festzunageln, als wir plötzlich Kapitän Falkenberg auf dem Hofe hören und durchs Buschwerk hindurch sehn, wie er die Pferde ausspannt und in den Stall hineinführt.

Der Ingenieur zuckte zusammen; er tastete nach seiner Uhr und zog sie heraus; aber seine Augen hatten im Augenblick einen ganz starren, leeren Blick bekommen, er sah sicher nichts; doch plötzlich sagte er:

„Nein, ich muß . . . Ich vergaß . . ."

Dann verschwand er mit langen Schritten durch den Garten.

„Wie er sich davonschleicht!" dachte ich.

Gleich darauf erscheint der Kapitän auf dem Wege. Er ist blaß und sieht staubig und übernächtig, aber ganz nüchtern aus.

„Wie bist du denn hier hereingekommen?"

Ich biete ihm nur einen guten Morgen.

„Ist die Tür wieder eingedrückt worden?"

„Es ist nur . . . Es fiel mir ein, daß ich gestern ein paar Drahtstifte hatte liegen lassen. Es ist alles wieder in Ordnung, wenn der Herr Kapitän jetzt vielleicht abschließen möchte."

Ach, ich dummer Teufel! Wenn ich keine bessere Ausrede hatte, mußte er ja alles erraten.

Ein paar Sekunden betrachtete er die Tür mit zusammengekniffenen Augen; er schöpfte wohl Verdacht. Dann steckte er den Schlüssel ins Schloß, drehte ihn herum, zog ihn ab und ging seiner Wege. Was hätte er sonst tun sollen?

5.

Alle Gäste sind abgereist, der dicke Kapitän Bruder, die Dame mit dem Schal, der Ingenieur Lassen. Und Kapitän Falkenberg macht sich endlich fertig zu seiner Reise nach Moen. Ich dachte, er müsse aus triftigen Gründen um Urlaub eingekommen sein, weil er nicht schon lange nach Moen abgereist war.

Wir Knechte haben in den letzten Tagen eine wahre Riesenarbeit auf den Aeckern vollbracht, und für Pferde und Menschen ist es eine strenge Zeit gewesen. Aber Nils wollte es so haben, und er hatte es mit Absicht getan; er wollte Zeit für etwas andres gewinnen.

Fortsetzung im nächsten Heft

Generalin Durand

(Hofdame der Kaiserin Maria Luise):

Napoleons Liebeleien

Der Kaiser hatte seine eigene Privatpolizei. Er benutzte sie nicht allein für seine Politik, sondern verwendete sie auch zu seinem persönlichen Vergnügen. Er liebte es besonders, über alle Skandalgeschichten seines Hofs unterrichtet zu sein, und fand großen Gefallen daran, wenn er die Ehemänner wegen der Abenteuer ihrer Frauen aufziehn konnte. Auf diese Weise hatte er auch einmal eine Intrige der Herzogin von Belluno*) entdeckt: „Nun, Herzog," sagte er eines Tages zu ihrem Mann, „Ihre Frau hat also einen Geliebten?" — „Ich weiß es, Sire." — „Wer hat Ihnen denn das gesagt?" — „Meine Frau selbst, und darum glaube ich es nicht." — Durch eine solche Antwort außer Fassung gebracht, schlug sich der Kaiser mit der Hand gegen die Stirn und rief: „O! Diese Frauen! diese Frauen! wie sind sie doch schlau und geschickt!" Diese Geschichte hatte der Kaiser durch den Herzog von Rovigo**) erfahren, der den Herzog Belluno damit ärgern wollte. Napoleon teilte ihm die Antwort des Marschalls mit. „Es ist dennoch nicht weniger wahr," antwortete Savary, „denn die Herzogin verließ an dem und dem Tage in den Champs-Elysés ihren Wagen, ging fünf

---

Als Hofdame Maria Luises, der sie vier Jahre lang diente, war Frau Durand in der Lage, manches Intime ihrer Gebieter zu erlauschen und zu beobachten. Manchen charakteristischen Zug aus dem Leben des Kaisers verdanken die Franzosen ihren Enthüllungen, von denen jetzt aus ihrem Nachlaß ein neuer Band in deutscher Sprache bei Hermann Costenoble in Jena erscheint. Das Werk führt uns mitten hinein in die Welt des Hoflebens, in die Privatgemächer des Kaisers und seiner Frauen, mitten hinein in die Größe, Schwäche und die Intrigen eines aus tausend verschiedenen Elementen zusammengesetzten Hofs wie des napoleonischen. Es zeigt uns Napoleon und seine Familie ohne Purpurmantel, ohne Krone, ohne Schwert: nur als Menschen.

*) Gemahlin des Generals Victor.

**) General Savary, Polizeiminister von 1810—1814.

Minuten zu Fuß, verschwand unter den Bäumen und trat durch eine kleine, offengelassene Pforte in ein Haus ein, wo sie der Adjutant des Generals Savary erwartete." — „Das alles ist mir bekannt," erwiderte der Kaiser; „ich wußte es schon, ehe Sie es mir sagten. Sie hätten jedoch auch hinzufügen müssen, daß eine Viertelstunde später in dasselbe Haus eine andre Dame eintrat, die Sie viel mehr angeht und deren Besuch dem General jenes Adjutanten galt."

Ueber Napoleons eigene Liebeleien hat man viel Unwahres ausgestreut und ihm Intrigen mit Frauen nachgesagt, an die er nie dachte. Eine allgemein bekannte Tatsache ist, daß er nie offizielle Maitressen hatte. Das schließt natürlich nicht aus, daß er vorübergehende Neigungen und Tändeleien gehabt, und wie man sich wohl denken kann, war es in seiner Stellung für ihn nicht schwer, sie zu befriedigen. So sehr er es jedoch liebte, die Abenteuer andrer unter die Leute zu bringen, so verschwiegen war er über seine eigenen. Er war vor allem frei von jeder Großsprecherei, die sich irgendwelcher Gunst rühmt, ohne sie genossen zu haben.

Der Kaiser war kaum achtzehn Jahre alt, als er sich leidenschaftlich in ein junges Mädchen verliebte, die der Tod ihm kurz danach entriß. Wie es scheint, trug sie sehr oft Batistkleider. Und wie ich gehört habe, bekleidete sich Josephine, die die Vorliebe Napoleons für diesen Stoff kannte, ebenfalls gern mit so duftigen Toiletten.

Als Luise eines Tags ein indisches Mullkleid trug, das etwas mehr als gewöhnlich gesteift war, bemerkte es der Kaiser mit freudigem Erstaunen und fragte sie, ob es nicht aus Batist sei. Die Kaiserin, die nichts ahnte, antwortete, es sei aus Mull. Dieses Wort veränderte mit einemmal die so freudig bewegten Züge, und sein Ausdruck wurde wieder ruhig und kalt.

Es war zur Zeit des Feldzugs von 1807, als Napoleon die Gräfin Walewska in Warschau kennen lernte. Er empfand für die Polin eine große Liebe. Sie ist eine von den beiden Frauen, die weder seine Achtung, noch seine Freundschaft verloren haben, nachdem sie zu ihm in intimen Beziehungen gestanden. Er hat ihr die rührendsten Beweise von Zärtlichkeit gegeben. Als er abdankte, begab sie sich nach Fontainebleau, um Abschied von ihm zu nehmen, und als sie später erfuhr, daß Maria Luise ihm nicht nach Elba gefolgt war, besuchte sie Napoleon dort mit dem Sohne, den sie ihm geschenkt hatte. Sie kam mit der Absicht nach Elba, als Freundin sein Los zu teilen und es ihm an-

genehm zu gestalten, aber Napoleon mochte das nicht. Er wollte seiner Gemahlin den Kummer ersparen, eine Frau bei ihm zu wissen, die er einst geliebt, obgleich das vor seiner Vermählung gewesen war. Madame Walewska blieb daher nur drei Tage auf Elba.

Zwei Liebesabenteuer mit zwei berühmten Schauspielerinnen, die Napoleon während seiner Ehe mit Josephine gehabt hatte, machten seinerzeit viel von sich reden und wurden auf die verschiedenste Weise wiedererzählt. Eines Abends kam er auf den plötzlichen Einfall, Madame Duchesnois vom Théâtre français zu sich kommen zu lassen. Sie war außerordentlich häßlich, hatte indessen einen sehr schönen Körper. Als sie ankam, meldete man sie bei Napoleon, der noch zu arbeiten hatte. Er befahl, man solle sie in ein neben seinem Schlafzimmer befindliches Kabinett führen und ihr sagen, sie möge es sich nur bequem machen. Das arme Mädchen gehorchte und behielt nur das nötigste Kleidungsstück auf dem Körper. Da das Zimmer nicht geheizt war und sie länger als eine Stunde warten mußte, zitterte sie vor Kälte. Sie klingelte daher und bat, man möge doch den Kaiser erinnern, in welcher Lage sie sich befände. Seine Arbeit war indessen noch nicht beendet. „Mag sie gehn!" antwortete er dem Diener; und niemals hat er wieder nach Fräulein Duchesnois verlangt.

Eine andre Schauspielerin von demselben Theater, Mademoiselle George, die damals in der Blüte ihrer Schönheit glänzte, war die Heldin des zweiten Abenteuers. Eines Abends bestellte der Kaiser sie zu sich. Er hatte den ganzen Tag angestrengt gearbeitet und viel Aerger gehabt, wodurch seine Nerven außerordentlich gereizt waren. Eine mit Mademoiselle George verbrachte Nacht war wohl nicht dazu angetan, seine Nerven zu beruhigen. Sei dem, wie es sei: gegen zwei Uhr morgens merkt das Fräulein, daß dem Kaiser übel wird und er die Besinnung verliert. Es überkommt sie eine furchtbare Angst, sie verliert Kopf nnd Vernunft, schreit, was sie nur schrein kann, und setzt sämtliche Klingeln in Bewegung. Man kommt herbeigelaufen, läßt sofort den Arzt rufen, kurz, das ganze Schloß ist in Aufruhr. Durch den Lärm wacht auch Josephine auf und läuft zum Kaiser. Dieser kommt wieder zur Besinnung, und das erste, was seine Augen wahrnehmen, ist: die halbentblößte Georges, in deren Armen er ruht, und vor ihm die Kaiserin. Die Wut packte ihn bei diesem Anblick dermaßen, daß er beinahe wieder in Ohnmacht gefallen wäre. Man ließ sofort

die an allen Gliedern zitternde Schauspielerin verschwinden, und niemals verzieh ihr Napoleon den hervorgerufenen Skandal.

Diese vorübergehenden Treulosigkeiten waren indessen sehr selten und ereigneten sich noch viel seltener während seiner Ehe mit Maria Luise. Napoleon traf die größten Vorsichtsmaßregeln, damit die wenigen, die er sich noch erlaubte, nicht zu Ohren der Kaiserin kämen, denn er behandelte sie stets mit der ausgesuchtesten Rücksicht.

Dennoch beklagte sich Napoleon bisweilen, daß Maria Luise so wenig liebenswürdig mit den Damen des Hofes sei und sich nicht im geringsten bemühte, zu gefallen. An die Anmut und unveränderliche Liebenswürdigkeit Josephines gewöhnt, mußte er natürlich den Unterschied zwischen seiner ersten und seiner zweiten Frau merken. Aber er vergaß, daß Maria Luise, die auf dem Thron geboren, die von Kindheit auf an Huldigungen und Ehrerbietung gewohnt, die von Natur aus schüchtern und zurückhaltend war, den Geist des Volkes nicht kannte, über das sie zu herrschen berufen war. Sie hatte keinen Menschen in ihrer Umgebung, der imstande gewesen wäre, ihr einen Rat zu geben und sie darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig es für sie und auch für ihren Sohn sei, sich die Liebe ihres Volkes zu erringen. Hatte daher die Kaiserin den Fehler, in der Oeffentlichkeit kalt zu erscheinen, so durfte man ihn nicht *ihr* zum Vorwurf machen. Man sagte ihr immerfort, daß sie sich natürlich, ganz so, wie sie sei, geben solle, was wohl ein vortrefflicher Grundsatz für eine Bürgersfrau sein mag, aber nicht für Fürsten, die sehr viel äußerlicher Liebenswürdigkeit und gnädiger Herablassung bedürfen, um sich die Liebe der untern Klassen zu erwerben.

Um die Herzen der Franzosen zu erobern, muß man nur zu lächeln und zur rechten Zeit zu grüßen verstehn. Sie betrachten ihren Herrscher als ihr Oberhaupt, als den Vater der großen Familie, und ein wenig Herablassung entschädigt sie reichlich für die Achtung und für die Liebe, die sie ihm entgegenbringen. Maria Luise besaß alle Eigenschaften, alle Tugenden, um von all denen geliebt zu werden, die sie in ihrem intimen Leben kannten, aber es fehlte ihr jene Vertraulichkeit, die man recht gut mit der Würde vereinbaren kann und die in Frankreich genügt, die Menge zu begeistern.

Eines Tags war sie im Théâtre francais. Eine Dame ihrer Umgebung machte sie darauf aufmerksam, daß das Publikum aufrichtig bedaure, sie nicht sehn zu können, weil sie sich beständig im Hintergrund

der Loge aufhalte. „Was tut das!" rief Frau von Montebello. „Warum soll Ihre Majestät sich Zwang auferlegen?" Die andre Dame erwiderte, daß viele Leute nur ins Theater gekommen wären in der Hoffnung, die Kaiserin zu sehn. Nun aber seien sie sehr enttäuscht, daß ihre Erwartungen unerfüllt geblieben, und die Kaiserin müßte dies als einen Beweis der Zuneigung ihres Volkes betrachten, die stets schmeichelhaft für eine Fürstin sei.

„Ein freier Mensch," sagte Frau von Montebello, „zeigt sich stets so, wie er ist, und tut nichts aus Respekt vor der Menschheit!" Bei solchen Grundsätzen war es freilich kein Wunder, wenn die junge Fürstin in der Oeffentlichkeit ein gelangweiltes Aussehn zur Schau trug, hervorgerufen durch die von ihr zu erfüllenden Pflichten der Etikette. Sobald sie aber wieder in ihren innern Gemächern weilte, war sie sanft, fröhlich, liebenswürdig und geliebt von allen, die täglich mit ihr zusammenkamen.

Josephine hingegen war mehr beim Publikum beliebt als bei ihrer nähern Umgebung. Sie war fortwährend bemüht, Eindruck zu machen, während Maria Luise eine Feindin aller Verstellung und alles äußerlichen Scheins war.

Die erste Kaiserin war so glücklich, den französischen Volksgeist zu kennen, und sie verstand, aus dieser Kenntnis Nutzen zu ziehn. Niemand hatte auch so viel Einfluß auf Napoleon wie sie, ja sie bewahrte sich einen Teil dieses Einflusses noch nach der Scheidung. Deshalb empfand Maria Luise eine gewisse Eifersucht gegen sie und liebte es nicht, wenn man in ihrer Gegenwart von Josephine sprach. Ueberall lobte man deren Wohltätigkeitssinn, während man Maria Luises Wohltätigkeit nie erwähnte. Und doch war sie sehr wohltätig. Aber sie wurde bei der Austeilung ihrer Gaben betrogen. Unter Josephine hatte deren Ehrendame, Frau von La Rochefoucauld, selbst die Kontrolle über die Verteilung der von ihrer Herrin bewilligten Unterstützungen. Sie hatte auch zwei rechtschaffene, achtbare Männer beauftragt, verschämte Arme aufzusuchen und sich nach ihren Bedürfnissen zu erkundigen. Auf diese Weise wurden mit wenig Geld eine große Anzahl armer Familien dem Leben und dem Glück wiedergegeben, und der Name Josephines wurde in ganz Frankreich unter den Segnungen des Himmels ausgesprochen. Maria Luise nahm jeden Monat 10000 Franken für die Armen aus ihrer Privatschatulle. Das war das Doppelte von dem, was Josephine dafür opferte. Leider hielt es jedoch die Herzogin von Montebello für unter ihrer Würde, sich selbst um die Verteilung dieser

Summe zu kümmern. Sie verließ sich darin vollkommen auf ihren Sekretär, der einst Kammerdiener beim Grafen Artois gewesen war und auch die Sekretärstelle bei Frau von La Rochefoucauld bekleidet hatte. Während er unter der Ehrendame Josephines gar keine Rolle gespielt hatte, wurde er jetzt, unter der Ehrendame Maria Luises, allmächtig. Dieser halt- und sittenlose Mensch, der nicht das geringste Feingefühl besaß, eignete sich einen guten Teil der ihm anvertrauten Gelder an, um liederliche Frauenzimmer auszuhalten, mit denen er lebte. Daher gelangte nur ein geringer Teil der Wohltaten Maria Luises in die dafür bestimmten Hände. Klagen und Beschwerden erhoben sich gegen den Sekretär und gegen Madame de Montebello, gelangten jedoch niemals bis zur Kaiserin. Die Herzogin selbst hatte mehrmals Gelegenheit, sich von dieser Pflichtverletzung zu überzeugen, aber ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was sie nicht persönlich anging, verschloß ihr die Augen gegen die Untreue eines öffentlich mißachteten Menschen, den sie schon längst mit Schimpf und Schande hätte davonjagen sollen.

Eines Tags, als Maria Luise den botanischen Garten besucht hatte, befahl sie Frau von Montebello, dem Gärtner 500 Franken zu übergeben. Der Sekretär wurde beauftragt, das Geld dem Manne hinzutragen. Einige Tage später ging die Herzogin mit mehrern Damen in demselben Garten spazieren, als der Gärtner sich ihr näherte und ihr für die 200 Franken, die sie ihm im Namen der Kaiserin habe überreichen lassen, dankte. Dieser Diebstahl des Sekretärs wurde wie viele andre vergessen, und so beraubte man die Armen der Unterstützungen der Kaiserin und diese des süßen Lohns, den sie dafür hätte ernten müssen.

Die Wohltätigkeit Maria Luises beschränkte sich aber nicht allein auf die 10000 Franken, die sie jeden Monat für die Armen bestimmte. Jeder Unglückliche, von dem man zu ihr sprach, konnte ihrer Hochherzigkeit sicher sein. Ihre erste Regung entsprang stets aus ihrem Herzen; ihre Güte und ihr Feingefühl leiteten sie. Die zweite war nicht mehr dieselbe. Sie war kalt, mißtrauisch, ängstlich, man merkte den fremden Einfluß darin. Unter anderm nur ein Beispiel, das ich selbst miterlebte: Eines Abends, als Maria Luise eben vom Tisch aufgestanden war und sich in den Salon begeben wollte, meldete ein Diener mit sehr bewegter Miene der ersten Hofdame, daß eine im siebenten Stock eines Hauses der rue de l'Ebelle wohnende und aus sechs Kindern, Vater und Mutter bestehende Familie seit zwei Tagen jeglicher Nahrung entbehre.

Der Diener war ein sehr rechtschaffener Mann, und die Dame gab ihm zehn Franken, die er den Unglücklichen schickte. Als die Kaiserin eintrat, schilderte die Dame ihr die Lage der armen Leute und bat um ihre Unterstützung. Maria Luise wollte, daß man ihnen sofort 400 Franken sende. Man bemerkte ihr, daß es bereits Mitternacht sei und sie vorläufig 10 Franken erhalten hätten, die sie vor der größten Not schützen würden. „Nein," sagte die Kaiserin, „man soll sofort hingehn; der Gedanke, daß sie dadurch eine frohe Nacht verbringen, macht mich glücklich."

Im Scherz

In Scherz und Spiel erstellen wir den Steg
Von Mensch zu Mensch und tanzen drüber weg
Und glauben dann, im Hin- und Widergehn,
Einander nah zu sein und zu verstehn.

Und fällt ein schuldlos schlechtgewähltes Wort,
So reißts ihn unter unsern Füßen fort.
Und doch, wie lang noch, bis wir dieses fassen:
Daß sich im Scherz nicht Brücken bauen lassen.

Paul Altheer (Zürich).

Professor Dr. J. Jastrow:
Das Problem der Arbeitslosenversicherung

Die Verantwortlichkeit des Individuums für seine wirtschaftliche Lage hat zur Voraussetzung, daß der Einzelne seine wirtschaftliche Betätigung selbst bestimmt. Im Zusammenleben der Menschen ist dies zwar niemals in vollem Umfang der Fall. Das freie Individuum ist stets abhängig von den Entschließungen, die die andern ebenso freien Individuen fassen. Der Kaufmann, der Waren verkaufen will, ist abhängig davon, daß andre sie ihm abkaufen wollen, und der Arbeiter, der seine Arbeitskraft vermieten will, ist abhängig davon, daß andre sie mieten wollen. Immerhin, ein Staat, der seinen Bürgern freie Betätiguug in wirtschaftlicher Beziehung gewährt, macht sich keiner Inkonsequenz schuldig, wenn er an der Abstellung unliebsamer Folgen dieser freien Betätigung sich nicht beteiligen will. Nun besteht aber jene Wirtschaftsverfassung in Deutschland nicht mehr. Selbst von den zahlreichen Eingriffen in die freie Betätigung des Einzelnen ganz abgesehn, werden durch die Schutzzollpolitik der deutschen Wirtschaftsentwicklung *im großen* die Bahnen gewiesen, in denen sie sich zu bewegen hat. Ein Staat, der seinen Bürgern billige Waren des Auslands vorenthält und sie nötigt, sich ihrer Produktion zu widmen, obgleich die Produktionsbedingungen im eignen Lande ungünstiger sind; ein Staat, der mit Zollbeschwerung oder Freilassung von Rohprodukten einen Einfluß darauf ausübt, welche Industrien im Lande leichter oder schwerer betrieben werden können; ein Staat, der mit derartigen Maßregeln Gegenmaßregeln aller andern Staaten der Erde hervorruft, die einen entsprechenden und wechselnden Einfluß auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Industriebetriebs bei uns ausüben, — ein solcher Staat kann sich nicht auf den

---

Der ausgezeichnete Nationalökonom der Berliner Universität ist vor kurzem öffentlich sehr entschieden dafür eingetreten, daß jetzt die Zeit gekommen wäre, wo geprüft werden muß, ob die Eingriffe der Behörden in das Privatleben, die öffentliche Fürsorge für den Einzelnen, nicht nachgerade einen Umfang erreicht hätten, der es notwendig mache, ihrer Vermehrung entgegenzutreten und das Prinzip der wirtschaftlichen Freiheit wieder

Standpunkt stellen, daß die Arbeitslosigkeit seiner Bürger nicht durch ihn veranlaßt sei und ihn daher nichts angehe. Bei den unaufhörlichen Aenderungen der Schutzzollpolitik, sei es Deutschlands, sei es der Länder, mit denen wir im Vertrags-, Meistbegünstigungs- oder Kampfverhältnis stehn, treten in der industriellen Entwicklung beständige Verschiebungen ein, die — zum mindesten für die Zeit des Uebergangs — Arbeitslosigkeiten zur Folge haben. Bringt bei uns ein neuer Zolltarif einer Industrie einen Schutz gegen ihre auswärtigen Konkurrenten und dadurch die Möglichkeit einer Mehrbeschäftigung von Arbeitern, so ist ihr eigenes Erzeugnis sehr oft das Halbfabrikat für eine andre Industrie, die infolge der Verteuerung zur Entlassung von Arbeitern genötigt wird. Bis die Umwandlung sich vollzogen hat und auf dem Arbeitsmarkt ein Ausgleich eingetreten ist, vergehn nicht etwa bloß Monate, sondern — wegen der Notwendigkeit der Herstellung neuer Fabrikgebäude, der Anknüpfung neuer Handelsbeziehungen usw. — manchmal Jahre, in denen dem einzelnen, aus den gewohnten Verhältnissen aufgestörten Arbeiter wiederum dauernde Arbeit zu finden erschwert wird. Und ist der Ausgleich eingetreten, so hat selbst ein bei uns Beschäftigung schaffender Schutzzoll inzwischen eine Absperrung des Auslands herbeigerufen, die nun Arbeiter eines Exportartikels vorerst arbeitslos macht und einen neuen Ausgleich zu suchen zwingt. Jeder Zollkrieg, der uns eine Meistbegünstigung raubt und unsern Konkurrenten im Ausland einen Vorsprung gewährt, jeder neue Zolltarif in irgendeinem europäischen oder außereuropäischen Land, ja sogar schon die Ankündigung von Aenderungen in Zolltarifen übt einen so erheblichen Einfluß auf den Arbeitsmarkt, daß ihm gegenüber die Entschließung der Individuen und die darauf begründete volle Selbstverantwortlichkeit in den Hintergrund tritt. So macht- und bedeutungsvoll ist die heutige Schutzzollpolitik, daß unter ihrem Eindruck selbst Entschließungen, die von den wirtschaftenden Subjekten ausgehn, als durch den Staat beeinflußt gelten müssen; wie denn z. B. die Politik der Kartelle und der Syndikate (die in in erster Linie den Beschäftigungsgrad auf dem Arbeitsmarkt zu bestimmen scheint) in der heute geübten Art nur im Zeitalter der Schutzzölle denkbar ist.

---

zu betonen. Daß der Gelehrte **nicht** bereit ist, diese Prinzipien auch auf das Problem der Arbeitslosenversicherungen anzuwenden, legt er in einer prachtvollen Broschüre dar, die soeben in der Sammlung Volkswirtschaftliche Zeitfragen bei **Leonhard Simions Nachfolger**, Berlin SW. 48 erscheint. Der Verlag hat uns erlaubt, der Abhandlung diese Stelle zu entnehmen.

Unter diesen Umständen ist der Standpunkt, die Arbeitslosigkeit werde vom Staat nicht verursacht und gehe ihn daher nichts an, in diesem Umfange nicht haltbar. Gerade wer die heutige Politik des sogenannten „Schutzes der nationalen Arbeit" mit unter dem Gesichtspunkte bekämpft, daß sie dem Staat eine Verantwortung aufbürdet, an der er allzu schwer zu tragen hat, wird auf der Hut sein müssen, sich nicht mit sich selbst dadurch in Widerspruch zu setzen, daß er diese Verantwortung des Staates für die Folgen seiner Handlungsweise ablehnt.

Allein hiermit ist die Frage, ob öffentliche Körperschaften (Reich, Staat, Gemeinde, die wir — instar omnium — „Staat" zu benennen pflegen) die Arbeitslosenversicherung übernehmen sollen, ganz und gar nicht entschieden. Auch wo man zugeben muß, daß der Staat sich nicht ganz untätig verhalten darf, ist bis zu der wirklichen staatlichen Uebernahme einer Einrichtung ein weiter Weg, auf dem noch viele Stationen berechtigten Widerstandes vorhanden sein können. Anregung, Förderung, Unterstützung, geringerer oder größerer Zwang ergeben eine Anzahl Stufen und Möglichkeiten. Damit wir also in den Abweichungen vom liberalen Wirtschaftsprinzip nicht weitergehn, als notwendig ist, müssen wir uns die Gründe, die für den Widerstand sprechen, besonders eindringlich vor Augen halten.

Zunächst die oben erwähnten allgemeinen Gründe. Der Widerstand gegen neue Abweichungen von dem liberalen Prinzip der Selbstverantwortlichkeit ist gerade deswegen so notwendig geworden, weil schon viele Abweichungen stattgefunden haben. Wenn in den Kämpfen der achtziger und neunziger Jahre den Verfechtern der individuellen Freiheit entgegengehalten worden ist, daß Gemeinschaft und Individuum die beiden Momente seien, auf deren Betätigung der Fortschritt der Menschheit beruhe, so ist dieser Satz jetzt gerade denen entgegenzuhalten, die ihn am häufigsten im Munde geführt haben. Die Wichtigkeit der sozialen Fürsorge ist schon so oft betont worden, daß es nun nachgerade Zeit wird, wieder mehr die Wichtigkeit des Individuums zu betonen. Hierzu kommt ein zweiter noch allgemeinerer Grund. Selbst von dem Inhalt unsrer Gesetze abgesehn, schwillt der bloße Umfang des Gesetzesstoffs schon so an, daß selbst aus diesem äußerlichen Grund ihm Einhalt geboten werden muß. Wir müssen endlich einmal ein paar Jahre verschnaufen können, um uns mit den Gesetzen, die wir befolgen sollen, auch ein wenig vertraut zu machen.

Diese allgemeinen Gründe würden für mich zu einem Protest gegen eine Verstaatlichung der Arbeitslosenversicherung hinreichen. Ihr Gewicht wird noch durch einen besondern Grund verstärkt. Teils durch die neuere

sozialpolitische Gesetzgebung, teils durch die sich daran schließende Entwicklung sind den Arbeiterorganisationen eine Reihe ihrer ursprünglichen Aufgaben genommen. Die Krankenkassen sind selbständig organisiert. Die dauernde Fürsorge für Unfallverletzte und Invalide war zwar niemals als allgemeine und regelmäßige Aufgabe der Arbeiterorganisationen in Aussicht genommen: jetzt aber sind auch die Fälle, in denen ein Arbeiterverein sich wenigstens vorübergehend des so in Unglück geratenen Genossen anzunehmen hat, ausgeschieden. Die Ansichten über den Arbeitsnachweis haben sich so gründlich geändert, sein Wesen als unparteiische Vermittlungsstelle ist jetzt wissenschaftlich so vollständig festgelegt, daß die Möglichkeit, den Arbeitsnachweis als einseitige Arbeiterangelegenheit zu organisieren, selbst dann ausgeschlossen wäre, wenn die Machtverhältnisse sich änderten und die Arbeiter zur Errichtung einseitiger Arbeitsnachweise imstande wären, wie sie jetzt von einzelnen Teilen der Arbeitgeberschaft in die Hand genommen werden: die Aufgeklärtern unter den Arbeitern würden einsehn, daß eine so sachwidrige Einseitigkeit ihnen selbst zum Nachteil gereichen müßte*). Mit der Rechtsauskunft ist eine ähnliche Entwicklung im Gang; die Fortschritte der öffentlichen Rechtsauskunftsstellen nehmen den Arbeiterorganisationen den größten Teil dieser Aufgabe ab. Die Volksbildungsinstitute größten Stils gewinnen eine Bedeutung, der gegenüber gewerkschaftliche Arbeiterschulen nach und nach in den Hintergrund treten. Was bleibt den Arbeiterorganisationen an selbständigen Aufgaben noch übrig? Nichts als der Lohnkampf. Nun ist ja nicht zu verkennen, daß für die wirtschaftliche Existenz der Lohnkampf ein so bedeutendes Objekt darstellt, daß schon um seinetwillen die Gewährung voller Koalitionsfreiheit (auch über das gegenwärtig bestehende Maß hinaus) notwendig ist. Allein eine kluge Arbeiterpolitik wird darauf bedacht sein, das äußerste Mittel, die gemeinsame Arbeitseinstellung, nur so selten wie möglich eintreten zu lassen. Dieses Bestreben wird den Führern der Gewerkschaften desto mehr erleichtert, je mehr a n d r e Aufgaben dem Betätigungsdrang der Mitglieder ein ausreichendes Feld gewähren; sie wird bis zur Unmöglichkeit erschwert, wenn der Streik sozusagen die einzige Gelegenheit ist, bei der die Gewerkschaft ihre Existenz zeigen kann. Die Anschauungen über die Arbeiterorganisationen und ihre Führer sind heute noch in weiten Kreisen durch Zustände bestimmt, die etwa vor 20 bis 30 Jahren die Regel waren.

---

*) Vgl. Jastrow, Sozialpolitik und Verwaltungswissenschaft. Bd. I (Berlin 1902) S. 138, 166—168.

Sind wir also einerseits der Meinung, daß der in das Wirtschaftsleben so machtvoll und willkürlich eingreifende Staat sich heutzutage nicht mehr auf den Standpunkt stellen kann, eine Arbeitslosigkeit sei nicht durch ihn verursacht und er habe für ihre Folgen in keiner Weise einzustehn; und halten wir andrerseits doch daran fest, daß die Arbeitslosenversicherung Sache der Arbeiterorganisationen selbst bleiben solle: so führt dies mit logischer Konsequenz zu einem System, in dem die Arbeitslosenversicherung Sache der Organisationen bleibt, dem Gemeinwesen aber eine unterstützende und ermunternde Tätigkeit zerfällt. Ob dies durch die Körperschaften geschieht, die wir in Deutschland in engerm Sinne als „Staat" zu bezeichnen pflegen (Preußen, Bayern, Württemberg usw.) oder durch den ihnen übergeordneten Oberstaat, das „Reich", oder durch die ihnen eingeordneten Gemeinschaften, die „Gemeinden", — das ist keine Prinzipienfrage mehr. Praktisch kommt nach dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheit bei uns kein andres Organ als die Gemeinde in Betracht. Und da es sich zunächst noch um Experimente in kleinerm Umfang handelt, so dürfte dies zurzeit auch sachgemäß sein.

Rundschau

Radolin

Worum sich Fürst Bülow etliche Jahre vergeblich bemüht hat, das ist seinem Nachfolger heuer in Kiel an einem einzigen Tage gelungen: Den Kaiser davon zu überzeugen, daß ein Wechsel auf dem Pariser Botschafterposten eine unbedingte Notwendigkeit sei und die Exekution sofort vollzogen werden müsse. An demselben Tage setzte der Kanzler auch noch die Entlassung der preußischen Minister von Moltke und von Arnim durch. Die Entlassenen wurden durch die Plötzlichkeit, mit der sie die Demission antrat, aufs höchste überrascht, und eines Tags stand im „Vorwärts" der Brief, in dem die Herren von Moltke und von Arnim durch den preußischen Ministerpräsidenten aufgefordert wurden, im Interesse der Homogenität des preußischen Ministeriums sofort ihr Entlassungsgesuch einzureichen. Diese bei beiden Ministern gleichlautende Epistel flog natürlich ebensowenig zufällig eines Tags auf den Redaktionstisch des sozialdemokratischen Zentralorgans, wie andre intime Vorgänge in andern hohen Ämtern auch, und da Herr von Bethmann Hollweg kaum ein Kollege von Paul Singer und Klara Zetkin ist, werden es wohl eher Herr v. Moltke oder Herr v. Arnim gewesen sein, die aus Zorn über den Sturz aus den Höhen ihres Ministerdaseins gleich an das „oben" gehaßteste Blatt schrieben, statt an gewisse ihnen näherstehende bürgerliche Organe.

Wie sich nun herausstellt, hat Herr von Bethmann Hollweg an seinen Pariser Vertreter einen in der Form scheinbar weniger derben Brief geschrieben, aber der Fürst Radolin war schon durch die Tatsache seiner Abberufung genügend gekränkt nnd hat seinen Gefühlen bei einem Abschiedsdiner einen ganz undiplomatisch freien Lauf gelassen. Sein Herz war zu voll des Schmerzes, daß er seine ungebrochene Kraft dem Vaterlande in Paris nicht mehr zur Verfügung stellen solle, und des ging ihm im Kreise der deutschen Kolonisten der Mund über. Der Kanzler hatte ihm in etwas drastischer Liebenswürdigkeit versichert, er würde es für ein großes Unrecht halten, den mehr als siebzigjährigen Fürsten mit der verantwortungsreichen Bürde der Vertretung einer Großmacht weiter in Paris umherlaufen zu lassen. Der hypersensible Hochtori mag diese herzliche Wendung vor allem als einen Eingriff in seine privatesten Verhältnisse empfunden haben.

Über die diplomatischen Qualitäten des Fürsten Radolin sind bekanntlich die Akten noch nicht geschlossen. Es steht ja nicht einmal fest, wer das Marokko-Abkommen mit Frankreich getroffen hat. Zweifellos fest steht nur, daß dieses Vertragsinstrument Frankreich verhält-

nismäßig mehr Vorteile bietet als Deutschland, und ebenso sicher ist es, daß Fürst Radolin mit dem Fürsten Bülow und dem Freiherrn von Schoen um den Ruhm stritten, Frankreich die für uns so wenig günstigen Verträge abgelistet zu haben. Bemerkenswert ist jedenfalls, daß schon sein früherer Chef ihn für kein Genie hielt, obwohl er sich selbst und nicht den Fürsten Radolin als den Schöpfer des Marokko-Vertrags ansah. Andre wieder erblicken in dem nun abberufenen Botschafter den Urheber des Marokko-Vertrags und haben nicht trotzdem, sondern gerade darum eine schlechte Meinung von seinen diplomatischen Gaben.

So geteilt also die Meinungen über die Qualitäten des Fürsten Radolin sind, und so sehr er sich auch, im Gegensatz zu seinem Chef, für eine ungebrochene Kraft hielt, darüber dürfte er sich doch klar sein, daß es infolge seiner ganz undiplomatischen Beredsamkeit mit der sehnlichst erstrebten Wiederverwendung in deutschen Reichsdiensten Essig ist. Und das ist auch ganz recht so. Aus vielen Gründen: Erstens gilt der Grundsatz, dem Diplomaten sei die Sprache dazu gegeben, daß er seine Gedanken sorgfältig verberge. Zweitens hat sich der Fürst durch seine Elegie eine Popularität erworben, die ihn an der Stelle kaum beliebt machen wird, für die er seine Klagerede hielt. Denn die deutsche Kolonie in Paris ist ihm schier Hekuba, so viel er auch von ihr schwärmte, und während er „deutsche Kolonie" sagte, meinte er den deutschen Kaiser. Die deutsche Kolonie kann seinem Herzen unmöglich nahe stehn. Das sind Deutsche, die in Paris ihrem Erwerb nachgehn, also Menschen aus einer andern Gesellschaftsschicht als der Fürst Radolin. Wenn er sich dazu entschlossen hat, vor diesen Leuten seine Herzenswunde zu zeigen, so macht das dem wunden Herzen nicht einmal besondere Ehre. Denn auch dieser Grundsatz gilt heute noch für heldische Aristokraten: Lerne leiden, ohne zu klagen! Schließlich ist es dem Kanzler nicht zu verübeln, wenn er einen beinahe 70jährigen Diplomaten für pensionsbedürftig hält. Zum Professor und zum Richter erscheint man dem Staate mit siebzig zu alt. Warum nicht auch zum auswärtigen Vertreter einer Großmacht? Im Kirchenstaat ist es allerdings anders. Da wird der älteste Kardinal am ehesten zum Papst gewählt, weil das Kollegium erwartet, daß die alte neue Heiligkeit bald das Zeitliche segnen würde und dann auch die andern noch Chancen hätten. Es gibt freilich auch in der Geschichte der deutschen Diplomatie genug Beispiele einer unerlaubten Rüstigkeit im salomonischen Alter. Aber vielleicht ist die Redseligkeit des Fürsten Radolin doch auch wieder ein Symptom von Altersschwäche.

Wenn Fürst Radolin wirklich so unbezähmbare Lust nach einer würdigen Betätigung fühlt, und wenn er nicht lediglich nach einem bequemen Posten verlangt, auf dem er nur zu repräsentieren hat, dann mag er ja seine ungebrochene Kraft versuchen, indem er sich einen Sitz im deutschen Reichstag erobert und dort die in der Diplomatie gewonnenen Erfahrungen der deutschen

Regierung, dem deutschen Volke zur Verfügung stellt. Von dort würde ihn Herr von Bethmann Hollweg nicht versagen können.

Wie wärs damit, Durchlaucht? Die Wahlen sind in der Nähe. Und im deutschen Reichstag gibts nicht zu viele, die da wissen, wies in der auswärtigen Politik gemacht werden muß.

Koloniale Berichterstattung und Erschließung

Die unumgänglichsten Verkehrsanlagen in unsern Kolonien sind geschaffen; reichlich Lehrgeld ist bezahlt worden, dafür ist die Erschließung auf gutem Wege. Ein wesentliches Hindernis bleibt aber noch zu beseitigen: Die Unkenntnis kolonialer Dinge in der Heimat. Diese erschwert die Erschließung der Kolonien in ähnlichem Maße wie ehedem die elenden Verkehrsverhältnisse. Man darf sich nicht wundern, wenn sich das heimische Geld nur zaghaft kolonialen Unternehmungen zuwendet. Ganz wenige kennen bei uns auch nur im allgemeinen die Unterlagen, die Kosten und Aussichten eines kolonialen Betriebs, die Berechnungen und Verheißungen in den Prospekten der Neugründungen, die noch dazu in einem gewissen Gegensatz zum Stande vieler alter Unternehmungen stehn, sind oft das erste, was die Zeitungsleser über koloniale Betriebe erfahren.

Wir haben allerdings bereits mustergiltige Werke über Kolonialwirtschaft, Handbücher über Farmwirtschaft von hervorragenden Kolonialpionieren, über Plantagenbau, über Tropenkrankheiten; wir haben ferner in Berlin eine Zentralauskunftsstelle für Auswanderer, die viel benutzt wird, aber noch lange nicht soweit bekannt ist, wie sie sein sollte; ich glaube aber nicht, daß es Handbücher für kolonialen Handel, für Bergbau, Forstwirtschaft und Arbeitsmarkt gibt. Vor allem aber bedürften wir einer regelmäßigen, häufigen, ausführlichen Berichterstattung über alle diese Gebiete. Die Berichte müßten notwendigerweise viele Angaben und Ausführungen der Handbücher und ebenso ihre eigenen von Zeit zu Zeit wiederholen, aber Werbearbeit ist eben nur dann gedeihlich, wenn sie unablässig ist und dem Leser die Belehrung bequem macht; außerdem muß sie billig sein. Natürlich darf sie nicht drängen; sie hat lediglich sachliche einwandfreie Angaben zu liefern; Schlüsse daraus zu ziehn, muß sie den Lesern überlassen.

Im folgenden will ich einige Gebiete der Berichterstattung ausführen.

Wer eine koloniale Berechnung machen will, muß mit den Reisekosten beginnen, danach kommen die Kosten für den Haushalt. Wer weiß aber bei uns, was der Haushalt in Windhuk, in Lüderitzbucht, in Daressalam oder am Kilimandscharo kostet. Hotelpreise, Mietkosten, Lebensmittel- und Warenpreise, Dienstbotenverhältnisse gehören hierher. Mancher hat schon Dinge hinausgeschleppt, die er draußen ebenso billig haben könnte. Mancher hätte sich vor Uebervorteilung schützen können.

Kaufmännische und gewerbliche Unternehmungen brauchen Angaben über Bevölkerungszahl und -Bewegung, bereits vorhandene Betriebe, Bedürfnisse, Umsatz, Einfuhr, Preise roher und fertiger Waren, mit einem Wort: Marktberichte; land- und forstwirtschaftliche Gründungen erfordern Angaben über den Grundstücksmarkt, über Arten, Kosten und Aussichten kolonialer Betriebe. Allgemein wichtig ist der Frachtenmarkt, Preise der See-, Bahn-, Wagen- und Trägerfrachten, Weglängen, Beförderungsdauer, Zölle, Landungsgebühren, Versicherungskosten, Frachtunternehmungen, ebenso wichtig ist der Arbeitsmarkt mit Angebot und Nachfrage, Löhnen und Gehältern für Weiße und Eingeborne, Werbekosten, Beaufsichtigung, Verpflegung, Unterbringung und Behandlung der Arbeiter, Arbeiterverordnungen, Werbeunternehmungen.

Für Bergbauunternehmungen treten Angaben über Erzvorkommen, Erzgehalt, bereits geleistete Arbeiten, Rechtsverhältnisse, Untersuchungsstellen, Kosten bestehender Betriebe in ähnlichen Gebieten hinzu usw.

Eine wichtige Aufgabe der kolonialen Berichterstattung ist es, die heimische Industrie rechtzeitig von den neuartigen Bedürfnissen zu unterrichten, die Betriebe unter neuartigen Bedingungen stets zeitigen, über Erfordernisse, Versuche, Erfolge und Mißerfolge. Ich denke hier z. B. an Maschinen für Fasergewinnung,

an Maschinen zur Diamantförderung in Südwest, an die Verwertung der Windkraft, an die Herstellung brauchbarer Automobile für die Schutzgebiete, an die Aufsuchung und Verwertung neuer Rohstoffe.

Umgekehrt muß man in den Kolonien wissen, welche ihrer Waren die Heimat und auch die andern europäischen Staaten brauchen, welche Forderungen sie an ihre Beschaffenheit stellen, was sie dafür bezahlen, woher sie diese zur Zeit beziehn, welches die wichtigsten Abnehmer sind, wo sich neue, günstige Gebiete dafür öffnen oder schaffen lassen, ferner: welche Fortschritte anderwärts im Bodenbau, in der Viehzüchtung, im Maschinenbau gemacht werden.

Die Berichterstattung müßte Fachleute und Anfänger berücksichtigen.

Sie müßte weiter Klarheit über koloniale Gesellschaften und Unternehmungen bringen und dem Handel ihrer Werte dienen.

Einen bedeutenden Raum würde der Anzeigenteil einnehmen, der ja gleichfalls eine unentbehrliche Art von Berichterstattung ist. Ein vollständiger Literaturnachweis gehörte ebenfalls hierher, ebenso ein Nachweis über wissenschaftliche Forschungen.

Eine gut geleitete Berichterstattung würde auch deutschen Unternehmungen in den Nachbarländern unsrer Kolonien zugute kommen; sie wäre außerdem das einzige Mittel, das unmäßig hohe Preise eingeführter Waren in den Kolonien verhindern könnte, da sie den Wettbewerb herausfordern würde.

Von den übrigen Gebieten des Auslands hätten in der Berichterstattung besonders jene Anspruch auf Berücksichtigung, in denen sich viele Deutsche niedergelassen haben, weiter solche, mit denen Deutschland viel Handel treibt oder die unserm Handel günstige Aussichten bieten. Später werden wir vielleicht einmal soweit kommen, eine einheitlich geleitete, wirtschaftliche Berichterstattung für alle Gebiete der Erde zu bekommen; vielleicht ließe sich diese durch ein Zusammenwirken der deutschen Presse der ganzen Erde schaffen.

Ich würde es nicht für gut halten, wenn neben den bereits in Deutschland erscheinenden Kolonialzeitungen, amtlichen und nichtamtlichen, die angeregten kolonialen Marktberichte als selbständiges Unternehmen auftreten würden, ich dächte sie mir im Gegenteil als gemeinsames Unternehmen dieser Kolonialzeitungen, einmal um ihnen weiteste Verbreitung zu verschaffen, und außerdem, um den Anzeigenteil einheitlicher und einträglicher zu gestalten. Die Berichte denke ich mir in Form von vierzehntägig oder monatlich erscheinenden Beiblättern.

Eine besondere Art der Berichterstattung möchte ich schließlich noch erwähnen: die Arbeitsvermittlung. Infolge der großen Entfernung des Mutterlandes fällt noch so manche Stellung, so manche Gelegenheit draußen den kolonialen Nachbarn, Engländern, Buren, Indern, Griechen, Italienern zu, und es wäre noch schlimmer, wenn nicht aus der Schutztruppe eine Reihe von Angestellten und Unternehmern hervorginge. Drahtliche Arbeitsvermittlung könnte hier Besserung schaffen; sie wäre nicht so teuer, wie es zunächst scheint. Sie sollte sich auch auf einfache Tagelöhnerarbeiten erstrecken. Es ist oft beklagt worden, daß z. B. bei Bahnbauten Leute aus aller Welt, viele Südländer, aber kaum Deutsche verwendet wurden. Es mag sein, daß diese bequemer zu haben sind, als unsre Landsleute. Es gibt aber auch bei uns Unternehmungslustige genug, die sich sehnen, die Kolonien kennen zu lernen, die hinausgehn würden auf die bloße Zukunft hin: „Wenn sie bereit sind, sich einige Jahre durch dick und dünn zu schlagen, können sie vorwärts kommen." Gelegenheit dazu bietet ein aufstrebendes Land immer. Wie viele Deutsche gehn ins Ausland, lediglich im Vertrauen auf die eigene Kraft.

Es ist selbstverständlich, daß den Auswanderungslustigen die Verhältnisse nüchtern geschildert, daß sie nicht in Fiebergebieten verwendet würden und in einer Weise, die ihr Ansehen bei den Eingeborenen schädigen müßte; es müßte ihnen außerdem die Rückkehr sichergestellt werden.

Die außerordentliche Entwicklung unsres Schulwesens und der Bildungsdrang der Deutschen haben es mit sich gebracht, daß Deutschland eine wachsende Menge wohlgeschulter Leute hervorbringt, Männer und Frauen, weit mehr, als es selbst, seine Kolonien eingeschlossen, braucht.

Für diese, seien es nun Landwirte, Kaufleute, Lehrer, Ärzte, Apotheker, Ingenieure, Schriftsteller, muß ein Arbeitsfeld in der ganzen Welt gesucht und vermittelt werden. Vor allem kommen hier die Gebiete in Betracht, in denen bereits Deutsche wohnen.

Der Anfang ist auch schon gemacht, es bedarf nur eines Ausbaues. Auf die Hilfe der verschiedenen Fachverbände wird man dabei rechnen dürfen. Ich wüßte nicht, was die Auslandsdeutschen in ihrem Selbstgefühl und in der Treue zu ihrem Volkstum mehr bestärken könnte als die mustergiltige Arbeit wohlgeschulter Landsleute, und was die Bande zur alten Heimat enger knüpfen könne. Alle aber, die hinausgehn, müßten sich bewußt werden, daß sie zwar als Pioniere des Deutschtums, aber auch als Pioniere des Friedens und der Freundschaft mit den fremden Völkern hinausgehn. A. G.

Felice Cavallotti und Ferruccio Macola.

Ein schwarzes Blatt im Parteileben Italiens.

In keinem Lande der Erde herrscht seit Jahrhunderten ein solch heißer Haß der Parteien wie im Lande Italia.

Seit den politischen Kämpfen zwischen den Optimaten und der Plebs, den Kriegen zwischen Gelfen und Ghibellinen und dem unaufhörlichen Streiten der Factionen in den Städten ist diese Todfeindschaft der Parteien niemals erloschen.

Dieser Vernichtungskrieg, geführt mit allen Waffen der List, Tücke und Gewalt, spiegelt sich in der blutigen Tragödie Cavallotti-Macola, deren Peripetie am 6. März 1898 erfolgte und deren Katastrophe am 18. August 1910 das parteipolitische Trauerspiel abschloß.

Im Jahre 1898 schien der Führer der italienischen Demokratie, der feinsinnige Dichter, glänzende Schriftsteller, feurige Redner und unermüdliche Agitator Felice Cavallotti von Corteolona (Pavia) auf der Höhe seines politischen Einflusses angekommen. Der einflußreiche Parlamentarier hatte die Phraseologie eines blinden Bewunderers der französischen Repuplik abgestreift und sich in einen überzeugten Anhänger des Dreibunds gewandelt, der mit Leidenschaft die Korruption des parlamentarischen Affarismus (der unlautern Geschäftemacherei der Abgeordneten) bekämpfte und die Geheimnisse der verkrachten Banca Romana und ihren Stipendiaten aufdeckte.

Die hochkonservative Partei hatte die Unterdrückung des Volkstribunen beschlossen und dazu als ihr Werkzeug den wegen seiner eisenstirnigen Kaltblütigkeit gefürchteten Pamphletisten Ferruccio Macola gewählt, der die „Gazetta die Venezia" leitete. Dieser ehemalige Schiffsunterleutnant verstand seinen Arbeitgebern zu imponieren; als blutjunger Politiker gab er nämlich den Großgrundbesitzern und Rhedern, den Großindustriellen, Armeelieferanten, Händlern mit Eisenbahnkonzessionen und Kanalanlagen, kurzum den „Ausbeutern" im großen Stil den Rat: „Verbindet euch mit den Klerikalen, deren junge Advokaten und Schriftsteller seit Jahren vor Sehnsucht darauf brennen, in der Gemeinde, in der Provinzialverwaltung und im Parlament eine Rolle zu spielen, und die euch ohne Gegenleistung die blindgläubige Wählermasse zuführen! Das schwarze Schippen-Aß der bisher grollend bei Seite stehenden Sakristeigänger sticht den roten Herzbuben!" Dieser Rat erwies sich als vorzüglich; der Patriarch G. Sarto gab ihm seine Zustimmung für die ganze Provinz Venetien.

Die schärfste Gegnerschaft der konservativ-klerikalen Bundesgenossenschaft verkörperte sich in Filice Cavallotti. Allein dieser Heißsporn ohne Furcht und Tadel, der 32 Säbelduelle mit Erfolg ausgefochten hatte, verriet schon deutlich Zeichen physischer Erschöpfnng: gegen die Unrast suchte der hitzige Agitator zeitweilig Ruhe und Stärkung im Kognak.

Darauf bauten seine Widersacher ihren Plan. Durch persönliche Angriffe wurde der Journalist Cavallotti, der zeitlebens seine Hände rein zu halten verstanden hatte, in eine wahnsinnige Aufregung hinein getrieben. Eine volle Woche lang dauerte alsdann das Hin und Her mit den Kartellträgern des Duells, bis endlich die dritte Nachmittagsstunde des 6. März 1898 in der Villa der Gräfin Cellere vor der Porte Maggiore in Rom als Termin für die Austragung des Ehrenhandels festgesetzt wurde. Die Stunde kam, aber die Partei Macolas ließ auf sich warten.

Es spielte sich kein regelrechtes Duell ab. Der Unparteiische und die Sekundanten Cavallottis hätten diesen ungleichen Zweikampf verhindern sollen; der kurzsichtige Cavallotti taumelte: er hatte dem Cognac Champagne fine allzu sehr zu gesprochen. Beim dritten Gang stieß der kaltblütige Macola seinem keuchend avancierenden Gegner den Säbel in den offen stehenden Munde die Spitze der Klinge zerschnitt den Rachen und die Zungenwurzel Cavallottis, dr

6 Minuten später durch den Bluterguß in die Luftröhre den Tod durch Ersticken erlitt.

Die Trauer um den gefällten Volksmann war allgemein. Nur die hochkonservative Fraktion jubelte und zahlte unter der Form, daß die Partei die vordem von ihr subventionierte „Gazetta di Venezia" eigentümlich erwarb, an ihren siegreichen Vorkämpfer 120 000 Lire bar und alljährlich 10 000 Lire als Leibrente. Der Führer der Klerikalen, Professor Stoppato in Bologna, führte die Verteidigung Macolas und erwirkte die Verminderung seiner Strafe von dreizehn Monaten Gefängnis auf sieben.

Indessen Ferruccio Macola wurde dieses Sieges in seinem vierzehnten und letzten Duell nicht froh. Langsam und bruchstückweise kamen die Einzelheiten von der Einfädelung und Durchführung des „unglücklichen, vom Sieger so schmerzlich beklagten Zweikampfs" ans Licht. Am 4. April 1905 hatte der von den Klerikalen in Castelfranco gewählte Macola, der sofort nach der Thronbesteigung des Papstes Pius X. als „alter Hausfreund" in privater Audienz empfangen worden war, namens seiner politischen Freunde den Auftrag erhalten, das Programm des liberalen Ministeriums Fortis anzugreifen. Als der Abgeordnete von Castelfranco das Wort ergriff, erhob sich die gesamte Linke, 88 Mann stark, und verließ schweigend den Saal, während das liberale Centrum durch ostentatives Gelächter und Geplauder dem stammelnden Redner von der äußersten Rechten seine Mißachtung bezeugte.

Endlich ergriff der Held der Villa Cellere, deren Herrin gleichzeitig von Crispis Sohn Luigi die Schmucksachen im Werte von 60 000 Francs gestohlen worden waren, seine wahre Lage: er legte sein Abgeordnetenmandat nieder und gab auch der Journalistik den Laufpaß. Um die innere Unruhe zu betäuben, griff der Vertrauensmann der äußersten Rechten, der vordem enthaltsam gewesen war, zum Becher: der Dämon Alkohol vollog sein Rächeramt. Bald hatte der Neurastheniker sein Tagesquantum auf 8 Liter Wein und 2 Flaschen Liqueur gesteigert und zur Erlangung der Nachtruhe fleißig mit Morphium nachgeholfen. Jetzt machte der unselige Mann am Abend des 18. August im Sanatorium des Heiligen Rochus zu Merate in der Brianza seinem Leben durch einen Revolverschuß in die rechte Schläfe ein Ende. Die Geistlichkeit hat der Leiche das kirchliche Geleit versagt; das war ihr Recht. Seine Parteigenossen zeigten sich über sein Hinscheiden nicht minder erfreut wie bei Cavallottis Tod: denn sie brauchen dem ungestümen Mahner nichts mehr zu zahlen.

Dr. F. L.

Der blaue Vogel

Wie wir von Professor Engelbert Humperdinck selbst erfahren, schreibt er gegenwärtig zu Maeterlincks „blauem Vogel" die Musik. Das Märchendrama, das wir im zweiten Juniheft d. J. vollständig abgedruckt haben, wird mit der Musik Humperdincks noch in diesem Herbst u. a. von Max Reinhardt am Deutschen Theater herausgebracht werden. Reinhardt wird hier eine seiner Ausstattungskunst würdige Aufgabe finden.

Ausstellungen

Mehrmals schon haben die Gelehrten und Halbgelehrten und noch mehr die Sach- und Buchverständigen dahin entschieden, daß eine universelle oder Weltausstellung, angesichts der riesigen Entwicklung der technischen und industriellen Energien in das Moderne, ein in Bezug auf praktische Erfolge unrentables Unding sei und daß sich höchstens im Stoff spezialisierte, also Fachschauen mit Aussicht auf reale Befruchtung des Fortschritts und auf Bezahlung der hohen Ausstellungskosten, weiterhin veranstalten ließen. Dennoch geht die Reihe weiter, in der angeblich jedes Land, jedes Volk, jeder Erdenwinkel sein Alles, sein Bestes, sein Neuestes in Front führt. Man weiß längst, daß diese gigantische, kostspielige Reklame kaum nennenswerte, kaufmännische Vorteile einbringt, weiß, daß die internationale Einschätzung der technischen, industriellen und Handelswerte eines Landes sich auf ganz andern Wegen vollzieht, als auf dem einer Paradeschau mit Massenklimbim, und dennoch noch — diese Jahrmärkte, „Weltausstellungen"! Solche Ausstellungen wenden sich an die Massen, an Laien, an die Allgemeinheit, müssen — weil der Pfennig der vielen die Spesen decken sollte — die Menge ver-

blüffen, anregen, amüsieren. Ein Selbstbekenntnis, daß sie dies durch Vorführung reeller, ernster Arbeit nicht vermögen, liegt schon darin, daß keine Ausstellung mehr der Barnummethode, der Rutschbahnen für den Poder des P. T. Publikums, der Wackeltöpfe, der Riesenräder, der Somalidörfer, der Wildwestreiter, Trottoirsrouletts, der Möglichkeit ein Glas Bier hoch in den Lüften oder in einer Taucherglocke zu trinken, entbehren kann. Selbst Fachausstellungen können sich nicht auf tatsächliche Leistungen, Erfindungen, Errungenschaften beschränken. Können nicht einfach ihre Werke, und wären es auch Wunder der ingeniösesten Technik, hinlegen ohne Bluff fürs Auge, ohne Schwindel in Dimensionen, Inszenierung und Beiwerk.

Der ernste Fachmann wird in den seltensten Fällen in einer solchen Schau Neues, Ungekanntes oder ihm sonst nicht Zugängliches, kennen lernen. Ihm stehn Fachliteratur, Freizügigkeit im technischen, wissenschaftlichen und industriellen Leben, und vor allem der Markt, der für wirklich Gutes keine Sperre, kein Zoll- und Grenzhindernis gelten läßt, zur Verfügung. Der Sportsmann, der Praktiker haben die internationalen Konkurrenzen, in denen sie die bezüglichen Gegenstände in effektivem Wettbewerb und in praktischer Verwendung weit eher beurteilen können, als in der toten Schaustellung der Objekte. Fachausstellungen — mit Ausnahme jener für Werke der schönen Künste, welche wohl den alleinigen M a r k t für solche Produkte vorstellen, müssen auch oft ihre Beziehungen bis an die Grenzen der Lächerlichkeit ausdehnen, um bestehn zu können. Beispiel: Die jetzige W i e n e r J a g d a u s s t e l l u n g. Die Beschränkung auf das edle Waidwerk, dem doch nur ein ganz kleiner Teil der Großstadtbevölkerung huldigt, wäre der sichere Ruin dieser Schau. Und so trifft man dort z. B. Bildersäle mit Gemälden, auf denen ganz nebensächlich ein Staffagehirsch, ein Hund, ein Mann mit einer Flinte vorkommen, als „Gegenstände" des Jagdausstellungsrahmens!

Und was für eine qualifizierte Irreführung liegt nicht darin, daß der Pavillon des Fürstentums Monaco auf der B r ü s s l e r W e l t a u s s t e l l u n g infolge größern Geldaufwandes seitens der Spielbank von Monte Carlo als ein Attraktionspunkt „erster" Güte gilt, wo doch Monaco unbestritten — außer der Spielgelegenheit — geradezu n i c h t s produziert, ja es gar nicht nötig hat, in industrieller, technischer oder landwirtschaftlicher Beziehung auch nur die geringste Arbeitsleistung zu liefern! Facit: Den sogenannten „Welt"ausstellungen fehlt die reelle, in Bedarf und Nutzen begründete Notwendigkeit. v. S.

Fuldas „Sieben Einakter"

Ludwig Fulda ist ein unerschrockener Mann. Zu einer Zeit, da ihm die Kritik wenig günstig ist und mehr von seinen Mißerfolgen als von seinen guten Leistungen zu reden liebt, veröffentlicht er eine chronologisch geordnete Sammlung, die die Schwäche seiner literarischen Kinderjahre preisgibt. Ja wenn es nur die harmlose und beinahe rührende Kindlichkeit des Lustspiels „Unter vier Augen" wäre. Wo es dem ungleichen Ehepaar durch die Vergeßlichkeit des schablonenhaften alten Dieners gar so bequem gemacht wird, am Abend seiner ersten Gesellschaft allein zu bleiben, wo der liebende Gatte gar so leicht das Herz der flatterhaften Gemahlin zurückerobert. Aber der um zwei Jahre „reifere" Einakter „Frühling im Winter", der von geheiltem Weltschmerz erzählt, ist nicht kindlich zu nennen, ist schlimme, schlimme Theaterspielerei. Diese Veröffentlichungen wären nur dann kein Wagnis, wenn die folgenden spätern Stücke den allerenergischsten Fortschritt aufwiesen, wenn sie das Bild des kraftvollen Manns neben das knabenhafte Porträt stellten, das sich aus jenen Stücken vom Jahre 85 und 87 ergibt. Das aber ist nicht, wenigstens nicht entschieden genug der Fall. Gewiß, die folgenden Dramen sind besser als die erwähnten, aber sie gehören nicht entfernt zum Besten, was Ludwig Fulda zu bieten vermag. „Fräulein Witwe" mit der burlesken Gestalt des totgeglaubten Liebhabers, der so seltsam verändert heimkehrt, ist doch nur ein derber Bierulk; Der „Ehrenhandel", dessen Ausgang für deutsche Offiziers-

und Beamtenkreise allzu unwahrscheinlich friedfertig ist, kommt auch nicht über das Possenhafte hinaus. „Die Zeche“, ein ernstes Stück, vom peinlichen Ausgang herzloser Lebensführung berichtend, „Der Traum des Glücklichen“, durch Einführung der Suggestionskunst der Tragikomik des Ehebruchs neue Seiten abgewinnend, leiden trotz mancher Vorzüge unter den beiden Mängeln, die dem Einakter besonders leicht anhaften: Künstlichkeit des Aufbaus und geringe Vertiefung der Gestalten.

Ungemischte Freude läßt sich vielleicht nur bei dem schlichten Vorspiel in anmutig eilenden Trochäen, der „Lästigen Schönheit“, empfinden. Hier ist das einfache, aber nicht einfältige Thema ungekünstelt behandelt und völlig durchgeführt. Die gefeierte Schöne Donna Clara muß den geliebten Mann maskiert gewinnen, weil sie nicht um ihrer äußern Schönheit willen geheiratet werden will, und weil er wiederum so großer äußern Schönheit keinen Innenwert zutraut.

Wer Fuldas sonstiges Schaffen kennt, dürfte an diesem Versspiel neben der unmittelbaren noch eine indirekte Freude haben, indem er eine verkappte Beichte darin wittert.

Reichtum bringt uns zur Verzweiflung,
Wenn er unsre bessern Gaben
Prunkend, gleißend überdeckt.
Bin ich nicht für alle Welt
Nur die schöne Donna Clara?
Aber heißt es je: die kluge,
Je die herzensgute Clara,
Die gebildete, die heitre,
Die so witzig weiß zu plaudern,
Die hübsch Gitarre spielt,
So talentvoll singt und zeichnet,
Die nicht auf den Mund gefallen
Und noch weniger auf den Kopf?

Dem überdeckenden Reichtum, der äußern „lästigen Schönheit“ — wie oft und oft mag Fulda ihr geflucht haben, wenn er sich immer wieder als „anmutigen Verskünstler“ preisen hörte, und nur als solchen, was denn freilich eher auf Tadel als auf Lob hinauslief. Und es blieb nicht beim stillen Fluch. Wie Donna Clara ihrer Schönheit durch die Maske entrinnt, so trachtet Fulda der seinen durch das härene Prosagewand des Gegenwartsstücks zu entkommen. Er tut unrecht daran: man merkt die Verkleidung. Und er tut unrecht, weil er mit dem Vers sein Bestes, sein Natürlichstes verleugnet.

Also doch nur ein Verskünstler? Ja und nein. Der Vers ist Ludwig Fuldas Schönheit, aber keine bloß äußere Schönheit. Der Vers ist nicht nur das Kleid, in dem die Anmut seines Talents zu völligem Ausdruck kommt — und wäre der Vers nur dies für Fulda, wie sehr wäre er dann schon der engenden Prosatracht vorzuziehn! Der Vers ist auch die Schwinge, die Fuldas anmutige Gaben bisweilen zur Größe beflügelt. Es wäre gut für den Dichter, wenn er ihn seltener als „lästige Schönheit“ empfände, wenn er seltener auf einem ihm unergiebigen Felde zu ackern suchte. Victor Klemperer.

Die Politik der Kunst

Auch hinter den Theaterkulissen wird nichts so fein gesponnen, daß es nicht schließlich doch an die Sonne käme. Unsre braven Intendanten und Direktoren lassen da mit sich nicht fackeln. Sie dulden in ihrem ehrenwerten Kreise keine Heuchelei und reißen jedem rücksichtslos die Maske herunter, der die edle Kunst zu einem gemeinen Geschäft des Tages herabwürdigen will. Jetzt ist es ihnen gelungen, den Generalmusikdirektor der Hofoper in Berlin, Dr. Richard Strauß, als einen Menschen zu entlarven, der es ganz augenscheinlich darauf abgesehn hat, aus Melodien ordinäres Gold zu machen, das man bei jedem Kaufmann wechseln kann. Hinter diese gewöhnlichen Absichten sind die diversen Theaterleiter dem Komponisten gekommen, der jetzt im Begriff steht, eine neue Oper zu vollenden, die „Der Rosenkavalier“ heißen soll. Aus purem Idealismus wollten die Bühnenleiter Straußens neues Werk dem Publikum möglichst rasch zeigen. Gewiß — eine neue Arbeit von Strauß ist eine Sensation; die großen Kinder, die Theaterbilletts kaufen, hören sie gern, man hat ein paar verkaufte Häuser, aber des lieben Gefchäfts wegen

nimmt doch der Direktor eines Opernhauses den „Rosenkavalier“ von Strauß nicht an. Er wünscht durch die Darbietung des jüngsten Opus von Strauß die Menschheit lediglich zu modernen Anschauungen und zu neuem Kunstsinn zu erziehn, ohne auch nur im Traum daran zu denken, daß man dabei möglicherweise schnödes Geld verdient. Umso habgieriger ist Richard Strauß. Er verlangt genau so viel Tantiémen wie von seinen frühern Opern. Er will die Aufführung außerdem nur dann zulassen, wenn sie in einer anständigen Form geschieht. Er ist so größenwahnsinnig, als routinierter Kapellmeister sich selbst für kompetent zu halten, über die Qualität der Aufführung in letzter Instanz zu entscheiden, obwohl er doch nur der Autor ist und schon aus diesem Grunde nichts versteht. Strauß hat sich ganz offenbar von allen möglichen und unmöglichen Anfängern einreden lassen, es wäre zuweilen von Theaterdirektoren und Regisseuren ein Werk so verhunzt worden, daß der Dichter oder Komponist sein eigenes Werk nicht erkannt hat.

An all diesen unverschämten Forderungen läßt es sich aber Strauß noch nicht genug sein. Er, der seinen Marktwert, pardon: seine ideale Wirkung aufs Publikum scheinbar kennt, will den Theatern seine neueste Arbeit nur dann überlassen, wenn sie sich verpflichten wollen, auch seine frühern Opern nicht vollständig aus dem Repertoir verschwinden zu lassen — dieselben Opern, mit denen die Theaterleiter schon glänzende Geschäfte gemacht, will sagen: das Publikum zum Idealismus erzogen haben. Wo Strauß da hinaus will, das ist in der Tat keine Kleinigkeit. Wenn man bedenkt, daß mancher Theaterpascha nicht weiß, ob er in einem Jahr noch auf seinem Throne sitzt, und wenn man ferner erwägt, daß Strauß ein ganzes langes Dezennium in jedem Jahr ein paarmal aufgeführt zu sein wünscht — und zwar vertragsgemäß bei so und so viel tausend Mark Konventionalstrafe, so wird dem Unbefangenen ohne weiteres klar, daß hier mit Macht versucht wird, an die Wurzeln des Gottesgnadentums der Theaterdirektoren zu greifen.

Da ist es erfreulich, daß einer von ihnen dem freveln Komponisten auch noch eine grobe Unwahrheit nachweisen kann. Allein in seiner Einbildungskraft hat sich Strauß nämlich eingeredet, daß die Theaterleiter auf seine Forderungen eingehn würden, und so hat er auch Felix von Weingartner erzählt, die andern hätten seine Bedingungen bereits angenommen. Er gedachte damit, Weingartner Mut zu machen. Klug und vorsichtig aber, wie ein Hoftheaterdirektor nun einmal ist, hat Weingartner noch einige Zeit mit der Unterschrift gewartet und beruft sich nun darauf, daß die Intendanz kaum mögen wird.

Die ganze Geschichte wird hoffentlich so bös nicht enden. Die Ouvertüre, die die Theaterleiter zur Ouvertüre des Rosenkavaliers geschrieben haben, hat sich ja nun geräuschvoll genug angelassen, und man darf sich weitere Paukenschläge der Reklame wohl verbitten. Wir wissen es schon: Die Theaterdirektoren haben die Kunst nie zur Politik der Tageskasse entwürdigt. f.

Caterina von Siena

(Schauspiel von Miriam Eck. Axel Junkers Verlag Berlin-Charlottenburg.)

Neulich hat ein Geistlicher auf die Frage „Hat Christus gelebt?“ die schöne Antwort gegeben „Jedenfalls lebt er heute noch“, und eine begeisterungserfreute Menge hat ihm mit Anstimmung des alten Lutherliedes geantwortet. Ein Zeichen dafür, wie starke und wirksame Reaktionen der Rationalismus hervorzubringen vermag. Rings um uns

wieder Buddhisten, Gesundbeter, Spiritisten und Verzückte.

Bei Miriam Eck aber ist der religiöse Mystizismus keine Zeit- und Modeerscheinung. Er ist von Anfang an tief mit ihrem Körperlichen und mit ihrem Seelischen verbunden gewesen. Und sie hat in der heiligen Caterina von Siena eine Gestalt gefunden, die den Superlativ bedeutet von allem, was sie sein möchte, von alle dem, als was sie sich empfindet. In ihrem ersten Buche „die jungfräuliche Frau" versuchte sie, ihre Empfindungsweise zur Anschauung zu formen und sie mit vielen hundert wissenschaftlichen Zitaten zu beweisen. Eine unfreie schülerhafte Frauenmanier — in ihrem Roman Peregrina tappte sie nach einem Stil und Geschehnissen, der dem sehr irdisch Frauenrechtlerischen und dem oberirdisch und unterirdisch Unaussprechbaren gerecht werden könnte. Mit Caterina war das alles zugleich gefunden. Das vierzehnte Jahrhundert mit seinem im Bewußtsein des Publikums bereits fertig schematisierten Inhalt: Hie Renaissance, hie Askese. Die Legende von der wunderbaren Macht der sienesischen Färberstochter, die Geschichte vom Papst Gregor XI., den sie durch ihren Einfluß von Avignon nach Rom zurückführte — alles das braucht nicht erst gezeigt und bewiesen zu werden, ist schon da und unbestreitbar. Damit ist auch bereits der künstlerischen Illusion das Feld geöffnet. Denn so lange man ins Theater den prüfenden und zweifelnden Gedanken mitbringt: „Warum könnte das nicht auch anders verlaufen?" so lange ergibt man sich nicht ganz. Angesichts dieser so günstigen Vorbedingungen hat sich Miriam Eck denn auch zu einer freikünstlerischen Behandlung durchgerungen, die nicht selten voll Schönheit und Reiz ist. Vor allem — und das ist vielleicht entscheidend für die Wirkung — man fühlt überall das so sehr persönliche Bekenntnis der Autorin hindurch. Sie hat sich völlig indentifiziert mit ihrer Heiligen, fühlt selbst ihre flagelantischen Verzückungen, ihre Opfersehnsüchte, sieht sich als machtgekrönte, demütig Stolze vor anbetenden Anhängern als kluge Streiterin, vom Feuergeist gehalten bei psychischer Zartheit und Schwäche; sie ist es, die Anfechtungen erlebt und fortbetet und die wankend „aber mit starkem Willensleuchten" zu neuen Wundertaten, neuen Wunderopfern in das Leben zieht, ungekehrt und schwach, nur durch Heilands Gnade mächtig.

Eine stille poetische Besessenheit schwält in dem Ganzen. Sie ist es, die das Buch erfüllt, nicht die Handlung, die uns räumlich fernliegenden Tatsachen in Gesprächen übermittelt und eine Gefangennahme miterleben läßt, die nichts ist als die notwendige Voraussetzung für die große Hauptsache des Stücks, die den Weltmann Tulde und die Nonne gegenüberstellt. Tulde, der Befangene, hofft von Caterina, daß sie ihm „das Leben bringt", und sie bestätigt ihm: „Ich bringe Euch das Geschenk des Lebens." Dann aber bereitet sie ihn zum Tode vor und auf das Jenseits. Diese Szene steht und fällt mit der Eigenart der Schauspieler, denen sie anvertraut werden muß. Ein Zuwenig oder Zuviel kann verhängnisvoll werden. Sie ist nicht viel mehr als der Canevas zu einer wirklich erschütternden und überzeugenden Szene. Die Worte selbst, so sorgfältig sie gewählt sind, sagen nichts Letztes. Eher die Regiebemerkungen, die die Auffassung der Autorin vermitteln wollen. Caterina ist sehr bleich, sie weicht vor seiner Leidenschaft nicht zurück. Sie sieht ihn an mit überirdischer Liebe. Seine Hände fallen wie von selbst herab. Er steht voll Andacht, in ihren Anblick verloren. Und später „Niccolo Tulde in großem Weinen." Ebenso schön ist die Erzählung von einer Szene, die am Blutsgericht stattgefunden hat bei Tuldos Enthauptung. Erst erzählt der Priester, dann kommt Caterina selbst, in wollüstigen Bluttaumel versenkt, extatisch vor sich hinsprechend. Hier gibt die Dichterin in Nachahmung oder vielleicht Benutzung altkirchlicher Poesie ihr Allerstärkstes. Viel mehr als in dem absichtlichen Spuk des Fremden in allerlei Gestalten und in den drei Geistern, die Anfang und Mittelstück ausfüllen. Obgleich gerade in diesen beiden „Auftakten" viel Poesie angestrebt wird. Sie wirkt aber etwas äußerlich. Und erinnert an allerlei Besseres.

Glaubwürdig und ergreifend in ihrer schlichten Knappheit sind die Szenen bei Caterinas Mutter Lapac. Die erste Szene des zweiten Aktes, in der Mutter, Schwager und Neffen der Heiligen ihre haus-

backen rührenden Ansichten aussprechen, giebt uns vielleicht mehr von Caterina, bringt uns ihr näher, als die nicht sehr differenzierten Lobpreisungen ihrer Anhänger.

„Beppo: Ach Mutter, mir soll sie Red' stehn! In ihrem wahnsinnigen Hochmut, was tut sie? Verschenkt das Eigentum ihrer Brüder an Gesindel, untergräbt das Haus, an dem der Schweiß ihres Vaters klebt. Und nicht genug. Betet – betet um die Verarmung ihrer Familie. Und sie scheint ja gut angeschrieben. Es wird weniger mit jedem Tag." Und die Mutter erzählt, wie schön die Tochter war mit 16 Jahren, und wie die Männer ein Aug auf sie hatten. Sie schlief bei der Mutter im Zimmer, damit sie keine ihrer Kasteiungen treiben könne, da übergoß sie sich mit glühendem Wasser, daß ihr die Haut verbrannt ist.

Alles in allem haben wir es hier jedenfalls mit dem Bekenntnis einer Dichterin zu tun, die einen Stoff gefunden hat, in den sie sich mit allen Kräften und Wünschen hinein ergossen hat. Schon das ist viel in einer Epoche verstandesmäßig gelenkter Produktion.

Anselma Heine.

Finanzpolitisches.

Die Fleischnot ist in Deutschland und Oesterreich gleich groß. Während man aber sonst in Oesterreich immer um einen Schritt langsamer ist als in Preußen, scheint die amtliche Hilfe diesmal in Wien näher zu sein als bei uns. Auch dort hat der Gemeinderrat protestiert, auch dort wird von allen Nichtagrariern nach Oeffnung der Grenzen geschrien, auch dort verlangen die Handelskammern die Einfuhr argentinischen Fleischs, aber wenn nicht alle Zeichen täuschen, werden innerhalb der schwarzgelben Pfähle die argentinischen Ochsen bald zu Ehren kommen, während hier die Frage des Imports gefrorenen Fleischs aus Argentinien erst einem eingehenden Studium unterzogen werden soll. Die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft haben in diesen Tagen erst beschlossen, den Magistrat zu ersuchen, bei dem deutschen Städtetag zu beantragen, daß dieser in Gemeinschaft mit dem deutschen Handelstag schleunigst eine aus Sachverständigen bestehende Kommission zum Studium nach England entsende. Seit vielen Jahren wird nordamerikanisches und argentinisches Fleisch in England in sehr großen, dauernd wachsenden Mengen von den breiten Massen der Bevölkerung konsumiert, ohne daß irgend eine Schädigung der Bevölkerung eingetreten wäre. In Birkenhead bei Liverpool befinden sich umfangreiche Schlacht- und Kühlhausanlagen für die Unterbringung und Schlachtung der importierten Tiere und die Aufbewahrung des Fleischs. Statt es nun auch mit der Einfuhr zu probieren, wird bei uns beileibe noch nicht einmal studiert, sondern es wird der Beschluß gefaßt, eine kompetente Behörde zu ersuchen, daß sie an eine andre noch kompetentere Behörde den Antrag stelle, mit andern Behörden zusammen gemeinsam eine Studienkommission auszurüsten. Mittlerweile soll der Himmel dem Notstand abhelfen. Die Erfahrung nützt nichts, daß in Preußen der Himmel nur den Agrariern hilft, wenn sich die Nichtagrarier nicht selbst helfen.

Die österreichisch-ungarischen Regierungen sind auch auf den argentinischen Fleischmarkt angewiesen, weil sie Jahrzehnte lang die Ungeschicklichkeit begangen haben, den Agrariern zuliebe die Grenzen für

rumänisches und serbisches Vieh geschlossen zu halten. Nachdem nun heuer endlich wieder ein Handelsvertrag mit Rumänien zustande gekommen ist, der eine begrenzte Vieheinfuhr möglich macht, stellt sich nämlich heraus, daß die ganze Liebesmüh um den Handelsvertrag und die Vieheinfuhr vorläufig vergeblich war, weil es in Rumänien kein exportfähiges Vieh gibt. Vor einigen Tagen begaben sich mehrere große Viehhändler aus Oesterreich an die Moldau, um wegen des bevorstehenden Inkrafttretens des neuen Handelsvertrags mit dem rumänischen Nachbarstaat größere Vieheinkäufe zu machen. Sie konstatierten bei diesem Anlaß großen Mangel an Vieh sowie große Zurückhaltung der Viehzüchter und gelangten nach gründlicher Prüfung der Sachlage zu dem Schluß, daß wenigstens noch 4—5 Jahre verstreichen müßten, bis man in die Lage kommen würde, das vom Handelsvertrag zugestandene Quantum Hornvieh vom Lande kaufen zu können. Der einzige Erfolg des Besuchs war, daß die Viehpreise in der Moldau stiegen. Infolge der Aushungerungspolitik, die die österreichische und die ungarische Regierung mit den Balkanländern trieben, ist heute Schlachtvieh von guter Qualität in Rumänien so gut wie gar nicht verhanden, und das unbrauchbar gewordene Arbeitsvieh, das in Rumänien als Schlachtvieh verwendet wird, lohnt weder die Kosten der Ausfuhr, noch kann es außerhalb der Grenzen Abnehmer finden. Für eine Aenderung dieser Sachlage fehlt es sogar an den wichtigsten Grundbedingungen. Der rumänische Bauer mit seiner primitiven Wirtschaftsweise kommt für die Züchtung von exportfähigem Schlachtvieh heute überhaupt nicht in Betracht, und für die Großgrundbesitzer und Großpächter ist unter den heutigen Verhältnissen der Kornbau weitaus lohnender als Waidwirtschaft.

*

Aus Deutsch-Südwestafrika kommen ernste Nachrichten. Man hält dort einen baldigen Zusammenbruch der vielen kleinen Diamant-Gesellschaften für unvermeidlich. Diese Gesellschaften sind stark übergründet worden, haben Raubbau getrieben und verteilten infolgedessen kurze Zeit eine hohe Dividende. Heute stehn diese Unternehmungen vor dem Bankrott. Das wirkte an allen Börsen in den letzten Wochen auch auf alle andern Kolonialwerte zurück. Man darf aber nicht übersehn, daß man mit einem solchen Skeptizismus den tatsächlichen Verhältnissen nicht ganz gerecht wird. Mit dem Diamantenbergbau selbst hat der Bankrott jener kleinen Gesellschaften nichts zu tun.

Theobald.

Da nene Europa.

Peter v. Serbien: Mit Dir, erhabener Schwiegervater und großmächtiger König, Arm in Arm fordere ich den Dreibund in die Schranken.

Nikolaus: Aber mit den kleinen Gernegroßen Frankreich und England laß ich mich unter keinen Umständen ein. Sind für mich eine quantité négligeable.

Assessor: Wohin? Wohin?

Oberleutnant: Kleine Jeschäftsreise nach Dresden.

Assessor: ??

Oberleutnant: Jedenke, zu heiraten.

Musikbeigabe

Canzonetta

MAX REGER, Op. 25, No. 1

Allegretto con espressione

PIANO

p ben legato

pp p

pp poco f

p

ff

string. ff rit

a tempo

p

pp

cresc.

ff

stringendo

ff ritard.

p

p

poco cresc.

pp

pp

Musikbeigabe

1.

„Als ich Dich kaum geseh'n."

(Th. Storm.)

Im Volkston.
Durchaus frei im Vortrage.

Walter Schütt.
Op. 4. No 1.

Singstimme.

Pianoforte.

p

Als ich Dich kaum ge - seh'n, musst' es mein Herz ge - steh'n, ich könnt' Dir nim - mer - mehr vor - ü - ber - geh'n.

cresc.

Fällt nun der Ster - nen - schein, nachts in mein Käm - mer - lein,

p dolce

lieg' ich und schla - fe nicht, und den - ke dein.

Mit grösster Innigkeit.

p

Ist doch die See - le mein so ganz ge - wor - den Dein,

zit - tert in Dei - ner Hand, thu' ihr kein Leid.

rit.

Zu unsrer Musikbeigabe

Max Reger und Walter Schütt

Wirft man die Frage auf, welches die beiden bedeutendsten deutschen Komponisten der Gegenwart sind, so kann die Antwort nur lauten: Richard Strauß und Max Reger. Aber welcher große Unterschied liegt in ihrem Schaffen! Es berührt sich eigentlich nur darin, daß beide Tondichter eine Zeitlang sich als Anhänger von Johannes Brahms bekannt haben. Seitdem haben sich ihre Wege aber völlig getrennt. Während der neun Jahre ältere Richard Strauß bewußt über Richard Wagner, Berlioz und Liszt hinauszukommen sich bemüht, auch mit mitleidiger Verachtung auf die wenigen, unsrer Meinung nach gar nicht übel geratenen Kammermusikwerke seiner Jugendzeit herabblickt, strebt Reger, der wie Strauß übrigens ein echter, unverfälschter Bajuware geblieben ist, darnach, ein moderner Bach zu werden, und bevorzugt die Kammermusik. Gemeinsam im Lebensweg ist beiden Künstlern, daß sie sich über Mangel an äußern Ehren nicht beklagen können, daß sie eine große Anhängerschaft, aber auch bittere Gegner ihres Schaffens besitzen, endlich daß ihr Entwicklungsgang noch lange nicht abgeschlossen zu sein scheint. Insbesondere müssen wir bei Reger, der bisher der dramatischen Komposition sich völlig fern gehalten hat, noch auf große Ueberraschungen gefaßt sein, fällt es doch selbst seinen wärmsten Freunden oft schwer, allen seinen Werken ihre gute Seite abzugewinnen, stehn doch auch neuerdings neben gewaltigen Kompositionen unbedeutende, neben ungemein klaren verschwommene und öde. Ganz erstaunlich ist aber die ungemeine Vielseitigkeit und Schöpfungskraft, die der jetzt erst siebenunddreißigjährige Künstler bisher entwickelt hat.

Daß er einer der größten Könner ist, im Kontrapunkt es selbst mit dem alten Bach aufnehmen kann, daß er grandiose Fugen schreibt und in der Kunst des Variierens kaum übertroffen werden kann, erkennen selbst seine schärfsten Widersacher vollkommen an. Zugeben aber müssen selbst seine Freunde, daß er zu wenig Wert auf die Uebersichtlichkeit des architektonischen Aufbaus seiner Sätze legt, daß er insbesondere nur selten zur richtigen Zeit ein Ende findet, daß er seine Gedanken mitunter in einer wahren Wüstenei verbirgt und daß seine Erfindung gar nicht so selten mehr auf bewußter Ueberlegung als auf Inspiration beruht; seiner Musik haftet sogar bisweilen ein gewisser mathematischer Beigeschmak an. In allerneuester Zeit ist dies erfreulicherweise weniger zu bemerken.

An 120 Werke hat er bereits veröffentlicht, dazu noch eine große Anzahl von Arrangements; ehe er zur Anerkennung kam, hat er mit diesen seinen Lebensunterhalt sich mühsam erwerben müssen. Erst seit etwa zehn Jahren ist er mehr und mehr in den Vordergrund getreten, besonders seitdem er in den Herren Lauterbach und Kuhn, deren Verlag aber vor zwei Jahren an die bekannte Berliner Firma Bote & Bock überging, Verleger gefunden hatte, die für ihn eine energische Propaganda

machten. Merkwürdigerweise sind seine ersten zwanzig Werke ziemlich unbekannt geblieben. Sie sind nämlich auf Empfehlung seines Lehrers Hugo Riemann, der für die Londoner Firma Augener sehr viel zu tun hatte, dort erschienen, ohne daß für ihr Bekanntwerden in Deutschland viel getan wurde. In diesem Jahr ist aber der Verlag Augener von der Weltfirma B. Schotts Söhne in Mainz käuflich erworben worden, die sich nun beeilt, die stark von Brahms beeinflußten Jugendwerke des nun allgemein bekannt gewordenen Komponisten in neuen schönen Ausgaben der deutschen Musikgemeinde zugänglich zu machen. Infolge des großen Entgegenkommens dieses Mainzer Verlags können wir hier die ganz reizende „Canzonetta" für Klavier mitteilen, die das letzte bei Augener seinerzeit erschienene Werk Regers, seine „Arabesken", eröffnet. Diese Canzonetta, die auch an die Technik bei weitem nicht so hohe Anforderungen stellt, wie sonst die meisten Klavierstücke Regers, empfiehlt sich durch ihre Melodik und formale Glätte von selbst. Wer an ihr Geschmack findet, wird noch weiter an den Jugendwerken des Komponisten sich erfreuen können und wahrscheinlich sehr bald auch zu seinen spätern Werken übergehn. Er versäume aber nicht, sich auch die oft höchst amüsanten zwei- und dreistimmigen Kanons für Klavier anzusehn, denen Reger Volkslieder und allgemein bekannte musikalische Themen sehr geschickt zugrunde gelegt hat. Auch diese Kanons entstammen dem Augenerschen Verlag.

Wer Lieder von Reger kennen lernen will, greife zunächst zu seinen „Schlichten Weisen" oder zu den bei Augener verlegten Liederheften. Um aber eine richtige Vorstellung von Regers Eigenart zu gewinnen, muß man seine Orgel- und Kammermusikwerke, sowie seine Orchester- und Chorkompositionen sich näher ansehn und sich diese Mühe nicht verdrießen lassen, auch wenn man einmal auf ein recht schwer zugängliches, direkt unerfreuliches Werk stößt. So manches von diesen würde wohl auch für einen größern Kreis noch genießbar werden, wenn sich Reger entschließen könnte, sie so zu verkürzen, wie er dies nachträglich nur zum Vorteile des die herrlichsten Gedanken enthaltenden „Sinfonischen Prologs zu einer Tragödie" bei diesem getan hat. Die Aufnahmefähigkeit der meisten Musikfreunde ist doch nur eine begrenzte.

Gelegentlich entwickelt Reger auch viel Humor, besonders wenn er zur Feder greift. Ganz köstlich ist das Geleitwort, das er seinem Klavierquartett op. 113 in der Zeitschrift „Die Musik" auf den Weg mitgegeben hat. Es lautet: „Das Werk hat natürlich vier Sätze, welche Tatsache in meiner Vielschreiberei begründet ist. Das Larghetto (dritter Satz) geht ziemlich langsam; die andern drei Sätze nimmt man nach altem Gebrauch natürlich schneller. Doch: man kann es bei diesem Werke auch umgekehrt machen — diese Musik wird immer schrecklich klingen. Tonart d-moll — für welche äußerst verwegene Behauptung ich keine Garantie übernehme. Themen aufzuführen, ist zwecklos, da diese doch niemals zu hören sind. Eine verehrliche Polizei wird hiermit aufmerksam gemacht, daß ich gerade in diesem Werke — wie leider schon so oft — ganz entsetzlich gestohlen habe. Von Fugen und ähnlichem Unfug habe ich jedoch — merkwürdigerweise — abgesehn. Sollte die Harmonik nicht immer ganz bazillenfrei sein, so bitte ich alle tonalen Keuschheitsapostel um gütige Vergebung."

Dem berühmten Reger stelle ich hier einen jungen, vielversprechenden Komponisten zur Seite, der durch stimmungsvolle, wirklich aus dem Herzen geschöpfte und fein gearbeitete Lieder sich durchaus Anspruch auf Beachtung erworben hat. Es ist dies Walter Schütt, der eine gewisse Vorliebe für Stormsche Texte bisher gezeigt hat. Von diesem Dichter stammt auch „Als ich dich kaum gesehn", welches Lied hier mit Bewilligung des Verlags Albert Stahl in Berlin zum Abdruck gelangt. Ich habe es gewählt, weil die einfache innige Weise mir so recht geeignet erscheint, in weitere Kreise den Namen des jungen Tondichters zu tragen, der sonst auch anspruchsvolle Kreise vollauf zu befriedigen versteht. Aufmerksam möchte ich auch noch ganz besonders auf seine Lieder „Die Stadt"

op. 4 No. 2), „Die Nachtigall" und „Erinnerung" (op. 6 No. 1 und 4), sowie auf das entzückende „Wiegenlied" (op. 5 No. 1) machen. Viel versprechen darf man sich von einer Operette, die Schütt soeben in der Komposition vollendet hat; er hat sich darin in bewußten Gegensatz zu dem jetzigen Wiener Stil, der die Sentimentalität so bevorzugt, gestellt, und seiner Musik einen absolut burlesken, satirischen und parodistischen Charakter gegeben. Das Textbuch ist nach der Novelle Ottomar Enkings „Das Sopha auf No. 6" von Pordes-Milo und Georg Kunsky, zwei bewährten Librettisten, gearbeitet.

Geboren ist Schütt am 3. September 1875 in Steglitz bei Berlin. Nach Absolvierung des Gymnasiums studierte er Geisteswissenschaften auf der Berliner Universität, nahm gleichzeitig Kompositionsunterricht bei Wilhelm Berger und besuchte dann in Leipzig die Universität und das Konservatorium. Nachdem er noch einige Zeit lang in Sondershausen die Kapellmeisterschule bei Karl Schröder durchgemacht hatte, lernte er in der Praxis die ganze Misere der kleinen Bühnen kennen. Bei Gründung der „Komischen Oper" in Berlin (Herbst 1905) kam er an diese, doch mußte er aus Gesundheitsrücksichten der Dirigentenlaufbahn bald entsagen, ist aber heute noch als Dramaturg und musikalischer Sachverständiger an der Gregorschen Bühne tätig.

Prof. Dr. Wilhelm Altmann.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Franz von Defregger:
Mädchenkopf
(Nach einem unveröffentlichen Oelgemälde)

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H. Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

35. Jahrg. Bd. 135 Heft 2 Zweites Oktoberheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Die Ruthenen

Durch die plangemäß vorbereitete Ermordung des galizischen Statthalters Grafen Andreas Potocki im Jahre 1908 war die lange Kette von Gewalttätigkeiten, die die Ruthenen seit einem Jahrzehnt im Verzweiflungskampf gegen die in Galizien herrschenden Polen verüben, nur um ein neues furchtbares Glied bereichert worden. Das blutige Drama, das sich auf dem Boden Galiziens abspielt, hat damit möglicherweise seinen schauerlichen Höhepunkt erreicht, sein letzter Akt war es gewiß nicht. Es wird weiter von beiden Seiten hinüber- und herübergeschossen werden, und man kann heute keineswegs voraussagen, wer den letzten Schuß abfeuern wird.

Die Ruthenen wehren sich um so hartnäckiger, als sie in einer überaus starken Minorität sind. Galizien hat $7^1/_2$ Millionen Einwohner, darunter $4^1/_4$ Millionen Polen, der Rest fast nur Ruthenen. Durch geschickte Handhabung des Wahlrechts, das die führende Nation begünstigt, wird im österreichischen Reichsrat und im galizischen Landtag eine Vertretung hervorgezaubert, die keineswegs dem allgemeinen Kräfteverhältnis entspricht. Bei den letzten Landtagswahlen konnten die Ruthenen, die schon im Jahre 1867 im Landtage 46 Abgeordnete hatten, trotz dem gestiegenen politischen Bewußtsein in den Massen nur 21 Mandate von 149 behaupten. Die von den Ruthenen ersehnte kulturelle Entwicklung wird ihnen durch die Polen geschmälert. Sie haben keine eigene Hochschule, und es ist daher nicht wunderbar, wenn es an der Lemberger Universität alljährlich zu argen Exzessen kommt. Das Gericht, das sich mit den letzten Ausschreitungen dieser Art befaßte, hat in seinem Urteil selbst festgestellt, daß „bei der allgemeinen Stimmung der Studentenschaft immer etwas in der Luft liege, und daß alles dazu reif sei, etwas Gesetzwidriges zur Durchführung der propagierten Zwecke zu unternehmen!" Der Gerichtshof hat aus dieser Stimmung den Schluß gezogen, daß schon die Anwesenheit am Tatort eine grobe Ungesetzlichkeit wäre.

Zumal die Wahlbewegungen in Galizien gehn nie ohne Todesopfer vorüber. Während der ersten Wahlen aus der damals neu geschaffenen fünften Kurie (im Jahre 1897) fiel ein Ruthene durch die Hand der Gendarmen. Während der Agitation für die Wahlreform (im Jahre 1906) gab es drei Leichen. Bei den Wahlen nach dem allgemeinen Wahlrecht kamen vier Leute ums Leben. Auch die letzten Landtagswahlen verliefen wieder unter blutigen Unruhen, und wieder

wurde ein Mann getötet. Darüber, zusammen mit dem für die Ruthenen ungünstigen Ausfall der Landtagswahlen, herrschte in der ruthenischen Presse arge Erbitterung, die in Drohungen gegen den Grafen Potocki ausartete. Während die einen behaupteten, Graf Potocki habe in Galizien zugunsten der „polnischen Schlachta" als absoluter Monarch geherrscht, steht durch das Zeugnis gemäßigter Ruthenenführer zweifellos fest, daß grade Andreas Potocki oft arge Zusammenstöße verhindert hat.

Es ist das Schicksal aller österreichischen Nationen, daß sie Parteiungen aufweisen. Nur durch die Uneinigkeit gleichen die Teile dem ganzen Lande. Bei den Ruthenen hat den größteu Anhang die radikale demokratische Partei, die unter der Führung der Abgeordneten Trylowsky und Radzynowsky steht. Um die Fahnen dieses radikalen Flügels scharen sich alle Studenten, die in maßlosen Agitationen von Dorf zu Dorf die Bauern bearbeiten. Die Studenten sind selbst Bauernsöhne, sie kennen darum die Sitten und Bräuche der Bauern, ihre Lebensbedürfnisse und ihre Begriffsstitzigkeit, und da *müssen* ihnen mit ihren agitatorischen Absichten Erfolge blühn. Die bedenklichen Tendenzen dieses ruthenischen Bergs machen den österreichischen Staatsmännern den größten Kummer. Seine Absichten sind ungefähr denen der sozialrevolutionären Partei Rußlands identisch, von der sie sich nur durch Betonung der ruthenischen Nationalität unterscheiden. Jeder Gewalttätigkeit fähig, erklärt er offen, die revolutionäre Erhebung des ganzen Volkes vorzubereiten. Das bedenklichste Symptom sind die Sicze — militärisch organisierte Bauernvereine. *Formell* ist ein Sicz ein Verein, sein Abzeichen eine veritable Hacke. *Materiell* wurde durch die militärische Form der Organisation eine mit Hacken bewaffnete Bauernarmee geschaffen. Kommandant aller Sicze ist Dr. Trylowsky, der seine Vereine nach Regimentern und mit eigenen Befehlshabern kommandiert. Man kann Trylowsky den zweiten Korpskommandanten von Ostgalizien nennen.

Mit Recht erblicken die Polen in der Organisation der Sicze eine große Gefahr für ihr Leben und ihren Besitz, und seit Jahren versuchen sie auf die mannigfachste Art, diese Macht zu brechen. Allein die Wiener Zentralregierung wird von den gemäßigten Ruthenenpolitikern beschwichtigt, und so wachsen die Sicze von Jahr zu Jahr.

Die radikale Partei ist durch die revolutionären Lehren befruchtet worden, die aus Rußland ins Grenzgebiet importiert werden. Geboren wurde sie von der Erbitterung der Bevölkerung über die Allmacht der Polen und ihr merkwürdiges Verwaltungssystem. Wenn ein ruthenischer

Student von einem Arrest in den andern wandert, allein dafür, daß er nationale Agitation treibt, so wird er naturgemäß Revolutionär. Respektlose Aeußerungen von Bauern gegen die Polen werden als Verletzung der schuldigen Ehrfurcht streng gestraft, und weil ferner automatisch die Flinten der Gendarmen losgehn, sobald auch nur annähernd eine Wahlbewegung entsteht, so wird es der revolutionären Studentenschaft leicht, ihre gefährlichen Ideen den Massen beizubringen. Die Forderungen der Demokratenpartei sind: Expropriation, Landteilung, Vertreibung der Grundbesitzer, Abschaffung von Steuern und staatlichen Obrigkeiten.

Neben den Radikalen steht mit altem solidem Anhang die ukrainisch-nationale Partei unter der Führung von Romanczuk und Nikolai von Wassilko. Sie knüpft an die alte Glanzperiode ruthenischer Kultur an. Sie betont, daß die Universität in Lemberg ukrainistisch gewesen und daß durch die Verdrängung der Ruthenen von der Universität künstlich von den Polen des Kulturniveau heruntergedrückt wurde. In der Tat haben die Ruthenen die Polen in ihren Freiheitskämpfen brüderlich unterstützt, und die Geschichte der beiden Nationen weist manches gemeinsame Ruhmesblatt auf. Romauczuk und Wassilko führen mit Zähigkeit und Energie eine erfolgreiche Postulatenpolitik. Und obwohl sie streng freiheitlich sind, unterstützen sie die Regierung im Parlament bei Durchsetzung der sogenannten Staatsnotwendigkeiten — Ausgleich, Budget, Rekruten. (Für die österreichischen Regierungen gilt es meist, von Mann zu arbeiten.) Dafür fördert dann die Regierung gerne die ruthenischen Bestrebungen. Der Ministerpräsident Beck hat die Zahl der ruthenischen Mandate verdreifacht, als es galt, die Bezirke für das gleiche, allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht zurechtzuschneiden. Beck hat für die Lemberger Universität Ruthenen zu Professoren ernannt, er hat in großer Zahl ruthenische Richter, Staatsanwälte und Bezirkshauptleute angestellt; ruthenische Kulturbestrebungen sind durch staatliche Subventionen oft unterstützt worden; Eisenbahnen wurden gebaut, Volks- und Mittelschulen mit ruthenischer Unterrichtssprache eingerichtet. Wassilko kämpfte um jedes Postamt mit der größten Hartnäckigkeit, jeder neue Schulinspektor ruthenischer Nationalität war ein Schritt weiter zu dem Ziele der Gemäßigten, den Ruthenen wieder eine vollwertige nationale und wirtschaftliche Position ruhig zu erkämpfen. Die Errichtung zahlreicher Reiffeisenkassen ist geeignet, den bäuerlichen Besitz zu konsolidieren.

Diese gemäßigte Partei ist durch das ganze letzte Jahrzehnt von allen polnischen Politikern gefördert worden, weil man ihre durchaus

friedlichen Bestrebungen anerkannte und ihr kleine Erfolge gern gönnte. Hätten die Polen ihre Meinung über die gemäßigten Ruthenen und ihre Haltung gegen sie nicht plötzlich geändert, wäre die radikal-demokratische Partei nicht so beängstigend gewachsen. Allein die Polen glaubten plötzlich, daß durch die Bemühungen der gemäßigten ruthenischen Politiker die Position der Ruthenen im Lande ungebührlich wachse und der alte schöne Traum der Schlachta zu Ende wäre, daß es im Lande nur eine polnische Kultur gebe und die Polen mit ihrem Grund- und Beamtenadel sorglos über das Land gebieten und es plündern dürften. Deshalb begannen sie einen rücksichtslosen Kampf gegen die sogenannte jungruthenische ukrainische Partei. (Sie sind im Auslande als Jungruthenen jedermann geläufig.)

Nach dem Grundsatze: Divide et impera! haben die Polen unter den Ruthenen eine russisch-nationale Partei aus dem Boden gestampft. Bei den letzten Landtagswahlen sind 11 Abgeordnete russischer Nationalität in ruthenischen Bezirken gewählt worden, und das einzige Geschäft dieser elf Leute ists, im Landtag jede Forderung der Jungruthenen als — unvereinbar mit den Wünschen der Bevölkerung zu bekämpfen.

Diese Technik der Machthaber hat den Ruthenen den Glauben geraubt, daß sie durch Gesetz und Recht ihre Ziele erreichen könnten. Diese Wahl- und Nationalistentechnik bietet die letzte Erklärung für die Tat Siczynskis und die echte, ungekünstelte Erbitterung aller ruthenischen Politiker. Ich habe nach den letzten Landtagswahlen den alten Romanczuk gesehn, den Führer des reichsrätlichen Ruthenenklubs. Er war völlig gebrochen, und sein Aussehn ließ für sein Leben fürchten. Weinend erzählte er, wie er sein ganzes Leben daran gearbeitet habe, den bezahlten russischen Missionen den Boden in Ostgalizien abzugraben, und wie es ihn schmerze, sein Lebenswerk durch die Brutalität der Polen zerstört zu sehn . . . Unmittelbar nach der Landtagswahl beriet der Ruthenenklub in seinen Räumen im Parlament. Aus dem Klubzimmer hörte man einen Lärm, als ob mit Stühlen und Tischen geworfen würde — es war beinahe so, wie wenn man dem Plenum des Hauses bei seinen hitzigsten Beratungen von außen zuhörte. Bald gab ein Kommuniqué bekannt, daß die Ruthenen einfach beschlossen hätten, Dringlichkeitsanträge einzubringen. Es war also noch ein Sieg der Gemäßigten . . .

Dr. Ernst Friedegg

Dr. Otto Heyn
Reform des Postcheckverkehrs

Nach den statistischen Ziffern, die die beteiligten Postverwaltungen — das Reichspostamt (für das Reichspostgebiet), die bayrische und die württembergische Postverwaltung — über die Ergebnisse des Jahres 1909 veröffentlicht haben, hat sich der Postcheckverkehr augenscheinlich sehr günstig entwickelt. Er betrug nämlich im Jahre 1909

	die Zahl der Kontoinhaber	der Umsatz Mill. ℳ	d. Guthabenstand am 31. Dezbr. Mill. ℳ
im Reichspostgebiet	36 427	9 820,8	63,65
in Bayern	5 074	1 291,3	8,08
in Württemberg	2 428	660,4	4,47
im ganzen Reich	43 929	11 772,5	76,20

Das sind für das erste Jahr des Postcheckverkehrs achtunggebietende Ziffern. Oesterreich hat eine entsprechende Kontenzahl (wenn der damalige Größenunterschied gegenüber Deutschland nach Maßgabe der Einwohnerzahl berücksichtigt wird) erst nach 5 Jahren, einen entsprechenden Umsatz erst nach ca. 8 Jahren erreicht; im ersten Jahre (richtiger in den ersten 14 Monaten — vom 6. November 1883 bis zum 31. Dezember 1884) betrug der Umsatz nur 176 Millionen Kronen

Bis zum 1. April 1912 soll nach dem deutschen Etatgesetz vom 18. Mai 1908 der im vorigen Jahr auf dem Verwaltungsweg eingeführte Postüberweisungs- und Checkverkehr gesetzlich geregelt werden. Nur noch 18 Monate trennen uns also von der endgültigen Festlegung seiner Bedingungen. Ob sich die bisherige vorläufige Ordnung bewährt hat oder ob etwa Verbesserungen vorzunehmen sein werden, darüber stellt Dr. Otto Heyn in einer demnächst bei Leonhard Simions Nachfolger in Berlin erscheinenden Broschüre mit reichem Zahlenmaterial versehene Betrachtungen an, denen wir eine kurze Probe entnehmen. Der Schrift des Herrn Dr. Heyn wünschen wir im Interesse der beteiligten Kreise die weiteste Verbreitung.
Die Red.

bei 2520 Konten. Damals war jedoch der Postscheckverkehr etwas ganz Neues, das zu seiner Einbürgerung naturgemäß längerer Zeit bedurfte. In der Schweiz ist die Entwicklung viel rascher vor sich gegangen, rascher noch als in Deutschland. Hier betrug schon im Einführungsjahr (1906) der Umsatz 746 Millionen Franken bei 3190 Konten, Ziffern, hinter denen die deutschen in Anbetracht der 18fachen Einwohnerzahl Deutschlands wesentlich zurückbleiben.

Auch die Fortentwicklung unsers Postscheckverkehrs im Jahre 1910 ist eine günstige gewesen; denn im ersten Quartal 1910 betrug der Umsatz 4468,5 Millionen Mark (gegen 4247,8 bezw. 3411,5 Millionen Mark in beiden letzten Quartalen von 1909), im zweiten Quartal 5265,8 Millionen Mark, während die Kontenzahl bis Ende März auf 47893, Ende Juni 51767, die Guthaben auf 94,4 bezw. 103,4 Millionen Mark im Durchschnitt der Monate März bezw. Juni anwuchsen.

Diese Zahlen allein sind jedoch nicht maßgebend. Wollen wir uns ein Urteil über den Postscheckverkehr bilden, so müssen wir fragen: Ist er seiner Aufgabe gerecht geworden, eine Einschränkung des Barverkehrs zu bewirken und die dadurch ersparten Summen effektiven Geldes einer volkswirtschaft nützlichern Verwendung als Kapital zuzuführen?

Für den Spareffekt des Postscheckverkehrs ist nicht die Größe des Gesamtumsatzes, sondern der Umfang des Teils dieses Umsatzes maßgebend, der sich ohne Verwendung von Bargeld auf dem Wege des Ueberweisungsverkehrs (der Umschreibung von Konto zu Konto) vollzieht. Dieser „Giroumsatz" hat im Jahre 1909 (im ganzen Reiche) 4921 Millionen Mark betragen, 42 % des Gesamtumsatzes. Auch von dieser Summe muß jedoch noch manches abgestrichen werden. Zunächst sind nämlich darin eine Reihe von Zahlungen enthalten, denen keine Transaktionen des Geschäftsverkehrs zugrunde lagen, sondern die lediglich deshalb vorgenommen wurden, weil die Guthaben im Postscheckverkehr nicht verzinst werden. Dieser Umstand hat eine große Anzahl von Konteninhabern veranlaßt, ihre Guthaben zum Zwecke der Zinsveranlagung, und lediglich dazu, ihren Banken (Privatbanken) zu überweisen, die Depotzinsen vergüteten. Solche Zahlungen, die sonst überhaupt nicht vorgenommen worden wären, müssen natürlich ausgeschieden werden, wenn man den Spareffekt des Postscheckverkehrs feststellen will. Geschähe das aber — zurzeit ist es leider nicht möglich, da die Statistik uns im

Stich läßt, — dann würden sich die Ziffern des Ueberweisungsverkehrs wesentlich vermindern.

Abgesehn davon ist zu berücksichtigen, daß eine große Menge der Zahlungen geschäftlichen Ursprungs, die jetzt im Postscheckverkehr und durch Ueberweisung vorgenommen sind, ohne den Postscheckverkehr ebenfalls nicht unter Verwendung von Bargeld vorgenommen sein würden, sondern — unter Vermittlung der Banken usw. — auch sonst ohne Verwendung von Bargeld ihre Erledigung gefunden hätten, Zahlungen also, durch deren Vornahme im Postscheckverkehr eine (neue) Ersparnis an Bargeld nicht herbeigeführt worden ist. Der Prozentsatz dieser Zahlungen ist zweifellos sehr bedeutend. Das ist um so mehr anzunehmen, als die Teilnehmer am Postscheckverkehr, wie später noch näher zu erörtern sein wird, zur Zeit hauptsächlich den Kreisen angehören, die ein Bankkonto besitzen und sich bisher in hohem Maße der Vermittlung ihrer Banken im Zahlungsverkehr bedienten. Würden diese Umsätze, für die der Postscheckverkehr nicht Bargeld sparend gewirkt, sondern lediglich in das Geschäftsgebiet der Banken eingegriffen und diese verdrängt hat, von der oben mitgeteilten Summe ebenfalls noch abgesetzt werden, so würde wahrscheinlich nur ein verhältnismäßig kleiner Rest übrig bleiben.*)

Dasselbe gilt von den angesammelten Guthaben. Auch diese würden der Volkswirtschaft — wenigstens zum größten Teil — nicht entgangen sein, wenn der Postscheckverkehr nicht eingerichtet worden wäre; denn ebenso wie die Umsätze sich dann ohne Verwendung von Bargeld unter Vermittlung der B a n k e n vollzogen hätten, würden auch diese Gelder, die ja im wesentlichen die durch Vermeidung des Barverkehrs gemachten Ersparnisse an Umlaufmitteln darstellen, den Banken zugeflossen sein, die sie ebenfalls als Kapital würden verwendet haben. Eine Ausnahme ist vielleicht bei den Mindestguthaben zu machen; aber das ist schon wegen der geringen Größe dieser Guthaben — sie betrugen

*) Ein Beweis hierfür liegt darin, daß eine Reihe von Privatbanken in ihren Geschäftsberichten für das Jahr 1909 über eine wesentliche Verringerung der Zahl ihrer Scheckkunden und über eine Abnahme ihres Scheckverkehrs klagen, so z. B. die Deutsche Bank, die nicht weniger als 3644 Kunden verloren hat (mehr als 20 %) und von kleinern Banken die Mecklenburgische Hypotheken- und Wechselbank, die 400, und die Oldenburgische Spar- und Leihbank, die 160 Kunden verlor. Eine besondere Veranlassung zur Einschränkung des Scheckverkehrs bei den Privatbanken lag darin, daß am 1. Oktober 1909 der neue Reichsscheckstempel eingeführt wurde, dem der Postscheckverkehr nicht unterliegt.

selbst zu Ende Juni 1910 nicht mehr als 5,18 Millionen Mark — nicht von Bedeutung.

In weiser Berücksichtigung dessen, daß in unserm heutigen Großverkehr keine wesentlichen neuen Ersparnisse an Bargeld gemacht und keine neuen Kapitalien angesammelt werden können, hatte die Denkschrift der Reichsregierung vom 5. März 1908, mit der der Entwurf der Bestimmungen für den Postcheckverkehr dem Reichstage vorgelegt wurde, es als Aufgabe des Postcheckverkehrs bezeichnet, „auch in Deutschland den Check populär zu machen" und „namentlich dem Mittelstande diesen Verkehr zugänglich zu machen", unter besonderer Hervorhebung der Ausführungen in der Denkschrift vom Jahre 1899, die es als wünschenswert hingestellt hatte, daß „das Verfahren der Begleichung von Zahlungsverbindlichkeiten mittels Checks, also unter Vermeidung der Barzahlung, auch den breitern Schichten der Bevölkerung, insbesondere den mittlern Geschäftsleuten, Handwerkern und Landleuten zugänglich gemacht würde."

Diese Popularisierung des Postchekverkehrs ist bisher nicht gelungen. In der Uebersicht über die Konteninhaber, die für das Reichspostgebiet aufgestellt ist, finden wir bei 36427 Konten nur 494 Handwerker, 547 Gutsbesitzer usw., 179 Ingenieure, 350 Rechtsanwälte und 760 Aerzte. Außerdem läßt die Durchschnittsgröße des Umsatzes per Konto, die im Reichspostgebiet 355697 Mark betrug, und lassen ferner die Durchschnittszahl der auf ein Konto entfallenden Buchungen (869) und der Durchschnittsbetrag der einzelnen Zahlungen (353 Mark) darauf schließen, daß die große Mehrzahl der Postcheckteilnehmer den Großbetrieben angehört.

Aus all dem ergibt sich, daß die großen Zahlen der Statistik uns ein viel zu glänzendes Bild des Postcheckverkehrs vortäuschen und daß der Postcheckverkehr zurzeit noch weit davon entfernt ist, der ihm gestellten Aufgabe gerecht zu werden.

Es ergibt sich, daß der Postcheckverkehr bei seiner jetzigen Organisation und bei den jetzigen Teilnahmebedingungen an verschiedenen Mängeln leidet, die beseitigt werden müssen, wenn er seinem Zwecke gerecht werden soll: durch Popularisierung des Checkverkehrs und seine Einbürgerung unter den breiten Schichten der Bevölkerung eine möglichst große Ersparnis an Bargeld im Verkehr und die Nutzbarmachung bisher (eben durch den Barverkehr) vergeudeten Kapitals herbeizuführen. Diese Mängel sind folgende:

1. Die Zahl der Postscheckämter ist zu gering; viele große verkehrsreiche Städte haben kein eignes Postscheckamt. Daraus ergibt sich die Folge, daß sich dem Postscheckverkehr viel weniger Personen aus allen Kreisen zuwenden, als es sonst geschehn würde.
2. Die Teilnahmebedingungen sind nicht den Anforderungen entsprechend.
   a) Für die Konten mit lebhaftem Verkehr bilden die Zuschlaggebühren eine ärgerliche, empfindliche Belastung; zugleich sind sie ungerecht, da sie in dem Verwaltungsaufwand nicht begründet und als Steuer keineswegs immer den Leistungsfähigern treffen.
   b) Für die Schichten der Bevölkerung, die speziell für den Postscheckverkehr gewonnen werden sollen, sind die Kosten der Beteiligung zu hoch, und zwar: 1. weil die Bestellung der geforderten Mindestguthaben eine für diese Kreise zu große Einbuße an Kapital und Zinsen bedeutet; 2. weil die Gebühren zu hoch sind; 3. weil die Portopflichtigkeit der Korrespondenz mit den Postscheckämtern die sonst entstehenden Kosten übermäßig erhöht.

Im ganzen ist das jetzige System ungerecht, weil die Lasten des Postscheckverkehrs hauptsächlich den kleinen Konten aufgebürdet werden, während die großen Konten, soweit sie nicht, wie die „lebhaften" unter ihnen, bedeutende Summen an Zuschlaggebühren zu bezahlen haben, weit geringer belastet sind, da sich die Gebührenlast mit der Zunahme des Umsatzes im stärksten Maße vermindert. Es kommt hinzu, daß die großen Konten mit Rücksicht auf den verhältnismäßig bedeutenden Prozentsatz ihres Fernverkehrs im Vergleich mit den Zuständen vor Einführung des Postscheckverkehrs durch Ersparnis an Fernporto für den Postanweisungsverkehr usw. so große Vorteile erlangen, daß schon dadurch die Last der Gebühren mehr als aufgehoben wird. Endlich sind bei dem jetzigen System keine hinreichenden Einnahmen zu erzielen, um nicht nur die entstehenden direkten Ausgaben, sondern auch die sonstigen Kosten (Mitwirkung der allgemeinen Postanstalten und Einnahmeausfall im Postanweisungsverkehr) zu decken.

Um für den Postscheckverkehr eine gesunde Basis zu gewinnen, die seine Entwicklung in der Richtung des ihm vorgesetzten Zwecks der Popularisierung dieser Zahlungsmethode ermöglicht, ist folgendes zu fordern:

1. die Errichtung von Postscheckämtern in allen den Städten, in denen der Postverwaltung eine bestimmte, nicht zu hoch bemessene Beteiligung nachgewiesen wird;
2. die Aufhebung der Zuschlaggebühren;
3. die Beseitigung der Mindestguthaben;
4. die Befreiung der Korrespondenz mit den Postscheckämtern von der Portopflicht;
5. die Einführung eines neuen Gebührensystems unter Erhebung
   a) einer Umsatzgebühr von $\frac{1}{4}$ ‰;
   b) einer Buchungsgebühr von 2 Pf. für die Buchung ohne Unterscheidung der Art und Größe, jedoch unter Freilassung der Ueberweisungslastschriften und Gewährung von 50 Freibuchungen per Jahr;
   c) einer Sondergebühr für den Fernverkehr im Betrage von 3 Pf. per Buchung, — zugleich aber unter Festsetzung einer Mindesteinnahme der Post von 2 Mark auf jedem Konto.

Hiemit würde nicht nur den Anforderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit entsprochen, nicht nur eine weitere Verbreitung des Postscheckverkehrs unter besonderer Heranziehung des Mittelstands, der Kleingewerbetreibenden, Beamten usw. gesichert, sondern auch finanziell ein wesentlich günstigeres Resultat erzielt und im Gegensatz zu jetzt eine Einnahme gewonnen werden, die — wenigstens im Falle der zu erwartenden Kostenersparnis — zur Deckung sämtlicher Kosten ausreicht und damit direkte oder indirekte Staatszuschüsse entbehrlich macht.

Georg Hirschfeld:

Die Nixe vom Güldensee

Ein Märchen der Gegenwart

F o r t s e t z u n g

Die Nixe fuhr auf und schlug mit der Faust nach seiner spitzen Schnauze. Der Hecht sah sie böse an und wollte sie beißen. Sie aber ließ sich nicht erschrecken und warf sich ins Wasser, mitten unter das fliehende Volk. Jetzt nahte Glotz senior. Auf sein Geheiß zog sich alles grollend zurück. „Laßt sie!“ rief er beziehungsvoll. „Wir haben ihr nicht dreinzureden! Sie soll nur ihre Bekanntschaft machen! Wir lassen sie allein! Hohn und Spott aber geziemt uns Fischen der Nixe gegenüber nicht!“

Die Tiere verschwanden. Es wurde wirklich ganz still um sie herum. Sogar die Libellen kamen nicht mehr. Sie fürchteten alle den Menschen . . .

Freia wollte eben wieder die Sandbank besteigen, als sie den Erwarteten kommen sah. Wie gestern kam er, langsam, schlendernd, trug aber heute etwas Seltsames im Munde, etwas Längliches, Braunes, das am obern Ende brannte. Den Rauch des kleinen Feuers sog er ein und stieß ihn in grauen Wölkchen wieder von sich. Nährten die Menschen sich auf diese Weise vom Feuer? Wohl nur die besonders edel Gearteten. Die Bedeutung von Karpfensepps Pfeife war Freia nicht bekannt. Der Unterschied ihres lieben Rauchers von jenem erfreute sie. So war es wohl in jeder Beziehung, und Glotz war eine alte Unke, kein Karpfen mehr.

Wieder machte der Mensch an dem vom Blitzschlag gebrochenen Baumstamm Halt. Die Traumstunde gestern, in ihrer Nähe, schien ihm gefallen zu haben. Heute aber, heute . . . vielleicht sprach sie ihn an.

Sie wollte ihn nur keinesfalls erschrecken. Auf ihn so zu wirken wie auf den Karpfensepp, war eine furchtbare Möglichkeit. Sein Fluch, seine Bekreuzigung wären ihr unauslöschlich gewesen. Vorsichtig wollte

sie zu Werke gehn. Sie blieb im Wasser und hob nur den Kopf heraus, indem sie den Ahnungslosen durch Schilfstauden liebevoll betrachtete. Er machte diesmal sein Seiltänzerkunststück nicht. Er blieb am Ufer und ließ sich seufzend auf den Stumpf des gefällten Baums nieder. Wurde er wieder traurig? Am Morgen auch? Er stützte den Kopf in beide Hände und dachte nach. Dann zog er ein winziges Buch aus der Tasche und schrieb etwas hinein. Seine Lippen bewegten sich dabei, und die schönen Augen blickten ernst, ein wenig nüchtern. Freia erinnerte sich plötzlich, daß der Mensch, den ihre Mutter geliebt hatte, ein Dichter war. Sie machte sich zwar keine klare Vorstellung von diesem menschlichen Beruf, aber sie stellte ohne Bedenken fest, daß auch ihr Freund dichtete. Freilich nur wenige Zeilen, dann dachte er schon wieder nach. Schließlich steckte er, den Kopf schüttelnd, das Buch ein und ließ einen prüfenden Blick über die Landschaft gleiten. Dann begann er mit einem zierlichen Messer seine Fingernägel zu schneiden. Freia hörte ihn sprechen: „Hier ließe sich heilig was machen. Das weiß der liebe Gott."

Mit welcher Inbrunst diese Worte aus seinem Gemüt kamen. Ein Gebet wahrscheinlich für sein künftiges Werk. O, daß sie ihm helfen könnte! Jetzt sprach er weiter.

„Freilich, was haben müßt man, was haben! Mein Herr Vater, der hat gut reden! Gut reden hat er! Der möcht schaun, der alte Filz vom Alsengrund, wenn ich ihn hierherführt', in mein stolzes Haus, das seinen Namen trägt?"

In diesen Sätzen hatte Freia nicht alles verstanden. Er schien seinen Vater nicht zu lieben — das fühlte sie heraus und nahm es als etwas hin, was ihr leid tat.

„Man ist schon ein elender Tropf," fuhr der Mensch jetzt fort. „Da sitzt man an der Quelle, sieht, was keiner von den Eseln sieht, und hat nix."

Was mochte er nur meinen? Er schien einen brennenden Wunsch in sich zu tragen. Etwas, was sein ganzes Wesen erfüllte. Wenn sie es gewähren könnte! Aber sie, die arme Nixe, eingekerkert im See, und er, ein freier, mächtiger Mensch.

Jetzt überließ er sich ganz seiner Schwermut, die sie so innig bauerte. Er starrte in das Wasser. „Märchenhaft," flüsterte er. Märchenhaft! „Die Stimmung! Wie hier alles wartet und schweigt! In frühern Zeiten hätt ein armer, junger Kerl, der sein Glück im Sack

*

NORD
UND
SÜD

Ernst Seeger:
Der Ringer

trägt, nach einer guten Fee gerufen, nach einer Wassernixe, daß sie sein Schutzgeist werden möcht und ihm gebe, was er braucht. Aber das ist vorbei. Jetzt gibt es keine Märchen mehr, sondern nur mehr eine Börse. Was nützt es dir, wenn du dran glaubst und es rufst, du Kindskopf, närrischer? Nein, nein, das nützt dir schon gar nix."

„Doch!" sagte Freia.

Der Mensch fuhr so heftig zusammen, daß ihm sein Messerchen entglitt und ins Wasser fiel. Sein Antlitz entfärbte sich. War das wieder nur Täuschung? — Schon gestern war es ihm an diesem See nicht geheuer vorgekommen. Er stützte die Hände auf den Stamm, um sich zu erheben, aber sie zitterten stark und versagten ihm.

„Nicht fliehn! Bitte, nicht fliehn!"

Er stieß einen lauten Schrei aus, denn jetzt sah er sie. Sie hatte sich aufgerichtet. Makellos, nackt im Lichte der Sonne stand sie vor ihm. Er hatte keine Kraft, zu fliehn. Mit wankenden Knien stand er da und starrte sie an. Seltsamerweise sah er zuerst nicht in ihre Augen, die ihm doch Trost und Furchtlosigkeit geben wollten, sondern heftete seinen Blick auf den untern Teil ihrer Gestalt, indem seine fahlen Wangen sich röteten und in die Augen ein halb entsetztes, halb begehrliches Flimmern kam. Suchte er ihren Fischschweif? Sie lächelte. Nein — den fand er nicht mehr. Seine Schwester war sie, ihm ebenbürtig. Sie schritt durch das Wasser rauschend auf ihn zu. Im nächsten Augenblick war sie bei ihm und drückte ihn mit den Händen sanft auf den Baumstamm zurück. Er schloß seine Augen, als glaubte er an den Nachschauer eines Traums, den er verscheuchen wollte. Doch als er sie wieder aufschlug und wiederum die Wasserfrau vor sich sah, aufs neue ihre leuchtende Gestalt in unmittelbarer Nähe, als er den Druck ihrer zarten Hände spürte und ihr Haupt sah, ihr goldumflossenes Haupt mit den gütigen Zügen und den großen, dunkelblauen Rätselaugen, da überfiel ihn etwas Namenloses. Er zitterte, er schluchzte. Es verschob sich ihm offenbar alles, was sein Menschengehirn bisher für wirklich und erträumt gehalten hatte. Der Wendepunkt seines Lebens war da. Er sah in das Reich der Geister. Tief ergeben murmelte er, ohne aufzublicken: „Wer bist du?"

„Ich bin die Nixe vom Güldensee. Vertrau mir. Ich meine es gut."

Wieder schloß der Mensch seine Augen. „Die Nixe vom Güldensee," wiederholte er ganz leise, mit blassen Lippen. „Träum ich? Wach ich?"

„Du wachst. Es ist heller Tag. Du wachst."

Er sah sie zögernd an, von ihrer Schönheit berauscht. „Ich möcht ja am liebsten glauben, daß du ein herziges Menschenkind bist, das hier in aller Stille gebadet hat und sich rächen möchte mit einem tüchtigen Schrecken, den sie dem Friedensstörer einjagt. Obwohl ich mir kein Weibsbild vorstellen kann, das die Kurasch hat."

„Ich verstehe dich nicht. Das möchtest du am liebsten glauben? Daß ich ein Mensch bin? Warum denn?"

„Weil ich dann ganz bestimmt wüßt, daß das Abenteuer mit keinem Schaden an meiner unsterblichen Seel verbunden ist."

„Du mißtraust mir also? Nur weil ich etwas bin, was du nicht kennst? Seid ihr so, ihr Menschen?"

„Werd nur nicht bös, schöne Nixe, aber du hast immerhin etwas Außergewöhnliches. Ich stamm beiläufig aus Wien, neunter Bezirk, Schwarzspanierstraße 17, und da gibt es keine Nixen."

„Wie sind denn eure Frauen? Schaun sie anders aus als ich?"

„O nein, da muß ich schon lachen! Pardon! Freilich schaun sie anders aus! Es gibt schon welche, die es mit dir aufnehmen könnten, wenn sie auch das höllische Feuer in den Augen nicht haben, aber in Toilett sind's doch alle! Da möchts sonst was geben auf der Ringstraße!"

„Was ist denn das — Toilett?"

„Das frag die Wienerinnen! Wir Männer fragen nicht so viel danach! Wir sind halt angezogen, weiter nix!"

„Angezogen — ach, die Kleidung meinst du? Du wunderst dich, daß ich keine Kleider trage?"

„Ganz richtig, mit gütiger Erlaubnis. Es ist ja außerordentlich schön, aber gefallen tut mir's nicht. Man weiß nicht, wie man hinschauen soll."

„Ich verstehe nicht, wie du das meinst. Du scheinst nicht zu wissen, daß Geister weder Hitze noch Kälte zu fürchten brauchen. Darum kennen wir keine Kleider. Ihr Menschen seid sterblich — ihr müßt euch immer schützen, ihr Armen, das hab ich von meiner Mutter gehört. Aber ich glaube doch, daß ich von euren Frauen nicht allzu sehr verschieden bin. Denn die Kleidung macht doch keinen Unterschied.

Es wäre ja lächerlich, wenn ihr euch untereinander nicht beurteilt, wie ihr nackt aussehet."

Sie wartete auf seine Antwort, aber er schwieg jetzt und sah sie lange an. Eine seltsame Veränderung war in seinem Gesichtsausdruck vorgegangen. Sowohl Entsetzen wie jugendliche Keckheit, die sich hervorgewagt, hatten sich verloren. Ernsthaft, mit verblüffter, fast kindlicher Ehrfurcht blickte er ihr in die Augen. In seine Wangen aber war ein leiser Schimmer von Schamröte gekommen.

„Was ist dir?" fragte Freia schließlich, indem sie ihm lächelnd die Hand auf die Schulter legte.

„Sei nicht bös," war seine einzige, tonlose Antwort. Er sah sie an wie eine Gottheit. Aehnlich wie der Karpfensepp den Gekreuzigten an seiner Hütte.

„Bös bin ich nur denen, die es bös mit mir meinen. Dich habe ich lieb."

„Lieb," flüsterte der Mensch erschauernd. Er machte eine Bewegung, ihren Leib zu umfassen, aber seine Hände sanken schlaff herab.

„Tor, meiner Liebe wirst du dich doch nicht fürchten. Ich habe dich schon gestern beobachtet, als du an dieser Stelle warst. Du träumst von etwas, du hast einen großen Wunsch im Herzen. Hab ichs erraten?"

„Einen Wunsch?" Jeder Wunsch, den er gehabt, kam ihm jetzt klein und nichtig vor, in ihrer Gegenwart.

„Du hast so traurig vor dich hingeblickt und voll Liebe zugleich für meinen See. Du hast nicht nach den armen Fischen gespäht, wie der grausame Karpfensepp drüben — dein Blick galt dem blinkenden Wasser, den Uferwäldern, den Bergspitzen und der Sonne, die so mächtig gestern unterging. Freilich, der Sonne sahst du traurig nach. Warum das?"

„Sonnenuntergänge stimmen mich immer traurig."

„Das mußt du mir später erklären. Erst beantworte mir eine Frage: Bist du ein Dichter? Warum lachst du?"

„Sei nicht bös, hohe Frau! Aber ich hab mein Lebtag nix gedichtet! Wie kommst du denn darauf?"

Sie wickelte sich in ihr goldenes Haar wie in einen Mantel ein und setzte sich neben ihn auf den Baumstamm. „Ich glaubte, du hast die Augen eines Dichters. Und heute zogst du ein kleines Buch aus der Tasche und schriebst etwas hinein. So eifrig, so verträumt."

Er biß die Lippen aufeinander und sah vor sich hin. „Nein, nein, das war nur so ein kleiner Einfall, den ich gehabt hab . . . Nix von dichten . . .“

„Willst du mir nicht sagen, was du für einen Wunsch hast?“

„Wunsch? — — Ach, jetzt weiß ich, was du meinst, hohe Frau! Aber das mag ich dir nicht sagen.“

„Warum nicht?“

„Weil — na, weil es halt so völlig aus der Luft gegriffen ist.“

„Aus der Luft gegriffen? Das ist mir nicht fremd. Wenn ich Durst habe, greife ich auch in die Luft und fange mit meinen hohlen Händen ein Wölkchen auf. Das trink ich dann.“

„Ja, du! Wer dir das nachmachen möcht!“

„Vielleicht kann ich dir doch deinen Wunsch erfüllen. Ich möchte dir gern etwas Gutes tun.“

„Ach, hohe Frau! Ach, liebe, hohe Frau! Das kannst du nicht! Wenn du auch alles kannst — das nicht!“

„Was gehört denn dazu?“

„Geld! Ungeheuer viel Geld!“

„Was ist das?“

Du erschlägst einen mit deinen Fragen. Geld! Ja, wie soll ich dir das erklären? Ich weiß es nämlich ganz genau, weil ich nie eins gehabt hab! Geld! Also schau!“ Er zog eine kleine Börse aus der Tasche und zeigte ihr ein winziges Goldstück darin. „Das ist Geld! Warum lachst du?“

„Davon hängt dein ganzer Wunsch ab?“

„Aber freilich, davon beiläufig nicht, da hast du ganz recht — es müßt schon 30000mal so viel sein! Denn so viel Geld gibt es auf der Welt! Und noch mehr, noch tausendmal mehr!“

„Ist das Gold?“

„Gewiß! Das ist das schöne, gelbe Teufelsgold!“

„O, davon gibt es freilich mehr.“ Sie lachte.

Er sah sie gekränkt an. „Dein Gelächter ist reizend, schöne Frau. Es klingt wie das feinste böhmische Kristall, aber von dem wird mein Zehnkronenstück nicht größer. Ich bin ein armer Schlucker, weiß Gott. Ich hab mich mit meinen Eltern in Wien zerkriegt, weil sie einen Käsverkäufer aus mir machen wollten, und bin in die weite Welt hinausgelaufen. O, allzu weit ist die Welt, sie hat kein End! Noch schau ich ja anständig aus in meinem Sommerhabit, aber die Schuh sind

schon defekt, und wenn mein Zehnkronenstück gewechselt ist, bin ich auf dem besten Weg, ein Landstreicher zu werden. Ich hab nämlich einen ganz verteufelten Stolz. So einen ordinären Beruf fang ich nicht an. Ich verkauf mich nicht, ich kann nur was Großes werden. Mit der Gestalt, nicht wahr? Eh ich so ein verschimmelter Karpfensepp werd, eher häng ich mich auf und verhungere!"

Sie hatte ihm gespannt zugehört, in ihren Augen zeigte sich Schrecken und Mitleid. Die Erwähnung des Karpfensepps enthüllte ihr den ganzen Abgrund, vor dem der schöne Jüngling stand. „Sprich nicht so," bat sie, so dicht an ihn heranrückend, daß er von ihrem Duft und Zauber seine Fassung zu verlieren drohte. „Du bist sicher für das Größte bestimmt. Und wenn es in euerm wunderlichen Menschenleben so zugeht, daß das Gold dazu verhelfen muß, dann vernimm als Trost, ich kann dir davon geben, so viel du willst."

Er fuhr zusammen und starrte sie an. Befremdet sah sie, daß ihn jetzt fast derselbe Schrecken ergriff, wie bei ihrem ersten Anblick. Auch dasselbe Mißtrauen zeigte sich nochmals.

„Du glaubst mir nicht?" fragte sie streng.

„Doch, doch!" stammelte er erbleichend. „Ich trau dir schon alles zu, hohe Frau! Aber sag mir, wie willst du das anstellen?"

„Ich führe dich zur Goldquelle. In eine tiefe Grotte, unter den Bergen," strömte sie.

Er packte zum erstenmal ihre Hand. Sie erschauerte — sein Druck war heiß und feucht. „Gold? Gold?" flüsterte er heiser. „Fließendes Gold?"

„Gewiß. Ich habe als Kind schon oft damit gespielt. Es funkelt so schön, und die ganze Grotte ist unsagbar herrlich. Ich bin schon lange nicht dort gewesen."

„Aber du findest noch den Weg — —"

„Das will ich meinen."

„Das flüssige Gold aus dem Erdkern wird glühen, nicht zu berühren sein! Wie schafft man es fort?"

„Das ist ganz leicht, ich fang es mit einer großen Muschel auf, die mir ein Triton, der draußen im Meer lebt, geschenkt hat. Oben, an der Luft, erstarrt das Gold und wird zu schweren Klumpen. Ich könnt es auch mit meinen nackten Händen anfassen. Du nicht. Du würdest schon sterben, bevor du es anrührst."

„Warum?" flüsterte der Mensch mit Leichenblässe.

„Weil in dem roten Qualm ein goldschuppiger Drache liegt, der nur mir gehorcht und mich nehmen läßt, was ich will.“

„Hohe Frau, hohe Frau, weiß denn kein Mensch auf Erden bis etzt von diesem Schatz? Gar niemand?“

„Wer soll es denn wissen? Karpfensepp?“ Sie lachte leise, als ob sie zum erstenmal ihre Rache an dem alten Fischer nähme.

Sebastian stützte den Kopf in die Hände. „Ist das seltsam,“ flüsterte er. „Der alte, elende Kerl, der mit seinem Weib kaum was zu essen hat, er sitzt Jahr für Jahr in der Nachbarschaft des größten Schatzes und ist glücklich, wenn er einen Karpfen angelt.“

„Das klingt ja fast, als ob du ihn beneidest!“

„Nein, nein, ich beneid ihn nicht! Ich bin ich, und er ist er! Hohe Frau, willst du mich hinführen? Willst du mir Gold schöpfen . .“

„Ich will es — ja. Wenn du . . .“ Sie brach ab, denn ein plötzlicher Einfall war ihr gekommen, etwas, was sonst nicht auf ihrer geraden Gedankenbahn lag.

„Was soll ich?“ rief er ängstlich und eifrig. „Verlang, was du willst!“

Sie sah ihn mit prüfender Freundlichkeit an. „O, gar so viel verlang ich nicht. Ich möchte nnr wissen, was du mit dem Golde, das so großen Wert für dich hat, anfangen willst. Willst du es sammeln? Oder bekommst du etwas anderes, besseres dafür?“

Er besann sich. In seine schönen, braunen Augen kam jetzt jener überlegene, lauernde Ausdruck, den sie nicht verstand. „Hohe Frau,“ erwiderte er langsam, „ich will dir offen sagen, was ich vorhab. Aber da muß ich noch einiges vorausschicken, zu deinem bessern Verständnis. Schau, wir Menschen da unten in der Ebene, wir haben nichts so lieb wie die hohen Berge. Wir wohnen zu Tausenden beisammen in steinernen Häusern, in einer großen Stadt, wo die Luft schlecht ist und wo man kaum etwas vom blauen Himmel zu sehn kriegt.“

„Warum tut ihr das?“

„O, deine Fragen! . . . Weil wir arbeiten müssen, um das Gold zu verdienen, mit dem du als Kind gespielt hast. Laß — mir brennt der Kopf — ich erklär dir das später. Du kannst dir denken, in der schlechten Jahreszeit, ich mein halt den Winter — oder ist das vielleicht bei euch die gute?“

„O, nein! Im Winter schlaf ich!“

„Nun, wir wachen! Allzusehr! Und da werden wir sakrisch müd von all dem Wachen, Hasten und Arbeiten! Da spitzen wir uns nur immer auf den Sommer, daß wir aufs Land gehn können, und am liebsten reisen wir ins Gebirg natürlich. Nun ist aber schon überall alles entdeckt worden in den Alpen! Da gibts keinen schönen Winkel mehr, wo keine Sommerfrische ist! Das Ideal ist immer ein hohes Gebirg und ein einsamer See dabei! Das ist Millionen wert! Wundre dich nicht darüber — ich erklär dir das später! Jetzt laß mich den Faden meiner Red nicht verlieren . . . Also — — in den Sommerfrischen sind sehr große, schöne Häuser gebaut worden, verstehst du, wo die armen, erholungsbedürftigen Städter hineinziehn, bis sie die roten Backen wieder beisammen haben und neu gestärkt den Winter daheim wieder aushalten können. Das ist deutlich? Nicht? Und wenn du dirs recht überlegst, dann ist es eigentlich eine sehr edle, gemeinnützige Sache, solch ein Haus zu bauen. Oder nicht?"

Die Nixe dachte nach. „Sag mir," begann sie nach einer Weile, das Haupt in die Hand gestützt, „heißt solch ein Haus vielleicht Hotel?"

Sebastian schlug lachend die Hände zusammen. „Woher weißt du denn das?!"

„Im Sommer kommen hier zuweilen Menschen herauf, die den Karpfensepp schelten, weil seine Hütte kein Hotel ist."

„Da haben die Leut sehr recht, das weiß der liebe Himmel! Aber der arme Sepp kann nix dafür! Der ist nicht dazu geschaffen, der Entdecker des Güldensees zu sein!"

„Entdecker?"

„Freilich! Für die andern alle, für die armen Kranken, für die blassen Stadtleut! Als ich hierher kam, kam mir sofort die Idee! Du mußt nämlich wissen, hohe Frau, mein Höchstes war von jeher, ein Hotel zu besitzen!"

„Jetzt versteh ich dich! Du willst also hier ein solches Haus baun?"

„Das möcht ich für mein Leben gern! Denn schau, mir wird ganz schwindlig, wenn ich dran denk — ein Hotel am Güldensee! Das gibt eine zweite Goldquelle, und der Drache davor bin ich!"

„Das versteh ich wieder nicht. Aber ich sehe jetzt ein, daß du einen edeln und großen Wunsch hast. Kranke heilen, nicht wahr? Unglückliche glücklich machen? Durch unser reines Wasser? In unsrer starken Luft? — — Nur vor einem will mir bange werden: Es war

so still bisher am Güldensee. Wenn dein Haus erbaut ist, werden wohl viele Menschen herkommen. Du mußt nicht denken, daß ich etwas gegen die Menschen habe. Wie sie sein können, seh ich ja jetzt an dir. Denn wie der Karpfensepp und sein Weib sind wohl die wenigsten."

„Ich bitt dich, die schmutzigen Bettelleut — —"

„Ich denke jetzt auch an die Menschen aus frühern Sommern. Sind alle so hastig und sonderbar gekleidet? Schreien sie alle so und lärmen, weil sie am Güldensee sind?"

Sebastian lachte. „Aber ich bitt dich! Die paar Kommis auf Urlaub, die du bisher gesehen hast! Die haben gewiß gejodelt und nach Schweiß gerochen, daß ihr euch alle im Wasser versteckt habt! Nein, nein, nach denen kannst du die Leut in einem großen Hotel nicht beurteilen! Ich beabsichtige ein Haus ersten Ranges! Ich will die vornehme Welt hierherziehn! Leut, die ein Geld haben und das Maul halten! Hier soll sich die Haute volée von Wien ein Rendezvous geben! Der Güldensee hat das Zeug dazu!"

„So komm!" Sie erhob sich und ergriff seine Hand, um ihn emporzuziehn.

Er zitterte wieder. „Wirklich? . . ." Noch glaubte er es nicht.

„Meinst du, daß ich lüge?"

„Nein, nein! Aber ich unterscheid halt Wirklichkeit und Traum!"

„Ich nicht!"

„Ihr Glücklichen! Also, in Gottes Namen denn! Bet für mich, Mutterl!"

Es geschah ihm etwas Wundersames, aber er begriff es nicht, er konnte weder zeitlich noch örtlich Uebergänge feststellen. Die Hand der Nixe, die kleine, zarte, silberfeine Hand zog ihn mit Riesenkraft. Es ging durch einen Schwall von Wasser, ohne daß er zu ersticken fürchtete, an sonderbaren, funkelnden Seetieren vorüber, durch einen Wald von Schlingpflanzen. Dann traten sie durch drei nachtschwarze Tore, und durch nachtschwarze Gänge schritten sie, über feuchtes bröckelndes Gestein, lange, lange. Bis endlich, weit hinten, ein Schimmer sichtbar wurde. Kein Tagesschimmer, nicht das Gold der Sonne leuchtete da. Dem leblosen Golde des Erdkerns strebten sie entgegen, und schließlich umfing sie sein rötlicher Rauch.

Fortsetzung im nächsten Heft.

Erich Felder:
Zehn Jahre Münchner Malerei

Wie „heiter" nach dem bekannten Dichterworte die Kunst sein kann, haben wir unlängst in einem Vexier-Kabinett der Münchner „Modernen Galerie" mit einem lachenden und einem weinenden Auge erlebt. Eine wilde Rotte von Schwabingern, denen sich in Öl arbeitende Petroleusen aus dem östlichen Europa beigesellten, exhibierten unter dem Namen einer „Neuen Künstlervereinigung München" Undinge, die der kleine Moritz in seinem Skizzenbuche nie geduldet hätte. Beulenbesäte Kakarlaken wechselten auf den „Kunstwerken" mit hingesudelten Schlafmützen und Zuckerhüten ab, die sich für Vorgebirge irgendeiner guten Hoffnung ausgaben, Linienzüge, denen der rhythmische Zusammenhang ebenso fernlag wie jedwede gegenständliche Bedeutung, spielten sich als „Kompositionen" prätentiöser Reformer auf — kurz, die humoristische Kunstausstellung der Oktoberwiese war durch all diesen gemalten Irrsinn weitaus überboten. Und dennoch, leider, muß man sich gestehn: selten ist über eine ernste Sache so gelacht worden, wie über diese bedrohliche Epidemie — es ist, als hätte die seit Jahren in der konventionellen, mit französischen Brocken untermischten Sprache der Impressionisten parlierende Münchner Maljugend plötzlich den Mut gefunden, aus sich herauszugehn, den Instinkten zu folgen, die ihr Innerstes beherrschen — seit einem Dezennium vielleicht zum ersten Mal. So lange ists ja etwa her, seit die Parole von „Münchens Niedergang als Kunststadt" die Luft erschütterte. Eduard Engels hatte die Frage aufgeworfen, der gefürchtete Kritiker, der dank seiner überempfindsamen Nerven mit jeder modernen Kunstrichtung innere Fühlnng gewann — um sie meist, aigrirt und hochfahrend, zu allen Teufeln zu wünschen, bis er sich schließlich als Leiter der „Propyläen" in die Großväterzeit Ludwig Richters und dessen Freundes Cichorius einsam verspann. Die Antwort auf die ominöse Frage wurde, naiv genug, den Künstlern übertragen, und so traf sichs, daß jeder, wenigstens

einen überlebenden Großen stillschweigend im Auge haltend, fröhlichen Herzens in den Refrain einstimmte: „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein!“ Und der Schlußeffekt gipfelte in einem solennen Künstlerfeste, das nichts Klügeres bezweckte, als die böse Phrase unbedenklich niedriger zu hängen.

In der Secession sahs damals nicht viel anders aus als jetzt. Stuck malte auch dazumal schon alle Jahre wieder mit der Phantasie des großen Dekorationskünstlers und mit solidestem Können seine isaratheniensischen Nymphen; Albert von Keller lieferte mit seinen Historienbildern und Damenporträts von Pariser Schmiß immer frische koloristische Delikatessen für verwöhnte Gourmets; Habermann illustrierte mit bewunderungswürdigem Können seine These, daß die Frau, da sie uns den Trank des Lebens erschließt, eine bisher unbeachtete Formverwandtschaft mit den Spiralen des Korkziehers besitze; Meister Uhdes transportabler Hausgarten rieselte wie stets im Glanze silbervergoldeter Sonnenfluten; Zügel und seine Jünger und all die andern mit den Franzosen der siebziger Jahre verschwägerten Routiniers brannten mit ihren Lichtexperimenten Löcher in die Wände der unwandelbaren Jahresausstellungen. Daß im Glaspalaste Sommer um Sommer alles beim Alten blieb, versteht sich von selbst. Seit dem Tode Lenbachs des Prächtigen, dieses Despoten aus der Renaissancezeit, war der Opposition die Spitze abgebrochen, die sich etwa noch gegen die zahm gewordene sezessionistische Bewegung richten mochte. Behäbige alte Herren, die bequem von ihrem Namen leben, vereinigen sich in dem großen gläsernen Aquarium mit skrupellosen Profiteurs und ehrlichen Arbeitern, die in der Masse gefälligen Kitschs verschwinden.

Neue Keime regten sich um 1900 am verheißungsvollsten in der berühmten Vorburg der Kunststadt, in Dachau. Die „Neudachauer“ gehören heute der Kunstgeschichte an. Wohl verlebt Ludwig Dill, der willenskräftige Organisator und Begründer der Richtung, seine arbeitsreichen Sommerferien heute noch als freier Herr auf Dachau, aber die reformatorische Schule, der dieser Tummelplatz der Geister seine theoretische Bedeutung verdankt, hatte ihren Meister in Adolf Hölzel. Anfangs „gemütvoller“ Genremaler, dann Pleinairist im Geiste Bastien Lepages, später Apostel der Feinkoloristik, Pfadsucher des neuen Stils, konnte er nach all diesen Entwicklungsphasen schließlich seine Wandlungsfähigkeit nur noch durch einen radikalen Temperament-

wechsel dartun: aus dem in leisen Halbtönen flüsternden, unvordringlichen Sinnirer wurde ein schmetternder Rufer im Streit; doch diese Phase liegt außerhalb der Dachauer Zeit des jetzigen Stuttgarter Akademie-Professors, und sie ist wahrscheinlich längst schon überwunden. Der Einfluß der Dachauer auf Münchner wie auswärtige Kollegen und Literaten war weit tiefgehender als Uneingeweihte ahnen; äußerlich trat das Ergebnis der auf restlose Beherrschung der künstlerischen Ausdrucksmittel hinarbeitenden Hölzelschen Theorien nicht mit voller Deutlichkeit zutage, weil das Schülermaterial größtenteils aus unsteten Malweibchen bestand, deren glückhaft Schiff zu guterletzt die Einfahrt in den Hafen der Ehe suchte. — Die Blütezeit der dekorativen Münchner Kunst konzentrierte in den letzten Jahren das Interesse immer mehr auf eine andre Künstlergruppe, die in der Aufmachung effektvoller Ausstellungsräume geradezu epochemachend wirkte: es war dies die „Scholle", diese teils aus phantastischen Stilisten, teils aus burschikosen Naturalisten bestehende freie Vereinigung, die in ihrer Mitte mehrere der frischesten Münchner Talente aufwies. Allmählich kam das Publikum freilich dahinter, daß es sich bei diesem wirkungskräftigen Plakatstil oft nur um die durch ein Vergrößerungsglas gesehnen „Jugend"-Illustrationen handelte, die in ihrem angestammten Format doch noch unmittelbarer wirken. Kammersänger Brake, der in seinen wagemutigen kunsthändlerischen Anfängen für die „Scholle" so viel getan hat, veranstaltet in seinem exklusiven Kunstsalon noch immer Kollektivausstellungen ihrer Mitglieder; dort sieht man am deutlichsten, daß das „Bild als Zimmerschmuck" etwas andres ist, als die Studien der eminent geschickten Naturalisten der Gruppe, während die „Dekorativen" allmählich größern Spielraum zu praktischer Betätigung finden. Jedenfalls blieben einige starke Individualitäten im Mittelpunkte der Diskussion, vor allem der elbogenkräftige, fabelhafte Könner Fritz Erler; das war der rechte Mann, einen „Faust" auf die Bühne des Künstlertheaters zu stellen, vor dem sich Goethe entsetzt hätte und der den Modernen unvergeßliche Szenenbilder vor die trunknen Augen zauberte. Als primus inter pares anerkannt, wirkte Erler jedoch mit der Schablone seiner dekorativen Porträts schließlich monoton, und Leo Putz, der Unermüdliche, trat in die vorderste Reihe. Vom Märchenlande herkommend, bezauberte er auch in der Sommerfülle seiner Biedermeiergärten durch Farbenorgien ohnegleichen, die ebenso wollüstig wirken, wie seine öfter des Glaspalastes verwiesenen herb-

schönen Akte in ihrer Sonntagsstimmung manchmal keusch sind, gleich spröden Dianen.

Während nun diese Vereinigung als einzige unter den Münchner Malergruppen bis jetzt energisch vorwärts drängte, während manche der „Alten" durch das Geheimnis ihrer ewigen Jugend immer bestrickender wirkten, fragte man sich vergeblich, wo eigentlich die Jungen blieben und was sie uns etwa zu sagen hätten. In den Frühjahrsausstellungen der Sezession spürte man, von Weisgerber und ein paar andern Stuckschülern abgesehn, kaum einen Hauch, selbst nach den Spuren eines tollen Jugendstreichs sehnte man sich jahrelang vergebens. Und jetzt scheint es, als winkte diesem Sehnen plötzlich reichste Stillung. Die chinesische Mauer, die München so lange von dem Ausland trennte, war in den letzten Jahren doch allmählich brüchig geworden, Brakl und sein unternehmender Rivale Thannhauser, der Inhaber der „Modernen Galerie", machten uns mit den modernsten Franzosen bekannt, und heute steht zu befürchten, daß van Goghs geistvoller Irrsinn und die Pest von Tahiti nicht minder ansteckend wirken, wie einst der Kommabazillus der Neo-Impressionisten. Nicht nur die „Neue Vereinigung" unseligen Angedenkens, auch die chambers of horror einer ebenso radikalen wie vielbeschickten juryfreien Ausstellung in der Schrannenhalle gaben zu denken. Ich weiß wohl, daß diese jungen Leute nicht München bedeuten, aber noch eine Weile so weiter, und die Reaktion kann nicht ausbleiben. Wieder wird der alte Befreiungsruf „Natur, Natur!" ertönen, mit Recht, wenn auch nicht eben zur rechten Zeit. Denn der Stil, nach dem wir ja erst tastend suchen, droht in unsrer raschlebigen Zeit zur hohlen Hülse zu werden, ehe wir ihn überhaupt gefunden haben. Darin liegt die Gefahr einer Ueberrumpelung durch diese schnell reitenden Gauguinisten und Cézannisten. Und nicht mit der Naivität eines vom Zwange verknöcherter Tradition befreiten Geschlechts werden wir zur Natur zurückkehren. Dann aber ist es tatsächlich an der Zeit, von einem Niedergang der Malerstadt München zu sprechen, so wahr Stillstand Rückschritt ist. Freilich wird dieser Niedergang dem Verfall einer verwöhnten Herrscherin im Reiche des Schönen gleichen, die noch als Matrone ihre Reize hat und der Niemand zu sagen wagt, daß sie schon längst gestorben ist.

Lic. Leopold Zscharnack
(Privatdozent der Universität Berlin):

Die moderne Theologie und ihre prinzipielle Stellung zu den religiösen Grundgedanken

Ein Nachklang zu der von „Nord und Süd" im vorigen Jahr veranstalteten Umfrage nach dem Verhältnis der modernen Wissenschaft zu den religiösen Grundgedanken.

Die Umfrage hat mancherlei verschiedene Antworten gezeitigt, — verschieden nicht nur unter dem Einfluß der verschiedenen Wissenschaftsgebiete, deren Vertreter zu Worte kamen, sondern verschieden auch, je nachdem sie persönlich oder prinzipiell gehalten waren. Nur in einem Punkte herrschte fast völlige Einheitlichkeit, — darin nämlich, daß die Wissenschaft als solche und in all ihren einzelnen Disziplinen eine weltliche Größe ist, für die, trotz ihrer frühern Gebundenheit durch Kirche und Religion, die Frage nach ihrer Stellung zu den religiösen Grundgedanken keine zentrale Andeutung hat, d. h. aber, daß wohl der Gelehrte als Einzelpersönlichkeit, nicht aber die Wissenschaft als solche religiös bestimmt sein kann. Wenn im Folgenden die Frage für die theologische Wissenschaft noch einmal aufgerollt wird, so geschieht, weil hier die Stimmen am ehesten geteilt sein können und weil bei ihr die etwa gegebene kritische Antwort am meisten überrascht, so daß bekanntlich die Frage nach dem Recht einer freien Theologie zu den aktuellen Fragen gehört.

Tritt man von der frühern Theologie her an die im Thema genannte Frage heran, so erscheint einem nichts selbstverständlicher, als daß die Theologie als sogenannte positive Wissenschaft sich in vollem Umfange mit den in der jeweiligen Kirche geltenden Prinzipien identifiziert. Hat sie doch eben dieser Kirche zu dienen. Ja sie ist in ihren Hauptteilen nach alter Auffassung selber die Anweisung zur Seligkeit, die der von ihr im Auftrag der Kirche gebildete Geistliche dann an seine Gemeinde weiterzugeben hat. — Für den modernen, wissenschaftlichen Theologen ist die Lage unendlich komplizierter. Die Theologie hat als ein Glied im wissenschaftlichen Organismus teilgenommen an den Wandlungen, die die Wissenschaft seit jener aufgeklärten Periode des 17. und 18. Jahrhunderts durchgemacht hat.

Unter Einwirkung dieser modernen Wissenschaft ist nicht nur die Arbeitsmethode eine andre geworden, sondern auch die Aufgabe der Theologie hat anders gefaßt werden müssen, damit die theologische Wissenschaft eine im Rahmen der Gesamtwissenschaft notwendige Aufgabe erfüllt. Die Theologie ist eine Erfahrungswissenschaft inmitten der Geisteswissenschaften geworden, mit der Aufgabe, in objektiv historischer Forschung das religiöse Leben in seinem Wesen und in seiner Entwicklung zu untersuchen. Sie ist eine prinzipiell von der Kirche losgelöste Wissenschaft geworden, die im Organismus der Wissenschaften gepflegt werden müßte, auch wenn die Kirche ihre bisherige privilegierte Stellung verlieren oder auch den theologischen Fakultäten der Universitäten aus Mißtrauen die Aufgabe der Ausbildung ihrer künftigen Geistlichen entziehn würde, um sie — ein Plan, der in hochkirchlichen Kreisen immer wieder anfgetaucht — kirchlichen Seminaren anzuvertraun.

Grund zum Mißtrauen hat diese Kirche, wie man gerechterweise urteilen muß, durchaus. Denn der Säkularisationsprozeß der modernen empirischen Wissenschaft hat auch die Theologie losgelöst von jedem einseitigen kirchlichen Interesse. Infolgedessen gelten nicht nur bisher schon die Fundamente, auf denen die kirchliche Theologie ruhte, innerhalb der modernen Theologie zum größten Teil als erschüttert; sondern als forschende und fortschreitende religiöse Erfahrungswissenschaft ist die Theologie auch in Zukunft prinzipiell jederzeit bereit, ihr Verhältnis zu den in der Kirche geltenden Grundgedanken zu revidieren, während die Kirche als stabile Größe solche Fortschritte als unliebsame Schwankungen und Erschütterungen auffassen muß. Wir wissen nicht, was für Entdeckungen uns die allgemeine religionshistorische und religionspsychologische Forschung oder die biblische und kirchengeschichtliche Wissenschaft noch bringen wird. Sicher wird noch manche Revision des Bestehenden nötig sein, und das zurzeit geltende Bild wird noch mannigfach gebessert werden müssen; wenn hier und da innerhalb der Kritik eine rückläufige Bewegung begonnen hat, so wird die Kritik an andern Punkten sich verschärfen, und sicher wird niemals Kritiklosigkeit zum Prinzip erhoben werden können. Die moderne religiöse Erfahrungswissenschaft muß auch als historisch-theologische Fakultätswissenschaft diese Fortschritte anerkennen, da ihr oberstes Prinzip nicht Tradition, sondern Erforschung der Wirklichkeit ist. Ja selbst die beiden theologischen Disziplinen, die in engerer Beziehung zur gegenwärtig geltenden Kirche stehn, die dogmatische Theologie und die praktisch-technische Disziplingruppe, die direkt zum Kirchendienst vorzubereiten berufen ist, — auch sie beide fühlen sich als normative Disziplinen, d. h. als Wissenschaften, die sich nicht an das Bestehende unbedingt gebunden wissen; sondern als das stets wache Gewissen der Kirche, der sie in Freiheit dienen, haben sie diese anzuleiten, mit der fortschreitenden Kultur Schritt zu halten und unhaltbar Gewordenes aufzugeben oder zu bessern.

Constable:
Landschaft

Aus dieser allgemeinen Darlegung geht hervor, wie wenig einfach die Beantwortung der vorliegenden Frage auch für den Theologen ist. Dazu kommt, daß es in der Moderne durchaus schwankend geworden ist, was unter religiösen Grundgedanken zu verstehn sei. Versteht man darunter irgendwelche Sätze (Dogmen) der sogenannten „geformten" Religion, so ist der moderne Theologe überzeugt, daß es inadäquate Formeln, daß es Tastversuche und daß deren Resultate Stückwerk sind, auch wenn ihnen biblische Formeln zugrunde liegen. Ein dauerndes Verhältnis hat er als Forscher wie als religiöser Mensch zu keinen religiösen Reflexionen und Spekulationen irgendwelcher Art, auch nicht zu dem Dogma des Urchristentums und nicht zur Weltanschauung der Reformationszeit. Religiöse Erzieher können die Heroen dieser Zeiten noch stets auch für die Moderne sein, aber erziehn müssen sie zur Selbständigkeit, zur eignen Religiösität; um des geschehnen wissenschaftlichen Fortschritts willen und nicht zuletzt um der Religion selbst willen hat diese Bindung an irgend eine formulierte Religion der Vergangenheit wegfallen müssen. Im Grunde hat der theologische Forscher ein festes Verhältnis nur zu dem Gegenstand seiner Forschung, zur Religion selbst. Daß die Religion, das religiöse Leben und Erleben eine Wirklichkeit ist, so oft sie uns bei der Masse als Schein und Nachsprechen begegnet, daß sie eine normale Seelentätigkeit ist, trotz der nicht seltenen pathologischen (krankhaften) Beigaben, das erlebt der theologische Forscher nicht nur inmitten seiner Arbeit an den religiösen Heroen und Propheten aller Zeiten, — das ist sogar sozusagen die Grundbedingung seiner Arbeit; denn wer wird seine Zeit und Kraft an wertlose Schemen verschwenden? Und darin liegt zugleich das weitere Zugeständnis, daß dieses religiöse Leben Werte gebracht hat und bringt. Trotz der ihm inhaltlich anhaftenden antiken Elemente ist es formell nicht ein pathologisch zu deutender Ueberrest (survival) aus der Zeit des primitiven Menschen. Trotz aller inadäquaten Sprechversuche ist das Erlebnis selbst vielmehr notwendig. Beruhend auf dem „Kunstsinn für das Universum", getragen von sittlichem Charakter, strebend nach der Erkenntnis vom Zwecke des Lebens, ausklingend im demütigen und vertrauenden Bekenntnis der Abhängigkeit von einer höhern normativen Ordnung, ergänzt die religiöse Weltansicht durch Intuition und religiöse Phantasie das vom nüchternen Verstand gewonnene naturalistische Weltbild; um des Lebens und der Menschen willen stellt sie neben die kausale und theologische Frage, neben den Mechanismus von Ursache und Wirkung den Glauben an Werte und Zwecke, die die empirische Forschung nicht nachzuweisen berufen ist, die sie aber auch nicht leugnen kann, ohne selbst wieder der dogmatischen Theorie von der einen, allein wahren, absuluten Wahrheit zu verfallen, die man am kirchlichen Dogma tadelt.

Dies ist das einzige feste, positive Verhältnis zwischen der modernen theologischen Wissenschaft und den religiösen Grundgedanken.

Leopold Zscharnack

Daß Religion Geschichte und Wirklichkeit ist, ist zunächst gewiß ein magerer Satz, ein hohles Evangelium, das aber doch Inhalt erhält, wenn man dieser Wirklichkeit notwendige Werte zugesteht. Die Kirche, die sich dessen bewußt ist, nicht der Tradition und nicht sich selbst zu dienen, sondern der Religion, wird sogar nach wie vor von dieser Wissenschaft in dankenswerter Weise zehren können, obwohl die moderne Wissenschaft auch als Theologie bewußt interkonfessionell ist und prinzipiell nur an einem nicht spiritualistisch scheinenden Grundgedanken festhält. Denn das wird man der modernen Theologie zugestehn müssen, daß sie ihren Jüngern eben durch die Befreiung der Religion von allen Hüllen und vergänglichen Formeln den Blick geschärft und das Verständnis geweckt hat für das, was eigentlich Religion ist. Und durch eben diese Arbeit kann sie der Kirche und überhaupt dem Menschen der Gegenwart den Dienst leisten, den einst der Pietismus der starren Orthodoxie gegenüber zu leisten berufen war.

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

Fortsetzung

Eines Tags befahl er mir, rings ums Haus herum sauber zu rechen und alles hübsch und ordentlich zu machen. Das verschlang zwar die ganze gewonnene Zeit, ja noch mehr dazu, aber es half dem ganzen Aussehn des Hofs ordentlich auf. Und das gerade wollte Nils erreichen: er wollte den Kapitän vor seiner Abreise noch ein wenig aufmuntern. Nachher machte ich mich selbst noch daran, die losen Pfähle am Gartenzaun festzunageln und ein paar Türen an den Wirtschaftsgebäuden, die schräg in ihren Angeln hingen, instand zu setzen. Und zum Schluß rammte ich ein paar neue Pflöcke in die Brücke vor der Scheune.

„Wohin willst du von hier aus?" fragte mich der Kapitän.

„Das weiß ich noch nicht. Ich geh auf die Wanderschaft."

„Ich könnte dich wohl noch eine Weile hier gebrauchen; es sollte noch eine Menge getan werden."

„Der Herr Kapitän will vielleicht das Haus frisch anstreichen lassen?"

„Ja, das auch. Nein, ich weiß es noch nicht. Es würde eine Unmenge Geld kosten, wenn man die vielen Gebäude anstreichen lassen wollte. Nein, ich hab an etwas andres gedacht. Verstehst du dich auf den Wald? Kannst du die Bäume für den Holzschlag bezeichnen?"

Er tat also noch immer, als kennte er mich nicht mehr vom vorigen Male, wo ich in seinem Walde gearbeitet hatte. Aber hatte er denn noch Wald zum Ausholzen?

„O ja, ich bin bekannt im Wald," antwortete ich. „Wo wollen Sie in diesem Jahre schlagen lassen?"

„Ueberall, wo es nur geht. Es muß noch verschiednes da sein."

„O ja."

Dann rammte ich die Pflöcke in die Scheunenbrücke, und als ich damit fertig war, nahm ich die Flaggenstange herunter, befestigte eine Leine daran und setzte die Kugel wieder auf. Es sah schon etwas ordentlicher auf Oevrebö aus, und Nils erklärte, er fange schon an, sich wohler zu fühlen. Ich brachte Nils dazu, daß er zum Kapitän ging, um ein gutes Wort für das Anstreichen der Häuser einzulegen; aber er sagte, der Kapitän habe ihn nur sorgenvoll angesehn und gesagt: „Ja freilich, aber weißt du, mit dem Anstreichen allein ist es nicht getan. Na, nun wollen wir sehn, wie es mit der Ernte im Herbst steht; wir haben ja heuer so viel angesät."

Aber als dann die Flaggenstange abgekratzt und mit einer neuen Leine und Kugel versehn dastand, wurde auch der Kapitän aufmerksam und bestellte die Farbe telegraphisch. Solche Eile hätte es nun allerdings nicht gehabt; er hätte auch einen Brief mit der Post schicken können.

Nach zwei Tagen kam die Farbe. Aber nun wurde sie einstweilen weggestellt, denn wir hatten noch sehr viel Feldarbeit vor uns.

In dieser Zeit hatten wir übrigens die beiden Wagenpferde des Kapitäns vor der Egge oder der Sämaschine, und als die Kartoffeln gelegt werden sollten, durfte Nils alle Mägde des Hofs zur Hilfe verlangen; der Kapitän sagte Ja dazu, wie auch zu allem andern, und reiste dann nach Moen. Nun waren wir allein.

Aber vor seiner Abreise hatte es zwischen den Eheleuten eine große Auseinandersetzung gegeben.

Wir alle auf dem Hofe hatten gefühlt, daß es zwischen den beiden brodelte; Ragnhild und das Milchmädchen redeten sogar offen davon. Auf den Aeckern sproß es jetzt überall, das Gras auf den Wiesen wurde mit jedem Tag saftiger, der Frühling stellte sich mit Sprüh- und Platzregen ein; aber auf dem Hofe des Kapitäns herrschte Unfrieden. Frau Falkenberg ging oft mit verweintem Gesicht umher und dann wieder mit so übertrieben fröhlicher Miene, als ob sie niemand mehr ein unfreundliches Wort geben könnte. Ihre Mutter traf ein, eine freundliche Dame mit einer Brille, in einem hellen Spitzmausgesicht; aber sie blieb nicht lange bei uns, nur ein paar Tage, dann reiste sie nach Christiansand zurück, wo sie wohnte. Sie behauptete, sie könne unsre Luft nicht ertragen.

Ach, die große Auseinandersetzung — ein letzter bittrer Zusammenstoß, der wohl eine Stunde gedauert hätte, sei es gewesen, so erzählte Ragnhild uns allen nachher; weder der Kapitän noch seine Frau hätten mit lauter Stimme gesprochen, aber die Worte seien langsam und scharf von ihren Lippen gefallen; die beiden wären in ihrer Verbitterung übereingekommen, sich zu trennen.

„Das ist doch wohl nicht wahr!" riefen wir alle miteinander und schlugen die Hände zusammen.

Da tat Ragnhild sehr wichtig und machte ihre Herrschaft genau nach:

„Du hast geholfen, die Tür des Gartenhauses wieder aufzubrechen?" sagte der Kapitän. — „Ja," erwiderte seine Frau. — „Nun, und was dann?" fragte er. — „Alles", sagte seine Frau. — Da lächelte der Kapitän und sagte: „Diese Antwort ist so kurz und bündig, daß man sie fast augenblicklich versteht." Darauf schwieg die gnädige Frau. „Welche Verdienste hat denn dieser junge Hund, wenn ich das Eine ausnehme, daß er mir einmal aus der Klemme geholfen hat?" fragte der Kapitän. — Seine Frau sah ihn an und erwiderte: „So, hat er dir geholfen?" — „Ja," antwortete der Kapitän, „er hat einen Wechsel für mich unterschrieben." — Dann sprach seine Frau wieder und sagte: „Das hab ich nicht gewußt." — Aber da fragte der Kapitän: „Hat er dir wirklich das nicht erzählt? — Seine Frau schüttelte den Kopf. — „Aber," fuhr er fort, „hätte es etwas geändert, wenn du es gewußt hättest?" — „Ja," antwortete sie zuerst. Und „Nein" fügte sie dann hinzu. — „Liebst du ihn?" fragte er. — „Liebst du Elisabeth?" hielt sie ihm entgegen. — „Ja," antwortete der Kapitän; aber gleich nachher lächelte er. „Gut," sagte Frau Falkenberg hart, nachdem sie diese Antwort erhalten hatte. Dann entstand eine lange Pause. Der Kapitän ergriff zuerst wieder das Wort: „Du hattest ganz recht, daß ich es mir überlegen solle; nun hab ich es mir überlegt. Ich bin kein verkommner Kerl, und glücklicherweise macht es mir gar keinen Spaß, so in Saus und Braus dahinzuleben. Ich hab es freilich trotzdem getan, aber nun hat es ein Ende." — „Das ist recht gut für dich," entgegnete sie wieder kurz. — „Jawohl" sagte er, „aber es wäre besser für dich gewesen, wenn du dich ein wenig darüber gefreut hättest." — „Nein, das laß nur Elisabeth tun," erwiderte sie. — „Elisabeth!" sagte er nur und wiegte den Kopf hin und her. Dann schwiegen beide wieder eine gute Weile. „Was hast du nun im Sinn?" begann der Kapitän wieder. — „Ach, kümmre dich nur nicht um mich," erwiderte sie ganz langsam; „wenn du willst, kann ich Kranken-

pflegerin werden, ich kann mir auch das Haar abschneiden und Lehrerin werden, wenn du willst." — „Wenn ich will," fiel er ihr ins Wort. „Nein, das bestimm nur selbst." — „Ich muß zuerst hören, was du im Sinn hast," sagte sie. — „Ich werde bleiben, wo ich bin," versetzte er, „du aber hast dich selbst ausgeschlossen." — „Ja, ja," sagte sie und nickte dazu.

„Ach!" riefen alle in der Küche. „Aber lieber Himmel, es wird schon wieder gut werden," sagte der Knecht Nils und sah uns andre fragend an.

Die beiden ersten Tage, nachdem der Kapitän abgereist war, saß Frau Falkenberg den ganzen Tag an ihrem Flügel und spielte. Am dritten Tag führte Nils sie nach der Bahn. Sie reiste zu ihrer Mutter nach Christiansand; nun waren wir ganz allein. Frau Falkenberg hatte nichts von ihren Sachen mitgenommen. Vielleicht dachte sie, es gehöre ihr nichts davon, vielleicht auch hatte alles von Anfang an dem Kapitän gehört, und so wollte sie nichts behalten. Ach, wie traurig das alles war!

Zu Ragnhild hatte Frau Falkenberg gesagt, sie dürfe nicht fortgehn. Im übrigen aber hatte die Köchin die ganze Oberaufsicht übernommen und alle Schlüssel in Verwahrung. Und dies war das beste für alle.

Am Sonnabend nahm der Kapitän Urlaub und kam nach Hause, und Nils sagte, das habe er schon seit Jahren nicht mehr getan. Er hielt sich stramm und tadellos, obgleich seine Frau fort war, und überdies war er so nüchtern wie Wasser. Mir gab er eine kurze, klare Instruktion wegen des Waldes, der gelichtet werden sollte: alle nur halbwegs großen Stämme sollten gefällt werden. Auch ging er mit mir aufs Feld hinaus und ordnete dies und jenes an.

„Ich bleib dieses Mal drei Wochen weg," sagte er; und am Sonntag Nachmittag reiste er ab. Er hatte eine energischere Haltung angenommen und war sich selbst wieder ähnlicher geworden.

* * *

Als wir endlich mit der Feldarbeit fertig und auch die Kartoffeln gelegt waren, konnten Nils und der Kleinknecht die tägliche Arbeit auf dem Hofe allein bewältigen; ich ging also in den Holzschlag.

Da ging es mir gut, einen Tag wie den andern. Eine warme Regenzeit setzte ein, wo der Wald tüchtig naß war; aber ich ging trotzdem hinaus und blieb deshalb nicht zu Hause. Dann trat eine große Hitze ein; wenn ich da an den hellen Abenden nach Hause kam, machte es mir

ordentlich Vergnügen, noch ein bischen etwas zu basteln; bald mußte eine Dachrinne instand gesetzt, bald ein schiefes Fenster wieder gerade gerichtet werden, schließlich stellte ich die Brandstiege auf und kratzte dann die alte schon halb abgefallne Oelfarbe von der nördlichen Scheunenwand ab. Das wäre ein Staat, wenn ich zum Anstreichen der Scheune doch noch im Laufe des Sommers käme; die Farbe war ja schon da.

Aber allmählich wurde mir dies und jenes unbehaglich auf dem Hofe. Die Arbeit ging nicht mehr so von statten wie früher, wo die Herrschaft daheim gewesen war; und ich fand meine alte Erfahrung wieder bekräftigt, daß es gut ist, wenn man jemand über sich hat, falls man nicht gerade selbst als Erster eingesetzt ist. Nun schalteten und walteten die Mägde im Hause, und niemand hielt sie im Zaum. Ragnhild und die Milchmagd waren während der Mahlzeiten sehr ausgelassen; sie zankten sich auch hin und wieder, und die Autorität der Köchin reichte nicht immer aus, den Frieden zwischen ihnen herzustellen. Außerdem mußte mich selbst irgend jemand bei meinem frühern Kameraden verklatscht und Mißtrauen gegen mich in seinem Herzen erweckt haben.

Eines Abends kam nämlich Lars auf den Hof und sagte, er wolle mich allein sprechen; dann verbot er mir einfach, mich wieder auf der Ansiedlung sehn zu lassen; er war wirklich komisch und drohte mir sogar.

Ich war ein paarmal mit Wäsche in seinem Haus gewesen; im ganzen vielleicht ein halbes Dutzend mal. Er selbst war nicht zu Hause gewesen, und Emma und ich hatten dann von den alten und neuen Zeiten geplaudert. Als ich das letzte Mal dort war, war Lars plötzlich heimgekommen und hatte gleich losgeschimpft, weil Emma im Unterrock auf der Bank saß.

„Ich hab es getan, weil es so heiß ist," verteidigte sie sich.

„Ja, und dann hängt dir das Haar den Rücken hinunter," fuhr er fort. „Ist das vielleicht auch wegen der Wärme?" Er war überhaupt tüchtig aufgebracht gegen sie; als ich ging, bot ich ihm gute Nacht, aber er erwiderte meinen Gruß gar nicht.

Seither war ich nicht wieder dort gewesen. Warum war er nun heute Abend gekommen? Sicher war da Ragnhild mit ihrem Klatschmaul am Werk gewesen!

Nachdem Lars mir also mit klaren Worten sein Haus verboten hatte, nickte er und sah mich an. Seiner Meinung nach war ich nun tot.

„Wie ich höre, ist Emma auch hier unten gewesen," sagte er dann. „Aber das wird sie künftig wohl bleiben lassen."

„Ja, sie ist allerdings ein paarmal mit der Wäsche hier gewesen," sagte ich.

„O ja, und du bist uns auch noch Geld dafür schuldig. Und dann kommst du selbst oft mitten in der Woche mit Wäsche zu uns hinauf; einmal mit einem Hemd und ein anderes Mal mit einer Unterhose. Aber von jetzt an soll nur Ragnhild für dich waschen."

„Ja, ja," sagte ich.

„O nein, Alterchen! Du kommst zu den Leuten und machst dich schön dran, sobald du sie allein daheim triffst. Aber dafür bedanke ich mich bestens."

Jetzt tritt Nils zu uns; er hat wohl gemerkt, worum es sich handelt, und da er ein guter Kamerad ist, will er mir helfen. Er hört gerade noch die letzten Worte und stellt mir augenblicklich das Zeugnis aus, daß er die ganze Zeit über, solange ich hier sei, nichts Unrechtes von mir gesehn habe.

Aber Lars Falkenberg setzt sich sogleich aufs hohe Roß und mißt den Knecht mit verächtlichem Blick. Er hegt nämlich einen alten Groll gegen den Knecht. So fleißig Lars sich auch gezeigt hat, seit er sein eignes kleines Gütchen im Walde bekommen hat, Nils ist doch dem Kapitän ein viel besserer Knecht, als Lars einstens war. Und das kränkt Lars Falkenberg.

„Was willst du denn, und was faselst du da?" fragt er.

„Ich sag nur, was wahr ist," erwidert der Knecht.

„So, tust du das, du Schafskopf? Meinst du, ich laß mich von dir an der Nase herumführen?"

Da gingen Nils und ich unsrer Wege; aber Lars schrie sogar noch hinter uns drein. Und natürlich stand Ragnhild im Gebüsch und roch an den Syringen, als wir vorübergingen.

An jenem Abend beschloß ich, weiterzuwandern, sobald ich im Walde fertig wäre. Nach den drei Wochen kam der Kapitän, wie er gesagt hatte. Da sah er, daß ich die Farbe von der Scheunenwand abgekratzt hatte, und er lobte mich dafür. „Du wirst sie schließlich doch noch anstreichen," sagte er.

Ich berichtete ihm, wo ich den Baumschlag bezeichnet hatte, und sagte, es sei nicht mehr viel für mich draußen zu tun.

„Ja, mach nur so fort," sagte der Kapitän; und dann reiste er nach Moen zurück.

Aber noch drei Wochen wollte ich nicht mehr auf Oevrebö bleiben. Ich bezeichnete weiter ein paar Dutzend Bäume, zählte alle auf dem Papier zusammen, — nun war es genug. Aber im Wald und auf dem Felde konnte ich jetzt noch nicht leben; es gab wohl Blüten, aber noch keine Beeren, und es gab Vögel, die zwitscherten und sangen und sich paarten, desgleichen auch Schmetterlinge, Fliegen und Mücken, aber keine Multebeeren, keine Wurzeln.

* * *

Jetzt bin ich in einer Stadt.

Ich bin doch zu Ingenieur Lassen, dem Floßinspektor, gegangen, der sein Versprechen gehalten und mir Arbeit gegeben hat, obgleich die Flößerei längst im Gang und schon tüchtig vorgeschritten ist. Zum Anfang soll ich das Ufer entlang flußaufwärts wandern und auf der Karte anmerken, wo sich die Baumstämme zu sogenannten „Sperren" gestaut haben. Der Ingenieur ist ein tüchtiger Mensch; er ist bloß noch sehr jung und gibt mir ganz überflüssig genaue Auskunft über Sachen, von denen er meint, ich kennte sie nicht; dadurch erhält er etwas Altkluges.

So, dieser Mann hat also dem Kapitän Falkenberg einmal aus der Klemme geholfen! Jetzt war es dem Kapitän wohl unangenehm, und er wollte sich von seiner Verbindlichkeit freimachen; deshalb läßt er seine letzten Bäume umhaun. Und ich hätte es ihm gegönnt, wenn er sich hätte freimachen können; ja, ich machte mir schon Vorwürfe, daß ich nicht noch ein paar Tage länger Holz geschlagen hatte, dann wäre ihm gründlich geholfen gewesen. Wie, wenn er nur bloß ein erbärmliches Scherflein für das wenige bekäme!

Der Ingenieur Lassen war sicher ein reicher Mann; er wohnte im Hotel und hatte zwei Zimmer für sich. Ich kam allerdings nur bis in sein Kontor; aber auch darin befanden sich viele kostbare Sachen; Bücher und Zeitschriften, ein silbernes Tintenzeug, ein vergoldeter Größenmesser und andres. Sein mit Seidenstoff gefütterter Sommerrock hing an der Wand. Hier am Ort galt der Ingenieur jedenfalls für einen reichen, hochstehenden Mann. Im Aushängekasten des Photographen hab ich hier ein großes Bild von ihm gesehn.

Und gegen Abend sah ich ihn mit den jungen Damen des Städtchens spazieren gehn. Da er der oberste Chef der ganzen Flößerei ist, spazierte

er am liebsten bis zu der großen, zweihundertunddreißig Ellen langen Brücke, die über den Wasserfall führt. Mitten darauf blieb er stehn und schaute den Strom hinauf und hinunter. An den Brückenpfeilern und auf den flachen Felsen darunter staun sich die daherschwimmenden Balken mit Vorliebe, und der Ingenieur hatte fast immer eine Abteilung Flößer in der Stadt, nur dieser Sperren wegen. Wenn er auf der Brücke stand und die Flößer auf den Balken beobachtete, sah er aus wie ein Admiral auf seinem Schiff, jung und stark, das Kommando in der Hand. Die Damen, die er bei sich hatte, blieben dann bereitwillig auf der Brücke stehn, obgleich das Wasser oft gewaltig schäumte. Und um das Brausen zu übertönen, mußten sie sehr oft die Köpfe ganz nahe zusammenstecken.

Aber gerade wenn der Ingenieur diesen Posten auf der Brücke einnahm und sich da droben drehte und wendete, machte seine Gestalt einen unschönen, kleinen Eindruck. Sein Sportkostüm, seine anliegende Jacke spannte dann auf dem Rücken und ließ sein Gesäß unverhältnismäßig breit erscheinen.

Schon am ersten Abend, nachdem ich von dem Ingenieur den Bescheid erhalten hatte, ich solle am nächsten Morgen flußaufwärts wandern, traf ich ihn auf dem Spaziergang mit zwei jungen Damen. Als er mich bemerkte, blieb er mit den Damen stehn und gab mir denselben Auftrag noch einmal.

„Gut, daß ich dich treffe," sagte er. „Du mußt also morgen sehr füh heraus. Nimm einen Bootshaken mit und stoß so viele Balken ab, wie du kannst. Wenn die Sperren zu groß sind, dann bezeichne die Stelle auf der Karte; du hast doch die Karte? Geh immerzu, bis du mit meinem andern Mann zusammentriffst, der von der entgegengesetzten Seite kommt. Aber vergiß nicht, deine Aufzeichnungen mit einem roten Bleistift zu machen, nicht mit einem blauen. Nun will ich sehn, ob du diese Arbeit ordentlich machst." „Dies ist ein Mann, den ich bei mir angestellt habe; ich hab wirklich keine Lust, alle diese Wege selbst abzustapfen.

Wie wichtig er es nahm! Er schlug sogar sein Notizbuch auf und schrieb etwas hinein. Ja, ja, er war jung und hatte eine so nette Begleitung bei sich, vor der er sich zeigen wollte.

Früh am Morgen machte ich mich auf den Weg; als es um vier Uhr allmählich hell wurde, befand ich mich schon ein gut Stück flußaufwärts. Ich hatte meinen Mundvorrat und meinen Floßhaken, der ganz dasselbe wie ein Bootshaken ist, bei mir.

Hier war kein junger, üppiger Wald, wie auf Kapitän Falkenbergs Grund und Boden; das Erdreich war mager und steinig, der Boden meilenweit mit Heidekraut und Tannennadeln bedeckt. Der Wald war auch hier stark gelichtet, die Holzschleifereien hatten zu viel gefressen; es waren nur noch dürre Stämme übrig; und da fast kein junger Wald angepflanzt war, wanderte ich durch eine wahrhaft trostlose Landschaft.

Um die Mittagszeit hatte ich mehrere kleine „Sperren" losgemacht und eine große in der Karte verzeichnet, dann machte ich Mittagspause und trank Wasser aus dem Fluß dazu. Nach kurzer Rast wanderte ich weiter und traf gegen Abend an einer großen Sperre mit einem Mann zusammen, der da eifrig beschäftigt war. Das war der Mann, den ich treffen sollte. Ich ging nicht ganz zu ihm hin, sondern betrachtete mir ihn vorher. Er war sehr besorgt um sein Leben, ja er hütete sich sogar, seine Füße naß zu machen.

Eine Weile sah ich ihm ergötzt zu. Wo auch nur die geringste Gefahr vorhanden war, daß ihn einer der Balken mit in die Strömung hineinziehn könnte, zog er sich immer rechtzeitig zurück. Dann trat ich näher und sah ihn an, — ja wahrhaftig, es war mein guter Kamerad Grindhusen!

Grindhusen, mein Jugendgenosse von Kreia, mit dem ich vor sechs Jahren zusammen einen Brunnen gegraben und ausgemauert hatte.

Jetzt war der hier!

Wir begrüßten uns, setzten uns auf die Stämme und schwatzten wohl eine Stunde lang eifrig miteinander; des Fragens und Antwortens war kein Ende.

Dann wurde es zu spät für weitere Arbeit an diesem Tage; da standen wir auf und wanderten noch eine Strecke flußaufwärts, wo Grindhusen seine kleine Blockhütte hatte. Miteinander krochen wir hinein, kochten uns Kaffee und hielten eine Mahlzeit. Dann gingen wir wieder hinaus, zündeten unsre Pfeifen an und legten uns ins Heidekraut.

Grindhusen war alt geworden; er war ebenso mitgenommen wie ich selbst und wollte gar nicht mehr an die schönen Nächte erinnert werden, die wir in unsrer Jugend durchgetanzt hatten. Damals war er wie ein rothaariger Wolf hinter den Mädchen her gewesen; aber jetzt war er von Alter und Arbeit ordentlich in Zucht genommen worden; er konnte nicht einmal mehr lächeln. Wenn ich etwas Branntwein bei mir gehabt hätte, wäre er vielleicht etwas aufgekratzt worden, aber ich hatte eben keinen mitgebracht.

In seinen jüngern Tagen war Grindhusen ziemlich eigensinnig und rechthaberisch gewesen; jetzt war er freundlich und dumm. „Ja, das kann vorkommen," sagte er zu allem. „Ja, du hast ganz recht," so ertönte es wieder. Aber er sagte es nicht, weil er es wirklich meinte, sondern weil ihn das Leben so schlaff gemacht hatte. Dieses Zusammentreffen war mir ganz unheimlich; so schlaff macht das Leben mit den Jahren schließlich alle.

Ein Tag um den andern ginge herum, sagte er; aber er wäre nicht mehr der alte, seit einiger Zeit sei er sehr von Rheumatismus und Brustschmerzen geplagt; so lange er jedoch diesen Posten beim Ingenieur Lassen habe, gehe es noch an, er kenne den Fluß weiter hinauf genau und wohne den ganzen Frühling und noch im Frühsommer in seiner Hütte; und was die Kleidung anbetreffe, so trage er Winter und Sommer nur Hosen und Bluse. Im vorigen Jahre habe er besonders Glück gehabt; da habe er ein Schaf gefunden, das keinen Herrn gehabt hätte.

Ob es denn Schafe hier im Walde gebe? fragte ich.

„Ja, dort droben," antwortete er und deutete aufwärts.

Von dem einen Schaf habe er dann bis weit in den Winter hinein an den Sonntagen immer Fleisch gehabt, fuhr Grindhusen fort. Er habe auch Verwandte in Amerika, und es komme ihm nicht so sehr darauf an — verheiratete Kinder, denen es gut gehe. In den ersten Jahren hätten sie öfters Geld geschickt, später habe das aufgehört; jetzt sei es fast zwei Jahre her, seit eins von ihnen geschrieben habe. Ja, ja, so stehe es mit ihm und seiner Frau, sie seien beide alt geworden!

Grindhusen schwieg und verfiel in Gedanken.

Aus dem Walde und vom Flusse her tönt ein leises Rauschen zu uns herüber; es ist, als ob Millionen von gar nichts vorbeiströmten. Es gibt keine Vögel und keine vierfüßigen Tiere hier; aber wenn ich einen Stein umdrehe, entdecke ich wohl ein kleines Gewürm darunter.

„Kannst du verstehn, wovon solche kleinen Wesen leben?" fragte ich.

„Was für kleine Wesen?" entgegnete Grindhusen. „Das da sind nur Ameisen und solches Zeug."

Fortsetzung im nächsten Heft

Dr. Otto Fischer: Ostasiatische Kunst

Wir haben noch viel zu wenig den Orient in uns. Die Welt von Tausend und einer Nacht ist noch immer die bunteste Welt, die Weisheit der Inder ist noch immer die tiefste Weisheit, chinesische Gedichte sind noch immer das Reinste und Wundervollste, was an Lyrik geschaffen wurde: aufgetane Tore in eine innere Welt. Unsre ästhetische Erziehung der letzten Jahrzehnte hat uns zu den bildenden Künsten der ostasiatischen Völker hingeführt, und wer weiß, wir stehn hier vor einer ähnlichen Entdeckung. Schon lange ist Japan das große Wort der Kultivierten, und wenn früher noch mehr das Erotische, das Überraschende und Seltsame den Europäer lockte und verführte, so sind wir jetzt durch manche Beschäftigungen mit den Dingen, durch vermehrte Kenntnisse und Kenntnismöglichkeiten doch mehr in den Stand gesetzt, in vielem schon und vielleicht im Wesentlichen ins innere Gesetz jenes Fremden einzubringen und zu einem reinern Urteil, zu einer reinern Liebe zu gelangen. Wer weiß, daß die Kunst, so tausendfältig sie sich äußern mag, dennoch im Kerne die Eine ist, der wird es nicht für eine unnötige Hingabe halten, sich jenem Fremden ganz zu öffnen, er wird wissen, daß auch hier nur unsre eigene Sache, daß wir selbst im Spiele sind.

Engländer und Franzosen sind uns hier auf einem praktischen Wege, auf dem Wege des Sammelns, weit vorangegangen. Den Schätzen des Britischen Museums, der englischen und amerikanischen Privatsammlungen werden wir Deutschen nichts an die Seite setzen können. Eine solche Fülle kunstgewerblichen Materials aufzubringen, wie sie in Paris in drei Museen vorhanden ist, eine Holzschnittsammlung wie die des Herrn Vever oder auch nur die kleine, aber unvergleichlich erlesene Kollektion des Louvre — dies wird bei uns nicht sobald möglich sein. An dem guten Willen fehlt es nicht. Einige mehr oder weniger bedeutende Privatsammlungen existieren, in Köln beginnt ein Museum für ostasiatische Kunst, Professor Adolf Fischers verdienstvolle Gründung, zu florieren,

in Berlin ist Bodes Name eine Gewähr, daß ein ostasiatisches Museum bald nicht mehr zu den vermißten Dingen, sondern zu dem blühend und fruchttragend Wirklichen gehören wird. Unterdessen hat die Münchner Japan-Ausstellung des letzten Jahres zunächst einmal einen erfreulichen Überblick erlaubt über das, was bei uns vorhanden und möglich ist, sie hat weitern Kreisen die Augen geöffnet für eine Kunst, von der ihnen sonst nur erst wenig bekannt und zugänglich war, sie hat den Verständnisvollen als eine verdienstvolle und in ihrer Art durchaus gelungene Manifestation manche Freude bereitet und manche Anregung gegeben. Wir alle, die sie so oft, allein oder mit Freunden, besuchten, werden uns gerne an Stunden erinnern, die voll reiner Genüsse waren, an Fragen, Gedanken und an Gespräche, die hier vor den Werken uns natürlich und wie von selbst, wie die Lust beim Weine, kamen.

Die Ausstellung war von Herrn Graf, der zugleich Sammler und Künstler ist, mit außerordentlichem Geschmack arrangiert. Japanliebhaber von München und von auswärts haben ihre Schätze herausgegeben: Prinz Rupprecht von Bayern, Alfred Walter von Heymel, Professor Stadler, Professor Orlik in Berlin, Professor Fuchs in Tübingen sind vor allen zu nennen; leider befanden sich Professor Groſze in Freiburg und einige norddeutsche Sammler und Museen nicht unter den Ausstellern, dagegen hatten Dr. Kümmel und Professor Fischer mit dem Besitz des Berliner und des Kölner Museums der Ausstellung einen besonders erwünschten und glücklichen Zuwachs geschenkt. Einige Kunsthandlungen hatten in besondern Räumen ihre Kollektionen angeschlossen. Es war auf diese Weise und bei dem vorhandenen Material zwar nicht möglich, eine systematische und historische Übersicht auf einem andern Gebiete als auf dem des Farbenholzschnitts zu gewähren, allein die Fülle und die Qualität des Vorhandenen machte es dennoch möglich, in die Malerei, in die Plastik und in die kunstgewerblichen Schöpfungen Japans und teilweise auch Chinas im einzelnen einen Einblick zu gewähren, wie er so bedeutsam uns sonst noch nicht geöffnet worden. Die Aufstellung der Werke in den mehr oder weniger kleinen und einfach bespannten Oberlichträumen gab eine überaus vornehme und harmonische Wirkung. Durch den Vorraum, der uns entgegenbrachte, was uns als Kindern schon chinesisch, d. h. reizend spielerisch und etwas lächerlich schien, trat man in den Mittelsaal, den wundervollen Rahmen alter Tempelstandbilder, und nach ihm hinaus in den Lichthof zu dem rinnenden Wasser, zu den Zwergbäumchen nnd der kleinern Nachbildung des großen

NORD UND SÜD

Willem Claaß Heda:
Ein Frühstück mit einer
Brombeerpastete
(Galerie Dresden)

Buddhabildes von Kamakura. Zu den Seiten lag der Raum der primitiven Holzschnittmeister mit seiner unvergeßlichen violetten Dämmerung, zu den Seiten die mystische Nacht des siebenten Raums: das Gold kirchlicher Bilder, vor einem tiefen Blau aufschimmernd, der immer noch ernste Saal der Landschaften, bis man in die heitere Ruhe des Utamarssaales, in das lachende Licht des Scharakuraumes und wieder in das sympathisch stille Studierzimmer und zu den kleinern Kabinetten gelangte, von denen nur des zierlichen Raums der Surimonos gedacht sei. Und da die Ausstellung sich auf alle Künste in gleichem Maß erstreckte, so gelang es, durch die aufgehängten Rollbilder und die gerahmten Holzschnitte der Wände, durch die Skulpturen und die Vitrinen die Räume so harmonisch zu gliedern und auszuschmücken, daß man nirgends Leere und nirgends Überfüllung empfand. Soviel von der Ausstellung selbst, die den Anlaß zu den folgenden Bemerkungen bot.

Dem Europäer werden die Schöpfungen des Kunstgewerbes vielleicht am raschesten den Zugang in jene ostasiatische Kunstwelt öffnen. Wir haben hier eine wenig ausgeprägte eigene Tradition und Gewöhnung, ein wenig sicheres Stilgefühl und Stilwollen, das wir erst überwinden mußten. Ja diese eigne Produktion steht hier bereits seit dem siebzehnten Jahrhundert und seit den letzten Jahrzehnten in überraschend weitem Umfang und ohne daß davon ein allgemeines Bewußtsein vorhanden wäre, unter dem bestimmenden Einfluß Ostasiens. Die glatten und sanften Lackgeräte, schwarze, rote, grüne und schillernde, perlmutter- und silberverzierte, die braunen, die goldnen, die nachtdunkeln Bronzen, die scharfgeschnittnen sichern Eisenzierraten, die Cloisonnés, berückendes Gewirre von Blau und Gold, weiße und blaue Porzellane, andre unendlich bunte und dennoch harmonische Töpferwaren mit dunkel geheimnisvollen, mit tiefen glühenden, mit seltsam schillernden immer andern Glasuren, immer neuen Spielen von Zierraten, phantastisch geschnittene Steine: Jede, Amethyste, Kristalle, fremdgeformte Vasen, blumenübersäte Kästchen, diese Büchsen, diese Schalen, Schwertscheiden, Dolche und Griffe, diese Seidenstoffe und Brokate, diese tausendfachen Linien, Gestalten, Farben, diese unendliche Welt — sie muß den Unbefangenen unmittelbar entzücken und, je mehr er sich ihr hingibt, eine immer stärkere, tiefere und reinere Wirkung haben. Hier ist ein Reichtum und ein Geschmack, wie wir ihn nirgends kennen, hier ist eine so reine Vollendung jedes Dings in sich selbst, hier hat jedes Leblose dennoch wie ein mystisches und bannendes eignes Leben — wir müssen empfinden, daß keine euro-

päische Schöpfung, sei sie nachahmend angeregt oder selbständiger Art, sich neben der gleichartigen Schöpfung des Ostens behaupten kann. Es bleibt uns nur, zu fragen, worin der Reiz und das eigentümliche Wesen dieser dem unsern so nahen und doch so weltfernen Dinge denn eigentlich liegen mag.

Der Japaner — wir kennen fast nur japanisches Kunstgewerbe — legt einen ganz andern Wert auf die Geräte des täglichen Gebrauchs, als wir es im allgemeinen gewohnt sind. Der Sinn jeder Form, die Schönheit der Farben, die Reinheit des Materials, die Kostbarkeit der Arbeit stehn ihm hoch. Das Land hat eine alte, ungebrochene, eine sehr bewußte ästhetische Kultur. Die Tradition, der Schatz der angesammelten Erfahrung, gilt über alles, man kennt in Jedem die Grenzen des Möglichen und Schicklichen. Aber man beutet sie ganz aus. Diese Handwerker, die Künstler sind, mit welch unendlicher Sorgfalt vollenden sie das kleine und kleinste Werk, mit welch vollkommener Gediegenheit der Arbeit! Wie rein erfassen sie Gebrauch und Bedeutung jedes Gegenstands und schöpfen so die angemessenste Gestaltung! Ueber allem: wie kennt und durchdringt dieser Künstler das Material, in dem er schafft, das er liebt, in dem er wie versunken ist und lebt und aufgeht! Töpfer, Schnitzer, Bronzegießer, Schwertschmied — was er ist, das ist er ganz, und so leitet der sicherste Geschmack seine Hand, und so scheint eine Phantasie, die nie ermüdet, unfehlbar und unerschöpflich wie die Natur in seinen Werken immer neue Blüten und Früchte zu treiben.

Diese Phantasie ist andrer Art, als die unsre, zum mindesten, als sie es lange Zeit war. Unser Kunstgewerbe wird, wo es eigentümlich ist, oft ausdrücklich und deutlich, dabei aber roh; wo es verfeinern will, da kennt es leicht seine Grenzen nicht, da artet es fast immer ins Kleinliche, ins Maßlose, ins Sinnlose aus, es vergewaltigt gerne Material oder Zweck, es wird arm oder überladen erscheinen im Schmuck, im ganzen phantasielos und gebunden an ein paar wenige traditionelle Formen der Architektur, der Ornamentik, des menschlichen oder tierischen Leibes. Die Phantasie des Orientalen schafft ungebundener den Gegenstand, von innen heraus, nur seiner Bestimmung, seinem Material entsprechend. Das Gefühl für architektonische Gesetze, für Struktur und Symmetrie, die Analogien des menschlichen Organismus bestimmen sie nicht, sie folgt frei und ganz der Empfindung für das Malerische, für das Stoffliche, für das Zufällige — reinen Augenreizen, reinen Tastgefühlen. Der Sinn für die Oberfläche, für die Haut der Dinge

beherrscht diese Kunst, Impressionismus, wenn man so will. Das Tausendfältige, das Unendliche der Natur ist dem Japaner so ganz offen, er empfindet jeden besondern Reiz. Die Schatten der Blätter über dem Weg, das Gefieder der Vögel, die offnen Muschelschalen, der Steg über dem Wasser und die Irisblüten daran, die schillernden Flügel eines Käfers, einer Libelle, die Schuppen der Fische, der Schleim einer Schnecke, die Linien der Halme, was er sieht und berührt, alles und jedes gibt ihm die Anregung zu seinem Werk, und eines jeden Zauber weiß zu bannen. Jedes Einzelne, jedes Individuelle lockt und begleitet ihn — so werden seine Werke tausendfältig und immer Neues spiegelnd. Es gibt keine identischen Formen, keine gleichen Farben und Töne, jedes Kästchen, jede Schale scheint ihm Einzelnes, Einmaliges, ein fast lebendes Wesen. Als wir lange vor diesen Dingen standen, überkam uns ein Gefühl wie im Aquarium von Neapel, vor den Fischen, den Polypen und Quallen, vor diesem fabelhaften und geheimnisvollen Leben unbekannter Organismen in unbekannten Elementen, Gestalten und Regungen, nach unbekannten und bestrickenden Gesetzen. In dem Zufälligen, in den tausend Nuancen, in der tiefen Glut einer Glasur, in der willkürlichen und verdrückten Form eines Topfs, im nachlässig hingewischten Fleck, Tropfen, die fielen, Blumen, die ein Wind streute — gerade darin ist das Leben und das Geheimnis jener einzigen Dinge. Der Künstler, dem alles, was man sieht, etwas Reizendes und Beseeltes ist, schafft in jedem Ding, das er schafft, nun selbst etwas Beseeltes und Reizendes und Eigentümliches. Ein Gefühl, dem nichts klein ist und nichts groß, das in Allem das Eine und in Einem das All gesammelt empfindet, hat jene wunderbaren Werke des ostasiatischen Kunstgewerbes geschaffen.

Man wird auf die Plastik eines Landes gespannt sein, das in unserm Sinne keine Architekten kennt, und von Völkern, für die der nackte menschliche Körper keine Schönheitswerte besitzt. Leider ist eine vollkommen klare historische Uebersicht in Europa noch kaum zu gewinnen, den Deutschen vollends sind zu Hause nur erst ein paar Beispiele zugänglich. Die Münchner Ausstellung bot immerhin für Japan Proben fast eines jeden wichtigern Typus: meist mittelmäßige, doch auch einzelne treffliche Stücke. Die chinesischen Bronzen des 17. Jahrhunderts, die vorhanden waren, konnten nur als Beispiele guter Technik und einer einst hohen, nun zum ornamentalen Schnörkel, ja zur Karrikatur erstarrten Kunst gelten. Das Folgende ist darum von Japan allein gesagt.

Der Mittelpunkt dieser Kunst — sie wurde in den Tempeln geboren — ist Buddha, sei es als Gautama selbst, sei es als einer der Bodhisatoas, der mancherlei Inkorporationen des Göttlichen. Hier wurde der Typus eines Menschen oder eines Gottes, wie ihn das Abendland nicht kennt, zu einer reinen und vollendeten Form geprägt. Der heilige Mensch, sitzend in majestätischer in sich genommener Ruhe: der Sinnende, der Versunkene, der Erhabene. Durch die größte Einfalt und Klarheit der Haltung, durch den höchsten Adel jeder Form, durch die Reinheit aller Linien wird hier das Vollkommne ausgedrückt. Das Abgezogene, das Göttliche, soll aus jeder Falte des Mantels sprechen und jedes Einzelne nur wieder zu der tiefen innern Stille und dem unsagbaren Lächeln dieses Antlitzes leiten. Dann gibt es Priesterbildnisse: ruhevoll Sitzende in streng fließenden Falten, Gesichter, wie zur Maske erstarrt durch die innere gleiche Beherrschung, Greisenköpfe von unendlich eindringlicher Schärfe der Beobachtung und Kraft der Individualisierung und doch wieder typisch durch die große Ruhe, wie abstrakt und frei von allem Zufall und Augenblick. Dann gibt es Dämonen von einer Wildheit der Phantasie, von einer Maßlosigkeit des Temperaments: ungeheuerliche drohende Fratzen, aufgequollne Muskel, jede Verzerrung der Bewegung erschreckend wie aus Träumen — und doch nie ganz gelungen. Dann gibt es Masken; Zeugen der üppigen Formenphantasie dieser Bildner, die alten Tempelmasken, wie sie gleich einer düstern Wolke die heitern Holzschnitte des Utamarosaales überschatteten, durch die Uebertreibung bald dieser, bald jener Bildung immer neue groteskere Schreckbilder von Charakteren und Seelenzuständen — oder die eisig glatten spätern Schauspielmasken, furchtbar durch die nie gelöste Spannung des einen immer gleichen Affekts, furchtbar, da sie bewußt und reglos scheinen. Und endlich kommen die lustigen Figuren: lachende Glücksgötter mit dicken Bäuchen, mit Wasserköpfen, Laotse der Weise, auf dem Ochsen reitend, Bonzen, Bettler, alte Weiber und grinsende Knaben, das bunteste Straßenleben, mit vielem Humor und unfehlbar sicher in Bewegung und Ausdruck festgehalten, frappante Bilder eines Moments.

Wir haben eine Analogie zu der Art dieser Kunst in der Gotik. Die strengen Tempelstandbilder erinnern manchmal, gradfaltig und starr auf ein Lächeln, auf einen Fingerzeig konzentriert, an Figuren von Reims oder Chartres, während andres wieder, Wildes und Aufgelöstes oder Zierlich-Ueberfeines, an spätgotische Holzplastik oder selbst an vergoldetes Rokoko gemahnt. Es gibt Schreine und Altärchen, die genau

dem entsprechen, was in unsern alten Kirchen verehrt wird. Und doch hat diese Skulptur, die so wenig wie die gotische von der organischen Begreifung und Durchformung des nackten Leibes ausgeht, eines vor dieser voraus: das plastische Motiv ist nie zweideutig, das Stehn, das Sitzen, der Gestus der Arme und alles bis in die letzte Spreizung eines Fingers ist mit vollkommner Sicherheit und Klarheit deutlich: die Formen, die Oberflächen sind oft allgemein, aber stets durchaus rein durchgebildet, und nichts ist unbeholfen. Auf den Gedanken, daß primitiv und ungeschickt in der Kunst dasselbe bedeutet, wäre man im Osten nie gekommen, und es beruht dies nicht nur auf der Unfehlbarkeit der Technik, sondern auf der vollkommenen Bewußtheit des Künstlers von den Grenzen dessen, was er will und was er erreichen kann. So gelangt seine Kunst rasch zu einer Herrschaft, zu einer Freiheit und Beweglichkeit, wie sie die Gotik nicht erreicht hat. Das Naturgefühl und die breite üppige Fülle einer geschnitzten Rankenfüllung ist den immer magern und spitzen Bildungen unsrer Altäre weit überlegen. Zu einem solchen Raffinement einer Bewegung, zu einer solchen Phantastik der fließenden und schwingenden Faltenlinien, zu dem Spiel der hundertfachen Wolkengebilde, über denen die Göttlichen schweben, hat sich die europäische Kunst nie aufschwingen können. Die Masken, die Genrefiguren sind in sich vollendete Gebilde eines Stils, der bei uns nie zur letzten Klarheit gekommen ist. Dieser Stil ruht, wenn man es sagen darf, auf impressionistischer Basis. Er geht uicht, wie es die europäische Plastik seit den Griechen immer wieder tut, von dem innern Wesen, von dem Ansich der Formen und Organismen aus, die er darstellt, sondern von ihrer Erscheinung. Er ist wiederum eine Kunst der Oberflächen; die oft so reich und bewegt und üppig, oft so einfach und deutlich als möglich gefaßt und hingesetzt werden. Nicht die innere Struktur eines Ausdrucks, einer Bewegung, sondern ihre äußere Sichtbarkeit, ihr Eindruck wird gesucht. Nichts von Architektur, von Anatomie, von einem Streben nach dem Gesetz und der Wahrheit der Dinge als solcher, nur das Gesetz und die Klarheit der Erscheinung, der tausendfachen, gilt. Dies ist durchaus logisch. Europäisch ist das Nachbilden, das Ins-Innere-dringen-Wollen und so Gestalten; östlich: die Bewußtheit des Scheins und das Schalten mit dem Erscheinenden und seiner Schönheit, oft ein Spielen damit. In einem solchen Sinn mag uns denn auch der japanische Farbenholzschnitt ein Vertreter des ostasiatischen Impressionismus sein. Er bestimmte lange Zeit unsre Vorstellung von der Malerei jener Länder überhaupt, er hatte

uns in ihr Wesen eingeführt und galt wie ihr wesentlichstes Produkt. Erst seit wenigen Jahren wissen wir, daß er eigentlich nur eine Spezialität und nicht ihr bedeutendster Zweig ist; und nach jener anfänglichen Begeisterung ist man heute wieder eher zu einer Unterschätzung geneigt, die nicht gerechtfertigt ist. Rein historisch betrachtet, liegt im Holzschnitt die eigentliche Entwicklung der japanischen Malerei vom Anfang des siebzehnten bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, er stellt während dieser Zeit ihre stärksten und originellsten Leistungen. Die nachahmende Kunst der Kano- und Shijoschulen verblaßt dagegen, und es ist selbst Okyo Marujama von diesem Urteil kaum auszunehmen, die Kakemonos der Ukigo-yemeister selbst sind mit den gedruckten Blättern nirgends zu vergleichen. Das künstlerische Phänomen des japanischen Holzschnitts ist als solches durchaus bedeutend und jeder Betrachtung würdig. Und dazu komme noch, daß uns Europäern eine so vollkommene Uebersicht nnd Einsicht in seine Art und Entwicklung möglich ist, wie auf keinem andern Gebiet der ostasiatischen Kunst. Und es ist endlich zu sagen, daß diese Schöpfungen uns ein wahreres und reicheres Bild von dem Echt-Japanischen, von dem künstlerischen Charakter und überhaupt der Lebens- und Anschauungsweise dieses Volkes geben als irgend eine Malerei seit dem vierzehnten Jahrhundert, uns verständlicher zugleich, da es ein ganz und gar modernes Bild ist.

Wer die Entwicklung des japanischen Holzschnitts überschaut, der wird erstaunt sein über die ungeheure innere Logik, ja Notwendigkeit, die sich hier kundgibt. Sie geht so sicher ihren Weg, als gäbe es vor ihr und neben ihr gar keine andre Malerei, die sie hätte stören und beeinflussen können. Die erste Landschaftsdarstellung im Holzschnitt entsteht, nachdem ein Jahrtausend lang in der ostasiatischen Kunst die reine Landschaft gemalt wurde und über siebzig Jahre nach der Begründung des künstlerischen Holzschnitts selbst: erst jetzt war er für diese Aufgabe reif geworden, und erst jetzt wurde sie unternommen. Es wird selten so klar wie hier, was Stil und was in einem allgemeinern Sinne künstlerische Kultur bedeutet: das Bewußtsein, daß jede Kunstform in ihrer Technik ihre Bedingtheit hat, der Instinkt für das Mögliche und für die Grenzen, der Sinn für das Ausdrückbare, für die notwendige Beschränkung und doch wieder für die Fülle der Möglichkeiten in dieser Beschränkung, für die Intensität der Wirkung eben durch diese Beschränkung selbst. Moronobu, der Begründer des Holzschnitts, ist dafür selbst das bewunderungswürdigste Beispiel. Das Kunstgefühl seines Jahrhunderts, wie es Korin in Skizzen, in Bildern, in

Entwürfen für Lacke und Brokate, wie es Kenzan in Töpferwerken, wie es Kakiemon in Porzellanen ausgedrückt hatte, so schuf ihm Moronobu den Ausdruck in der Kunst des Holzschnitts. Matahei Iwasa war ihn in der Stilisierung der Malerei vorangegangen — auch im Gegenständlichen, doch ist dies Nebensache — aber was ist diese gegen die Kraft der Konzentration, die in Moronobus gewaltig gegrobenen und gespannten Kurven steckt, gegen die Einfalt, Beschränkung auf das Wenigste und Ausdrücklichste, gegen die Heiterkeit seiner Wirkung mit ein paar Linien, mit ein paar Flecken — diese freilich sind unfehlbar und von dem gleichen Gesetz der sichern Rundung beherrscht. Hier bei Moronobu sind in einer, man möchte sagen, heroischen Einfachheit jene beiden Grundelemente vorgebildet, die den Stil des Holzschnitts bestimmen und von den Anfängen bis zum Ende bestimmt haben: die Bewegung ausdrückende Umrißlinie und die farbig abtönbare Fläche. Man könnte eine Geschichte der Linie schreiben: von Moronobus Rhythmik der großgespannten Bogen, zu Harunobus Melodie und Grazie der leichtern, immer wohllautenden, immer sich antwortenden Linienspiele, zu Korinsais vornehmen Lässigkeiten, zu Kiyonagas natürlichem Hängen und Fließenlassen — dies immer länger und matter Werden der einst lebhaft bewegten Kurven bis auf Utomaros delikate Müdigkeit der ganz langen, ganz schlaffen, dann wieder nervös aufzuckenden Linienströme, und endlich die Peripetie in Hokusais unendlich mannigfaltigen kleinen spitzen, immer zuckenden Strichen, in der Beweglichkeit seiner Liniensymbolik für die Gewalt der Welle, für das Zucken des Blitzes, für das Gurgeln und das Niederschießen des Wasserfalls, für das Nebeneinander der tausend Kiefern des Bergwaldes. Und dieser Entwicklungsgeschichte würde jene andre der farbig abgetönten Fläche antworten, die uns zurückführt von den unendlich mannigfaltigen, unendlich fein erfaßten atmosphärischen Stimmungen in Hieroshiges Landschaften, bis zu den bemalten Kleidern und gefärbten Blumen und Sternen der kolorierten Holzschnitte Moronobus: die Erfindung des Farbenholzschnitts, der mehrfachen Platten, des Überdrucks, der Blindpressungen und hundertfacher technischer Raffinements läge dazwischen, ebenso aber auch die Entwicklung der Darstellungsfähigkeit, der Darstellungslust und des Naturgefühls, von Moronobus grandiosen Abstraktionen zu Harunobus spielerisch angedeuteten Landschaftselementen, zu Kiyonagas Vereinheitlichung von Figur und Hintergrund, über Utamaros neue Abstraktionen bis zu dem Aufgehn des Menschen in der Landschaft bei Hokusai und vollends bei Kunigoshi und Hiroshige.

Vor einem so komplexen und doch wieder klaren Bilde muß es jedem

deutlich werden, was eine Entwicklungsgeschichte der Kunst, und daß eine solche in Ostasien ebenso möglich und durchführbar ist, wie bei uns in Europa. Es muß aber auch das Gefühl erwachen, daß, was sich wandelt, am Ende dennoch nicht das Ausschlaggebende und Wesentliche ist, und daß wir vor der Entwicklung nicht der Kunst, sondern eines Stils standen. Wenn man weiß, daß das lebendigste Straßengewimmel Hokusais auf den Bildrollen des Toba Sojo, des Fujiwara Mitunaga schon im zwölften Jahrhundert nicht nur vorgebildet, sondern in der Feinheit und dem Reichtum der Darstellung weit übertroffen ist, daß die stimmungsvollen Landschaften Hiroshiges gegen die Bilder der alten Kanomeister, die Kakemonos Leschus etwa roh und trocken erscheinen müssen, und daß alles Ueberraschendste und Raffinierteste der Anordnung und des Farbengeschmacks in den Farbenholzschnitten nichts als ein Abklatsch dessen ist, was Korin, was Koyetsu und was vielleicht schon die Maler der Yamatoemakimonos geschaffen hatten, so gewinnt man erst den richtigen Abstand zu jener Kunst des Holzschnitts, ja vielleicht zu der historischen Betrachtung überhaupt. Der Respekt vor dem künstlerischen Takt und dem Stilgefühl jener Holzschnittmeister wird nur um so größer sein, man wird aber auch empfinden, daß einer solchen Kunst gegenüber die historische Einsicht zunächst noch gar nicht einmal das Wesentliche sein kann, sondern daß es zuerst gilt, ein inneres Verhältnis zu der Gesamtheit ihrer Erscheinung und einen tiefern Einblick in das Grundsätzliche ihres Wesens zu gewinnen. Der japanische Farbenholzschnitt wird uns dann nur erst eine Einführung in die große ostasiatische Malerei selbst gewesen sein.

Es handelt sich jetzt um Ostasien und nicht mehr allein um Japan. Durch die japanischen Publikationen und durch manche in Europa zerstreute Originale ist uns die chinesische Malerei zugänglich geworden, und wir erkennen deutlich folgende Tatsachen: die älteste und immer treu bewahrte religiöse Malerei Japans — sie hat immer ihren eigenen hieratischen Stil behalten — stammt aus China. Die bewunderungswürdige mittelalterliche Malerei der Tosomeister, der Maler jener bunten lebendigen und zarten Bildrollen ist in ihren Grundlagen — denn es ist ihr eine durchaus eigenartige Ausgestaltung nicht zu bestreiten — von China, von der Kunst der Tangdynastie abhängig. Die Malerei der berühmten Konomeister, der Motonobus und Lesshus und Lamis, ganze Jahrhunderte lang entbehrt sie jedes selbständigen Charakters und ist nicht viel mehr als ein Abklatsch der ältern chinesischen Kunst aus der Sung- und Yuan-Epoche. Selbst später noch, als man wieder zu den alten Yamatomeistern zurückgriff, vom

siebzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert hat man sich dazwischen doch immer wieder von den alten chinesischen Vorbildern anregen lassen, ja der Stil der Mingzeit hat jetzt erst nicht unbedeutenden Einfluß geübt. Man wird aber auch, abgesehn von den historischen Erkenntnissen, die Ueberlegenheit der chinesischen Malerei über die japanische vor den Werken unmittelbar einsehn. Die Japaner sind ein heiteres, empfindsames, bewegliches, doch zuletzt etwas oberflächliches Volk. Sie haben eine unendlich feine und durchgebildete ästhetische Kultur, allein es mangelt ihnen an Tiefe. Sie sind sehr bewußt, alles ist klar, aber es fehlt im Grunde das Schöpferische. Die Chinesen sind anders, geheimnisvoller. Sie haben nicht nur Techniken und Wissenschaften, sie haben eine sehr tiefe Philosophie geschaffen. Eine Neigung zur Mystik lebt in ihnen und ist zeitweilig sichtbar geworden. Ich will uns Deutschen nicht schmeicheln, aber wenn die Japaner mehr den Franzosen gleichen, so stehn jene unserm Volke näher; auch in den Schattenseiten: der Schwerfälligkeit, den ästhetischen und politischen Neigungen, der Möglichkeit des Verknöcherns, der Lust am Trunk. Ihre Malerei jedenfalls steht höher als unsre Kunst, und wenn wir in der Kunst Ostasiens aus den Quellen schöpfen wollen, so müssen wir sie betrachten. Es ist eine Kunst von einer solchen Eindringlichkeit, Innerlichkeit und Tiefe, wie wir sie nirgends kennen.

Die Schöpfungen der Sung- und Yuanperioden gelten uns als die klassischen und typischen Werke dieser Kunst, an sie wird man immer denken müssen, wenn von chinesischer Malerei die Rede ist. Es ist aus der vorangehenden Tangzeit eine Bilderrolle des berühmten Ku K'ai-chih mit unsäglich feinfühligen und vollendeten Figurenbildern in London erhalten, es sind aus dem achten Jahrhundert Nachbildungen von Landschaften bekannt, die ein tiefes nur im Verhältnis zu den spätern Werken noch unfreies Eindringen in die Naturerscheinung bekunden, aber erst die Sungperiode ist die große Zeit jener Landschaftskunst, die auch uns als das Höchste gelten muß, was die Chinesen geschaffen haben. Eine Uferlandschaft mit einem alten korallenähnlich verworrenen Baum und fernen über Nebeln auftauchenden Berghöhen aus dem zwölften Jahrhundert, im Berliner Museum, mag uns Deutschen diese Zeit nahe bringen, wie die geisterähnlich emporsteigende Shake ebendort die folgende Yuanperiode, die bei der gleichen Grundrichtung teils durch Verflachung, teils durch mancherlei Gärungen ein unreineres Bild darbietet; so mögen endlich die Berliner Regenlandschaft des Wuitsan und der im Mondschein lesende Weise, aus der Sammlung Fuchs aber die zarte Landschaft des Bunchömei und das entzückende Bild

des Mädchengartens von Kiô-hohon jene spätere Mingzeit vertreten, die zwar im allgemeinen ein Ornamental-, Ueberzierlich- und Kleinlich-werden der Kunst und der Kunstgesinnung bedeutet, aber doch immer noch Werke von großer Kostbarkeit und unaussprechlichem Reiz geschaffen hat.

Unser Wort Impressionismus kommt dem Eindruck jener klassischen chinesischen Schöpfungen noch am nächsten. Und da ist es falsch, denn es handelt sich hier nicht so sehr um die Darstellung eines Naturwirklichen als um ein Aufwecken von Bildern wie aus Ahnungen, aus Erinnerungen und aus Träumen heraus. Es ist immer etwas Hellseherisches, etwas Halluzinatorisches und unsäglich Suggestives in diesen Bildern, es ist Natur, aber wie durch das reine Medium der Seele gesehn. Man hat manchmal von Inspiration gesprochen, nirgends schiene der Ausdruck angebrachter als hier. Es sind Landschaftsbilder, in denen die Atmosphäre die besondere Stimmung, das Gefühl der unendlichen Natur alles ist, es sind Tiere und Menschen, so lebendig, als müßten sie sich regen, es sind Blumen, von irgendwo hergeweht, und taufrisch, als wären sie der Frühling selbst. Die Farben auf dem Papier oder der Seide sind wenige, meist dunkle und ungemein gedämpfte, in seltnen und nur fremdartigen überzarten Harmonien, auch die reine Beschränkung auf hell und dunkel ist häufig. Aus dem Ungewissen taucht dann ein Bergpfad auf, Wanderer starren hinüber zu dem Wasserfall, der drüben hinabstürzt, man meint, sein Getöse zu hören und die Kühle der Schlucht zu spüren, über Nebeln türmen sich fernere Berge bis zu immer kühnern traumhaften Gipfeln. Oder ein Winterbild: ein Bauer, im Schnee versunken, treibt seinen Büffel stapfend vorwärts, das Baumgerippe über ihm ist auch schon halb verhüllt im Weißen, Weichen, oder an der Halde liegt ein Weiser hingestreckt und träumt hinaus in den Herbstabend, in den unendlichen Himmel. Eine verkrüppelte Kiefer hängt über ihm. Man könnte so eine große Zahl von Bildern andeuten, die ein Gefühl, wie wir es haben, wenn wir uns eins empfinden mit der Natur, ganz rein ausdrücken; man kann nicht viel mehr sagen als dies: ganz und rein. Nichts von Abschilderungen, nichts von Begründung; wie aus dem Nichts tauchen diese Bilder vor uns auf, aber zwingend, mit Notwendigkeit. Es gibt daneben Figurenbilder, wo ein Charakter, eine Situation mit wenigen hingehauenen Pinselstrichen so drastisch, so monumental hingesetzt ist, daß man gebannt ist und nicht mehr vergißt. Und das Geheimnis des Malers ist überall dies: die ungeheuerste Konzentration und Abstraktion. Ueberall gilt es für ihn, nur das Wesentlichste, nur das sinnlich und seelisch Bedeutendste einer Erscheinung —

und keiner hat Augen für die Erscheinung wie er — herauszugreifen und dieses dann mit dem geringsten Aufwand, mit den frappantesten Mitteln hinzubreiten, hinzudeuten. Okakura sagt: In jedem Pinselstrich liegt das Prinzip von Leben und Tod.

Er liegt aber noch mehr in dieser Kunst als die außerordentlichste Anspannung des Gehirns und des Auges. Es ist Religion darin. Man empfindet dies sofort, wenn man in einen Saal mit Werken der alten ostasiatischen Kunst eintritt: hier ist etwas Weihevolles. Diese Malerei ist rein aus der Seele geboren, aus der innern Vertiefung. Hier spricht ein Versunkensein und ein Aufgehn im Unendlichen und wiederum eine Versenkung in die Schönheit des Kleinsten, Unscheinbarsten, ein Einssein mit allem, was man nicht mit Namen bezeichnen soll. Der Chinese hat es durch sein Werk bezeichnet. Wenn man so will, sein Werk ist ihm das lautere Dokument einer Ekstase, und nirgends ist es deutlicher ausgedrückt als hier, wo der tiefste Born der Kunst zu suchen ist. Es sei mir erlaubt, damit auch diese lückenhaften Bemerkungen abzuschließen, in denen ich versucht habe, einiges anzudeuten, was mir an der ostasiatischen Kunst von Wert und was mir zu ihrem tiefern Verständnis von Nutzen zu sein schien.

Dr. Ernst Heilborn:
(Rechtsanwalt am Oberlandesgericht in Breslau)

Optimismus und Pessimismus in der Rechtspflege

Eine Nachferienbetrachtung

Einst war die Rechtsprechung die vornehmste Befugnis der Könige, und noch heut empfindet jeder den Rechtsspruch, den er schilt, als ein größeres Ungemach, wie eine lästige Anordnung der Behörde; denn das Recht ist heiliger als das Ermessen der Verwaltung. Das Bewußtsein von der Würde des Rechts ist die Anregung zu dem höchsten Ideal bei denen, die eine ideale Veranlagung aufweisen. Der junge Richter mag sich vornehmen, nur nach seiner Ueberzeugung das Gesetz auszulegen, das die einzige ihm gebietende Gewalt darstellen soll — unbekümmert um eine Praxis, die er für falsch hält. Der Anwalt mag seinen Beruf mit dem Vorsatz beginnen, immer nur d i e Rechtsbehelfe ins Feld zu führen, die ihm als die richtigen erscheinen. Dem künftigen Staatsanwalt mag das Ideal vor Augen schweben, keine Anklage zu erheben, die er nicht für begründet hält. Aber der Richter findet bald seine Schranken in den Entscheidungen der höhern Gerichte, und in der Entrüstung der Anwälte, die sich auf eine feste Praxis verlassen müssen; er wird in dem Kollegium von andern überstimmt, die den Sachverhalt und die Rechtsfragen weniger gut beherrschen als er selbst; er erhält Anordnungen der Justizverwaltung, die in die Rechtsfragen übergreifen. Seine Energie erlahmt; er trifft die Entscheidung, die voraussichtlich dem geringsten Widerstand ausgesetzt ist. Der Anwalt sieht die von ihm mit Eifer vertretene Meinung verworfen. Er siegt mit einer Begründung, die vorzutragen er sich geschämt hatte, oder er merkt, daß er mit einer solchen Begründung hätte siegen können, wenn er seinen Vortrag darnach eingerichtet hätte. Er erachtet den Ausgang des Prozesses schließlich als ein Würfelspiel; seine persönliche Anteilnahme erlischt; er verschmäht in der Rechtsverteidigung kein gesetzliches Mittel, um den

Erfolg zu erzielen, auf den er angewiesen ist, um sich behaupten zu können. Der Staatsanwalt hat sich den Anordnungen und Entschließungen der Vorgesetzten zu fügen und sucht sich schließlich der fremden Meinung im Voraus unterzuordnen. Bei allen Beteiligten bildet sich die Arbeitsweise der Maschine heraus, die eine gewisse Menge Stoffs in festgesetzter Zeit verarbeiten muß, um eine bestimmte Leistungsfähigkeit aufzuweisen. Wehe dem, der so viel Interesse an dem Einzelnen nimmt, daß er sein Pensum nicht aufzuarbeiten vermag! Und der Rechtsuchende? Er ist zunächst von dem höchsten Vertrauen beseelt. Er glaubt, alle Beteiligten müßten seine Sache mit demselben Interesse betrachten, wie er selbst: Die Ueberzeugung von seinem Recht verleiht ihm die unerschütterliche Meinung, daß er siegen müsse. Unterliegt er, so schlägt sein Vertrauen in die höchste Mißachtung um. Er hält den Richter, der in *seiner* Sache Recht gesprochen hat, für unwissend oder unverständig. Oder er glaubt, der Anwalt habe seine Sache schlecht vorgetragen; man habe ihn nicht richtig verstanden; sonst wäre die Sache anders ausgegangen. Aber der Rechtsucheude rechnet auch manchmal mit dem Würfelspiel. Da werden Verträge und Vergleiche geschlossen, bei denen beide Teile absichtlich Unklarheiten lassen, um später die ihnen günstige Auslegung zu vertreten; da wird der Sachverhalt zu entstellen und zu verwirren gesucht. Da wird die Ungültigkeit der Form gewisser Rechtsverhältnisse ausgenützt. Da enthüllt sich oft, daß der siegende Teil unsittlich gehandelt hat und doch „Recht bekommen" muß.

Zu alledem kommen die Schwächen der Gesetze, die Hast, mit der die modernen Gesetze gefertigt werden, die Wortklauberei, die Unmöglichkeit, ohne Kommentare ein Gesetz zu verstehen, ohne Präjudizien zu einer festen Praxis zu gelangen. Die Kommentare veralten, ehe sie der Käufer hat durcharbeiten können; der Kauf jedes Rechtsbuches ist ein Risiko. So sieht der Jurist ein Chaos vor sich, ähnlich den Wellen der Nordsee, die sich in unzähligen unberechenbaren Krümmungen vor mir brechen.

Aber von einer höhern Warte wird ein Weg durch das Chaos zu erspähn sein. Der Wegweiser ist der Realismus, der davon ausgeht, daß die Rechtsfindung nur ein Menschenwerk ist, behaftet mit den beschränkten Mitteln unsrer Erkenntnis und angepaßt den vergänglichen und veränderlichen menschlichen Verhältnissen. Der Realismus ist zufrieden, wenn neben der Maschinenarbeit hin und wieder ein Kunstwerk

hergestellt wird, das die Ueberschreitung des Durchschnittsmaßes erkennen läßt, wenn die alten Ideale fortleben, um da zum Vorschein zu kommen, wo es sich lohnt, die Kräfte einzusetzen. Der Realismus ist aber auch kritisch; er wird fort und fort das Falsche bekämpfen und das Schlechte zu verbessern trachten. Die Rechtssetzung und Rechtsauslegung ist ein Problem, das nie vollständig gelöst werden kann, aber immer die besten Kräfte zum Nachdenken und zur Mitarbeit anspornt und so eine Einheit der Rechtsbeflissenen erzeugt, die das gesellschaftliche Leben vermissen läßt. Der Jurist muß sich bescheiden, in dem großen Getriebe des menschlichen Wirkens eine beschränkte Stelle einzunehmen, aber seine Wissenschaft ist mit den Grundfragen und Grundgesetzen der Menschheit durch unzählige feine Fäden verknüpft, und je mehr sich alle Teile bewußt sind, daß es sich um Menschen und nicht um Formeln handelt, um so mehr wird das wahre Recht seiner Verwirklichung nahe kommen.

Die kleine Gemeinde

Ich singe nun mit in dem Priesterchor
Das alte Menschheitslied „Empor, empor!"

Die Menge hört nicht, wer mitsingt;
Ich verschwinde, der Chor erklingt.

Ein paar nur, die mir angehört,
Werden sagen: „Ich hab dich herausgehört."

Leo Sternberg.

Rundschau

Iswolski

In den nächsten Tagen wird der Staatsmann, der fast fünf Jahre an der Sängerbrücke in Petersburg gewirkt hat, Herrn Fallières ein Schreiben überreichen, worin der Zar dem Präsidenten der Republik mitteilt, daß er seinen Minister des Aeußern mit der Vertretung seines Landes in Paris betraut hat. Die Praxis, längst bekannte Dinge den Staatsoberhäuptern erst nach Wochen durch ein Handschreiben feierlich zu melden, mutet übrigens recht fossil an. Seit Monaten sitzt z. B. Herr von Kiderlen-Wächter in der Wilhelmstraße und hat vielleicht schon die wichtigsten Dinge an seinen rumänischen Kollegen geschrieben. Da begegnet man eines Tags in der Presse der hochpolitischen Nachricht, der Staatssekretär, von dem man kaum mehr weiß, daß er in seinem Amt noch nicht lange wirkt, reise demnächst nach Bukarest, um dem König Karol sein Abberufungsschreiben zu unterbreiten. Auch unsre Tagespresse leistet sich immer wieder dieselben Späße. Durch ein Funkentelegramm kommt eine Zeitung beispielsweise zur Nachricht, daß in Portugal alles drunter und drüber geht, daß in Lissabon der Königspalast bombardiert wird, daß der König gefangen oder geflüchtet ist, daß die Regierung einfach nicht mehr da ist, ohne daß sie jemand abgesetzt hätte. Und was tun die Blätter in ihrem Staunen? Sie schicken zur portugiesischen Gesandtschaft und stehn wie vor einem neuen Wunder, wenn der Gesandte oder sein Vertreter beteuern, daß sie nichts wissen. Gerade aus den treppenwitzigen Anerkennungs- und Abberufungsbriefen kann man sehn, wie maßlos langweilig der offizielle Apparat arbeitet . . .

Zum Ministerwechsel in Petersburg liegt bisher ein kaiserlicher Erlaß des Zaren vor, womit Iswolski der Weiße Adlerorden verliehn wird. Mit diesem Manifest kann man ausnahmsweise zufrieden sein. Darin wird unter anderm gesagt, daß Iswolski den Posten des Ministers des Aeußern im Jahre 1906 unter schwierigen politischen Verhältnissen angetreten und mit ungeschwächter Energie und Kenntnis der wirklichen Interessen Rußlands die Festigung der friedlichen Politik des Reichs verfolgt hat, die in den erfolgreich erzielten Uebereinkommen mit Großbritannien und Japan ihren Ausdruck gefunden habe.

Man darf jedes dieser Worte unterschreiben und darf getrost hinzufügen, daß der neue russische Botschafter in Paris ein Mann mit glänzenden Gaben ist. Im Sommer 1908 — Muley Hafid hatte gerade den Abdul Asis besiegt — habe ich ihn, in Karlsbad, oft gesehn und einigemal mit ihm gesprochen. Clémenceau war auch da, und König Eduard saß seit einigen Wochen in

dem nahen Marienbad. Gegen die reizbare Brummigkeit des französischen Premiers stachen die gelassenen und feinen Manieren Iswolskis wohltuend ab. Er trug sich immer außerordentlich elegant, wechselte in dem legeren böhmischen Kurort etliche mal am Tage die Kleidung und führte die schönste Frau mit sich, die ich je geschaut habe. Er redete nicht allzuviel, aber an seinen dunkeln Augen merkte man, wie blitzgeschwind er dachte und wie rasch er eine Frage in seinem Kopf verarbeitete. Dem jungen Frieden in der Türkei schien er nicht recht zu traun, und in gewissem Sinne hat er damit Recht behalten. Die Zukunft wird es lehren, ob die neue Ordnung der osmanischen Dinge auf dem innerlich morschen Grund sich hält und ob die alte mit französischem Radikalismus übertünchte türkische Degeneration noch einen westeuropäischen Staat zeugen kann.

Ein paar Tage später fuhr Iswolski nach Buchlau und schloß dort mit dem Baron Aehrenthal, der ein Jahr darauf Graf ward, den seltsamen bosnischen Handel ab. In Buchlau gab Iswolski im Namen Rußlands seine Zustimmung zu einer eventuellen Annexion Bosniens und der Herzegowina, Baron Aehrenthal dagegen erklärte, gegen eine Oeffnung der Dardanellen für die russische Kriegsflotte keinen Widerspruch erheben zu wollen. Graf Aehrenthal bemühte sich in der Folge um den Beweis, daß das ein glattes Geschäft gewesen sei. Daß Herrn Iswolski der Profit durch die Finger ging, wäre angeblich nicht die Schuld Aehrenthals gewesen, sondern die des englischen Premiers Grey, der auf die erste Andeutung Iswolskis, daß er an die Oeffnung der Dardanellen dächte, kalt lächelnd mit einem grimmigen Nein antwortete. Gut — nehmen wir an, Iswolski hätte sich in seinem Revaler Ententegenossen England gründlich getäuscht. Hat aber auch Baron Aehrenthal Sir Edward Grey die Liebenswürdigkeit zugemutet, daß er die Trümmer der russischen Flotte ohne Gegenleistung ins Mittelmeer lassen würde? Hat er Iswolski Zeit gelassen, in London zu sondieren? Hat er Iswolski darauf aufmerksam gemacht, daß die Annexion der okkupierten Provinzen eine beschlossene Sache war, als er das aide mémoire auffetzte? Hat Baron Aehrenthal Herrn Iswolski nicht *doch* dupiert? Hat die Klugheit des Barons Aehrenthal endlich die österreichisch-ungarischen Steuerzahler nicht gerade genug gekostet? Und hätte dem Baron Aehrenthal seine ganze große Klugheit etwas genützt, wenn die österreichisch-ungarische und die deutsche Armee der russischen, französischen und englischen, nach menschlichem Ermessen, nicht überlegen wären? War alles, was Iswolski nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina getan und gelassen hat, wirklich so schrecklich dumm, wie man uns glauben machen will? Steckte denn wahrhaftig gar kein Sinn dahinter, daß er seinen Kaiser nach Racconigi, zur Begegnung mit dem Herrscher eines Mitglieds des Dreibunds, um Oesterreich rund herum führte? Er wollte mit diesem Umweg, den der

Zar nahm, die Empfindlichkeit des Kaisers Franz Joseph treffen, der ein alter Mann ist und darauf große Stücke hält, als die ehrwürdigste Erscheinung auf einem europäischen Thron behandelt zu werden. Das ist Iswolski auch gelungen.

Noch die letzte Amtstätigkeit Iswolskis als Ministers des Aeußern soll ein Fiasko gewesen sein. Er war es, der Frankreich zur Verweigerung der ungarischen Anleihe überredet und der dadurch dem deutsch-österreichischen Bündnis Gelegenheit gegeben hat, auch seine finanzielle Aktionsfähigkeit im glänzendsten Licht zu zeigen. Damit soll der Nimbus Frankreichs als des Bankiers der Welt zerstört sein. Herr Iswolski läßt es sich eben daran genügen, wenn der französische Markt eine neue russische Anleihe aufnimmt. Dabei kommen die Franzosen aber auch nicht zu kurz. Denn so sicher wie die ungarischen Verhältnisse sind die russischen auch noch. Was nämlich in Oesterreich-Ungarn werden wird, weiß man auch nicht. Daß in der Nachbarmonarchie alles auseinanderfällt, das sollte sogar die deutsche Tagespresse wissen.

Iswolski hat sein Spiel gegen Aehrenthal seinerzeit nicht in Buchlau verloren, sondern auf den Schlachtfeldern der Mandschurei, in jenem russisch-japanischen Krieg, den er viele Jahre vor seinem Ausbruch kommen sah. Und daß Iswolski ein Mann von bedeutenden diplomatischen Instinkten ist, das hat ein Diplomat bezeugt, der beinahe ein ebenso großer Staatsmann war, wie Graf Aehrenthal, der Marquis Ito, der nach einer langen Unterredung mit Iswolski über ihn das Urteil fällte: „Er ist ein gefährlicher Mann. Er hat wie kein andrer die Kunst, zu überzeugen."

* * *

Der Vernichtungskrieg der römischen Kurie gegen die Reformkatholiken

In der Verteidigung ihrer absolutistischen Machtstellung als zentrale Leitung und unkontrollierte Generalkasse für die aus allen Weltteilen in Rom zusammenströmenden Gelder hat die römische Kurie seit Jahrhunderten alle die redlichen Bestrebungen der „Reform-Katholiken" von Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi, Roger Bacon, Dante Alighieri, Thomas Connecte und Girolamo Savonarola an — bis herunter zu Blaise Pascal, Jansenius, Wessenberg, Diepenbrock, Passavant, Görres, Gügler, Eckstein, Franz von Baader, Gioberti, Antonio Rosmini, Möhler, Bumüller, Erhard, J. Müller, Klassen, Xaver Kraus, Hermann Schell, A. Fogazzaro, Romolo Murry, Alfred Loisy, Georg Tyrrel, Josef Schnitzer, Ernesto Buonaiuti und Louis Duchesne zunichte gemacht.

Im jesuitischen Dogma von der Unfehlbarkeit v. d. 18. Juli 1870 ist die Entwicklungsfähigkeit der römischen Kirche wie in einen Sarkophag versenkt und begraben worden. Seither scheint das rein religiöse Gebiet der Kirche mit Unfruchtbarkeit geschlagen; denn darauf wurde die kolossale Pyramide politischer Macht errichtet. Das im März 1870 von dem Jesuiten Perrone veröffentlichte Schema de ecclesia Christi erneute den Anspruch Bonifaz VIII. auf das Oberhirtenamt, auf die Fürsten und Völker, auch der von Rom abgetrennten. Fürst Bismarck sah die treibende Kraft im Jesuitenorden mit hellen Augen und will erweisen, „daß am pariser Hofe jesuitische Einflüsse den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben, der dem Kaiser Napoleon III. sehr schwer wurde und der ihn fast überwältigte, so daß eine halbe Stunde lang der Friede fest beschlossen war, und dieser Beschluß durch Einflüsse umgeworfen

wurde, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Prinzipien unbestreitbar ist." Für den ersten Reichskanzler war der Eindruck unvergeßlich, „daß der Ausbruch des französischen Eroberungskriegs mit der Veröffentlichung der vatikanischen Beschlüsse zusammenfiel."

Pius X. erweist sich als der richtige Nachfolger und Vollender am Werke Pius IX. Am 8. Dezember 1864 hat Pius IX. mit den achtzig Thesen des Syllabus den endgültigen Absagebrief an die menschliche Kultur erlassen. Pius X. wiederholt mit seinem Syllabus mit der Encyclica „Pascendi", mit dem Dekret „Lamentabile" und mit dem Motuproprio „Sacrum Antistitum" die Absage an die Theologie als Wissenschaft und an die Geschichtsforschung. Papst Sarto will als der Hammer in der Papstgeschichte gelten, womit der „Modernismus" endgültig zerschmettert worden ist. Sein Wirken äußert sich in bewußtem Gegensatz zur politisch vorsichtigen und weltklugen Art seines Vorgängers Leos XIII. Joachim Pecci wünschte, daß sein Klerus sich in der Soziologie, in Geschichtsstudien, in der Archäologie und in den Sprachen vervollkommne; er billigte die Tätigkeit und segnete die Studien eines R. Murri, Minocchi, Semeria, Ghignoni, Kraus, Ehrhard, Fogazzaro und Loisy. Als die ehrwürdigen Väter Jesu Leo XIII. mit der Mahnung bestürmten, die Werke von Schell, Murri, Ehrhard und Loisy auf den Index zu setzen und ihre Verfasser der Kongregation der hl. Inquisition zu weiterer Behandlung zu überliefern, sprach Leo das kluge Wort: „Man muß den Menschen Zeit lassen, zu irren, und zweimal Zeit, sich auf den Irrtum zu besinnen." Pius aber rief aus: „Man muß ein Ende machen! Eher entbinde ich die Gläubigen von der Pflicht, die hl. Messe zu hören, als daß ich sie den Theorien der Modernisten Preis gebe."

In seinem Motuproprio „Sacrum Antistitum" hat nun Pius X. versucht, „die Summe all der frevelhaften Irrtümer, die als Pest den Weinberg des Herrn gerade dort verwüsten, wo die erfreulichsten Früchte erwartet werden," mit der „Wurzel" auszureißen. Das geschieht durch die Heranbildung eines Heeres von Obskuranten, das auf den Fahneneid der strengsten Observanz in kirchlicher Geschäftsführung drei-, vier-, fünf-, sechsmal festgelegt wird. Pius sperrt die Theologiestudenten in ein Seminar mit eiserner Zucht, wo sie zum Messelesen und Beichthören vorgebildet werden; in dieses Seminar darf weder eine Zeitung, und sei es die „beste", noch eine Wochen- oder Monatsschrift eindringen, und wäre sie sogar von der Gesellschaft Jesu geleitet. Seiner kirchlichen Pädagogik oberster Lehrsatz lautet: „Auch der Eifer im Lernen muß gezügelt werden!" Im Geiste dieser Lehre hat der bourbonische Kardinal Ruffo-Scilla schon vor sechzig Jahren den Re Bomba von Neapel davor gewarnt, dem Volke die gefährliche Waffe des Lesens und Schreibens einzuhändigen: „Wozu sollen die Mädchen schreiben lernen? Auf daß sie später als Frauen Liebesbriefe abfassen, und der Ehebruch ist fertig!" In unsern Tagen hat der hochwürd. Domkapitular Pichler in Passau zu diesem Kapitel den Ausspruch getan: „Je tiefer die Bildung, um so größer der Lump!"

Der vorgeschriebenen Eidesformel von beträchtlicher Länge liegt als Essenz das Tridentinische Glaubensbekenntnis zu Grunde; sie geht aber in die kleinsten Einzelheiten, um dem „Modernismus" Tür und Fenster zu verschließen, und verlangt den Glauben an die göttliche Berufung und Inspiration der Propheten, an den göttlichen Ursprung der Kirche, an die Berufung Petri zum Primus der Päpste, an die Wunder und Schriften der Apostel, an die göttliche Leitung der Kirche durch die Tradition und enthält u. a. das Gelöbnis: Ich unterwerfe mich in Ehrfurcht und erkenne aus ganzer Seele alle Verdammungen, Erklärungen, Anordnungen und Auslegungen als zu Recht bestehend an, die in der Encyclica „Pascendi" und im Dekret „Lamentabile" enthalten sind, mit besondrer Hervorhebung jener Sätze über die Geschichte der Dogmen. — Damit ist jedem Lehrer der Theologie unmöglich gemacht, sich eine eigne Ueberzeugung von der Entstehung der Dogmen und ihrer Geschichte zu bilden.

Dieser „gegen das boshafte Volk der Modernisten" gerichtete Eid muß

oftmals abgelegt werden. Vom Theologiekandidaten, nachdem er die niedern Weihen überwunden hat, wenn er die Priesterweihe empfängt; vom Priester, wenn er die erste Anstellung als Pfarrverweser (Kaplan) erhält, wenn er zum Benefiziat, Religionslehrer oder Pfarrer avanciert, wenn er als Professor an ein Seminar oder an eine Fakultät oder als Domherr berufen und endlich, wenn er zum Bischof gesalbt wird. Ebenso müssen schwören die Beamten bischöflicher Verwaltungen, geistliche Richter, Fastenprediger, Beichtväter und Mitglieder der Kongregationen.

So wird um den jungen Nachwuchs der Hierarchie die chinesische Mauer völliger Unkenntnis der weltlichen Dinge errichtet, gleichzeitig aber allen das Signal zur Beobachtung der Obern und zur Bedrückung der Untergeordneten gegeben. Dieses System drakonischer Diktatur wird vervollständigt durch das Dekret vom 2. September 1910 über die Absetzung der Pfarrer durch ihren Bischof im Verwaltungsweg.

Bisher galt der Pfarrer mit seiner Pfarre für „verheiratet“ und genoß das Privileg, daß er gleich dem deutschen Richter nur durch ein förmliches Gerichtsverfahren mit Anklage und Verteidigung nach Würdigung des Beweismaterials zum Verlust seines Amtes verurteilt werden konnte. Dieses Verfahren soll auch künftighin in Kraft bleiben. Daneben aber wird „im Interesse der Pfarrkinder“ ein „rascher zum Ziele führender Weg“ eröffnet. Der Bischof kann im Verwaltungsweg einen Pfarrer absetzen wegen Taubheit, Blindheit, Wahnsinn oder andrer geistigen und körperlichen Gebrechen, wegen Unerfahrenheit (!) und Nachlässigkeit, ferner wegen Abneigung der Gemeinde, wenn auch ungerechtfertigt (!) und nicht von der Mehrheit geteilt (!) aber doch hinreichend, eine ersprießliche Seelsorge zu gefährden, wegen Verlustes des guten Namens bei ernsthaften und ehrbaren Leuten, wegen irgend welcher Verfehlung, die obwohl geheim (!), doch an die Oeffentlichkeit dringen kann (!) zur Schädigung der hl. Kirche oder der Diözese, wegen Nachlässigkeit der pfarramtlichen Obliegenheiten auch nach zwei Ermahnungen, wegen Widerspenstigkeit auch nach zwei Verwarnungen, sodann wegen Mangels an Obhut und Reinlichkeit in seiner Kirche, wegen unrichtiger Art im Einzug der Kirchensteuer und wegen allzu vertraulichen Umgangs mit fremden Personen und Aehnliches. Auf Grund dieser vagen Bestimmungen kann der Bischof von hundert Pfarrherren zweifellos fünfzig aus Amt und Brot jagen; über Nacht ist „St. Sedanus“ als Züchtiger über sie gekommen, um die Herrschgewalt der Bischöfe ins Ungemessene zu dehnen.

Fürst Bismarck hat das Bekenntnis abgelegt: „Die Behandlung der kathol. Kirche in einem weltlichen Staat ist dadurch erschwert, daß die kathol. Geistlichkeit unter kirchlichen Formen eine politische Institution ist und auf ihre Mitarbeiter die eigne Ueberzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht, und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über diokletianische Verfolgung zu klagen.“ Der kath. Geistliche ist aber auch Staatsbürger. Hier liegt der Keim zu schweren Konflikten. Das staatliche Bewußtsein des deutschen Volkes kann sich unmöglich mit den Folgeerscheinungen des Motuproprio „Sacrum Antistitum“ einverstanden erklären; denn dadurch sollen seine kathol. Kultusbeamten zu willenlosen Werkzeugen der Kurie, d. h. einer seit acht Jahrhunderten ausschließlich aus Italienern zusammengesetzten Behörde, umgewandelt werden.

Spectator alter.

Der Vater des Königsgedankens

Die fremden Zeitungsleute, die in großer Zahl zur Königsfeier nach Cetinje kamen, waren sich, nach einem raschen Rundblick über die kleine, spärlich bevölkerte Steinwüste, die nunmehr ein europäisches Königreich vorstellt, darüber klar, daß nicht ein innerer Entwicklungsdrang, ein Volksverlangen auf Anerkennung geleisteter Kulturarbeit, die Rangerhöhung von Montenegro verursachen konnten. Als die kleinen Pikanterien des Festes, die bombastischen Brudertoaste, die Präsenz eines Großstaatsouveräns, der freilich nur als Schwiegersohn kam, die politisch genügend unterstrichene Anwesenheit des Königs von Bulgarien und ebensolche Abwesenheit des Königs von Serbien, der nicht einmal als

Schwiegersohn kam, die Parade der neuen russisch uniformierten Soldaten, die Ernennung Nikitas zum russischen Feldmarschall, gegen die die gleichzeitige Verleihung des serbischen Generaltitels bedenklich absiel (der Mikado hatte es aus Taktgefühl unterlassen, den König Nikolaus zum japanischen Marschall zu ernennen) — so ziemlich erschöpft waren, stand noch immer die interessanteste Frage offen, wer eigentlich der Vater des montenegrinischen Königsgedankens sei.

Das Thema schien ein fetter Bissen für die Berichterstattung. Der heikle Charakter der Frage schloß auch aus, daß etwa ein Konkurrent in einem Interview mit dem König die Wahrheit schlankweg herausbringe. Und so blieb für Alle – etwas.

Der greifbarste Verdacht richtete sich natürlich gegen Wien. Oesterreich habe Serbien zu Trotz und Schaden die Erhebung des feindlichen Bruders ersonnen. Dazu kommt die über Nacht und übergangslos vollzogene Schwenkung der Wiener Presse, die gestern noch Hammeldieb schrieb und heute von der Staatsweisheit, der segensreichen Tätigkeit der Staatsspitze in Cetinje überfließt. Ja — einige offiziöse Blätter mit Eintagsgedächtnis gaben sogar das naive Märchen zum Besten, der eben erst ein glücklicher König gewordene Bulgare habe die Anregung für Montenegro geliefert. In der Politik muß man einen guten Magen haben, — mais on ne mange pas de ça . . .

Heute ist das Problem nun kein Geheimnis mehr.

Man weiß, daß Aehrenthal den Anstoß gegeben hat und daß Rußland aus dem österreichischen Gesichtspunkt diametral entgegengesetzten Gründen sofort zustimmte. Aehrenthal, weil er von dem gespannten Verhältnis zwischen Belgrad und Cetinje eine Spaltung der lästigen, großserbischen Agitation erwartet, Iswolski, weil er darin eine Stärkung des antiösterreichischen Südslaventums sieht und aus Erfahrung weiß, daß Montenegro keiner Dankbarkeit für Oesterreich fähig ist. Lehrreich und interessant wäre es immerhin, diesem Gunstakt der Habsburger Monarchie für seinen kleinen, aber verbissenen langjährigen Gegner — die Agenden der an Montenegro grenzenden Bezirkshauptmannschaft von Cattaro über die fortgesetzte Ausfuhr von Agitations- und Propagandamaterial aus Cetinje auf österreichisches Gebiet — entgegen zu halten.

Wer die wahren Gesinnungen des Völkchens der schwarzen Berge kennt, glaubt wohl kaum an einen günstigen realen Effekt im Sinne des Vaters des Königsgedankens . . . v. S.

Der Sonderbund in Düsseldorf

Es wird immer ein eignes Erlebnis sein, wenn man auf seinen Landstreichereien, nachdem man viele Städte gesehn, nach Düsseldorf kommt und nach wenigen Schritten von der Atmosphäre dieser Stadt eingehüllt und gefangen wird. Man greift sie in der Königsallee. Links die vornehme Ruhe einer mittlern Residenzstadt, rechts das diskret lächelnde Auf und Ab einer aufblühenden Handelsstadt, in der zugleich das reiche industrielle Hinterland lebt. Dieses gibt durch seine Kaufkraft dem künstlerischen Moment eine besonders ausgeprägte Haltung, die entsprechend der Gesellschaft zum Neuen, Neuesten tendiert. So hat der Sonderbund für seine diesjährige Ausstellung den geeigneten Boden, wenn er die jüngsten Bestrebungen der modernen französischen Malerei dem Impressionismus gegenübergestellt, ein Bemühn, das in diesem Umfang bisher in Deutschland einzigartig ist. Diese scharfe Konfrontierung zweier Kunstbestrebungen reizt zu einer prinzipiellen Klärung und Auseinandersetzung.

Der Impressionismus ist eine die Natur nachschaffende persönliche Haltung dem Kosmos gegenüber; und zwar unter Betonung der beweglichen Elemente von Licht und Luft durch einen tiefen einfühlenden und sensibeln Charakter. Bei dieser Beschränkung des Gegenstandes und des Schaffenden hat der Impressionismus einen Stil schaffen können; jedenfalls hat er durch die Bezirkung auf die Landschaft einen allgemeinen Stoffkreis geschaffen, wie ihn alle guten, fruchtbaren Epochen der Kunstgeschichte gehabt haben. Im Mittelalter bot die Kirche mit ihren Legenden diesen Stoff, und es gehörte zum Künstlertum die Fähigkeit, kraft seiner eignen Persönlichkeit diesen Legenden seelischen Gehalt zu geben und diese eigne Verlebendigung des Toten

kraft seiner formbildenden Phantasie ausdrücken zu können. Auch heute muß man noch beides sein, und die guten Impressionisten sind es: eine Persönlichkeit und ein Könner.

Die Impression kann eine doppelte sein. Eine Empfindung des Monumentalen, in dem nur das Leben des Augenblicks liegt. Man wird dann die Art seiner Persönlichkeit beweisen durch die Zahl der Momente, die man im Augenblick wahrnimmt und ausdrückt. Ob man nur die Luft oder nur das Licht, oder ob man zugleich den leisen Wind, den spezifischen Geruch und feine Bewegungen 2c. in malerischen Ausdruck umsetzen kann. Dann eine Empfindung des Momentanen, das die Variation des Allgemeinen ist, eine augenblickliche Aeußerung, aber doch ganz Seele der Landschaft. Man könnte von einer Impression des Innern reden. Die Persönlichkeit wird sich diesmal in dem Grade der Einfühlung und Verlebendigung dieses unsichtbaren Herzens der Landschaft in jeder ihrer momentanen Veränderungen offenbaren. Im ersten Falle ist der Impressionismus mehr eine internationale, im zweiten mehr eine nationale Ausdrucksweise.

Während die Holländer dank ihres nationalen Instinkts ganz national geblieben, die Franzosen sich durch die Kraft ihrer künstlerischen Begabung in beiden Richtungen bewegten, sind die Deutschen ganz international, während sie nach der Veranlagung ihres nicht sehr beweglichen Auges ganz national sein müßten. Andrerseits aber sind sie zu dieser Internationalität ihrer Motive gezwungen, weil im allgemeinen die deutsche Landschaft zu hart in den Lufttönen ist, zu unbeweglich und in den Bewegungen zu unwahrnehmbar und verdeckt. Aus diesem unglücklichen Zusammentreffen ergibt sich, daß im ganzen die impressionistische Bewegung in Deutschland verunglückt. Man kann es an den Düsseldorfern nachprüfen.

Bretz, der etwas von der Eigenart des Niederrheins gibt, von der Schwermut der Ebene und ihrer Einsamkeit, der Einsamkeit, mit der ein weißes Haus gegen einen grünen Baum steht, mit der auf die weiße Tünche blaue Schatten fallen und die Hügel dieser Gegend sich kurven. — Bretz ist nicht Impressionist. Er betont fast nur das Dauernde und arbeitet darum mehr mit der Linie. Veränderungen durch kosmische Bewegungen sind ihm mehr Stimmungs- als Anschauungswerte. Clarenbach, der sich rein impressionistisch gibt, muß doch in den Landschaften des Niederrheins, wenn er etwas von seinem Charakter wiedergeben will, um eine Nüance nachgeben; und die Sicherheit in der Auswahl charakteristischer Motive, die einen starken nationalen Charakter bezeugen würde, ist noch weit bedenklicher als bei Bretz.

Man könnte noch einige Namen hinzufügen, ohne etwas im Resultat zu ändern. Es fehlt diesen Künstlern allen die starke Persönlichkeit. Sie haben zu wenig zu sagen bei einem Ueberschuß an technischem Vermögen. Sie stellen zu geringe Ansprüche an sich, sie sind zu selbstgenügsam. Dann fehlt ihnen entweder die unbefangene Ehrlichkeit oder der genügende Fleiß.

All dieses hat Liebermann, den sich die Düsseldorfer mit gutem Recht zum Meister gemacht haben, indem sie ihn zum einzigen Ehrenmitglied machten. Er ist ein fest umschriebener Charakter, ein fleißiger Künstler von kritischer Energie gegen sich selbst. Wenn man ihn einmal vor der Natur sucht, ihm dort nachgeht, kann man ihm leicht seine Stellung unter den Impressionisten anweisen. Es ist sein Gefühl für den Raum, für die monumentale Linie, die leicht grotesk wirkt, und für die Bewegung des Körpers, die ihn charakterisieren. Er gibt dies alles mit malerischen Mitteln weniger koloristisch als tonig. Er erobert sich Farbe für Farbe, doch so, daß er eine jede auf einen feinen Ton abstimmt, auf ein Grau, das er am Meere aufsucht, wo er es zu gewissen Stunden bei einem bestimmten Wasserstande findet. Seine Grenzen erreicht er, wenn er an die Gestaltung der Historie geht. „Samson und Delila" ist auch diesmal verunglückt.

Von den Franzosen der Impressionistenschule ist Vuillard vertreten, der seine sensibeln Impressionen der Gesamtstimmung in dünnen Farbflächen auf den in die Wirkung einbezogenen Malgrund setzt. Und Signac mit 3 Bildern, in denen er die Auflösung der Farben am weitesten treibt. Gleich

Mosaiksteinen sind die blauen, roten, grünen und gelben Farbtupfen nebeneinandergesetzt, um durch ihr kontrastierendes Gegeneinanderspielen der Stimmung, die Luft und das Licht der Natur in gesteigerter Deutlichkeit wiederzugeben. Man kam von der Natur und gelangte schließlich durch technische Mittel zur Dekoration. Denn wer denkt vor diesen Bildern nicht an Ravenna? Der Unterschied, daß hier ein Raum mitgestaltet wird, während die Mosaiken nur Flächen sind, ist vielleicht weniger entscheidend als das lockere Ausgebreitetsein der Farben nebeneinander. Es fehlt hier die linear umreißende Linie der Mosaiken. Jede Synthese wird dem Beschauer überlassen. Aber bei aller Auflösung tritt sie in einer gewollten Entfernung ein, und die Natur behält dann ihren gegenständlichen Wert.

Die neue Malerei ist von vornherein bewußt eine dekorativ-flächenhafte; eine Dekoration, gewonnen aus den durch den Impressionismus erworbenen Farbenanschauungen. Damit ist gesagt, daß die Natur jeden gegenständlichen Wert verliert und daß die in Farben schaffende Phantasie des Künstlers eine unbeschränkte, zügellose Freiheit gewinnt.

Ueber die Entstehung dieser Malerei hat Dr. Niermeyer im Vorwort des Katalogs folgendes gesagt: „Der Impressionismus wurde abgelöst (?!) durch den Stil Cézannes, die logische Steigerung Manetscher optischer Synthesen, der die Malerei nach dem atmosphärischen Absolutismus der Landschaftskunst wieder als reine Farbschöpfung begreifen lehrte. Seine Kunst stellte der neuen Generation das Problem, die unfaßbare Summe der optischen Scheinbarkeit des Naturbilds in einfach-klare, vom Hauch zartester Kontraste innerlich durchwogte Farbflächen zusammenzuballen, die Funktionseinheit von Körperschein, Luft und Raum als geschlossenen Farbenwert zu fassen. Seine eigenen Schöpfungen vermochten in diesen geheimnisvollen Farbschwebungen das optisch-geistige aller körperlichen Welt, das Immaterielle alles Materiellen zu offenbaren. Indem sie der zersplitterten Vielheit des Wirklichen den phantastisch fremden Schein des einfach Großen gaben, bannten sie im farbigen Widerbild die unergründliche Traumhaftigkeit der Dinge. Cézannes Malerei bedeutet in der wuchtigen plastischen Konstruktion und Vereinfachung der Formen die Reaktion des tiefsten romantischen Gefühls gegen die deutlich nordischere Art des Impressionismus mit seiner subtilen Analytik der optischen Erscheinung. Hatte hier die Malerei die Vielheit und Bewegtheit des Naturganzen in der viel zerlegten Farbe und dem bewegten momentanen Auftrag reflektiert, so antwortete das Bild Cézannes dem Natureindruck mit der Einheit des schwebenden Tons. Nach Cézanne gewann in allerjüngster Zeit Henry Matisse Einfluß auf die künstlerische Jugend, indem er aus den plastischen Konstruktionen Cézannes die linearen Essenzen zog." Und mit dem Eifer des Theoretikers für die neue Lehre eintrat. Auch seine Bilder wirken wie Schulbeispiele. Das Bild ist nicht mehr eine Fülle scheinbar willkürlich gesetzter Farbpunkte oder -flecken, sondern es wird in 2 oder 3 große Farbflächen aufgeteilt. Die künstlerische Kraft äußert sich in dem Rhythmus, in dem die Flächen gegeneinanderstehn und in dem die Körper auf sie gesetzt sind; dann in der Abstimmung der Farben, die einen besondern Klang haben müssen, da man sie in großen Flächen sehn muß. Man will eine Form, aber nicht die natürliche, sondern die subjektiv-dekorative. So ist auch die Linie nicht formbildend, formausdrückend, sondern ein dekorativer Umriß oder Binnenlinie, die in ihren Kurven den Charakter des Künstlers verrät.

Daß die Erzeugnisse, die auf dieser Basis entstehn, untereinander sehr verschieden sind, ergibt sich aus der bereits erwähnten subjektiven Freiheit. Wieviel man herausholen kann, zeigen im Gegensatz zu den trocken-nüchternen Bildern von Henri Matisse die des Russen Kandinsky (München). Seine Werke suchen den persönlichen Ausdruck einer persönlichen Stimmung in einer farbigen Komposition. So gibt er ein Presto in grünen, blauen, roten, ockafarbenen Tönen. Wenn das Publikum auch meint, daß nur ein Pathologe eine so gegenstandslose Klexerei (Frage: Was stellt das vor?) schaffen und verstehn kann – vielleicht. Aber die Bilder er-

innern an wundervolle nordische Wandbehänge. Das müßte man doch genießen. Man sucht aber immer Vergleichsmöglichkeiten mit der Natur, nachdem man notdürftig dazu erzogen worden ist. Hier verschwindet das Vorbild ganz, der Künstler empfängt seine Gesetze nicht mehr vom Objekt, der Spiegel in der Phantasie des Künstlers ist alles. Es schwindet wieder die Wissenschaft und das „Nachbilden" zugunsten des „Neubildens".

Es wäre freilich zu wünschen, daß diese neuen Bilder auch neu, d. h. ihrer ihrer innern Forderung entsprechend gehängt worden. Sie gehören nicht in einem Rahmen auf die Wand, sondern ohne Rahmen in die Wand hinein.

M. R. Schönlank.

Josef Kainz

Kaum zweiundfünfzigjährig, ist er auf einem kurzen qualvollen Krankenlager gestorben, nachdem er noch ein paar Wochen vorher, mit dem sichern Tod im Herzen, in seltsam gehobener Stimmung den Freunden versichert hatte, er fühle sich so wohl wie nie zuvor. Sein Hochgefühl entsprang der tröstlichen Gewißheit, daß er, der mit all seiner Berühmtheit manchmal bittere Not gelitten, so viel erworben hatte, daß er ein bürgerlich behagliches Leben führen und seinen Neigungen leben konnte. Und nun erfahren wir, daß er sechzigtausend Kronen (kaum fünfzigtausend Mark) in barem Gelde hinterlassen hat, daß sein Leben mit 50000 Kronen versichert war, daß eine Bibliothek zurückgeblieben ist, die angeblich einen Wert von vierzigtausend Kronen repräsentiert, und er einen van Dyck besaß, der auf fünfzigtausend Kronen geschätzt wird. Wie wenig reicht doch aus, einen Mann von starker Phantasie zufrieden zu machen! Als Kainz so kurz vor seinem Tode sich glücklich pries, bestand zwischen ihm und dem Burgtheater ein vertragloser Zustand, und er hatte an den Pensionsfond der Hofbühne kaum irgendwelche Ansprüche.

Bemerkenswert ist auch, daß Josef Kainz, den die Nachrufe für den größten Mimen dieses Jahrhunderts erklärten, von seiner Kunst wesentlich geringer dachte und daß seine Neigungen auf einem andern Gebiet als der Schauspielerei lagen. Paul Schlenther hat uns von diesen Neigungen berichtet: Kainz hatte den Ehrgeiz, nicht selbst Komödie zu spielen, sondern den andern zu zeigen, wie es gemacht werden muß, die Regie zu führen, sich die Stücke selbst zu wählen, die er inszenieren wollte, und sie im Notfall selbst zu schreiben oder zu übersetzen. Er fühlte sich da zu mehr oder minder bedenklichen Göttern und Halbgöttern hingezogen, und da ihm Schlenther auf diesen Wegen nicht immer folgen mochte, kamen die beiden bald auseinander. Zumal Kainz kannte seinen Marktwert und seine Wirkung auf die Kasse zu gut, als daß er sich nicht hätte an Schlenther leicht rächen können. Eines Tags verlangte er von Schlenther eine so exorbitant hohe Gage, daß der Direktor ihm auch hier nicht folgen konnte. Eines andern schönen Tags gab es im Budget des Burgtheaters ein beträchtliches Defizit, und die Direktionskrise, die zehn Jahre latent gewesen war, wurde aktuell. Dann kam aus Hamburg Alfred von Berger — mit einem absolut festen Programm. Das Programm hieß: Kainz sollte von seinen Gastspielreisen reuig ans Burgtheater zurückkehren. Ich glaube,

er hat unter der Direktion Bergers überhaupt nicht mehr gespielt. Aber wenige Tage ehe er starb, wurde er k. u. k. Regisseur des k. k. Hof-Burgtheaters.

Ohne Kainz hätte sich Schlenther, menschlicher Berechnung nach, niemals halten können — ich meine, wenn Kainz unter Schlenthers Direktion gestorben wäre. Ein solches Unglück hätte Schlenther so wenig überlebt, wie Baron Berger es lange überleben wird. Und das mag Schlenther mit seinem Schicksal versöhnt haben, und dem toten Kainz trägt er nun kaum noch etwas nach. Unbedingt kann er als zuverlässige Quelle dafür gelten, daß Kainz in seinen letzten Monaten der Meinung war, mit seiner Kunst wäre etwas nicht in Ordnung.

Ein großer Schauspieler ist er ja nie gewesen, aber der beste Redner, den die deutsche Bühne je gehabt hat. Er wäre der glänzendste Rechtsanwalt geworden. Ob er im Gerichtssaal auch Erfolge gehabt hätte, vermag ich mit Bestimmtheit nicht zu entscheiden. Nach meiner Meinung hätte er auf gelehrte Richter stärker gewirkt als auf die Geschwornen. Er war ein prachtvoller Dialektiker, der aber mehr überredete als überzeugte. Mich wenigstens hat er nie erwärmt. Ihn zu sehn, war mehr ein Fest für den Verstand als fürs Gemüt. Er ist ein ganz außerordentlicher Techniker gewesen, ein Mann von seltener Energie, für einen Mimen ein unerhört gebildeter, kultivierter und kluger Mensch. An der Geschichte der Schauspielerei wird er aber wahrscheinlich spurlos vorübergehn. Er hat viele Nachahmer gefunden und hat dennoch keine Schule gemacht. Denn seine Kunst war groß, hoch, einsam und kalt.

Es sei noch angemerkt, daß er sich sehr oft „verhaun" hat und daß er in Rollen einen Geist hineinzulegen suchte, der nicht drin war, und umgekehrt aus klarem Geist eine Rolle machte. So war sein Mephisto ein lieber Gassenjunge, nicht der Geist, der stets verneint. Seine Auffassung war äußerst interessant, aber sie war nicht minder falsch.

Interessant das ist das richtige Wort für Kainz.

Josef Kainz war der interessanteste Mime, den ich je kannte. E. F.

* * *

Dem Andenken Kainzens ist ein soeben erschienenes Kunstblatt gewidmet, das den vielen Anhängern seiner Kunst eine willkommene Gabe sein wird. Das von Ernst Pickardt auf den Stein gezeichnete Bild (Verlag von Boll u. Pickardt, Berlin, Preis Mk. 3,—) zeigt in der Mitte das eindrucksvolle, ungemein lebendig aufgefaßte Porträt des Künstlers, aus dem seine Augen voll innersten Lebens, wie wenn sie die Gestalt einer neuen Rolle erfassen wollten, hervorleuchten. Und in dem verschwimmenden Hintergrund sind zehn seiner markantesten und bekanntesten Darstellungen verewigt: Hamlet, Carlos, Romeo, Cyrano, Antonius usw. Dem vorzüglich gezeichneten und reproduzierten Blatt wird die Kainz-Gemeinde gewiß eine warme Aufnahme bereiten.

Schulhygiene

Wie die Hygiene im allgemeinen unser modernes Gesellschaftsleben beeinflußt, so hat von der Entwicklung der hygienischen

Wissenschaft und der Popularisierung hygienischer Maximen die moderne Schule besondere Vorteile gezogen. Es ist dabei eine erfreuliche Tatsache, daß die schulhygienischen Interessen schon frühzeitig durch den deutschen Kaiser Förderung erfahren. Im Jahre 1890 hat er auf einer von ihm einberufenen Konferenz zur Beratung von Fragen über das höhere Schulwesen die bedeutungsvolle Frage aufgeworfen: „Was soll außer dem rationellern Turnen für die Schulhygiene geschehn?"

Ein oberflächlicher Vergleich der Schule von heute oder vor 20 Jahren sagt uns, daß wahrlich vieles geklärt und vieles geschaffen wurde. Andrerseits ist noch manches erst im Stadium der ersten Entwicklung, vieles ist noch verbesserungsbedürftig, und einzelnes harrt noch der notwendigen Klärung. Auf neue erfolgreiche Bahnen kann uns indessen nur ein groß angelegter Austausch der Erfahrungen bringen, die man seither auf dem Gebiet der Schulhygiene gemacht hat. Und dieser soll in einer Weise, wie es bis jetzt noch nie der Fall war, von der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911 geboten werden.

Nach dem Programm der schulhygienischen Spezialausstellung und dem Stande der Anmeldungen wird die Hygiene des Schulgebäudes einen Raum in Anspruch nehmen, der die deusche Unterrichtsausstellung auf der Brüsseler Weltausstellung bei weitem übertreffen wird. In Plänen, Modellen und Photographien werden die Musterschulbauten Deutschlands sowie des Auslands vorgeführt. Alle nur denkbaren Fragen, wie die Orientierung der Gebäude, der Untergrund, die Entwässerung, Beschaffenheit der Baumaterialien, Anlage von Spielplätzen und Turnhallen, werden damit eingehend beantwortet. Es wird weiter ein lehrreicher Einblick in das Innere der Schule gewährt. Man sieht mustergültige Korridore, zweckmäßige Türen und Treppen, geeignete Trinkgelegenheiten, Wascheinrichtungen, Schulbrausebäder und dergleichen mehr. Dem Schulzimmer wird besondere Berücksichtigung geschenkt. Es werden die Normen für Bodenfläche und Höhe mit Beziehung auf die Zahl der Schüler, für Tagesbeleuchtung und für künstliche Beleuchtung gezeigt, ebenso, welcher Wand- und Deckenanstrich vorzuziehn ist und wie eine hygienische Heizungs- und Lüftungseinrichtnng beschaffen sein muß. Auch erfährt die Frage der Möblierung und der Reinigung der Schulzimmer (staubbindende Oele, Vakuumreinigung) eingehendste Erörterung.

Der Frage der Hygiene des Unterrichts wird von den verschiedensten Seiten aus nachgegangen werden. Zunächst wird eine lückenlose Sammlung der Erfahrungen versucht werden, die man mit der Unterrichtsdauer, der Aufeinanderfolge der Stunden, des geschlossenen Vormittagsunterrichts, der Hausaufgaben usw. gemacht hat. Neben der Körperpflege, allgemeinem Turnen, Schwimmen, orthopädischen Turnstunden wird die Abteilung „Hygiene des Unterrichts" das weite Gebiet der schulmäßigen sozialen Einrichtungen, wie Waldschulen, Ferienkolonien, Seehospize, Schulspeisungen, Kinderhorte usw. in Modellen, Abbildungen usw. vorführen.

Wie in der Praxis die Erfolge der schulhygienischen Bestrebungen sich im Stande der Schularztfrage wiederspiegeln, so wird auch auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911 der Bereich des modernen Schularztes dies erkennen lassen. Als äußerer Rahmen dürfte vielleicht der eines Schularztzimmers gewählt werden, in der der medizinische Vertrauensmann der Schule dem Publikum als Arzt, als Hygieniker und als Lehrer der Gesundheitspflege entgegentritt. Er hat den körperlichen und geistigen Allgemeinzustand, die Körpermaße, das Gewicht festzustellen, die einzelnen Organe, Augen, Ohren usw., zu prüfen und in gewissem Sinn die Zahnpflege, die mit der rationellen Ernährung des Kindes in direktem Zusammenhang steht, zu überwachen. Er ermittelt die Nichtschulfähigen und sucht die Ueberwachungsschüler, die Schulinvaliden und Schwachsinnigen heraus. Er hat die Untersuchungsbefunde und Gesundheitsscheine einzutragen, die das Kind durch die ganze Schule begleiten, kurz, er steht den Schulbehörden, der Lehrerschaft und den Eltern der Kinder beratend zur Seite. Es werden daher außer den zur ärztlichen Untersuchung notwendigen Instrumenten und Apparaten auch die Gesundheitsbogen, die Listen, Formulare, Dienstanweisungen, wie sie in verschiedenen Städten in Gebrauch sind, und weiter die zusammenfassenden Berichte

über den schulärztlichen Dienst vorgeführt werden.

Eine weitblickende Volksgesundheitspflege muß weiter darauf bedacht sein, daß dem Schüler in der Schule in einer Weise die Notwendigkeit der körperlichen Erziehung zum Bewußtsein gebracht wird, daß er auch, wenn er die Schule verläßt, den gesundheitsschädlichen Einflüssen entgegenzutreten weiß. Man muß dahin kommen, daß der heranwachsende Mensch die Elemente der Gesundheitspflege beherrscht, wie etwa eine gute Hausfrau ihr Budget. Deshalb wird von der Internationalen Hygiene-Ausstellung ein besondrer Wert auf die Zusammenstellung von Anschauungsmaterial für den Unterricht in der Gesundheitspflege gelegt. Die Sammlung streift die Gebiete der Anatomie, der Physiologie, der Schulkrankheiten, die Fragen der Kurzsichtigkeit und Rückgratsverkrümmungen, die Fußverkrüppelung durch unzweckmäßiges Schuhwerk, die Korsettschäden usw. Durch gute Wachsmodelle wird die Aufmerksamkeit auf die Infektionskrankheiten gelenkt werden.

Das Wohlbefinden des Schülers hängt oft auch von der Art und Weise ab, in der er außerhalb der Schule, vielleicht durch Nebenunterricht, wie in Musik, Sprachen, Handarbeiten usw. in Anspruch genommen wird; ebenso ist die Bekleidungsfrage nicht ohne Einfluß darauf. Die Internationale Hygiene-Ausstellung gibt hierauf ebenfalls in geeigneter Weise Antwort, wie sie sich auch mit der hygienischen Beschaffenheit der Lehrpersonen, die unter Umständen rückwirkend sein kann auf den Schüler, eingehend befaßt. Auch wird die Hygiene der Internate auf der Ausstellung Berücksichtigung finden.

Die Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1911 verspricht nach alledem, ein Markstein in der schulhygienischen Entwicklung zu werden; sie ist eine universelle schulhygienische Schau, der Großzügigkeit und zugleich Gründlichkeit anhaftet.

H. P.

Das glückliche Montenegro

Während alle Staaten Europas ihre militärischen Rüstungen teuer bezahlen müssen, bekommt das kleine Land der Schwarzen Berge seine Kriegswerkzeuge geschenkt. Die russische Protektion des jüngsten Königs auf dem Balkan wetteifert mit der italienischen Verwandtschaft, um die kriegerischen Söhne der Czernagora mit allen nur erdenklichen Gaben in vervollkommnetem Kriegsmaterial zu überhäufen. Die bisherige höchst malerische Tracht der Männer, die rote Jacke mit den Goldlitzen, die grellfarbige Schärpe, die weißen Fustanellen und der weiße Ueberwurf sind abgeschafft; denn sie bildeten für die modernen Gewehre ein auf zweitausend Meter und weiter allzudeutliches Zielobjekt. Dafür kamen unzählige Ballen graugrünlicher Militärtuche ins Land, wie sie jetzt schon von einzelnen Offizieren und Uebungskolonnen in Italien und Rußland getragen werden. Die zehn Batterien Gebirgsgeschütze und Maschinengewehre sind als Geschenke des Zaren Nikolaus II. öffentlich verdankt worden. Da jedoch der Zar sich gleichzeitig als Freund und Förderer des Friedens feiern läßt, so ist es nur in der Ordnung, daß der Kanonenspender gleichzeitig auch die Summe anwies, eine große Kirche griechisch-orthodoxen Ritus in Cettinje zu erbauen, deren Grundstein König Nicola während seines Jubiläums legte. Die neuen Positionsgeschütze, angeblich 40 bis 50 an der Zahl, sind italienischen Fabrikats. Jetzt gehn zwei Batterien Mörser im Kaliber von 240 mm von Piacenza und Rom über Bari und Neu-Antivari. Der italienische Kriegsminister Spingardi hat dieses Material als antiquiert verkauft und die erlöste Summe in den Staatsschatz abgeliefert. Gegen diese Manipulation ist verfassungsrechtlich wenig einzuwenden. Als vorgeschobner Käufer fungierte für einen sozial sehr hohen, körperlich kleinen Herrn ein gewisser Astuto; dieser Name ist für das Vertrauensamt seines Trägers wertvoll; Astuto heißt zu deutsch: „Schlaukopf".

Dr. Franz Lipp (Mailand).

Treu und Glaube

Auf ein Inserat hin pachtete ein Mann aus Hannover eine Jagd. In der Anzeige heißt es: „Feldjagd, etwa 400 Hektar, gute Hühner und Hasenjagd." Als sich herausstellte, daß die Jagd ganz ausgeschossen war, so daß im ersten Pacht-

jahr nur zwei Hasen und sieben Hühner geschossen wurden, verweigerte der Pächter die Zahlung von 505 Mark. Er wurde verklagt, und das Landgericht Hannover verurteilte ihn zur Zahlung. Die Richter sind wahrscheinlich keine Jäger. Sonst hätten sie den Schmerz des Beklagten wohl eher gewürdigt. Trotzdem schossen sie in der Urteilsverkündung mehrere feiste Böcke. Es heißt nämlich in den Gründen wörtlich: „Das Gericht hält den Einwand der arglistigen Täuschung nicht für berechtigt, denn der Pächter müsse sich doch klar gewesen sein, daß bei Zeitungsannoncen die zu verkaufenden oder zu verpachtenden Gegenstände oft in übertriebener Weise angepriesen werden, und nahm nicht an, daß er sich auf das Inserat bezüglich der Güte der Jagd verlassen habe. Ja, er habe wissen müssen, daß man bei einer Jagdpacht fast stets eine bis zu einem gewissen Grade ausgeschossene Jagd erhalte, da der Verpächter das Bestreben habe, aus der Jagd während seiner letzten Pachtzeit möglichst viel herauszuschießen." Hier zweifelt man schon, ob die Richter nicht doch Jäger sind, da sie bestimmt wissen, daß der Vorpächter schon alles ausgeschossen hat. Als erwiesen nahmen die Richter an, daß tatsächlich in einem ganzen Jahr nur 2 Hasen und 7 Hühner erlegt wurden. Die gelehrten Juristen wissen sich das sehr gut zu erklären. Sie fahren nämlich in ihrer Begründung überaus weise fort: „Zweifelhaft ist auch, ob die Güte der Jagd beeinträchtigt gewesen ist, selbst wenn sie ausgeschossen war, es kann sich hier jedoch nur um einen vorübergehenden Zustand handeln." Was bedeutet ein Jahr im Leben eines Volkes, in den Augen der Justiz (zumal da sie blind ist), in der Geschichte einer Jagd? Es ist ein ganz unbilliges Verlangen des Beklagten, daß er mehr jagen wollte, als zwei Hasen und sieben Hühner — für lumpige 505 Mark! Schließlich muß der Mann auch dafür bestraft werden, daß er erstens einer Zeitungsannonce vertraut, zweitens, daß er nach Anzeigen in den Zeitungen blättert, und drittens, daß er überhaupt Zeitungen liest, denen vorsichtige und wirklich kluge Menschen, wie das die besagten Hannoveraner Richter zweifellos sind, kein Wort glauben.

Dabei fällt einem leider nur ein, daß auch der Pächter die Anzeige gelesen, daß er sich also in gewissem Sinne an der Dummheit des Beklagten mitschuldig gemacht hat und eigentlich auch verurteilt werden könnte.

Dieser Meinung scheint denn auch der Anwalt des Beklagten gewesen zu sein, und deshalb appellierte er an die Weisheit des Oberlandesgerichts in Celle. Dieses aber trat den Ausführungen der ersten Instanz bei und bestätigte das Urteil des Landgerichts in Hannover.

In jedem Jahr werden in deutschen Landen Milliarden für Inserate ausgegeben, ganze Industrien würden unfehlbar zugrundegehn, wenn das Publikum über diese moderne Form der Ankündigung von Waren dieselbe Meinung hätte, wie die Hannoveraner und Celler Gerichte. Hätten aber diese Gerichte Recht, dann ginge es der Industrie noch weitaus besser, als es ihr tatsächlich geht. Dann würde mit den für Inserate verausgabten Milliarden das Hundertfache des wahren Wertes umgesetzt werden. Die Richter in Hannover und Celle glauben das auch und fühlen sich nicht berufen, diesem grauenvollen Rade Halt zu gebieten. Sie fühlen in sich nicht die Riesenkraft, dem Schwindel, der in den Anzeigen getrieben wird, wenigstens dort ein Ende zu machen, wo sie ihn fassen können, sondern verurteilen den Beschwindelten.

Das ist gerecht, das ist sozial gedacht, das beweist tiefes Verständnis für die Lebensbedingungen unsrer Industrie. So wahr mir Gott helfe! Ich schwöre es bei der Weisheit der Gerichte von Hannover und Celle. Sabinus.

Geistes- und Handarbeiter

Im Zeitalter des sogenannten sozialen Ausgleichs stellt sich eine steigende Ungerechtigkeit gegen die höhere geistige Arbeit ein, die geldlich überhaupt nicht in ihrem wahren Wert gelohnt wird, sofern es sich nicht um den Geldhandel und die Spekulation, also ein verhältnismäßig niedriges Betätigungsgebiet einerseits oder um Forscher bezw. Erfinder handelt, deren Wirksamkeit handgreiflichen Nutzen bringt. Kürzlich fuhr ein Jockey von 22 Jahren in Ofenpest in seinem Kraftwagen fahrlässigerweise jemand tot. Dieser Pferdejunge hatte nachweislich 80000 Mark Jahreseinkommen, besaß daher auch diese verhängnisvolle Maschine zu Eigentum. Bisher wurde der Reichskanzler, auch ein Bismarck, geringer besoldet. Der zu trauriger Berühmtheit gelangte schwarze Boxer hat sich im letzten Faustkampf eine Million — erprügelt. Aber auch wenn man vom Sport absieht, der in diesen ungesunden Formen eine Zeitkrankheit ist, finden wir ähnliche Erwerbsverhältnisse, die den geistig Tätigen dem gelernten oder unausgebildeten Handarbeiter nachstellen.

Im Baugewerbe stehn sich in Berlin die Vorarbeiter auf jährlich 6000 Mk. Sie wohnen teilweise über Frankfurt a. O. hinaus in Landhäusern, die sie an Stelle ihrer alten Bauernkaten errichtet haben. Denn sie waren einst Landarbeiter. Ein preußischer Landrat erhält noch heute 1200 Mark Anfangsgehalt und kann unmöglich mit seinen Pferdegeldern für sein Dienstgefährt auskommen. Vergleicht man sein Vorbereitung und Stellung im Staate und der Gesellschaft mit dem Erziehungsaufwand eines bessern Maurers, der schon mit 25 Jahren solche Einnahmen erreichen kann, so tritt der finanzielle und soziale Gegensatz grell hervor. Es ist richtig, daß jene Grundsäule der Staatsverwaltung am schlechtesten bezahlt wird. Aber der geldliche Widerspruch zwischen Leistung und Entlohnung bei andern Schichten von Kopf- und Handarbeitern ist nicht geringer. Wir rühmen uns der wissenschaftlichen Fortschritte in der Industrie, die die Stärke unsres Großgewerbes gegenüber dem Wettbewerbe des Auslands bildet. Trotzdem bezahlen wir unsre Ingenieure immer schlechter, und es wird daher öffentlich vor dieser Laufbahn gewarnt, die eigentlich den Stolz unsrer industriellen Entwicklung bedeutet. Bei gleichem Alter werden Werkmeister und Vorarbeiter höher als studierte Chemiker und Ingenieure besoldet, da das Angebot den Studierten den Lohndruck gestattet. Der übervolle Beruf zwingt zur Annahme jedes Postens.

Es ist kein Zufall, daß gerade die akademisch Gebildeten unter der Ueberschätzung der Handfertigkeit und der Halbbildung und der Minderachtung wirklicher wissenschaftlicher Kenntnisse leiden. Die Volksschullehrer waren früher geld-

lich sicherlich nicht auf Rosen gebettet, und es ist ihnen die gegenwärtige, recht auskömmliche Gehaltsgestaltung bei Erlangung wichtiger sozialer Vorteile wohl zu gönnen. Aber eine ungerechtfertigte Ueberhebung dieses Standes kann nicht geleugnet werden. Trotz aller Vielwisserei ist und kann die seminaristische Erziehung nur eine unvollständige Halbbildung herbeiführen, die auch manche Anmaßlichkeiten dieses freilich besonders schweren Berufs erklärt. Aber der am meisten belastete Landlehrer ist weniger anspruchsvoll als der besonders durch die günstigere Umwelt gestellte Stadtlehrer. Doch hier handelt es sich immerhin um ein geistiges Gebiet, wo die Minderbegünstigten mit Recht sich emporringen und auch einseitig Vorteile für sich einheimsen, die ihrer geistigen Stellung nicht ganz entsprechen.

Ganz unbillig ist indessen die sozialistische Geringschätzung der Kopfarbeit, obwohl die Sozialdemokratie in urteilsloser Anbetung vor Marx und Engels auf dem Bauch liegt, von denen Marx wohl ein scharfer Denker war, aber wissenschaftlich längst überholt und widerlegt ist, dagegen Engels ein geistreichelnder Phrasenheld. Lassalle, sein Volksgenosse, war viel bedeutender, aber auch ein eitler Arbeiterführer mit entschieden — aristokratischen Neigungen, dessen früher Tod daher vielleicht zu bedauern ist. Bismarcks Interesse für ihn war durchaus berechtigt.

Das Reichstagswahlrecht hat geistig verwüstend gewirkt. Jeder grüne Bursche von 21 Jahren hat dieselben politischen Rechte wie der größte Gelehrte, der edelste Wohltäter, der bedeutendste Staatsmann, der genialste Künstler und der erfolgreichste Feldherr, der nicht einmal, aus freilich triftigen Gründen, das aktive Wahlrecht besitzt. Dieser blühende Unsinn kann auch auf die Dauer nicht bestehn, soll nicht unser Volk im gröbsten Materialismus versinken. Diese Arbeiterherrschaft steht an Schädlichkeit der Regierung des Geldsacks gleich, den sie doch bekämpfen will. Die geistigen Kräfte unsres Volkstums müssen erst wieder in dem ihnen gebührenden Maße gewertet werden, ehe eine Besserung unsrer verfahrenen, politischen, sozialen und damit auch nationalen Verhältnisse zu erhoffen ist. Alle Achtung vor der geschickten und tapfern Faust, die sich jedoch nicht selbst lenken kann, sondern des Kopfs bedarf, der erst das Ziel der körperlichen Fähigkeiten zu bestimmen hat. Furcht vor der rohen Gewalt war doch sonst nicht deutsche Art, jetzt aber scheint diese schlotternde Angst in Schwung zu kommen!

Kurd v. Strantz.

Neuere Kunstliteratur

Wohl auf keinem andern Gebiet der Literatur gibt es so viele Neuigkeiten zu registrieren, wie auf dem der bildenden Kunst gewidmeten. Es wimmelt hier von wissenschaftlichen und populären Arbeiten, von Reproduktionswerken, Katalogen und Zeitschriften. Monographien-Sammlungen spenden in regelmäßigen Zwischenräumen ihr mehr oder minder dicke Bände, junge Doktoren bringen ihre mehr oder minder fleißigen Erstlingswerke an die Oeffentlichkeit, kurz, es ist jetzt die regste Betriebsamkeit vorhanden, wo noch vor zwei Jahr-

zehnten jede größere Arbeit Aufsehn erregte. Wir wollen aber unsre verehrten Leser keineswegs mit einer Titel-Aufzählung nebst hinzugefügten Zensur-Noten langweilen, sondern sie nur auf einige wenige Erscheinungen von Bedeutung aufmerksam machen.

An die Spitze setzen wir die neueste Michelagniolo-Biographie von Karl Frey*), nicht weil sie das neueste „Kunstbuch", sondern weil sie das bedeutendste der letzten Jahre ist. In ihr hat ein fleißiger und begabter Historiker die besten Früchte seiner Lebensarbeit zusammengetragen. Gerade wenn man Frey kennt, dann ist dieses Buch eine besondere Ueberraschung, da es das Temperament des Verfassers nur durch die Abwesenheit toter Stellen verrät und seine profunde Gelehrsamkeit nur in ihren Resultaten zeigt. Der bisher erschienene erste Band führt den Leser bis in die Nähe des David, da diese Periode aus äußerlichen Gründen in den zweiten Band verwiesen werden mußte. Wir lernen des Künstlers Abstammung kennen, seine Schulung durch Ghirlandajo und Bertoldo, seinen Aufenthalt in der Nähe des großen Lorenzo, seine Flucht, seinen Aufenthalt in Bologna, seine erste römische Periode. Aber diese altbekannten Lebens- und Entwicklungsetappen sind mit frischem Inhalt erfüllt. Ueberall hat man die Empfindung, von einer sichern Hand geleitet zu werden. So sehr auch der Verfasser für den Künstler begeistert sein mag, dem er die besten Jahre seines Lebens geweiht hat, so hält er sich doch von aller Ueberschwänglichkeit fern, er bleibt der kühl wägende Historiker, der auch die eignen Mitteilungen des Meisters, die uns in Condivis Biographie oder in Michelagniolos Briefen aufbewahrt sind, einer scharfsinnigen Kritik unterzieht.

Freilich würden nicht alle Leser des Buchs sich mit seinen Ergebnissen einverstanden erklären. Nach wie vor wird der Berliner Giovannino von diesem oder jenem dem Michelagniolo abgesprochen werden, wird ein andrer Gelehrter die Madonna an der Treppe, den Petersburger kauernden Knaben und andre nicht genau datierten Werke dem Oeuvre Michelagniolos anders einfügen, als es Frey getan hat, aber jeder Leser des Buchs wird bei der Lektüre die angenehme Empfindung haben, auf der Höhe der neusten gelehrten Forschung zu wandeln, und dem Verfasser Dank wissen für die angenehme Form, in der er ihm seine Forschungsresultate darbietet. Der Fachgenosse aber wird immer wieder zu den gesondert erschienenen Quellen und Forschungen greifen, die ihm eine überreiche Fülle von Material zugänglich machen und die Auseinandersetzungen mit andern Spezialforschern über wichtige strittige Fragen enthalten. Eine weitere Ergänzung dieser gewaltigen Biographie bildet das ebenfalls von Frey herausgegebene Corpus der Handzeichnungen von Michelagniolo**), von dem jetzt die Hälfte vorliegt.

Auch nicht ganz neu ist ein andres kunstgeschichtliches Buch, das bei aller Gelehrsamkeit doch ebenfalls jeden kunstbegeisterten Laien anziehn muß, da es Fragen behandelt, die zu den interessantesten Problemen der Aesthetik gehören. Wir meinen „Die Kunst des Porträts" von Wilhelm Waetzoldt.***) Um aus der Fülle des nicht nur äußerlich starken, sondern auch inhaltlich reichen Bandes ein Kapitel herauszugreifen, weisen wir auf die geistreiche Behandlung des Problems der Aehnlichkeit hin. Waetzoldt betrachtet den Begriff der Porträtähnlichkeit auf seinen historischen und ästhetischen Geltungsbereich hin, geht auf die Verschiedenheit in der Sehfähigkeit ein, die Verschiedenheit in der Auffassung und Darstellung, die einzelnen Phasen in der Entstehung des Porträts und ihre Bedeutung für die Aehnlichkeit. Er bringt Künstlerurteile über die Aehnlichkeit herbei, zeigt, wie wichtig es ist, daß der Künstler den geistigen Inhalt seines Modells kongenial erfaßt, kurz, er faßt das Problem von so verschiednen Seiten, weiß seine Ausführungen durch Beispiele so gut zu belegen, daß der Leser wirklich bereichert wird.

Zum Schluß noch einige ganz neue Bücher, die eben die Presse

*) Verlag Karl Curtius, Berlin.

**) Verlag Julius Bard, Berlin.

***) Verlag Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig.

verlassen haben. Der Baseler Kunstforscher Paul Ganz hat eine Auswahl von Handzeichnungen von Hans Holbein dem Jüngern herausgegeben, und zwar als dritten Band der Handzeichnungen großer Meister, den Oettingen mit Chodowiecki begann und Bode mit Handzeichnungen altholländischer Genremaler fortsetzte. Auch in in diesem Band ist das Hauptgewicht auf die Wiedergabe der ausgewählten Zeichnungen gelegt. Mit geradezu verblüffender Treue sind die Originale in Lichtdruck nachgebildet, eine Verlockung für jeden Fälscher. Es ist natürlich, daß die in Basel aufbewahrten Zeichnungen einen besonders breiten Raum einnehmen, aber da sie in hohem Grade charakteristisch sind und zu ihnen auch die Skizzen zu Holbeins Monumentalmalereien gehören, die Holbein von seiner interessantesten, nicht immer genug gewürdigten Seite zeigen, so wird man darüber nicht böse sein. Zu den einzelnen Zeichnungen gibt Ganz gute Anmerkungen, die über die Bestimmung der Zeichnung, ihre Ausführung usw. unterrichten. Die knappe Einleitung kann natürlich Holbeins Bedeutung als Zeichner nicht erschöpfen, aber sie skizziert doch die Entwicklung des genialen Künstlers in geschickter Weise. Interessant ist es, daß Ganz gründliche Studien Holbeins in Oberitalien als durchaus sicher annimmt, obwohl auch er diese schon längst vermutete italienische Reise Holbeins durch keine Urkunde belegen kann.

Sehr viel Interesse wird das große Werk von Ludwig Justi über Giorgione erwecken. Umgibt doch diesen genialen Meister der berückende Duft des Geheimnisvollen, und es erschien bisher leichter, einen großen Roman als eine kleine gelehrte Biographie über den Venetianer zu schreiben. Justi weist nach, daß das sichere Oeuvre des Meisters vollständig ausreicht, um seine künstlerische Entwicklung Schritt für Schritt zu verfolgen. Es ist geradezu ein Vergnügen, Justi zu folgen, wie er aus dem gesicherten Material einen festen Untergrund schafft, um auf ihm mit Steinchen, die er von allen Seiten herbeiholt, ein Monument aufzuführen, das des Malers würdig ist. Freilich, genaue Angaben über Giorgiones Herkunft, die Zahl seiner Lehrjahre, seine Einkünfte, Zahl und Namen seiner Liebsten, seine Lieblingsspeisen, seine kleinen Lebensgewohnheiten kann uns auch Justi nicht machen, aber klar und deutlich stellt er seine künstlerische Persönlichkeit vor uns hin. Alle Nebel fallen, wir sehn einen bei allem Träumerischen aktiven und lebensfrohen genialen Künstler, der die Malerei seiner Heimatstadt nicht nur neue Wege führt, sondern auch für die gesamte moderne Malerei eine Bedeutung hat, wie nur ganz wenige große Künstler neben ihm. Das Buch liest sich bei aller Gelehrsamkeit außergewöhnlich gut. Die klare Darstellung wird hier und da durch eine burschikose Wendung oder eine leichte Bosheit belebt, ohne daß diese Ingredienzen störend wirken. Die Anordnung des Buches ist geschickt und eigenartig. Der erste stärkere Band enthält den eigentlichen Text, der zweite die Dokumente, also Quellenschriften und Abbildungen, die auf diese Weise neben dem Text in bequemster Art benutzt werden können.

Alle hier angezeigten Bücher sind in geschmackvoller Weise ausgestattet. Es wäre aber eine Ungerechtigkeit, wenn man die Bücher des Bardschen Verlags nicht besonders erwähnen wollte. Bard beweist in ihnen wieder, daß er nicht bloß ein geschmackvoller Büchermacher, sondern weit mehr als das — ein Künstler ist, der sich in aufsteigender Richtung zu immer höherer Vollkommenheit entwickelt, so daß wir noch viele reiche und schöne Gaben von ihm erwarten können.

Dr. Ernst Jaffé.

Vergangenes und Künftiges aus der Chemie

Wieder hat uns der Akademische Verlag in Leipzig mit einem sehr beachtenswerten, alle Gebildeten gleich interessierenden Buche bedacht Es ist betitelt: Vergangenes und Künftiges aus der Chemie. — Schon vor einiger Zeit von dem berühmten, auch dem größern Laienpublikum bekannten, chemischen Forscher Sir W. Ramsay verfaßt, hat es Prof. Ostwald, Leipzig, unternommen, es aus dem Englischen ins Deutsche zu übertragen. Wohl kein ge-

eigneterer als Prof. Ostwald konnte sich dazu finden — sagt dieser doch selbst im Vorwort, daß er, auf Grund seiner 20jährigen Freundschaft und als Fachkollege mit den Gedanken und Arbeiten des Verfassers vertraut, hofft, eine sachlich und vor allem persönlich getreuere Wiedergabe der Aeußerungen des großen Forschers gegeben zu haben, als es vielleicht eine noch so getreue Wortübersetzung getan hätte.

Vom englischen Original unterscheidet sich das Werk durch Hinzufügung einer von Ramsay auf Wunsch von Prof. Ostwald verfaßten Autobiographie. Wir treten hier in gleicher Weise dem Forscher wie dem Menschen Ramsay näher. Wir lernen seine Vorfahren kennen, die zum großen Teil sehr bekannte Chemiker waren, so daß er selbst sagt: „Das darf man, glaube ich, sagen, daß das, was ich von chemischer Begabung besitze, ein Erbstück meiner Vorfahren von beiden Seiten ist. Er macht uns bekannt mit seinen Lehrern und Freunden, er zählt uns die Arbeiten der Forscher auf, die ihm selbst zur Anregung und Weiterarbeit dienten. Wir sehn da ein an innern und äußern Ehren so überaus reiches Leben vor uns. Vor allem jedoch lernen wir den augenblicklichen Stand seiner so interessanten Arbeiten kennen, sogar seine Gedanken und zukünftigen Probleme teilt er uns mit. Am Schluß seiner Biographie zitiert er ein von ihm etwas abgeändertes Wort von Robert Bayle: Der Sohn solcher Eltern zu sein, wie mein Vater und meine Mutter waren, eine solche Gehülfin zu haben, wie meine Frau ist, hat mir ein Glück gebracht, das ich mit größter Dankbarkeit anerkennen muß; mein Geleit und meine Laufbahn entsprechen so sehr meinen Neigungen und Absichten, daß, wenn mir die Wahl erlaubt gewesen wäre, ich schwerlich Gottes Bestimmung geändert haben würde.

Hier beginnt nun das englische Original mit geschichtlichen Essais. Es schildert uns meisterhaft das Jugendalter der Chemie, macht uns mit den Theorien der Chemiker aller Zeiten bekannt, schildert, wie sie chronologisch entstanden, was für Licht und Schattenseiten sie hatten. Es folgen dann sehr eingehende Biographien der größten englischen Chemiker, die auch besonders infolge der fesselnden Schilderung des persönlichen Lebens dieser großen Männer unser Interesse verdienen. Sehr eingehende Details erfahren wir aus dem Leben der vor kurzem dahingeschiedenen beiden Forscher, seines Landsmanns Lord Kelvin und des Franzosen Berthelot, die vom Geschick so reich begabt und begünstigt waren.

In dem „Chemische Essais" betitelten Abschnitte spricht er über Entdeckungen und Erfindungen, wie und wodurch sie entstanden, und wozu selbst die kleinsten und scheinbar unbedeutendsten später geführt haben.

Das Wesen der neuern Entdeckungen, der Hertzschen Wellen, der drahtlosen Telegraphie, der Röntgenstrahlen, des Radiums 2c., wird hier auch dem gebildeten Laien auf meisterhafte Art und Weise erklärt. Von der Schilderung der großen Bedeutung und der Folgen des Erkennens der periodischen Anordnung der Elemente durch Mendelejeff kommt Ramsay dann wohl zum interessantesten Teil seines Buches, nämlich zur ausführlichen Beschreibung seiner und seiner Schüler Arbeiten; von denen die Erkennung der weitern Bestandteile der Luft, des Heliums 2c. und vor allem der Umwandlung des Radiums in Helium, des Kupfersulfats in Lithium die bekanntesten sind. — Sodann entwickelt er seine eigenen, sehr verständlichen Theorien über die Entstehung des Nordlichts und führt das Wesen der Elektrizität auf Aeußerungen des osmolischen Drucks zurück.

Zum Schlusse seines Buches zieht er, der selbst lange Zeit an deutschen Universitäten studiert und auch promoviert hat, ausführliche, interessante Vergleiche zwischen den englischen und deutschen Bildungsstätten. Er erkennt freimütig die Erfolge unsrer akademischen Freiheit an und rät seinen Landsleuten, das System des „Wettbewerbs" fallen zu lassen, was zu dem Nachteil führte, daß jeder sich vor seinen Fachkollegen ängstlich verschlösse, statt sich im Interesse der Wissenschaft einander mitzuteilen. Es sollen auf den Universitäten Menschen erzogen werden, die das Wissen um seiner selbst willen liebten.

Zum Schluß mag noch erwähnt werden, daß das Buch mit einem vorzüglichen Bild des Verfassers ausgestattet ist.

Dr. Arthur Fornet.

Schellings Werke.

Auswahl in 3 Bänden, mit 3 Porträts Schellings und einem Geleitwort von Prof. Arthur Drews, herausgegeben und eingeleitet von Otto Weiß. 2300 Seiten, 8°, brosch. M. 20,—, in 3 soliden Halbfranzbänden geb. M. 25,— Numerierte Luxusausgabe in Ganzlederbänden M. 35,—. Leipzig, Verlag von Fritz Eckardt.

Die Naturphilosophie Schellings war Jahrzehnte hindurch der Vergessenheit anheimgefallen. Nur wer die deutsche Romantik näher studierte, der fand in den Literaturgeschichten in diesem Abschnitt auch einen Hinweis auf Schelling und seine „romantische" Philosophie oder gar ein Kapitel, das sich ausschließlich mit diesem Denker der Aesthetiker beschäftigte. Nur einige erlauchte Geister wiesen von neuem nachdrücklich auf ihn hin. Kuno Fischer schrieb ein stets bedeutsam bleibendes Werk über ihn, auch Eduard von Hartmann verdanken wir eine tiefgründige Darstellung seines Wirkens. In diesem Falle hatte wohl eine Wesensverwandtschaft mit dazu beigetragen, daß diese Darstellung in so vollendeter Weise geglückt ist. Und wiederum hat jetzt ein Schüler Eduards von Hartmann — Professor Arthur Drews in Karlsruhe — eine äußerst sublime Einleitung zu der oben genannten neuen Schelling-Ausgabe, die Otto Weiß in sorgfältigster Liebe redigiert hat, verfaßt. Die moderne monistische Bewegung, deren eigentlicher Genius und Prophet wie grundlegender Philosoph wiederum Eduard von Hartmann mit seiner Lehre vom Unbewußten ist, hat das Feld für Schelling und seine Ideen und Ideale wieder einigermaßen vorbereitet. Auch sind neuerdings einige andre Arbeiten von Schelling erschienen. Fechner ging seine eignen seltsamen Wege; aber auch er war in mancher Beziehung ein Nachfahre Schellings. Beider „Identitäts-Philosophie" geht schließlich auf Spinoza zurück und, wenn man will, auf noch viel ältere Denker, auf altdeutsche und endlich altgriechische Mystiker und Naturphilosophen. Gerade der moderne Monismus hat auch Beziehungen zur alten noch nicht dualistischen Philosophie der Vorsokratiker und zur Weltauffassung der Renaissance, der Giordano Bruno, Pico von Mirandola u. a. Kein Wunder, daß in diesem Kreise auch das leuchtende Gestirn des Romantikers Schelling wiederkehrt. Charakteristisch für unsre Zeit und ihre Denker — sie ist wie die der Romantiker eine an Zukunftsideen überreiche, ja geradezu von geistiger Elektrizität geladene Uebergangszeit, die auf ihren Messias mit tausend Sehnsüchten wartet — ist die fluktuierende Unbestimmtheit ihres philosophischen Wesens. Dasselbe Symptom charakterisiert Schelling. Seine Anschauungen sind in ewiger Entwicklung. Vom absoluten Ich Fichtes ausgehend, kommt er zum absoluten Objekt, — der Natur, deren geistige Wesenheit und Subjektivität, ja Souveränität er jedoch bald anerkennen muß, — in seiner „Identitätslehre", in der Seele und Natur, Denken und Sein als identisch gedacht werden und so mit der alte Gegegensatz, der „Dualismus", überbrückt erscheint. Ich kann hier nicht des nähern darauf eingehn, zumal gerade in der Identitätslehre der objektive Gipfelpunkt der Philosophie Schellings erreicht ist; nur das möchte ich wenigstens noch andeuten, daß dieser geistvolle Denker sich selbstverständlich mit diesen Ergebnissen beruhigen konnte, weil dabei der Mensch, das Ich, das alte Ideal, zu kurz wegkam. Notwendigerweise gelangte Schelling weiter zu einer ästhetischen und ethischen Weltanschauung in seinen Ideen über die Bedeutung des Menschen als höchste Offenbarung Gottes, über die künstlerische und ethische Betätigung des Menschen (vgl. „Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit", 1809).

Die neue Ausgabe — drei stattliche Bände in sehr würdiger Ausstattung — enthält auf zirka 2300 Seiten alle wichtigen und für die Gegenwart bedeutungsvollen Schriften unverkürzt und zwar:

Band I: Die Schriften zur Naturphilosophie.
„ II: Die Schriften zum Identitätssystem.
„ III: Die Philosophie der Kunst, die Schriften zur Freiheitslehre und eine Auswahl aus der positiven Philosophie.

Die ausführliche Einleitung des Herausgebers geht auf das Leben, die geschichtliche Stellung und Bedeutung Schellings ein und entwickelt seine Philosophie im Hinblick auf die Schriften in ihrer chronologischen Reihenfolge. Die Einleitung soll das Eindringen in die Werke Schellings an jedem Punkt in

gleicher Weise ermöglichen. Ausführliche Personen- und Sachregister erhöhn den wissenschaftlichen Wert der Ausgabe. Die Seiteneinteilung stimmt mit der Originalausgabe (1856—61) überein.

Hans Benzmann.

Lessing-Gesellschaft E. V.

Das neue Programm der Lessing-Gesellschaft, das wir hiermit veröffentlichen, umfaßt unter dem Gesamttitel „Stätten der Kultur" einen Zyklus von 8 Vorträgen, der uns durch berufene Persönlichkeiten die Eigenart der Entwicklung und den weitern kulturellen Einfluß einer Reihe von Städten und Ländern vorführen soll, und zwar von Berlin, Wien, London und Paris; die Schweiz, Japan und China.

Es werden sprechen: Hermann Heijermans über Berlin, Ernst Zahn über die Schweiz, Adolf Gelber über Wien, W. Fred über London, Dr. Käthe Schirmacher über Paris, Geheimrat von Hesse-Wartegg über Japan, Dr. Georg Wegener über China.

Den Schluß der Reihe wird ein Vortrag des Grafen von Hoensbroech über „die Kultur und ihre Feinde" bilden.

Für die beiden Vorträge, die weit entfernte Kulturländer behandeln, steht eine Auswahl charakteristischer Lichtbilder zur Verfügung.

Die Lessing-Hochschule führt auf dem Gebiete der Kunstgeschichte folgende Vortragsreihen mit Lichtbildern vor: Architektur von Dr. Rudolf Bernoulli; Einführung in die Kunstschätze der Nationalgalerie und Moderne Plastik in Einzeldarstellungen von Dr. Max Osborn; Venedig von Fritz Stahl. Literatur wird gelehrt durch Constantin Hilpert; Moderne Literatur, Lyrik, Roman, Drama bis zur Gegenwart durch Wilhelm Herzog; Heinrich von Kleist, sein Leben und seine Werke. Dr. Walter Bloem liest über das moderne Theater. Die Besichtigung einer großen Berliner Bühne, Lichtbilder und Rezitationen werden diesen Vorträgen einen besondern Reiz verleihen.

Ueber philosophische Themate lesen: Dr. Erich Everth: Eine Einführung in die Philosophie, und Dr. Ernst Hoffmann über Nietzsche. — Ferner sprechen Oberstabsarzt Dr. E. Barth über Physiologie der Stimme und Sprache und Dr. Max Burkhardt über das deutsche Lied und seine Entwicklung bis zur Gegenwart.

Sonderzyklen mit beschränkter Hörerzahl finden statt von Louis Lagarde: Französische Sprechübungen für Anfänger mit grammatikalischer Vorbildung und französische Sprechübungen für Vorgeschrittene, die schon sprechen können. Von Dr. Arthur Pakscher: Italienischer Sprachzyklus als Einführung in die italienische Sprache. Die Museumsführungen in der Nationalgalerie und im Kaiser Friedrich Museum übernimmt auch in diesem Quartal Dr. Max Osborn.

Ausführliche Programme werden auf Wunsch kostenlos zugesandt durch das Bureau der Lessing-Hochschule: Berlin W. Potsdamerstr. 135.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

NORD
UND
SÜD

NORD UND SÜD

Franz von Defregger:
Ein junger Tiroler
(Nach einem unveröffentlichten Oelgemälde)

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H. Berlin W 30, Traunsteinerstr. 3

35. Jahrg. Bd. 135 Heft 3 Erstes Novemberheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Das russisch-japanische Bündnis

Der am 11. und 12. Juli bekannt gewordene Vertrag besteht aus einem dünnen Paragraphengerüst von drei Stangen: Eisenbahnkonvention in der Mandschurei, Status quo, gemeinsame Abwehr eines jeden diesen Status gefährdenden Ereignisses. Quer über diese drei Stangen ist ein Brett genagelt mit der Aufschrift: „Zur Wahrung des Friedens in Ostasien!"

Die Worte sind mit solcher Vorsicht aus der Apotheke der harmlosen Hausmittel gewählt, daß sie den wahren Inhalt zu verbergen scheinen: der Vertrag will eine schädliche Konkurrenz zwischen den russischen und japanischen Bahnen in der Mandschu-Provinz vermeiden, schützt gemeinsame Handelsinteressen vor und verrät erst durch den dritten Artikel, daß vorgefaßte Meinungen und politische Absichten diese Abmachungen verursachten. Sollte nämlich der neu stabilierte Zustand bedroht erscheinen, so werden gemeinsame Maßnahmen ihn aufrecht erhalten. Was sind das für Maßnahmen? Die allgemeine Fassung des Artikels 3 läßt vermuten, daß im Geheimartikel 4 angegeben wird, worin diese Maßnahmen, wie sie beide Vertragschließenden belieben, bestehn sollen. Gemeint kann nur sein: Abtreibung jeder drohenden Macht durch vereinte Gewalt; der Vertrag vom 4. Juli bedeutet also ein Bündnis. „Rußkoje Slovo" berichtet sodann von einer weitern Geheimklausel. Darnach verpflichten sich beide Mächte zu gemeinsamem Widerstand, um jede Genehmigung Chinas zur Anlage einer Eisenbahn oder eines industriellen Etablissements oder eines Bergwerks an eine fremde Macht zu verhindern, wenn eine solche Anlage den russischen oder japanischen Interessen widerstreiten sollte. Diese Klausel würde nicht nur die „offne Tür" verriegeln, sondern auch das größte Reich auf Erden seiner Souveränität berauben.

Mögen nun die Geheimartikel 4 und 5 existieren oder nicht, dieses politische Abkommen zwischen zwei Großmächten, die einander noch vor wenigen Jahren in blutigem Kriege bekämpften, muß großen Eindruck auf die politische Welt machen, teils direkt durch seine Tragweite in Ostasien,

teils durch die hervorgerufene Erschütterung und die Rückwirkungen dieses Bündnisses auf Amerika und auf die Zentralmächte Europas.

Der Vertrag ist das Werk des am 6. Juni 1906 von Madrid nach St. Petersburg versetzten Botschafters Rt. Hon. Sir A. Nicolson, des Barons Dr. J. Motono und des Ministers A. P. Iswolski. Sir Artur Nicolson arbeitete während der Tragikomödie von Algeciras als der erbittertste Feind des Deutschen Reiches gegen Herrn von Radowitz, Bismarcks bekannten „Jagdhund, der von jedem Pürschgang ohne Beute heimkehrt", und gegen den Grafen Tattenbach, dem die Franzosen wegen seiner Intelligenz und Grobheit den Spitznamen „Der hinkende Teufel" aufgetrieben hatten. Am Manzanares steckte Sir Artur den langen Alfons sofort in die Tasche, zauberte den Vertretern des armen Landes im Handumdrehn eine starke Kriegsflotte vor Augen und schuf der Battenbergerin ihren triumphartigen Einzug in das Land der Hidalgos. Monsieur André Tardieu spendete dem Fünfziger aus Salisburys Schule das Lob, er habe seine wertvollste Arbeit „stets geräuschlos" geleistet. Im Stillschweigen liegt das Geheimnis des Erfolgs. Ueber die bis ins Jahr 1906 zurückgehenden japanisch-russischen Unterhandlungen verlautete kein Sterbenswörtchen. Der Mord am Fürsten Ito, der als verwegener Abenteurer begonnen, dann ein schlauer Staatsmann geworden war, um als ordinärer Güterspekulant auf Korea privater Rachsucht zum Opfer zu fallen, erinnerte daran, daß sich jener greise Diplomat einmal mitten im Winter in Charbin mit dem russischen Finanzminister Kokowzew zusammengefunden hat. In der Mandschurischen Eisenbahn investierten die russischen Großfürsten namhafte Kapitalien.

Daß der Vertrag so rasch zustande kam, muß Wunder nehmen; denn es waren Hindernisse bei Seite zu räumen, die noch vor wenigen Jahren unübersteigbar schienen. Im Dezember vorigen Jahres wurde zum erstenmal von einem Bündnisvertrag zwischen Japan und Rußland gesprochen, als ein Trupp russischer Studenten nach Nippon fuhr und dort die herzlichste Aufnahme erlebte. Allein im Reich der aufgehenden Sonne gab es von Anfang an Leute, die voll Mut sofort nach dem russischen Krieg eine japanisch-russische Gesellschaft ins Leben gerufen hatten lediglich zum Zweck, zwischen den beiden Kaiserreichen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Diese Gesellschaft hatte indessen kein Glück. Um ihre Auflösung zu verhindern, griff die japanische Regierung ein und gab ihr außer durch Zuführung erklecklicher Geldmittel durch den Beitritt des Ministerpräsidenten, des Marquis Katsura, des Verkehrsministers Barons Goto, des Kriegs-

ministers General Terauchi und sogar des steinalten Feldmarschalls Yamagata neues Leben. Die Erweckung dieser Gesellschaft in Tokio mit ihren Filialen in der Mandschurei, wo kurz zuvor Russen und Japaner kommerziell sich aufs heftigste bekämpft hatten, bildete den Prolog der Versöhnung. Als auf dieses Vorangehn zu Tokio ebenso prompt in St. Petersburg durch Bildung eines russisch-japanischen Komitees geantwortet wurde, reiste Baron Motono heimwärts, erstattete Bericht und holte neue Informationen. Der Bündnisplan wurde auf breiter Basis aufgebaut. Schon im Juli 1907, nach Unterzeichnung des französisch-japanischen Vertrags, stand nämlich im „Chuo" zu lesen: „Der Vater dieses Vertrags ist unser Bündnis mit England, die Mutter Englands Entente cordiale mit Frankreich, seine nächste Frucht wird der Vierbund sein, der England, Frankreich, Rußland und Japan eint. Dann schwindet den Chinesen die Möglichkeit, aus der Eifersucht der uneinigen Großmächte Vorteil zu ziehn und die Politik der Hindernisse und des Fallenstellens fortzusetzen: sie haben dann nicht mit einer vereinzelten, durch die Rücksicht auf Rivalen gelähmten Macht zu tun, sondern mit vier einigen und mächtigen Nationen." Die Abweisung nämlich, die Japan bei den Chinesen gefunden, hatte die gelben Männlein gezwungen, das Bündnis mit dem Moskowiter zu suchen.

Schon zur Zeit des Boxeraufstands hegte Japan den grandiosen Plan, die Hegemonie über alle Völker der gelben Rasse zu übernehmen und an der Spitze einer 700 Millionen zählenden Völkermenge und mit einer Riesenarmee nicht nur alle Europäer aus dem fernen Osten zu verjagen, sondern auch alle ihre Kolonien und Besitzungen in Asien abzunehmen. Damals ließ Wilhelm II. seinen Alarmruf gegen die gelbe Gefahr erschallen: „Völker Europas, schützt eure heiligsten Interessen!" Japan arbeitete ohne Rast an der Regeneration des „Himmlischen Reiches", erzog die chinesische Jugend, die an der Universität von Tokio studierte, schickte seine Offiziere als Instrukteure unter Chinas Truppen und schob die Untertanen des Mikado in alle Verwaltungszweige des weiten Kaiserreichs. Bei dieser eifrigen Propaganda erwies sich jedoch „la main lourde" der japanischen Nachbarn. Ihr Auftreten als Gebieter mißfiel den klugen Kindern Kong-Fu-Tsees. China ging rasch von der Begeisterung, womit es das Angebot der knapp seit einem Menschenalter europäisierten Japaner angenommen hatte, zur offnen Abneigung über. Der kleine Schulmeister war über Nacht zum Feind, zum Spion, Ausbeuter und Tyrannen geworden, gegen den man die Augen offen behalten müsse, gerade weil er

allzeit von seiner uninteressierten Freundschaft redete. Bald traten Ereignisse ein, die einen Abgrund zwischen beiden Ländern aushöhlten: Die Affäre mit dem Dampfer Tatsu Maru, deretwegen China, obwohl das Recht auf seiner Seite stand, sich auch noch entschuldigen mußte, die Boikottierung Kantons, der dem Handel schweren Schaden brachte, die willkürliche Besetzung der Pratas-Inseln durch die Japaner, obwohl diese Inseln seit undenklichen Zeiten China zu eigen gehörten, und endlich die Eisenbahnfragen, lauter Zwischenfälle, die sich innerhalb kurzer Zeit abspielten.

Das völlige Revirement der japanischen Politik begann an jenem Tag, als in Erfüllung seines neuen Programms China die Offiziere, Professoren und Verwaltungsbeamten japanischer Abstammung zu entlassen begann. Dadurch wurde Japan rasch und mit Gewalt in Rußlands Arme getrieben. Vorher hatte es ein starkes China ersehnt, um zu gelegner Zeit die koaliierten Interessen der Europäer in Asien zu werfen; zu diesem Zweck war anno 1907 sogar die Verständigung mit den Anhängern Muhameds erfolgt: die japanische Botschaft beim Scheik ül Islam und Padischah in Konstantinopel. Dieser Schritt sicherte den Anspruch auf die Protektorrolle des Islam in der asiatischen Diaspora vom Nil bis zum Ganges: alle Muselmänner blickten hoffnungsvoll auf Japans Sonnenaufgang. In China wohnen ungefähr 20 Millionen und in Britisch-Indien angeblich 70 Millionen Muhamedaner. Solche „Bundesgenossen“ muß man sich warm halten.

Nachdem jedoch das ein Jahrzehnt heiß ersehnte Bündnis mit China unmöglich geworden war, suchte Japan sich mit Europa gegen China zu verbünden. Napoleon I. hat das Wort geprägt, daß der Russe den Tartaren in Europa vorstelle; deshalb erscheint der Russe dem Asiaten als der ihm am nächsten stehende Europäer. Von dem Tag an, als ihm das Leitseil über das chinesische Ungetüm entglitten war, mußte sich Japan die Frage stellen, was wohl ihm selbst bevorstehe, wenn erst die 400 Millionen Zopfträger es fertig brächten, sich zu einer starken Nation mit europäischen Ordnungen zusammenzuschließen, diese Macht, so nahe vor seinem Inselreich und furchtbar durch ein Heer von 10 Millionen Soldaten. Das hieß die nahe Gefahr. Im Westbezirk des Stillen Ozeans lauert die zweite, die entfernte: die Philippinen stark befestigt. Kalifornien, Kanada und Australien hatten in offener Mißachtung dem „gelben Affen“ die Tür verschlossen, und namens der alten Nothelfer in Finanznöten spricht Jakob S. Schiff in New-York sogar den Vaterfluch über seine undank-

baren und ungeratenen Söhne im fernen Westen. Was blieb da noch übrig? Mr. Louis Aubert, der Verfasser zweier Bücher über Japan, antwortet: „Japan muß weiter rüsten und sich den europäischen Mächten nähern, von denen es nichts zu fürchten, dafür aber Geldhilfe zu erhoffen hat. Im Bund mit England, Frankreich und Rußland kann es den Vereinigten Staaten, Deutschland und China Trotz bieten und zunächst Zeit gewinnen." Gegen Amerika stählt Nippon seine Kriegsflotte. Und um Großbritannien bis zum August 1915 bei seinem japanischen Bündnis festzuhalten, schließt der Mikado sein Bündnis mit dem Zaren. Der nordamerikanische Staatssekretär Knox merkte das heimlich angesponnene Techtelmechtel und begehrte darum die Neutralitätserklärung der Mandschu-Bahnen. Der schlaue Amerikaner wollte noch in der letzten Stunde die Füchse ausräuchern, die sich heimlich in jenem nördlichen Winkel des himmlischen Reichs eingenistet hatten. Knox erlitt eine glatte Abweisung.

Kaum ist endlich der russisch-japanische Vertrag ins Reine geschrieben, da wird auch schon Sir A. Nicolson von St. Petersburg als Nachfolger von Sir Charles Hardinge in Foreign Office nach London berufen. Sir Artur kann sein Alibi beim Unterzeichnungsakt des Vertrags nachweisen, während seine Freunde, Rußland und Japan, sich als Gesellschafter einer Ausbeutungsfirma en gros in der Mandschurei breit machen, und Rußland obendrein die Erlaubnis zur „friedlichen Durchdringung der Mongolei" von Altai Tomsk bis Hulan und Hsin-min-tun erhält, d. h. eines Landgebiets, beinahe so groß wie das europäische Rußland selbst. Gleichzeitig schreitet Japan offen zur Einverleibung Koreas.*

Mit dem Vertrag vom 4. Juni 1910 ist das Ende des Panmongolismus eingetreten.

Das von allen Seiten bedrohte China setzt seit geraumer Zeit seine Hoffnungen auf Onkel Jonathan. Noch vor wenigen Jahren boikottierte man die amerikanischen Produkte in den chinesischen Häfen, und mehr als eine Drohnote flog von Washington nach Peking. Jetzt sind die Beziehungen vorzüglich und gestalten sich mit jedem Tag intimer.

In Washington läßt man keine Gelegenheit vorübergehn, sein weitgehendes Wohlwollen für China an den Tag zu legen. Onkel Jonathan schenkte dem gelben Nachbar zehn Millionen: es war der Verzicht auf die famose Entschädigung nach der Boxer-Erhebung. Als vollendeter Kavalier erklärte der Amerikaner die Summe für übertrieben. Petits cadeaux qui entretiennent l'amitié! Bald kamen reichere Geschenke in Form vorteil-

*) Die Annexion ist mittlerweile geschehn.

hafter Zollinterpretationen zu Gunsten chinesischer Waren und namhafte Dienste internationaler Art. Daraus folgte mit Naturnotwendigkeit, daß der Botschafter des Sternenbanner-Freistaats in Peking vom Nimbus des höchsten Prestiges umstrahlt ist und einen unbegrenzten Einfluß ausübt. Ein Vorfall beweist das. Anno 1908 unterhandelten die ersten Geldmächte Kantons wegen der Finanzierung des Anlehens für die Eisenbahnen von Kanton nach Hanku und Seu-Tschuan. Die Gruppe bestand zur Hauptsache aus englischen Finanzmännern, die gleichzeitig auch Deutsche und Franzosen an dem Geschäft beteiligten in der Annahme, daß damit der Erfolg nicht ausbleiben könne. Der bei Seite gelassene Amerikaner fühlte sich gekränkt. Da genügte es nun, daß in Abwesenheit des amerikanischen Botschafters William W. Rockhill dessen Sekretär H. P. Fletcher einen Besuch beim Wai-Pu (Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten) machte, und das englisch-deutsch-französische Eisenbahnunternehmen mit all seinen Vorstudien und Opfern an Zeit und Geld flog in die Luft. Vom Ende des letzten Jahrs datiert der witzige Ausspruch eines Hamburger Exporteurs: „In Peking hat weder der Rex (Deutschlands Botschafter) noch der Papst (Frankreichs Botschafter) etwas zu sagen, dort kommandiert allein der Amerikaner." — Das jüngste Blaubuch des Kabinetts von St. James über Tibet bestätigt, wie über alle Maßen schwierig Großbritanniens Verhältnisse in China geworden sind, das alle Verträge mißachtet und allen Britenfeinden zu Willen ist.

Dem japanisch-russischen Vertrag vom 4. Juli 1910 wird in absehbarer Zeit ein chinesisch-amerikanischer Vertrag folgen, der auf handelspolitischem Gebiet seine Achse einsetzen dürfte. Schon vor zwei Jahren lancierte der „New-York Herald" die Idee einer chinesisch-amerikanischen Allianz. Damals haben allein die Vereinigten Staaten von Amerika sich auf Chinas Seite gestellt, indem sie den Grund und Boden, worauf Japan und Rußland ihre Schienen legten, als Chinas Eigentum erklärten. Dieser salomonische Spruch des comune sense wurde von Chinas Presse mit Jubel aufgenommen.

Da Rußland seinen Rücken in Ostasien gedeckt weiß, genügen ihm als asiatische Garnison die drei sibirischen und die zwei in Turkestan stehenden Armeekorps vollauf, während es mit dem ganzen Gewicht seiner Garde (3 Divisionen), seiner Grenadiere (3 Divisionen) und seiner 24 regulären Armeekorps (zu je 2 Divisionen) an der deutschen und österreichischen Grenze seinen Einfluß in Europa und insbesondere auf dem Balkan geltend machen kann und wird. „Novoje Wremja" hat schon die handschuh-

bewehrte Faust gezeigt: „Die Intrigen der europäischen Zentralmacht in Kleinasien und Persien haben ein jähes Ende und beschützen gleichzeitig Europa vor der Politik abenteuerlicher Sprünge und kecker Anmaßungen."

Der Zarenbesuch in Racconigi verriet A. P. Iswolskis neue Orientierung nach dem Westen. König Viktor Emanuel III. ist der Schwiegersohn des neuen „Königs" von Montenegro. Montenegro gewährt den Führern des Albanesenaufstands, an dessen Bezwingung sich die türkische Heeresmacht langsam verbluten soll, einen sichern Zufluchtsort und verweigert kraft seiner Beziehungen zu Rußland und Italien die Auslieferung der Flüchtlinge. So hat sich Rußland die Möglichkeit gesichert, das glimmende Feuer auf dem Balkan, wo die Griechen und Bulgaren den Augenblick zum Losschlagen kaum erwarten können, stündlich zu einer turmhohen Flamme anzublasen.

Für die deutsche Diplomatie kam der Abschluß des Bündnisses vom 4. Juli 1910 nicht überraschend. Gouverner c'est prévoir. Schon zu Neujahr soll die Weisung ergangen sein, drei Städte im Osten, B., K. und M., zu Festungen ersten Rangs zu erheben. Als Staatssekretär hielt Alfred von Kiderlen-Wächter seinen Einzug in die Berliner Wilhelmstraße. Der tapfere und humorvolle Schwabe befand sich seit dem 21. Januar 1900 auf dem besten Beobachtungsposten von Europas Osten, in Bukarest, und genoß das Glück, in König Karol, dem ausgezeichneten Kenner des Balkans und seiner Bewohner, einen weisen Berater und gütigen Gönner gefunden zu haben.

Für den Augenblick wird natürlich durch das jüngste Bündnis Japans mit Rußland im politischen Antlitz gar nichts geändert, dem Anschein nach bleibt alles beim Alten, auch in der Mandschurei. Bei diesen Verträgen wie beim modernen Kauderwälsch der Diplomatie spielen die Schlagworte: „Status quo, Souveränität, offene Tür" u. a. eine wichtig tuende Rolle. Πάντα ῥεῖ und der Status Nordchinas wird gerade durch den neuen Vertrag von Grund aus geändert. Wo sind der Status Marokkos vom 1. März 1905 und die Souveränität seiner kaffeebraunen Majestät, des Prophetenenkels Abdul Aziz, geblieben?

Unterm Schatten eines hochragenden Worts vollziehn sich still die bedeutendsten politischen Umwälzungen.

Dr. Franz Lipp

Prof. Dr. Ferdinand Meisel (Darmstadt): Johannes Schlaf und die kopernikanische Weltanschauung

Unter dem Titel „Meine fachmännischen Kritiker“ hat Johannes Schlaf im ersten Oktoberheft dieser Zeitschrift einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er von den vielen Kritiken, die seine eigentümlichen, in „Nord und Süd“ veröffentlichten Anschauungen über die angebliche Unhaltbarkeit der kopernikanischen Weltanschauung hervorgerufen haben, zwei zu widerlegen sucht, nämlich eine von Herrn Dr. Courvoisier in Berlin und eine von mir herrührende. Da von den 13 Seiten des Aufsatzes sich acht mit meiner Kritik beschäftigen, kann mir wohl nichts übrig bleiben, als in dieser Angelegenheit nochmals zur Feder zu greifen. Ich tue das mit innerstem Widerstreben; wenn ich es trotz dieses Widerstrebens tue, so leitet mich dabei nur der Wunsch, in den Lesern dieser Zeitschrift, die doch wohl nicht alle auch Leser der „Frankfurter Zeitung“ sind, in der am 1. 8. meine Entgegnungen erschienen, und auch in Herrn Schlaf selbst nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, ich wisse nun nichts weiter zu erwidern, Herr Schlaf sei im Rechte und der große Kopernikus ein für allemal abgetan. Ich werde die Sache so kurz wie möglich machen. — Außerdem bemerke ich von vornherein, daß ich in dieser Angelegenheit nun nichts weiter schreiben werde. Für mich ist die Sache abgetan. Wenn Schlaf noch weiter darüber schreiben will, kann ich es natürlicherweise nicht verhindern; auch ich bin nicht imstande, jemand zu überzeugen, der sich nicht überzeugen lassen will.

Aus den Gründen, die Professor Meisel selbst hier anführt, fühlen wir uns verpflichtet, den Ausführungen des von uns hochgeschätzten Gelehrten Raum zu geben. Damit schließen wir aber endgültig die Debatte über die „Unhaltbarkeit der Kopernikanischen Auffassung“. Die Redaktion.

Zunächst führt Herr Schlaf eine Stelle aus einem Newcombschen Aufsatze über „Geheimnisse des Kosmos“ an, in der dieser berühmte Gelehrte darauf hinweist, daß die heutige Astronomie eine große Anzahl wichtigster Fragen nicht zu beantworten vermöge. Das weiß ein jeder, auch wenn er nicht der berühmte Newcomb ist; und dieses Schicksal, noch nicht alle Fragen beantworten zu können, teilt die Astronomie mit jeder andern Wissenschaft. — Dann fährt Herr Schlaf fort: „Also hat die kopernikanische Astronomie trotz jahrhundertelanger Arbeit, und trotzdem ihr sehr vollkommene Methoden und Werkzeuge zu Gebote stehn, nichts darüber ausgemacht, daß unser Sonnensystem auf das Sternbild der Leier zustrebt! Und sie hat ferner in Wahrheit nichts darüber ausgemacht, ob die räumliche Ausdehnung des Kosmos eine unendliche ist . . .“ Ja, wer hat denn jemals behauptet, daß die kopernikanische Auffassung auf alle Fragen Antwort zu geben vermöge? Sie will nichts weiter, als das System der Sonne, der Planeten und ihrer Satelliten in möglichst einfacher Weise darstellen, und das ist ihr glänzend gelungen. Mehr wollte und mehr konnte sie nicht leisten. Ihr Vorzug vor andern Darstellungen, beispielsweise der Tychos, liegt nur in ihrer Einfachheit und Durchsichtigkeit, die überhaupt erst astronomische Berechnungen ermöglichte. Sie kann ja nicht einmal — und es wundert mich, daß Herr Schlaf sich diese Feststellung hat entgehn lassen! — die erste Entstehung der Bewegung der Planeten und Monde erklären. Die Newtonsche Ableitung der Bewegungsgesetze aus dem Gravitationsgesetz setzt schon geradlinige Bewegungen als im Augenblick des Beginns der Betrachtung vorhanden voraus. Wie diese Bewegungen entstanden sind, wissen wir mit der kopernikanischen Anschauung so wenig, wie ohne sie. — Will Herr Schlaf hieraus vielleicht auch eine Anklage gegen den großen Newton schmieden? All unser Wissen ist Stückwerk, und alle wissenschaftliche Arbeit ist nichts andres als das Streben, der Wahrheit näher zu kommen.

„Worüber Herr Professor Meisel mich belehren wollte, das wußte ich selbst. Nämlich daß, wenn die Erde um die Sonne läuft, die Planeten und Jupiter in Bezug auf die Erde in Epizykloiden gehn, während ihre tatsächliche Bahn, also um die Sonne herum, eine — von ihren Exzentrizitäten abgesehn — kreisförmige sein würde.“ So schreibt Johannes Schlaf auf S. 32 in seinem angeführten Aufsatz. Das stimmt nur leider nicht ganz. Das, worüber ich ihn belehren

wollte, wußte Herr Schlaf nicht. Denn wenn er es gewußt hätte, so hätte er in seinem ersten Aufsatz nicht mehrmals, an mindestens drei Stellen, die Behauptung ausgesprochen, daß nach der kopernikanischen Theorie der Jupiter in der Opposition stillstehn müsse, während er tatsächlich in dieser Stellung das Maximum seiner rückläufigen Geschwindigkeit erreicht. Hierin zeigte sich ganz klar, daß Herr Schlaf von dem wirklichen Zusammenhang der wahren und der scheinbaren Bewegung keine Ahnung hatte. Um ihm diesen Zusammenhang klar zu machen, habe ich meine „sogar mit zwei Zeichnungen“ versehene „lange Ausführung“ gemacht; sie war tatsächlich durchaus notwendig. In seiner in der „Frankfurter Zeitung“ vom 12. August veröffentlichten Entgegnung gab dann Herr Schlaf den Irrtum, der ihm passiert war, bereitwilligst zu, einen Irrtum, der jemand, der auch nur in den elementarsten Elementen der Astronomie zu Hause ist, niemals hätte passieren können. Wie das im anständigen Kampf üblich ist, bin ich, nachdem mein Gegner seinen Irrtum einmal zugegeben hatte, in meinem zweiten Aufsatz vom 15. August auf diesen Punkt dann nicht weiter zurückgekommen. Wenn Herr Schlaf jetzt aber so tut, als ob meine diesen Punkt betreffenden Ausführungen ganz überflüssig gewesen, nicht durch seinen groben Fehler veranlaßt worden wären, wenn er in dem Leser den Glauben zu erwecken sucht, ich hätte in übel angebrachter Schulmeisterei eine ganz unnötige Belehrung an den Mann bringen wollen, so muß ich dagegen energisch protestieren. Das war nicht hübsch von Herrn Johannes Schlaf.

Aber Herr Schlaf hat nicht nur damals nicht das Wesen der relativen Bewegung begriffen, nein, er begreift es auch heute noch nicht; das geht aus seinen weitern Ausführungen unzweifelhaft hervor. — Er bemängelt meine Definition der Bewegung eines Punkts als einer relativen Lagenänderung gegen andre Punkte und will sie statt dessen als den Zustand „einer grad- oder krummlinig sich vollziehenden Veränderung bezw. Weiterrückung seiner jeweilig momentanen Lage im Raum“ definieren. Gerade das also, was für die relative Bewegung wesentlich, nämlich die Lagenveränderung gegen andre Punkte, will er streichen! Als Beispiel führt er die Bewegung des Jupiter an, ohne einzusehn, daß dessen Umlauf die dann auch nur eine relative Bewegung gegen alle andern Himmelskörper ist, und daß, wenn Jupiter allein im unend-

lichen Raum schwebte, von seiner Bewegung überhaupt nicht gesprochen werden könnte. — Daß es, wenn mehrere sich bewegende Punkte vorhanden sind, ganz gleichgültig ist, auf welchen von ihnen man die Bewegung der übrigen bezieht, sieht Herr Schlaf, weil ihm eben der Begriff der relativen Bewegung vollständig fehlt, natürlich auch nicht ein. Er will daraus eine „Bankrotterklärung der Astronomie" ableiten. Ach nein, Herr Schlaf, die Astronomie braucht sich wirklich noch nicht bankrott zu erklären, weil Sie in das Wesen der Bewegung nicht eingedrungen sind! — Damit Sie aber sehn, daß ich mit meiner Auffassung nicht alleinstehe, will ich Ihnen hier eine Aeußerung des auch von Ihnen als „berühmt" bezeichneten Astronomen Newcomb mitteilen. Newcomb schreibt in seiner „Populären Astronomie" (Deutsch von Dr. Rud. Engelmann, Leipzig 1881, S. 46) über Kopernikus: „Freilich hat er einen strengen Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie nicht gegeben und auch nicht zu geben vermocht. Er wollte und konnte nur zeigen, daß seine Annahme die Bewegungserscheinungen am Himmel und namentlich die Bewegungen der Planeten weit einfacher und natürlicher erkläre als das Ptolemäische System." — Das ist vollständig richtig; nur in dieser Einfachheit und Durchsichtigkeit liegt der Vorzug des kopernikanischen Systems vor jedem andern; an und für sich aber ist es, wenn ich das Planetensystem für sich, abgesehn von seiner relativen Bewegung gegen die Fixsternwelt, betrachte, ganz gleichgültig, ob ich die Bewegungen seiner einzelnen Glieder auf die Sonne, die Erde oder meinetwegen auf den siebenten Saturnsmond beziehe!

Wie vollständig unklar Herrn Schlaf das, worauf es hier allein ankommt, nämlich der Begriff der Bewegung, ist, zeigt sich so recht handgreiflich in seiner geradezu köstlich naiven Frage: „Sollte es denn nun aber nachgerade noch so gar schwer sein, die wirkliche, die absolute, zentrale Relation der kosmischen Bewegung, die maßgebendsten und nötigendsten, zu finden?" — Ach, Herr Schlaf, das ist nicht nur schwer, das ist einfach unmöglich, und zwar deshalb, weil es eine absolute Bewegung gar nicht gibt oder sie doch wenigstens für uns absolut unfeststellbar ist. Für den auf einen Himmelskörper festgebannten Menschen gibt es eben nur relative Bewegnngen. Absolute Bewegungen könnte nur ein auf einem im Weltraum unveränderlich festen Punkt lebendes Wesen feststellen. Wo ist dieser Punkt?

Was die „Verfrühung des roten Flecks", auf die Herr Schlaf so großes Gewicht legt, betrifft, so hat ihm ja Herr Dr. Courvoisier schon die ganz richtige Antwort gegeben, daß die Differenz zwischen der wahren und der „runden" Umlaufszeit sich im Laufe eines Monats schon zu der von ihm beobachteten Verfrühung von etwas über 5 Stunden führt. — Ich selbst habe mich auf diesen Punkt nicht näher eingelassen, weil ich seine Beobachtungen nicht nachprüfen konnte. Sollte aber wirklich eine ungewöhnliche Bewegung des roten Flecks wahrzunehmen sein, so läge es doch wahrlich näher, diese Erscheinung auf eine spontane, aus unbekannten Ursachen erfolgte Beschleunigung der Bewegung des Flecks auf der Jupiteroberfläche zurück- zurückzuführen, als aus ihr auf die Unrichtigkeit der kopernikanischen Weltanschauung zu schließen.

Nun, ich bin mit dieser Angelegenheit zu Ende. Ich zweifle nicht daran, daß Herr Schlaf nun wieder etwas schreiben wird. Aber, wie schon gesagt, ich werde dann nicht wieder antworten. Wegen dieser Sache ist wahrlich schon mehr Papier, Tinte und Druckerschwärze verschwendet worden, als sie wert ist! Herrn Schlaf von der Verkehrtheit seiner Anschauungen überzeugt zu haben, bilde ich mir freilich nicht ein; das würde wohl selbst einem Newton oder Gauß nicht gelingen!

NORD UND SÜD

Friedrich Haase
als Hamlet

Friedrich Haase
als Rat Fein

Georg Hirschfeld:
Die Nixe vom Güldensee

Ein Märchen der Gegenwart

Fortsetzung

„O, heißes Gift! Ja, hier ist Gold, das fühl ich!“ flüsterte Sebastian.

„Sprich nicht,“ bat Freia. „Kein Wort. Sonst ist dein Leben zu Ende. Beiß die Zähne fest aufeinander. Nur noch wenige Schritte, dann kannst du stehn bleiben. Dann handle ich für dich.“

Er gehorchte und flehte im innersten um Rettung, Rettung, nicht um Reichtum. Schlotternd blieb er stehn. Zunächst sah er nur einen Feuerschwall, der gigantisch loderte und ihn zu erfassen drohte. Dann aber erkannte er eine feste, ruhende Masse darin. Der goldschuppige Drache war es. Neben seinem furchtbaren Haupt floß aus schwarzem Gestein wie flüssiges Licht die Quelle. Sie legte nur einen kurzen Weg im Sichtbaren zurück. Nach wenigen Metern nahm die Erde sie schon wieder in sich auf, und sie verschwand in neue Unendlichkeiten. Sebastian taumelte. Der Drache sah ihn und sprühte ihn mit seinen grünen Funkelaugen an. Er wähnte sich verloren. Doch Freia trat vor ihn hin, und mit beiden Händen eine ungeheure Muschel schwingend, näherte sie sich dem Scheusal, wie einem bösen Hund, der an sie gewöhnt war.

„Will sie ihn füttern?“ war Sebastians erster Gedanke. „Um ihn zu beruhigen?“

„Geralt!“ rief Freia. „Ich grüße dich, alter Spielkamerad! Wir haben uns lange nicht gesehn!“

„Was willst du, liebe Nichte?“ brummte der Drache.

„Gib mir Gold!“

„Weshalb?“

„Ich möchte damit spielen. Ich langweile mich so im Güldensee."

„Was will der Mensch? Du hast ihn heruntergeschleppt!"

„Der Mensch? . . O, der! . . . Laß dirs verraten, Geralt. Mit dem spiel ich auch. Ist es nicht hübsch? Wenn ich ich ihn nicht mehr mag, ertränk ich ihn."

Der Drache grinste. „Mit Gold und Menschen spielst du . . . Nimm nur. Aber schnell. Damit ich das blöde Gesicht nicht mehr sehe."

„Der Arme! Ich fürchte, ich bekomme ihn nicht lebend wieder ans Licht."

„Dann wirf ihn mir doch lieber gleich ins Maul. Ich habe noch nicht gefrühstückt."

„O nein, du Schlemmer! Daraus wird nichts! Nein! Das ist mein Leckerbissen!"

Hastig und doch nicht so ängstlich, das sie ihre wahre Absicht verraten konnte, ließ Freia während dieser Worte ihre Musch:l voll Gold laufen. Dann dankte sie dem Drachen, der sie zärtlich betrachtet hatte, trat zu Sebastian zurück und riß ihn wieder in den schwarzen Gang. Jetzt leuchtete aber die Glut des geraubten Goldes darin, und dem Menschenherzen wurde es allmählich leichter. Sobald Sebastian Mut schöpfte, kam ihm auch die Klarheit seines Wesens zurück, und da er das fabelhafte Glück verwirklicht sah, bestürmten ihn alsbald auch böse, giererfüllte Gedanken. Wenn ich es ganz in meine Gewalt brächte, daß sie mir täglich, stündlich in die furchtbare Grotte steigt und Gold fordert, soviel ich will! Sie ist ein Weib und liebt mich! Arglos ist sie! Wenn ich ihr drohe, sie zu verlassen, kann ich alles von ihr haben! Das Gold, das unten fließt, macht mich reicher als Vanderbilt. Ich werde der mächtigste Mann auf der Erde. Kein Hotelier! Wie lächerlich! Ich werde ganz andre Dinge gründen! Und wenn ich genug habe, lasse ich sie in ihrem See sitzen!

So tobte es in ihm, während er eilig neben seinem Schutzgeist weiterschritt. Als sie aber Hand in Hand durch das gurgelnde Wasser aufwärts stiegen und endlich, endlich wieder das Blau des Himmels über sich erblickten, vergaß er sein böses Trachten, und überwältigt, nun erst ihrer Güte und Schönheit ganz bewußt, sank er auf festem Boden zu Freias Füßen. Erschüttert weinte er lange. Sie sah auf ihn herab und streichelte sein tief geneigtes Haupt. Dann sagte sie: „Ermanne dich, alles ist gut gegangen. Wenn du mehr brauchst, hole ich mehr. Da du mir jetzt glauben wirst, werde ich auch ohne dich in die Grotte steigen. Sieh

her — das Gold ist schon erstarrt. Nun schaff es fort, daß die Fischersleute dich nicht überraschen."

Er betrachtete scheu die schimmernde, bröcklige Masse. Ruhe und Fassung kamen jetzt über ihn. Er wollte der Retterin würdig bleiben und nur nach der Erfüllung seines ersten Wunsches ringen. Ermaß er dann, was der schon für ein märchenhaftes Glück war? Ein Hotel! Sebastian Besitzer eines Hotels! Aber noch etwas anderes und Höheres meldete sich in ihm und ließ die bessere Seite seines Wesens siegen. Das wunderbare Weib vor ihm, das alles für ihn tat — wie freute ihn seine Liebe. Welche Wonnen, unermeßlich, von keinem Mann genossen, erwarteten ihn! Er schauderte vor sich selbst zurück. Was war er? Was war sie? — —

Er näherte sich ihr und verneigte sich tief, in edler Haltung. „Dank," sagte er leise.

Sie lachte. „Danke mir damit, daß du hier bleibst! Weiter will ich nichts! Ich will die Zeugin deines Glücks werden! Wann sehe ich dich wieder?"

„Morgen!"

„Hast du einen Namen? Wie nennt man dich?"

„Sebastian."

„Wunderlich, aber schön. Sebastian. Ich heiße Freia."

Er starrte sie an und führte ihre Hand zum Munde empor. Dann drückte er mit heißen Lippen einen Kuß darauf. Seltsam schloß sich in diesem Augenblick der Ring ihrer alten Gefühle zusammen. Antwort! Jetzt kam sie ihr näher. Näher in verwirrender Macht und Glut.

Ihr Antlitz brannte — sie riß sich los. Doch war er ihr nicht gram, sondern jauchzte darob, der Rätselhafte, und eilte wie ein Sieger mit dem Goldschatz heim.

Freia aber kehrte in ihren See zurück. Sie wollte auf der Sandbank ruhn, Kühlung und Schlummer suchen. Den hätte sie freilich nicht gefunden, wenn sie den alten Gloß bemerkt hätte, der schon Zeuge ihres Abschieds von dem Menschen gewesen war und jetzt mit einem traurigen Seitenblick an ihr vorüberglitt.

III.

„Weißt du auch, daß ich viel für dich getan habe?" fragte Freia am nächsten Abend ihren Schützling, nachdem sie lange geplaudert hatten. „Ich habe zum erstenmal gelogen."

„Warum denn, weil du dem ekelhaften Drachen da unten was vorgemacht hast? Der lügt doch auch!"

Sie schüttelte ernst den Kopf. „Nein, Sebastian. Weißt du nicht — es gibt kein Tier, das lügt."

„Erlaube. Wir zwei sind halt keine Tiere."

„Ich bin es mehr, als du denkst. Aber laß. Erzähl mir lieber von deinen Plänen."

Er mußte erst ein leises Frösteln überwinden, das ihn zuweilen in ihrer Nähe ergriff, auch in Augenblicken, wo er sie ganz herzlich und menschlich lieb hatte. Er stützte den Kopf in die Hand und besann sich. Sie betrachtete ihn dabei mit großen, fragenden Augen. Litt er? Die erste Grazie und Frische, die er gehabt, bevor er sie kennen gelernt hatte, war fort. Er überlegte und rechnete nur immer, mit starrer, geröteter Miene. Doch alles, was er als Ergebnis aussprach, hatte Hand und Fuß. Er wußte schon den schönsten Bauplatz am See, er kannte den richtigen Architekten, und was in das fertige Hotel hineingehörte, sprach er so selbstverständlich aus, als ob er ein gewiegter Wirt und Unternehmer wäre. Freia begriff zwar das meiste nicht in seinen sprudelnden Reden, bat ihn aber nicht mehr um Erklärungen, da sie den ohnehin Ueberreizten nicht noch schwerer beladen wollte. Ihr war es nur holde Musik, dieses seltsame bunte Nachrichtengewirr aus dem unbekannten Menschenleben, dem sie sich verwandt fühlte. Oft genügte es ihr, nur den Klang zu hören, das Spiel seiner lebhaften Züge zu betrachten und zu wissen, daß sie es ihm gegeben, was ihn so glücklich machte. Freilich — das Dunkelste in ihr wurde nicht heller. Die Antwort blieb unbefriedigt. Sein Handkuß, der ebensoviel Wonne wie Schmerz in ihr aufgerührt, wiederholte sich nicht. Er wagte es nicht mehr, sie zu küssen, von Ehrfurcht und von etwas anderm noch, was nur Furcht war, ohne Ehre, bedrängt. Sie aber, die jetzt oft in ihren grünen Wasserspiegel sah, glaubte, daß er den Schimmer ihrer jungen Glieder, den Duft ihres blühenden Körpers, das Leuchten ihres Goldhaars gar nicht beachtete. Sie hütete sich, ihre dumpfe Traurigkeit darüber zu stark werden zu lassen, um nicht unaufmerksam für seine begeisterten Reden zu werden. Sein Tadel hätte sie verstört. Ueberhaupt war sie seiner nie ganz sicher. Jeden Abend bangte sie sich von neuem, ob er wiederkommen würde. Und als er eines Tags ausblieb — er war auf einen hohen Berg gestiegen, um einen Ueberblick über das Land zu gewinnen, erklärte er ihr später — da faßte sie schon den angstvollen Entschluß, sich durch den Ueberfluß dessen, was ihn zu ihr zog,

ganz an ihn zu fesseln. Sie wollte sich ihm zum Frondienst verdingen, täglich zur Goldquelle heruntersteigen, den Drachen, wenn es sein müßte, erschlagen und unendliche Schätze fördern, um seiner gewiß zu sein. Doch kaum war ihr der Gedanke gekommen, als sie auch schon die Pein seiner tiefen Erniedrignng empfand. Sie wußte, daß sie ihrer und seiner Seele damit Unrecht tat. Aber wie, das begriff sie so wenig, wie die Bedeutung des Goldes für den Menschen. Als er ihr dann am nächsten Abend wieder gehörte und sie seine geliebte Gestalt in ihren Armen von den Mühn des Tages ausruhn ließ, gelobte sie sich insgeheim, die böse Macht des Goldes zu überwinden und ehrlich zu bleiben, wie sie immer gewesen war. Dies erschien der reinen Kraft ihres Herzens als der richtigste Weg zu seinem Besitz, und sie glaubte, mit einem stolzen Entschluß dem Menschentum in ihrer Natur näher zu kommen.

Er bat sie um Urlaub, da er nach Wien müßte, um das große Werk vorzubereiten. Wien! Er hatte ihr viel von diesem Ding erzählt, das für sie zum Begriff der großen Stadt wurde. Wenn man ihn dort festhielt? Die Menschen den Menschen. Hatte sie dort noch Macht über ihn? Aber sie glaubte seinen Schwüren. Nicht weil sie so emphathisch waren, sondern weil ihr unmittelbarer Scharfblick erkannt hatte, daß ihm gar nichts andres einfallen konnte, als zu ihr zurückzukommen. Am Güldensee war seine Zukunft, seine neue Heimat. Nur daß er sie mit der Absicht beruhigte, sie in Wien zu verleugnen, nirgends einzugestehn, woher sein Reichtum stammte, das schmerzte sie anfangs. Sie ließ es ihn nicht merken, um nicht wieder die wohlfeile Entschuldigung ihrer Unbegreiflichkeit für andre Menschen zu hören. Dahinter steckte bei ihm noch etwas andres, etwas, was er nicht zu sagen wagte. Sie war nicht nur unbegreiflich für seine Brüder und Schwestern, sie war ihnen auch furchtbar und eine schuldlose Feindin ihres Glaubens. Umsonst hatte sie Sebastian versichert, das sie das innigste Bedauern für die Leiden des Gekreuzigten empfinde. Daß sie zwar nicht begreife, warum die Menschen das Bild des Schmerzes statt seiner Vergessenheit verehrten, wohl aber das Höchste der Menschen, so wie sie jetzt wären, darin erblicken könnte. Sobald sie auf diese Dinge kam, wurde Sebastian blaß und verhielt sich seltsam ablehnend. Als suchte er nach einer Schranke zwischen sich und ihr, die er sonst nicht brauchte. Es war nicht recht von ihm, daß er sie an seinem Heiligsten, oder doch an dem, was er am meisten fürchtete, nicht teilnehmen ließ. Aber sie verstand ihn wohl als Menschen noch nicht genug. Sie hoffte auf die allmähliche Klärung der Zeit. Einst

würde er darüber lächeln, daß er sich ihrer geschämt hatte, und tiefer blicken als seine kurzsichtigen Brüder. Nun log er um ihretwillen in Wien. Aber hatte sie nicht auch um seinetwillen den Drachen belogen? — —

Sie ließ ihn ziehn. Kaum hatte sie ihm zum letzten Mal gewinkt und tränenden Auges sein Verschwinden am Felsenvorsprung der Talstraße beobachtet, als sie sich schon von ihrem alten Oheim angerufen hörte. Gloß mußte den Aufpasser gespielt haben. Nun war er plötzlich da und machte ein unschuldiges Gesicht. Das ärgerte sie.

„Bist du es, Gloß?"

Der Karpfen lächelte mit schief gezogener Schnute. „Habe ich mich so verändert, Freia?

„Nein, nein. Ich auch nicht."

„Das freut mich."

„Du kommst zu einer ungewohnten Zeit."

„Jetzt kommt dir niemand recht. Meine Kinder haben sich bitter beklagt und die Enten, sogar die Libellen. Du kennst sie nicht mehr. Du bist wie eine der stolzen Sildfrauen, die zuweilen von den Bergen niedersteigen, den See nur als Bad benutzen und verschwinden. Nun, heute blickst du ja freundlicher drein. Wird es jetzt anders? He? Ist die Luft endlich rein?"

Freia ließ sich auf dem Baumstamm nieder, der Sebastian täglich getragen hatte. So fühlte sie seine Nähe. Das gab ihr Mut und Entschlossenheit. Gloß mochte noch so selbstsicher seinen dicken Kopf aus dem Wasser stecken und sie anstarren — sie war hoch über ihm, und die zierlichen Füße übereinanderschlagend, wickelte sie sich fest in den goldnen Mantel ihrer Haare. Stolz blickte sie auf ihn nieder. „Oheim, du meinst den Menschen, nicht wahr? Mit dem du mich täglich gesehn hast? Ich verleugne ihn nicht. Ich liebe ihn und will ihm zu seinem Siege verhelfen."

„Zu was für einem Siege?" fragte der Karpfen behutsam, doch kaum seine Erregung meisternd.

„Das wirst du schon sehn."

„Freia, ich bitte dich bei Wodans, deines Ahnherrn Haupt, zu was für einem Siege?!"

„Und wenn du alle entschwundenen Götter Walhallas anrufen würdest — ich sagte es dir nicht!"

„Wirst du Christin?"

„Was ist das?"

„Du weißt es nicht und liebst einen Menschen?"

„O, nun weiß ich, was du meinst! Nein, törichter Fisch, ich bleibe, was ich war?"

„Und ich, du Kobold, du arges, falsches Zwittergezücht, ich werde erfahren, was dein Freund hier vorhat!"

„Gedulde dich nur ein wenig. Hindern wirst du es nicht!"

„Das wollen wir sehn!"

Er tauchte unter und verschwand. Sie schieden zum erstenmal in Feindschaft.

Es tat ihr leid. Aber sie fühlte, daß es nur der Anfang war vom neuen Leben. Sie mußte mit vielem brechen, um vieles zu gewinnen. Was wußte solch ein Fischkopf? Später versöhnte sie ihn schon wieder und das andre einfältige Wasservolk auch. Wenn sie nur Geralt, den Drachen, gewann. Der gewaltige Hüter des Goldes war der einzige, den sie fürchtete. Einmal hatte sie ihn betrogen — wie stellte sie es die andern Male an? Denn Sebastian brauchte mehr Gold, viel mehr, als die erste Muschel getragen. Das hatte er ihr noch wie eine Mahnung kurz vor dem Abschied gesagt. Jetzt fand sie ja Zeit, ihren Kriegsplan zu überdenken. Niemand kümmerte sich um sie — sie wurde gemieden. So rächte sich Glotz. Mit Bitterkeit empfand es Freia, daß sie als Verräterin galt, ohne etwas verschuldet zu haben. Sie konnte es nicht als Schuld ansehn, für den Geliebten alles zu tun, was in ihrer Macht stand. War das, was Liebe hieß, etwas Höheres und Stärkeres, als was Tiere empfinden konnten, so sollte es sich auch erweisen und sie befrein aus dem dumpfen Banne der Tierheit. —

An einem Junimorgen kehrte Sebastian zurück. Aeußerlich verändert, umarmte er Freia. Seine Kleidung war auserlesen, sein Körper wundersam duftend und gepflegt. Er hatte eine stolze, selbstsichere Haltung bekommen und erzählte ihr mit lebhafter, etwas fremd klingender Stimme, daß er diesmal nicht allein gekommen sei. Der Architekt sei mitgekommen, ferner sein Bruder aus Wien und ein sehr begüterter Herr, den er an seinem Unternehmen beteiligen wollte. Freia interessierte sich nur für den Bruder. „Den will ich sehn!" rief sie, in die Hände klatschend.

„Gern, gern," erwiderte er zerstreut. „Aber er sieht mir nicht ähnlich. Mein Papa hat ihn mitgeschickt, weil er sein Mißtrauen nicht los werden kann und doch das Geschäft nicht versäumen möchte. Verstehst du?"

„Nein," sagte Freia kleinlaut.

„Ist auch egal. Die Hauptsache ist jetzt der Riedel, mein Architekt. Ich sag dir, der Riedel ist ein Mordskerl."

„Was ist das?"

„Sapperlot, so kommen wir nicht weiter! . . . Verzeih mir! Ich bin ein bißl nervös! Also jetzt geschwind das Wichtigste, Freia! Ich muß wieder Geld haben!"

„Gold?"

„Ja, ja! Wir fangen sofort mit dem Bau an! Uebers Jahr soll er dastehn! Nun, wirst du es schaffen?"

„Gern."

„Das ist gescheit. Da fällt mir ein Stein vom Herzen. Wann krieg ich es?"

„Warte ein wenig."

Sie machte sich von ihm los und verschwand. Er war von der schnellen Erfüllung seines Wunsches ganz verblüfft, dann aber fühlte er, daß sie etwas verletzt gewesen, und zu seiner Reue gesellte sich Mißtrauen. Wie, wenn doch alles Spuk war? Wenn sie ihn jetzt täuschte und nie mehr zum Vorschein kam? Jetzt, wo er alles eingefädelt hatte, dem Ziele ganz nahe? — — Das Herz stockte ihm, und er starrte unverwandt auf die silbernen Wasserblasen, die au der Stelle aufstiegen, wo die Nixe verschwunden war. So hatte er seiner Winzigkeit eine furchtbar bange Stunde zu danken. Endlich rauschte es im Wasser, und Freia erschien, mit ernster Miene ihm die Muschel mit neuem Golde bietend. In überströmender Dankbarkeit befragte er sie, wie es diesmal zugegangen sei. „Nicht leicht," erwiderte Freia. Erschrocken sah er ihr Antlitz bleicher als eine Perle werden. Nichts verriet sie ihm sonst und hatte es doch schwer gehabt, o, zum Verzagen schwer, schon beim zweiten Male. Der Drache hatte sie mit boshafter Erwartung kommen sehn. „Willst du wieder Gold?" war seine erste, schnarrende Frage. „Für den Menschen?"

„Nicht für den Menschen, lieber Geralt. Für mich."

„Nun gut, du sollst es haben. Aber gib mir zum Lohn dafür den Menschen."

„Das kann ich nicht!"

„Gefällt er dir so sehr?"

„Er mißfällt mir nicht."

„Oho, du verstehst dich aufs Lügen? Meine Schlangen haben mir erzählt, daß du täglich dein Stündchen mit ihm hast!"

„Ich verachte dein Gewürm!“

„Und mich!“

„Nein, Geralt!“

„Beweise mirs!“

„Ich verachte kein Wesen, das ich verehre!“

„Du schmeichelst mir um des Menschen willen!“

„Leb wohl! Du siehst mich niemals wieder.“

„Halt! Noch einmal fülle deine Muschel! Doch dann nie mehr! Nie mehr! Verstehst du? Nie!“

Er hatte seinen furchtbaren Rachen aufgetan, zum Beweise, daß er auch sie nicht schonen würde. Fast vergangen war sie in der höllisch-grimmigen Glut. Rasch aber hatte sie dennoch die Schale gefüllt und mit kurzem Dank den Rückweg beschritten. Nun war sie wieder bei Sebastian und wußte nicht, ob sie beim dritten Mal wiederkehren würde. Er aber achtete angesichts des Goldes nicht auf ihre Angst und Hinfälligkeit. Im glücklichen Bewußtsein der unfehlbaren Helferin küßte er sie schnell und entfernte sich mit dem Schatz, für den Abend sein Wiederkommen versprechend.

Am Güldensee wurde es lebhaft. Die Männer aus Wien spazierten beständig auf den Uferwegen umher und besichtigten alles, wie Händler eine ausgebreitete Ware. Mit stummem Staunen lauschten die Tiere im See auf ihre erregten, unverständlichen Debatten. Sebastian führte das Wort. Der Architekt und der Kapitalist waren ernste, scharfsinnige Zuhörer, während Franzl, Sebastians Bruder, dessen Reden und Aussehn so albern, wie seine Kleidung waren, immerfort störte. Er krähte zwecklose Zwischenbemerkungen, die er für witzig hielt und allein belachte. Ueberhaupt lachte er immer, und das runde Stück Glas, das er in die Falten des rechten Auges klemmte, fiel ihm beständig auf den Bauch hinunter. Freia hatte zuerst den Architekten für Sebastians Bruder gehalten und war ganz entsetzt, als sie ihren Irrtum einsah. Auf Franzls persönliche Bekanntschaft verzichtete sie — sie hatte eigentlich Sebastian bitten wollen, den Bruder in sein Geheimnis einzuweihn. Jetzt blieb sie den ganzen Tag allein. Nur gegen Abend kam die eine selige Stunde, wo der Freund ihr gehörte. Sie hatte eine Frage an ihn, die sie immer wieder verschob, weil sie ihn zu verletzen fürchtete. Sobald aber Franzls Gemecker von der Fischerhütte herübertönte, kam sie ihr auf die Lippen: wann wird es wieder still am See? — Es war seltsam — sie freute sich an seiner Freude, sie erregte sich durch seine Erregung, aber was er vorhatte, blieb

ihr doch fremd. Sie wagte nicht, ihm einzugestehn, daß sie sich fürchtete — nicht vor ihm, sondern vor den andern Menschen. Wann wird es wieder still am See? — Sie hatte die Empfindlichkeit der Tiere, die von den Menschen für so unempfindlich gehalten werden. Was ihren Gehörnerven gemäß war, Wind und Wetter, konnte noch so heftig brausen — sie schlief wie in Mutterarmen dabei. Jeder künstliche Lärm wurde ihr zur Qual und Geißel. Was tut ein Mensch, aus seinem Element gerissen? Er stirbt nicht, sondern wird gewöhnlich und findet sich ab. Das kleinste Fischlein aber, auf den Sand geworfen, zuckt in namenloser Pein und verendet schnell. Freia mußte, als es immer lärmender wurde, als täglich neue Menschen heraufkamen, mit schwerbeladenen Fuhrwerken und seltsamen Geräten, mehr als an sich selbst an die Fische denken. Alle, die ihr jetzt grollten, verbargen sich tief im Grunde und sahn die Sonne kaum. Es stieg etwas Böses, ein dunkler, warnender Ruf an jenem Abend aus der Tiefe zu den Ohren der Nixe empor. Wie klangen die Laute? Sie glaubten sie schließlich zu verstehn. ‚Du hast uns ausgeliefert' . . . Wenn nur Glotz nicht käme und ihr ins Gesicht sagte, was ihre böse Leidenschaft getan. Freia duckte sich angstvoll zusammen und hielt sich die Ohren zu. Dann endlich kam Sebastian. Aber ihre Frage stellte sie nicht.

Fortsetzung im nächsten Heft.

Hans Benzmann: Montaigne

Der Name Montaigne ist in vieler Munde, jeder hat das Empfinden, als bedeute er etwas ganz Besonderes, als wäre sein Träger einst ein Weiser und Glücklicher, ein Repräsentant des Menschengeschlechts gewesen. Montaigne war das alles in der Tat, er war noch mehr, er ist ein Mensch unter Kreaturen und Sklaven, Emporkömmlingen und Strebern gewesen, ein Mensch in einer Zeit, in der Menschenwürde nichts galt, weder Königen noch Priestern, geschweige denn Landsknechten gegenüber, und weiter: er war ein Lebenskünstler, ein Realpolitiker, ein über den Dingen Stehender, weil er mitten in ihnen stand und doch nicht von ihnen berührt wurde, obwohl er sie wohlweislich beachtete und achtete. Er war auch seiner Bildung, seinem geistigen Status nach ein Kind seiner Zeit. Er beherrscht das ganze Rüstzeug der Humanisten, er zitiert aus fast allen damals bekannten griechischen und lateinischen Dichtern und Schriftstellern, er entnimmt seine Beispiele am liebsten der alten Geschichte, aber auch gern der neuen und neuesten. Aber es kommt darauf an, w i e er dieses reiche Material verwendet hat, wie er es in Beziehungen setzt zur Gegenwart, zu ihren und seinen Vorstellungen, politischen und ethischen Anschauungen. Es kommt darauf an, w i e er d a r s t e l l t, wie er die Dinge, alte ewige Geschichten, mit dem lebendigen Geiste seiner Persönlichkeit durchsetzt, totes lebendig macht, also wie er zu uns spricht, und hier komme ich auf den Menschen zurück: er spricht nicht wie ein Humanist, nicht wie eine Perrücke zu uns, wie ein Magister und Bakkalaureus, sondern wie ein Mensch, wie er selbst, — er steht als einer der wenigen bereits im Geist und Stil modern empfindenden Menschen auf der Schwelle zweier Zeiten . . .

Montaigne wurde geboren im Jahre 1533, auf dem Stammschlosse der Familie in der Gascogne. Sein Leben verlief sehr ruhig. Den Hintergrund bildeten die grausamen Religions- und Bürgerkriege seines

Zeitalters. Er war später Mitglied des Magistrats von Bordeaux. Einige seiner Reisen in Frankreich, Aufenthalt am Hofe, später Reisen nach der Schweiz, nach Deutschland und Italien brachten Abwechslung in sein einförmiges Leben*). Zum Bürgermeister von Bordeaux gewählt, nahm er das Amt auf Geheiß des Königs an und starb nach vier Jahren, 1592 — sehr berühmt als Schriftsteller, als weiser Magistrat und kluger Staatsmann und Diplomat, jedoch nur in engern Kreisen bekannt und geschätzt.

Montaigne veröffentlichte zuerst eine vortreffliche Uebersetzung der natürlichen Theologie des Raymundus Sebondus (Paris 1569), 1580 die ersten zwei Bücher seiner „Essays" (2 Bände, Bordeaux). 1588 gab er bei einem Aufenthalt in Paris eine neue um einen Band vermehrte Ausgabe seines Werkes heraus; in dieser Zeit lernte er Fräulein de Gournay kennen, die spätere Herausgeberin seiner „Essays", die sich ihm so eng anschloß, daß er sie seine Adoptivtochter nannte. Was Montaigne dachte und empfand, zeichnete er nach Zufall und Laune auf, und so entstand gleichsam ein psychologisches Gemälde, in dem seine eigne Persönlichkeit den Mittelpunkt bildete und das einen Schatz von praktischer Lebensweisheit enthält. In seiner Weise auf die Relativität alles Denkens aufmerksam, gelangt er zu jenem Skeptizismus, den er in seiner Devise: „Que sais-je?" ausdrückte. Pascal sagt hierzu: „Da er nicht sagen wollte, ich weiß nicht, sagte er: Was weiß ich? und machte so den Zweifel zu seinem Wahlspruch." Man hat jedoch mit Recht darauf hingewiesen, daß die Frage „was weiß ich?" nicht so sehr der Ausdruck eines religiös-philosophischen als vielmehr eines persönlichen Bekenntnisses ist — persönlich in dem Sinne von Charakter, Veranlagung. Die Unentschiedenheit des hochintelligenten Denkers und Beobachters allen Lebenszeichen gegenüber hat Form in dieser Frage gefunden. „Montaignes Skeptizismus ist der des gesunden Menschenverstands, der zur Mäßigung und Duldsamkeit führt . . . Wenn aber Montaigne guter Royalist und Katholik ist, weil im praktischen Leben die Gewohnheit (coutume) Lehrerin (maîtresse d'école) ist, so erhält er sich theoretisch als Republikaner und als Geist, der Gott als eine Macht anerkennt, die „freundlich die Ehrenerweisung und Ehrenbezeugung entgegennimmt, in welcher Gestalt und

*) Er hat diese Reisen in einem Tagebuch beschrieben, das als Band 7 der später erwähnten deutschen Gesamtausgabe der Schriften Montaignes von Wilhelm Weigand erschienen ist.

Weise dies auch geschehen möge". Seine Philosophie ruht nicht auf der Grundlage eines christlichen Bekenntnisses: soweit die eigne Lebenserfahrung in Betracht kommt, ist seine Weisheit die des natürlichen Menschen, soweit sie auf literarischem Weg erworben ist, die des Altertums."

Die „Essays" des Montaigne sind mehrfach ins Deutsche übersetzt worden. Wenn ich nicht irre, sind sie auch in die Reclamsche Universal-Bibliothek aufgenommen worden. Wir haben eine klassische Uebersetzung Bodes, des Freundes Lessings. Diese Uebersetzung ist nur wenigen Literaturfreunden und Liebhabern bekannt. Bode versucht es nicht, „den Geist des Originals in einer altertümlichen Sprache zu bieten, so wie Regis es versucht hat, die Werke Rabelais in einer Nachdichtung wiederzugeben . . ." Es ist zu begrüßen, daß von dieser ausgezeichneten Uebersetzung neuerdings eine Neuausgabe erscheint: „Michel de Montaignes gesammelte Schriften", historisch-kritische Ausgabe mit Einleitungen und Anmerkungen, unter Zugrundelegung der Uebertragung von Johann Joachim Bode herausgegeben von Otto Flake und Wilhelm Weigand (mit einer Einführung von Wilhelm Weigand und einem Porträt, München und Leipzig, Verlag von Georg Müller). Diese Neuausgabe erscheint in einer einmaligen Auflage von 1500 Stück, sie ist in der Ausstattung ganz im Stile der Zeit Bodes gehalten, in Druck, Papier und Einband, und ist als ein Meisterwerk moderner Buchausstattungskunst zu bezeichnen. Zugleich erscheint eine andre deutsche Gesamtausgabe „Michel de Montaigne. Versuche". Aus dem Französischen übertragen und eingeleitet von Wilhelm Vollgraff, mit Buchschmuck von Arthur Gratz (Verlag von Wiegandt & Grieben). Auch diese Neuübersetzung erscheint in sehr würdigem, ästhetisch schönem Gewande, sie ist in großem Format gehalten, der Ganzledereinband – in reichem, dunkelblauem Leder — wirkt in der strengen, einfachen Stilisierung der Pressungen außerordentlich vornehm und fein. Dieser Uebersetzung liegt eine französische Ausgabe zugrunde, die die von Montaigne im Jahre 1588 veröffentlichte Fassung des Werkes gibt und daneben auch die nach seinem Tode vorgefundenen, von ihm selbst herrührenden Erweiterungen und Berichtigungen des Textes enthält. Die Zusätze Montaignes sind im Texte markiert.

Man darf Montaigne nicht zu jeder Zeit lesen, nicht stundenlang hintereinander fort . . . Seine Manier, Beispiele für die Wahrheit

seiner Sentenzen aus der Geschichte, Sage und Poesie aller Zeiten und Völker beizubringen — so pikant und persönlich er auch berichtet, er ist immer mit seinem Esprit bei der Sache — ermüdet doch auch. Man kann in der Tat die moralischen und geistvollen Aufsätze Montaignes Sentenzen vergleichen, die allen Lebensverhältnissen gleichsam als deren ethische Synthese entnommen sind. Er spricht in abgerundeten vollständig selbständigen Kapiteln, z. B. über die Standhaftigkeit, „über die Konflikte bei der Zusammenkunft von Königen", „über die Gewohnheit, und daß man herkömmliches Recht nicht leicht ändern soll", „über das Schulmeistertum", „von der Stärke der Imagination", „Philosophieren heißt sterben lernen" usw. Er beginnt stets mit ein paar einführenden, erklärenden Bemerkungen, dann öffnet er den reichen Schatz seiner Zitate und Notizen und reiht — allerdings immer, wie gesagt, in einer fein künstlerisch persönlichen Form — Beispiel an Beispiel. Dies entspricht der Entstehung der „Versuche". Sie sind in seiner Bibliothek entstanden, er versah seine liebsten Bücher mit Randbemerkungen und Schlußbetrachtungen. „Die erste Anregung gab ihm jedesmal ein entlehnter Gedanke, dem sich die zweite und dritte Entlehnung anschloß, dann aber hatte er keinen andern Rottenführer, um seine Stücke zu ordnen, als den Zufall: wie meine Träumereien sich mir darbieten, häufe ich sie an, bald drängen sie sich in Menge heran, bald kommen sie langsam hintereinander hergetrödelt; ich nehme vom Zufall das erste beste Argument, sie sind mir alle gleich gut, und ich halte sie nie für unwert, sie vollständig zu erschöpfen." — Aber diese leichte Art der Konzeption, der immer ein Bedürfnis, eine Notwendigkeit zugrunde lag, die niemals einem Zwang entsprang, verlieh den „Essays" ihren eigenen Reiz. Zu der außerordentlich natürlichen, mehr heidnischen als christlichen Denkweise kam diese natürliche kunstlose und doch kraft ihrer Grazie, kraft ihrer Einfachheit fein künstlerisch wirkende Form. Epiktet, Seneca und Sextus Empiricus sind seine Meister. Und seine Weltanschauung kann man eine stoische nennen. „Die Menschen werden mehr gequält durch die Meinungen, die sie von den Dingen haben, als von den Dingen selbst", sagt er mit Epiktet.

Auf eins wird in den vielen Aufsätzen über Montaigne nicht allzu oft hingewiesen, auf seinen frischen und feinen und manchmal starken, ja genialen Humor. Der Mensch an der Scheide zweier Kulturen, zweier Zeitalter tritt uns auch in dieser Beziehung fast breitspurig in

den Weg. Die ganze helle Freude des Mittelalters am Derbsinnlichen lacht breit nnd ungeniert auch aus Montaignes „Essays“ — vgl. z. B. „Ueber die Einbildung.“ Holzschnittartig zeichnet er köstliche erotische Szenen hin. Diese Szenen sind ihm so wichtig, so bedeutsam, wie alle andern menschlichen Dinge, ebenso selbstverständlich. Aber zweierlei merkt man ihnen doch an: eine besondere Freude an diesen Schilderungen, so daß die Farben noch satter werden, Licht und Schatten und die Konturen noch mehr hervortreten — und dann: ist Montaigne wirklich so ganz unbefangen? — oft ist es, als maskierten die Szenen den Spötter, und hinter dem breiten gesunden Lachen des alten Menschen kichert verständnisinnig der Sarkasmus des neuen . . . Ein Signum mehr, wie sehr dieser feine, kluge und doch natürliche Mensch zu uns gehört.

Und doch —

Wir haben uns nichts mehr zu sagen:
Die Wildheit einer einz'gen Nacht
Hat alle Liebe fortgetragen —

Die hohen Berge sind verflacht —
Statt wilder Wellen nun ein müdes Meer —
Die Kluft, die zwischen uns ist, überdacht.

Nur noch ein liebes Wort, das kalt und schwer
Ins Schweigen fällt —

Und doch — und doch — ich liebte dich so sehr!

Reinhard Koester.

Karl Goldmann:
Die Geschichte der Vittoria Accoramboni

Ich bin kein Märchenerzähler, auch sonne ich mich nicht in dem hochmütigen Vertraun, die wilde Schönheit irdischen Geschehens durch künstliche Ordnung veredeln zu können, und doch muß ich, um Eure Behauptung: Selbstverleugnung sei stets Sache der Ueberlegung, nie des Herzens — zu widerlegen, eine Geschichte erzählen, deren Widerhall in Akten und Prozessen bekannter ist, als jener, den sie in einer großen Seele fand, die dadurch zu Tode verletzt, königlich gestärkt und zu edler Majestät erhoben wurde. —

Vittoria Accoramboni war im Alter von 19 Jahren von solch mächtiger Schönheit, daß die römischen Grafen und die Gesandten der fremden Höfe, wenn sie dem Papst ihre Aufwartung zu machen hatten, den borgo vecchio, wo Vittoria mit ihren Eltern wohnte, langsamer passierten. Es befand sich in dieser Auffahrt im März des Jahres 1585 der Fürst Paolo Orsini, ein Schwager des Großherzogs von Toskana und bei der Curie sein Beglaubigter, der Vittoria sah und sofort entscheidend im Bann ihrer Schönheit stand.

Noch am selben Nachmittag suchte er ganz offen und ohne die Zurückhaltung, die hohen Staatsbeamten jener Zeit auch bei Privatangelegenheiten geboten war, alles anszuforschen, was ihm wissenswert war über Vittoria und ihre Familie. Er traf dabei auf Fra Pantaleo, einen armen Priester von S. Maria Maggiore, der in der Sucht, durch Mächtige Macht zu erlangen, dem vornehmen Fremden seine Dienste anbot. Durch ihn erfuhr Orsini, daß Ottavio, der Vater, im borgo sehr geachtet sei, ein Mann von leidenschaftlichem, aber nicht weitsehendem Geist, der immer wieder zu einer gewissen gutmütigen Dankbarkeit gegen das Schicksal, das ihm in dies heitere Leben half, zurückkehre. Einige Güter in der Umgebung Roms habe er verpachtet, und von diesen Einkünften lebe die Familie, der noch ein meist von Rom abwesender Sohn angehöre, und die Mutter. Diese, aus dem niedern Adel der römischen Provinz stammend, sei dem bürgerlichen Sinn des Mannes fremd, worin sie von einer zahlreichen, ärmlichen, aber adelsstolzen Familie bestärkt werde. Daß Vittoria Accoramboni an reinem Wuchs und mächtig edler Gesichtsbildung mit den gefeiertsten Schönheiten der Zeit einen Vergleich nicht zu scheuen brauche, bezweifle kein Römer. Das Geschlecht sollte väterlicherseits ja aus Trastevere kommen, das noch immer Gestalten

NORD UND SÜD

C. L. Vogel:
Zwei sitzende Knaben
(Galerie Dresden)

von dem geschmeidig starken Wuchs, Antlitze mit dem bezwingenden Blick antiker Heroen im Verfall seiner Straßen leuchten läßt. Ueber Vittorias Anlagen sei weiter nichts bekannt, wohl aber über ihre Neigung, die einem sehr jungen, noch unverdienten Menschen gehöre: Francesco Peretti, dem Neffen des Kardinals Montalto.

Am Abend des gleichen Tages, da der Frater dem Fürsten diese Berichte gab, kniete im dämmernden St. Peter unterm Aveläuten Donna Olympia, des Ottavio Accoramboni Gattin, eine zierliche Dame von schnellen, nicht unvornehmen Bewegungen und mit kleinen, listigen Augen. Ihr näherte sich Fra Pantaleo. Er kniete neben ihr nieder und bot ihr, sie vorsichtig anredend, seine Dienste an in allen religiösen Angelegenheiten, in allen Gewissens- und Vertrauensfragen. Donna Olympia blickte ihn von der Seite an: „Ich sehe Euch zum ersten Mal, und auch Ihr werdet mich nicht näher kennen; wenn Ihr also mir zu Gefallen sein wollt, so habt ihr etwas im Hintergrund lauern. Ich kenne Euch, Ihr Priester!"

Der Frater machte ein Kompliment: „Alle Ehre, ja alle schuldige Hochachtung Eurer Erfahrung", sagte er verbindlich lächelnd, „aber Ihr kanntet noch keinen unsres Standes, Donna, der Euch und Euerm Hause so herzlich wohlgesinnt war, wie Euer ergebener Diener."

„Und welchen Preis verlangt Ihr als Bezahlung?" fragte die Dame und beendete durch das Zeichen des Kreuzes ihre Gebete. „Ich weiß, Ihr Priester tut nichts umsonst!"

Der Fratone verzog sein Gesicht zu einem ergebenen Lächeln: „Als einzige Belohnung verlange ich, bescheiden aus der Ferne mit ansehn zu dürfen die Befriedigung einer fürsorglichen Mutter, die Heiterkeit einer kindlichen Tochter, ja den Aufstieg einer Familie zu Glück und Größe."

Und geschmeidig setzte der Priester auseinander, daß ein vornehmer Herr, ein Fürst, beinahe herzoglichen Bluts, keinen heißern Wunsch kenne, als den: sich der Familie und vor allem der bewunderten Tochter nähern zu dürfen. Nicht als ob er den Cicisbeo spielen wolle, den Galan, den Verführer! Ihm, der ein großer Kenner alles Schönen sei, genüge es gewiß, sich an Vittorias Wesen zu erbaun. Selbst wenn — doch wie unwahrscheinlich sei dies — selbst wenn das Verlöbnis der Tochter mit dem jungen Peretti den auf Großes gerichteten Absichten der Familie und besonders der Mutter nicht entspräche, werde der Fürst niemals diesen Bund zu stören wünschen.

Das könne er gar nicht, erwiderte, indessen sie ihre Erregung unter Gleichgiltigkeit zu verbergen suchte, die Dame. Denn besser als die Geliebte eines Fürsten sei die Tochter doch die Frau eines zwar bürgerlichen, aber vortrefflichen Jünglings, der als Neffe eines vielleicht der Tiara entgegenschreitenden ehrwürdigen Kardinals die größten Aussichten auf Reichtum und Ehre habe.

Auf dieses hatte der Frater zweierlei zu antworten: Einmal, wer könne wissen, ob der Fürst, der von dem, was er sich in den Kopf

gesetzt, niemals lasse, nicht höhere Absichten habe; sodann, wie sehr seien doch die Ansichten darüber geteilt, ob der genannte Kardinal zu den Papabili gerechnet werden dürfe. Doch wie dem und jenem auch sei, alle Entscheidung bleibe ja doch der Mutter vorbehalten.

Diese entschied denn auch nach kurzem, heftigem Ueberlegen, sie werde ohnehin am folgenden Sonntag in S. Prassede beten und könne nichts dagegen haben, wenn auch der Fürst seine Andacht dort halte; sollte er diese Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehn lassen, so werde sie am wenigsten die Bekanntschaft zurückweisen, denn was gebe es Edleres, als den Verkehr mit Großen?

Nach dieser Unterredung begab sich Donna Olympia in den borgo und beriet mit ihrem Sohne Mario. Dieser haßte den jungen Peretti, seit es ihm mißlungen war, ihn in das Bereich seiner Interessen zu ziehn. Jedermann wußte, daß Mario mit den die Campagna beherrschenden Banditen in Verbindung stand und daß er, so oft er aus dem freien Land nach Rom kam, dort ihre Geschäfte besorgte, aber niemand, nicht einmal der Vater wagte es, diesem Verwegenen offen entgegen zu treten. Seine wilde Schönheit und Kraft erschreckten. Mario begriff sofort, daß Beziehungen zu Orsini ihm willkommener sein müßten, als die, die sich zu dem Kardinal ergeben konnten; denn dieser hatte geschworen, er werde, wenn er je auf den Papstthron gelange, den Banditen auf die Pappeln der Campagna helfen.

So fand ohne Wissen des Vaters in dem uralten Kirchlein S. Prassede die Begegnung statt, bei der die weltmännische Liebenswürdigkeit des Fürsten die Mitglieder der Familie — denn Mario fehlte nicht — über sich selbst erhöhte. Vittoria trat aus ihrer bürgerlichen Unbefangenheit in das Verlangen nach der großen Welt, die Mutter ward sich bewußt, daß sie bis jetzt nicht am rechten Platz und eigentlich für höheres bestimmt sei, und Mario empfand mit Genugtuung, daß der so viel ältere und mächtige Fürst ihm fast wie seinesgleichen entgegenkam. Ein Besuch ward verabredet und erfolgte am nächsten Tag.

Der Borgo geriet in höchste Aufregung, als der prächtige Wagen vor dem Haus der Accoramboni hielt, indessen der stattliche und würdevolle Fürst im Prunkgemach verweilte. Niemand jedoch war erstaunter als der Vater Ottavio.

Dem Fürsten erschien die ruhende Schönheit Vittorias animalisch großartig wie die eines antiken Junohauptes; er war diesem großen, träumenden Auge verfallen. Mit dem festen Vorsatz, Vittoria an sich zu fesseln, koste es, was es wolle, verabschiedete er sich, nachdem er die Familie in seinen Palast geladen hatte.

Als er das Haus verlassen und unter dem Toben der Jugend die Karosse bestiegen hatte, geriet der Vater Ottavio in unbeherrschte Wut und packte Donna Olympia so heftig an, daß sie aufschreiend in einen der Staatssessel zurückwich, deren weinroten Brokat der vornehme Gast noch eben gelobt hatte.

„Zu diesem Fenster hinaus in Deiner ganzen Pelzverbrämung, mit Deinem ganzen Staatskostüm, Du Kupplerin, die Du mein Haus zu Grunde richtest!"

„O welch roher Mann," schrie Donna Olympia auf, die sich vor wenigen Augenblicken noch an der vornehmen Gelassenheit des Fürsten erbaut hatte.

„Schützt mich, meine Kinder," rief sie noch lauter, als Ottavio näher trat, „er ist närrisch geworden."

„Ich will Dir meine Narrheit zeigen, daß Du vernünftig wirst!" sagte das Haupt der Familie und lief, ohne anzuhalten, in einem fort das Gemach hinauf und hinab in seiner ganzen Tiefe.

„Die Tochter eines guten Mannnes willst Du zur Dirne eines Fürsten machen, Schamlose."

„An solches denkt der Fürst gar nicht. Wenn er Absichten hat, sind es höhere."

„Wenn er Absichten hat," heulte Ottavio. „Ich, Ottavio Accoramboni, angesehn in Rom, geehrt im Borgo, soll auf die Absichten eines nobeln Wüstlings warten müssen! Und wenn er noch bessere haben sollte, als er nur haben kann: Seht ihr denn nicht, daß das ein Mann von meinen Jahren ist, wißt ihr denn nicht, daß er Witwer und Vater eines schon zwanzigjährigen Sohnes ist."

„Weshalb zählst Du auf, was wir alle längst wissen?" fragte Mario und trat vor die Mutter.

„Hinaus", schrie der Vater und trat auf ihn zu, aber obschon Mario sich nicht entfernte, sprach er zu ihm weiter. Ob sie denn ganz ehrlos seien, ob sie zu Schurken an dem jungen Francesco werden wollten. Er müsse sich vor diesem edeln jungen Menschen für seine ganze Familie schämen.

In diesem Augenblick streckte sich, um den Verlauf des Besuchs kennen zu lernen, das süßliche Gesicht des Fra Pantaleo durch die leicht geöffnete Tür; Ottavio machte einen Schritt zu ihr. Das Gesicht verschwand wie ein Spuk.

„Die Pfaffen, die Pfaffen," heulte Ottavio, „ein Pfaffengesicht schaut bereits ins Spiel. Da ist es höchste Zeit." Und er erklärte feierlich, so lange er atme, bleibe er Herr in seinem Hause, und so bestimme er jetzt, daß am nächsten Sonntag die lang aufgeschobene Hochzeit Vittorias mit dem jungen Peretti gefeiert werde.

Sie fand auch statt, obschon der Fürst, durch Fra Pantaleo unterrichtet, den Vorschlag hatte machen lassen, Vittoria solle im Haus seiner Mutter aufgenommen werden. Beim Fest erschien die Braut in gelassenem Glück, Ottavio in väterlicher Rührung, und nicht einmal Donna Olympia schien unzufrieden, als während des Prunkmals der Kardinal zu Ehren seines Neffen erschien und die Hochzeitsgesellschaft segnete.

Die Wonne der ersten Tage war noch nicht verrauscht, als der Kardinal seinen Neffen zu sich in seine Gärten dicht bei S. Maria Mag-

giore rufen ließ. Es war die Zeit der scheidenden Sonne, und ihre Strahlen entlockten der Fülle des Laubwerks eine Flut grüngoldenen Lichts. Der Kardinal durchschritt, gestützt auf seinen Neffen, den durch Taxus und Lorbeer geschnittenen schmalen Gang, der zu einer weißen Mauer am Ende des Gartens führte. Als die beiden aus dem grünen Schatten in die Brandung des Lichts traten, erschienen sie wie Götter oder Riesen, obwohl des Kardinals mächtige Glieder gebeugt und gar der Neffe ein junger Mensch von feinen Gliedern war. Der Kardinal schritt schneller als sonst und sprach entgegen seiner Gewohnheit unausgesetzt und eindringlich zu Francesco. Er sei im Grunde gegen diese Heirat. Der herrschende Papst sei alt, die Zukunft dadurch unsicher, ein Nachfolger könne die Verhältnisse umgestalten; wer dabei etwas erlangen wolle, müsse im rechten Augenblick frei sein; kühne, auf sich selbst gestellte junge Leute könnten dabei rascher handeln als durch Weib und Familie gefesselte. Indessen sei noch nichts verloren, und wenn er, Francesco, sich dem Oheim in allem füge, ohne zu fragen warum, könne er vielleicht noch groß und mächtig werden.

Vor allem habe er sich vor Orsini zu hüten; ihn zu reizen, könne Verderben bedeuten; ein längerer Aufenthalt in Frascati oder Ariccia sei vorläufig für die jungen Eheleute das Beste.

Zu diesem Rat bewog den Kardinal nicht weniger die Sorge, es könne dem geliebten Neffen durch Orsini etwas geschehn, als die weitblickende Furcht, mit diesem, dem Verwandten der Medici, in verwickelte Verhältnisse gestellt zu werden. Denn damals sah Peretti bereits, daß die Zeit zur Verwirklichung seiner ungeheuern Pläne nahe sei und daß die Gewalt seines Innern, die bald darauf wie ein Sturm über Europa hinbrausen sollte, nicht mehr lange unter der Hülle von Demut und Hinfälligkeit zusammengepreßt bleiben werde.

* * *

Unter den großen Lamentationen der Dame Olympia, die von einer Abreise nichts wissen wollte, geschahn die Vorbereitungen dazu. Schwermütig über die Ereignisse wider ihren Willen begab sich die Dame — man war in die Osterwoche eingetreten — in die Kapelle Sancta Sanctorum und begann mit vielen andern Gläubigen die heilige Treppe hinaufzuknien. Auf der Mitte der schlichten Stufen angelangt, fühlte sie sich leise am Aermel berührt. Es war Fra Pantaleo. Er ließ nicht ab, während der von allen Seiten tönenden frommen Klagegebete nach der Ursache ihres so erkennbaren Grams zu forschen, und tröstete sie erst mit dem ach so schweren Leiden des Herrn, der hier an dieser Stelle, ja vielleicht gerade auf dieser Stufe die scharfen Geißelhiebe empfangen habe. Dann meinte er, wer mit Innigkeit daran zu denken vermöge, brauche die Hoffnung nicht aufzugeben. Er verstehe wohl, wie das liebende Herz einer Mutter gequält werden müsse durch den Gedanken, ihr Kind werde niemals zu der erhofften Größe gelangen, aber . . .

Donna Olympia unterbrach ihn: Dennoch sei es nicht unmöglich, daß der Kardinal Papst und damit der Neffe weit über die andern erhoben werde.

„Montalto — Papst — niemals!" sagte der Frater laut und scharf, und sein Gesicht verzog sich in Haß. „Eher trage ich die Tiara als der Tretesel."

Diese Bezeichnung hatte sich Peretti bei denen erworben, die an seine Milde, ja beinahe Unterwürfigkeit glaubten, aber zu ihnen gehörte der Frate nicht, seit ihn der Kardinal wegen irgend einer kupplerischen Untat mit dem Galgen bedroht hotte. Er sah in ihm vielmehr den Löwen im Schafspelz und entsetzte sich vor mancher herrscherhaften Geste, die aus der demütigen Hülle drohte.

„Und gewiß und wahrhaftig kann Peretti niemals zur Tiara gelangen? Ihr, der Ihr hier in Rom alle Geheimnisse wißt, könnt Euch darin nicht täuschen?" fragte nochmals die Dame.

„Niemals, niemals, niemals" versicherte feierlich der Frate.

„Ihr könnt mir das beschwören?" fragte Donna Olympia, indessen sie auf den Knieen eine Stufe höher rückte.

„Ich schwöre es bei dem heiligen Blut, das sich über diese Schwelle ergoß", sagte der Priester und rutschte nach.

„So segne die Hölle diese Heirat."

Darauf erzählte flüsternd der Frate, daß der Fürst über den vollzogenen Bund außer sich sei und geschworen habe, er hätte Vittoria zu seiner Frau gemacht; Vittoria Fürstin Orsini! Gäbe es denn gar keine Möglichkeit mehr, wisse sie, die Mutter, denn gar kein Mittel und sei es noch so verzweifelt? Vielleicht könne Mario den entscheiden Rat erteilen.

„Ich wünschte, dieser Peretti mit seinem Kardinal wäre nie geboren worden. Ich kenne keinen Rat. Mein Jammer hat mich an das Ende meiner Kräfte gebracht. Besprecht Euch mit Mario!"

Sie waren auf der obersten Stufe angelangt, wo Christus mit den Worten ecce homo dem Volke gezeigt worden war. Unter Schlußgebeten erhoben sie sich von den Knieen; andre Gläubige rückten nach.

Mario machte von selbst den Vorschlag, der junge Peretti müsse beseitigt werden. Als er in Bedenken zurückfallen wollte, fragte ihn der Frate, ob er es für ausgeschlossen halte, daß Peretti zum Papst erwählt werde; in diesem Falle könne ihn und seine Genossen kein andrer schützen denn Orsini; dieser habe ihm ohnedies höhere Ehren zugedacht, als er sich denken könne.

Mario rief: „Er muß fallen" und schwur, er werde Francesco, das Unglück seiner Familie, mit eigener Hand töten, doch der Frate bat ihn wohlwollend, er möge doch dies nicht auf sich laden. Wenn schon der junge Mensch aus dem Wege geräumt werden solle, könnten Untergebene Orsinis sich ungleich besser darum annehmen als die eigenen Verwandten.

Die Mutter Francescos hieß Camilla und war, obwohl die Schwester eines so ehrwürdigen Kardinals, ihr ganzes Leben lang so mühselig und

kärglich geblieben wie damals, als sie nach langen Schwankungen des Geschicks mit dem endlich zum Generalprokurator seines Franziskanerordens ernannten Bruder nach Rom kommen durfte.

Einige Nächte nach dem Hochzeitsmahl hatte sie einen Traum, in dem sie die Leichen Vittorias und Francescos in bejammernswertem Zustand auf dem Erdboden liegen sah. Ihr Bruder, der Kardinal, sprengte auf herrlichem Pferd und in mächtigem Trab zu ihnen hin, ritt aber, da er sie erreichte, ohne sie zu beachten, weiter. In diesem Augenblick entfalten sich aus dem Leib seines Rosses gewaltige Flügel; es stieg mit dem Kardinal rauschend in die hohen Lüfte, immer höher und trug ihn zu einer im fernsten, im lichtesten Himmel leuchtenden Wolke, aus der sich ihm eine Hand entgegenstreckte.

Beunruhigt durch das unerklärbare Gesicht bewog Camilla die vornehme Dame Olympia, als die erfahrenere und gleichsam als Schutzgeist im Hause des jungen Paars zu verweilen bis zu seiner Abreise.

Diese hätte am nächsten Tag stattfinden sollen, allein um die Mitternacht wurde heftig an die Haustür geklopft und Francesco verlangt. Einer seiner besten Freunde liege schwer verletzt ganz in der Nähe hinter S. Maria Maggiore und bedürfe rascher Hilfe, die Francesco, von dem man wußte, er habe sich mit der Medizin befaßt, gewähren müsse. Aus süßem Schlaf erweckt, geleitete Vittoria den Gatten die Stiege hinab, da erschien in ihrem Dunkel, bleich vor Schrecken, die Mutter Camilla. An ihr Traumgesicht erinnernd, flehte sie den Sohn mit bewegten Worten an, sich nicht dem Dunkel dieser stürmischen Nacht preiszugeben. Ihr Jammer riß Vittoria und selbst Donna Olympia mit sich fort; diese wurde von plötzlichem Entsetzem — vor den Augen, die danach ausgeblickt, erhob sich jetzt als ein Ungeheuer der Mord! — so heftig ergriffen, daß ihr die Sprache gelähmt war.

Francesco indessen riß sich mit den Worten, wenn das Leben von einem Traum sich bestimmen lasse, so bedeute es nichts, von den Flehenden und trat, begleitet von einem Diener, in die Nacht. Die Fackel, bei deren lautlos flackerndem Schein die Frauen unter Schrecken wachten, war noch nicht niedergebrannt, als die Nachricht hereingetragen wurde, man habe Francesco mit samt dem Diener, von vielen Dolchen durchbohrt, an den Stufen der S. Maria Maggiore gefunden.

Das einzige Ziel des Kardinals Montalto war, am Ende seines Lebens die Kraftfülle, die er in sich aufgespeichert fühlte, ungehindert entfalten zu dürfen und mit ihr die Menschheit zu umfassen. Auf dem Wege zu diesem Ziel schritt das Schweigen voran, und das eigene Herz mußte verstummen. Aber Montalto, der im Grunde von der Natur des Feuers war, brannte darauf, einmal dieses Schweigen brechen und wenigstens einen Menschen zum Vertrauten seiner Pläne machen zu dürfen. Er hatte in dem Neffen, obschon dieser noch jung war, einen Menschen seiner Art, Feuer seines Feuers erkannt, und wie an eine Erlösung glaubte er an den Moment, da der Jüngling, sprachlos vor Erstaunen, zu seinen

Zielen mit fortgerissen werde. Aber noch hatte er die Zeit, sich mitzuteilen, nicht für gekommen erachtet. Jetzt, da sie nahe schien, hatte er Francesco verloren.

Was ein Wille zu gewaltigen Taten und ein einsamer Weg diesem großen Kardinal an Menschlichem gelassen hatte, war von ihm an Francesco und die Schwester verschwendet worden, und obschon seine Seele sich vor der schneidenden Kälte des Schmerzes zusammenpreßte wie Wasser, das gefriert, war er auch jetzt der gütige Tröster. Er hielt die zitternde Hand der plötzlich ganz alt gewordenen Schwester in der seinen und wich nicht von ihr, bis den Toten die Erde deckte. Sanft und voll Liebe sprach er zu ihr, indessen sie weinte, aber da er die erste Nacht wieder allein war, suchte er vergeblich den Frieden des Schlafs.

* * *

Als während der nächsten Tage die Kardinale vor dem schlichten Hause Perettis vorfuhren, ihm ihre Kondolenz zu bezeugen, erstaunten sie alle. Sie trafen Peretti betend oder an Arme Almosen verteilend an, ruhig und beherrscht in Haltung und demütig im Wesen wie immer. Als man ihn laut bedauerte, lehnte er höflich ab mit dem Wort, ein höherer Wille habe dies so gefügt, wer von dieser Erde geschieden, sei zu beneiden, nicht zu bemitleiden, er selbst sehne sich darnach, dem geliebten Neffen zu folgen; da der Kardinal San Sisto, der Neffe des regierenden Papstes, sich erbot, die Richter, ja den Papst, sofort anzurufen, fragte er mit sanfter, trauernder Miene, ob denn Rache den Toten lebendig machen könne; diese solle der demütige Mensch ruhig der Allmacht überlassen.

Die Besucher wußten wohl, daß Peretti mit dem Neffen alles verloren hatte, was ihm menschlich nahe stand; über sein Benehmen verblüfft, bewunderte ihn ein Teil, während andre über ihn lachten.

Die Bewunderung siegte über den Spott, als im nächsten, von den meisten Kardinalen besuchten Konsistorium Gregor XIII. vor jeder Amtshandlung auf Peretti zutrat und ihm seine Trauer kundgab, der Kardinal aber bescheiden zurückwich und das Versprechen des Papstes, es werde aufs strengste nach dem Täter geforscht werden, dankend zurückwies, daran erinnernd, daß auch Christus den Verfolgern vergeben habe.

Zu diesem wunderbaren Benehmen gab dem Kardinal nicht allein die Ueberlegung recht, sich vorläufig die Medici nicht zu Feinden zu machen, sondern auch der Erfolg, den er damit bei den Kardinalen fand. Gleichviel, ob sie seine Haltung für echt oder für gespielt hielten, in jedem Falle entsprang sie einer solch eisernen Beherrschung der eigenen Natur, daß dieser Mann groß sein mußte, entweder an Demut oder an Verstellung des Herzens. Der mächtige und reiche Kardinal Farnese, der Peretti stets verachtet hatte, sah ihn ungläubig und erstaunt von der Seite an, und der Papst sagte, als er nach Schluß des Konsistoriums in der Gruppe der mächtigsten Kardinale dem Ausgang zuschritt, indem

er auf das unscheinbare Ordenskleid anspielte, das Peretti stets trug: Wahrlich, er ist doch ein großer Bruder!

Allein diese bewunderte Selbstbeherrschung, die Peretti hier aus Ueberlegung sich erzwang, sollte später, da sie aus reinem Herzen kam, ungleich majestätischer, ja aus Ueberwindung zur Erhebung des Selbst werden.

* * *

Den Vater Ottavio hatte der Fall Francescos, den er mehr als seinen Sohn liebte, so gebrochen, daß er, an Körper und Geist hinsiechend, das Haus nicht mehr verließ und sich weigerte, seine Familie zu sehn, der er mißtraute. Er duldete nur den Fra Pantaleo um sich, der sich in seinen Leiden an ihn herangemacht hatte und ihn mit erbaulichen und erhebenden Worten zu trösten versuchte. Gerade die Schicksalsschläge, die man nicht begreife, seien von Gott zu einem Zweck verhängt, der sich erst später herrlich offenbare. Allein Ottavio war diesen Erwägungen nicht zugänglich, er versank immer mehr in Furcht vor dem an Unrecht ungeheuern Schicksal und erwartete zitternd seinen zweiten Streich.

Dieser erfolgte bald, die vordem blühend entfaltete Familie gänzlich auseinanderreißend. An Fra Pantaleo gewöhnt und von diesem mit Bedacht seiner Familie entfremdet, merkte der Vater Ottavio es kaum, daß Vittoria und ihre Mutter das Haus verließen; der prächtige Palast, in dem die hochbetagte Mutter des Fürsten mit vielem Gesinde hauste, nahm sie auf. Die Schutzlosen — so nannte Donna Olympia sich und die Tochter — besuchte täglich der Fürst. Er sprach wenig und betrachtete meist Vittoria mit ernstem und sanftem Blick, wie ein gütiger Vater. Was Vittoria angeht, so war sie ganz Schmerz, aber nicht göttlich erstarrt wie Niobe, sondern hilflos, wie ein leidendes edles Tier. Dieser ohnmächtige Zustand hatte es der schnell entschlossenen Mutter leicht gemacht, Vittoria der Einladung des Fürsten geneigt zu machen. Wenngleich nun Vittoria, wie diese Blätter noch zu verzeichnen haben, gar bald sich von der Trauer um den jungen Gatten zu seinem Mörder wandte, so war ihr Leid dennoch kein oberflächliches, sondern es war wirklich und tief. Wie ein verwundetes Tier den Schmerz bis in die feinsten Fasern aufnimmt, dann aber, wenn die Wunde verheilt, ihn nicht mehr kennt, so litt und erstand von ihrem Schmerz Vittoria Accoramboni.

Das Gericht, das Gregor XIII. über den Fall Peretti eingesetzt hatte, war zu keinem Ergebnis gelangt und wollte bereits auseinandertreten, als das Aergernis, das Vittorias Ueberſiedlung erweckte, und die Erregung des Volkes den Papst zum Vorgehn zwang: Vittoria wurde wegen Verdachtes der Mitschuld und wegen Verletzung der gebotenen Trauer von den Sbirren geholt und in der Engelsburg in Haft behalten.

Alle Mittel, die Orsini dagegen versuchte, ja die Intervention Toskanas, mit der er drohte, mußten vor der entfesselten Wut des Volkes wirkungslos bleiben, und so beschloß er, indessen er Vittora durch

bestochene Wächter reichlich versorgen ließ, das nächste Konklave abzuwarten, denn der Papst sank von Tag zu Tag mehr in sich zusammen.

Das Konklave fand statt acht Tage, nachdem Gregor XIII. unter großem Pomp war beigesetzt worden, und mit diesem Tag, an dem die Inhaber der Gewalten sich auf unbestimmte Zeit einkerkern ließen, begann nach tausendjährigem Brauch die Volksfreiheit. Die Gefängnisse wurden gestürmt, die Gefangenen befreit, unter ihnen Vittoria durch Paolo Orsini. Er schob selbst den Riegel zu ihrem Kerker zurück, und ein Diener hielt der vom eindringenden Licht Geblendeten ein prangendes Kleid entgegen, das Gewand einer fürstlichen Braut. War es da ein Wunder, daß sie, dankbar bewegt, erschüttert, in die liebevoll geöffneten Arme sank, die sich ihr entgegenstreckten!

Gerührt durch die Leiden, die Vittoria eigentlich um seinetwillen trug, und mit der entschiedenen Absicht, jeden weitern Widerstand aussichtslos zu machen, hatte der Fürst die sofortige Hochzeit beschlossen. Sie wurde noch während des Konklaves gefeiert, und der junge Fürst Piero, Paolo Orsinis Sohn, der von der Universität Salerno mit Eilpferden herbeigejagt war, um diese Ehe zu verhindern, kam zu spät.

* * *

Zu Beginn des Konklaves hatte der Kardinal Felix Peretti keine der Parteien für oder gegen sich, aber nach der ersten Woche hatte er, obwohl scheinbar ruhig und abgeschlossen in seiner Zelle sitzend, die eine an der andern zersprengt. Nach Ablauf der zweiten Woche existierte keine der drei großen Parteien: Farnese, Medici und San Sisto in dem Sinne, daß zwei von ihnen, vereinigt, hätten die Wahl diktieren können; bald darauf schien es, als versage jede einzeln und als habe das Konklave jede Richtung verloren; in Wirklichkeit war jetzt Peretti der eigentliche, wenn auch ungesehene und geheime Leiter. Er spielte, nachdem die mächtigern Kardinale nicht mehr in Betracht kamen, mit der Wahl derer, die durch Tugenden wie Greisenhaftigkeit, Unterwürfigkeit oder Indifferenz der bereits ein Kompromiß suchenden Mehrheit angenehm sein konnten, rief aber im rechten Augenblick den sich schon herabsenkenden heiligen Geist zurück und hatte damit auch die kleinern Gegner ausgeschlossen.

Er saß am Abend des dritten Sonntags vor dem mit Schriften bedeckten Tisch seiner Zelle, als die Kardinale Alexandrin, Este und der Franziskanergeneral hereintraten und erklärten, sie hätten beschlossen, ihn zum Papst zu machen und bereits einen großen Teil der Kardinäle für diese Wahl gewonnen: Peretti erblich, erhob sich und trat abwehrend einen Schritt zurück. Welche Verantwortung sei es doch, einem so alten und leidenden Mann, der gewiß nicht mehr lang zu leben habe, eine solche Last aufzubürden! Wie sie glauben könnten, er vermöge sie noch mit Kraft und gar allein zu tragen. Nur dann könne er mit ihnen sich einigen, wenn er das feste Versprechen erhalte, daß sie ihn nicht im

Stiche lassen, sondern treulich ihn beraten und mit ihm gemeinsam regieren werden.

„Wir werden Euch nicht verlassen, Eminenz, darauf könnt Ihr bauen wie auf Christus“ rief in ausbrechendem Triumph der Kardinal Alexandrin.

„Nun gut, aber sagt, wie steht es mit den Kardinalen Farnese und San Sisto?“

„Ihre Parteien sind über ihren Kopf hinweg zum größten Teil für Euch gewonnen, sie selbst können sich nicht widersetzen, sobald sie sehn, daß wir ohne sie die Wahl machen.“

„Und seine Eminenz der Kardinal Medici?“

„Ihn zu gewinnen, ist nicht ausgeschlossen, insofern Ihr die Zusicherung gebt, Eure Sache gegen sein Haus nicht weiter zu verfolgen.“

„So sagt ihm, daß ich nichts weiter begehre als den Frieden. Droht ihm mit der Wahl einer Kreatur Farneses, den er fürchtet. Sucht ihn auf — sogleich — er ist nah der Schwelle.“

Wirklich schlich der Kardinal Medici von der Zelle Perettis weg, als die drei Verbündeten heraustraten. Er war ein großer hagerer Greis mit den überlegten Manieren eines Diplomaten. Mit einem Blick verstand er die Situation. Da er unter den Verbündeten den Franziskanergeneral sah, den er haßte, reckte er sich höher und schoß einen halben Blick tötlicher Verachtung auf ihn herab. Der Franziskaner aber, klein und beleibt, in seiner schlichten Kutte, erwiderte durch einen noch hochmütigern Blick, der, obschon er von unten kam, über den großen Medici hinwegsah.

„Die Wahl ist gemacht, Eminenz,“ zischte der Franziskaner, „und es ist der dringende Wunsch Eurer Freunde, Ihr möget Euch nicht durch nutzlosen Widerstand selbst schaden.“

Durch die weise Taktik Perettis hatte Medici das Veto Toskanas, das in seiner Hand lag, bereits in einem vorhergehenden Wahlgang verbraucht und war so seiner stärksten Waffe beraubt. Aus Furcht, die drei Verbündeten würden ohne ihn die Wahl vollenden und den künftigen Papst beherrschen, überredete er sich schnell, dessen friedliche Gesinnung gegen sein Haus sei echt, und ließ sich überrumpeln. Unter dem schmalen, spitzbogigen Gewölbe des engen Gangs, der zwischen den Zellen lief, wurden mit leiser Stimme die Schlußverhandlungen geführt, deren Resultat ein schwacher, von den verbündeten Kardinalen regierter Papst sein sollte.

Als am nächsten Morgen das Skrutinium für Peretti 24 Stimmen erreichte, erhob sich dieser, ohne die formelle Vollendung des Wahlgangs abzuwarten, feurig wie ein Jüngling, schritt kraftvoll zum Altar und schleuderte den Stock, auf den er sich stets gestützt hatte, mit weiter Geberde hinter sich. Hierauf nahm er dem Kardinalkämmerling die Tiara aus den Händen und setzte sie sich gegen den uralten Brauch selbst auf. Die Kardinale, die ihn so sahn, waren wie vom Blitz getroffen;

Farnese, der in dieser einen Gebärde die Wendung der Dinge erkannte, protestierte, aber Peretti rief dröhnend: die Wahl ist nach Form und Inhalt gut und begann mit mächtiger Stimme das Tedeum zu singen, in das die Kardinale einstimmten. Er befahl die augenblickliche Adoration und schritt, nachdem die Versammlung sich wieder erhoben hatte, hoch aufgerichtet, majestätisch, ein Herrscher, mit weit ausgestreckten segnenden Armen dem Ausgange zu, sich dem Volke zu zeigen.

* * *

Als im Vatikan das entscheidende Skrutinium abgehalten wurde, rannte Fra Pantaleo wie ein flüchtiger Wolf durch die Straßen und heulte durch die Gemächer des Fürsten Orsini, die Wahl stehe fest, Peretti werde Papst. Orsini verlachte ihn erst, als aber das Volk die Erwählung durch die Straßen schrie, machte er sich mit den schwersten Vorwürfen auf zu seinem Onkel, dem Kardinal. Dieser, durch den völlig unerwarteten Umschwung gänzlich gebrochen, saß spitz und lahm wie ein alter Rabe in einem großen geschnitzten Stuhl und hielt sich durch stärkende Getränke aufrecht. Er gab dem Neffen in allem vollständig Recht und riet ihm, so rasch als möglich mit der jungen Gattin und allen Schätzen Rom zu verlassen. Das Lamm habe sich in den Löwen verwandelt, und die Pranke des Löwen sei erhoben.

Unter Beschwörungen, Bitten und Drohungen verlangte auch Fra Pantaleo sofortige Flucht und außerdem den Schutz der Gesandtschaft für seine Person. Aber der Fürst, stolz und nicht gesonnen, vor einem Manne zurückzuweichen, den er stets als untergeordnet betrachtet hatte, beschloß, zu bleiben.

* * *

Als der junge Fürst Piero die Gestalten des Fra Pantaleo und der Donna Olympia im Hause seines Vaters sah, fuhr er diesen mit raschen und heftigen Vorwürfen an. So weit also habe ihn blinde Leidenschaft zu einem kalten Götterbild gebracht, daß er diese Spukgestalten in dem alten fürstlichen Hause dulde, daß er den Platz, von dem die edle Mutter habe scheiden müssen, an ein völlig fremdes Geschöpf verrate. Der Vater, durch diese Erinnerung im Herzen bedrückt, antwortete kalt, daß jedes Alter nur seine eigenen Angelegenheiten verstehn könne und daß er dem Sohne wünsche, er möge in keinem Anstoß erregen.

Vittoria suchte der junge Fürst nach Kräften zu meiden; wenn er mit ihr zusammentraf, betrachtete er sie mit lauerndem Blick, und seine kalte Höflichkeit war beinahe verletzend, aber gegen Donna Olympia, die seit ihrem Einzug ins Fürstenhaus eine goldgestickte Haube trug, zeigte er solch unverhohlenen Abscheu, daß Paolo Orsini ihr durch Fra Pantaleo den Vorschlag machen ließ, sie möge sich mit einer angemessenen Pension schleunig in ihr früheres Heim zurückziehn.

Sofort fuhr die Dame auf und stürzte in die Gemächer Vittorias — Piero Orsini, der sie in dieser Lage sah, verglich sie mit einem

wütenden Aeffchen. Die Tochter blieb so kalt wie Stein bei den leidenschaftlichen Klagen, ja sie hielt es selbst für das Beste, daß die Mutter zum Vater zurückkehre, der, gealtert und von Sinnen, ihrer bedürfe. Die Dame Olympia bekreuzigte sich vor solchem Undank und wünschte den jungen Peretti ins Leben zurück, aber die Tochter blieb fest. Sie haßte die Mutter, nachdem die ersten Wochen der neuen Ehe verflossen waren, und seit sie die offene Verachtuug sah, die der vornehme junge Fürst Olympia entgegenbrachte. Diese fuhr jetzt gegen Fra Pantaleo los; der Priester krümmte sich erst wie ein Wurm unter den Peitschenhieben ihrer Anklagen, bäumte sich dann aber auf als ein haßerfüllter Dämon und fluchte ihr alle Schuld an dem Tod des jungen Peretti zurück, bis sie gänzlich zerbrochen, den Palast verließ, um Trost und Halt zu suchen bei dem alten verwirrten Mann, der unaufhörlich um Francesco klagte.

Vittoria war von dem lauernden Auge des jungen Fürsten gebannt wie eine Schlange von dem Blick ihres Beschwörers. Sie fürchtete ihn und wünschte dennoch, er möge zu ihr sprechen. Er schien ihr stolz, kühn und grausam, und wenn die Liebe sie mit Paolo Orsini vereinte, suchte sie in den Zügen des Vaters die kühnern des Sohnes. Piero aber reiste, ohne Abschied zu nehmen, plötzlich ab, angeblich, um in Salerno seine Studien fortzusetzen.

* * *

Einige Wochen waren verflossen. Unterdessen war Felix Peretti in der ungeheuern Gestalt Sixtus des V. am Horizont aufgestiegen wie eine Wolke, die erst unscheinbar über dem Meer erscheint, bald aber den ganzen Himmel überzogen hat. Die großen Pläne, die er so lange im Herzen verschließen mußte, schleuderte er jetzt über Rom hin: Erneuerung der absoluten Zentralgewalt des Papstes, völligen Umsturz der alten tausendjährigen Verwaltung, Wiederherstellung des verfallenen Gerichtswesens, neue Stellungnahme zu den protestantischen Mächten, Vernichtung der Briganten Latiums, Erbauung eines neuen Rom. Orsini, durch die ihm gegenüber bewahrte Ruhe dieses so tatkräftigen Papstes erschreckt, entschloß sich, Klarheit herauszuforbern und fuhr zu der ersten großen Audienz vor. Der neue Papst saß inmitten einer großen Schaar geistlicher und weltlicher Würdenträger auf dem Thron und unterhielt sich aufs angeregteste mit den Kardinalen Medici und Farnese. Auf ihre Bemerkung, sie seien erstaunt, Seine Heiligkeit aus der frühern Hinfälligkeit zu solcher Frische erstanden zu sehn, hatte er ihnen geantwortet, ja, er sei darüber niemals im Zweifel gewesen, daß die Papstgewalt einmal die kräftigste Medizin für ihn sein werde, und er fühle die Kraft in sich, nicht nur die Kirche, sondern die ganze Welt zu regieren, als Orsini mit Gefolge eintrat.

Der Versammelten bemächtigte sich hohe Erregung. Medici und Farnese wurden unruhig, der Papst blickte auf. Orsini trat langsam näher, erhobenen Hauptes, und ließ sich vor dem Thron in die Knie nieder. Da richtete sich Sixtus hoch auf; aus erzernen, undurchdringlichen

Zügen floß sein starker Bart, seine Augen schlossen sich langsam. So saß er, ein Richter, der die Tiefen seiner Seele nach dem Urteil abfragt, und schwieg, bis alle den Saal verließen. —

Einige Kardinale erzählten, es habe sich der neue Papst kurz nach der Erwählung und bevor er sich dem Volke gezeigt, nach dem alten Brauch vor dem Altar niedergeworfen, aber er habe dabei nicht die Lippen bewegt, sondern nur ernst und fest das Kruzifix betrachtet. In diesem einen Blick hatte Peretti der mächtigen Gewalt gedankt für die weite Entfaltung seiner Lebenskräfte, die nun ins Unendliche greifen konnten, und für die kommende Rache. Aber so mächtig fesselten ihn die großen Pläne und die neuen Verhältnisse, daß er die Ueberlegung immer wieder abbrach und das Urteil verschob. Da nun Orsini eintrat, erwartete der Papst, daß seine Trauer, sein Verlangen nach Rache und sein Gefühl für Gerechtigkeit sich neu in ihm erheben und ihm Donner und Blitz in die Hand geben würden. Aber dies geschah nicht. So tief er auch in sich blickte, er fand die lang zurückgehaltenen Gefühle nicht mehr; es war, als habe er mit seiner Erhebung aus dem gewöhnlichen Menschentum auch alle menschliche Leidenschaft abgestreift, und nur ein einziges starkes Gefühl wehte in ihm: das Bewußtsein seiner Schöpferkraft.

Er erhob sich und verbrachte die Nacht schlaflos in einem weiten und kühlen Gemach beim Hof San Damasus. Wie Israel mit dem Engel, so rang er die Nacht mit seinen starken Gedanken. Er suchte sein tiefes Leid um den teuern Menschen und fand es nicht mehr, er suchte den feurigen Wunsch nach Rache, und er traf in seiner Tiefe auf Flammen von einer Kraft, diese Welt zu läutern.

Er fragte sich, ob Hochmut ihn über die Innigkeit der Trauer hinausgehoben habe, und ob er noch reinen Herzens sei.

Der Morgen kam und der Papst trat an das hohe Fenster. Schon trafen die ersten Sonnenstrahlen die Kuppel des heiligen Petrus. Sie erschien frei, in sich vollendet und so leicht, als wolle sie, erwärmt von den andringenden Strahlen, einer Sphäre gleich entrollen. Sixtus sah in ihr das Symbol des alten menschlichen Kulturkreises, der über den Zeiten thront, wie sie über Rom. Der Glanz, den sie unter der höher steigenden Sonne annahm, blendete den Papst, aber aus dem unter ihr ruhenden Schatten schienen ihm riesenhaft die Gestalten Trajans, des Kaisers Karl und des Papstes Hildebrand zu wachsen und die Gewaltige, Karyatiden gleich, zu tragen.

Da sah er alle menschlichen Leidenschaften tief unten — zerstiebendes Wellengekräusel, verfliegender Schaum des Meeres! — wie etwa ein Gott auf sie herabsehn mag, und fühlte sich von großer Last befreit.

Nach jener Audienz reiste Orsini schleunig ab und rief die Intervention seines Schwagers, des toskanischen Großherzogs, an. Diesem gab der Papst zur Antwort, er sei gekommen, die Gerechtigkeit auf Erden wieder herzustellen, wie Moses vom Berge Sinai, aber gerade,

weil er das Prinzip der allgemeinen Gerechtigkeit verfolgen wolle, stelle er das eigene Interesse und die Privatrache zurück, außerdem sei er davon überzeugt, daß diese Sache den Keim ihres Verfalls bereits vom ersten Augenblick an in sich trage.

Trotz dieser Zusicherung traute Orsini dem gewalttätigen Papst nicht und reiste mit Vittoria weiter nach Salò am Gardasee, wo er einen Palast besaß.

An die Abreisenden hatte sich Fra Pantaleo geklammert. Längst hegte der Fürst den tiefsten Widerwillen gegen ihn, aber er wagte es nicht, ihn gänzlich fallen zu lassen; er nahm ihn unter dem Titel eines Beichtvaters mit sich.

In Salò erkrankte Orsini schwer. Die Erregungen der letzten Monate, das Zerwürfnis mit dem Sohne raubten ihm die Kraft, sich zu erheben. Außerdem begann, je mehr er sich selbst verfallen sah, immer stärker wütende Eifersucht an ihm zu fressen. Er zog den Fra Pantaleo wieder in sein Vertrauen und ließ Vittoria durch ihn bewachen.

Diese flammte jetzt in Haß auf; die Eifersucht des Gatten zeigte ihr erst die verlornen Freuden, sie betrat nicht mehr das Krankenzimmer, und die Nacht, in der Orsini sterben mußte, vereinte sie mit dem jungen lebensfrohen Baron Pallavicini von Salò.

Der Fürst hatte Vittoria einen bedeutenden Teil seines Vermögens vermacht; daher fürchtete sie noch mehr den Haß des grausamen Piero. Sie rief den Schutz der Republik Venedig an, zu deren Gebiet Salò gehörte. Die Dominante, auf der Hut, den Weg Sixtus des V. zu kreuzen, fragte bei diesem erst vorsichtig an, doch da er erklärte, an dieser Sache und an ihren Folgen habe er weder Rechte noch Pflichten, ward der Schutz zugesagt.

Es war eine Nacht, finster und stürmisch wie jene, die den jungen Peretti fallen sah, als vor dem Palast am Ufer des Sees ein Trupp von Reitern erschien. Vittoria, schnell erweckt, rief in das Dunkel hinunter und gebot den Bewaffneten, den Frieden des Hauses zu achten, da befahl eine entschlossene Stimme die sofortige Oeffnung des Tors. Vittoria erkannte den jungen Piero. Sie sank auf das Lager zurück, und unentrinnbares Todesgrauen befiel sie, wie damals, als Francesco hereingetragen wurde.

Den Kolben, Blöcken und Eisenstangen der Stürmenden widerstand das Tor; sie legten Feuer an, es zu durchbrennen. Da erbot sich, im Dunkel kauernd, der Frate, das Tor zu öffnen, gegen eidliche Zusicherung freien Abzugs für seine Person. Sie ward ihm zugesagt, und die schwere Pforte knarrte. Die Bewaffneten drangen ein. Als Erster ward Fra Pantaleo erstochen. Er schnellte hin und her wie ein Fisch, dann streckte ihn ein starker Hieb zu Boden.

Piero drang hinauf. Zusammengekauert auf ihrem Bett, lag Vittoria. Piero riß sie empor. „Nicht," rief sie, „ich weiß zu sterben", und wandte ihm ihr Antlitz zu. Noch in der Todesangst schien ihr Blick in

NORD UND SÜD

Friedrich Haase
als Cardinal Richelieu

Friedrich Haase
als Fox

seinen kalten Zügen etwas zu suchen. Sein Dolch durchfuhr sie und warf sie zu Boden. Dann wandte er sich dem Erbe zu.

Da die Tat in ihrem Gebiet und noch dazu an einer ihrem Schutz unterstellten Person verübt worden war, ließ die venezianische Regierung den Reitern bei Vicenza durch Militär den Weg verlegen mit der Aufforderung, sich dem Gericht der Republik auf jedes Urteil hin zu übergeben. Auf die entschlossene Weigerung des Führers Piero Orsini und seiner Gefährten, die junge Leute aus dem süditalienischen Adel waren, trieb man sie in die Stadt Padua zurück. Dort verschanzten sie sich in dem stärksten Palast, den sie in der Eile erreichen konnten. Drei Tage lang hielten sie sich verwegen und tapfer, dann kamen aus Venedig Verstärkungen. Bei dem nun folgenden gewaltigen Sturm der Belagernden fand Piero Orsini mit seinen Tapfersten und Treuesten den Tod, die andern ließ die Republik nach Kriegsrecht an Ort und Stelle enthaupten.

Der Kurier, den die venezianische Regierung mit den Schilderungen dieser Ereignisse an den Papst sandte, durchfuhr bei seinem Eintritt durch die porta popolo die Massenquartiere der zehntausend Arbeiter, durch die Sixtus den Obelisken des Caligula vor St. Peter schaffen ließ, und passierte auf seiner Fahrt zum Vatikan die Trümmer jener Stadtviertel, die der Papst hatte niederreißen lassen, um den gewaltigen Straßenzug vom Pincio zum Lateran zu ziehen.

Sixtus V. stand jetzt als Lenker in dem großen Streit, den er zwischen den alten katholischen und den protestantischen Mächten heraufbeschworen hatte, und hielt gerade mit dem englischen und spanischen Gesandten Konferenz. Er unterbrach sie, als Venedigs Bote gemeldet wurde, und las aufmerksam die Berichte. Er verharrte einige Zeit in tiefem Schweigen und wandte sich hierauf wieder den Geschäften zu.

Geheimrat Friedrich Haase:
Meine ersten Schritte auf der Bühne

Am 18. Juni 1845 betrat ich in der Urania zum erstenmal die weltbedeutenden Bretter als „Herr von Malesherbes“ in den „Rosen des Herrn von Malesherbes“ von Kotzebue. Das ging auch ganz gut, und ich hatte die Freude, daß mein so lieber und guter Vater mich an jenem Abend spielen sah — zum ersten und leider letzten Male in seinem Leben. Leicht mag ihm nicht dabei ums Herz gewesen sein!

Mein Mut wuchs. —

Beim zweiten Male gab man mir daselbst eine unbedeutende Nebenrolle in dem Töpferschen Schauspiele „Die Gebrüder Foster.“ Unter den wenigen Worten, die ich zu sprechen hatte, befand sich auch die Phrase: „Gebt mir ein Glas Ale.“ Ich, der ich mich absolut noch nie mit der englischen Sprache beschäftigt hatte, sagte also frisch und sehr laut: „Gebt mir ein Glas Aahle!“, worauf mir ein homerisches Gelächter antwortete.

Von da an lernte ich die Angst kennen, und als ich in einer Ritterkomödie zu melden hatte: „Rings um die Burg stehn verdächtige Haufen Reiter — mitten darinnen der Hauptmann!“, übermannte mich die Beklommenheit derartig, daß ich unter stürmischem Gelächter stoßweise nur herausbrachte: „Rings um die Burg — liegen — mehrere verdächtige Haufen, mitten darin der Hauptmann!“

Dadurch war ich für die Urania bei meinem jedesmaligen Auftreten der Gegenstand herzlichen Gelächters, und als ich in einer der nächsten Vorstellungen, „Preziosa“, hätte sagen sollen: „Seht, im Mondschein sitzet sie mit der Zither still im Arm“, fuhr es mir bei unaussprechlicher

---

In den nächsten Tagen, am 1. November, vollendet Friedrich Haase sein 85. Lebensjahr. Bei diesem Anlaß erinnern sich viele des um die Bühnenkunst hochverdienten Mannes. Der Kreis seiner Freunde und Verehrer ist groß. Wir hoffen, unsern Lesern mit den Bildern Haases eine Freude zu machen, die wir in dieser Nummer bringen. Wir drucken hier ferner einen Aufsatz aus der Feder Haases, der den köstlichen Humor des unvergeßlichen Künstlers spiegelt. Der Aufsatz entstammt

Angst heraus: „Seht, im Mondenscheine sitzet sie uud zittert mit den Armen!“ An demselben Abend vervollständigte ich meine Disposition zum Versprechen noch einmal, indem ich statt: „Eine Taube sitzt sie unter Raben“, sagte: „Ein Rabe sitzt sie unter Tauben!“ — Ich war also damals ein — sich viel versprechender Künstler.

In diese Zeit der damaligen Uraniavorstellungen fällt auch meine Bekanntschaft und das Zusammenwirken mit Albert Hoffmann, dem Begründer des „Kladderadatschs“, der einzigen, satirischen Zeitschrift, die das Jahr 1848 überdauerte und zu so großer Bedeutung gedieh, daß sie den Herausgeber nach und nach zum Millionär machte. Auch der gute alte Ludwig Menzel begann um diese Zeit seine schauspielerische Laufbahn auf der Uraniabühne.

Höchst ehrenvoll, daß dieses kleine Gesellschaftstheater, das nun schon vor ein paar Jahren seine hundertjährige Gedächtnisfeier auf der Bühne des königlichen Opernhauses zu Berlin begehn konnte, eine so auffällige Zahl namhaftester Bühnengrößen zu zeitigen vermochte. Man bedenke: die Crelinger, Geschwister Stich, Crüsemann, Döring, Berndal, Hilte, Kahle, Possart, Matkowsky, Pauline Ulrich — e tutti quanti. Noch heute findet manches bildsame Talent dort Anregung zu künstlerischem Schaffen. Es darf sich zum ersten Mal öffentlich der Beurteilung aussetzen, — es ist der erste Flügelschlag, der oft in den hellen Aether hebt — oft still wieder zur Erde trägt!

Auch im Berliner Königlichen Gießhause hinter dem Zeughause gab es ein kleines improvisiertes Privattheater, das in dem tiefen Dunkel der untern Räume dieses Hauses von dem Obergießermeister Fischer auf Bitten seiner zwei hübschen Töchter, die sich der Bühne zu widmen gedachten, aufgestellt war. Beleuchtet konnte nur die Bühne werden, und zwar durch Oellampen; der Zuschauerraum, in dem allerlei Bänke und Stühle durcheinander standen, konnte fast dunkel genannt werden, weshalb man denn auch mitunter allerlei unartikuliertes Gekreische zu hören bekam — wahrscheinlich nur dieser Dunkelheit wegen. Hier spielte ich auch Komödie mit meinem Mitschüler bei Tieck — Emil Bürde — dem

---

den Memoiren Haases, die vor mehr als einem Jahrzehnt bei Richard Bong (Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart) erschienen sind. In diesem Buch, das unter dem Titel „Was ich erlebte“ seinerzeit freudig begrüßt wurde, erzählt er in einer Reihe lose verknüpfter Kapitel, was er gesehn, erfahren, empfunden, gewollt. Wir werden es dem bescheidenen Mann nie vergessen, was er außerdem gekonnt hat.

Die Redaktion.

Sohn eines Berliner Königlichen Baurats und spätern Gatten der rühmlichst bekannten Königlich Sächsischen Kammersängerin Ney. Bürde und ich waren um die gedachte Zeit Tiecks einzige Schüler.

Die Bühne in dem erwähnten Gießhause war so niedrig, daß man bedeckten Hauptes beinahe die Soffitten berührte. Eines Tages wurde „Fridolin, der Gang nach dem Eisenhammer" aufgeführt. Bürde spielte den Grafen Felseck, ich den rothaarigen Bösewicht. Bürde sah recht hübsch aus und fand das auch. Er trug ein ohnehin hohes Barett mit noch höherer Feder. Auftreten und mit der Feder sofort in die Soffitten fahren, war eins. Barett und Feder lagen ihm zu Füßen. Unwillig stülpte er sich das Barett schnell wieder auf, doch in der nächsten Sekunde wird es ihm durch die feindliche Soffitte gleich wieder vor die Füße gelegt, wodurch die tragische Wirkung seines Spiels beträchtliche Einbuße erlitt, denn stürmisches Gelächter begleitete diesen nicht vorhergesehenen Unfall.

Bürde war eine liebenswürdige Natur, geistreich, und hatte viel gelernt. Wir mochten uns sehr gern und teilten nicht selten das letzte Viergroschenstück, wenn wir nach einer der herrlichen Vorlesungen unseres vergötterten Meisters Tieck hungrig sein Lesezimmer verließen. Denn so viele geistige Genüsse er uns auch bot, so wenig materielle gab es für zwei stets hungrige Jünglingsmagen, die sich unmöglich mit zween Brotschnittchen zufrieden stellen lassen, auf denen eine Illusion von Butter und gehacktem Ei lagerte.

Aber Schrullen, unglaubliche Schrullen beherrschten den Kunstgenossen damals. So behauptete er zum Beispiel gläubig, daß in dem Leibe des Menschen sich zwei Walzen befänden, die große und die kleine Walze, welche auf die Lungentätigkeit beim Sprechen den größten, nachhaltigsten Einfluß übten und für den Schauspieler von allergrößester Wichtigkeit wären.

Könnte ich den lieben Menschen doch noch einmal sprechen, vielleicht, daß ich erführe, wie er heute über das Walzwerk im menschlichen Leibe denkt und auch über manches andre. Tieck sah die Vollkommenheit in der größten überhaupt zu erreichenden Harmonie aller einzelnen Teile mit dem beabsichtigten Ganzen.

„Das ist auch Ihre Aufgabe, lieber Haase", sagte er nicht selten, „auch der darstellende Künstler, der Repräsentant des dichterischen Werks, muß diese Aufgabe erfüllen, will er auf die Würde eines Künstlers berechtigte Ansprüche erheben, und für Sie ist die Erfüllung dieser Aufgabe das schwerste, schwieriger als für den Maler, Bildhauer, selbst Dichter.

Sie sollen Material, schaffender Meister und Kunstwerk zu gleicher Zeit sein! Und wenn Sie all das in vollkommenstem Maße werden, so bleiben Sie doch nur ein Teil des Ganzen, und erst in der vollkommensten Harmonie aller Teile zum ganzen erwächst das vollkommene Kunstwerk. Der Künstler muß ein Virtuos sein, und Sie wissen, was dies eine Wort in sich schließt: vir — virtus -- virtuosus!"

Jawohl wußt ichs, habs stets gewußt, aber nie in dem Sinne danach gehandelt, wie spätere herbe und oft recht ungegorene Behauptungen es mir und zu gleicher Zeit auch Bogumil Dawison nicht selten vorwarfen.

Ich werde und muß später noch einmal auf dieses Thema zurückkommen, weil ich im Laufe der Jahrzehnte allzuviel Irrtümer, nicht selten Torheiten, selbst dummes Zeug über den Begriff „Virtuosentum" leider zu lesen bekam und doch auch lesen mußte, um darüber mitsprechen zu dürfen.

Tragikomisch erscheint es mir heute, wenn man mich nicht selten als den letzten Vertreter der sogenannten „alten Schule" bezeichnete, die — gottlob — überwunden sei, während Dawison und ich viel, sehr viel Bitteres zu hören bekamen über die „allzu realistische" Richtung, welche wir in unsrer Spielweise zu Tage treten ließen. „Vernunft wird Unsinn."

Einmal wurde im Königlichen Schauspielhaus Shakespeares „Heinrich IV.", neu einstudiert, angezeigt. Herr Döring — Falstaff! Mein Freund Hermann, der Bruder Gustav Richters, und ich sahn uns bedeutungsvoll an; das mußten wir doch unbedingt erleben. Aber wie? Ohne Geld! Das geht nicht! „Weißt Du," meinte Hermann, „der Gustav hat in seinem Büchersplnd mehrere große wertvolle Lexika stehn. Wie denkst Du darüber, wenn wir selbige Lexika „verkloppen?"

„Ja, wie soll ich darüber denken? Wenn Du meinst — verkloppen wir also die Bücher!"

„Beim heiligen Klopstock, so seis!" Gesagt — getan!

Ein Antiquar an der Gertraudtenbrücke kaufte mir, da ich allein in den Laden gestoßen wurde, die vier Bücher ab, und ich erhielt dafür zwei Taler.

Dörings Falstaff entzückte uns, und ein Abendbrot nach der Vorstellung in dem Wurstkeller bei Riquet restaurierte uns zu einer Fortsetzung nächtlicher Bummelei, denn ich muß es nur gestehn, daß ich im geheimen auch ein überaus leichtsinniger Kerl war, und erst in ganz letzter Zeit, — also wie gesagt — in ganz letzter Zeit ein Ausbund von Tugend und jedweden moralischen Vorzugs wurde.

Zwei Tage später entsteht in Gustavs Zimmer plötzlich ein Mordsskandal.

„Wo sind meine Lexika, wer hat meine Lexika weggenommen?“ So klingts, die beiden Verbrecher furchtbar mahnend, ins Nebenzimmer hinüber.

„Hermann, hast Du meine Lexika?“

Und nun entwickelt sich die ganze Nichtsnutzigkeit meines Freundes Hermann. Mich vorschiebend, erzählt er schnell ein ganzes Märchen von Erfindungen, wälzt alle Schuld auf mich, daß ich es wäre, der die Bücher verkauft und das Erträgnis mit ihm „vergeudet“ hätte.

„Die Bücher muß ich wieder haben — meine Bücher — oder ich weiß nicht, was ich tue!“ So schäumte Gustav.

Hermann zieht mich ins Nebenzimmer und sagt ernsthaft zu mir — dieser Tartüffe: „Du siehst, Fritz, es geht uns an Hals und Kragen! Komm gleich mit mir nach der Gertraudtenbrücke und laß mich handeln. Geh auf alles ein, was ich sage, und zeig, ob Du Talent für Deine Komödien-Karriere hast oder nicht!“

Wir betreten also die Bibliothek des Antiquars an der Gertraudtenbrücke — es war ein offenes, luftiges, freundliches Flurgeschäft.

Hermann flüstert mir zu: „Stell Dich dämlich!“

Nun, dazu bedurfte es nicht viel, denn ich hatte keine Ahnung, was geschehn sollte.

„Wie konnten Sie sich“, herrschte Hermann den betroffenen Bücherfritzen an, „wie konnten Sie sich unterstehn, diesem Menschen, den die Natur als Idioten kennzeichnet, vier wertvolle Bücher abzukaufen? Sehn Sie sich den tief beklagenswerten Jüngling an! Wird Ihr Auge nicht feucht?“

Während dieser Reden affektierte ich nun, den Heuchler begreifend, Mienen und Gebärden eines Trottels. Hermann, mich ziemlich puffend, suchte mich scheinbar zu beruhigen, indem er zu mir sprach: „Sei nur ruhig, Fritzchen, es geschieht Dir nichts!“ Ein neuer Puff, ich schnitt wieder Gesichter. „Aber mit dem Menschen da muß ein warnendes Beispiel statuiert werden, damit junge Leute nicht wiederholt in ihr Unglück rennen! Geben Sie die Bücher wieder heraus, oder ich gehe von hier direkt auf die Polizei!“ Diese kategorische Drohung wurde meinerseits durch allerhand Gebärden und Augenverdrehungen begleitet.

Eingeschüchtert und voll ängstlicher Besorgnis, geschah das Unglaubliche, daß ein fliegender Antiquar vier gekaufte Bücher umsonst wieder herausgab, welche wir unter homerischem Gelächter, Bruder Gustav die Begebenheit erzählend, seiner Bibliothek feierlich einverleibten.

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

F o r t s e t z u n g

„Nein, es ist eine Käferart," erwidere ich; „wenn man sie auf den Rasen legt und einen Stein drauf legt, dann leben sie weiter."

Grindhusen meint: „Ja, das ist wohl möglich," aber er verweilt in Gedanken keinen Augenblick bei dem, was ich gesagt habe.

Da setze ich meinen Gedankengang selbst fort: „Aber wenn man auch noch eine Ameise unter den Stein tut, dann wird nach einer kleinen Weile kein Käfer mehr da sein."

Der Wald und der Fluß rauschen weiter; es ist, als hätten sich zwei Ewigkeiten über irgend etwas geeinigt, aber bei Sturm und Gewitter, da liegen sie im Krieg miteinander.

„Jawohl, so ist es," sagt Grindhusen schließlich, „am vierzehnten August werden es zwei Jahre, seit ich den letzten Brief bekommen habe. Es war eine schöne Photographie drin, eine von Olea, die in Dakota, wie sie es nennen, wohnt. Es war eine bunte Photographie, aber ich hab sie nicht verkaufen können. Na ja, mit Gottes Hilfe werde ich schon durchkommen," sagt Grindhusen mit einem Schmatzen. „Doch was ich sagen wollte, was bekommst du am Tag?"

„Ich weiß es nicht."

Aber da sieht mich Grindhusen mißtrauisch an; er denkt, ich wolle es nur nicht sagen.

„Na ja, es kann mir ja auch einerlei sein," sagte er dann. „Ich habe nur so gefragt."

Um ihn zufriedenzustellen, rate ich ins Blaue hinein.

„Ach, ich werde wohl ein paar Kronen bekommen, so zwei bis drei Kronen, denke ich.“

„Ja, das wirst du schon bekommen,“ sagt er mißgünstig. „Ich bin doch ein alter Flößer.“

Aber jetzt bekommt er wohl Angst, ich könnte seine Unzufriedenheit weiter tragen; denn er fängt an, den Ingenieur Lassen zu loben, und sagt, der sei ein in jeder Beziehung braver und rechter Mann und werde mich gewiß nicht übervorteilen. „Wie wäre das möglich? Wie ein Vater ist er zu mir gewesen, soviel kann ich sagen.“

Der Ingenieur ein Vater für Grindhusen!

Es klang über die Maßen lächerlich aus dem alten zahnlosen Munde. Ich hätte sicher von diesem Manne dies und jenes über den Ingenieur erfahren können, aber ich fragte nach nichts.

„Hat er nichts davon gesagt, daß ich bald in die Stadt hinunterkommen soll?“ fragte Grindhusen.

„Nein.“

„Manchmal läßt er mich holen, und dann handelt es sich um gar nichts Besondres, er will nur ein wenig mit mir schwatzen. Ja, ein großartiger Mensch!“

Es wird Abend; Grindhusen schwatzt wieder und kriecht dann in seine Hütte hinein, um sich schlafen zu legen.

* * *

Am nächsten Morgen machen wir die Sperre frei.

„Komm, geh noch ein Stück mit, weiter hinauf!“ sagt Grindhusen.

Ich gehe mit; noch ungefähr eine Stunde sehn wir die Häuser und Felder eines Gebirgshofs droben im Walde. Da mußte ich unwillkürlich an das Schaf denken.

„Hast du hier in der Nähe das Schaf gefunden?“ frage ich.

Grindhusen sieht mich an.

„Hier, ach nein. Es war sehr weit von hier, ganz an der Grenze von Trovatn.“

„Liegt Trovatn nicht im Nachbarbezirk?“

„Ja, freilich. Deshalb ist es auch eine Ewigkeit von hier entfernt.“

Aber jetzt will Grindhusen mich nicht weiter mitnehmen; er bleibt stehn und dankt mir für meine Begleitung. Ich könne gut bis zum Hofe mitgehn, wende ich ein; aber Grindhusen sagt, er wolle gar nicht auf den

Hof, da gehe er nie hin, und von hier könne ich geradeswegs nach Hause gehn.

Da drehte ich um und ging denselben Weg wieder zurück, den ich gekommen war.

6.

Was ich hier zu tun hatte, war gar keine rechte Arbeit, und es befriedigte mich nicht. Immerfort ging es den Fluß hinauf und wieder herunter, da und dort wurden ein paar Balken losgestoßen, dann gings weiter, und nach jedem Gange landete ich wieder in meinem Logierhaus in der Stadt. In dieser ganzen Zeit konnte ich nur mit dem Gepäckträger oder Hausknecht des Gasthauses reden, wo der Ingenieur wohnte, einem dicken Manne mit Kinderaugen und Fäusten, die genau elf Zoll spannen konnten. Als kleiner Bursche sei er einmal gestürzt und habe sich ein Loch in den Kopf geschlagen, erzählte er, deshalb sei er in diesem Leben auch zu nichts zu gebrauchen, als zum Ziehn und zum schweren Tragen. Mit diesem Manne unterhielt ich mich ab und zu, aber sonst mit niemand im Orte.

Ja, das kleine Städtchen!

Wenn der Fluß angeschwollen ist, geht ein donnerndes Rauschen mitten durch die Stadt und teilt sie in zwei Hälften. Auf der Nord- und Südseite wohnen die Menschen in ihren hölzernen Häusern, und sie haben gewiß jeden Tag ihr, wenn auch spärliches Auskommen. Von den vielen Kindern, die über die Brücke gehn und in den Läden kleine Einkäufe machen, geht keins barfuß; sicher leiden nicht viele von ihnen Not, und es sind lauter nette Kinder. Auch große aufgeschossne Mädel gibt es da, und die sind am ergötzlichsten von allen; lustig und mager und von einander und von ihrer eignen kleinen Welt ganz in Anspruch genommen. Manchmal halten sie sich auf der Brücke auf und sehn den Flößern drunten auf den Sperrbalken zu; dann helfen sie denen, die an den Balken schieben, bei ihrem Sang ho – a—hoo! Sie kichern und stoßen einander an.

Aber es gibt gar keine Vögel hier.

Nein, es gibt keine Vögel hier, und das ist sehr merkwürdig. Wenn an stillen Abenden die Sonne untergeht, liegt der ganze weite Kanal mit seiner tiefen, unbeweglichen Wasserfläche im Abendgolde da; Mücken und Schmetterlinge schweben darüber, und die Bäume am Ufer spiegeln sich darin; aber auf den Bäumen sind keine Vögel. Vielleicht ist das Rauschen des Wasserfalls, das alles betäubt, schuld daran, und die Vögel können

nicht gedeihn, weil sie sich nicht singen hören können. Und deshalb sind die einzigen lebenden beschwingten Wesen, die hier zu finden sind, nur Mücken und Fliegen. Aber Gott mag wissen, warum wir in unserm Städtchen auch von den Elstern und Krähen so gemieden werden!

Jede kleine Stadt hat ihre eigne tägliche Begebenheit, die die Leute in Anspruch nimmt, — dafür hat ja auch jede Großstadt ihre Promenade. An der Westküste ist es das Postschiff. Wie schwer fällt es einem, wenn man an der Westküste lebt, zu der Zeit, wo das Postschiff anlegt, von der Brücke fern zu bleiben! Hier in diesem, drei Meilen von der See entfernten Städtchen, das ringsum nur von Bergen und Felsen umgeben ist, haben wir den Fluß. Ist der Fluß heute Nacht gestiegen oder gefallen? Werden heute die Stämme von den Schranken weggestoßen? Ach, wie eifrig wir sind! Wir haben allerdings auch eine kleine Eisenbahn; aber damit ist nicht viel los, sie fährt, so weit sie kann, und bleibt dann stecken wie ein Kork in der Flasche. Und ihre winzigen Wagen sind recht behaglich; aber die Leute schämen sich ihrer, weil sie lächerlich, alt und verkrüppelt sind. Ja, man kann nicht einmal mit dem Hut auf dem Kopf aufrecht darin sitzen.

Aber außerdem gibt es wahrhaftig auch einen Marktplatz, eine Kirche, sowie Schul- und Postgebäude, und droben am Fluß gibt es ein Sägewerk und eine Holzschleiferei; und Kaufläden gibt es sogar unglaublich viele.

Ja, wir haben sehr vielerlei. Ich bin zwar fremd hier — wie auch sonst überall —, aber ich könnte noch eine Menge Sachen aufzählen, die wir außer dem Fluß noch haben. Ist das Städtchen wohl früher einmal eine große Stadt gewesen? O nein, seit dritthalbhundert Jahren war es schon immer ein kleines Städtchen. Aber einstmals hat hier ein großer Herr gewohnt, einer, der über allen Kleinen stand, der Herr, der mit dem Diener hinter sich dahergeritten kam, ein Großgrundbesitzer, — jetzt sind alle gleich, höchstens stehn wir mit dem Ingenieur Lassen nicht ganz auf gleichem Fuße, mit diesem Floßinspektor, der erst im Anfang der Zwanziger ist, der sich aber zwei Zimmer in seinem Gasthause mieten kann.

Ich hatte nichts zu tun, und da ertappte ich mich auf folgenden Grübeleien:

Hier im Orte steht ein großes Haus; es mag wohl zweihundert Jahre alt sein, nämlich das Haus des Matadors Ole Olsen Ture. Dies Haus wirkt wahrhaftig überwältigend, auch durch seine Größe; denn es hat zwei Stockwerke, und seine Langseite nimmt ein ganzes Straßenviertel ein. Es wird jetzt als Warenlager benutzt. Zu der Zeit aber, wo es

gebaut wurde, gab es noch Riesenbäume in den Wäldern hier, drei Querbalken gaben schon Mannshöhe; sie sind ganz mit Eisen und Erz durchzogen und keine Axt kann hineinhaun. Und drinnen in dem Hause sind Säle und Keller wie in einer Burg. Der große Ture hat sicher wie ein Fürst hier regiert.

Dann kamen andre Zeiten; die Häuser wurden nicht mehr so groß gebaut und nicht nur zum Schutz gegen Kälte und Regen, sondern auch, daß man seine Freude daran hätte, wenn man sie ansah.

Auf der andern Seite des Flusses steht ein altertümliches Haus, das eine feine, gut abgewogne Empireveranda hat, mit Säulen und Dach. Der Stil ist nicht ganz durchgeführt; aber das Haus ist doch sehr schön und hebt sich wie ein weißer Tempel von der grünen Bergwand ab.

Und noch ein Haus hab ich gesehn, bei dem ich unwillkürlich Halt machte. Es steht auf dem Marktplatz, und seine Flügeltüren nach der Straße haben alte Türknäufe und geschnitzte Rokokospiegel; aber die Rahmen um diese Spiegel sind im Stil Louis XVI. kanneliert. Auf der Kartusche über der Tür steht die Jahreszahl 1795 in arabischen Ziffern. — damals war die Uebergangszeit hierher gekommen. Es hat also einstens in diesem Städtchen Leute gegeben, die mit ihrer Zeit gegangen sind ohne Dampf und ohne Telegraph.

Aber später baute man die Häuser zum Schutz gegen Schnee und Regen, zu nichts anderm. Die waren dann nicht groß und auch nicht schön. Da handelte es sich nur darum, ein Unterkommen für Weib und Kind zu schaffen, sonst um nichts. Und von jenem ärmlichen Volke droben in den Alpen, das in seiner Geschichte nie etwas gewesen ist und nie etwas hervorgebracht hat, lernten wir darauf pfeifen, wie eine menschliche Wohnung von außen aussähe, wenn sie nur von herumzigeunernden Reisenden gut befunden würde. Warum sollte das Gebäude dort an der Bergwand eine gewisse Tempelschönheit und Ruhe haben? Und warum steht das große, große Haus aus Ole Olsen Tures Tagen noch immer unangetastet da? An seiner Stelle wäre Platz für zwanzig Wohnhäuser. Herunter ist es gekommen, bankrott ist es geworden, und jetzt freun die Schuhmacher sich, — nicht weil wir alle gleich groß, sondern weil wir alle gleich klein sind. Ach, das geht nur uns an!

* * *

Auf der langen Brücke läßt es sich so gut spazieren gehn, weil sie einen Bretterboden hat und topfeben ist, ja, hier können alle Damen

hübsch darüber hintrippeln. Die Brücke ist auch nach beiden Seiten frei, deshalb ist sie auch der beste Aussichtspunkt für uns Neugierige.

Von der Sperre aus dringen allerlei Zurufe von den Flößern zu uns herauf; diese schinden sich gewaltig mit den Balken ab, die sich an den Klippen und Steinen im Flusse festgerammt haben. Ein Balken um den andern kommt von oben dahergetrieben und schließt sich denen an, die schon vorher festsaßen; die Sperre wächst immer mehr an, manchmal staun sich mehrere hundert Stämme an einem Platz im Flusse. Aber wenn alles gut geht, können sie diese Flößer in verhältnismäßig kurzer Zeit frei machen. Wenn es das Unglück will, wird wohl auch ein unglücklicher Flößer den Strom hinunter in den Tod mitgerissen.

Zehn Mann stehn mit Bootshaken an dem Stauplatz, alle mehr oder weniger tropfnaß, je nachdem sie mit hineingerissen worden sind. Der Obmann bezeichnet mit ausgestrecktem Arm den Stamm, der an der Reihe ist; aber manchmal sehn wir oben auf der Brücke, daß die Flößer drunten uneins werden. Bei dem Lärm können wir zwar nichts hören: aber wir sehn, daß wegen des einen oder andern Stamms, den die eine Partei zuerst losmachen möchte, eifrig hin und her geredet wird. Ein erfahrener Flößer hat zuerst angefangen, zu mucken. Ich, der seine Sprache kennt, meine, ihn ganz zäh und gelassen sagen zu hören: „Es handelt sich nur darum, ob wir nicht den dort zuerst nehmen sollten." Sofort richten sich zehn Augenpaare zugleich auf den Stamm und verfolgen dessen Weg, der in ein wahres Storchnest von andern Stämmen hineinführt, und wenn die Flößer sich einigen, werden zehn Bootshaken auf einmal hineingeschlagen. In diesem Augenblick stehn die Bootshaken da, wie die Saiten an einer Harfe, alle Männer rufen zugleich: Ho! Der Stamm wird gestoßen und gleitet ein Stückchen heraus, — neues Zufassen, neues Rufen, und der Stamm gleitet wieder ein Stück weiter heraus. Es ist, als kämpften zehn Ameisen um ein Zweiglein, und schließlich treibt der Stamm den Fall herunter.

Aber es gibt auch Stämme, die beinahe nicht zu bewegen sind, und doch muß oft gerade so ein Stamm und kein andrer zuerst genommen werden. Dann verteilen sich die Flößer rings herum, sie bohren ihre Bootshaken überall ein, wo der Stamm nur in dem Storchnest sichtbar ist, die einen ziehn, die andern schieben, und wenn er trocken ist, wird er mit Wasser übergossen, damit er glatt werde; dann stehn die Bootshaken nicht mehr regelmäßig da, wie die Saiten einer Harfe, sondern liegen kreuz und quer darüber, wie ein Spinnengewebe.

Manchmal schallt den ganzen Tag hindurch der zehnstimmige Ruf der Flößer zu uns herauf; er wird nur von den Mahlzeiten unterbrochen, ja bisweilen können wir ihn mehrere Tage hintereinauder hören.

Dann bringt plötzlich ein andrer Ton an unser Ohr, Axtschläge sind es. Ein ganz verflixter Stamm hat sich manchmal so verkehrt hingelegt, daß er absolut nicht herauszubekommen ist; und doch hält er gerade die ganze Stauung zusammen, deshalb muß er gekappt werden. Viele Axtschläge sind nicht nötig. Unter dem ungeheueru Druck, der auf ihm liegt, knickt er bald ab; dann gibt das ganze gewaltige Storchnest nach und beginnt sich zu drehn. In diesem Augenblick halten alle Flößer inne; sie stehn nur ruhig da und passen wohl auf: wenn der Teil der Stauung, auf dem sie stehn, losgeht, müssen sie rascher als die Katzen sein und sich durch einen Sprung auf eine sichere Stelle hinüberretten. An jedem Tag und zu jeder Stunde hat die Arbeit der Flößer ihre furchtbare Spanung, — ihr Leben oder ihr Tod hängt von ihnen selbst ab.

* * *

Die Stadt selbst aber, die ist lebendig tot.

Es ist etwas Wehmütiges um eine tote Stadt, sie gibt sich den Anschein, als lebe sie. In Brügge ist es gerade so, in dieser großen Stadt vergangner Zeiten, sowie auch an verschiednen andern Orten in Holland, in Süddeutschland, in Nordfrankreich und im Orient. Wenn man in einer solchen Stadt auf dem Marktplatze steht, sagte man sich wohl: „Sieh, einst ist diese Stadt lebendig gewesen, und ich sehe sogar die Menschen wieder in ihren Straßen herumwandeln!"

Es ist höchst sonderbar: unsre Stadt liegt ganz weltverloren, von hohen Felsen eingeschlossen, und doch sind sicherlich auch hier die Frauen schön und die Männer ehrgeizig, wie an allen andern Orten. Das Leben nur ist so wundersam hier, es hat kleine, gekrümmte Finger, hat Mauseaugen, und seine Ohren werden Tag und Nacht von dem ewigen Rauschen des Wasserfalls erfüllt. Ein Käfer kriecht durch Heidekraut; da und dort steht ein gelber Halm in die Höhe, das sind gewaltige Bäume für den kleinen Käfer. Zwei Kaufleute aus der Stadt wandern über die Brücke; sie wollen gewiß auf die Post. Heute sind sie miteinander ausgegangen, um zusammen einen ganzen Bogen Briefmarken auf einmal zu kaufen, denn dann bekommt man Rabatt, und den wollen sie einheimsen.

Ach, die Kaufleute in dieser Stadt!

Jeden Tag hängen sie ihre fertiggenähten Kleider heraus und stellen ihre Stoffe und Waren in ihre Schaufenster; aber nur selten sehe ich

einen Kunden ihre Tür öffnen. „Ab und zu kommt doch wohl ein Bauer vom Tale drüben, den ein Geschäft in die Stadt führt," dachte ich am Anfang. Und da hatte ich richtig gedacht: Heut hab ich einen Bauern gesehn; und was für ein merkwürdiger, komischer Anblick war das!

Er war angezogen wie die Leute in unsern Märchen: trug eine Joppe mit silbernen Knöpfen und graue Beinkleider mit einem aufgesetzten Hosenboden von schwarzem Leder. Er lenkte einen winzig kleinen Heuwagen mit einem winzig kleinen Pferd davor, und in dem Wagen stand eine kleine rotgefleckte Kuh, die wohl für den Schlächter bestimmt war. Alle drei, der Mann, das Pferd und die Kuh, waren ganz klein und schienen aus der Steinzeit zu stammen. Wie unterirdische Wesen, die eine Reise unter die Menschen machen, sahn sie aus; ich erwartete beinahe alle drei vor meinen Augen verschwinden zu sehn. Da bricht die Kuh auf ihrem Liliputwagen in ein lautes Muh! aus; und selbst dieser Ton klang wie aus einer andern Welt.

Ein paar Stunden sehe ich den Mann wieder, aber ohne Pferd und ohne Kuh; er geht jetzt bei den Kaufleuten umher und macht seine Einkäufe. Dann begleite ich ihn zum Sattler- und Glasermeister Vogt, der zugleich Lederhändler ist. Dieser vielseitige Kaufmann will mich zuerst bedienen; aber ich sage, ich wolle mir gern einen Sattel sowie etwas Glas und Leder ansehn, deshalb hätte ich keine Eile; und da wendet sich der Kaufmann wieder an den Unterirdischen.

„Die beiden Herrschaften sind doch wohl miteinander bekannt?"

„Ist der Mann hier aus der Stadt?"

„Ja, das kann schon sein."

Das ganze Register: Wind, Wetter und Schneebahn, Frau und Kinder, steht beim Alten; dann kommt der Jahresertrag dran, dann der Fluß, der in einer Woche um ein Viertel gesunken ist, dann die Viehpreise, die schlechten Zeiten. Sie fangen an, das Leder zu befühlen, und betrachten es genau, sie beriechen es, biegen es und reden noch weiter darüber. Und wenn dann endlich ein schmaler Streifen abgeschnitten und gewogen wird, meint der Unterirdische, das sei einmal verflixt schwer! Es müsse im ganzen gerechnet werden, die kleinen Fetzen dürfen nicht mitgezählt werden. Darüber disputieren die beiden eine gute Weile, wie es Recht und Brauch ist. Wenn das Leder dann schließlich bezahlt werden soll, kommt zuerst ein Lederbeutel zutage, auch wie aus den Märchen; ein Heller um den andern wird mit den Fingerspitzen vorsichtig und umständlich herausgeholt, dann wird das Geld von beiden Teilen wieder und wieder durchgezählt, dann macht der

Unterirdische mit einer ängstlichen Bewegung seinen Beutel zu: jetzt hat er nichts mehr.

„Du hast ja noch kleines und großes Geld, ich habe eine Banknote gesehn."

„Eine Banknote? Nein, die will ich nicht wechseln lassen."

Neue Disputation, ein langes Hin- und Herreden; sie lassen auf beiden Seiten etwas nach, sie teilen, — und der Handel ist abgeschlossen.

„Das ist ein ganz verflucht teures Stück Leder!" sagte der Käufer.

Und der Verkäufer erwidert:

„Nein, du hast es billig bekommen, Dafür mußt du aber ein andermal auch an mich denken, wenn du wieder in die Stadt kommst."

Spät am Abend sehe ich den Unterirdischen von seiner Reise unter die Menschen heimwärts fahren: die Kuh ist bei dem Schlächter geblieben, der kleine Mann hat Packen und Säcke in seinem Wagen, er selbst aber humpelt hinterdrein, und sein lederner Hosenboden schlägt bei jedem Schritt eine Falte. Ob es nun Gedankenlosigkeit ist, oder ob er in guter Gesellschaft gewesen ist und zu viele Gedanken bekommen hat, — um den Arm trägt er ein zusammengerolltes Stück Leder wie einen Ring.

So ist also wieder Geld in die Stadt hereingeströmt. Ein Bauer ist dagewesen und hat seine Kuh verkauft und den Kaufschilling für andre Dinge ausgegeben Das merkt man gleich überall; sogar die drei Rechtsanwälte geben zu, daß in der Stadt mehr Geld im Umlauf ist. Die Stadt lebt von unproduktiver Arbeit.

Jede Woche werden in den Lokalblättern Häuser zum Verkauf angeboten, und auf dem Gericht liegt eine Liste über die Matrikularsummen, die als Steuerpfand verkauft werden sollen. Was soll denn das? Ach eine ganze Menge Häuser in der Stadt sind verkäuflich! Das unfruchtbare Felsental mit seinem großen Fluß kann diese im Absterben dahinsiechende Stadt nicht mehr ernähren; eine Kuh ab und zu reicht nicht hin. In solchen Zeiten müssen die Häuser hingegeben werden, die Schweizerhäuser, die Ställe. Wenn an der Westküste in einer kleinen Stadt ausnahmsweise einmal ein Hof ausgeboten wird, dann ist das ein großes Ereignis im Ort; da versammeln sich die Eingeborenen eifrig an der Makrelenbrücke, oder sie stecken die Köpfe zusammen und tuscheln miteinander.

Hier in unserm Städtchen, das ganz ohne Hoffnung ist, erweckt es keinerlei Aufregung, wenn einer ermatteten Hand ein Hof entgleitet. Jetzt bin ich an der Reihe, ein andresmal ist ein andrer dran. Und alle Menschen sind gleichmäßig unbetrübt darüber.

* * *

Der Ingenieur Lassen kam in meine Wohnung und sagte:

„Setz deine Mütze auf und begleit mich nach dem Bahnhof: es muß ein Koffer abgeholt werden.“

„Nein,“ erwiderte ich, „das tu ich nicht.“

„Was, du tust es nicht?“

„Nein, dazu ist der Knecht im Gasthaus da. Ich gönn ihm den Verdienst.“

Mehr brauchte es nicht; der Ingenieur war noch so jung, daß er mich nur schweigend ansah. Da er aber eine zugängliche Natur war, gab er mich noch nicht auf, sondern veränderte den Ton.

„Ich möchte aber gerade dich dazu haben,“ sagte er, „und du könntest es wohl tun.“

„Das ist etwas andres. Dann tu ich es.“

Ich setze also meine Mütze auf und bin bereit.

Er geht voraus nach dem Bahnhof, ich hinterdrein. Wir müssen noch zehn Minuten warten; dann kommt der Zug, der aus drei winzigen Wagen wie aus der Spielschachtel heraus besteht; ein paar Passagiere kriechen tief zusammengeduckt hervor; aus dem letzten Wagen kommt eine Dame, auf die der Ingenieur zuschreitet, ihr zu helfen.

Ich gab nicht so genau darauf Acht, was dort vorging; die Dame war verschleiert und hatte Handschuhe an und reichte dem Ingenieur zuerst einen gelben Staubmantel hin. Sie schien etwas verlegen zu sein, denn sie sagte nur ein paar leise Worte: aber da der Ingenieur im Gegenteil laut und ungeniert sprach und sie überdies bat, den Schleier abzunehmen, faßte sie Mut und tat, wie ihr geheißen worden war.

„Erkennst du mich wieder?“ fragte sie.

Da wurde ich plötzlich aufmerksam. Das war Frau Falkenbergs Stimme; ich wendete mich um und sah ihr gerade ins Gesicht.

Ach, wie schwer ist es, sich alt und abgedankt zu fühlen! In dem Augenblick, wo ich wußte, vor wem ich stand, dachte ich an nichts weiter, als an meine eigene gealterte Person; daß ich nur ordentlich dastünde, nur tief genug grüßte. Nun war ich zwar der Besitzer von Bluse und Hosen aus jenem gereifelten Sammet, den die Arbeiter südlich im Lande gebrauchen, und dieser Anzug war vollkommen neu und schön; aber ich hatte ihn leider heute nicht an. Wie mich das ärgerte und bedrückte!

Fortsetzung im nächsten Heft

Rundschau

Ein berühmtes Dementi

Von Heinrich von Poschinger, der unter Bismarck im Reichsdienst tätig war und dem ersten Kanzler zwanzig Jahre lang, von 1878—1898, nahe stand, wird in den nächsten Wochen bei Carl Konegen in Wien ein neuer Band erscheinen: der zweite, sehr starke Teil des Werkes: „Also sprach Bismarck.“ Das Buch, dessen Aushängebogen uns vorliegen, enthält kaum irgend etwas, was nicht schon irgendwo gedruckt worden wäre. Es soll offenbar auch nichts Monumentales sein — wer könnte heute auf diesem Gebiet dergleichen noch leisten, wo über die Bismarckliteratur selbst schon eine ganze Literatur existiert. In seinem letzten Sammelband gibt nun Poschinger nichts anderes als eine zusammenstellende Ergänzung zu den öffentlichen Reden des Fürsten Bismarck. Die neue Publikation enthält gewiß manches überflüssige Detail, bringt aber auch sehr feine Reminiscenzen. Es ist natürlich — wie alle Literatur von Poschinger — kein großes Gemälde, das uns hier geboten wird, sondern eher eine Buchausgabe jener Abfälle, die die Tagespresse unter „Vermischten Nachrichten“ bringt. Es sind ganz oder halb vergessene Erinnerungen, die hier in anspruchsloser Art, ohne besondern Aufputz, ausgegraben werden.

Sehr interessant ist eine Unterredung Bismarcks mit dem Kriegsberichterstatter William Russel in Versailles. Russel hatte, als Berliner Vertreter der „Times“, am 23. Juli 1870 die Erlaubnis erhalten, als Korrespondent des in jenen Tagen überragend größten Londoner Blattes im deutschen Hauptquartier den Krieg mitzumachen. Bismarck meinte zwar, er besitze nicht die Macht, eine solche Erlaubnis zu verabfolgen, das wäre Sache des Kriegsministers, und im allgemeinen hatte dieser den Zeitungs-Berichterstattern den Zutritt zum Heer verboten. Russel sollte aber eine Ausnahme sein. Bismarck nahm sich dann noch mehr als eine Stunde Zeit, dem Engländer die Lage und seine Ansicht über Frankreich, Franzosen, französische Staatsmänner und den Kaiser auseinanderzusetzen, auch einen Rückblick zu werfen auf die Geschichte französischer Einmischungen in deutsche Angelegenheiten sowohl, wie auf seine eigene Politik bei seinen Begegnungen mit Kaiser Napoleon. Auf Luxemburg anspielend, machte der Staatsmann die Bemerkung: „Damals hätten die Franzosen, wenn sie nicht so töricht gewesen wären, Luxemburg kriegen können, denn ich bin überzeugt, daß Deutschland nicht von mir verlangt hätte, Krieg anzufangen.“

Russel bekam bald darauf seine Legitimationen zugestellt und wußte sogar Beziehungen zum Kronprinzen

anzuknüpfen. Am 10. Oktober hatte er wegen einer Nachricht, die ihm der Kronprinz gegeben, eine längere Unterredung mit Bismarck. Der Staatsmann war diesmal sehr zurückhaltend. Auch der Diplomaten Gunst ist wie eine Wiege. Wer heute Hosiannah sagt, ruft morgen Crucifige. Die Unterhaltung zwischen Bismarck und Russel spielte sich nach Poschinger folgendermaßen ab:

Bismarck: Was wünschen Sie?

Russell: Ich muß eine Frage wegen eines Telegramms an Sie richten, das ich eben durch einen Zufall gelesen, das mit Eurer Exzellenz Namen veröffentlicht wurde und besagt, daß mein Bericht über die Begegnung des Königs und des Kaisers der Franzosen nach der Schlacht von Sedan unbegründet sei.

Bismarck: Ich habe mein Lebenlang meinen Namen nicht unter ein Zeitungstelegramm gesetzt.

Russel: Aber hier steht er gedruckt.

Bismarck: Von mir ist die Ermächtigung, dieses Telegramm abzufertigen, nicht ausgegangen. Ich hätte einen solchen Ausdruck niemals auf einen von Ihnen geschriebenen Bericht angewandt, zum mindesten nicht, ohne Sie früher davon verständigt zu haben. Der Gebrauch meines Namens in dieser Mitteilung war faktisch ein unermächtigter. Lassen Sie mir den Ausschnitt, ich werde Erkundigungen einziehn.

Russel: Somit darf ich mit Ihrer Ermächtigung nun wohl erklären, daß das der Reuterschen Agentur übermittelte Telegramm ohne Ihr Wissen und ohne Ihre Genehmigung nun erschienen sei?

Bismarck: Es ist zuweilen ungelegen, daß derartige Berichte veröffentlicht werden; Reserve täte not.

Als ihm darauf der Korrespondent vorhielt, daß sein Bericht aus allerbester Quelle komme, daß er ihm offenbar zur Berichtigung irriger Darstellungen über denselben Gegenstand anvertraut wurde und daß es für ihn, um seiner Ehre willen, eine Lebensfrage sei, daß er das angebliche Dementi Bismarcks in seinem Namen dementieren dürfe, antwortete Bismarck: Meine Aufmerksamkeit auf Ihr Telegramm, richtiger gesagt, auf dessen Uebersetzung in deutschen Blättern, wurde durch den König gelenkt, der es für unrichtig erklärte und den Wunsch aussprach, es berichtigt zu sehn. Ich meinerseits gab bloß im allgemeinen Instruktionen über eine darüber zu machende Mitteilung. Ihr Name sollte darin nicht genannt werden, und gewiß nicht der meine, um die Richtigkeit Ihrer Darstellung in Abrede zu stellen.

Russel erwiderte darauf, daß seine Information von einer Stelle stamme, die dem Thron die nächste sei, und daß er alle Mitteilungen, die er von dieser hohen Stelle empfangen, unmittelbar nach dem Gespräch niedergeschrieben hätte: Eure Exzellenz werden mir darin zustimmen, daß ich den Namen jener erlauchten Person in diese Kontroverse nicht hineinziehn darf, und so bitte ich denn nochmals nicht etwa um die Erlaubnis, meinen ursprünglichen Bericht dem Kommuniqué gegenüber aufrecht halten, sondern nur um die Erlaubnis, erklären zu dürfen, daß Eure Exzellenz Ihre Genehmigung weder zu dieser Form der Berichtigung noch zur Anfügung Ihres Namens gegeben haben.

Was der Korrespondent da verlangte, ist wahrlich nicht zuviel gewesen. Er rechnete bei dieser Form der Erklärung damit, daß das Publikum nun schon selbst würde unterscheiden können, wem es zu glauben habe. Bismarck aber machte eine ausweichende Bemerkung: Ich werde mich nach allen nähern Umständen erkundigen lassen.

Russel erwiderte zäh: Aber Eure Exzellenz haben mich bereits wissen lassen, daß das Kommuniqué in seiner gegenwärtigen Fassung ohne Ihre spezielle Autorisation telegraphisch verbreitet worden ist. Es ist für mich von äußerster Wichtigkeit, daß die Welt dies erfahre, und ich bitte um die Erlaubnis, mit Hilfe des auswärtigen Amts ein Telegramm entsprechenden Inhalts an die „Times“ richten zu dürfen.

Bismarck wich mit einer bei Diplomaten sehr beliebten Wendung aus: Ich bin e i l i g, sprechen Sie morgen auf der Kanzlei vor. Ich werde bis dahin erfahren haben, wie und auf wessen Geheiß dies Kommuniqué telegraphiert wurde. Zu dem sprech ich heut abend den König und werde Veranlassung nehmen, durch ihn selbst in Erfahrung zu bringen, in welchen Punkten der von Ihnen herrührende Bericht ungenau ist, damit Sie eventuell in der Lage sind, diese Ungenauigkeit korrigieren zu können.

Bismarck reichte Russel zum Abschied n i c h t die Hand; erst als er die Hand des Korrespondenten in Erwartung dieser Ehre ausgestreckt sah, ergriff er sie. Dann wandte er sich und schritt auf die Präfektur zu, während Russel nach Hause eilte und ein an Reuter und die Times gerichtetes Telegramm beförderte, das aber niemals erschienen noch überhaupt empfangen worden ist. Am nächsten Morgen ging Russel, statt in die Kanzlei, direkt zu Bismarck und erfuhr, daß der Graf „keine Gelegenheit gefunden“ habe, in der Depeschenangelegenheit mit dem König zu sprechen. Und, ganz kurz angebunden, meinte er: Es ist über diesen Gegenstand schon genug gesagt worden. Sie kennen meine Meinung von der Diskretion, deren sich alle jene befleißigen sollen, die in die Nähe hoher Personen an Höfen und Heerlagern gebracht werden. Sie sind nicht vorsichtig genug gewesen.

Russel bemerkte darauf, daß der Gegenstand, auf den Bismarck hinzudeuten scheine, wohlbekannt sei, daß Berichte über die Begegnung des Königs von Preußen mit Napoleon aus denselben Quellen auch in andre Blätter übergegangen seien und daß, was er mitgeteilt, von andern wiederholt worden wäre. Dabei erwähnte er ganz besonders einen Namen, der Bismarck in entschieden böse Laune versetzte. Mit der Hand auf den Tisch schlagend, rief er: Ich will ein solches Auditorium fortschaffen lassen. Als aber der Engländer Bismarck daran erinnerte, daß er bei verschiedenen Gelegenheiten über die wichtigsten Gegenstände mit größter Offenheit zu ihm gesprochen, ohne daß er jemals aus den Mitteilungen des Kanzlers Kapital geschlagen oder sich ihm sonst aufgedrängt hätte, bemerkte Bismarck kurz und grob-anzüglich: Wenn ich zu Ihnen spreche, dann weiß ich, daß es Ihr Geschäft ist, der Welt mitzuteilen, was ich

Ihnen gesagt habe, und danach richte ich mich ein. Mich kümmert es nicht, wenn Sie jedes Wort, das ich zu Ihnen geredet habe, veröffentlichen. Aber wenn solche — wie dieser und jener (dabei nannte er mit großem Nachdruck Namen) zu Ihnen reden, sollten Sie besser wissen, was Sie zu tun haben.

Russel fragte schlagfertig: Und was würden Sie von mir denken, wenn ich auch das veröffentlichte, was Sie eben jetzt gegen mich geäußert haben? Da aber machte Bismarck dem Wortwechsel ein Ende mit dem üblichen Hinweis auf den beliebten Zeitmangel: Meine Minuten sind kostbar. Ich habe Ihnen mehr Zeit gewidmet, als ich Gesandten und selbst gekrönten Häuptern widme.

Russel: Ich erschien heute hier auf Eurer Exzellenz eigene Weisung und habe keinen Versuch gemacht, Sie länger festzuhalten, als Sie geneigt wären, mit mir zu sprechen.

Mit diesen Worten verbeugte er sich und ging.

Den Standpunkt der Regierung hat Bismarck während der beiden Unterredungen am klarsten präzisiert, indem er sagte: Es ist zuweilen unbequem, derartige Berichte veröffentlicht zu sehn. Es kann einen aber kaum Wunder nehmen, wenn ein Journalist und ein Ausländer dazu, der eine wichtige Nachricht an sein Blatt geben konnte, plötzlich kein Verständnis für die deutschen Staatsnotwendigkeiten zeigt und auf seinem guten Recht besteht. Bei seinem Verleger, der den Standpunkt des Publikums seinen Beamten gegenüber zu vertreten hat, würde er auch kaum Verständnis gefunden haben, wenn er ihm folgenden Brief geschickt hätte: Meinen am 13. September geschriebenen Bericht über die zwischen dem König und dem Kaiser im Schloß Bellevue stattgehabte Unterredung halte ich trotz des eben erschienenen, die Richtigkeit meiner Mitteilung in Abrede stellenden Telegramms in allen seinen Teilen aufrecht. Der Kronprinz selbst hat mir alles erzählt, Offiziere waren zugegen, auch Oberst Walker, der nötigenfalls meine Angaben bestätigen wird. Der Bericht soll aber vorläufig angezweifelt werden, und meine Stellung hier legt mir und Ihnen die Pflicht auf, diesem politischen Gebot (dessen Richtigkeit oder Unrichtigkeit wir nicht zu prüfen haben) uns unterzuordnen.

Gewiß, es ist noch nie ein Mensch an dem Dementi einer politischen Nachricht gestorben, aber von schwerem wirtschaftlichem und materiellem Schaden könnte mancher Korrespondent ein Liedchen singen. Es ist Russel nicht zu verübeln, wenn er sich über die Angelegenheit eine andre Meinung bildete als Bismarck, er wurde dringlich bis zu einem Grade, der von Bismarck als Zudringlichkeit empfunden werden mochte, und schließlich sah er sich gezwungen, seine Versailler Korrespondententage fortzusetzen, ohne die so dringend geforderte und für unerläßlich angesehene Ehrenreparatur erfahren zu haben.

Er blieb bis zuletzt in Versailles, und wir können es ihm sehr gut nachfühlen, wenn er im Laufe der Wochen manchmal die Empfindung hatte, daß das Nichterscheinen jenes Restituierungs-Telegramms ihm in seiner journalistischen und vielleicht auch gesellschaftlichen Stellung Abbruch getan hatte.

Der Staatsmann ging auch aus diesem Kampf als Sieger hervor, aber nicht von Rechts-, sondern von Machtwegen, und es ist eine ganz deplacierte Kritik Russels, er habe in diesen beiden Unterredungen mit Bismarck den Beweis geliefert, der Diplomatie seines Vaterlandes durch Eintritt in die Korrespondenten-Karriere keine erhebliche Kraft entzogen zu haben. Es ist eben nicht jedermanns Art, fein, wohlerzogen und liebenswürdig zu sein, wenn man seinem Gegner am liebsten an den Kragen möchte. Gerade Bismarck konnte sackgrob werden, wenn ihm etwas nicht paßte, und hätte er sich in allen Lebenslagen zu beherrschen verstanden, dann wäre er wohl mit Wilhelm II. besser ausgekommen.

Nebenbei ist noch anzumerken, daß sich Bismarck in der ganzen Angelegenheit mit einem Leichtsinn benommen hat, der des oberflächlichsten Journalisten würdig wäre. Er versprach Russel, mit dem König die Sache zu besprechen, und hat schließlich eine Gelegenheit zu der Unterredung offenbar nur deshalb nicht gefunden, weil er sie nicht *gesucht* hat. Was mir aber als das wichtigste erscheint, ist die von Bismarck zugegebene Tatsache, daß er sich um den Tatbestand wenig gekümmert hatte in dem Augenblick, wo er den Auftrag gab, das Dementi zu erlassen. Er recherchierte nicht lang und breit, sondern der kurz angedeutete Wunsch des Königs war ihm der Befehl, einen Mann, der sich auf die Informationen des Thronfolgers stützte, der Gewissenlosigkeit einer falschen Berichterstattung zu zeihn.

*
* *

Der Durchbruch einer französischen Armee durch die Schweiz

Vom Sommer 1910 ist ein wichtiges Ereignis politisch-strategischer Natur zu verzeichnen.

Ein Vorstoß der *französischen Südarmee von Lyon über Genf und von Dijon und Besançon Vallorbe*, der sich zum Vormarsch über Bern—Solothurn—Olten—Brugg nach Eglisau und *Schaffhausen* gestalten soll, um über die neun Schweizerbrücken von Basel, Rheinfelde, Waldshut, Eglisau, Schaffhausen und Etzwilen den Rhein zu überschreiten und dem deutschen Heer in der linken Flanke auf den Linien Donaueschingen-Sulz-Tübingen-*Stuttgart* und Tüttlingen-Riedlingen-*Ulm* zu erscheinen — ist nach den Schweizer Manövern im Sommer 1910 höchst unwahrscheinlich geworden.

Der Plan, der deutschen Armee in die Flanke zu fallen, hatte bisher für die französischen Heerführer etwas Verlockendes. Das direkte Hervorbrechen aus dem Vogesenloch von Belfort und Montbéliard stößt nämlich schon nach einem Marsch von 45 Kilometern auf ein schwer zu überwindendes Hindernis: der Rhein als breiter, nasser Graben vor der Bergfestung des *Isteiner Klotzes*. Biß sich der Feind an diesem vorgeschobenen Fort des nicht zu forcierenden Schwarzwaldmassivs fest, so riskierte er, daß ihm die von Metz und Straßburg südlich marschierenden Truppenmassen in die linke Flanke fallen und den Rückzug auf Besançon und Lyon abschnitten. Jeder Versuch, zwischen Basel und Colmar eine Brücke über den Rhein zu schlagen, muß angesichts der fortifikatorischen Zwickmühle vom Isteiner Klotz und Straßburg als halsbrecherisches Wagnis bezeichnet werden. Es lag darum die Versuchung sehr nahe, daß der in der Offensive sich gefallende Feind alles daran setzen werde, die *neun Schweizerbrücken über den Rhein* für sich zu benutzen.

Als erstes Erfordernis einer glücklichen Operation war die Raschheit des Einbruchs bei Genf und Vallorbe und der Vormarsch der französischen Ein-

dringlinge auf Freiburg in der Schweiz zu verlangen. Allein schon bei dieser unerläßlichen Bedingung kam die „proménade militaire à Sciaffhouse“ frühzeitig ins Stocken: Die schweizerische Armee ist der französischen Raschheit der Mobilisation überlegen; denn jeder schweizer Bürger hat ein Gewehr samt Munition zu Hause; schon auf der Höhe von Estavaner-Payerne-Freiburg kam der Vormarsch zum Stehn, an der Saane wurde blutig gekämpft, und die Ueberschreitung der Aare gelang erst nach schweren Opfern. Dann aber folgt ein wahres Spießrutenlaufen! Die Mannschaften von Neuenburg, Solothurn, Baselland, Baselstadt und Argau faßten den Feind, hinten durch den Jura gedeckt, in der linken Flanke, während das Gros der Schweizer Armee, mit der uneinnehmbaren Gotthardfestung im Rücken, das schwierige Gelände von Bern bis Basel so trefflich ausnutzte, daß der Feind auch nicht eine Stunde lang Ruhe hatte und jeden Zoll Boden auf seinem Vorrücken nordostwärts durch Ströme von Blut erkaufen mußte. Dabei sah er fortgesetzt seine Rückzugslinie bedroht.

Das Resultat dieser Manöver, deren Aufgabe mit löblicher Deutlichkeit dahin lautete: „Im Kriege zwischen Frankreich und Deutschland versucht eine französische Ostarmee, unsre Grenze bei Genf und Vallorbe zu überschreiten und, unsre Neutralität nicht achtend, in die süddeutsche Flanke des deutschen Gegners zu fallen“ — ergab folgende erfreulichen Tatsachen: 1. Die vier schweizerischen Armeekorps sind nach dem übereinstimmenden Urteil der fremdländischen Offiziere eine so starke Macht, daß die Schweiz ihre Neutralität selbst zu schützen vermag. 2. Wenn die französische Ostarmee mit weniger als sieben bis acht Armeekorps den Einbruch versucht, kommt sie überhaupt nicht bis an den Oberrhein zwischen Hauenstein und Schaffhausen. 3. Eine dem schweizer Heer weit überlegene Truppenmacht, die dicht aufgeschlossen marschieren muß, bedarf zur Ueberwindung der nur 280 Kilometer langen Strecke von Genf (Orbe) bis nach Schaffhausen rund drei Wochen; denn die Flußläufe der Saane, Aare, Emme, Wigger, Reuß, Limmat, Glatt und Thur gestalten sich zu natürlichen Abschnitten einer sehr wirksamen Verteidigung durch Ausnutzung des coupierten Terrains. 4. Hat die französische Armee den Rhein zwischen Waldshut und Randegg glücklich überschritten, so befindet sie sich nicht nur in einem stark dezimierten und völlig abgehetzten Zustand, sondern auch strategisch in übler Lage: Vor sich die schwierigen Pässe des badischen Schwarzwalds und hinter sich die immer noch kampffähigen vier Armeekorps der Schweiz. Jeder Rückzug hinter den Rhein müßte mit der Entwaffnung und Gefangennahme der Franzosen durch die schweizerische Armee nach dem Vorbild der unglücklichen Truppen Bourbakis im Winter 1871 sein notwendiges Ende nehmen.

Die schweizerische Eidgenossenschaft hat erkannt und gezeigt, daß von ihrer Einwohnerschaft 2,5 Millionen Deutsche sind, denen nur 750000 französische und 230000 italienisch sprechende Bürger gegenüberstehn. Alle Artigkeiten der französischen Republik, wie sie beim Besuch des Präsidenten Mr. A. Fallières, in Bern zutage kamen, vermochten nicht die Wachsamkeit der schweizerischen Realpolitiker einzuschläfern; ihr Grundsatz lautet: Schütze dich durch ein in den Waffen gut geschultes Volk selbst, das ist besser als alle papiernen Verträge über die international allgemein anerkannte Neutralität. Sollte aber ein Anschluß in der höchsten Not an einen der großen Militärstaaten notwendig werden, so wird das weder Italien noch Frankreich sein. Dieser Sinn und diese Bedeutung der strategisch und politisch sehr lehrreichen schweizer Manöver im Sommer 1910 sind für das deutsche Volk hoch erfreuliche Dinge.

Dr. F. L.

Papa Sarto gegen die Jubelfeier des einigen Italiens

Die „Ewige Roma“ begeht im Frühjahr 1911 ihre 50 jährige Jubelfeier als Hauptstadt des einigen Italiens. In den Tagen des 25., 26. und 27. März 1861 setzte Camillo Renso di Cavour im ersten Parlament des Königreichs Italien den Antrag des Abgeordneten Bon

Compagni durch: „Das Parlament stellt fest, daß die öffentliche Meinung der Nation die Vereinigung Roms als Hauptstadt mit Italien unter Bewahrung der Würde und Unabhängigkeit des Papstes, der vollen Freiheit der Kirche und im Einverständnis mit Frankreich verlangt.“ Die aus lauter Katholiken bestehende Kammer nahm diesen Antrag mit allen gegen drei Stimmen an.

Am 8. September 1878 übergab der General Ponza di San Martino dem Papst Pius IX. im Vatikan ein eigenhändiges Schreiben Viktor Emanuels II., worin eine gütliche Uebereinkunft über die Abtretung der Stadt Rom unter den ehrenhaftesten Formen vorgeschlagen war; dem Papsttum sollte das ganze rechte Tiberufer als souveränes Eigentum verbleiben. Der geistige Verfall Pio Nonos schien jedoch damals schon so weit vorgeschritten, daß er marianischen Visionen Glauben schenkte, „als Gottes Stellverteter und unfehlbarer Lehrer aller politischen Moral“ das königliche Handschreiben für unwürdig eines Sohnes der katholischen Kirche und königlicher Loyalität“ erklärte und den italienischen außerordentlichen Botschafter mit der Weissagung entließ: „Im heiligen Rom werdet Ihr niemals einziehn.“ Am 14. September verbürgte sich der General Cadorna bei dem päpstlichen General-Kanzler für die persönliche Sicherheit des Papstes. Am Vormittag des 20. September hielten die italienischen Truppen durch die Bresche bei der Porta Pia ihren Einzug. Nur das linke Tiberufer sollte besetzt werden. Vom Borgo wurde erst auf die direkte Einladung des Kardinal-Staatssekretärs Antonelli und auf dringlichen Wunsch des Papstes selber Besitz ergriffen; denn die Kurie befürchtete von den um die Fortdauer ihres Lotterlebens besorgten päpstlichen Zuaven die Plünderung des Vatikans. Bis zum 30. September wurde von beiden Teilen über die notwendigen Geldoperationen aufs freundschaftlichste verhandelt. Erst als Italiens Unterhändler Baron Blanc sich protokollarisch verpflichtet hatte, die kolossale Schuldenlast des längst bankrotten Kirchenstaats auf die Schultern des jungen Italiens zu übernehmen, fuhren urplötzlich die Jesuiten in ihrer „Civiltà cattolica“ mit dem Jammerruf los, der Papst müsse zu seiner eigenen Sicherheit sofort Rom verlassen, um als sichtbares Oberhaupt der Religion sich der christlichen Welt gegen die freimaurerische Revolution zu „erhalten.“ In köstlichem Widerspruch mit diesen religiösen Vorspiegelungen brach Antonelli gleichzeitig die Verhandlungen mit dem Baron Blanc durch die Bemerkung ab: „Es handelt sich in dieser Sache gar nicht um die Interessen der Religion, sondern um die völkerrechtswidrige Beraubung eines Souveräns“ (Spectatorbrief des Professor Xaver Kraus vom 1. Mai 1896).

Trotzdem seither vierzig Jahre verflossen sind, hält gleichwohl die Kurie mit Zähigkeit am 76. Lehrsatz ihres Syllabus vom 8. Dezember 1864 fest: Die w e l t l i c h e Herrschaft des Statthalters Christi soll als Hauptaufgabe für das Wohl und die Freiheit der Kirche gelten.

Dieser Protest gegen die Neuordnung der politischen Dinge Italiens nimmt sich seltsam aus im Munde der Päpste Mastei-Ferretti, Pecci und Sarto; denn ihre Schmeichler werden nicht müde, diese drei Häupter der Kirche als italienische Patrioten zu feiern, wie seit dem 19. November 1523 die Kirche überhaupt nur Italiener — 39 Mann hoch — zu ihrer obersten Leitung berufen hat.

Der Bürgermeister von Rom, Ernesto Nathan, spielte in seiner Gedächtnisrede zum 20. September 1910 auf das ökumenische Konzil an, worin der Papst mit dem Dogma von der Infallibilität d. d. 18. Juli 1870 entgegen dem Rat der gelehrtesten Theologen Neromann, Häfele und Döllinger die verblendenden Höhen seiner dogmatischen Allmacht erstieg, um dreiunddreißig Jahre später den tausendjährigen Kirchenstaat zu verlieren, dessen Bürger sich vergeblich neunundsiebenzigmal gegen die ungerechte und wahrhaft unmenschliche Verwaltung erhoben hatten.

Mit Stolz rühmt Herr Nathan den kulturellen Aufschwung des modernen Rom: die zahlreichen neu gegründeten Schulen können die Menge ihrer Zöglinge nicht fassen, während die Kirchen leer stehn.

Gegen diese angeblich „ruchlosen Lästerungen des Abgesandten vom Groß-Kadosch und der grünen Schlangen der

Freimaurerei" erhob sich der übelberatene Papst in Person und richtete an seinen Vikar von Rom, den Kardinal Pietro Respighi, ein eigenhändiges Schreiben; darin bezeichnet der zehnte Pius den den 20. September 1870 als den Tag, „an dem die heiligen Rechte der päpstlichen Souveränität unter die Füße getreten worden sind." Die Fabel der Constantinischen Schenkung wird nicht herangezogen, dafür aber die gesammte Christenheit aufgefordert, sich mit Gebeten an den Allerhöchsten zu wenden, „auf daß er seine von immer giftigern Verleumdungen verfolgte Kirche verteidige."

Dieser Brief soll die Jubelfeier des einigen Italiens stören.

Zu welchem Zweck?

Es soll künstlich eine Entrüstungsbewegung unter den Gläubigen des katholischen Erdballs für den verfolgten und beraubten, gefangenen und beschimpften Papst ins Werk gesetzt werden, um den verrotteten Kirchenstaat, der unter dem Jubel aller Kulturvölker verschwunden ist, von neuem aufzurichten.

Dagegen steht die gesamte politische Welt vereint. In den Dreibundverträgen zwischen dem Deutschen Reich, Oesterreich-Ungarn und Italien ist Rom als Hauptstadt Italiens und Residenz der Sabaudischen Monarchie verbürgt. Das gleiche geschah von Seiten Frankreichs. England, Rußland samt dem Rest der europäischen Staaten wollen seit Jahrhunderten nichts von einem Papstkönig wissen.

Dem Leichnam des weltlichen Papsttums gönne man endlich ein ehrlich Begräbnis. Das Geschrei der gemieteten Klageweiber und des bezahlten Gesindes kann über die wahren Empfindungen und die wirkliche Lage der Hinterbliebenen niemand täuschen.

Der unfruchtbare Protest läuft nur darauf hinaus, die politische Partei der Klerikalen in Grimm und Haß zu erhalten.

Und so etwas heißt Religion?

Spectator alter.

Rumänisches

Seit längrem gilt Rumänien am Balkan als Generalagent der Firma Dreibund. Ueberall dort, wo man den Einfluß des Dreibunds nicht gerne wachsen sieht, und überall dort, wo Orientfriede und Integrität der Türkei den eigenen Sonderwünschen entgegenstehn, begegnet man Rumänien mit Mißtrauen. Und ehe noch die Wahrheit über die jüngste türkisch-rumänische Vereinbarung bekannt wurde, klebte ihr schon die Marke an: Made in Germany . . .

Heute weiß man wohl, daß diese Konvention einen durchaus friedensversichernden, defensiven Charakter hat. Rumänien soll — im Fall eines bulgarischen Angriffs gegen die Türkei — *neutral* bleiben, aber durch Mobilmachung seiner Streitkräfte verhindern, daß dem Gegner der Türkei Hilfe und Unterstützung — über Rumänien hinweg zugeführt werden. Daß diese Zusicherung eine wesentliche *Stärkung* der *türkischen* Sache bedeutet, soll nicht geleugnet werden. Aber gleichzeitig versteift sie die *Friedensaussichten*, da ein bulgarischer Vorstoß gegen die Türkei unter solchen Umständen höchst unwahrscheinlich wird.

Es beweist wenig tieferes Verständnis für die politische Lage des Balkans, wenn ein großer Teil der westeuropäischen Presse es unbegreiflich findet, daß Rumänien, als von keiner Seite bedroht, einen militärischen Anschluß an die Türkei suchte. Rumänien hat doch das größte politische Eigeninteresse daran, daß der aggressivste der Balkanstaaten, Bulgarien, sich nicht zu einem Großbulgarien auswachse und das Gleichgewicht zu slawischen Gunsten störe. Die Vereinbarung zwischen Rumänien und der Türkei erscheint daher logischerweise weit eher für eigene Rechnung der Rumänen gemacht, als über Ordre des Dreibunds.

Die Türkei kann Rumänien allerdings keine nennenswerte direkte Gegenleistung bieten. Denn die Begünstigung von etwa 100000 Kutzowalachen in Makedonien, deren größter Teil noch dazu reine Nomaden, Hirten, die mit ihrer Herde über den ganzen Balkan wandern und der Minderheit nach seßhafte Kaufleute (darunter zwar einige Millionäre) und Bürger sind, ist keine zureichende Kompensation. Rumänien hat es seinerzeit — als es darnach aussah, daß Makedonien unter den stürmischen, slawischen Anwärtern geteilt werden würde, für nötig erachtet, in realer Weise daran

zu erinnern, daß es auch ein Wörtchen auf dem Balkan dreinzureden habe, hat Gelder und sonstige Unterstützungen für die makedorumänischen Enklaven in Makedonien geopfert, Kirchen und Schulen errichtet — aber die Frage doch niemals als einen rumänisch-nationalen Wert betrachtet.

Dagegen drückt die Frage der Rumänen in Ungarn, die starke Kontingente bilden und bei der bekannten Behandlung der Nationalitäten in Ungarn, eine fortgesetzte Stimulation des rumänischen Chauvinismus vorstellt, vielfach auf die Politik Rumäniens. Die Staatsklugheit des Königs und seine Regierung gerät nur allzuoft in Widerspruch mit der nationalen Politik, die ihren Todfeind in Budapest sieht. Nur durch äußerste Vorsicht und politische Bedachtsamkeit vermag König Karol seinen Friedenskurs einzuhalten. So sieht es in Wahrheit um die Bukarester Generalagentur der Dreibundspolitik aus. v. S.

Der Deutschenhasser

Wer ist doch Maurice Barrès? Der Schriftsteller, der authentische Mitteilungen, die ihm von zwangsweise im deutschen Heere dienenden Elsässern zur Verfügung gestellt werden, zu chauvinistischen Romanen verarbeitet und gegen jede Annäherung, die der Barbar versuchen sollte, aus den Sätzen seiner Bücher die unsichtbaren und doch so drohenden Bastionen des Ostens auftürmt?

Was waren das doch für undiskutierbare Bücher, zugleich ungerecht und sentimentalisch, in denen man entschuldigend die Anstrengungen eines Don Quichotes des lateinischen Rassegedankens (aber der deutsche Michel wirft sich in die gleiche hagere Verkleidung), in jedem Fall aber wieder einmal den Beweis sehn konnte, daß die Franzosen der objektiven Ruhe unfähig sind.

Wenn Barrès noch mehr war als ein Franzose, der den Verlust der beiden Provinzen nicht vergessen kann, woher sollte es der Zeitungsleser bei uns wissen? Nicht jeder ist Literat, der die Lockung fühlt und nach Westen zieht. Aber es war vorauszusehn, daß einer zurückkehrend den andern Barrès mitbringen würde. Franz Blei veranlaßte die Uebersetzung der 1894 erschienenen Ideologie: „Du sang, de la volupté et de la mort." Der Uebersetzer, der nur mit den Initialen A. v. K. zeichnet, hat mit einer prächtigen Feinfühligkeit übertragen, der Verleger, Julius Zeitler, mit seiner grundsätzlichen Sorgfalt ausgestattet.

Die Ueberraschung mußte für den, der nur den banalen Revancheschriftsteller kannte, eine außerordentliche sein. Statt des Nationalisten tritt ihm einer jener Künstler entgegen, in denen sich alle tiefen Stimmungen des Lebens zu dem vorbildlichen Entscheidungskampfe treffen und eine Versöhnung anstreben, die nie endgültig sein wird und von der Menschheit immer wieder versucht wird. Nach dem „Amateur der Seelen", dem ersten Massiv in diesem Buch, „Vom Blute, von der Wollust und dem Tode", weiß man, daß in die Reihe, die Stendhal begann, die Reihe der lyrischen Analytiker, die den ideellen Typus des modernen Menschen sucht, ein neuer Ebenbürtiger eingetreten ist. Vielleicht ein noch stärkerer? fragt man sich nach den Wundern dieser Prosa. Ob ein Werk, auf das man nun so begierig wurde, die Probe aushält und auch auf der letzten Seite

noch des Altgewordenen das ungebeugte Individuum triumphiert?

Aber das Individuum in seinem Verhältnis zur Welt ist das Barrèssche Problem. Und zwar tritt es als die Antithese „Romantisch oder klassisch?“ auf. Beiden gehört seine Neigung: zum Romanhaften lockt ihn die Stimme seines Bluts, zum beruhigten Leben zwingt ihn die Forderung seiner Vernunft. Was aber heißt im einzelnen romantisch bei ihm? Das, was den dionysischen Künstler ausmacht: Die Liebe zur Ferne oder die Angst, an einem Punkte Wurzeln fassen und die Horizonte verblassen sehn zu müssen; die Freiheit zu den vielen Möglichkeiten, wenn sie auch nicht benutzt werden sollte; die Erlaubnis, auf dem Punkt unmittelbar vor der Entscheidung beharren zu dürfen. Die Klassik ist die Ordnung, die Bändigung. Die Romantik aber gehört den Barbaren.

Barbaren, das sind nicht die Philister und Bürger, das sind alle, die anders sein wollen, als wir: in der von der Nation, der Zeit, der heimatlichen Landschaft gesetzten Grenzen. Aber das Romantische ist so schön, und einmal gab sich ihm Barrès hin und schrieb dies Buch vom Blute und den verwandten tiefen Dingen. Es war seine Befreiung vom Barbarischen, das sich bei diesem ungewöhnlichen Künstler auf seltsamen und doch logischen Wegen als die Schönheit, das Klingende, der Taumel, der Rausch, die Seligkeit herausstellt.

Um sich wieder ins Leben zurückzufinden, gibt es nur eins: was Barrès „acceptation“ nennt: den als notwendig erkannten Abschied von der Jugend, vom singenden Blute: Die gewollte Klassik (Umwertung der Werte: der Künstler ist der Barbar, der Bürger ist Klassiker, wäre es vielmehr, wenn er wüßte, warum er es sein will). Und hier spielt der nationalistische Gedanke hinein und will im Zusammenhang begriffen sein. Barrès ist ein Sohn des alten Herzogtums Lothringen, und das Land seiner Väter, der Geist seiner Rasse weist ihm seine Grenzen. Für Barrès ist also Lothringen die Klassik und Toledo die Barbarei (oder das bebende Wunder). Für den Sohn des Tajo ist Toledo mit seinem grellen, gelben Licht, das den Menschen nicht kerniger als den Häuserkanten scharfe Konturen gibt, die Klassik und Lothringen mit seinen geschwungenen Hügeln und sanften Obstbäumen die Romantik. Wer nicht klassisch sein will, ist „entwurzelt“.

In der Klassik haften die Kräfte der „nationalen Energie“. Darum scheut Barrès in der Behandlung der klassischen Frage nicht die Lächerlichkeit der zähen Konsequenz. Wenn zwei dasselbe tun . .

Ist danach Barrès wirklich nur der Nationalist, der Deutschenfeind, als den wir ihn kennen? Vor allem ist er Künstler und Schriftsteller. Für den Nationalisten aber finde ich zwei Entschuldigungen. Der Schriftsteller will mehr sein als Schriftsteller: ein Teilnehmer an den Lebensfragen seiner Nation, ein Aufstachler, ein Prophet ihres Blutes, das heißt, glaube ich, ein Lob spenden. Auch Schiller fühlte

diesen Drang über die Rasse hinaus. Zum Zweiten, was stößt den Lothringer an der neuen Verwaltung seiner Heimat ab? Seiten des deutschen Wesens, die wir selbst ja in Deutschland bekämpfen: die bürokratische, die militaristische, die gewalttätige, die aufdringliche. Weisen wir ihm doch auch die andre, die alte, vielgerühmte und oft vergessene: daß wir fremde Art in ihrem Kern verstehn, daß wir über subjektive Zufälligkeit hinwegsehn können.

Zur Einführung in Barrès läßt sich übrigens die Auswahl empfehlen, die der Verlag Bloud in Paris unter dem Titel „Vingtcinq années de vie littéraire. Pages choisies" neulich hat erscheinen lassen. Die Einführung Henri Bremonds ist ein Muster an Umsicht und Verständnis und von psychologischem Wert. Dabei ist das Buch zu einem Preis zu haben, den wir nur bei französischen Veröffentlichungen kennen: 530 Seiten kosten $3^1/_2$ Frank. Bitte nachmachen!

Otto Flake (Paris).

Zur Mozartfeier in Salzburg

vom 29. Juli bis 6. August 1910

Nennen wir nur Salzburg, so fängt es in der Seele an, zu klingen. Hell leuchtet die Note Mozart aus dem Akkord heraus. Wundersam ist es, wie hier Name und Vorstellung, eine Person und eine Sache natürlich-unzertrennbar zusammen gehören. Wie im baulichen Charakter der Stadt deutscher und italienischer Stil, deutsche und italienische Empfindung eigenartig, harmonisch vereint sind, so gibt es dazu nur ein vollendetes Seitenstück, das ist die italienisch-deutsche Oper vom großen Sohne Salzburgs, seines Wolfgang Amadeus Mozart! — Wie die landschaftliche Umgebung der Stadt in ihrer majestätischen Hoheit, daneben aber liebenswürdigen Heiterkeit, mit südlicher Helle ausstrahlt, so haben wir das künstlerische Gegenbild in der Musik Mozarts, ihre Größe und Reinheit, mit solchem Liebreiz gepaart, beseeligt. Salzburg wird oft verschleiert durch Regen, wie eine schöne Frau, die zeitweise ihr reizendes Antlitz verhüllt, um es dann aufs Neue dem entzückten Beschauer zu zeigen. So kann man Mozarts Musik auch deuten, den edeln Dulder verstehn, dessen Leben ein Kampf war mit dem irdischen Ungemach; doch der trübe Nebel ward immer wieder vom Sonnenlichte seines göttlichen Genius durchhellt. Seine Seele warf goldreine Körnersaat ins Ackerland der Menschheit.

Hier ist ganz besonders der Ort und die Gelegenheit, tief zu bedauern, daß der moderne Zeitgeist vielfach vom rechten Sinn für wahre Schönheit der Musik ablenken möchte. In der Tonkunst unsrer Tage drängt sich eine Richtung hervor, die man als pervers, hysterisch bezeichnen muß, da wird man gereizt, nicht befriedigt, erhitzt, nicht erwärmt, herabgezogen, aber nicht erhoben. Der größte Irrtum, der je begangen werden konnte, ist, die Musik durch die Poesie ergänzen zu wollen. Die Musik, die freieste aller Künste, die nur im feinsten Gerüst der Seele wurzelt, sollte plötzlich ihrer Schwesterkunst wie eine Sklavin untergeordnet werden, oder im Gesamtwerk aufgehn. In einer indischen Legende wird uns erzählt, wie die Götter in ihrem Wandeln auf Erden daran zu erkennen sein, daß ihre Fußsohlen nie vollständig den Boden berühren. Mag die Kunst noch noch so menschlich sein, diese unendlich bedeutungsvolle Distanz muß sie einhalten, will sie göttlich bleiben, nah oder fern der Erde — sie muß schweben. Gerade das hat man ihr rauben wollen. Wahrlich, sie muß gesunden! Im unseligen Hasten und Jagen unsers Jahrhunderts muß es die Musik sein, woran der Mensch, den Alltagsstaub abschüttelnd, sich erbaun kann. Leider hat ein großer Teil des Publikums es verlernt, Mozart zu würdigen, zu verstehn. Nur wenige können ihn heut noch singen. Das kommt daher, daß die modernen Kompositionen, mit einigen rühmlichen Ausnahmen, nicht mehr den „bel canto"

pflegen. Schon Wagner stellt große Anforderungen an das Organ der Stimme, aber bei ihm handelt es sich doch auch um hehre Kunst, nicht aber dort, wo man Zerrbilder darbietet, die den Namen Musik nicht verdienen. Darum hinweg mit allem Irrwahn, zurück, vorwärts, hinauf zu Mozart!

Bei vielem Unrichtigen des Heutzutage hat die moderne Musik freilich manchen guten Baustein herbeigetragen, in technischer Beziehung besonders. So wäre es das Ideal, mit unsern modernen Ausdrucksmitteln im Geiste Mozarts zu schaffen.

Sehn wir Mozarts Kunst recht tief in die wunderbar hellen Kinderaugen. Lauschen wir seinen herrlichen Schöpfungen in Andacht!

Denn — Mozarts Musik ist selbst wie eine Heimat,
Und wer der Töne Welt mit kühnem Geist
Durchmessen, bis an ihre fernsten Grenzen,
Und wiederkehrt zu Mozarts Melodien,
Dem rühren sie das Herz wie Jugendglück,
Dem füllen sie das Aug mit süßen Tränen.

Katharina von Pommer-Esche

Die Juristische Fakultät der Universität Berlin von ihrer Gründung bis zur Gegenwart.

Mit 45 handschriftlichen Widmungen. Herausgegeben von Otto Liebmann. Festgabe der Jahrhundertfeier der Universität Verlag von Otto Liebmann, Berlin.

Der Herausgeber und Verleger der Deutschen Juristenzeitung, Otto Liebmann, der schon lange vor Kaiser Wilhelm II. Doktor juris honoris causa war, hat als Festgabe zur Jahrhundertfeier der Friedrich-Wilhelm-Universität ihrer juristischen Fakultät „in höchster Bewundrung für das in einem Jahrhundert zu des Reiches Wohlfahrt, des Rechtes Förderung und Einheit geleistete" ein großes Stammbuch gewidmet, in das 450 Juristen und Nichtjuristen ihre Meinungen über die Justiz eingetragen haben! Der Herausgeber wollte mit der Festgabe bekunden, welchen Einfluß die Rechtswissenschaft und ihre erste Vertreterin, die Berliner Fakultät, nicht nur auf die Vertiefung der Wissenschaft, die Förderung der Gesetzgebung, sondern auch auf unsre nationale Politik, auf das gesamte öffentliche Leben ausgeübt hat, und welchen Anteil der deutsche Juristenstand an der Jubelfeier nimmt. Es haben sich u. a. einflußreiche Staatsmänner und Politiker, auch fremder Nationen, Vertreter der Verwaltung und der juristischen Praxis, die bedeutendsten Rechtsgelehrten, aus der Justiz hervorgegangene, ihr abtrünnig gewordene Männer in hervorragenden Stellungen, darunter Vertreter des Handels und der Presse, geäußert, und auch die, die durch Ehrenpromotionen der Rechtswissenschaft zugesellt sind. Es sind Grüße und Glückwünsche zum Ehrentage der Fakultät geworden — der Dank der deutschen Juristen an die Fakultät.

Die Widmungen sind, als Aeußerungen berühmter Männer, natürlich sehr interessant, wertvoll aber wird man diese Hobelspäne kaum finden.

Den Widmungen geht eine rechtshistorische Abhandlung voran, die in großen markigen Zügen ein Bild der Fakultätsgeschichte von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart gibt. Was der Publikation aber einen dauerhaften Wert verleiht, sind viele neue Urkunden und Briefe, die in die Gründungszeit der Hochschule Einblick gewähren, in die Geschichte der Hochschule, vor allem auch in

den Werdegang und das Schaffen ihrer bedeutendsten Dozenten. Nach eifrigem Studium der Archive und der ihm in überreicher Zahl zur Verfügung gestellten Briefe und Urkunden hat Liebmann die bisher nicht veröffentlichten Stücke ausgewählt, hat diese Stücke, dem Charakter eines Stammbuchs getreu, in Faksimile wiedergegeben, und so ist ein Bild entstanden, das uns die menschliche Größe, die wissenschaftliche Bedeutung der frühern Dozenten und ihr Verhältnis zu einander klar macht.

Bedeutende Künstler haben für das monumentale Werk wertvolle Gaben beigesteuert, Zeichnungen und Bilder, die den Inhalt ungemein beleben.

Auch sonst ist der Buchschmuck reich, und wenn dieses dicke Buch nicht schon andre vorzügliche Qualitäten hätte, müßte man es als ein hervorragendes Produkt unsres Buchdruckkunstgewerbes loben.

Dr. jur. E. F.

Kurzgefaßte Grammatik der Weltsprache Esperanto

Im Auftrag des „Verbandes Deutscher Esperantisten", zusammengestellt von Fritz Stephan, Leipzig, im Selbstverlag des Verfassers erschienen, 32 Seiten stark, gegen Einsendung von 15 Pfennig frei zu beziehn vom „Deutschen Esperanto-Institut", Leipzig, Kochstr. 61.

Die Zurückhaltung, die man noch vor einiger Zeit gegenüber der neuen Weltsprache zeigte, und die wohl hauptsächlich darin begründet war, daß die Deutschen in der Erlernung fremder Sprachen eine größere Aera beherrschen als die Ausländer und ihnen dadurch zur Anknüpfung von Bezehungen im Ausland vor andern ein großer Vorsprung erwuchs, ist neuerdings einem stetig wachsenden Interesse gewichen. Teilweise haben auch Schulen bereits den Unterricht in dieser Weltsprache eingeführt, wie dies beispielsweise in Leipzig der Fall ist. Zur Verbreitung der Kenntnis des Esperanto trägt wohl in erster Linie viel die Leichtigkeit bei, mit der sie zu erlernen ist. Ferner gibt es eine Reihe von kurzgefaßten Grammatiken, von denen sich die oben erwähnte ihrer übersichtlichen Zusammenfassung wegen zur Anschaffung sehr empfiehlt. Die Anhänger der Sprache sind bereits in über 2000 Vereinen organisiert. Die Regeln des Esperanto sind in dem Heftchen in 5 Lektionen leicht faßlich zusammengestellt und an der Hand verschiedner Beispiele erläutert, während sich den Uebungen noch ein unterhaltender Teil mit Proben in Prosa und Poesie anschließt.

Die Haindlkinder.

Roman. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig, Verlag L. Staackmann.

Nach den wundervollen „Zwölf aus der Steiermark" ist es kein Aufstieg zu nennen. Nach gar überraschend kurzer Zeit brachte der junge Rudolf Hans Bartsch mit dem so jungen Ruhm sein Werk heraus. Es ist ein Buch vom alten und neuen Oesterreich, von dessen Jugend und Zukunft. In einer Wiener Familie versucht der Dichter, die Bestrebungen, Wege, Ideale und Ziele dieses großen Reiches darzustellen, zumindest das österreichische Deutschtum und das Wienertum zu verkörpern. Er hat recht hoch gegriffen und übers Ziel geschossen. Der frische, draufgängerische Jugendmut dieses jungen Offiziers

hat forsch die Aufgabe angepackt, hat aus ihr gemacht, was er konnte, und ist darob manchmal über ernste Fragen flüchtig hinweggegangen. Ist manchem tiefernsten der in Oesterreich so zahlreichen Probleme begegnet, das er nicht lösen konnte, kaum festhalten wollte. Aber das lokale Kolorit, das österreichische Gemütsleben, den weichen sentimentalen und leichten Wiener Ton hat er mit Liebe festgehalten und gezeichnet.

Der alte Haindl, der typische Wiener, ein froher Genießer, hat drei Söhne und eine Tochter. Mit Weib und Kindern zieht er aus der Stadt und siedelt sich auf einem Berge, in einem nach altväterischer behäbiger Art erbauten Hause an. Hier erzieht er die Jungen fürs Leben, für sein Oesterreich, das seine Liebe, seine Hoffnung ist. Es sind drei verschieden geartete Menschen: der Lebehaindl, der älteste Bub, dem Vater nachgeraten; der Geisthaindl, ein Träumer und Denker; und der Kampfhaindl, ein Tatmensch, Realist und Kämpfer. Schon in jungen Jahren gehn sie seelisch auseinander. Der Lebehaindl plätschert ins Schlemmerleben hinein; der Geisthaindl wird ein Einsamer und Philosoph; der Kampfhaindl stürmt in die politische Arena. Und ihr Schicksal ist ein Weib, das der Lebehaindl vergeblich begehrt, der Kampfhaindl als Gattin zu kurzer unglücklicher Ehe heimführt und der Geisthaindl als spätes Liebesglück in die Arme schließt und bald verliert. Als müde, reife Männer sind sie schließlich im Berghause, dem „Osterhäusl", vereint, ohne dem Vaterland das gegeben zu haben, was der Alte erträumte: Taten und starke Führung.

Selbstredend gibt dieser Umriß des Buchs Fülle nicht: die tiefpoetischen Bilder, die feinen Szenen und bezeichnenden Einzelzüge. Und vor allem nicht die leidenschaftliche Liebe, den stolzen Glauben und tatfrohen Mut, die das ganze Buch durchklingen. Es ist kein wahrhaft ausgereiftes, schlackenfreies Werk; aber das Zeugnis einer unstreitig bedeutenden Begabung. Deutschösterreich kann Freude haben an seinem Rudolf Hans Bartsch.

Hugo Alt.

François Rabelais: Gargantua und Pantagruel.

Verdeutscht von Hegaur und Owlglaß. (München, Albert Langen.)

Man hat diesen Roman des fröhlichen Weltkindes in der Mönchskutte das Buch des sechzehnten Jahrhunderts genannt. Mit Unrecht: denn diese neue Uebersetzung beweist uns, daß es eins von den Ewigkeitswerken ist, die uns stets so modern anmuten, als wären sie gerade erst geschrieben worden. Das Empfinden des modernen Menschen gegenüber pfäffischer Heuchelei und klein-menschlicher Prüderie und Verlogenheit ist nahe verwandt dem Hasse der geistigen und religiösen Reformatoren aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Dem Verlage von Albert Langen ist für diese glänzende Nachdichtung, die mit Recht all das fortläßt, was heute nur noch mit Hilfe eines Kommentars verständlich wäre, aufrichtig zu danken. Rabelais hat ein Recht darauf, ein deutscher Klassiker zu werden, wohl verstanden, nicht im Sinne von Töchterschulleiterinnen, sondern der Menschen, die wahr gegen sich selbst sein können und denen nichts Menschliches fremd ist. Bisher liegt die Uebersetzung der „Gargantua" und der ersten beiden Bücher des „Pantgruel" vor. Gleichen die noch fehlenden beiden Bücher des „Pantagruel" und das „Pantagruelische Prognostikon", die hoffentlich recht bald erscheinen werden, ihren Vorgängern, so besitzen wir ein neues Meisterwerk der deutschen Uebersetzungskunst.

Karl Georg Wendriner.

Klassiker der Kunst.

Bd. XIV. Memling von Karl Voll. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart. Gebunden 7 Mark.

Ein guter Gedanke und seine konsequente Durchführung sind für jeden Verlag ein Griff in den Glückstopf. So bedeutet jeder neue Band der Klassiker der Kunst eine angenehme Ueberraschung für die Laien- und Gelehrtenwelt, und daß der Verlag daher nicht zu kurz kommt, beweist die französische Ausgabe, die jetzt bei Hachetta in Paris zu erscheinen beginnt. Nur möchte ich noch einmal meinen Wunsch vortragen, ob der Verlag sich nicht entschließen könnte, in einer Anzahl der Exemplare die Abbildungen lose zu liefern. Für den, der vergleichen will, ist das Umblättern recht lästig; ein Nebeneinanderlegen erleichtert die Arbeit unglaublich.

Der vorliegende Band über Hans Memling dankt seine Zusammenstellung und Lebensbeschreibung Karl Voll. Die Wahl gerade dieses Autors als Biographen eines Memling ist besonders glücklich. Wir wissen von dem Meister als Menschen recht wenig, und ein großer Teil dessen, was uns als sein Oevre vorgeführt wird, ist nicht anfechtbar. Darum war es notwendig, zum Biographen eine Persönlichkeit zu wählen, bei der sich Feinsinn und Eigensinn in der Form ausgesprochenen Temperaments vereinigen. Der Biograph eines Memling muß in das Leben durch die Werke hineindringen, und er muß ihn lieben, um überall die Hand dieses feinen, wirklichen Charakters zu erkennen, der sich gern an andre anschmiegt, ohne sich selbst zu verlieren.

Für mich ist der Name Memling mit der Erinnerung an Brügge untrennbar verbunden.

Nie kann ich den Eindruck vergessen, da ich vom Dom, wo ich über die im Gebet gebeugten Häupter von Beguinen (Nonnen) und Waisenmädchen mit ihren roten Häubchen hinweg Michelangelos Madonna (nach Condivi von flämischen Kaufleuten aus dem Hause Moscron bestellt) bewundert hatte, mich ihrem feierlichen Zuge anschließend, das Johannishospital betrat.

An den Wänden saßen alte Männer mit Schifferbärten, den Rosenkranz in der Hand, die milden Strahlen einer Septembersonne genießend; zu ihren Füßen spielte schnurrend ein Kätzchen, und nun öffnete sich die Tür, und ich stand in jenem kleinen Raum Memlings Werken gegenüber.

Auch aus ihnen sprach jene milde, sonnige Stimmung, die mich eben erfüllt hatte, auch auf ihnen liegt, wie ein huschender Hauch, ein Schein von alternder Kunst, und dennoch eine Höhe, die uns wie zu einem herrschenden Haupt aufblicken läßt. Und seine Marien sind auch wirklich Königinnen, sie tragen, wenn sie, ihr Kind im Schoß, die Anbetung der Magier entgegennehmen, königlich reiche Kleidung, und die Heiligen in ihrem Gefolge sind ein Hofstaat aus Fürsten und Prinzessinnen. Diese Liebe für höfisches Wesen und höfische Pracht führt Voll auf den Aufenthalt am Burgunder Hof zurück.

Seine weiche, anschmiegende Art stellt ihn an die Wende zweier künstlerischen Zeitalter. Als Schüler Dirk Bouts ist er der Fortsetzer der alten strengen Richtung, der van Eyck und Rogier, aber aus eigenem schenkt er diesem Stil die milde Lieblichkeit, die an den Kölner Meister Wilhelm gemahnt, und die, unter dem jüngern Geschlecht der Niederländer zur Manier geworden, den Niedergang der Kunst bringt.

Es wäre eine verlockende Aufgabe, an der Hand Volls und teilweise im Gegensatz zu ihm das ganze Werk zu durchwandern, aber dieses führte mich über meine Aufgabe hinaus. Nur mancherlei, was mir besonders am Herzen liegt, sei ausgesprochen. Voll gibt uns auf der ersten Seite Memlings Jugendbild aus dem Alter des Duke of Devonshire; ich möchte, obgleich das Bild von mancher Seite angezweifelt wird, auf dem Pradobild „Anbetung der heiligen drei Könige" (S. 45-46), rechts ins Fenster hineinblickend, sein Portrait kurz vor seinem Hinscheiden erkennen. Es sind die gleichen Züge, wie auf dem Bilde als fünfundzwanziger, nur gereifter, und der „gefräßige Blick" des Malers tritt mehr zu Tage. Die Flügel bei Duvens Bros (früher Kann) sind viel zu hart für den Meister, und trotz aller Beweise kann ich weder das Münchner Bild der „Sieben Freuden Mariä" (S. 32-33) noch das Turiner Bild der „Passion" (S. 92-93) für Memling ansprechen. Es liegt in dem größten Teil der Figuren eine Steifheit — einzelnes, wie die Pferde in der Schwemme, nehme ich aus — die mir seiner eleganten Art ganz entgegen scheint. Auch der Altar bei Kaufmann (S. 55-55) und das Bild Palazzo Doria dürften Schülerhänden ihre Entstehung verdanken. Von Porträts möchte ich das Brüsseler (S. 20) und das Florentiner (S. 22) eher einem italienischen Meister (Piero de Cosimo?) als Memling geben. Doch ich möchte mich nicht auf kunstkritische Diskussionen einlassen oder Zuerkenntnisse aussprechen, die allzuschwer zu beweisen sind, ich müßte denn à la Lermolieff von Hand- und Nägelformen reden, was immer den langweilt, der

erwartet, daß von Kunst gesprochen werden soll.

Nur eine kurze Bemerkung sei gestattet; sie gehört nicht ganz zur Sache, muß aber einmal ausgesprochen werden.

Unsre Zeit, die das Praktische vor allem wertet, glaubt erst die Welt erschlossen und Entfernungen überwunden zu haben; da muß jedem auffallen, wie viel Besteller von Werken Memlings Italiener sind. Auch damals war die Welt nicht viel größer als heute, die Verbindung von Land zu Land ging nicht so schnell wie jetzt, aber dafür war die Zeit, die mehr gebraucht wurde, ein gutes Sieb, in dem nur das Wertvolle ins Ausland gelangte. Die Entfernung schärfte die Augen für Gradunterschiede. Heutzutage geniert man sich nicht, in demselben Blatt an derselben Stelle über Goethe zu sprechen, wo tagsvorher Heyermanns von den Clowns im Zirkus Busch geredet hat. Auch Distanz hat ihr Gutes. Wie nah übrigens auch damals schon alle Hauptplätze in Europa zu einander lagen, sei aus einigen Beispielen, wenigen für viele, erwiesen.

Schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts baute man in Görlitz in Schlesien den „Schönhof" und in Krakau eine Kapelle am Dom von Panna Maria in italienischen Renaissanceformen, beides Orte, die scheinbar abseits, fern im Osten, liegen.

Enea Silvia Piccolomini, später Papst Pius II., hielt im Auftrage der Kaufmannsrepublik Siewa eine Rede zur Hochzeit eines Jagelonenfürsten, und sein Lehrer Filelfo, der jahrelang am Hofe Johannes Paleologos in Konstantinopel gelebt hatte, der mit Sultan Murad persönlich bekannt war, sprach 1424 am Hofe Wladislaws II. in Krakau gleichsam ein Kranzgedicht in lateinischen Versen.

Sannazaros Hirtenlied Arcadia liest wenige Jahre nach seinem Erscheinen (1841) der Franzose in seiner Sprache, wie der Engländer in englischer Uebertragung, und Cervantes Jugendwerk ist nichts anderes als eine Ueberdichtung dieses italienischen Epos.

Gerade so war es mit den bildenden Künsten, die Werke und Namen der großen Meister waren gebannt in allen Landen, nur die Zwischenstufen wurden bei der Entfernung nicht gesehn, das ist kein Nachteil, sondern ein Vorteil.

Doch zurück Memling. Das Buch ist eine wahre Freude, wenn ich auch nicht weiß, ob wir das ganze Werk des Meisters vor uns haben, ob wir es überhaupt schon ganz übersehn; denn z. B. zu den Porträts S. 24 und S. 25 dürfte sicher in irgend einer Privatgalerie das Gegenstück, eine thronende Maria oder ein Heiliger, zu finden sein. Trotzdem glaube ich, daß auch ein neues Bild mehr uns nichts neues verraten wird, und daher ist die Zusammenstellung befriedigend und in allem erschöpfend.

Der Text ist dem Ganzen angepaßt, denn Voll ist ein Memling verwandter Charakter; in ihm eint sich Mildes mit dem Harten, und daher war er, wie selten einer, berufen, uns in des Meisters Leben und Kunst einzuführen.

Robert Corwegh (Florenz).

WINTERGANG.

(Paul Remer).

Fritz Fleck.

Ruhig dahingleitend, etwas mystisch..

Gesang.

mf

Komm, gieb mir deine schmale Hand, wir schrei-ten in weisses Winterland, wir

Klavier.

mf

schrei - - ten in lich - te, rei - ne Wei - - - - ten.

zögernd

sehr ruhig und langsam

So sollst du nun im - - mer mich ge - lei - - - - ten,

So soll nun im - - mer dei-ne Hand mich füh - - ren in der

zögernd

breit

Rein - - heit Land._

verklärt, wie in stillem Jauchzen

mf *p*

Zu unsrer Musikbeigabe

Fritz Fleck.

Wer auf die Konzertprogramme unsrer Sänger und Sängerinnen etwas achtet, dem muß aufgefallen sein, daß auf ihnen in den letzten Jahren der Name Fritz Fleck in immer steigendem Maße erscheint. Es muß demnach in dessen Liedern ein eigner Reiz liegen, daß sie sich verhältnismäßig schnell eingebürgert haben. Sieht man sich nun eine größere Zahl von ihnen an, so erkennt man sehr bald, daß sie dem Vortragenden in hohem Grade Gelegenheit geben, wenn ich so sagen darf, sich auszuleben. Sie sind nämlich in erster Linie mit der Absicht geschaffen, den Stimmungsgehalt der vertonten Gedichte durchaus zu erschöpfen. Flecks Akkorde erscheinen uns aus der betreffenden Stimmung durchaus herausgeboren und entfernen sich daher nicht selten von den Regeln, die die offizielle Harmonielehre vorschreibt, jedoch ohne daß der Hörer dies mit Befremden empfindet.

Man betrachte daraufhin einmal das von mir gewählte Lied „Wintergang", dessen Abdruck von der Mainzer Verlagshandlung B. Schotts Söhne in liebenswürdiger Weise gestattet worden ist. Das sehr kurze Lied beginnt in Ges-dur und schließt in B-dur, ohne daß dem Ohr dabei Gewalt angetan würde. Nicht bloß sind die Worte des Dichters im allgemeinen treffend durch die Musik charakterisiert, sondern auch im einzelnen musikalisch erschöpft. Wie wundervoll ergänzen sich dabei Gesangstimme und Klavierbegleitung! Fleck hält immer darauf, daß die Stimme durchaus melodisch gehalten ist, und gibt nie, so sorgsam und reichhaltig er auch das Klavier berücksichtigt, ein bloßes Klavierstück, zu dem die Gesangstimme noch einige ziemlich überflüssige Phrasen hinzudeklamiert. Jedes Wort kommt bei ihm zu seinem Recht, niemals wird auch die richtige Deklamation der Melodie zu Liebe gebeugt. Alles erscheint zudem bei ihm gesund und ungekünstelt. Dadurch unterscheidet er sich sehr zu seinem Vorteil von Hugo Wolf, dessen Lyrik unverkennbar sonst auf ihn eingewirkt hat.

Wenn auch Fleck gelegentlich, so z. B. in der „Husarenbraut", von erfrischender Heiterkeit und sonnigem Humor erfüllt ist, so liegt ihm das träumerisch-zarte doch besser. Je mehr er einen gewissen Stimmungszauber heraufbeschwören kann, um so gelungener, um so poetischer werden seine Lieder. Man kann dies namentlich so recht an seinen am meisten gesungenen Liedern „Königskinder", „Herbstbeginn", „Frühlingsabend", „Abseits", „Aus meiner Jugendzeit", „Vision", „Heimkehr", um nur einige hervorzuheben, erkennen. Jedes seiner Lieder, zu denen neuerdings auch einige mit einer Violine außer der Klavierbegleitung getreten sind, interessiert; vielleicht aber hat sich sein Talent am besten in den bei Schott erschienenen Duetten „Seelen", „Vision", „Vorherbst" und „Künstlerliebe" erschlossen.

Bisher liegen von ihm nur Vokalkompositionen im Druck vor, für deren Verbreitung außer dem genannten Verlage vor allem und zuerst Challier in Berlin eingetreten ist. Der Veröffentlichung harrt aber z. B. auch ein Streichquartett, dem bei seiner Erstaufführung allgemein Phantasie und große Gestaltungskraft nachgerühmt worden ist. Auch soll Fleck, der übrigens seine Lieder meisterhaft auf dem Klavier zu begleiten versteht, neuerdings sich an größere Orchesterkompositonen gemacht haben, in denen sein großes technisches Können sich noch offenkundiger zeigen

dürfte als in seinen Liedern; sicherlich werden aber auch diese Instrumentalkompositionen von der großen Erfindungskraft, die in dem jungen Tonkünstler lebt und die doch die Hauptsache ist, ein beredtes Zeugnis ablegen.

Ueber sein Leben und seinen Studiengang ist nicht viel zu sagen. Er ist ein Westpreuße (geboren am 24. Oktober 1880), hat aber fast seine ganze Jugend am sonnigen Rhein verlebt und lebt heute als freier Komponist in Köln. Sein erster Lehrer in der Theorie war Arno Kleffel, der eben trotz seiner siebzig Jahre noch an die Königliche Hochschule für Musik in Charlottenburg berufen worden ist; später hat Fleck bei Paul Geisler in Posen, dem leider fast ganz in Vergessenheit geratenen bedeutenden Komponisten, dem Schöpfer der seinerzeit geradezu Aufsehn erregenden sinfonischen Dichtung „Der Rattenfänger von Hameln", studiert, sowie auch bei Hans Pfitzner, der bekanntlich, trotzdem er selbst ein Neutöner ist, im Unterricht den strengen Satz vor allem pflegt.

Weit rascher als manches andre junge Talent ist Fleck übrigens bekannt geworden; frühzeitig hat er das Interesse von Max Schillings gewonnen; neuerdings hat er in dem Dresdner Verlagsbuchhändler Otto Schambach, der sonst seine Tätigkeit nur pädagogischen Werken zuwendet, einen regen Förderer gefunden. So konnte in Dresden ein eigner Fritz-Fleck-Abend stattfinden, der übrigens auch, verdientermaßen, dem jungen Komponisten viele neue Freunde erwarb.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

NORD UND SÜD

Max von Liebermann:
Selbstporträt
Nach einer Radierung
(Zu unserm Aufsatz Liebermann als Radierer)

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G.m.b.H.
Berlin W. 30/Traunsteinerstr. 3

35. Jahrg. Bd. 135 Heft 4 Zweites Novemberheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Maximilian Harden:
Berliner Diplomatie

Ich soll Ihnen über „Berliner Diplomatie" etwas schreiben? Damit kann doch nur ein Diplomatentypus gemeint sein, der für die deutsche Hauptstadt so charakteristisch wäre, wie andre Typen für die Hauptstädte andrer Reiche sind. Den aber, glaube ich, gibts nicht. Als Bismarck gehn mußte, wurden alle Fäden abgeschnitten, die in die Vergangenheit zurückreichten. Jetzt, sagt man, soll, was vor zwanzig Jahren zerschnitten, wieder zusammengeknüpft werden. Auch wenn es gelänge, würde ein Berliner Diplomatentypus kaum entstehn. Nicht etwa nur, weil der zur Wiederaufnahme der Tradition berufene Herr ein Schwabe ist. Berlin ist ja nicht in dem Maße wie andre Hauptstädte das Zentrum, die dominierende Stätte Deutschlands; oft sein Hirn, nie (bis heute) sein Herz. Und unter dem Herzen (sagt die Volkssprache) entwickelt sich die besondere Wesensform. Wir haben unter den jüngern Diplomaten sehr tüchtige Leute; nüchterne, von Phrasennebeln in ihrer Sehschärfe nicht behinderte Männer, die wissen, daß heutzutage die Beobachtung und richtige Beurteilung von Wirtschaftsrevolutionen für die internationale Politik wichtiger sind als Hofpersonalien, und die sich ernsthaft deshalb mühn, die innere Struktur und Leistungsfähigkeit, die Kraftquellen und die loci minoris resistentiae in den Ländern, in denen sie beglaubigt sind, gründlich kennen zu lernen. Ein spezifisch Berlinisches wird man in ihnen nicht finden. Braucht man auch nicht. Uns kann genügen, wenn sie deutsch sind, nie das Bewußtsein verlieren, daß ihre Aufgabe ist, ihrem Vaterland Vorteile zu sichern, und wenn ihnen von Berlin aus gestattet ist, draußen die im Preußen Fritzens

des Zweiten und Wilhelms des Ersten nie fehlende Gewißheit zu zeigen, daß für national Notwendiges und gegen national Unerträgliches das Schwert gezogen wird. Darf man in diesem Sinn bald wieder von Berliner Diplomatie reden, dann können wir getrost sein; darf mans nicht, dann hilft alle Behendheit, aller Fleiß nicht vorwärts. Denn eine Diplomatie, die nicht den Mut zum letzten Entschluß hinter sich fühlt, die stets mit dem stürmischen Geseufz eines für die (nur den andern nützliche) Friedenswahrung ängstlich Besorgten operieren muß, ist zur Ohnmacht verdammt.

Katharina von Pommer-Esche: Berliner Aristokratie

Der aristokratische Salon ist immer ein Spiegel des Hoflebens. Die Musik bei Hofe macht den Ton in den aristokratischen Salons. Bismarck, der so gar nicht ein Hofmensch war, drückte das einmal im Privatgespräch in seiner manchmal drastischen Art so aus: „Unsre Aristokraten sind oft nur Wiederkäuer. Was ihnen in der hohen Hofatmosphäre verabreicht wird, behalten sie eine Weile, dann kauen sie es wieder. Und das Allgemeinbefinden wird nach dem Genuß von feinstem Ragout aux truffes und andern Delikatessen besser sein als nach dem Konsum gewöhnlicher Kost, die mit Zwiebeln stark versetzt ist. Bei einer an gewissen Höfen zusammengedrängten Wochenübersicht — o weh, da sind die revenants sehr fatal! Wir Menschen haben nun einmal manches vom Affen. Wie da oben ins Horn geblasen wird, genau so tutets in den Salons nach. Haben wir es nicht ganz deutlich in Frankreich gesehn, daß der Hof die Achse ist, um die sich die aristokratischen Cercles drehen? Als Frankreich noch Königreich war, welche hochvornehme Geselligkeit des altfranzösischen Adels gab es da — freilich auch einen allzugroßen Luxus und wüste Sitten, die schließlich zum Untergang des Königtums ihr gutes Teil beitrugen!"

Die hochgeschätzte Tochter des in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts verstorbenen Generalsteuerdirektors von Pommer-Esche, die vor kurzem bei E. S. Mittler & Sohn (Berlin) die Memoiren ihrer vornehmen Mutter hat erscheinen lassen, stellt uns in liebenswürdiger Weise diese Zeilen zur Verfügung. Frau von Pommer-Esche hat sie zum Teil aus den Tagebüchern ihres Bruders, des auch schon toten Provinzialsteuerdirektors Robert von Pommer-Esche, zusammengestellt. Die Redaktion.

Katharina von Pommer-Esche

Napoleons Kaiserreich trieb nur Treibhausblüten des Salons, und so groß er gewesen ist, er blieb doch nur ein Parvenükaiser, und der Mangel des unkäuflichen, echten, alten, blauen Bluts wurde ihm oft vorgeworfen.

Zu den feinsten Salonbildern des vorigen Jahrhunderts — fein **à la** Meissonier — gehörten die Soiréen der Gräfin Wolkenstein-Trostburg. Die Gräfin lebt heute noch. Sie war als Gräfin Hatzfeld geboren worden und in erster Ehe mit dem Grafen Schleinitz vermählt. Als Gräfin Schleinitz spielte sie die allererste Rolle in der Gesellschaft. Es ging dort ungemein elegant und nobel zu, ein wenig französischer Firniß war wohl vorhanden, aber die Dame des Hauses hatte mehr tiefen, deutschen, goethischen Geist als man gemeiniglich unter esprit versteht. Sie war eine überaus vornehme Dame, eine Lady — wie ja auch neben manchem andern Fremdwort ladylike ihr Lieblingswort war. Sie war eine leidenschaftliche Verehrerin Friedrichs des Großen und liebte wie er das Französische. Sie lud zu ihren exquisiten „Diners“ ein, es gab „Menüs“ bei ihr, sie bat nicht die Herren Leutnants zu sich, sondern die „Premiers“. Sie war trotzdem eine gute deutsche Frau. Schließlich liegt das Deutschtum doch tiefer als auf den Lippen. Der Graf wurde nur auf den Einladungskarten erwähnt, er blieb bei den Soiréen seiner Gattin unsichtbar, er wurde auch in der Konversation nicht erwähnt, die lediglich der reizenden Gräfin galt. An der Gräfin war ein männlicher Diplomat verloren gegangen — in ihrer zweiten Ehe hat sie in Petersburg und in Paris Gelegenheit gehabt, sich als Diplomatenfrau zu bewähren. (Der erste Gatte ist Hausminister des ersten Kaisers gewesen.)

Wodurch sich der Salon Schleinitz vor andern auszeichnete? Die Gräfin haßte vor allem die Langeweile. Sie konnte aber auch allein zehn Menschen unterhalten. Freilich war sie bei aller bestrickenden Liebenswürdigkeit stolz, ja beinahe hochmütig, und so sehr sie eine gewürzte Unterhaltung liebte, so duldete sie es doch nicht, daß die Grenzen des Anstands überschritten würden. Darum liebte sie auch die trois

soeres nicht: die schöne Gräfin Perponcher, die Gräfin Dankelmann und Frau von Prillwitz. Nur bei ganz großen Empfängen lud sie sie, widerstrebend, ein.

Bei einem großen Hoffest — es war knapp vor einer Soirée im Hausministerium — sagte die Gräfin Schleinitz denn auch zur Perponcher: „Chère amie, bei mir ist stets angenehme Temperatur, aber ziemlich kühl — der vielen Menschen wegen. Nun, ich warne Sie rechtzeitig, damit Sie sich nicht erkälten, nicht frieren, Ihre Büste nicht zu sehr exponieren!" Mittlerweile aber hatte sich Adolf Menzel mit seinem Skizzentaschenbüchlein an die Gräfin Perponcher herangemacht. Das bemerkte die Gräfin Schleinitz und wandte sich an Menzel mit der Bemerkung: „Ja, ja, lieber Freund, ganz recht so, denn bei mir fehlt Ihnen die Gelegenheit. Sie haben ja wohl gehört: bei mir gibt es keinen Akt!"

Die Gräfin besaß die große Kunst, immer die passendsten Elemente zusammen einzuladen. Als geborene Hatzfeld versammelte sie zunächst die verschiedenen Linien dieses uralten schlesischen Adelsgeschlechts um sich, die zur Zeit des Karnevals immer in der Residenz weilten, ferner das diplomatische Korps. Die Gesellschaft war sehr exklusiv, nur der Adel verkehrte bei ihr — freilich nicht nur der Geburts-, sondern auch der Geistesadel.

Richard Wagner war ein gern gesehener Gast. Im Salon der Gräfin Schleinitz spielte und las der Schöpfer der Zukunftsmusik zum erstenmal den Nibelungenring vor.

Der Königin Augusta war die Gräfin Schleinitz sehr sympathisch. Man kann sich auch schwer eine bessere Repräsentantin für das Hausministerium denken. „Ein gutes Huhn" nannte Bismarck ihren Gatten. „Er pickt nur Sand, die Perlen findet die feine Henne."

Die Königin Augusta, die edle Tochter Weimars, liebte besonders die Prinzessin Biron von Curland, geborene Fürstin Metschersky. Ihr Bruder ist übrigens der Verfasser eines in der Folge sehr bekannt gewordenen stark nihilistischen Buches und wurde deshalb von der liebens-

würdigen Prinzessin ignoriert. Ihr Gemahl, Prinz Biron, war der Typus eines leichtsinnigen Lebemanns und darum überall gern gesehn. Die Ehe war nicht sehr glücklich, aber der Salon der Prinzessin einer der allereleganteſten Berlins, freilich doch ein wenig andrer Art als der der Gräfin Schleinitz. Das Palais stand an der Ecke der Behrenstraße und der Charlottenstraße. Hierher kamen insbesondere die diversen Familien Radziwill, die Crême des katholischen, polnisch angehauchten Adels.

Die Radziwill selbst machten auch ein großes Haus am Pariser Platz: Fürst und Fürstin Anton Radziwill — die Fürstin war eine Französin, eine Gräfin Castellana. Königin Augusta hatte sie besonders ins Herz geschlossen. Die Fürstin war eine liebreizende Dame, eine große Kennerin der schönen Künste und besaß eine wundervolle Elfenbeinminiaturſammlung. Fürst Anton verehrte den König sehr, soweit ihm, dem strengen Katholiken, seine Liebe zu Rom das erlaubte.

Das zweite Haus Radziwill war das des Prinzen Ferdinand. Seine Gattin war eine Gräfin Croy. Dorthin kamen die schwärzesten Adeligen, besonders die ultramontanen Grafen Oppermann. In dieses Haus hat Bismarck nie seinen Fuß gesetzt, denn man tuschelte, daß hier unter der Maske heitern Geplauders preußenfeindliche Politik gemacht werde.

Der dritte Salon Radziwill war der des Fürsten Wilhelm. Seine Gemahlin war eine Russin, die dunkle, unergründliche Augen hatte. Sie schrieb heimlich, sogar recht bedenkliche Dinge — etwa im Stil des Abé Mirand. Der Gatte war gutmütig und stand unter dem Pantoffel der pikanten und amüsanten Sascha. Bei diesen Radziwill ging es sehr bunt zu. Vertreter des Uradels, junger Adel und sonst Menschen, die die Frau „nett" fand. Diesen Mixedpickle-Kreis nannte Bismarck treffend „russisches Kompott".

Die älteste Tochter dieses ungleichen Ehepaars heiratete eines Tags den alten Fürsten Blücher von Wahlstatt — zum allgemeinen Entsetzen der Gesellschaft. Der alte Fürst besaß zwar das prachtvolle

Palais Blücher am Brandenburger Tor, war ein einfacher Millionär, aber geizig und galt für einen Blaubart. Eine Frau nach der andern starb ihm. Daß sich die schöne Elisabeth zu der Heirat entschloß, darüber wunderte man sich allgemein. Im Palais Blücher gab es keine nennenswerte Geselligkeit. Dergleichen kostete zuviel. Dafür glänzte der Fürst desto öfter in fremden Salons. Er hatte nichts, rein nichts von dem alten, famosen Marschall Blücher, der sich wohl öfter im Grabe umgedreht haben würde, wenn er gesehn hätte, wie sich Fürst Blaubart in seinem Palais aufführte.

Vom alten pommerschen Adel glänzte im Winter der Salon des Grafen Behr Behrenhof, der eine reizende Gattin hatte, eine geborene von Cranow. Dort fand man fast ausschließlich Agrarier. Die Abende beim Grafen Behr Behrenhof hatten mehr den Charakter von Routs, von parlamentarischen Sprechabenden.

In der Wilhelmstraße waren oft die Fenster des fürstlich Pleßschen Palais festlich beleuchtet. Auch dort fand sich der Hort des schlesischen Adels zusammen. Hier wurde auf die strengste Etikette gehalten, der Ton war exklusiv bis zur Steifheit — bis in die jüngste Zeit, wo der junge Fürst eine Amerikanerin heiratete.

So gab es in der Zeit Wilhelms I. und Augustas eine exquisite sellschaft in Berlin — wenn auch keinen Uradel, wie z. B. in Oesterreich, wo es eine ganze Reihe von Häusern gibt, die älter sind als die Habsburger selbst. Heute steht es um die Aristokratie in Berlin schlechter. Der alte Graf Henckel von Donnersmarck z. B. hat eine Russin bürgerlicher Herkunft geheiratet. Die Gräfin scheint bei Hofe nicht sehr beliebt gewesen zu sein, und trotz aller Mühen und Kosten hielt sich der Salon Henckel-Donnersmarck nicht mehr in dem Rahmen der vornehmsten Aristokratie. Ein andrer schlesischer Aristokratensalon hat auch seine Pforten geschlossen: der der Gräfin Maltzahn Militsch, die am Pariser Platz ein kleines, aber vornehmes und geselliges Haus hielt.

Vom alten Uradel sitzt der größte Teil zu Hause auf seinen Herrensitzen. Diese Herrschaften kommen nicht einmal mehr zum Karneval

nach der Residenz. Warum? Die Antwort klingt etwas nüchtern: Die Zeiten sind schlecht, auch den Agrariern geht es nicht gut, teils wahrhaftig nicht gut, teils angeblich. Der alte friederizianische Adel hält sich jedenfalls fern von Berlin, so Lucius Wallhausen, der für seine hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Wohltätigkeit den Freiherrntitel erhielt.

Stark frequentiert ist der Salon des „Königs Stumm", der früher ein einfacher, reicher Bergwerksbesitzer war. Aber dorthin kommen andre Kreise, als in der Aera Bismarcks in einen Berliner Salon kamen.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Alb. Eulenburg: Die nervöse Berlinerin

Sie wollen von mir etwas über die „nervöse Berlinerin" wissen? Ist die Berlinerin wirklich so „nervös", wie sie es ihrem Rufe nach zu sein scheint? — ist sie es in soviel höherem oder auch nur in demselben Grade wie andere Großstädterinnen? und sind die Großstädterinnen es tatsächlich so viel mehr als ihre Schwestern in der Kleinstadt und auf dem Lande? Schwierige und noch lange nicht spruchreife Fragen, zu deren Entscheidung oder auch nur Beantwortung ich mich nicht in genügendem Maße kompetent fühle. Um einmal ein ganz „unparteiisches" und objektives Urteil zu hören, wandte ich mich mit der Vorfrage über die Nervosität der Berlinerin ganz vor Kurzem einmal an eine hoch intelligente, meist im Auslande lebende russische Dame, die Jahr für Jahr längere Zeit in Berlin zuzubringen und mit den verschiedensten Gesellschaftskreisen Fühlung zu nehmen pflegt. Was ich da zu hören bekam, war allerdings so wenig ermutigend, daß ich es nur andeutungsweise und auszugsweise wiederzugeben wage; es lief ungefähr darauf hinaus, die Berlinerin sei „ein Herdentier", laufe jeder Mode nach, da sie eigener Individualität entweder entbehre oder zu dieser Individualität kein Zutrauen hege — und so sei auch ihre „Nervosität" nur etwas Anerzogenes, von der Mode gemachtes, zum „guten Ton" gehöriges und darum angeeignetes oder erkünsteltes. Ich bin natürlich weit entfernt, diesem absprechenden und einseitigen Urteil auch nur im Entferntesten beizupflichten.

Suchen wir einen etwas weiteren und freieren Ausgangspunkt der Betrachtung zu gewinnen, so finden wir ihn in dem Hinblick auf jenen großen Gesamtorganismus und die Gesamtseele der „Großstadt-

bevölkerung“ mit ihren so eigenartig beschaffenen Welt- und Lebensanschauungen, ihren so unendlich erweiterten Horizonten, so vermehrten Bedürfnissen, so viel höher gestellten Endzielen und Aufgaben, so viel reichern Mitteln ihrer erfolgreichen Durchführung — in einem Worte, mit ihrem so unendlich gesteigerten Arbeits- und Erwerbsleben — dem auf der andern Seite ein nicht minder gesteigertes und verfeinertes, mit einer nicht auszuschöpfenden Fülle neuer Reizkombinationen fortwährend herandrängendes Vergnügungs- und Genußleben ausgleichend, ergänzend, aber auch gefahrbringend gegenübergestellt ist. Gerade diese ungeheuerliche Steigerung des Arbeits- und Erwerbslebens auf der einen, des Genuß- und Vergnügungslebens auf der andern Seite bereitet mit den aus ihrer angestrebten Vereinigung und Verknüpfung entspringenden schweren Schädigungen des Nervenlebens den Boden für die mannigfachen Erscheinungen, die wir als Züge der „Großstadtnervosität“ anzusprechen pflegen und die dieser ihr in den tausendfältigen Reflexen des Großstadttreibens immer und immer sich wiederspiegelndes, dennoch stets neuartiges und fesselndes Bild geben. Gilt das schon von den Großstädtern überhaupt — wie viel mehr noch von der fine fleur der Großstadt, dem weiblichen Teil ihrer Bewohnerschaft, der Großstädterin. Mag auch ihr „Arbeitsleben“ (soweit von einem solchen überhaupt die Rede sein kann) und ebenso ihr „Genußleben“ wenigstens zum großen Teil ganz anders geartet sein als das ihres männlichen Partners — das Endprodukt der Erschöpfung durch Arbeit und Genuß bleibt bei beiden im Wesen das Gleiche. So erwächst, als natürliches Geschöpf auf dem Boden der Groß- und Weltstadt, die „nervöse Großstädterin“, der diese und die folgenden Bemerkungen gerecht zu werden versuchen.

Man mißverstehe mich aber nicht. Wenn von der „nervösen Großstädterin“ so gemeinhin und mit einer Selbstverständlichkeit gesprochen wird, als ob das (in ärztlichen Augen nicht gerade schmückende) Beiwort zum innersten Wesen seiner Trägerin gerade so notwendig gehörte wie etwa — um von intimeren Dingen abzusehen — Riesenhut und Riesencoiffüre, Boa und Riesenmuff zu ihrer zeitgemäß voll-

endeten äußeren Erscheinung: so muß gegen eine solche unglimpfliche Verallgemeinerung doch entschieden Protest eingelegt werden. Wie es ja glücklicherweise an Frauen und selbst an „Damen" in Großstädten nicht fehlt, die, weit entfernt, allen exzentrischen Modeforderungen unbedingt Heeresfolge zu leisten, auch die ihrem inneren Wesen entsprechende Harmonie der äußeren Erscheinung zu wahren beflissen sind — so gibt es unter unseren Mitbürgerinnen hoffentlich in noch weit ansehnlicher Zahl auch „nervenreine" und „nervenfreie", das heißt solche, die, unangekränkelt durch „Nerven" im pathologisch-ärztlichen Sinne, unangefochten durch den Straßenlärm und die tausendfältigen Drohungen und Lockungen der Großstadt, ihren Weg dahinwandeln und in Zukunft dahinwandeln werden. Wenn ich selbst weniger von ihnen zu sehen Gelegenheit hatte, so war das wohl nur die beklagenswerte Schattenseite meines nervenärztlichen Berufes, da ja bekanntlich nur „die Kranken des Arztes bedürfen und nicht die Gesunden". Aber ich nehme natürlich ohne weiteres an, daß sich unter letzteren die sämtlichen Leserinnen dieses Aufsatzes befinden werden. Die Anwesenden sind auch hier von vornherein ausgenommen!

Wenn nun also mit dieser vorausgesetzten Einschränkung von einer „nervösen Großstädterin" gesprochen werden kann — gibt es einen feststehenden Typus oder mehrere Typen einer solchen? — und wie sind sie beschaffen? — Demjenigen, der sich in Groß- und Weltstädten nicht bloß flüchtig umgesehen, sondern in den verschiedensten gesellschaftlichen Kreisen bewegt hat, wird schwerlich entgangen sein, daß — wie der Typus der Bewohnerinnen verschiedener Großstädte überhaupt ein grundverschiedener ist, wie etwa Pariserin und Newyorkerin, Römerin und Petersburgerin, selbst Wienerin und Berlinerin ganz verschiedenen Erd- und Himmelstrichen anzugehören scheinen — so auch, und im Zusammenhange damit, der weibliche Nervositätstypus dieser Großstädte vielfach ein eigenartiges, örtlich und national bedingtes Sondergepräge darbietet. Jedem Nervenarzt sind aus der internationalen Literatur, wenn nicht aus eigener Beobachtung diese spezifischen Verschiedenheiten im Erscheinungsbilde der Hysterie ge-

läufig, die ja doch schließlich nur eine, und zwar eine besonders hohe und merkwürdige Entwickelungsform weiblicher Nervosität darstellt. Mit den durch Charcot und seine Schüler verewigten großen Hysterischen der Pariser Salpêtrière können die unserigen — welche Fortschritte sie auch inzwischen gemacht haben — noch immer nicht konkurrieren (am nächsten kommen ihnen noch, soweit ich es zu beurteilen vermag, gewisse polnische und russische Hysterieformen) — und das Charcotsche geflügelte Wort von dem „paquet de nerfs" scheint für jene allerdings recht eigentlich geschaffen. — Aber sehen wir von diesen exotischen Weltstadterzeugnissen ab; bleiben wir auf gutem heimischen Boden und unseren lieben Mitbürgerinnen, die uns ja mit den mannigfaltigen Störungen ihres komplizierten Nervenapparates auch schon genügend zu schaffen machen. Auch bei ihnen läßt sich deutlich verfolgen, welchen Einfluß der in der großstädtischen Atmosphäre erzeugte Reizungs- und Genußhunger auf Entwickelung und Aeußerungsformen der Nervosität nur allzuoft ausübt. Am meisten tritt dies natürlich bei jener vermeintlich vom Glücke begünstigten und privilegierten Oberschicht, den upper ten thousands, hervor, bei denen die Begriffe „Arbeit" und „Vergnügen" zusammenzufallen scheinen, da ihre Arbeit eigentlich im Vergnügen oder in der Jagd nach Vergnügen besteht, und sie dieses sogenannte Vergnügen vielmehr als anstrengende Arbeit pflichtmäßig — ein Lieblingsausdruck dafür sind ja die „gesellschaftlichen Pflichten" — und gewerbsmäßig betreiben. Man kann diese armen, unglücklichen Opfer ihres altruistischen Betätigungsdranges, diese Märtyrerinnen der Nächstenliebe, des Gesellschafts- und Wohltätigkeitssports nicht aufrichtig genug bedauern. Sie ertragen das Märtyrertum zerrütteter Nerven und oft die furchtbarste Nervenfolter mit einem Heroismus, der höchstens durch den Gedanken an den schönen, ihrer harrenden Lohn gelindert und verklärt wird. Freilich, worin besteht oft dieser „Lohn", dieser Ansporn zu so herrlichen Taten der Selbstüberwindung? Sehr eindrucksvoll war mir in dieser Beziehung ein Fall, den ich bald nach meiner Uebersiedelung hierher — mit dem hiesigen Gesellschaftstreiben noch wenig vertraut — vor einigen zwanzig Jahren erlebte. Es handelte sich um eine (in-

NORD UND SÜD

Lebrun:
Die beiden ältesten Kinder der
Marie Antoinette

zwischen längst verstorbene) Dame aus den besten hauptstädtischen Kreisen, zu der ich in größter Eile entboten wurde, da sie nach einer im Gesellschaftstrouble verbrachten Nacht in schwere „nervöse Herzkrämpfe" verfallen war, die ihre und der Umgebung lebhafteste Besorgnis wachriefen. Nachdem ich die zunächst nötigen Linderungs- und Beruhigungsmittel angewandt und verordnet, untersagte ich der Dame selbstverständlich bis auf weiteres die Teilnahme an Abend- und Nachtgesellschaften; worauf sie mit derselben unwiderstehlichen Beredsamkeit, womit sie noch eben die furchtbaren Qualen ihres Zustandes ausgemalt hatte, mich nun anzuflehen begann, ihr nur für den kommenden Abend eine einzige Ausnahme zu gestatten; sie könne darauf unmöglich verzichten, da es ihren Bemühungen gelungen sei, N. N., einen damals in der Berliner Gesellschaft sehr gefeierten Schriftsteller — ich nenne ihn nicht, um der Bescheidenheit des noch Lebenden nicht zu nahe zu treten — als Tischherrn zu erobern. Sie wolle auch erst um Mitternacht — zu welcher Zeit programmgemäß das Souper beginnen würde — hinfahren und bereits anderthalb Stunden später zurückkehren . . .

Schmerzlich gedenke ich einer Dame von seltener Geistesbildung, deren freiwilliger Tod vor einigen Jahren viel beklagt wurde und die ich am Abend vorher noch heiter und strahlend in einer Theaterpremiere erblickt hatte,als ob sie von dem ganzen ihr so vertrauten Kreise dieses Premierenpublikums Abschied zu nehmen gedächte. Erst in diesen Tagen hörte ich zufällig von einer Dame, die den Vorabend einer schweren, lebensgefährlichen Operation noch seelenruhig (oder auch unruhig?) mit ihrem Gatten im Metropole zuzubringen vermochte. Soll man hier bewundern oder achselzuckend bemitleiden? Eins wäre vielleicht so gerechtfertigt oder ungerechtfertigt wie das andere. Schließlich bleibt, wie so vielen Aeußerungen unerwartet hervorbrechenden heißen und impulsiven Lebensdranges und ebenso impulsiven Lebensverzichtes gegenüber, eine auf Verständnis resignierende, sanft nachsichtige Skepsis wohl allein noch am Platze.

Wenn von einem Typus nervöser Großstädterinnen die Rede ist, so lenkt sich die Aufmerksamkeit naturgemäß mit Vorliebe auf die zu-

meist ins Auge fallende Schicht großstädtischer Mondänen — beiläufig auch der Demimondänen, deren Nervosität sicher im großen und ganzen nicht geringer, wenn auch in ihren Aeußerungsweisen sehr verschieden gefärbt ist. Auf beide soll hier nicht weiter eingegangen werden; der erste Typus wird ja allen Leserinnen, der zweite wenigstens manchen Lesern aus eigener Anschauung bekannt genug sein. Aber damit ist die Zahl der typischen Entwickelungsformen großstädtischer weiblicher Nervosität noch weitaus nicht erschöpft. Wir haben noch, um nur einzelner hervorragender und der Großstadt eigentümlicher Musterbeispiele zu gedenken, die nervöse Künstlerin, vor allem die Bühnenkünstlerin — die nervöse Geschäftsdame und kaufmännische Angestellte, die den Schrecken ihrer Dienstvorgesetzten wie des Publikums bildet — die nervöse Küchenbeherrscherin, deren Hysterie längst als „Küchenkoller" eine in den Annalen der Nervenpathologie rubrizierte Berufsspezialität darstellt — als neueste Untertypen auch das nervöse Kammermädchen, das in seiner Gereiztheit die Kleinodien seiner Herrin beiseite schafft, und — noch schlimmer — das nervöse Kindermädchen, das seinen Affekt in Vergiftungsversuchen an den ihr anvertrauten lebenden Kleinodien der Herrschaft und an dieser selbst ausläßt.

Und, wie alle Gesellschaftsschichten, so sind in diesem triumphierenden Heereszuge der Nervosität alle Lebensepochen, alle Altersstufen vertreten. Ich will gar nicht so weit gehen, wie eine gewisse, neuerdings Anklang findende Wiener Schulrichtung, die die Nervosität bis in das früheste Säuglingsalter hinab verfolgt und ergründet, die allem dunklen Tun und Gebaren des Säuglings auch bereits erotische Gefühlselemente beigemischt findet, vor allem in dem Saugen selbst eine direkte erotische Lustempfindung und in der (oft bis ins späte Alter hinein anhänglichen) Gewohnheit des Lutschens oder „Ludelns" — nach österreichischem Sprachgebrauch — einen von nervös veranlagten Babys heißbegehrten und geflissentlich reproduzierten Wonnegenuß wittert. Aber gehen wir nur um eine Altersstufe hinauf, so ist das nervöse Großstadtkind mit seiner geistigen Frühreife, seiner hochgesteigerten Erregbarkeit und Sensitivität, seinen wechselnden Launen und Stimmungen, seiner Fahrigkeit,

Zerstreutheit, seiner körperlichen Unruhe, dem nächtlichen Aufschrecken usw., eine den Aerzten und Angehörigen nur allzubekannte Erscheinung — und selbst die schönsten Musterexemplare kindlicher Hysterie gedeihen in der Atmosphäre der Großstadt bei den Mädchen (übrigens auch bei Knaben) schon in üppiger Fülle. Und dann kommt der nervöse Backfisch, zumeist bereits recht stark von verfrühten erotischen Gefühlen angekränkelt, bei deren praktischer Inszenierung wir ihn beim Nachhausegehen (oder Nichtnachhausegehen) aus der Schule, bei Konditoreirendezvous und in der Lästerallee des Zoo gelegenlich belauschen können, und dessen Bekanntschaft uns ja übrigens auch die Bühne, dank Wedekind und seinen Nachfolgern, neuerdings in so erfreulicher Weise vermittelt. Auch unsere Gerichtstribunale nicht zu vergessen! Wer einen unserer großen Sittenprozesse mitgemacht, zum Beispiel vor einigen Jahren den Sternberg-Prozeß, dem werden diese ganz unreifen oder halbreifen, fast alle nervös-seelisch belasteten, oft geradezu perversen Großstadtgeschöpfe mit ihren unglaublichen und unglaubwürdigen, gelegentlich auch im nächsten Augenblick widerrufenen Zeugenaussagen und ihren noch unglaublicheren eigenen Erlebnissen stets in grauenvoller Erinnerung haften, Geschöpfe, denen nichts Menschliches mehr fremd, freilich auch alles Weibliche längst abgestreift ist. — Und weiter die demi-vierge, deren Typus Prévost in Paris entdeckt, und von der uns Hans v. Kahlenberg in ihrem vielumstrittenen „Nixchen" ein so würdiges heimisches Seitenstück so sprechend ähnlich abkonterfeit hat; von den noch höher entwickelten literarischen Großstadtfrüchten der Marie Madeleine und ihrer talentärmeren Nachahmerinnen ganz zu schweigen. — Und im weiteren natürlichen Verlaufe der Dinge die nervöse Ehefrau und Hausfrau — über die allein sich ja Bände schreiben ließen — die nervöse Mutter — und leider auch (denn das Alter schützt vor Nervosität so wenig wie vor Torheit) die nervöse Schwiegermutter und selbst die nervöse Großmutter; ja hier finden sich mitunter sogar die verhärtetsten und bösartigsten Exemplare. — Ich möchte am Schlusse dieser langen Reihe nur einen in letzter Zeit besonders „aktuellen" und auch wissenschaftlich viel erörterten Typus noch kurz erwähnen, der gleichfalls der Großstadt angehört, weil man ihn

aus begreiflichen Gründen eben nur hier finden kann. Es ist der Typus der „Warenhausdiebinnen", deren Zahl dem steten Anschwellen der Großwarenhäuser an Masse und Umfang proportional in fortwährender Zunahme begriffen ist, und bei denen wir wenigstens in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle eine zugrunde liegende krankhafte, nervös-seelische Disposition (die freilich die Zurechnungsfähigkeit nicht immer unbedingt ausschließt) anerkennen müssen, wie das aus den übereinstimmenden Feststellungen angesehener ärztlicher Beobachter unzweideutig hervorgeht. —

Nicht gerade frohgestimmt und mit nichts weniger als befriedigten Gegenwarts- und Zukunftsausblicken würden wir von diesem flüchtigen Rundgange durch „die Welt, in der man Nerven hat", Abschied nehmen, wenn wir nicht auch einige tröstlichere Erfahrungen und Hoffnungen wenigstens mitbringen dürften. In die tiefen Schatten fällt glücklicherweise auch viel Licht. Die Großstadt, die so günstige Entstehungsbedingungen der Nervosität darbietet, ihre Entwicklung so unverkennbar befördert, ist es doch zugleich, die auch die Vorbeugungs- und Heilmittel für jeden, der davon Gebrauch machen will, in seltener Fülle bereit hält. Vor allem in der nirgends so wie hier reich und überreich gebotenen Gelegenheit zu jeder Art körperlicher und geistiger Auffrischung, Abhärtung und Kräftigung, wie sie uns namentlich in den immer zahlreicheren, ihren Wirkungskreis immer mehr ausbreitenden Veranstaltungen für Pflege der Körperkultur, für Gymnastik und Sportbetrieb in so überaus erfreulicher Weise begegnet. Es sei, um nur ein paar der neuesten Errungenschaften auf diesem Gebiete namhaft zu machen, an den Eispalast und an die Ortsgruppe Berlin des Vereins für Körperkultur (Sportluftbad Eichkamp), sowie an das sich vorbereitende Stadion erinnert. Freilich müßte von diesen „erstklassigen" Verhütungs- und Heilmitteln der Nervosität gerade zugunsten des weiblichen Geschlechts in noch weit ausgiebigerem Maße Gebrauch gemacht werden, als es auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen immerhin schon der Fall ist. — Als ein weiteres erfreuliches Zeichen ist auch das wachsende öffentliche Interesse an aufklärenden Schriften und Vorträgen über die Gefahren der lange

und oft unterschätzten, oft sogar mit einem gewossen Snobismus als einer Art höherer Daseinsform angestaunten Nervosität zu betrachten. Von seiten der Presse kann gerade in dieser Richtung viel geschehen; es ist daher mit Dank zu begrüßen, wenn sie sich auch auf diesem Gebiete ihrer hohen Mission bewußt bleibt, durch freimütige Aufdeckung vorhandener Schäden zum Bessern des Volksganzen erzieherisch und gesundheitfördernd zu wirken.

Abend

Aus dem Wasser blickt die Nacht
Mir ins Aug, mein Ruder ruht;
Wieder ist ein Tag vollbracht —
Wieder einer, der mit lichten
Sonnenplänen ward begonnen!
Nacht, willst du den Toten richten?

Was mir tief im Sinne ruht,
Ist's ein Spiegel nur für Sonnen
Oder hat es eigene Glut?
Wird mein Ruder eines Tags
Siegbekränzt den Abend grüßen
Oder wird's zur Ruhe müssen
Feindverfolgt und müden Schlags?

Seelang stehn die welken Stunden
Eines langen Sommertags,
Halten einen Kranz gewunden.
— Hundert Kränze solcher Art
Sah ich euch aus Händen sinken,
Händen, denen lang das Winken
Und das Kränzewinden ward!

Hermann Hesse.

Dr. Curt Glaser

Assistent am kgl. Kupferstichkabinett:

Liebermann als Radierer

Ueber das Thema der Liebermonnschen Radierungen wurde, so reichhaltig die Literatur über den Künstler sonst schon heut ist, bisher noch merkwürdig wenig gesagt. Wohl existiert ein Katalog, von Schiefler verfaßt und im Jahre 1907 erschienen, aber im allgemeinen gilt Liebermanns Tätigkeit als Radierer nur als ein Beiwerk seiner malerischen Lebensarbeit. Der Grund dieser auffallenden Tatsache liegt wohl in nichts anderem als einer Gewöhnung an allzu schematische Scheidung der künstlerischen Berufsgattungen, gilt doch die Graphik als besondere Kunstart, und man vergißt allzuleicht, daß Rembrandt ein Maler war und zugleich der größte unter allen Meistern der Radiernadel. Und wie Rembrandts Bedeutung nicht von seinen Gemälden allein aus gewürdigt werden kann, so wird man auch Liebermann nicht gerecht, wenn man nicht seinen Radierungen den gebührenden Platz einräumt. Denn ist Liebermann als Maler heut der anerkannte Führer der jungen Generation in Deutschland, so gebührt ihm mehr noch als Radierer eine eigene Stellung. So organisch sein gesamtes Schaffen zusammenhängt, hier zeigt sich noch deutlicher die Selbständigkeit seiner Kunst, die nicht aus Nachahmung entstanden ist, sondern aus der Anpassung eines eminent darstellerisch begabten Ingenieurs an die Forderungen seiner Zeit.

Das Stoffgebiet der Liebermannschen Radierung ist das gleiche wie das seiner Malerei. Liebermann macht nicht Gebrauch von den angeblichen Freiheiten der Griffelkunst, die Klinger in seiner Schrift von der „Malerei und Zeichnung" proklamierte, und die in Wahrheit niemals von einem Material abhängig sind, sondern stets nur von einem Temperament. So bleibt Liebermann auch in seiner Graphik ein Naturalist, wenn man durch dieses böse Schlagwort, das doch wenigstens ein Stoffgebiet gut umschreibt, einen Künstler charakterisieren kann, der auf freie Phantasietätigkeit, auf ein Schaffen ohne unmittelbar vorangegangenen

Natureindruck Verzicht leistet. Und nennt man Liebermann einen Naturalisten, so hat man in ihm selbst den besten Eideshelfer, faßt er doch seine Kunst unter diesem Begriff in einem klugen und bedeutsamen Aufsatz über „Die Phantasie in der Malerei", den er im Jahre 1904 in der Neuen Rundschau veröffentlichte. Für Liebermann bedeutet Phantasie alles Schöpferische, Persönliche im Kunstwerk. „Nur das, was seine Phantasie aus der Natur heraussieht, macht den Künstler", sagt er, und an anderer Stelle: „Je näher die Hieroglyphe — und alle bildende Kunst ist Hieroglyphe — dem sinnlichen Eindruck der Natur kommt, desto größere Phantasietätigkeit war erfordert, sie zu erfinden." Man könnte über diese Auffassung rechten, und auch Liebermann käme nicht über die Tatsache hinweg, daß in der Erschaffung des Adam von Michelangelos sixtinischer Decke noch eine andere Potenz lebt als in Manets vielbewundertem Spargelbund, nicht eine literarische, sondern eine ebenso rein bildnerische Phantasietätigkeit, die gerade diese Situation erfand, — aber für sein Reich darf man ihm unbedingt beistimmen, und jeder starke Künstler wird auch in dem, was er in Worten über seine Kunst äußert, nur immer sein eigenes Wollen umschreiben. So hat Liebermann in seinem Sinne vollauf Recht, wenn er sagt: „Der Maler hat nur die Farbenskala von schwarz zu weiß auf der Palette, aus ihr soll er Leben, Licht und Luft auf die Leinwand zaubern, ein paar Striche, ein paar unvermittelt nebeneinandergesetzte Farbenflecke sollen aus richtiger Entfernung dem Beschauer den Eindruck der Natur suggerieren. Nur die Phantasie des Künstlers kann dieses Wunder bewirken." Und so reinigt Liebermann, indem er es aufnimmt, das Wort Naturalismus zugleich von dem häßlichen Beigeschmack, den ihm der Anklang an das andere Wort: Materialismus gibt. Denn es bezeichnet nicht wie dieses ein Verhältnis zur Außenwelt, das den Dingen den Vorrang und objektive Wirklichkeit gibt, sondern es ist vereinbar mit jedem Subjektivismus und Idealismus der Weltanschauung und Naturwiedergabe.

Was Liebermann als Phantasietätigkeit in der malerischen Wiedergabe des Naturbildes bezeichnet, ist nichts anderes als all das, was in das Bereich der künstlerischen Umformung des Gegebenen zum Bilde besteht. So darf man nicht übersehen, daß jede scheinbare Naturabschrift in Wahrheit auf einer geheimen Ordnung der Elemente sich aufbaut. In diesem Sinne sind auch Liebermanns Bilder komponiert. Er baut und wägt, verwirft Bilder und versucht immer aufs neue, bis er eine Anordnung gefunden hat, die seinen Eindruck eines Naturvorgangs aufs schla-

gendste versinnlicht. Das allein bleibt als Sinn des Wortes Naturalismus bestehen, daß es immer nur Gesehenes, Naturwirkliches ist, das die Phantasie des Künstlers in Bewegung setzt. So ist das Stoffgebiet Liebermanns ein begrenztes, und er selbst engt es nochmals ein, indem er eine an Zahl nur kleine Reihe von Bildthemen immer neu gestaltet. Aber seine Kunst ist darum nicht ärmer, denn noch nie hat jemand vor ihm alle Schönheiten etwa der vielfältig bewegten Reitergruppe eines Polospieles oder einer Schar badender Knaben am Flußufer oder am Meeresstrand so voll ausgeschöpft wie Liebermann. Und gerade beim Vergleich der einander folgenden, verschiedenen Fassungen eines Themas offenbart sich die starke künstlerische Oekonomie des scheinbar leichthin skizzierenden Impressionisten. Man rühmt gern an Hans v. Marées, daß er die einfachsten Funktionen des menschlichen Körpers aufs schlagendste zu versinnlichen suchte. In Wahrheit ist das weniger ein persönliches als ein allgemeines Problem bildender Kunst, und wenn es auch nicht das betonte Problem in Liebermanns Schaffen ist, so rührt doch auch er daran. So interessiert es ihn, wenn er das Thema der badenden Knaben behandelt, den verschiedenen Stadien des Anziehens der Kleider nachzugehen. Was in der früheren Fassung nur sehr allgemein ausgedrückt war, im Ueberwerfen eines Hemdes, das zudem nur wenig durchstudiert schien, das wird in den späteren Radierungen ausgebaut. Dreimal in immer verschiedenen Stadien das Ueberziehen des Hemdes, zweimal das Anziehen der Hose, und alle diese Knabenfiguren in Vorderansicht, Rücken- und Seitenansicht zu einer lebendig bewegten Gruppe verschränkt. So ist das Polospiel eine kunstvolle Gruppe galoppierender Reiter, zwei als Mittelfiguren, in den energischst wirkenden Hauptansichten, der eine in scharfer Verkürzung dem Beschauer entgegen, der andere bildeinwärts sprengend, und zu den beiden hin von links her der Schwarm der Uebrigen auf galoppierenden Pferden in allen Stadien der Bewegung bis zu Augenblicksstellungen, die eben erst das menschliche Auge der Momentphotographie abzulernen beginnt. Rechts ist freier Raum, der nur durch einen einzigen der Mitte zusprengenden Reiter in der Ferne belebt wird. Vorn ein breiter Schattenstreif, der den Mittelgrund mit den Reitern hell scheinen läßt. Und das kühnste von allem, Liebermann hat hier, um den Eindruck momentaner Beweglichkeit zu erzeugen, gewagt, was bisher nur im großen Bilde versucht wurde, allein die Mitte scharf durchzuarbeiten, nach dem Rande zu unscharf zu werden, um so das Auge zu zwingen, die eine Richtung einzuhalten, nicht im

Bilde umherzuschweifen, sondern den Moment selbst zu erleben, wie blitzschnell eine entscheidende Wendung im Spiele eintritt. In atemloser Spannung folgt man den Bewegungen der Hauptspieler, unterscheidet kaum deutlich, empfindet nur als Masse die übrigen, die heranjagen und doch den entscheidenden Augenblick versäumen.

Aber so kunstvoll solche Figurenkompositionen sind, sie bleiben doch nur Mittel zum Zweck, Mittel zur Gestaltung des Raumes, der das zentrale Problem der Kunst Liebermanns bildet. Liebermann liebt die weiten Flächen einer ebenen Landschaft, die mit wenigen Tonstufen bis zum Horizont geführt wird. Und wenn er die Landschaft belebt, mit Häusern, mit Menschen, so ist es, um dem Auge die Maßstäbe zu geben, die Staffeln, an denen es sich in die Tiefe zu tasten vermag. Darum gibt er nur verhältnismäßig selten die reine, unbelebte Landschaft, sondern die Natur mit dem Leben des Menschen in ihr, gleichgültig ob es die Sportsleute sind, als Polo- und Tennisspieler, oder Reiter oder nur die Sommerfrischler am Strande, oder ob es Gestalten sind, wie Millet zuerst sie schuf, Gestalten, die der Erde gehören, auf der sie wohnen, Menschen, die von einem Hauche des Nichtvergänglichen umweht scheinen, so die Insassen der Altmännerhäuser und Waisenschulen Hollands, die Netzflickerinnen, die mit dem Dünenboden selbst eins geworden sind. Es ist eine der allerschönsten Radierungen Liebermanns, vielleicht noch einfacher und schlagender als das berühmte Hamburger Bild, das mehr an absichtlicher Pose enthält. Die vorderste Frau ist mit dem Erdhügel, auf dem sie sitzt, gleichsam verwachsen, und die übrigen in fast sich wiederholenden Gruppen bildeinwärts haften alle dicht am Boden, mit ihm eins und herniedergehalten von dem selbst so niederen Horizont. Nur eine Frau, auch sie in gebückter Haltung, überschneidet diesen Horizont und macht seine drückende Tiefe damit noch fühlbarer. Und wie in schwachem Nachklang wiederholt sich auch dieses Motiv zwei, drei Mal noch und immer leiser in der Ferne.

So baut Liebermann den Raum, so gliedert er kunstvoll seine Kompositionen. Und hier liegen die Ausgangsprobleme seiner Kunst, die man aufgenommen und verstanden haben muß, ehe man sich zu Licht und Farbe wendet, die wie ein reiches, strahlendes Kleid über dieses Gerüst des Bildaufbaus gelegt sind.

Die Kunst der Liebermannschen Palette ist eine Kunst des Valeurs. Sie geht nicht auf Farbe als solche, auch nicht auf ein Uebermaß von Licht, sondern sie sucht, den Tonstufen nachzukommen, in denen eine von

Licht durchtränkte, farbige Welt dem Auge des Menschen sich modelliert. Liebermann ist nicht ein Kolorist, der die Welt in farbigen Gegensätzen sieht, sondern sein Auge ist auf die harmonische Einheit der farbigen Erscheinung eines Naturausschnittes eingestellt, und das Medium der Vereinheitlichung ist ihm nicht das Licht, sondern die Luft. Darum malt Liebermann nicht den Sonnenschein, der prall auf den Dingen liegt und die Gegensätze heraustreibt, noch den Schatten starke Kontrastfarben gibt, sondern er malt eine von leisem Licht durchwobene Atmosphäre, malt das schummerige Halblicht unter dem dichten Laub der Bäume und die dunstig lichtsaugende Luft über den Dünen und dem Strande des Meeres.

Für Liebermann gehört die Farbe nicht zu den notwendigen Mitteln der Darstellung des Lichtes. In seinen besten Kohlenzeichnungen ist nur in der einen Skala von Schwarz zu Weiß der ganze Reichtum des Lichtes beschlossen, und mehr oft als in seinen farbigen Gemälden. Die Farbe ist Liebermann ein schmückendes Kleid. Es gibt kleine Pastelle von ihm, die auf nichts als den Wohllaut eines fast süßen Farbenklanges ausgehen. Seine Farbe hat ihre eigene Schönheit, eine Schönheit, die oft ohne innere Beziehung zum Ganzen des Werkes bleibt. Das Problem der Farbe scheint nicht notwendig verknüpft mit den Problemen von Raum und Licht. So wird es begreiflich, daß in Liebermanns Werk die Zeichnung einen bedeutenden Faktor ausmacht, führt doch die Konsequenz seines Schaffens eher von der Farbe fort als zu ihr hin. Liebermann vermag sich am reinsten und unmittelbarsten auszusprechen, wenn er nur mit der schwarzen Kohle auf dem weißen Papier arbeitet, denn allen Reichtum der Lichtstufen weiß er mit fabelhafter Sicherheit in die Abstufung der zwei Töne, Weiß und Schwarz, hineinzuzaubern.

Im Vergleich mit einem der Neueren, der mit Entschiedenheit über die erste Generation der französischen Impressionisten, von der Liebermann ausging, hinausweist, wird dieses Verhältnis zu dem Element der Farbe noch deutlicher werden. Van Gogh hat auf seiner Palette nur die ungemischten, stärksten Farben. Er setzt sein Gelb und Blau, sein Rot und Grün und Violett nicht, um Farben wiederzugeben, die die Natur ihm bietet, sondern weil er so seinen Weg findet, die ganze Lichtfülle der Wirklichkeit im Bilde zu meistern. Führt die künstlerische Ausdrucksform des Harmonisten in Uebergängen, aber auf unmittelbarem Wege zum Schwarz-Weiß, so braucht der Kolorist eine eigene und neue Methode, um das, was er in der Natur sieht, ohne das Mittel der Farbe wieder-

zugeben. Auch Van Gogh bedient sich der Zeichnung, aber sie ist für ihn etwas der Malerei prinzipiell entgegengesetztes. Sie ist ihm Abstraktion, Kurzschrift der Natur. Nicht Töne und Helligkeitstufen gibt er wieder, sondern gleichsam Richtungskontraste innerhalb der Wirklichkeit. Er modelliert mit kurzen, derben Strichen. So kam Van Gogh zu seinen großartigen Rohrfederzeichnungen, die innerhalb der gesamten neueren Kunst als etwas einziges und unvergleichliches dastehen. Farbig wird man diese Zeichnung eines eminent auf Farben eingestellten Künstlers nicht zu nennen versucht sein. Denn sie ist nicht durch langsam fortschreitende Harmonisierung der im Naturbilde enthaltenen Farbenfülle entstanden, sondern durch eine Umkehr, durch Abstraktion von der Farbe, und während Liebermann so recht in seinem Elemente scheint, wenn er nur die Kohle handhabt, so kommt es oft, daß Van Gogh, wenn er eine Zeichnung anlegt, doch schließlich zu Farbstiften greift, um wenigstens Anweisungen unmittelbar auf das zu geben, was ihn am Bilde vor allem interessiert. Als Oberfläche ist Van Goghs Zeichnung ein gleichförmiges Mosiak. Eine Form der Kalligraphie, wie sie die Federzeichnung Dürers war, eine Umsetzung der Wirklichkeit, die die Mitarbeit des Verstandes im Beschauer für ihre Auflösung erfordert. Und wie Dürers Strich, so drängt auch der Van Goghs zum Holzschnitt, während Liebermanns Helldunkelzeichnung in der Radierung ihren adäquaten Ausdruck findet.

Denn wie der Holzschnitt die starken Züge der Feder leicht wieder gibt, so ist die durch eine Reihe neuer Verfahren in ihrer Ausdrucksfähigkeit noch bereicherte Radierung imstande, alle Tonstufen, die das empfindliche Auge verlangt, mit ihren Mitteln zu erzeugen. Und Liebermann versteht es wie keiner, alle Möglichkeiten zu nutzen, alle Nuancen der Kupferplatte abzugewinnen. Wenn man von farbigen Reizen der Schwarz-Weiß-Kunst redet, so paßt auf Liebermanns Radierungen vor allen anderen dieses Wort. Aber gebraucht man das Wort, das unsere Zeit, die so gern mit Gleichnissen aus fremden Gebieten operiert, die von Tönen in der Malerei redet und von Farben in der Musik, geprägt hat, so sei man sich klar, daß kein metaphysisches Geheimnis damit bezeichnet wird, sondern ein deutbarer Tatbestand nur durch ein methaphorisches Wort umschrieben. In Wahrheit wird auch das empfindlichste Auge keine Farbe in das farblose Blatt hineinzusetzen vermögen, zumindest wird es immer bei verstandesmäßiger Substitution bleiben, wenn man eine Laubwand grün sieht oder eine Wasserfläche blau. Was den allgemeinen Eindruck der Farbigkeit erweckt, kann allein die Fülle der Ton-

stufen sein, für sie die Natur den Reichtum aller ihrer Farben braucht, und die nun im graphischen Kunstwerk allein auf die zwei Komponenten des Schwarz und Weiß abgezogen sind. Denn die Natur hat im vollen Lichte Grün von allen Helligkeitsgraden und Blau und Gelb und alle anderen Farben gleichermaßen, und aus all diesen Farben in ihren Abstufungen baut sich ihr Bild. Der Schwarz-Weiß-Künstler kommt mit der einen Skala vom hellsten Weiß des Papiers bis zum tiefsten Schwarz seines Pigmentes aus, und zwingt er in sie hinein allen Reichtum der möglichen Tonstufen, so erreicht er das, was man die Farbigkeit nennt, daß das an die Natur und ihre Farben gewöhnte Auge in seinem Blatt das natürliche Substrat des Hell und Dunkel, die Farben, nicht mehr vermißt.

Liebermann hat diese Farbigkeit im denkbar höchsten Maße. Es gibt Zeichnungen von ihm, in denen man das warme Sonnenlicht auf hellgetünchten Hauswänden oder unter dunkelbelaubten Bäumen spielen zu sehen meint. Und es gibt ebenso Radierungen, in denen diese ganze Fülle farbigen Lebens sich zu sammeln scheint. Das reichste der Art vielleicht jener Biergarten in Rosenheim, den der Pan in seinem ersten Heft veröffentlichte. Durch das dichte, schwere Laub der Bäume bricht sich das Sonnenlicht seinen Weg und ruht in hell schimmernden Flecken und Bänken und Tischen und dem Wirtshaus, das rückwärts das Bildfeld beschließt. Farbig ist dieses Blatt. Farbig, weil es einen unerhörten Reichtum an Tonstufen in sich schließt. Aber nicht farbig in dem Sinne, wie Menzel ähnliches gemalt hätte, mit dem ganzen springenden Leben einer farbensprühenden Buntheit, sondern von derselben Farbigkeit, die nach ihm alles übrige abwandelt, nicht den lokalen Charakter, sondern den
ach ihm alles übrige abwandelt, nicht den lokalen Charakter, sondern den
Helligkeitswert einer Farbe zum bestimmenden Faktor erhebt.

Der Biergarten in Rosenheim gehört einer heut schon weit zurückliegenden Epoche in Liebermanns Schaffen an. Das Blatt ist in seiner Behandlung der Tonwerte typisch für eine große Reife seiner Radierungen. Aber was von ihm gesagt wurde, ist doch nur von bedingter Gültigkeit, denn Liebermanns Kunst ist nicht eine stetige Größe, sondern wie alles, was menschichem Leben sein Dasein verdankt, einer Entwickelung uterworfen. So gilt, was hier für die Hauptmenge seiner Radierungen ausgeführt wurde, nicht mehr unbedingt auch für die der letzten Jahre, ja, es scheint, daß die Problemstellung jetzt zuweilen in ihr Gegenteil umschlägt.

Zwischen den früheren und den spätesten Radierungen Liebermanns liegt eine Pause von fast zehn Jahren, die nur durch vereinzelte Arbeiten unterbrochen wird. Die Hauptmasse der Radierungen entstammt den neunziger Jahren. In einem dreijährigen Abstand von den übrigen folgen 1900 zwei Blätter, der „Karren in den Dünen", der für die Inselmappe gearbeitet ist, und der „Kindermarkt", beides nicht vorzüglichste Leistungen der Liebermannschen Griffelkunst. Der Karren etwas lahm in der Bewegung und nicht so reif in den Tonstufen wie andere Blätter, und der Kindermarkt im Räumlichen nicht ganz glücklich, von den großen Booten des nah gesehenen Vordergrundes führt kein Weg zu dem Mittelgrund mit den Rindern. Nach einer vierjährigen Pause folgt wieder ein Blatt, die „Badenden Jungen", die der Deutsche Kunstverein in seiner Jahresmappe veröffentlichte und zwei Jahre darauf setzt endlich eine erneute Tätigkeit in der Radierung ein, die bis in die letzten Jahre hineinreicht und auch in der Gegenwart noch andauert.

Diese letzten Jahre bringen nun einen deutlichen Stilwandel in Liebermanns Radierkunst. Wie die Gemälde dieser Zeit eine neue Entwickelungsstufe der Liebermannschen Kunst bedeuten, nicht mehr wie die früheren Bilder ganz auf einen Ton gestellt sind, sondern auf ein paar kräftig sprechende Farben, die etwa in den bekannten Amsterdamer Judenstraßen dieser Zeit aus den Gemüsewagen oder Ladenschidern bezogen sind, so ist es nur konsequent, wenn auch die Umsetzung dieser Bilder in das Schwarz-Weiß nicht auf dem bisherigen Wege geschieht, sondern nun eine Umbildung des stark Farbigen in das rein Lineare erfolgt. Wir haben an dem typischen Beispiel der Kunst Van Goghs gesehen, wie diese beiden Seiten einander bedingen, und es ist nicht undenkbar, daß der starke Eindruck eben dieser Kunst es war, der diese letzte Entwickelung Liebermans auslöste oder auch nur beschleunigte. Liebermanns Zeichnungen sind nun nicht mehr Bilder in Schwarz-Weiß, sondern meisterlich mit breitem Stifte hingeschrieben. Und die Radierung paßt sich dieser neuen Ausdrucksweise an, auch sie arbeitete mit offenen, tiefgeätzten Strichen. Es ist die gleiche Entwickelung, die Rembrandt durchmachte und die in den Anlagen des menschlichen Geistes begründet erscheint, die dem im Alter noch regsamen und entwickelungsfähigen Menschen die letzte Freiheit einer magistralen Größe verleiht. Wie in Rembrandts späten Radierungen, so ist in denen Liebermanns der Strich nun offen und frei. Auf Tonflächen ist ganz Verzicht geleistet. Klare und überall durchsichtig geätzte Linien sind das alleinige Material dieser letzten graphischen Ar-

beiten Liebermanns. An Schönheit sind viele der früheren Blätter nicht wieder erreicht, aber es ist eine Kraft der Strichführung in diesen Werken, die für alle Tonschönheit der früheren Radierungen entschädigen muß.

Die „Badenden Jungen" der Kunstvereinsmappe gehören ihrem Stile nach noch der früheren Epoche an. Aber schon die zwei Jahre darauf folgende Umbildung des Blattes zeigt die neue Richtung. Die dann in der Kanallandschaft und den Judenstraßen ihre bisher letzte Ausgestaltung findet. Charakteristisch ist auch, daß erst jetzt das reine Figurenbild in die Radierung aufgenommen wird, das Samsonblatt gehört in diese letzte Zeit und ebenso die zwei Selbstporträts und die zwei Brinckmannsporträts, alle in dem klaren, meisterlichen Strich dieser letzten Jahre gezeichnet.

Man wird von einem graphischen Künstler nicht erschöpfend berichten können, ohne auch auf seine Technik einzugehen. Und Liebermanns Technik ist so eigenartig, so bedeutsam, daß es nicht zu gewagt scheinen wird, ihn zu den Führern einer neuen Blütezeit der Radierkunst zu rechnen. Mit der Erfindung der Radierung im Anfang des 16. Jahrhunderts ging deren erste, kurze Blütezeit zusammen. Der Name Altdorfers steht im Mittelpunkt. Das 17. Jahrhundert sah die reichste Entfaltung der Radierkunst, mit Rembrandt als führendem Meister. Und wie beide Male die Blüte der Radierung mit der Pflege der Zeichenkunst als eines eigenen Zweiges der bildenden Künste Hand in Hand ging, so fand auch die Gegenwart, die wie vielleicht noch nie eine Zeit die Skizze liebt und die persönliche Handschrift des Künstlers sucht, den Weg zur Radierung wieder. In Frankreich waren es die Landschafter von Fontainebleau, in England Whistler und sein Kreis, die die allmählich zur reproduzierenden Kunst herabgesunkene Radierung wieder zur selbständigen künstlerischen Ausdrucksform erhoben. Aber gingen die Franzosen im allgemeinen zu sehr auf die volle Bildwirkung aus und fanden nicht die Leichtigkeit, die dem beweglichen Papier angemessen ist, suchten andererseits die Engländer nur die raffinierten Effekte eben aus dieser Unstofflichkeit zu ziehen, so fand Liebermann eine eigene Sprache, schuf seine Form der Radierung, die im weitesten Sinne die typische Radierung unserer Zeit heißen darf.

So beansprucht Liebermann als Radierer einen eigenen Platz, seine Radierung bedeutet mehr als nur das Beiwerk einer reichen malerischen Tätigkeit. Und die neue Blüte der Radierung ist nicht nur für Deutsch-

NORD UND SÜD

Max Liebermann:
Badende Jungen
(Nach einer unveröffentlichten Radierung)

land wesentich mit seinem Namen verknüpft, denn kein anderes Land hat einen ebenbürtigen und gleich originellen Meister ihm zur Seite zu stellen.

Wenn es trotzdem verhältnismäßig lange Zeit brauchte, bis Liebermanns Radierungen ein Publikum fanden, wenn sich sogar noch heut bei manchen Sammlern ein gewisser Widerstand ihnen gegenüber zeigt, so hat dies seinen Grund weniger in ihren künstlerischen Qualitäten selbst als in dem Charakter des Sammlertums. Graphische Arbeiten wollen nicht für die Wand gesammelt sein wie Gemälde, die dauernd ihren Platz im Wohnraum verlangen und erhalten, sondern für die Mappe und den Schrank. Und man kann bei allen Kunstgegenständen, die so gesammelt werden, bei japanischer Kleinkunst ebenso wie bei italienischen Bronzeplaketten oder bei Kupferstichen beobachten, daß etwas von dem Unlebendigen des in Schachteln Eingesargten solcher Sammlungen sich leicht auch der Art, wie gesammelt wird, aufprägt. Solche Sammelleidenschaften braucht sich durchaus nicht auf ein Verhältnis zur Kunst zu gründen und hat oft mit Briefmarkensammeln verzweifelt viel gemein. Man trifft Japansammler, die für Kunst überhaupt kein Organ haben, sondern nur etwa für technische Feinheiten der raffinierten Lackkunst, und man trifft Kupferstichsammler, die nur Wert darauf legen, alle Zustände eines Blattes zu besitzen, die wohl für den Forscher von Wichtigkeit sind, für den künstlerischen Genuß aber ohne Belang. Es kommt hinzu, daß der Sammler die Stücke einzeln in die Hand nehmen will, womöglich mit der Lupe betrachten, um sich der Sorgfalt und Sauberkeit der Arbeit zu erfreuen. Weniger der künstlerische Wert als die Arbeitsleistung wird geschätzt, und die gleichmäßig arbeitende Kunst des Grabstichels wird im allgemeinen höher bewertet als der freiere Strich der Radiernadel, die ein weniger mühsames Handwerk erfordert. So wird auch von der Radierung eine gewisse Sauberkeit verlangt. An Rembrandt haben sich die Sammler gewöhnt, wenn auch noch immer die großartigen, in freier Strichführung angelegten Werke seiner Spätzeit weit weniger gesucht sind als die feiner gearbeiteten früheren Blätter. Aber über Rembrandt noch hinauszugehen ist den meisten eine arge Zumutung, und die eigene Technik, die Liebermann ausgebildet hat, fand nur allmählich ihre Freunde.

Liebermanns Radierungen wollen nicht Strich für Strich abgelesen sein, sondern mit freiem Auge und aus angemessener Entfernung betrachtet. In der Nähe gesehen sind alle diese Blätter nur ein wüstes

Durcheinander von Linien und Flecken. Nirgends waltet eine fühlbare Oekonomie im einzelnen. Das Ziel ist immer nur das Gesamtresultat, der Eindruck des Ganzen. Liebermann hat keinen Sinn für saubere Technik und Schönheit der Strichlagen. Es fehlt ihm jeder kunstgewerbliche Geist, und es ist dies in unserer Zeit und zumal bei uns in Deutschland, wo der bloße Geschmackskünstler leicht allzuhoch bewertet wird, ein wahrhaft erfrischender Zug. Liebermann hat Figurenalphabete gezeichnet, und jeder, der ein Herz für Buchdruck und eine schöne Druckseite hat, muß voll Abscheu sich von diesen unsauber gekritzelten Blättern abwenden. Nicht eine gerade Linie ist richtig gezogen, und die Formen der Buchstaben selbst, die jeder Kunstgewerbeschüler geistreicher erfindet, sind mit unregelmäßigen Strichen rasch hingeschrieben. Aber was bedeutet die schönste Behrenstype als künstlerischer Wert neben diesen Initialen Liebermanns, die als Bilder von einer entzückenden Feinheit und einem erstaunlichen Reichtum der Erfindung sind. Es wird niemand daran denken, ein solches Alphabet zu allgemeiner Verwendung zu empfehlen, aber diese lebensprühenden Buchstabenbildchen haben ihren Wert als selbständige Kunstwerke, die man mit Recht in einem eigenen Büchlein sammeln dürfte. Der besondere Reiz, den Liebermann hier sucht, besteht in der höchsten künstlerischen Oekonomie, die in diesen Initialen entfaltet ist, indem dem quadratischen Raum mit seinen durch die Form der Buchstaben gegebenen Teilungen die freiesten Bilderfindungen eingefügt werden.

Läßt sich hier immer noch von einem Standpunkt wenigstens, dem des Buchgewerklers, ein gültiger Einwand gegen die ungebundene Form der Initialen Liebermanns erheben, wenn auch der besondere Wert und die Absicht dieser kleinen Kunstwerke damit nicht berührt werden, so gibt es gar keine Rechtfertigung dafür, daß solche Betrachtungsweise auch auf Liebermanns Radierungen übertragen wird. Denn die Radierung ist nicht ein kunstgewerbliches Produkt, sie hat auf nichts außerhalb ihrer selbst Rücksicht zu nehmen, sondern sie ist ein freies Kunstwerk, das allein sich seine Gesetze vorschreibt.

Ein Dürerscher Kupferstich zieht nicht den kleinsten Teil seiner Schönheit aus dem kalligraphischen Gleichmaß der mit dem Stichel in das Kupfer gegrabenen Strichlagen. Eine Rembrandtsche Radierung erscheint daneben wie ein wirres Gekritzel, und doch bleibt sie noch maßvoll und durchsichtig verglichen mit dem Ueber- und Durcheinander von

Flecken und Punkten und Strichen, das eine Liebermannsche Radierung darstellt.

Charakteristisch für die Arbeitsweise Liebermanns ist es auch, daß es von seinen Radierungen nicht eigentlich „Zustände" im üblichen Sinne des Wortes gibt. Wohl unterscheidet der Katalog von Schiefler solche, aber meist sind von früheren Plattenzuständen nur wenige Drucke, oft nur einer vorhanden, und immer ist der letzte Zustand der einzige vom Künstler gewollte. Mit anderen Worten: Liebermann arbeitet nicht als Kupferstecher, der in wohlüberlegten Schichten die Arbeit fördert, der durch Ueberarbeitungen und Zusätze die Platte verwandeln kann, ohne daß doch der Eindruck sichtlich einem letzten und allein gewollten Ziele sich näherte, sondern Liebermann sieht nur eben dieses vor sich, fügt hinzu, tilgt durch Glättung mit dem Polierstahl — und bei seiner Maxime, Zeichnen ist Weglassen, ist es kein Wunder, daß das letztere überwiegt, — bis alles im Gleichgewicht ist.

Eine größere Rolle als die Plattenzustände spielen die Abdrucksgattungen Liebermannscher Radierungen, obgleich auch hier nur die eine, die den Absichten des Künstlers am besten entspricht, dem Druck der Auflage zugrunde gelegt wird. — Bei allen graphischen Verfahren ist das Drucken ein wesentlicher Faktor in der Entstehung des Kunstwerkes. Der Künstler kann die fertige Platte nicht einfach aus der Hand geben und einem beliebigen Drucker anvertrauen. Denn es bedeutet einen wesentlichen Unterschied, ob eine Platte etwa klar gedruckt wird, daß alle Schwärzen sich scharf vom Weiß des Papiers abheben, oder ob die ganze Platte oder gewisse Partien einen Ton erhalten, dadurch, daß das blanke Kupfer vor dem Drucken nicht ganz rein gewischt wird. Für solche Feinheiten im Drucken bedarf es genauer Vorschriften des Künstlers und des Zusammenarbeitens mit einem verständnisvollen Drucker. Das Publikum achtet bei uns auf solche Dinge noch zu wenig. Aber es gibt japanische Farbendrucke, auf denen nicht der Künstler sich nennt und auch nicht der Holzschneider, sondern der Drucker, der stolz ist auf das, was er aus dem Handwerkszeug der Platten, die ihm vom Holzschneider geliefert werden, gewonnen hat. Diese Rolle spielt der Drucker einer modernen Radierung natürlich nicht. Aber wenn man Gelegenheit hat, eine Reihe von Frühdrucken einer Liebermannschen Platte nebeneinander zu sehen, so wird man über die Unterschiede staunen.

Aber wie die Plattezustände, so bleiben die Abdrucksgattungen nur Versuchsmaterial des Künstlers. Gilt es, einen Bildgedanken umzuredi-

gieren, so wird nicht auf der alten Platte weitergearbeitet, sondern eine neue begonnen. Denn meist bedeutet die neue Bearbeitung nicht Hinzufügen, sondern Fortlassen, immer schärferes Konzentrieren auf das Wesentliche und Notwendige. Wenn Platten aus Rembrandts Spätzeit in frühen Zuständen hell sind und durchsichtig in den Lagen, um dann erst überarbeitet und in Nachtstücke verwandelt zu werden, so ist die Abfolge bei Liebermannschen Radierungen die umgekehrte. So findet man die vordere Figurengruppe der schönen Radierung mit den badenden Jungen am Meeresstrand, die der deutsche Kunstverein veröffentlichte, in eine neue Redaktion des Themas übernommen, die die Beleuchtungsverhältnisse völlig umgestaltet. War es das erste Mal ein trüber Tag, der die Farben ausgleicht und die Dinge in einheitlichen Ton kleidet, so ist es nun ein sonniger Mittag mit den starken Helligkeiten und wenigen tiefen Schatten eines unbedeckten Lichtes. Und nun könnte kein Zug mehr vo der Zeichnung der ersten Anlage gebraucht werden. Jeder Körper muß neu modelliert sein. Der Grad der Plastik, den die Dinge haben, ist verändert. An die Stelle gleichförmiger Rundung tritt das Flächige der hellbeleuchteten Teile auf der einen Seite, das stark springende der tiefen Schatten auf der anderen. Und der Hintergrund wird sparsamer belebt, um das Licht in größeren Flächen zu sammeln. Das Meer ebbt zurück, und die starke Helligkeit eines von der Sonne beschienenen weißen Meeresstrandes kommt zum Vorschein.

Es hängt mit diesen Problemen der Lichtdarstellung und den anderen Tonverhältnissen in den Blättern der Spätzeit, von denen schon die Rede war, unmittelbar zusammen, daß auch die Technik nun wesentlich vereinfacht ist. Liebermanns späte Radierungen sind reine Aetzungen. Nichts mehr von den Halbtönen und Tonflächen des Vernir mou, alles ist lediglich mit dem Material der geätzten Striche ausgedrückt, und in rascher Folge steigt die Tonskala vom Weiß des Papiers zu den tiefschwarzen Flecken, die sich aus dicht aneinandergefügten Strichen bilden.

Frankreich hat trotz Manet, der als Radierer in zu deutlicher Abhängigkeit von Goya blieb, trotz Rops, der wohl die Technik beherrschte und selbst vervollkommnete, aber künstlerisch nur selten wahrhaft Reines schuf, trotz Legrand, der alle Fertigkeiten der Radierkunst meistert, aber zu sehr volle Bildwirkung anstrebt, um die feineren Reize einer persönichen Handschrift zu wahren, — Frankreich hat keinen Künstler, der als Radierer Liebermann an die Seite gestellt werden könnte. Liebermanns

Ahne ist Rembrandt. Und der Mittelsmann war vielleicht dessen später Erbe in Holland, Josef Israels. Aber aus diesen wenigen Voraussetzungen hat Liebermann eine eigene und große Kunst geschaffen, eine moderne Radierung, und vielleicht die einzige Radierung in unserer Zeit, die diesen Ehrentitel in vollem Umfange verdient. Und diese Kunst durfte er durch alle Stadien eines arbeitsreichen Lebens bis zur vollen Meisterschaft emporführen. Nur wenigen der großen Künstler unserer Zeit ist es vergönnt gewesen, ihre Kunst bis zur vollen Reife eines Altersstiles zu entwickeln. Liebermann, der noch heute in voller Schaffenskraft steht, war dieses Schicksal gegeben. Und wir Mitlebenden dürfen uns dessen freuen und noch manches Werk seiner Hand erwarten.

Georg Hirschfeld:
Die Nixe vom Güldensee

Ein Märchen der Gegenwart

Fortsetzung

Bald zweifelte Gloß nicht mehr, ob er zuviel befürchtet hatte. Der Zweck des Menschen konnte nicht länger ungewiß bleiben. Der größte und schönste Bezirk des Ufers wurde zum Bauplatz. In Baracken hausten zahlreiche Arbeiter, und Karpfenseppe Hütte, die von den Tieren jetzt fast geliebt wurde, nahm sich recht heimatlos in dem Getriebe aus. Nicht lange mehr konnte das verwitterte Zeichen der alten Zeit standhalten. Aber auch außerhalb des Bauplatzes wurde vieles um und um geworfen. Mächtige Jahrhundertbäume wurden gefällt und weinten ihr stummes Harz aus den Stümpfen. Wege hackte man in die zottige Moosdecke des Waldes. Eine Quelle, die seit Ewigkeit in den See niederrann, wurde in eiserne Röhren gefangen, zum Bauplatz abgeleitet und dort mit Eifer besudelt. Auch den Karpfensepp schien der allgemeine Wahnsinn ergriffen zu haben. Er zimmerte seinen alten Kahn zurecht, der seit Jahren am Ufer faulte, und fuhr die Männer auf dem See umher, den nie behelligten Fischen einen gewaltigen Schrecken einjagend. Ja es geschah sogar, daß der ehrwürdige Gloß, der nicht rasch genug ausweichen konnte, mit dem schweren Ruder einen Schlag auf den Kopf bekam, so daß er kläglich verbunden umherschwimmen mußte. Von seinem Schimpfen hallte der ganze See wider. Fresser, der Hecht, aber machte sich in diesen Tagen zum erstenmal beliebt. Als Franzl, Sebastians Bruder, beim Bootfahren zum allgemeinen Aerger nicht aufhörte, die wundervollen, jungfräulichen Seerosen abzurupfen, näherte sich der Frechling, der unauffällig wie ein Krokodil aussehn konnte, seiner tauchenden Hand. Eben erklärte der Wiener wieder, die schönen Blumerln bringe er dem Fräulein Stephanie,

als der Hecht auch schon heftig in seine gierigen Finger biß. Laut schrie der Rosenpflücker und wollte das Ungeheuer mit dem Ruder erschlagen. Doch hatte er nur den Erfolg, daß die allzu hastige Bewegung Karpfensepps zerbeulten Hut abriß und die Scheltworte des Fischers, der kein Blatt vor den Mund nahm, sich auf den Wiener entluden. — —

Im Spätherbst wurde der Rohbau vollendet. Mit fieberhaftem Fleiß arbeitete man darauf hin, das Hotel bis zur Winterpause so weit zu haben, daß im Frühling sofort die innere Ausstattung begonnen werden konnte. Der nächste Sommer sollte schon die feierliche Eröffnung bringen.

Sebastian blieb bis zum letzten Arbeitstage zur Stelle. Sein Bruder, der sich zu verkühlen fürchtete, war schon lange nach Wien abgereist. Auch der Kapitalist wollte erst zurückkehren, wenn es am Güldensee komfortabler würde. Sebastian war eigentlich reich genug, um ohne das Geld dieses Menschen auszukommen. Er benutzte ihn nur zum Strohmann, damit sein Vermögen, das von der Börse stammen sollte, nicht noch rätselhafter schiene. Als Mann der Ordnung, der seine Zeit einteilte, nahm er Abschied vom Güldensee, sobald Freia sich anschickte, ihre Grotte zum Winterschlaf aufzusuchen. Am ersten Mai, wenn sie schon munter wäre und der See vom Eise befreit, wollte er wiederkehren. Sie küßte ihn zum letztenmal und sah ihn mit großen, fernen Augen an. Die Lider waren ihr schwer — weder fremde Bitte noch eigene Leidenschaft konnten jetzt den alten Naturdrang hemmen, der sie schlafen ließ, schlafen bis zum Frühling. Er blieb lange noch im Bann der süßen, trägen Schönheit, in der er sie zuletzt gesehn hatte, und als er allein war, schien ihn noch einmal die Kraft seines Geistes verlassen zu wollen, angesichts des ungeheuer merkwürdigen Schicksals, in das er verstrickt worden. Als er die Nixe nicht mehr vor sich sah, drohte ihm die ganze Verwirrung seines nüchternen Menschentums, und er lachte wild vor sich hin, wenn er an ihre eisige Ruhe und an das Weltstadttreiben dachte, das ihn im Winter erwartete. Dann aber biß er die Zähne zusammen und klärte sich endgültig durch den Gedanken, daß Freia ihm vor ihrem langen Schlummer einen gewaltigen Vorrat Gold gefördert hatte. — —

Nun schlief der See. In der Tiefe träumten die entschwundenen Wesen von einem großen Glück und wußten nicht, daß dieser Wintertraum es war. Freia war an der Brust des Geliebten, wie sie ihn sich geschaffen hatte, eingeschlafen. Es rieselte silberweiß auf Berge und Bäume, unaufhaltsam. Diese reine, tiefe Schlummerdecke blieb treu. Der Rohbau

des Hotels ragte seltsam, wie eine schmerzliche Ruine, aus ihr empor. In einer Baracke neben ihm war Leben. Rauch quoll aus dem Schornstein, und die Winterwächter vertrieben sich mit Kartenspiel die Zeit. Sie hatten auch den Karpfensepp mobil gemacht. Während sein Weib grollend in ihrer einsamen Hütte saß und Fische dörrte, hockte der Alte bei den Städtern, lernte Schnaps trinken und torkelte im Mondenschein singend nach Hause.

In einer tiefen Uferrinne hatte Gloß senior es sich bequem gemacht. Er durfte sich so nahe ans Land wagen, denn er war geheiligt, ihn fing man nicht. Er fand nur wenig Schlummer. Seine dunkeln, quälenden Gedanken verließen ihn nicht und nahmen ihm die ersehnte Winterruhe. Er liebte Freia wie nichts andres im See. Er zwang sich immer wieder, ihr nicht zu zürnen, sondern sie zu verstehn. Daß sie den Menschen liebte, war ihm klar, und was die Liebe dieses reinen Kindes vermochte, auch. Aber wie hatte sie ihn reich gemacht? Von ihr mußte die Macht stammen, die den Tölpel plötzlich begabte, aus dem Güldensee ein Menschenmischmasch zu machen. Gloß war ein erfahrener Karpfen — er kannte Fische aus andern, fernen Gewässern, ja er war sogar mit einem Seefisch verschwägert. Diesem Schwager dankte er die Kenntnis, was es mit einem Hotel für eine Bewandtnis habe. Er unterschätzte die Gefahren wahrhaftig nicht. Am meisten graute ihm vor der Küche der Menschen Er sah ein großes Massenmorden kommen, wenn die Gefräßigen Lust auf die leckern Besitzer des Wassers verspürten. Was war der Karpfensepp dagegen — ein Hotel verwüstete alles. Aber noch war er bei Kräften. Noch konnte er der Zukunft gefaßt entgegensehn. Er wollte das Getier des Sees organisieren — sie sollten eher ins Wasser stürzen, die Räuber, und elend ersaufen, als seine Lieben für die Schlachtbank gewinnen.

Nur daß Freia an all dem schuld sein sollte — das blieb ihm ein brennender Schmerz. Er hatte die Schlangen von einer Goldquelle unter den Bergen erzählen hören. Aber die Schlangen schwelgten immerfort in glitzernder Phantasie — ihr Bericht war nicht zuverlässig. Gloß war schließlich nur ein alter Fisch — er glaubte nichts andres, als was er vor sich sah. Er grübelte und grübelte, während es sich über ihm hart und frostig zusammenzog. Jetzt kam die lange Nacht. O, schlafen wollte er, schlafen. Und seine letzte Bitte war, daß sein liebes Nixenkind, was sie auch für ihre Leidenschaft begehn würde, nicht ihr Opfer werden möchte! — —

Mit dem Frühling kam der Lärm zurück. Als der Himmel blaute und es warm wurde, merkte das erschrockene Getier stärker als je, daß es wach geworden. Der selige Gruß an das Licht und das neu gewonnene Leben blieb ihnen in der Kehle stecken. Um Gloß scharten sich ängstlich Kinder und Kindeskinder. Diesmal grüßte er die Nixe nicht, was immer sonst die eigentliche Frühlingseinweihung gewesen. Diesmal bot er ihr nicht seinen moosigen Rücken, um mit ihrer jungen Schönheit den Triumphritt an den Ufern entlang zu machen. Drüben war es überall laut und gefährlich. Schwitzende, fluchende Handwerker trieben ihr Wesen, mächtige Kisten wurden aufgebrochen und entladen. Ein Gewirr von absonderlichen Geräten schleppte man in das ausgetrocknete, stolze Gebäude. Alles wurde dekoriert und mit zauberhafter Schnelligkeit instandgesetzt. Sogar ein Garten ließ sich kurz entschlossen „gründen". Wo nichts wuchs, setzte man einfach Waldbäume ein, die es sich gefallen lassen mußten, unter Schmerzen von ihren alten Wurzelfasern gerissen zu werden.

Freia hielt sich, teils beschämt, teils mit dem trotzigen Entschluß, nicht wieder schwach zu werden, im Schilf verborgen. Der Frühling, auf den sie sich, in Sehnsucht erwachend, gefreut hatte, war es nicht — das sah sie. Aber sie wollte auch nicht mit den unverständlichen Tieren greinen. Lieber ganz einsam des großen Augenblicks harren, da er zurückkam, der Mensch, der hier zu befehlen hatte. Sebastian kam und war ganz glatte Geschäftigkeit. Auch seine Liebesbeweise für Freia waren etwas glatter geworden. Zerstreut, mehr einer Pflicht als einem heißen Wunsche folgend, küßte er sie, täuschte sich aber nicht in der Wirkung der Geschenke, die er ihr mitbrachte. Ein kostbarer Schildkrötkamm entzückte sie, und sie hörte nicht auf, ihn durch ihr schimmerndes Haar zu ziehn. Eine dreifache Perlenkette, die sie freilich mehr als Spielzeug denn als Schmuckstück auffaßte, brachte sie ganz außer sich. Er mußte im Aerger lachen, als er sie dabei überraschte, wie sie die vom Seidenfaden gelösten Perlen mit den Konfitüren mischte, die er ihr in Wien gekauft hatte. Das farbige Gewirr ergötzte sie — das war alles. Sie verstand weder die Leckerbissen zu genießen, noch den Wert der Perlen zu schätzen. Er sagte sich aber: Sie darf mit jedem Schatz der Welt spielen, sie ist die einzige auf Erden, die das darf. Das hob auch, da er ihr Besitzer war, sein eigenes Bewußtsein, und er fühlte sich ganz als Dämon, als Welteroberer.

Haus und Garten, Ställe und Spielplätze, Wege und Wasserleitung — alles wurde bis zum Sommer fertig. Der Architekt war Amerikaner

— er potenzierte die gegebene Zeit. Jetzt schwamm eine ganze Reihe neuer, zierlicher Ruderboote auf dem Güldensee umher, und eine feste Landungsbrücke ragte sich weit in das heilige Bereich. Eines Abends stoben die Fische, die sich wieder einmal neugierig bis an die Oberfläche gewagt hatten, in wildem Entsetzen auseinander. Selbst Glotz senior verlor die Fassung und konnte nicht schnell genug in die Tiefe tauchen. Ein unheimlicher Zauber hatte urplötzlich die Nacht zum Tage gemacht. Die an hohen Stangen hängenden Glaskugeln auf der Uferstraße und der Landungsbrücke, über deren Bedeutung man sich schon lange den Kopf zerbrochen hatte, flammten jäh in blendender Glut auf. Riesige Lichtgarben warfen sie rings auf das schwarze Wasser. Nun war auch der Nachtfriede hin. Aber mächtig, mächtig war der Mensch — das fühlten die geängstigten Tiere, die sich an aneinander schmiegten. Er konnte die Nacht zum Tage machen. — —

Eines Abends kam Sebastian verstimmt zu Freia. Sie fragte ihn besorgt, und er erzählte ihr nach einigem Zögern: „Ich hab so viel Aerger mit dem Karpfensepp. Der alte Gauner will offenbar ein großes Geschäft machen. Sein Hütterl liegt inmitten meiner Wirtschaftsgebäude, ich brauch den Platz, aber er will ihn nicht hergeben. Wenn er auf die letzte Preissteigerung nicht eingeht, wend ich ganz einfach Gewalt an. Da hilft ihm nix. Es muß hinaus, das Fischergesindel."

Freia sah vor sich hin. Sie war um eine Antwort verlegen. Dann aber fuhr ihr doch eine heraus. „Geht das?" fragte sie schüchtern.

Da begehrte er auf, zum erstenmal, mit erschreckender Heftigkeit: „Liebe Freia, ich muß schon bitten! Ich weiß ganz genau, was geht und was nicht geht! Das weiß man in Wien — am Güldensee offenbar nicht! Adieu! Beruhige dich über das Schicksal eures Ureinwohners — ich laß ihm droben, möglichst weit fort, ein festes Blockhaus bauen! Damit ich meine Ruh hab!" Er verließ sie und kam am nächsten Abend nicht wieder.

Am dritten versöhnten sie sich. Sebastian war wieder guter Laune, denn der Karpfensepp hatte sich, trotz des Widerstandes seiner keifenden Frau, mit dem letzten Aufgebot einverstanden erklärt. Alsbald wurde die ehrwürdige Hütte abgebrochen und zu Brennholz gemacht. Bis das Blockhaus im Walde fertig war, was noch eine gute Weile hatte, brachte man die Fischersleute in einem Stallgebäude unter. Der Mann schien sich an seinem neuen Besitz zu weiden, aber das Weib nannte ihn ein Sündengeld und fluchte den ganzen Tag. Als Sepp wieder einmal be-

trunken heimkehrte, zerbrach sie ihm in plötzlicher Raserei die Angelruten und zerschnitt sämtliche Netze. Die jüngern Fische tanzten bei diesem Anblick vor Schadenfreude. Gloß aber sagte düster: „Ihr Toren, freut euch nicht zu früh! Auf zwei Ehrliche werden hundert Unehrliche folgen! Hütet euch vor den neuen Netzen und Ruten!"

IV.

Das Kulturkunststück war gelungen. Die ersten Sommertage sahn schon das lebhafte Treiben am Güldensee. Aus allen Richtungen kamen die Menschen herbei und füllten das Hotel, das rasch zur Mode wurde. Sebastian hatte das Gefühl eines Gärtners, den an einem schönen Morgen alle seine Gewächse mit Früchten begrüßen. Die stürmische Empfänglichkeit für das, was er gesät hatte, rührte ihn tief. Im Sinne des Gärtnergleichnisses wirkten jetzt die hübschen, feingekleideten Kinder, die die Uferwege belebten, wie süße, duftende Beeren auf ihn, die eleganten Wiener Frauen je nach Alter und Gestalt wie Rosen, Veilchen, Sonnenblumen, und auch die verschiedenen Gemüsesorten, vom vornehmen Spargel bis zur groben Kartoffel, wußte er zu schätzen. Er pflegte und begoß sie alle mit demselben Eifer. Schnell wußte er Bescheid, wie gut die Ernte im Winter schmecken würde. Sein Vater kam, um das Wunder zu sehn und, von dem Anblick gestärkt, nach Karlsbad zu reisen. Er war ein grauer mühsamer Mann mit mißtrauischen Augen, die über einen Zwicker blickten. Geheuer kam ihm der Triumph seines unzuverlässigen Sohnes nicht vor, aber er sah die Tatsachen und konnte nichts dagegen einwenden. Franzl erschien, tonangebend in Fragen der Eleganz und als Liebling der Hoteljugend. Er nahm dem Bruder die Sorgen für Tennisplätze, Rudersport und Tanzbelustigungen ab.

So wogte es bald und wirrte in tausend Beziehungen. Die hold bewegte Trägheit der Oberfläche. Es wurde viel gelacht und geplaudert, gespielt und musiziert. Die Frischesten widmeten sich dem Bergsport. Führer wurden aus Tirol berufen, und bald war kein Felsen mehr unbetreten. Den Edelweißgarten der Wildfrauen plünderte man rücksichtslos und wunderte sich noch, daß die ärgsten Vandalen, vom Nebel verwirrt, in die Tiefe geschleudert wurden. Fast ebenso erstaunte man darüber und empfand es als einzigen Mangel des sonst so vollendeten Hotels, daß der Güldensee seinen berühmten Fischreichtum nicht hergeben wollte. Sebastian konnte noch so große, heimtückische Netze versenken lassen —

der Ertrag blieb winzig, und das schlaue Gesindel hielt sich in Untiefen verborgen. „Schaun Sie, Herr Wirt," sagte eines Tages ein umfangreicher Kommerzienrat im Namen aller Unzufriedenen, „jeden Tag Fleisch und niemals Fisch an einer vornehmen Table d'hôte — das wird einem doch zuwider."

Sebastian verbeugte sich eilig, die ringgeschmückten Hände reibend. „Wir haben ja Fische, Herr Kommerzienrat, aber ich bin in der größten Verlegenheit — sie reichen halt nicht für soviel Leut'."

Der Millionär machte ein unzufriedenes Gesicht. „Hm . . . Meine Kinder erzählen mir täglich, daß sie beim Spielen am jenseitigen Ufer die gewaltigsten Karpfen sehn. Und Hechte. Und Aale. Nun? Sie müssen halt weniger bequem sein, Herr Wirt. Glauben Sie denn, daß die Fische sich absichtlich verstecken? Ein Elitepublikum will eine Abwechslung haben."

Der Kommerzienrat wandte ihm den Rücken, und Sebastian fühlte Angstschweiß auf der Stirn. Er sah schon drohende Konkurrenten ihre Fänge in sein Glück schlagen. Abhilfe mußte er schaffen, denn wenn einmal ein reicher Mann aus Wien Fische haben wollte, war nichts zu machen. Dagegen war dem Kommerzienrat die ganze Naturschönheit nichts. Dieses verdammte Gesindel im See. Er wußte es ja — sie versteckten sich wirklich. Das Unerhörteste aber war, daß Freia sie wahrscheinlich unterstützte. Freia, die ihm verpflichtet war. Doch er wagte nicht, es ihr zu verbieten oder sie gar um Hilfe gegen ihre Stammesgenossen zu bitten. Sobald er auf dieses Gebiet kam, sah sie ihn nicht freundlicher als einen Verbrecher an und war für keine Vernunftgründe zu haben. Er hatte sich sogar dazu entschließen müssen, ihr seine vegetarische Lebensweise einzureden, damit kein Abscheu in ihr gegen ihn aufkäme. Es war eben das alte Dilemma — sie wußte im Grunde noch immer vom Menschen nichts. Sie machte ihn sich nach ihren Träumen zurecht und wollte in Sebastian alles erblicken, was sie schön und erhaben fand. Ein vegetarisches Speisehaus mit frommen, dürftigen Hungerleibern war das Güldensee-Hotel wahrhaftig nicht. Das konnte es niemals werden. Je stärker und mächtiger er sich als sein Besitzer fühlte, um so peinlicher bedrückte ihn die schwächliche Heuchelei, auf die er sich Freia gegenüber eingelassen hatte.

Die Fischereifrage war übrigens nur ein kleines Symptom der großen Gefahren, die er heraufsteigen sah. Er traute der Nixe, aber mit steigender Angst erfüllte ihn das Bewußtsein von ihren wunderbaren Ver-

wandten. Eine Zentnerlast wurde ihm jetzt, in den Tagen seines irdischen Glücks, das Wissen von jener Welt, die außerhalb des menschlichen Begriffsvermögens lag. Solange er alles nur als Mittel zur Erreichung seines Zwecks betrachtete, hatte er es leichtsinnig hingenommen. Aber jetzt war die Abenteurerzeit vorbei. Das, was ihm nicht mehr entrissen werden durfte, galt es, zu halten, eisern auszubaun. Freia war ein gütiges, wahres Kind, ihm treu ergeben — ihrer war er sicher. Aber je mehr sie sich durch ihre Leidenschaft von den Ihrigen loslöste, desto mehr hatte er die Rache dieser Elementargeister zu fürchten. Er hielt als Mensch ihre Macht für unbegrenzt. Seitdem er wußte, daß ein Fisch sprechen und den Fischer betrügen konnte, traute er dem jüngsten Karpfen zu, mit feurigen Augen plötzlich aus dem See zu steigen und die Kinder seiner Hotelgäste zu verschlucken, mochte er jetzt noch so ängstlich auf dem Grunde liegen. Der Hecht, der seinen Bruder angegriffen hatte, konnte die rudernden Damen aus den Booten reißen, ihnen beim Baden — und er sollte ja durchaus eine Badeanstalt schaffen! — die zierlichen Glieder zerfleischen. Fürchterliche Möglichkeiten. Es kam ihm schon vor, als ob die Mücken am Güldensee viel heftiger stächen als anderswo und daß die Wespen einen tötlichen Giftstachel im Schweife trügen. Wer wußte aber, ob das niedere Geschmeiß nicht auch mit den höhern Kräften der Natur verbündet wäre? Ob nicht auch Wetterwolken ihre Duldsamkeit verlieren und den bösen Einflüsterungen Gehör schenken, Ueberschwemmungen bringen, zündende Blitze schleudern würden? Ob nicht Lawinen von den Felsen stürzten und über Nacht verdorren ließen, was jetzt blühte? Selbst der alten Erde war nicht mehr zu traun. Ein unwilliges Aufbäumen vulkanischer Kraft, und sein stolzes Haus sank in Staub zusammen.

Es war ein fürchterliches Schicksal, so völlig einsam sich bewußt zu sein, daß wirklich alles lebte und tätig war ringsum. Kein Mensch auf Erden hätte ihn verstanden, wenn er sich ihm anvertraut hätte. Er wäre unfehlbar ins Irrenhaus gebracht worden, jenem Wahnsinn ausgeliefert, den er jetzt in schlaflosen Nächten fürchtete. Warum ging er nicht zu Freia und gestand ihr seine seltsame Pein? Weil er sie nicht durchschaun lassen wollte, wie er sich vor ihrer Liebe fürchtete. Er konnte mit ihr nicht wie mit einem Menschenkind sprechen. Dennoch — eines Abends, als sie glücklich neben ihm auf dem Baumstamm saß und ihre Freundinnen, die Libellen, in der Luft herumjagte, rückte er dicht an sie heran, legte einen Arm um ihren schlanken Leib und stellte eine schlaue Frage. „Was mich schon immer gewundert hat, Freia — ich hatt ja früher keine

Ahnung, daß die Fisch' einen Verstand haben und reden können, wie ich. Aber ich frag mich, wie können sie denn so dumm sein, dem Karpfensepp ins Netz zu gehn? Sind sie denn wirklich nicht fähig, den Alten samt seinen Netzen unschädlich zu machen?"

Freia lächelte traurig. „Leider nein. Die Jungen und Unerfahrenen nicht. Außerhalb des Wassers vermögen auch die alten nichts."

„Es ist also nur ein bißl Schlauheit, daß sie sich jetzt unten am Grund verstecken?"

„Ja, Selbsterhaltungstrieb — keine Kraft. Du hältst es wohl für Kraft, weil dir jede feinere Regung an ihnen wunderbar vorkommt? Aber das liegt sicherlich nur daran, daß eure Ohren nicht fein genug sind, um die Stimmen der Fische zu verstehn. Sie haben Stimmen. Sonst sind sie so schwach und gutmütig, wie du sie dir vorgestellt hast."

„Aha . . . Aber sag mir, Freia — ich tu natürlich jetzt einen ganz neuen Einblick in die Natur. Den dank ich dir, meiner hohen Frau. Aber ich bild mir ein, bei Euch in der freien Natur, da muß doch eigentlich alles in Zusammenhang stehn — —"

„Gehörst du als Mensch nicht auch zur freien Natur?"

„Das schon . . . Aber nicht so wie ihr. Ihr habt ganz sicher ein Geheimnis. Eine Parole möcht ichs nennen. Ihr unterhaltet euch alle in einer Sprache, die wir nicht verstehn. Ich versichere dir, daß ich geradezu Respekt vor meinem alten Pudel habe, seitdem ich das weiß, und daß ich nicht mehr mit ansehn kann, wenn ein Fuhrmann seinen Gaul peitscht. Ich sag jetzt: du Vieh! (Zu mir selbst oder zu dem Fuhrmann nämlich) Das Tier ist wahrscheinlich gescheiter als du!"

„Das freut mich, daß ich dich zu dieser Empfindung gebracht habe."

Fortsetzung im nächsten Heft.

Prof. Dr. ing. Bruno Schmitz: Die Berliner Wohnungsfrage

Ueber Berliner Architektur schreiben, ist kein angenehmes Geschäft. Es heißt, ein ziemlich trauriges Kapitel deutscher Kunst aufschlagen. Ich meine damit die allgemeinen Kunstzustände Preußens. Wir haben zwar nicht wenige Künstler, aber daneben macht sich der blutigste Dilettantismus breit. Viele öffentliche Gebäude und beinahe alle privaten werden in Berlin buchstäblich vom Maurermeister aufgeführt.

Schuld daran ist hauptsächlich die Bodenspekulation, der man bisher nicht mit der notwendigen Schärfe zu begegnen gewußt hat. Infolge der unerschwinglich hohen Bodenpreise haben nicht nur die Mieten eine schwindelnde Höhe erklettert, sondern auch die Hauseigentümer selbst sind in einer bösen Lage. Sie kommen nicht auf ihre Rechnung, wenn sie bei der Aufführung eines Neubaus auch noch die Kosten der Arbeit eines Künstlers ins Calcul stellen sollen, und aus diesem Grunde wird bei dem allergrößten Teil der Bauten ein kleiner Architekt höchstens wegen der Fassade in Anspruch genommen.

Die Berliner Wohnungsfrage ist eine starke Kalamität geworden, und ich erwarte für die nächsten Jahrzehnte eine Besserung der herrschenden Zustände höchstens durch eine — Revolution der armen Schichten gegen die mittlern.

Während man früher, vielleicht noch vor dreißig Jahren, ein Achtel oder höchstens ein Sechstel seines Einkommens für Wohnungsmiete verbrauchte, muß man heute etwa ein Viertel des allerdings bedeutend gestiegenen Einkommens für Miete aufwenden. Die Folge davon ist die soziale

und hygienische Verelendung der untern Klassen, die nicht mehr in der Lage sind, einen entsprechenden Teil ihrer Einkünfte für Kleidung, Ernährung und Erziehung der Kinder aufzuwenden. Weitere Folgen davon sind Unsauberkeit und Abnahme der Volksgesundheit. So führt die Zusammenpferchung der Arbeiterschaft in den Mietkasernen unsrer Großstadt — ungefähr 95 von hundert Wohnungen sind Mietwohnungen — zu den bedenklichsten sozialen Schäden der Gegenwart, und ich halte die neu eingeführte Wertzuwachssteuer für ein ganz untaugliches Mittel im Kampf gegen unsre Wohnungsverlegenheiten und gegen ihre unmittelbare Ursache, die gewerbsmäßige Terrainspekulation.

Wie wenig die Wertzuwachssteuer geeignet ist, der allgemeinen Wohnungsnot abzuhelfen, geht daraus hervor, daß nach den Bestimmungen des Gesetzes über die Wertzuwachssteuer die durch das Brachliegen von unbebauten Terrains dem Besitzer entgangenen Zinsen vom Wertzuwachs abgezogen werden, so daß ein zehn Jahre brachliegendes Terrain, das um 50 Prozent seines Wertes in die Höhe gegangen ist, an Wertzuwachssteuer ungefähr nur mit 3½ Prozent vom Wertzuwachs besteuert wird. Daß die Zinsen als Abzugsposten vom Wertzuwachs geltend gemacht werden, ist dabei im großen und ganzen gerecht. Wenn ruhig daliegendes Geld Zinsen trägt, ist nicht einzusehn, warum ruhende Bodenwerte nicht auch Zinsen tragen sollten. Bodenspekulation ist nichts ehrloseres als die Spekulation mit Wertpapieren. Außerdem läßt sich dem Spekulanten kaum nachweisen, daß er die Möglichkeit hatte, zu bebaun.

In Berlin sind heute schon für die nächsten zweihundert, vielleicht dreihundert oder gar fünfhundert Jahre Baupläne genehmigt, die eine andre Entwicklung unsrer hauptstädtischen Wohnungsfrage unmöglich machen. Die erteilten Konzessionen können naturgemäß unter normalen Verhältnissen nicht einfach wieder zurückgenommen werden. Das käme der Konfiskation von Privatvermögen gleich. Denn eine erteilte Baukonzession bedeutet so viel wie bares Geld.

NORD UND SÜD

Rembrandt van Rijn:
Die Staalmeester
(Galerie Amsterdam)

Die hohen Grundpreise bringen es auch mit sich, daß bei uns immer höher gebaut wird.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Mietwohnung der Berliner Mittelschicht heute nicht mehr so absolut unzulänglich ist, wie vor dreißig oder vierzig Jahren, daß die Treppen heute breiter, daß Warmwasserheizung, elektrisches Licht meist vorhanden sind, also eine Modernisierung der Berliner Bürgerwohnung angebahnt wurde, daß der Berliner Bürger heute auch im großen und ganzen komfortabler wohnt als der Pariser oder Wiener Bürger — die Wohnungen werden bei uns in diesem Sinne reicher und bequemer, aber von künstlerischem Empfinden ist nie eine Spur.

Diese kleinen Fortschritte auf manchem Gebiet dürfen uns nicht hindern, eine Wohnungsreform als unbedingt notwendig anzusehn und — leider — als etwas, was heute kaum mehr durchführbar ist.

Alberta von Puttkamer:
Mein Vaterland*)

Deutschland! das klingt wie Eichenrauschen hell,
Deutschland! das klingt, wie wenn ein Felsenquell
Mit jähem Strahl aus großen Tiefen bricht;
Das dröhnt, gewitternd wie Posaunenruf,
Wie Schildgeklirr, wie starker Rosseshuf,
Deutschland! das klingt wie Kraft und Luft und Licht!

Mein Deutschland, tiefes Brausen wie vom Meer
Fährt aus dem Urgrund deiner Wälder her;
Und deiner Ströme Gang ist froher Tanz,
Und was im Wurzelgrund der Seelen lebt,
Und was vom Quellengrund der Dinge strebt,
Es zeugt von unerschöpfter Tiefe Glanz.

---

*) Diese Dichtung Ihrer Exzellenz der Frau Staatssekretär Alberta von Puttkamer ist bei den Kölner Blumenspielen im Sommer dieses Jahres preisgekrönt worden.

Doch weil du stark bist, wächst dir Feind um Feind,
Die Neid und Ueberstolz und Ungunst eint.
Sie lästern: „Schaut, der Michel schläft und träumt!
Sein Käpplein hängt ihm lässig übers Ohr,
Er singt nicht mit im großen Völkerchor,
Weil er im Grübeln Tag und Tat versäumt."

So murren sie. Wir Andern lächeln still . . .
Die Flamme, die da immer leuchten will
Und funkenspielend glüht, verzehrt sich bald.
Wir Deutschen halten unsre Glut in Haft,
Geschlossen ruht in uns die Leidenschaft,
Emporgerührt, wächst sie zur Hochgewalt.

Habt Acht! Der Michel ist ein Michael
Von Erzesengelkraft — ein Treugesell,
Und sein gerechtes Schwert schlägt tief und gut . . .
Heia, wie fliegt zu Fetzen euer Spott!
Ein einzig Richtwort, spricht der starke Gott:
Da schäumt und drängt das alte Heldenblut!

Mein Volk! Du bist wie hohe Eichen stark.
Von deinem jüngsten Blatt zum Wurzelmark,
So giftlos ist dein blühender Lebenssaft.
Gewiß, ich weiß, es birgt der stärkste Wald
Dicht neben Edlem manche Mißgestalt;
Und wurmzerfasert ist manch Baumesschaft . . .

Jedoch, du bist im Kern machtvoll und echt;
In deiner Vielheit bist du ein Geschlecht
Von Helden; nur die wenigen sind schwach . . .
Gelind von Wort, gewaltig mit der Tat,
Im Denken tief, und still auf deinem Pfad,
Bist du, begeistert, doch zum Höchsten wach! . . .

Deutschland! das klingt wie Eichenrauschen hell;
Deutschland! das klingt, wie wenn ein Felsenquell
Mit jähem Strahl aus großen Tiefen bricht!
Das droht, gewitternd, wie Posaunenruf,
Wie Schildgeklirr, wie starker Rosseshuf;
Deutschland! das klingt wie Kraft und Luft und Licht!

Geheimer Justizrat Prof. Dr. Kohler: Schelling in Berlin

Es war eine der größten Taten des Ministeriums Altenstein, daß es ihm gelang, den größten Denker Deutschlands, Hegel, an die Universität Berlin zu ziehen. Schon früher war von seiner Berufung die Rede gewesen, die Sache hatte sich aber zerschlagen; nun aber, im Jahre 1818, verstand er sich dazu, den Aufenthalt am Neckar mit Berlin zu vertauschen. Diese Uebersiedelung war eines der wichtigsten Ereignisse in der Gelehrtengeschichte. In Berlin erlangte er ja die unbeschränkte Herrschaft über die Philosophie, und sein System, das er in seiner bewunderungswerten Schrift über die Phänomenologie des Geistes in fast poetische Formen gezeichnet hatte, gelangte in Berlin zur abgeklärten Darstellung. Immer mächtiger zog er seine Kreise, immer mehr zertrümmerte er das scharfe und tote Gebilde der stofflichen Welt, und was übrig blieb, das war der Gedanke. Der Gedanke ist die Welt, er bildet sich von sich aus täglich weiter, in immer neuen Zügen bahnt er sich seinen Weg durch die Gefilde des Himmels, durch das Dickicht der Erde, bis er in Menschen und in der Menschengeschichte seine größte Ausprägung findet. Die trockene Historie von damals wird aufgelöst, und wie ein Falter schwebt der Geist der Weltgeschichte an uns vorüber; was Regellosigkeit und Willkür zu sein schien, das wird zum Gesetz des göttlichen Denkens. Nicht tritt die Menschheit hervor in paradiesischer Erhabenheit, sondern zunächst in unvollkommenen Formen, die aber in sich den Keim der Weiterbildung tragen. Das auf solche Weise in die Weltgeschichte Eingetretene stößt auf Gegensätzen, die ihm den Weg zu versperren drohen; da ist es die Vernunft der Geschichte, welche in einer glücklichen Lösung beider Thesen eine neue Stufe erreicht, von

der eine Weiterbildung anhebt. So strebt der Geist weiter und weiter, ohne Rast und Ruhe, immer eine Vollkommenheit in sich tragend, immer etwas von seinem Erdendasein abwerfend, zu immer neuen großen mächtigen Formen gelangend. Daß ist die Entwicklung, nicht ein bloßes Werden, sondern ein stetiges Weiterbilden aus vorhandenem Keime, neues und neues gestaltend und doch immer die ursprünglichen Züge an sich tragend. Diese ganze Lehre ist von einem glücklichen Optimismus getragen; Not, Elend und Jammer sind vorübergehende Trübungen, die aber nötig sind, um ein Weiterklimmen der Idee zu ermöglichen. Die Entwicklung ist daher nicht eine bloße Aenderung, die an sich ebensogut in das Verderben und in die Abgründe der Roheit und Verkommenheit führen könnte: stets ist es der Engel des Lichts, der die Menschheit geleitet, und mit Frohsinn können wir in die Tage der Zukunft blicken.

In dieser Entwickelung wirken die großartigen Institute der Menschheit mit lebensvoller Kraft, und insbesondere ist der Staat die hohe Aeußerung der menschlichen Vernunft. Religion, Recht, Sittlichkeit, Kunst, alles gewinnt ein neues Ansehen, und was wir Kultur nennen, ist nichts anderes als die Aeußerung der menschlichen Vernunft, die sich durchringt, um das Göttliche zu erlangen, — es nie erlangend, aber ihm stets näher kommend.

Welche ungeheure Perspektive, welche Gewalt des Geistes, welcher endlose Scharfblick, der alles menschliche Wissen sich dienstbar macht, um auf solche Weise das ungeheure Werden der Menschheit näher zu beschreiben! Jugendlich durchströmte diese Idee die Menschheit, und zu einer Zeit, als das politische Aufstreben niedergedrückt war, zur Zeit der Demagogenverfolgung, in der Aera Metternichs war Hegels Gedanke für die Menschheit ein Segen und ein Glück. Der in ihr versteckte Pantheismus übte seine belebende Kraft, die Vergöttlichung des Menschen mußte dem ganzen Dasein des Erdenbürgers einen neuen Halt geben, und während die Romantik ringsherum zerflatterte und sich in märchenhaften Phantasien bewegte, während der Orient seine berauschenden Düfte in die deutsche Literatur sandte, gab Hegel dem Dasein einen festen Halt und dem menschlichen Leben Nerv und Nachdruck.

Was Wunder, daß seine Lehre wie eine Offenbarung die Menschheit gefangen nahm, daß die ganze Philosophie, ja die ganze Wissenschaftslehre von Hegelschem Geist erfaßt wurde! Auch den Männern des Staates mußte eine Natur von dieser kräftigen Gesundheit des Denkens, welche ihren Ideen eine mächtige Durchbildung verlieh und welche vor allem lehrte, daß auch in den Unvollkommenheiten des menschlichen Lebens und in den düsteren Zeiten der Geschichte die Weltvernunft wirkt, besonders genehm sein. Der große Gedanke; Was ist, ist vernünftig, mußte nach gewissen Richtungen hin faszinierend wirken und den Menschen mit den Unvollkommenheiten des Daseins versöhnen. Allerdings ist dieser Satz Gegenstand vieler Anfechtung geworden, aber doch nur von Seiten unphilosophischer Geister; denn was will er anders besagen, als daß auch das unvollkommene Dasein ein notwendiges Mittel ist in der Entwickelung der Menschheit, und daß die Idee nur durch Trübungen hindurch zum Ziele gelangen kann.

So herrschte er, der echte Schwabe, der niemals seinen süddeutschen Dialekt verleugnete und vom Schwabentum eine gewisse Unbehilflichkeit im Vortrag stets beibehielt, der in der Vorlesung oftmals stockte, sich räusperte und hustete, im Kreise seiner Schüler, auch den übrigen Wissenschaften reiche Anregung bietend. Der Jurist Gans brachte einen Feuerbrand in die juristische Fakultät und verscheuchte die kühle Ruhe Savignyscher Vornehmheit und Reserve. Mit Schleiermacher war Hegel allerdings in stetem Hader, und es ist begreiflich, daß eine so geschlossene Natur wie Hegel mit einem unruhigen, jähen, von der Romantik erfüllten Kopfe wie Schleiermacher nicht eben harmonieren konnte. In der pholisophischen Fakultät aber führte er das Wort; ein anderer Philosoph, der ihm irgendwie den Widerpart gehalten hätte, erstand nicht und konnte nicht erstehen, und eine so inferiore Natur wie Beneke war nicht imstande, seine Kreise zu stören: er wurde von dem Titanen zermalmt.

Als Hegel nach kurzem Krankenlager im Jahre 1831 starb, fühlte man allgemein den ungeheuren Schlag, welchen die ganze Wissenschaft, ja das ganze Kulturleben erfahren. Nie kam etwas ähnliches mehr auf den philosophischen Katheder; er war wie eine Sonne, die das ganze

Kulturleben bestrahlte. Nach seinem Tode zerteilte sich sein Reich ganz wie das Reich Alexanders sich unter die Diadochen spaltete. Die verschiedensten Richtungen erwuchsen seinem Geiste. War es doch nicht anders möglich; denn wie konnte eine Philosophie der Idee mit einer einzigen Fassung auskommen? Die verschiedensten Kulturformen und Kulturtheorien mußten sich unter ihre Fittiche flüchten und so hat sich die Reaktion auf sie berufen wie der psychologische Materialismus Feuerbachs, wie die arbeiteraufrührerische Lehre von Marx.

Mit der Zeit verlor man der Detailforschung der Naturwissenschaften und der Geschichte allmählich den Hegelschen Faden; denn es fehlte der kongeniale Geist, der die Errungenschaften der Neuzeit in gleicher Weise zusammenfaßte. Als aber im Darwinismus eine materialistische Entwickelungslehre auftauchte, war es wie ein Wiederschein Hegelscher Philosophie, und als in der Rechtsphilosophie der Neuhegelianismus auftrat, mußte man zur Ueberzeugung kommen, daß sein Geist noch unter uns lebt.

Geheimer Kommerzienrat Emil Jacob: Die Industriestadt Berlin

Wenn ich es unternehme, dem Wunsche der Redaktion folgend, in dieser Spezialnummer über Berlin als Handels- und Industriestadt zu schreiben, so brauche ich wohl nicht erst besonders hervorzuheben, daß es sich im Rahmen eines solchen Artikels um nicht viel mehr handeln kann, als eine Skizze der wesentlichsten in Frage kommenden Momente zu geben.

Zunächst muß folgendes vorangeschickt werden: unter Berlin als Stadt des Handels und der Industrie kann niemals allein das kommunale Berlin verstanden werden, vielmehr müssen, wenn es politisch auch ein Groß-Berlin leider noch nicht gibt und nach Lage der Dinge wohl auch in naher Zukunft kaum geben wird, notwendig auch die vier großen Vorortgemeinden um Berlin, unter denen die größte, Charlottenburg, die Viertelmillion bereits weit überschritten hat, wie auch die vielen kleineren Vorortgemeinden bei jeder Betrachtung Berlins mit einbezogen werden. Die Verschmelzung Berlins mit seinen Vorortgmeinden ist derartig eng, daß fast das ganze vornehmere Wohngebiet von Berlin auf dem Gebiet der westlichen Vorortgemeinden liegt, ohne daß es allen den Kaufleuten, die dort wohnen und ihr Geschäft im Zentrum von Berlin haben, zum Bewußtsein kommt, daß die Stätte ihrer Berufstätigkeit und ihrer Wohnung in verschiedenen Kommunen gelegen sind. Darüber hinaus hat aber auch die Zahl der kaufmännischen und Fabrikbetriebe, die sich in den mit fast beispielsloser Schnelligkeit emporgeblühten Vororten niedergelassen haben, immermehr einen solchen Umfang angenommen, daß auch in rein wirtschaftlicher Beziehung

eine vollkommene Verschmelzung eingetreten ist, der auch seitens der Post, der Gerichtsverwaltung usw. Rechnung getragen worden ist.

Dieses Groß-Berlin nun, das man nach dem Vorgehen des statistischen Amtes der Stadt Berlin vom Berliner Rathause aus als Mittelpunkt durch einen insgesamt 44 Vororte umfassenden Kreis mit einem Halbmesser von 15 Kilometern zu messen pflegt, beherbergt nach den Ermittelungen 1910 gegenwärtig etwa 3 650 000 Einwohner. Man muß diese Zahl mit der Ziffer vergleichen, die nach der Volkszählung vom Jahr 1875 festgestellt worden ist. Damals hatte Berlin selbst etwa 950 000 und die Gemeinden der Umgebung nur etwa 150 000 Einwohner, d. h. die Gesamtbevölkerung von Groß-Berlin beträgt heute mehr als das dreieinhalbfache wie vor 35 Jahren. (Bemerkenswert ist hierbei, daß sich die Bevölkerung der Vororte seit dieser Zeit auf etwa das siebenfache erhöht hat.)

Wenn man diese Entwickelung Berlins seit der Gründerzeit vor Augen hat, so wird man begreifen, daß die Zahl der gewerblichen „Hauptbetriebe" in Groß-Berlin, die sich im Januar 1910 auf 249 631 belief, die des Königreichs Württemberg um ein ganz bedeutendes übersteigt und unter den anderen deutschen Staaten nur hinter Bayern und Sachsen und unter den deutschen Provinzen nur hinter der Rheinprovinz zurücktritt. Selbst wenn man die Vororte abzieht, bleibt noch eine Zahl von etwa 181 000 Hauptbetrieben gegen etwa 135 000 im Königreich Württemberg. Ganz gleichartig liegen die Verhältnisse, wenn man die im Gewerbe tätigen Personen betrachtet. Es ist seitens des Berliner statistischen Amtes berechnet worden, daß die Zahl der in den vier Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen und Pommern ansässigen Gewerbetreibenden zusammen noch nicht vier Fünftel der Gewerbetätigen Groß-Berlins ausmacht,.

Besonders klar tritt diese Bedeutung Berlins als Zentralpunkt des norddeutschen Gewerbefleißes in den Verkehrsziffern zutage. Der Güterverkehr auf den Groß-Berliner Wasserstraßen zusammen betrug im Januar 1910 etwa 32 Millionen Kilogramm für abgegangene und etwa 227 Millionen für angekommene Güter. Der Güterverkehr bei den

24 Groß-Berliner Eisenbahn-Abfertigungsstellen belief sich während der gleichen Zeit auf etwa 225 Millionen für abgegangene und 813 Millionen Kilogramm für die angekommenen Güter charakteristisch, da sie in eindrucksvoller Weise den Riesenbedarf, den ein Wirtschaftskomplex von 3½ Millionen Einwohnern hat, illustrieren.

Unter den Gewerben Groß-Berlins nimmt die Industrie die erste Stelle ein. Auf sie fallen nach der Volkszählung von 1907: 52,97 Prozent Berlins (des kommunalen Berlins), während auf Handel und Verkehr einschließlich des Gast- und Schankwirtgewerbes nur 25,77 Prozent entfallen.

Hinsichtlich der Umsatz-Ziffern und kapitalistischen Bedeutung ist unter den Berliner Industrien wohl die Industrie der Maschinen und Apparate (inkl. Elektrizitäts-Industrie) führend, die im Januar 1910 etwa 150 000 Arbeiter in 4500 Betrieben beschäftigte. Nach der Zahl der Betriebe und der beschäftigten Personen ragt das Bekleidungsgewerbe am meisten hervor, in das man neben der eigentlichen Konfektion auch die Wäsche-, Hüte-, Schuh- usw.-Fabrikation einzubeziehen pflegt. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter belief sich in dem Bekleidungsgewerbe im Januar 1910 auf mehr als 160 000 und die Ziffer für die Hauptbetriebe im Bekleidungsgewerbe, zirka 70 000 im Januar 1910, bedeutet mehr als ein Viertel sämtlicher Hauptbetriebe in Berlin und nicht viel weniger als die Zahl der Hauptbetriebe im gesamten Handelsgewerbe. Dominierend ist in der Berliner Bekleidungsindustrie die eigentliche Konfektion und Schneiderei, die etwa 40 Prozent der gesamten im Bekleidungsgewerbe mit allen ihren Zweigen tätigen Personen umfaßt. Sie ist das eigentliche Fundament des gesamten Berliner Gewerbefleißes, da auf sie ja auch ein ganz bedeutender Teil des Handelsgewerbes entfällt.

Im Handelsgewerbe nehmen hinsichtlich der Zahl der beschäftigten Personen die Warenhäuser heute die bei weitem erste Stelle ein. Ihre rapide Entwickelung ist typisch für den nach europäischen Begriffen ohne Beispiel dastehenden Aufschwung Groß-Berlins und zeugt auf der einen Seite von der enorm gesteigerten Kaufkraft der Berliner Bevölkerung

und auf der anderen Seite von dem großzügigen Unternehmergeist, der die Berliner Geschäftswelt heute auszeichnet. Eine große Anzahl der der Berliner Warenhaus-Firmen besitzen zum Teil je vier bis fünf Riesengeschäftshäuser in allen Gegenden Groß-Berlins, deren Gesamtzahl vielleicht ½ Hundert beträgt und die in der Regel je drei bis vier Straßenfronten einnehmen und anstelle ganzer Häuserblocks getreten sind. Charakteristisch ist für das moderne Berliner Warenhaus das Bestreben, nicht nur Massenartkel im weitesten Umfange zu billigen Preisen abzusetzen, sondern auch höherwertige Waren zu führen und geschmackvoll zur Schau zu stellen. Besonders bemerkenswert ist der Bau der modernen Berliner Warenhäuser, die gewöhnlich von den allerersten Architekten ausgeführt werden und zum Teil zu den schönsten und hinsichtlich der Inneneinrichtung zu den luxuriösesten Bauten Berlins gehören.

Hand in Hand mit der Entwickelung der Berliner Warenhäuser ging der Aufschwung der Berliner Spezialgeschäfte. Jahre hindurch ist ein erbitterter Kampf geführt worden zwischen den Warenhäusern und den Spezialgeschäften, die sich durch die ständige Ausdehnung der Warenhausbetriebe in ihrer Existenz bedroht glaubten. Heute haben sich die Verhältnisse, wenngleich auch der Kampf nicht völlig beigelegt ist, in wünschenswerter Weise krystallisiert. Es hat sich gezeigt, daß das gute Spezialgeschäft, das in der Hauptsache Qualitätsware eines Artikels oder einer begrenzten Anzahl von Artikeln in reichster Auswahl zum Verkauf stellt, nicht nur neben dem Warenhause sehr wohl bestehen kann, sondern innerhalb der Entwickelung des Großgewerbes im Detailhandel stets einen notwendigen und unentbehrlichen Platz hat. Der Kampf hat für Berlin die ungemein segensreiche Wirkung gehabt, daß dank der gegenseitigen Anstrengungen, die gemacht wurden, die Kultur des Berliner Detailgeschäfts nicht nur im Vergleich zu früher auf eine höhere Stufe gerückt ist, sondern ganz absolut genommen, heute einen unbestritten hervorragenden Grad erreicht hat. An nichts ist diese Entwickelung in so deutlicher Weise zu erkennen, wie an den Berliner Schaufenster-Auslagen. Der im vergangenen Jahre zum ersten Mal veran-

staltete und in diesem Jahre mit noch größerem Erfolg wiederholte Schaufenster-Wettbewerb für Groß-Berlin hat so recht die große Leistungsfähigkeit des Berliner Detailgeschäftes zum Ausdruck gebracht und gezeigt, mit welch erlesenem Geschmack, ja zum Teil mit welch künstlerischer Vollendung man es heute in Berlin versteht, die guten Waren die man führt, verlockend und anziehend dem Auge des Beschauers zu präsentieren.

Einen hervorragenden Anteil an dem Aufschwung des Berliner Geschäftslebens hat ohne Zweifel auch die Entwicklung des Ausstellungswesens in Berlin. Während früher fachliche und gewerbliche Ausstellungen in den verschiedensten gerade zur Verfügung stehenden Gebäuden stattfinden mußten, besitzt Berlin seit einigen Jahren die beiden großartigen Ausstellungshallen am Zoologischen Garten, in denen alljährlich eine Reihe hervorragender nationaler und internationaler Ausstellungen stattfinden und kaufmännische und künstlerische Anregungen in reichstem Maße ausstreuen.

Nicht minder glücklich ist die Entwickelung in Berlin gewesen, soweit sie die eigentliche Reklame betrifft. Anstelle geschmackloser Reklamemanipulationen, wie sie früher häufig in die Erscheinung getreten sind, machen sich in immer bedeutenderem Umfang künstlerische Tendenzen geltend. Es leben in Berlin eine Reihe von Künstlern, die sich fast ausschließlich der kaufmännischen Reklame in der Dekorationskunst wie in der eigentlichen Propaganda gewidmet und die z. B. in einigen ganz hervorragenden Plakaten gezeigt haben, daß gerade durch künstlerische Vollendung im besonderen Maße eine kaufmänische Wirksamkeit erreicht werden kann. Manche Schlacken und Unebenheiten, die sich zuweilen noch zeigen, sind die natürlichen Begleiterscheinungen, die gerade ein Zeugnis ablegen von der enormen wirtschaftlichen Regsamkeit des modernen Berlin und die allmählich, besonders in der Entwickelung der letzten Jahre, immer mehr abgestreift werden zugunsten einer fortgesetzten Höher-Entwickelung der geschäftlichen, wie insbesondere der gesamten gesellschaftlichen Kultur des neuen Berlins.

Zusammenfassend kann man wohl behaupten, daß, naturgemäß unter den Vorbehalten, die bei jeder Prognose notwendig sind, ein weiteres fortgesetztes Steigen der wirtschaftlichen Entwickelung Berlins in der Richtung der letzten vier Jahrzehnte zu erwarten ist. Selbstverständlich sind auch die blühendsten und aufstrebendsten Wirtschaftsgebiete in mehr oder minder hohem Grade abhängig von der allgemeinen Konjunktur des Weltmarktes; die Tatkraft aber, die seitens der Berliner Industrie und der Berliner Kaufmannschaft in so hohem Maße in der neuzeitlichen Entwickelung Berlins zum Ausdruck gebracht worden ist, wie auf der anderen Seite der bekundete wirtschaftliche Scharfblick und die Anpassungsfähigkeit an die gegebenen Verhältnisse lassen erhoffen, daß die Berliner Kaufmannschaft und die Berliner Industriellen auch in Zukunft sich in gleicher Weise wie bisher der Pflichten bewußt sein werden, die ihnen ihre Stellung als entscheidende Faktoren für die Entwickelung der Hauptstadt des deutschen Reiches auferlegt, und daß diese Reichshauptstadt sich einen immer höheren Rang unter den Großstädten der Welt erwerben wird.

Max Liebermann:
Berliner Biergarten
(Nach einer unveröffentlichten Radierung)

Prof. Engelbert Humperdinck: Die Musikstadt Berlin

Die geographische Lage Berlins bringt es mit sich, daß die Hauptstadt des Deutschen Reichs nicht die souveräne Herrscherin im Reiche der Musik ist. Die Produktion ist wie auf jede Hauptstadt naturgemäß auch auf Berlin angewiesen. Der Erfolg einer Komposition in Berlin allein macht in vielen Fällen schon den Erfolg in der Provinz. Aber neben Berlin spielen doch auch andere große deutsche Städte ein gewichtige Rolle, Dresden z. B., Leipzig, München, Hamburg. Das finde ich sehr erfreulich. So hat die östliche Lage Berlins etwas Gutes.

Trotzdem leiden wir — und das ist eigentlich selbstverständlich — in Berlin an einer Ueberproduktion des Schaffens. Die Menge der Konzerte, die im Laufe einer Saison hier geboten werden, ist schier unübersehbar, und ich habe die armen Musikreferenten, die diese erdrückende Masse von Musik über sich ergehn lassen müssen, niemals beneidet. Dabei habe ich keineswegs die Meinung, daß das Gebotene irgendwie schlecht ist. Der größte Teil ist gewiß vortrefflich.

Die Berliner Ueberproduktion gilt freilich nur für die Konzertmusik. Denn beim Theater ist gerade das Gegenteil der Fall, wenigstens bei der Oper. In Berlin könnte getrost noch eine zweite Oper bestehen, und es könnte sich wahrscheinlich auch noch ein drittes Institut bezahlt machen, das den Berlinern etwas gute Musik verschafft. Ich bin auch überzeugt, daß es über kurz oder lang zu einer solchen Gründung kommt. Ich habe mich sehr gewundert darüber und es sehr bedauert, daß der Plan der Gründung der „Großen Oper" am Kürfürstendamm gescheitert ist. Angelo Neumann wäre auch der rechte Mann dafür gewesen, ein solches Haus künstlerisch vortrefflich zu leiten. Er hat — trotz seines

verhältnismäßig hohen Alters — eine erstaunliche Arbeitskraft, besitzt den Schwung der Jugend, ist ein feiner Künstler und ein großes Organisationstalent. Ich bin überzeugt, daß ihm das Werk gelungen wäre.

Man wirft der Kgl. Oper mit Recht vor, daß sie zu wenig bringt, zu sparsam mit Neueinstudierungen, mit Neuinszenierungen und Neuaufführungen ist. Wenn man aber gerecht sein will, muß man zugeben, daß sie es gründlich besorgt, wenn sie etwas Neues bringt. Dann kann man an die Leistungen den höchsten Maßstab anlegen Die kgl. Oper verfügt über ein ausgezeichnetes Künstler-Ensemble, das Orchester ist wunderbar geschult und hält mindestens den Vergleich mit den Wiener Philharmonikern aus. Die vortrefflichen Leistungen unserer Hofoper halten nicht nur den Vergleich mit den Leistungen der Pariser Großen Oper aus, sie steht weit über dem, was in Paris dargeboten wird. Das ist auch weiter nicht wunderbar: Denn die Kgl. Oper ist schließlich das bestdotierte Institut von ganz Deutschland.

Wenn ich von den Leistungen der Kgl. Oper spreche, dann meine ich damit hauptsächlich die sogenannte Spieloper. Die Aufführungen der Werke Richard Wagners besuche ich nicht. Wagner sehe ich mir nur in Bayreuth an. Aber auch die Aufführungen des Rings stehen zweifellos auf einer sehr bedeutenden Höhe, und ich höre sie allgemein loben.

Es wird hier viel gute Musik gemacht. Zum Beispiel leistet auch die Regimentsmusik Anerkennenswertes. Die Frage, ob Berlin eine Musikstadt ist, würde ich dennoch nicht zu bejahen wagen. Desgleichen möchte ich auch die Frage verneinen, ob der Berliner sehr musikalisch ist. Mir scheint überhaupt der eigentliche Berliner immer mehr von der Bildfläche zu verschwinden. Ein richtiges Berliner Musikpublikum haben wir nicht. Der Berliner stammt zum Teil aus Bayern, aus Württemberg, aus dem Rheinland, aus Oesterreich, aus Ungarn, aus Rußland. Und so gibt es hier kein einheitliches Publikum und keine einheitliche Berliner Kunst. Das sind Dinge, die erst kommen müssen. Und sie werden kommen — vielleicht in zwanzig — vielleicht in dreißig Jahren. Die Ansätze dazu sind vorhanden.

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

Fortsetzung

Während die beiden dort miteinander redeten, mußte ich auch unwillkürlich daran denken, warum der Ingenieur nun gerade mich am Bahnhof hätte haben wollen? Wäre es möglich, daß er sich das Trinkgeld für den Träger zu ersparen gedachte? Sollte es aussehn, als habe er einen eignen Diener, und wollte er sich damit brüsten? Oder wollte er der gnädigen Frau eine Freude machen und ihr zeigen, daß sie hier Bekannte treffe? Wenn es dies war, dann war seine Absicht mißlungen. Als Frau Falkenberg mich sah, ging ein Zug des Mißbehagens über ihr Gesicht; sie glaubte sich natürlich vor aller Welt verborgen, und nun traf sie mich hier.

Dann hörte ich den Ingenieur sagen: „Siehst du den Mann dort? Er will deinen Koffer tragen. Gib mir den Schein!"

Aber ich grüße sie nicht, sondern wende mich ab.

Nachher aber triumphierte ich in meiner schlichten Seele über den Ingenieur und dachte: „O, wie ärgerlich wird sie wegen dieser Taktlosigkeit über ihn sein! Er hat ihr einen Mann vorgeführt, der bei ihr in Brot gestanden hat, als sie noch ein eignes Haus besaß. Aber dieser Mann war eine fein angelegte Natur, er wandte sich ab und kannte sie nicht! Gott mag auch wissen, warum die Damen diesem jungen Windhund mit dem breiten Gesäß nachlaufen!"

Die Leute verlassen den Bahnsteig, die Träger führen das Gepäck weg und legen es für den nächsten Zug zurecht. Schließlich ist nie-

mand mehr in unsrer Nähe. Der Ingenieur und Frau Falkenberg stehn noch da und unterhalten sich. Warum ist sie gekommen? Ach, was weiß ich! Den jungen Schwerenöter hat wohl die Sehnsucht geplagt, und er wollte sie wiederhaben. Oder sie ist von selbst gekommen, um ihre jetzige Lage zu erklären und sich mit ihm zu beraten. Das Ende vom Liede wird wohl sein, daß sie sich verloben und schließlich heiraten. Herr Hugo Lassen ist natürlich ein Ritter, und sie seine Geliebte auf der weiten Welt. Dann können sie ihre Lebtage herrlich und in Freuden miteinander leben, bis an ihr Ende.

„Nein, das geht unmöglich!" ruft der Ingenieur lachend. „Wenn du nicht meine Tante sein willst, mußt du meine Kusine sein."

„Pst!" sagte sie. „Kann denn der Mann nicht gehn?"

Da tritt der Ingenieur mit dem Gepäckschein in der Hand zu mir und sagt — er spielt sich ordentlich auf und spricht wie der Herr Floßinspektor mit einem seiner Untergebenen —:

„Trag den Koffer in das Gasthaus!"

„Jawohl," sag ich und zieh die Mütze.

Dann trage ich den Koffer hinein, und unterwegs denke ich:

„So, er verlangt von ihr, sie soll sich als seine Tante ausgeben, seine ältere Tante! Da hätte er wiederum taktvoller sein können; ich wenigstens wäre es gewesen. Ich hätte zu allen und zu jedermann gesagt: ‚Eine leuchtende Engelsgestalt ist zu König Hugo gekommen! Seht, wie jung und schön sie ist! Sie schlägt die grauen Augen so langsam auf, ja, sie hat einen vielsagenden Blick; aber wie Meeresleuchten flimmert es in ihrem Haar, und ich liebe sie! Und seht sie auch an, wenn sie spricht! Ihr Mund ist lieb und gut, und manchmal sieht er hilflos aus und lächelt. Ich bin heute König Hugo, und sie ist meine Geliebte!"

Der Koffer war nicht schwerer als manche andre Last; aber er hatte bronzierte eiserne Beschläge, und diese eisernen Bänder rissen mir einen Schlitz in meine Bluse. Da pries ich das Schicksal, daß ich nicht meine Sammetbluse anhatte!

7.

Es vergingen ein paar Tage; ich war meiner nutzlosen Arbeit allmählich überdrüssig geworden. Ich hatte ja nichts weiter zu tun, als umherzuschlendern, und so wandte ich mich an den Obmann der

Flößer und bat um einen Platz in seiner Abteilung. Aber ich bekam eine abschlägige Antwort.

Solche Herren vom Proletariat haben eine ganz verfluchte Meinung von sich; sie sehn auf uns Feldarbeiter herunter und wollen uns nicht neben sich dulden. Sie wandern von einem Wasserlauf zum andern, führen ein freies Leben, bekommen bares Geld in die Hand und können einigermaßen mit ihrem Wochenlohn auskommen.

Auch bei den Mädchen sind sie willkommener als wir. Ganz so verhält es sich mit den Wegarbeitern, mit den Eisenbahnarbeitern, mit allem Fabrikvolk, selbst den Handwerker halten die Flößer für geringer als sich, und der Erdarbeiter ist in ihren Augen ein Sklave.

Nun wußte ich freilich ziemlich gewiß, daß ich jeden Tag in die Flößerzunft hineinkommen könnte, sobald ich nur ein Wörtchen davon zum Inspektor sagte. Aber einmal hatte ich keine Lust, diesem Mann etwas Besondres danken zu müssen, außerdem hätte ich mich darauf gefaßt machen müssen, daß die guten Flößer mir das Leben so sauer wie möglich machen würden, — bis zu dem Tage, wo ich mir mühselig Respekt verschafft haben würde, und das hätte vielleicht mehr Zeit gekostet, als ich dafür drangeben wollte.

Außerdem kam der Ingenieur eines Tags mit einem Auftrag zu mir, der so schmeichelhaft war, daß ich ihn recht gut ausführen wollte.

„Nun herrscht noch lange große Trockenheit," begann er sehr höflich und sachlich; „der Fluß sinkt, und die Stämme staun sich in Haufen. Ich möchte dich deshalb bitten, dem Manne flußaufwärts und dem Manne flußabwärts einzuschärfen, sie müßten sich in dieser Zeit die größte Mühe geben; und ich nehme als selbstverständlich an, daß du dasselbe tust."

„Es wird jetzt wohl in allernächster Zeit regnen," entgegnete ich, nur um etwas zu sagen.

„Einstweilen aber muß ich mich so einrichten, als würde es nie wieder regnen," erwiderte er in jenem ernsten Ton, den die Jugend gern annimmt. „Vergiß nun nichts von dem, was ich gesagt habe. Ich selbst kann nicht überall sein, besonders jetzt, wo ich Besuch habe."

Da nahm ich den Auftrag ebenso ernst wie er und versprach, zu tun, was in meiner Macht stehe.

Aber das Faullenzerleben konnte ich nun also nicht verlassen, und so wanderte ich flußaufwärts und flußabwärts mit meinem Boots=

haken und dem Mundvorrat im Ranzen. Um mir selbst etwas Befriedigung zu erwerben, schaffte ich mehrere Stauungen ganz allein auseinander, sang mir selbst das O-a-ho! vor, als wäre ich eine ganze Flößerabteilung und plagte mich mit vielen andern zusammen. Auch Grindhusen richtete ich den Auftrag des Ingenieurs aus. Der bekam einen ordentlichen Schrecken!

Aber dann trat Regen ein.

Nun tanzten die Bäumstämme Wasserfälle und Stromschnellen hinunter, die Stämme glichen großen hellen Schlangen, die bald den Kopf, bald den Schwanz in die Höhe strecken und eine hinter der andern dahinschießen.

Jetzt hatte der Ingenieur wohl sorgenlose Tage!

Was mich selbst anbetraf, so gefiel es mir weder in der Stadt noch in meinem Logierhaus. Ich hatte zwar ein eignes Zimmerchen, aber es war zu hörsam nach allen Seiten; deshalb war es mir da durchaus nicht behaglich. Außerdem wurde ich auch von den Flößern, die in dem Hause wohnten, in allem ausgestochen. So wanderte ich denn fleißig den Fluß entlang, obgleich es da nur wenig oder gar nichts für mich zu tun gab; oft schlich ich mich nur davon, setzte mich unter einen Felsenvorsprung und malte mir aus, daß ich ein alter, von allen Menschen verlassner Mensch sei. Abends schrieb ich auch lange Briefe an meine Bekannten, nur um mich mit jemand zu unterhalten; aber ich schickte die Briefe nicht ab. Ja, das waren unfrohe Tage. Mein größtes Vergnügen war, alle die kleinen Ereignisse im Ort kreuz und quer zu beobachten und mir das Meinige bei jedem einzelnen zu denken.

Aber hatte der Ingenieur weniger Kümmernisse? Es stiegen mir allmählich Zweifel darüber auf.

Warum schlenderte er nicht mehr früh und spät mit der fremden Kusine durch die Straßen? Bisweilen hielt er sogar die eine oder die andre junge Dame auf der Brücke an und erkundigte sich nach ihrem Befinden; das hatte er doch seit vierzehn Tagen nicht mehr getan. Ein paarmal hatte ich ihn mit Frau Falkenberg zusammengesehn; sie war sehr jugendlich und hübsch gekleidet und sah glücklich aus; ab und zu war sie auch wohl ein wenig ausgelassen und lachte laut.

„So machen es die Frauen, wenn sie eben erst vom Weg der Tugend abgewichen sind,“ dachte ich. „Aber morgen oder übermorgen ist es vielleicht schon nicht mehr so.“

Als ich sie dann später wiedersah, ärgerte ich mich über sie, so leichtsinnig erschien sie mir in Kleidung und Benehmen. Sie gefiel mir nicht mehr so gut wie früher: der holde Reiz war weg. Wo war nun die Zärtlichkeit des Blicks? Was jetzt darin lag, däuchte mir Frechheit. Ganz wütend sagte ich im Stillen zu mir: „Ihre Augen sehn aus wie zwei Laternen vor dem Eingang eines Varietees."

Jetzt war also das gute Einvernehmen zwischen ihnen wohl etwas in die Brüche gegangen; denn nun ging der Ingenieur öfter allein fort, während Frau Falkenberg an ihrem Fenster im Hotel saß und hinausstarrte. Aus demselben Grunde tauchte wohl auch der dicke Kapitän Bruder wieder zwischen ihnen auf; er sollte wahrscheinlich noch für andre, als nur für sich gute Laune und Freude mitbringen. Und der über alle Maßen ungeschlachte Spaßmacher tat gewiß sein bestes; die kleine Stadt hörte sein schallendes Gelächter eine ganze Nacht hindurch. Dann lief sein Urlaub ab, er mußte nach Moen zurück, und der Ingenieur und Frau Falkenberg waren wieder allein.

Eines Tags, als ich eben in einem Laden etwas kaufte, wurde gesagt, der Ingenieur und seine Kusine hätten einen kleinen Zwist gehabt. Ein Handelsreisender erzählte es dem Kaufmann. Aber der reiche Ingenieur Lassen genießt so großes Ansehn in der Stadt, daß der Kaufmann die Geschichte kaum glauben will und dem Schwätzer zweifelnd entgegentritt.

„Sie werden wohl miteinander gescherzt haben. Haben Sie es selbst gehört? Wann war es?"

Nun wagte der Handelsreisende auch nicht mehr viel daraus zu machen.

„Ich wohne Wand an Wand mit dem Ingenieur, und so konnte ich ja gar nicht anders: ich mußte es hören," sagte er. „Nein, es ist kein Zweifel, sie haben sich gestritten; ich will nicht behaupten, daß es ein grober Streit gewesen sei, alles war im Gegenteil so haarscharf zugespitzt, wie es nur sein konnte. Sie sagte nur, er hätte sich sehr verändert, und er erwiderte, er dürfe hier in der Stadt nicht so tun, wie er möchte. Dann bat sie ihn, einen Mann zu verabschieden, den sie nicht leiden könne, wahrscheinlich einen von den Flößern; und das versprach er."

„Nun, das war doch nichts," sagte der Kaufmann.

Aber der Reisende hatte sicher mehr gehört, als er nun sagen wollte; er sah mir ganz darnach aus.

Und hatte ich denn nicht selbst gemerkt, daß der Ingenieur verändert war? Er, der am ersten Tag auf dem Bahnhof so frisch und frei gesprochen hatte, kam nun oft in hartnäckigem Schweigen daher, wenn er ab und zu mit Frau Falkenberg auf der Brücke spazieren ging. Ja, ich sah es wohl, alle beide starrten nur gerade aus. Lieber Gott im Himmel, aus welch flüchtigem Stoff ist doch die Liebe gemacht!

Im Anfang war Alles gut gewesen. Sie sagte sich wohl: „Wie hübsch ist es hier! Der Fluß und der Wasserfall sind großartig, und das Rauschen klingt wunderbar; und hier ist eine kleine Stadt, Straßen und Menschen. Und da bist du!" Darauf antwortete er: „Ja, und da bist du!" Ach, wie lieb sie miteinander waren! Aber dann wurden sie des Zuckerwerks überdrüssig; sie übertrieben, sie machten die Liebe zu einer Ware, die man nach der Elle mißt; ja, so dumm waren sie. Ihm wurde es klarer und klarer, daß er in eine schiefe Lage kam. Die Stadt war gar so klein und die Kusine eine Fremde; auf die Dauer konnte er unmöglich ihr beständiger Kavalier bleiben, und so sagte er, sie müßten sich etwas voneinander losreißen, müßten vielleicht dazwischen — natürlich nur ganz selten, verstehst du! — ihre Mahlzeiten im Hotel zu verschiedenen Zeiten einnehmen. Sonst dächten sich die Handelsreisenden wohl das ihre über diesen Vetter und diese Kusine. „Denn bedenke wohl, es ist eine kleine Stadt!"

Und sie, — nein, daß sie es nicht verstehn konnte! Die Stadt sei doch jetzt nicht kleiner als im Anfang? Nein, nein, mein Freund, du bist es, der sich verändert hat!

* * *

Obgleich es nun tüchtig geregnet hatte und die Flößerei ausgezeichnet vorwärts kam, machte der Ingenieur doch auch jetzt keine Ausflüge flußauf- und flußabwärts; er sah aus, als suche er Vorwände, vom Hause abwesend zu sein, und sein Gesicht erschien in dieser Zeit ganz vergrämt.

Eines Tags befahl er mir, zu Grindhusen zu gehn und ihn zu holen.

„Soll er nun verabschiedet werden?“ dachte ich. „Aber Frau Falkenberg hat ja Grindhusen, seit sie hier ist, noch mit keinem Auge gesehn! Was kann er ihr denn getan haben?“

Ich hole also Grindhusen. Er meldete sich sofort beim Ingenieur, und dieser setzte den Hut auf nnd ging mit ihm aus. Droben am Fluß entschwanden sie meinen Augen.

Später am Tage kam Grindhusen in mein Logierhaus und hätte mir gern etwas erzählt; aber ich fragte nach gar nichts. Abends schenkten die Flößer Grindhusen Brantwein ein, da konnte er nicht länger schweigen. Was denn das für ein Geschwisterkind von dem Inspektor sei, das er da auf Besuch habe? Ob es denn nicht bald wieder abreise? — Das wußte niemand. Und warum sie denn abreisen solle? — „Ach was, solche Geschwisterkinder, das ist lauter Humbug und das reine Verderben,“ erklärte Grindhusen. „Es wäre viel besser, der nähme eine zu sich, die er heiraten könnte; und das hab ich ihm auch gesagt.“ — „Das hast du zu ihm gesagt?“ fragte nun jemand. — „Jawohl, das hab ich, ich spreche mit dem Inspektor akkurat wie mit einem von euch,“ sagte Grindhusen, indem er sich in seiner guten Stimmung ordentlich brüstete. „Warum meint ihr wohl, daß der Herr Inspektor mich hat holen lassen? O, ihr bringt es nicht heraus, und wenn ihr Euch bis morgen früh die Köpfe darüber zerbrecht! Na also, er hat mich nur holen lassen, um sich mit mir zu unterhalten. Ja, nur um sich mit mir zu unterhalten. Das ist zwar nichts Besondres, er hat es früher auch schon getan; aber diesmal tat er es nun auch.“

„Aber was hat er denn mit dir besprochen?“ wurde gefragt.

Da tat Grindhusen sehr wichtig und wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus.

„O ich bin nicht so dumm, daß ich mich nicht mit einem Mann unterhalten könnte,“ sagte er, „und ich bin auch nicht aufsätzig, so viel ich weiß. ‚Du, Grindhusen, du hast ja wohl dies oder jenes nötig,‘ sagte der Inspektor. ‚Hier hast du zwei Kronen,‘ sagte er. Ja, akkurat, so sagte er, und wenn ihr mir nicht glauben wollt, dann könnt ihr hier die zwei Kronen sehn. Hier sind sie . . .“

„Aber worüber habt ihr denn gesprochen?“ riefen mehrere auf einmal.

„Das sollte Grindhusen wohl eigentlich nicht wieder erzählen,“ warf ich ein.

Mir war der Gedanke gekommen, der Ingenieur müsse sehr verzweifelt und unglücklich gewesen sein, als er Grindhusen durch mich hatte holen lassen. Er war noch unerfahren in der Welt, und wenn ihm irgend etwas in die Quere kam, brauchte er gleich jemand, dem er sich mitteilen konnte. Nun ging er niedergeschlagen umher, hatte Mitleid mit sich selbst; es war, als wolle er allen zu verstehn geben, welchen Kummer Gott ihm auferlegte, indem er ihn in seiner Lustigkeit nicht weiter machen ließ. Dieser Sportsmann mit dem breiten Gesäß war ja nur ein Zerrbild von Jugendluft, ein weinender Spartaner. Was für eine Erziehung er wohl gehabt haben mochte?

Ach, wenn der Ingenieur im reifen Alter stünde, würde ich sicher mancherlei Entschuldigungsgründe für ihn gefunden haben; jetzt haßte ich ihn wohl wegen seiner Jugend. Was weiß ich? Aber er kam mir wie ein Zerrbild vor.

Auf die vorhin erwähnte Bemerkung hin sah Grindhusen mich an, und alle andern sahn mich auch an.

„Es ist wohl möglich, daß ich es nicht erzählen soll," sagte Grindhusen einlenkend.

Aber die Flößer widersprachen.

„Warum soll er es nicht erzählen? Wir haben nicht die Absicht, es weiterzutragen."

„Nein," sagte ein andrer. „Aber du gehörst vielleicht selbst zu denen, die klatschen und dem Inspektor Flöhe ins Ohr setzen."

Jetzt bekam auch Grindhusen wieder mehr Mut, und er sagte:

„Ich sage, was ich will — bemüh du dich nur nicht —, ich erzähle akkurat, was ich will. Jawohl, denn ich sage nichts, als was wahr ist. Und wenn du es vielleicht wissen willst, so wird der Inspektor auch nächstens zu dir kommen und dir eine kleine Neuigkeit mitteilen. Ja, das tut er akkurat", sagte er noch einmal. „Du brauchst dich also gar nicht darum zu kümmern. Und was das anbelangt, daß ich dies oder jenes erzähle, so sage ich nur, was wahr ist; vergiß das nicht! Jawohl. Und wenn du wissen willst, was ich weiß, so ist sie dem Inspektor nur zum Kummer und Aergernis da, und er kann ihretwegen nicht mehr in die Stadt gehn. Sieht das nach einem Geschwisterkind aus?"

„Nein, nein," sagten die Flößer, um Grindhusen zu beruhigen.

„Was meint ihr wohl, warum er nach mir geschickt hat? Ja, ja, da sitzt der Mensch, der mir den Auftrag ausgerichtet hat, aber man wird in den nächsten Tagen schon auch nach ihm schicken, so viel konnte ich vom Inspektor verstehn. Mehr sag ich nicht. Und in Beziehung auf das, was ich erzähle, da kann ich nur sagen, der Inspektor ist wie ein Vater gegen mich gewesen, und ich müßte aus hartem Stein sein, wenn ich etwas andres sagen würde. ‚Hör, Grindhusen, es ist mir heut so schwer und traurig ums Herz, kannst du mir nicht einen guten Rat geben?' sagte er zu mir. — ‚Nein,' sagte ich, ‚aber der Herr Inspektor wird sich schon selbst raten können,' sagte ich; ja, akkurat diese Worte antwortete ich. — ‚Nein, ich weiß wahrhaftig nicht, was tun,' sagt er dann; ‚aber da sind diese elenden Weiber dran schuld,' sagte er. — ‚Ja, wenn die Weiber etwas dabei zu tun haben, dann ist es nicht zum aushalten,' sagte ich. — ‚Ja, das ist wahr und wahrhaftig', sagte er. — ‚Aber der Herr Inspektor wird ja wohl tun, was er für gut hält, und ihnen dann ein paar hinten aufmessen,' sagte ich. — ‚Ja, bei Gott, ich glaube, du hast Recht, Grindhusen,' sagte der Inspektor aufgeräumt.

Fortsetzung im nächsten Heft

Victor Holländer:
Die Berliner Operette

Eigentlich gibt es ja gar keine Berliner Operette. Das heißt: Sie blüht im Verborgenen, ist der Oeffentlichkeit unbekannt, und die Theaterdirektoren wollen durchaus nichts von ihr wissen.

Wenn ich annehme, daß einer oder der andere von den Berliner Komponisten den Ehrgeiz hätte, eine richtige Operette zu schreiben, d. h. das, was man heute darunter versteht, dann könnte er die Sache nur so anfassen, daß er sein Opus nach Wien schickte, dort die Aufführung und den Erfolg durchsetzte und dann erst nach Berlin zurückbrächte. Ohne den Stempel des Wiener Erfolgs ist heute eine Operette in Berlin beim Theaterpublikum und vor allem bei den Theaterdirektoren nicht beglaubigt. Kein Berliner Theaterdirektor hat den Mut, eine Operette herauszubringen, die nicht vorher den Wienern gefallen hat.

Die Wiener Operette beherrscht absolut die Berliner Operettenbühnen: Fall, Lehar, Oskar Strauß. Die Berliner Operettenverhältnisse sind so ein getreuer Spiegel der Marktverhältnisse in Wien. So sind hier jetzt auch bei uns Reinhardt und Eysler, ganz wie in Wien, in den Hintergrund gedrängt. Wenn ein Theater in Wien einen Operettenerfolg hat, dann hält es den Erfolg so lange fest, wie nur möglich, versucht 300 und 400 Aufführungen, und für die anderen Operetten ist der Weg in die Oeffentlichkeit verrammelt. Nach den Begriffen, die ein Wiener Theaterdirektor infolge der Massenaufführungen der Lustigen Witwe, der Dollarprinzessin und des Walzertraums heute hat, beginnt nämlich ein rechter Erfolg erst mit 400 Vorstellugen en suite. Wenn eine Operette es in Wien zu nicht mehr als 50 oder sogar hundert Aufführungen bringt, dann ist sie eben so gut oder so schlimm wie durchgefallen.

Nun ist die Zahl der Operetten, die in einem Jahr durchfallen können, kaum begrenzt. Die Ausstattung einer neuen Operette kostet nämlich gar nicht so viel Geld, wie man denkt. Es lassen sich dazu die ältesten Kulissen verwenden, ohne daß das Publikum davon etwas merkt, und ich habe mir von Leuten, die es wissen müssen, erzählen lassen, daß ein Wiener Theaterdirektor erst in diesem Jahr eine Operette nach sechs schwachen Proben zur Aufführung gebracht hat. Nun weiß auch der routinierte Theaterdirektor nie, was sich auf dem Programm halten, nicht einmal, ob eine einzelne Nummer gefallen oder abfallen wird. Bei den Proben kann man da regelmäßig die verschiedensten Meinungen der Mitwirkenden und sonstigen Beteiligten hören, und es kommt in der Regel anders, als man sichs gedacht hat. Die Erfahrung lehrt, daß ein besetztes Haus auf einen gesprochenen oder gesungenen Witz anders reagiert, als ein Auditorium von Schauspielern, Regisseuren, Musikern und Kritikern. Schließlich ist sogar die Aufnahme am ersten Abend nicht absolut maßgebend für das fernere Schicksal einer Operette, und ich erinnere nur daran, daß die Kritik dem Walzertraum nach der ersten Aufführung ein kurzes Dasein vorausgesagt hat. Der große Erfolg hängt von tausend undefinierbaren Faktoren ab, von denen kein Mensch voraussagen kann, wie sie zusammenwirken werden. Selbst die älteste Erfahrung lehrt uns nicht viel mehr als daß auch die älteste Erfahrung trügt.

Da jeder Theaterdirektor unter solchen Umständen mit Nieten rechnet, nimmt er eine unendliche Anzahl neuer Kompositionen an, immer in der stillen Hoffnung, daß die Komponisten nur möglichst lange sollten warten müssen. So herzlos sind die Bühnenleiter.

Paris produziert heute nichts Nennenswertes auf dem Gebiet der Operette, im Gegenteil werden die Wiener Operetten auch nach Paris exportiert und erfreun sich dort fast derselben Beliebtheit wie bei uns.

Meine Meinung ist es nun nicht, daß diese Zustände ewig dauern werden. Erstens ändert sich der Geschmack des Publikums, und vor ungefähr zehn Jahren lag die Operettenproduktion auch in Wien ganz darnieder. Das heißt: es wurden auch damals Operetten geschrieben, aber

sie machten auf das Publikum keinen besonderen Eindruck. Lehars „Rastelbinder" war der erste große Erfolg, welcher den allgemeinen Bann brach, der auf der Operettenkomposition lag. Ich erinnere nur an den feinen „Opernball" von Richard Heuberger, der es meines Wissens auf mehr als 30 en suite-Aufführungen nicht gebracht hat. Uebrigens hatte die Operette in ihren klassischen Tagen niemals so gesegnete Zeiten wie heute. Bei den Werken von Johann Strauß, von Millöcker, von Offenbach waren fünfzig Aufführungen hinter einander eine Seltenheit, und die Operetten, deren Hauptrollen Girardi heute kreiert, gibt es auch jetzt kaum je hundert Aufführungen. „Der Zigeunerbaron" z. B., „Der lustige Krieg", „Die Fledermaus", die doch eine außerordentliche Lebensfähigkeit hatten und noch heute verdienten, öfter gespielt zu werden, sind zunächst höchstens 70 mal nacheinander gespielt worden.

Eines Tags kann sich sehr leicht wieder eine gewisse Operettenmüdigkeit beim Publikum einstellen. Ferner aber ist es auch sehr wohl möglich, daß die Wiener Operette in ihrer heutigen Gestalt den Menschen, die ins Theater gehen, nicht mehr gefällt. Und ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß es dann auch eine Berliner Operette geben wird. Warum sollte auch ein Berliner Komponist nicht eine Operette schreiben, und warum sollte das Berliner Publikum nicht ein solches Opus vertragen können? Ich kenne einen Berliner Komponisten, der sich seit Jahren darum bemüht, eine richtige Operette zu schreiben, zum Unterschied von den Singspielen, die man hierzulande Revuen nennt. Genau genommen hat doch schließlich die Operette keine einzige Eigenschaft, die ein Berliner Komponist bei einigem ernsten Willen auch aufbringen könnte. Wir sind nicht flacher, nicht gewöhnlicher als die Wiener, lieben die Melodie genau so sehr und empfinden auch nicht anders als unsere Bundesgenossen an der Donau.

Wenn die Berliner den Ehrgeiz haben werden, eine eigene Berliner Operette zu haben, werden sie das auch erreichen können.

Professor Artur Kampf
Die Kunststadt Berlin

Eine Kunststadt kann man Berlin kaum nennen. Dazu ist die Stadt zu groß, die Menschen dazu zu arbeitssam, haben zu wenig Zeit, und die Künstlerkolonie ist im Verhältnis zur Einwohnerzahl zu klein. Das ist übrigens in andern Großstädten nicht anders, mit Ausnahme von Paris, und selbst in den Provinzstädten haben sich die Verhältnisse in der letzten Zeit in ähnlichem Sinne gewandelt. Ich denke dabei z. B. an Düsseldorf, dessen Kunstbewegung ich etwa seit dreißig Jahren genau verfolgen konnte. Die Industrie hat sich dort in den letzten zwanzig Jahren gewaltig geändert, sie ist maßlos gewachsen, der Künstler sind es kaum mehr geworden, und so hat das Bild gewechselt. Vor dreißig Jahren war Düsseldorf ein Kunstzentrum, heute ist es ein Industriemittelpunkt.

Nichtsdestoweniger gibt es in Berlin viele Menschen, die sich für künstlerische Dinge lebhaft interessieren, und es gibt auch eine ganze Reihe reicher Leute, die Kunstwerke erwerben.

Wir haben hier einige sehr große Privatgalerien, die freilich nicht so alt und so berühmt sind, wie gewisse Privatgalerien von Paris, London oder Wien. Das kommt daher, weil Berlin eben eine weitaus jüngere Stadt ist. Trotzdem hat wohl Berlin die bedeutendsten Privatgalerien Deutschlands, z. B. Galerie Carstanjen, Ravené, Arnhold, Eduard Simon, James Simon, Mosse, Huldschinsky etc.

In früheren Jahrhunderten war es der Adel und die Kirche, welche die Kunst und die Künstler förderte, heute hat der Bürger diese hohe Mission übernommen, vor allem der Industrielle und Kaufmann, und unter diesen hauptsächlich die Juden.

München ist heute nicht mehr die Kunsthauptstadt Deutschlands, wie es das bis zur zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war. Dank einer größern Zahl reicher Leute, die lebhafte Nachfrage nach Kunstwerken halten, und dank der Tätigkeit leitender Persönlichkeiten der Berliner Kunstinstitute befindet sich Berlin in einer bedeutsamen Entwicklung, so daß wir im Mittelpunkt des Kunstlebens und Kunsthandels stehn und darin sogar Paris und London Konkurrenz machen. Unsre Museen, die jüngsten Europas, stehn in der vordersten Reihe und haben internationale Bedeutung.

Obwohl es in Berlin viele Menschen gibt, die sich für Kunst interessieren, so hat der Berliner Künstler es doch schwerer als seine Kollegen in andern Städten, da das Getriebe und Hasten der Millionenstadt ein wirkliches Genießen von Kunst fast unmöglich macht.

Nicht ernste und große Kunst, sondern nur Tagessensationen haben Aussicht auf, allerdings vorübergehenden, Erfolg.

Wie überall, so ist es auch bei uns, die Mode in der Kunst, die das gestern Geschaffene heute verwirft, Parteien und Cliquen schafft und das Publikum confus macht.

Rundschau

Léon Gambetta

Nach den Enthüllungen von Madame Juliette Adam

Im neuesten Band ihrer Erinnerungen; „Après l'abandon de la revanche" (Nachdem die Rache aufgegeben worden) zerstört Mm. Juliette Adam das Götzenbild, das die republikanische Legende von dem berühmten Volkstribunen, dem Organisator der Massenerhebung und schlauen Vorbereiter der blutigen Abrechnung mit dem siegreichen Deutschland, auf dem Altar der Volksgunst errichtet hat.

Gambetta, der feurige Redner des quartier latin, Bohémien der Journalistik und Advokatur, hatte der ersten Einladung zu den erlesenen Diners im internationalen Salon der Madame Adam Folge geleistet und war als nonchalanter Südländer in einer abgetragenen Jacke über dem gelben Flanellhembe erschienen; Kravatte, Weste und Uhr schienen dem Volksredner der Studentenkneipen überflüssige Eitelkeiten.

Als echter Italiener — Gambetta wurde einem Genueser Kaufmann von einer Provenzalin zu Cahors geboren — wandelte sich der Politiker rasch zum echten „Pariser" mit allen Eigenschaften und Lastern, die unter dieser Bezeichnung begriffen werden.

Seine Bewunderung für die Damen und für die Huldinnen bedenklichen Rufs . . ., von denen eine seinem geheimnisvollen Tode nicht fernstand, haben den Politiker und Parteiführer wiederholt in schlimme Lagen und Gefahren gebracht. Ein Skandal abscheulicher Art bedrohte ihn gerade während seines epischen Kampfes gegen den Marschall Mac Mahon, als die allgemeinen Wahlen die Niederlage des Marschalls und — gleichzeitig mit dem Tode des Historikers Adolphe Thiers — den Triumph der Republik besiegelten. Damals wurde die Kandidatur von Jules Grévy für die Präsidentenwürde mit Hochdruck betrieben.

Mm. Adam rettete ihren Schützling in einer Form, die ziemlich romanhaft klingt. Im „Figaro" war eine verhüllte Drohung gegen Gambetta erschienen; man zischelte von Enthüllungen, die das Idol der Volksgunst von seinem hohen Piedestal herunterschmettern mußten. Eine alte Freundin Gambettas brütete Rache dafür, daß sie einer jüngern geopfert worden war, und versuchte gleichzeitig aus ihrem Privathandel ein schönes Stück Geld herauszuschlagen, was galante Damen allzeit gebrauchen können; sie hatte darum Schritte getan, um die bloßstellenden Briefschaften Gambettas erbittertstem Feinde, Mr. E. Rouher, anzubieten.

Eines Abends kam Mr. Girardin zu Mm. Adam, um ihr alles zu bestätigen, was ihm in dieser trüben Angelegenheit Mr. Spuller, Gambettas Getreuester, im Geheimen anvertraut hatte. Es handelte sich um eine sichere Jeanne Marie P. . . . — Madame de la Rue Roquelin — die in der Halbwelt auch mit einem Adelstitel paradierte: sie nannte sich La comtesse de Saint-M. . . . Im Jahre 1869 besaß sie schon ein Vermögen von ca. 40000 Frank Rente; sie dachte daran, sich zu-

rückzuziehn. Mit der listigen Bitte um juristische Ratserteilung hatte sie sich Gambetta genaht, ihn in ihre Netze gezogen und war seine Freundin geworden. Ihr Verhältnis hatte bis zum Jahre 1876 gewährt, dann war sie einer jüngern geopfert worden.

Girardin und die andern Freunde baten Mm. Adam, alles aufzubieten, um zu verhindern, daß jene Dokumente, die Gambetta mehr als lächerlich machen mußten, seinen Feinden in die Hände fielen. Mm. Adam ließ darum sofort Mr. Gambetta rufen und fragte ihn: „Was ists mit jenen Briefen?"

„Ich weiß nicht mehr genau", erwiderte kleinlaut der Volkstribun, „aber unter jenen Briefen befinden sich einige, worin ich recht scharfe Urteile über bekannte Persönlichkeiten abgebe. Dann dürfte mir jene Dame auch verschiedene Staatsdokumente entwendet haben. Und dann . . . und dann . . . Ja, da ist vor allem eine Photographie, die ich ihr mit einer Widmung geschenkt habe, mit einer Widmung, die mir in diesem Augenblick höchst fatal werden könnte . . . grad heraus: es wäre mein Ruin!"

So suchte denn Mm. Adam die famose Gräfin de Saint-M. . . auf, jene Dame, von der Gambetta zu sagen pflegte, daß sie am Tage seine Mutter schien und am Abend seine Schwester.

„Was enthalten jene Schriftstücke?" fragte die Schriftstellerin.

„Es sind Staatsdokumente und Briefe von Damen Ihres Standes," antwortete die verlassene Geliebte, „Staatsdokumente mit Randglossen von seiner Hand, und außerdem ist noch ein Bild dabei mit einer Widmung, einer eigenhändigen Widmung von Gambetta, die ihn jetzt schwer gereun dürfte . . ."

„Und das alles wollen Sie jetzt an seine Feinde verkaufen?"

„Rächen will ich mich. Ich war seine Freundin in schlimmen Tagen und in guten, und jetzt bin ich fortgejagt worden wie eine Magd."

„Sie haben ihn also sehr geliebt?"

„Mit all der Leidenschaft und Hingabe, deren eine Frau fähig ist."

Der Preis für die bedenklichen Schriftstücke war schon mit den Todfeinden des Volkstribunen vereinbart: dreißigtausend Frank. Allein Mm. Adam wußte so meisterhaft den Ton zu treffen, der den Weg zum Herzen der Verlassenen fand, daß die „Gräfin" den Plan des schmachvollen Handels fallen ließ. Sie begnügte sich mit sechstausend Frank, deren sie im Augenblick dringend bedürfe. Mit allerhand Zweifeln und Verzögerungen und nach langem Zaudern mit vielen Ausflüchten wurde endlich der verhängnisvolle Packen Mm. Adam überreicht. Nachdem die zwei Bündel Briefe und Staatsurkunden übergeben waren, ergriff die „Gräfin de Saint-M. . ." hastig eine Briefhülle und zog daraus die famose Photographie hervor, die sie der Schrifterstellerin brüsk vor die Augen hielt. Die eigenhändige Widmung Gambettas lautete:

„A ma petit reine que j'aime plus que la France." (Meiner kleinen Königin, die ich mehr liebe als Frankreich.) Léon Gambetta.

Daß Gambetta die „revanche" aufgab und im geheimen Einverständnis mit dem Fürsten Bismarck seinen Freund Waddington als Abgesandten Frankreichs zum Kongreß nach Berlin sandte, kann Mm. Adam ihrem berühmten Freunde nicht verzeihn. Die ersten Fäden zwischen dem eisernen Kanzler und dem südländischen Volksmann waren durch die Freifrau Henckel von Donnersmarck, geborene Païva, gesponnen worden. Frankreich legte die

Hand auf Tunis und entzweite sich dadurch gründlich mit Italien.

Bald fühlte sich der „Politiker" aus Cahors wie ein Grand Seigneur des alten Regiments; „der Patriot Gambetta war gestorben," klagt Mm. Adam. Der ehemalige Volksmann im gelben Flanellhemde zeigte all die grotesken Laster des Emporkömmlings. Zuerst nahm er Frankreichs berühmtesten Koch, Mr. Trompette, in seine Dienste, der für ein Jahresgehalt von 36000 Frank seinem Herrn durch die mit allem Raffinement gewürzten Speisen zuerst eine ungesunde Beleibtheit anhing. Das Schlemmerleben mit seinen Ausschweifungen im Trinken und in der Liebe und die schweren Havannas mit ihrem moosigen Deckblatt brachten dem ruhelosen Geist die Schlaflosigkeit; der Morphiumgenuß führte zu einem Nervenleiden. Schließlich war Gambettas starke Konstitution durch Schaudinns Spirochaeten und den Alkohol, durch die drogenüberreiche Nahrung, durch das Nikotin und das Morphium untergraben; er hatte keinen guten Tropfen Bluts mehr im Leibe. Der „Löwe der Vogesen" war fett, aber kraftlos und unsicher geworden: er wollte in fieberhafter Hast politische Erfolge über Erfolge innerhalb kürzester Frist erzwingen und besuchte „sogar" — also seufzt Mm. Juliette mit Bitternis — das Hotel der Deutschen Botschaft in Paris. Die „Rache" trat völlig in den Hintergrund vor der großzügigen Kolonialpolitik in Afrika, die Jahrzehnte später die Republik nach Madagaskar und Marokko führte.

In jenen Tagen besuchte Gambetta zum letzten Mal den Salon der Mm. J. Adam und ließ sich zum Scherz die Karten schlagen.

Die Prophezeiung lautete düster: „Zuerst kommt der moralische Sturz, und ihm folgt die Ermordung."

„Seltsam!" — murmelte Gambetta, „man hat mir wiederholt vorausgesagt, daß ich eines gewalsamen Todes sterben werde." — — —

Wenige Wochen später krachte der winzige Revolver in der Hand von Mademoiselle Léonie Léon — aus Versehn?"

F. L.

Der wahre Todestag Dante Alighieris

In Ravenna, wo das weströmische Kaisertum seine letzte Zuflucht gefunden hat, wo Thumelicus, der Sohn des Cheruskerfürsten Hermann, als Gladiator heranwuchs, wo Odoaker, der kühne Führer der Heruber, durch Mörderhand sein Leben verlor, wo für die Hünengestalt des Gothenkönigs Theodorich das massive Grabmal errichtet wurde, hat Dante sein letztes Asyl und die Ruhe für Zeit und Ewigkeit gefunden, der Philosoph, Politiker und Poet, der die Idee dieses Kaisertums zu neuem Leben zu erwecken versuchte.

Der dreimal zum Tode verurteilte Flüchtling hat um die Jahreswende 1316/17 die Gastfreundschaft des Herrn Guido von Polenta, Gebieters über Ravenna und Cervia, angenommen. Der Dichter hat hier Poetik und politische Rednerkunst gelehrt. Als seine Schüler wurden ermittelt: Guido Polenta, Piero di Giardino, Menghino Mezzani, der im Briefwechsel mit Antonio da Ferrara und Francesco Petrarca trat, und Bernardo Cannaccio, der ums Jahr 1357 die Grabschrift: „Jura Monarchiae" auf Dantes Urne meißeln ließ.

Das liebliche Idyll, Dantes Tochter Beatrice sei von Florenz nach Ravenna geeilt, um den alternden Vater im Exil

zu trösten und nach seinem Tode Zuflucht in einem Kloster zu suchen, von wo aus sie in der Stille den rasch wachsenden unermeßlichen Ruhm ihres Vaters und die Ungerechtigkeit der Menschen betrachten konnte, hat leider der strengen Kritik nicht Stand halten können. Dante ist einsam, von der Ehegattin und allen Familienmitgliedern verlassen, in der Verbannung gestorben, und zwar am Abend des Kreuzerhöhungsfestes im Jahr 1321.

Das Todesjahr 1321 war nie bestritten wie das Geburtsjahr: Mai 1265, wohl aber der Tag seines Hinscheidens. G. Villani läßt Dante im Juli, andre im Mai hingehn. Dieser Irrtum kommt daher, daß einige die Kreuz-Erhöhung (14. September) mit der Kreuz-Auffindung (3. Mai) verwechselt haben.

Nach Boccaccio starb Dante im „September am Kreuzestag." Filippo Villani und Benvenuto von Imola haben dieselbe Angabe. Ebenso die von Pelli in Siena eingesehene Handschrift und der Codex Paris 69.

Wegele und Scheffer-Boichorst haben beide irrtümlich den 21. September genannt.

Die katholische Kirche feiert dieses Fest schon Jahrhunderte vor Dantes Tod am 14. September.

Nun heißt es aber in den zuverlässigsten Handschriften, die älter als das Jahr 1360 sind, daß Dante eine Stunde nach Eintritt des Abends am Kreuzerhöhungsfest seinen letzten Atemzug getan habe. Diese Angabe ist bedeutsam, denn sie löscht das Datum des 14. September.

Einzig und allein maßgebend für Berechnung wichtiger Ereignisse im ganzen Mittelalter ist der Kalender der katholischen Kirche. Nach der Lehre der Kirche beginnen die Feste mit der an ihrem Vorabend gesungenen Vesper (Vigil) und schließen nicht etwa um Mitternacht des Kalendertags, sondern mit Ausgang der Vesper des Festtags selbst.

Das Fest der Kreuzerhöhung begann am 13. September mit der Vesper (Vigil), und daraus folgt, daß Dante in der Abendstunde zwischen 7 und 8 Uhr des 13. September 1321 seinen Geist aufgab.

Diese Tatsache bestätigt G. del Virgilio in seiner Grabschrift für Dante: „Mille trecentis ter septem Numinis annis ad sua septembris idibus astra redit."

Der Herr Ravennas, Polenta, hat die Bahre seines Gastfreundes mit dichterischem Schmuck geehrt und auf die Brust des Toten sein Buch gelegt, ob die „Monarchia" oder die „Göttliche Komödie", ist nicht mehr zu ermitteln. Die Leiche ist sodann auf der Schulter von Ravennas angesehensten Bürgern ins Kloster der „Mindern Brüder" getragen und unter allgemeiner Wehklage bestattet worden. Darauf kehrte Guido von Polenta mit seinem Gefolge in Dantes Wohnhaus zurück und hat dort nach altem Brauche die Gedächtnisrede auf dessen hohe Wissenschaft und Tugend gehalten zum Trost seiner Schüler und Freunde; gleichzeitig versprach er — falls ihm Leben und Macht gefristet würden — ein würdiges Denkmal für den großen Florentiner aufzurichten.

Allein schon das Jahr darauf wurde Guido von Polenta aus Ravenna verjagt.

Anno 1329 ließ der Kardinallegat Bertrand de Poget Dantes „Monarchia" als häretisch verbrennen und wollte die Gebeine ihres Autors im Minoritenkloster ausgraben und verbrennen lassen. Also berichtet der Jurist Bartolo von Sasserato. Nur dem energischen Eingreifen des vornehmen Florentiners Pino della

Tosa und des Herrn Ostagio da Polenta war es zu verdanken, daß Italien von dieser Schmach verschont blieb.

pp.

Unsre Spezialnummer Berlin

Die vorliegende Nummer sollte ein möglichst geschlossenes Ganzes sein, sollte ein Spiegel des vielgestaltigen, vielfarbigen Bildes Berlins werden, sollte die Hauptstadt des Reichs, ihre Schönheiten und Fehler, beleuchten. Eine solche Riesenarbeit konnte natürlich auf begrenztem Raum nur höchst unvollkommen gelingen. Wir wollens später vielleicht noch einmal versuchen und das Bild ergänzen, indem wir demnächst noch eine Reihe der wertvollen Beiträge abdrucken werden, die diesmal zurückbleiben mußten. — Oberbürgermeister Dr. Kirschner und Bürgermeister Dr. Reicke, die die Güte hatten, uns für dieses Heft Beiträge aus ihrer Feder zuzusagen, konnten in letzter Stunde wegen Ueberlastung mit Amtsgeschäften ihr Versprechen leider nicht erfüllen.

Esperanto

Wohl alle Leser von „Nord und Süd" werden schon manchmal von dieser Weltsprache gelesen und gehört haben, deren Fortschritte in den letzten drei Jahren so gewaltig waren, daß es wohl angebracht ist, einige Zeilen darüber zu schreiben.

Die Weltsprachenidee ist durchaus nicht erst eine neuzeitliche, sondern schon vor Jahrhunderten haben sich große Männer, wie z. B. Leibnitz, Bacon und andre bemüht, diese Idee zu verwirklichen.

Aber erst der Neuzeit blieb es vorbehalten, das Weltsprachenproblem zu lösen, und dies Verdienst gebührt dem Warschauer Arzte Dr. L. L. Zamenhof, der unter dem Pseudonym „Doktoro Esperanto" im Jahre 1887 ein Projekt zur Lösung des Weltsprachenproblems veröffentlichte; diese Sprache, nach dem Pseudonym ihres Verfassers „Esperanto" genannt, findet jetzt bei zweifellos nüchternen und objektiven Sprachforschern Anklang, und man betreibt eine sehr energische und geschickte Agitation, um alle Kreise für den Gebrauch dieser Sprache zu gewinnen, denn man ist sich längst darüber einig, daß ganz besonders für die Wissenschaft, für den Handel und Verkehr eine Weltsprache durchaus erwünscht, ja sogar oft notwendig ist. Man hatte sich früher mit der Meinung getragen, Englisch würde die Weltsprache werden, aber es ist bezeichnend, daß die Engländer selbst nicht daran glauben und auch vernünftig genug sind, nicht damit zu rechnen. Es ist undenkbar, daß jemals eine der lebenden Sprachen, wie z. B. Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Russisch usw. die Weltsprache werden könnte, denn diese Sprachen sind zu kompliziert, als daß jeder Mensch eine von ihnen neben seiner Muttersprache erlernen könnte. Eine Weltsprache muß äußerst leicht erlernbar sein, weil es sonst eben nicht möglich ist, daß sie von jedem Menschen erlernt werden kann.

Rundschau

Esperanto ist eine sehr leicht erlernbare Sprache, denn der Erfinder hat mit viel Geschick und Mühe seine Sprache so auszuarbeiten verstanden, daß ihre Grammatik äußerst einfach ist.

Daß sich der Wortschatz und die Ausdrucksweise an die lebenden Sprachen anlehnt, trägt ebenfalls dazu bei, die Erlernbarkeit und Verwendbarkeit im praktischen Leben zu erleichtern. Jeder Sprachkundige wird das ohne weiteres unterschreiben.

Aber trotz aller seiner Vorzüge würde Esperanto doch nie die Weltsprache werden, wenn es ihm nicht gelungen wäre, in allen Erdteilen und Staaten Anhänger und Vorkämpfer zu finden. Es gibt heute in mehr als vierzig Sprachen Esperanto-Lehrbücher, und in jedem Erdteil, in jedem Land, in jeder nur halbwegs bedeutenden Stadt finden wir heute bereits Esperanto-Vereine, deren Gesamtzahl zurzeit zwischen 1700 und 2000 schwankt. Mehr als 100 Esperanto-Zeitungen (darunter solche in Japan, Chile, Mexiko, Peru, Brasilien, Columbien) verbreiten, lehren und pflegen Esperanto, und mehr als hundert bedeutende Zeitungen haben bereits ständige Esperanto-Rubriken (z. B. das „Echo"). Weit mehr als 1000 Schulen lehren diese Weltsprache schon, und auf eine kürzlich ergangene Rundfrage antworteten 51 französische Handelskammern, daß sie die Esperanto-Bewegung fördern; nur eine erklärte sich zu wenig informiert, um für Esperanto eintreten zu können.

Mächtig schreitet die Bewegung vorwärts. Die Leipziger Handelshochschule hat seit dem letzten Semester den Unterricht des Esperanto in das Leseprogramm aufgenommen, auf der jetzt in Brüssel stattfindenden Weltausstellung ist eine Esperanto-Ausstellung, und solcher Erfolge kann sich das Esperanto noch hundertfach rühmen.

In der letzten Osterwoche fand in Paris ein katholischer Esperanto-Kongreß statt, auf dem 17 Nationen vertreten waren, und auf dem als alleinige Kongreß- und Verhandlungssprache Esperanto gesprochen wurde. In Paris erscheint bereits seit sieben Jahren unter dem Titel „Espero Katolika" (Die katholische Hoffnung) eine nur in Esperanto redigierte Monatsschrift. Außerdem erscheint dort „Le Catholique Espérantiste" in Französisch und Esperanto, und in Amsterdam der „Nederlanda Katoliko" (Der niederländische Katholik) in Esperanto und holländisch.

Schon heute leistet Esperanto der internationalen Polizei und den Missionen unschätzbare Dienste; allein in Dresden wird es bereits von über 160 Firmen für Auslandskorrespondenz verwandt. Namhafte Firmen, wie z. B. Seydel & Naumann, Yenidze, Hüttig, A.-G., die Sächs. Böhmische Schiffahrtsgesellschaft, Schokoladen-Rüger, Tinten-Bernhardi u. a. haben bereits Kataloge und Prospekte in Esperanto erscheinen lassen. Es ist natürlich wünschenswert, daß jeder, der sich für Esperanto interessiert, es auch erlernt. Interessenten können gegen Einsendung von 15 Pf. in Briefmarken ein

Esperanto-Lehrbuch mit aufklärenden Schriften vom Verband Deutscher Esperantisten (Geschäftsstelle: Leipzig, Kochstr. 61) portofrei erhalten.
Fritz Stephan (Leipzig).

Fürsten unterm Volk

Wir in Deutschland erleben doch noch hie und da, daß sich die Fürsten unters Volk mischen und den Kontakt mit der Außenwelt nicht scheun. Ohne Absperrungen, wie sie in Bad Nauheim diesen Sommer in den Fürstentagen notwendig wurden oder notwendig schienen, begeben sich deutsche Fürsten in die Bäder, und es macht fast den Eindruck, als ob sie sich wohl fühlten, einmal der höfischen Zwangs ledig zu sein. Unauffällig wurde im vergangenen Sommer eines Tages ohne vorherige Ankündigung eine grünweiße Flagge auf dem fürstlichen Badehotel im Kurpark von Wildungen gehißt. Dieses Muster eines kleinen, vornehmen, im amerikanischem Stil gehaltenen Luxus-Hotels beherbergte den greisen Herzog von Sachsen-Meiningen in seinen Mauern, und gewiß haben sehr wenige von den ca. 12000 Kurgästen Wildungens, die Heilung von ihren Leiden suchten, bemerkt, daß der alte Herr in der grünen Lodenjacke, der täglich mehrmals ohne Begleitung zur Quelle hinunterlief, mit den Brunnenmädchen schäkerte, sein Wasser trank und dann, so gut es sein Alter erlaubte, mit seinem gelben Hund die Berge hinaufkraxelte, ein deutscher Fürst war. Ich bin ihm oft auf einsamen Waldwegen begegnet oder habe ihn, da ich glücklicherweise noch einen rüstigern Schritt gehe als er, überholt, und er sah gar nicht so unnahbar aus, daß man ihn nicht hätte ansprechen und nach dem Wege fragen mögen oder eine Unterhaltung über das Wetter, das dort allerdings immer schön zu sein scheint, hätte anfangen können. Ich kann nicht Fürstendiener sein, sonst hätte ich mich vielleicht dumm gestellt und getan, als wüßte ich nicht, wer er sei, und mich ihm vorgestellt! Dahingegen war zu gleicher Zeit in demselben Hotel in demselben Bade ein russischer Fürst namens Orloff, aber nicht der, der in Friedberg diesen Sommer Dienst getan hat, das seit Jahren seine Wasser in aller Herren Länder versendet. Dieser russische Fürst hielt es anders. Mit katzenartiger Geschwindigkeit pflegte er täglich auf sein Automobil zu springen, das Steuer selbst in die Hand zu nehmen und neben seinem Diener davonzusausen. Erst wenn er mehrere Stunden vom Bade entfernt in einsamer Gegend angekommen war, pflegte er das Automobil zu verlassen und seine Spaziergänge zu machen. Hinten auf dem Auto war immer ein Koffer aufgeschnallt, sodaß es immer den Eindruck machte, als reise der Fürst im Auto ab. Aber er kam immer wieder. Ob es ein Frühstückskörbchen war, das er da hinten aufgeschnallt hatte? — dazu war es bedenklich groß, — oder gar Bombenschutz? — Hat dieser arme Fürst wirklich Angst vor den harmlosen Wildunger Kurgästen gehabt

oder vor den Eingebornen Waldecks? – Wie anders unser deutscher Herzog! Es war eine Freude, zu konstatieren, wie ihm täglich die Kur besser bekam. Kein Wunder, denn er saß ungeniert, frei von allem Zwang bei der Kurmusik in der Sonne und tat wie unsresgleichen. Man sah es ihm ordentlich an, wie wohl er sich fühlte in den schönen, deutschen Wäldern, wie gern er noch die aussichtsreichen Berge bestieg und wie froh er war, Mensch unter Menschen zu sein.

Ajax.

Dresdner Musik

Unser altberühmter Kreuzchor und sein derzeitiger Kantor, Kgl. Musikdirektor Otto Richter, ließen die Einweihung des neuen Rathauses nicht vorübergehn, ohne einen tiefern Blick in die Vergangenheit zu werfen, sich selbst einige Jahrhunderte zurückzuversetzen. Damals gabs Ratsmusiker, Stadtzinkenisten und einen Stadtschulsingerchor, die bei allen wichtigen kommunalen Ereignissen ihr tönend probatum est erklingen ließen. Diese schönen Gebräuche sind leider ganz verschwunden; aber zur Stunde, wo ungeheure Menschenmassen unser neues Rathaus staunend umstanden, und erwartungsvoll dem Aufziehn der Ratsgäste harrten, da ist eine solche schöne Sitte wieder aufgelebt: das Turmblasen. Während der Kreuzchor im Festsaal des neuen Gebäudes sich zum Vortrag der Bachschen Motette: „Singt dem Herrn ein neues Lied" rüstete, ertönten vom Turm eine ganze Reihe schöner alter Stücke, von denen einige, wie es denn damals so üblich gewesen, „zum Singen oder zum Spielen" eingerichtet waren. Das Programm hatte der Kreuzkantor, seinen bezopften Vorgängern darin auch ein Denkmal setzend, entworfen; es bestand aus Hans Leo Haslers „rhythmischem" Choral „Wo Gott zum Haus mit gibt sein Gunst" (1610), Heinrich Schützs Symphonia sacra von 1651 „O hilf, o Herr, laß wohlgelingen!", einer Sonate für zwei Chöre (auch zum Spielen) von Giovanni Gabrieli (1587), Bachs Kantatenhymnus „Auf, schmetternde Töne der muntern Trompeten!" aus dem König August III. gewidmeten Drama per musica und schließlich Julius Ottos Sachsenlied. — Das war am 1. Oktober; der Trompetenton scheint aber leider auch in alle hiesigen und auswärtigen Konzertbureaus gedrungen zu sein, als Lebens- und Tätigkeitswecker, denn kaum war er verklungen, stürzten auch schon Virtuosen und Künstler aller (Ton-)Arten auf unsre Stadt zu und fingen an, uns, die wir so gern friedlich beieinandersitzen, aufzumuntern zu teils lustigem, teils traurigem Musikgenießen und Disputieren. Zuerst galt es freilich eine Ehrenschuld abzutragen und den lieben, noch kämpfefrohen Draeseke, der nun 75 Jahre alt geworden ist, aber noch immer sein junges Herz freudig schlagen fühlt, den so allem neuzeitigen Musiktreiben abholden, jedoch nicht zu den schneidigsten Rittern der Lißt-Wagnerschen Schule gehörenden Schöpfer der Symphonia tragica, würdig an seinem Ehrentage zu feiern. Das geschah in ausreichender Weise durch zwei große Symphoniekonzerte, deren eins vom Berliner Blüthner-

Orchester ausgeführt ward, mehrere kleine musikalische Feiern und ein Kirchenfestkonzert, in dem die neueste Messe vom Chemnitzer Lukaskirchenchor unter Georg Stolz eine schöne Aufführung erfuhr. Dann aber prasselten die Pianisten los, gleich zwei oder drei an einem Tage, die Sänger zirpten oder brüllten, kurz, es war ein tolles Wettmusizieren. Wir haben es bis zu 5 großen Konzerten an einem Tage gebracht! Von besondern Ereignissen sei eine treffliche Aufführung von Lißts „Legende von der heiligen Elisabeth" durch die Dreyssigsche Singakademie unter Prof. Höfel genannt, die 400. stilvoll geratene Aufführung des „Lohengrin" im Opernhause, eine schöne Neueinstudierung von Mozarts „Entführung", die unsern prächtigen Bassisten Zottmayer viele Ehrungen gab, die Tanzabende Duncan-Sacharoff-Dalcroze, mehrere Kompositionsabende, von denen namentlich der von Prof. Albert Kluge mit seiner Passionsmusik a capella hervorzuheben ist, und schließlich noch die sehr beifällig aufgenommene Uraufführung des ledigen Gatten mit seinen hübschen, einschmeichelnden Melodien von Gustav Wanda.

Dr. Georg Kaiser.

Ein Brie von Johannes Schlaf

Weimar, den 6 11. 1910

Sehr geehrter Herr Doktor! In der Entgegnung, die Herr Prof. Meisel unter dem Titel „Johannes Schlaf und die kopernikanische Weltanschauung" im 1. Novemberheft von „Nord und Süd" gegen meinen im 1. Oktoberheft erschienenen Aufsatz „Meine fachmännischen Kritiker" veröffentlichte, erklärt er, daß er „mit dieser Angelegenheit zu Ende" sei, und auch die Redaktion will in einer beigefügten Fußnote mit dieser Entgegnung Prof. Meisels die Debatte über die „Unhaltbarkeit der kopernikanischen Auffassung" in „Nord und Süd" beendet sehn.

So wäre denn in der Tat die Debatte als solche beendet, und ich kann denn auch keineswegs daran denken, diese Zeilen als eine Fortsetzung der Diskussion einzusenden. Dennoch aber kann ich unmöglich außerstande gesetzt sein, gegen gewisse Auslegungen von Herrn Prof. Meisel eine Verwahrung einzulegen, die mir Vorwürfe zumuten, welche ich mir weder vor mir selbst noch vor der Oeffentlichkeit, einer Oeffentlichkeit sogar, die nun bereits seit einem Vierteljahr einen weitgehenden und von Tag zu sich nur mehr steigernden Anteil an meiner Jupiterfeststellung und der Debatte nimmt, die sich ihr seither angeschlossen und beständig weitergeht, gefallen lassen darf.

Und mit dieser Verwahrung bitte ich Sie denn, Sie, der seinerzeit meine Jupiterfeststellung annahm und mir und meiner Sache bisher stets ein bereitwilliger Beihelfer waren, mich zu Wort und Rechtfertigung kommen zu lassen! Eine weitere Debatte mit Herrn Prof. Meisel aber sollen diese Zeilen dann nicht mehr bedeuten. Würde sie doch auch vollständig zwecklos sein; denn wie dürfte ich, nach der Art, wie Prof. Meisel mir entgegnet hat, jemals hoffen, ihn zu überzeugen! — Eine Absicht zu solcher Ueberzeugung haben also die nähern Darlegungen des folgenden Zusammenhanges nicht: sie sollen lediglich dazu dienen, meine Verwahrung und öffentliche Rechtfertigung zu stützen gegen Ausführungen, die mir geradezu nachsagen, daß ich die Gepflogenheiten, die sich im Bereich einer anständigen Kontroverse geziemen, außer Acht gelassen hätte.

Herr Prof. Meisel zitiert einen Satz von mir, der sich auf S. 32 des 1. Oktoberheftes von „Nord und Süd" in meinem Aufsatze „Meine fachmännischen Kritiker" findet. Er lautet: „Worüber Herr Prof. Meisel mich belehren wollte, das wußte ich selbst. Nämlich daß, wenn die Erde um die Sonne läuft, die Planeten und Jupiter in Epizykloiden gehn, während ihre tatsächliche Bahn, also um die Sonne herum, eine — von ihren Exzentrizitäten abgesehn, — kreisförmige sein würde."

Zu diesem Satz glossiert Herr Prof. Meisel folgendermaßen:

„Das stimmt nur leider nicht ganz. Das, worüber ich ihn belehren wollte, wußte Herr Schlaf nicht." Herr Prof. Meisel macht mir dann den Vorwurf, ich hätte in meinem ersten Aufsatze („Nord und Süd", 1. Augustheft) an mindestens drei Stellen die Behauptung ausgesprochen, daß nach der kop. Theorie der Jupiter in der Opposition stillstehn müßte, während er tatsächlich in dieser Stellung das Maximum seiner rückläufigen Bewegung erreiche. Damit erwiese sich, daß ich von dem wirklichen Zusammenhang „der wahren und der scheinbaren Bewegung keine Ahnung hätte." Um mir diesen Zusammenhang klar zu machen, habe Herr Prof. Meisel seine lange Ausführung mit den zwei Zeichnungen in der „Frankfurter Zeitung" vom 6. August gehabt. Ich hätte dann ebendort in der Nummer vom 12. August den Irrtum, der mir passiert, „bereitwilligst" zugestanden. „Wie das im anständigen Kampfe (!) üblich ist, bin ich in meinem zweiten Aufsatz vom 15. August auf diesen Punkt dann nicht wieder zurückgekommen. Wenn Herr Schlaf jetzt aber so tut (!), als ob meine diesen Punkt betreffenden Ausführungen ganz überflüssig gewesen, nicht durch seinen groben Fehler veranlaßt worden wären, wenn er in dem Leser den Glauben zu erwecken sucht (!), ich hätte in übel angebrachter Schulmeisterei eine ganz unnötige Belehrung an den Mann bringen wollen, so muß ich dagegen energisch protestieren. Das war nicht hübsch von Herrn Johannes Schlaf."

Ich erkläre, daß diese Auslassung des Herrn Prof. Meisel eine Beeinträchtigung meiner sachlichen Reputation in dieser Angelegenheit bedeutet, die ich mir ganz unmöglich öffentlich so mit Ausschluß jeder Verwahrung gefallen lassen darf! Um so weniger, als sie sich, genau zugesehn, mit nichts rechtfertigt!

Was den „groben Fehler" bezw. Elementarschnitzer betrifft, den ich mir tatsächlich in meinem Aufsatz im 1. Augustheft von „Nord und Süd" habe zu schulden kommen lassen, so steht es damit so, daß ich ihn bereits vor der Kontroverse, die ich mit Herrn Prof. Meisel in der „Frankfurter Ztg." hatte, öffentlich zugestanden habe. Nämlich in einem Aufsatz in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" vom 5. August. Ich hatte Herrn Prof. Meisel in der „Frkft. Ztg." vom 12. August zwar nicht auf jenen Aufsatz der „Leipziger Neuesten Nachrichten", wohl aber darauf im allgemeinen aufmerksam gemacht, daß er mir des langen und breiten einen Elementarschnitzer nachgewiesen habe, den ich inzwischen bereits öffentlich eingestanden hätte. Nun kommt aber noch hinzu, daß Prof. Meisel, wie er das überhaupt unsre ganze Kontroverse hindurch fortwährend getan hat, wieder einmal über eins glatt und vollständig hinweggeht, nämlich darüber, daß ich in jenem Aufsatz der „Frkft. Ztg." vom 12. August der Mitteilung, ich hätte meinen Elementarschnitzer inzwischen öffentlich eingestanden, ausdrücklich hinzugefügt hatte: „Nämlich anstatt mit wirklicher Aufmerksamkeit auf den Hauptinhalt meines Aufsatzes (im ersten Augustheft von „Nord und Süd") einzugehn, auf die Feststellung der Jupiterschleife und die tatsächlich rückläufige Bewegung Jupiters, begnügt auch er (Herr Prof. Meisel) sich, mir ein Verfahren ausführlich und breit nachzuweisen, das zu korrigieren schließlich ja doch wohl die Intelligenz jedes halbwegs gescheidten Menschen genügt haben würde."

So steht die Sache. Prof. Meisel aber wird leider nicht gewahr, daß er sich ein Zugeständnis von mir zurechtlegt, das gar nicht vorliegt, nämlich ein besonderes Zugeständnis gerade an die gegen meinen Schnitzer gerichtete Ausführung seines Aufsatzes in der „Frkft. Ztg." vom 6. August, die ich also vielmehr angesichts meines bereits öffentlich erfolgten Zugeständnisses, und andrerseits deshalb als völlig überflüssig ablehnte, weil sie über das eigentliche Wesen meiner so wichtigen und so auffallenden Jupiterfeststellung hinwegging!

Wie verhält es sich nun aber weiter damit, daß Herr Prof. Meisel in seinem zweiten Aufsatz, vom 15. August „auf diesen Punkt dann nicht weiter zurückgekommen sei"?

Nun, mir für meinen Teil ist wirklich nur so viel bewußt, daß Prof. Meisel trotz seiner nachträglichen, gegenteiligen Behauptung dennoch noch einmal auf ihn zurückgekommen ist und daß er das einfach vergessen hat! Und er ist sogar abermals mit der bereits gekennzeichneten Ausführlichkeit „auf diesen Punkt" zurückgekommen! Oder ich wüßte anders nicht, wie folgende Stelle, die ich aus seinem Aufsatze vom 15. August wörtlich hierhersetze, zu verstehn sein sollte: „Wenn mich

auch das warme Lob (nun, nun!), das Herr Schlaf meinen Ausführungen (weniger doch wohl ihnen, als dem eingehenden sachlichen Interesse als solchem, das Herr Prof. Meisel mit seinem ersten Aufsatz an meiner Jupiterfeststellung bekundet hatte!) spendet, aufrichtig freut, so sehe ich doch mit Bedauern, daß er den Kern der Sache . . . immer noch nicht richtig verstanden hat — es bleibt mir nichts übrig, als das Wesen der relativen Bewegung von Grund aus zu erklären." Was denn nachher auch recht ausführlich geschicht

Ich denke also: Herr Prof Meisel war, entgegen seiner jetzigen Behauptung, demnach noch mal „auf diesen Punkt" zurückgekommen. Insofern nämlich seine Ausführungen über relative Bewegung und ihr Wesen sich ja, seiner eignen ausdrücklichen Erklärung nach, als Nachweis „meines groben Fehlers" (des bewußten Schnitzers) darstellen wollen!

Wenn ich nun also in meinem Aufsatz im 1. Oktoberheft von „Nord und Süd" noch einmal erklärt habe, daß Herrn Prof. Meisels Ausführungen über relative Bewegung auch in seinem zweiten Aufsatz vom 15. August überflüssig und durch mein sogar schon vor seinem ersten Aufsatz (vom 6. August) erfolgtes öffentliches Zugeständnis meines Schnitzers erledigt war, überflüssig war zudem deshalb, weil Herr Prof. Meisel verabsäumt hatte, auf das eigentliche und wesentlichste meiner Jupiterfeststellung einzugehn, so weiß ich wahrhaftig nicht, wieso mir Herr Prof. Meisel, und noch dazu gleich in einem so anzüglichen Ton, daraus einen Vorwurf macht! Ich könnte ja doch beim besten Willen nicht anders, als Herrn Prof. Meisel, so lange er überhaupt dabei bleiben würde, immer wieder darauf aufmerksam machen, daß alle diese seine Ausführungen über relative Bewegung völlig überflüssig sind, da er im übrigen beständig unterlassen würde, was unter allen Umständen nicht unterlassen werden darf, wenn die Kontroverse Sinn und Verstand haben soll: **nämlich vor allen Dingen erst mal auf meine Hauptsache und auf meine speziellern Jupiterfeststellungen einzugehn und sie zu untersuchen!**

Was ich im übrigen hier also mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen habe, ist der Umstand, daß Herrn Prof. Meisels Mitteilung den Anschein erweckt, ich hätte ihm in meinem Aufsatz vom 12. August lediglich klipp und klar und „bereitwilligst" meinen Irrtum zugestanden! Herr Prof. Meisel hat, durchaus unzulässiger Weise, unterlassen, seine Mitteilung dahin zu ergänzen, daß ich, **bereits damals**, und nicht erst in meinem Aufsatz im 1. Oktoberheft von „Nord und Süd", ihm erklärt habe: seine langen und breiten Ausführungen über den Schnitzer und über Relativität seien **überflüssig!** — Ich sollte meinen, das gibt der Sache ein recht sehr andres Gesicht!

Mit aller Entschiedenheit und allem Nachdruck verwahre ich mich dagegen, daß ich, etwa gar in einer Weise, die einer anständigen Kontroverse entgegen sei, erst nachträglich mit jener Erklärung der Ueberflüssigkeit von Herrn Prof. Meisels Ausführung über relative Bewegung gekommen sei! Sondern es steht jetzt ausdrücklich und nachgewiesenermaßen fest, so daß ich Herrn Prof. Meisel von Anfang an zur eigentlichen Sache gerufen habe!

Es sei mir jetzt nur gestattet, mich gegen den Ton zu verwahren, den Prof. Meisel bei Gelegenheit der diesmaligen weitern Ausführung über relative Bewegungen anwendet.

Er sagt, um zunächst den sachlichen Zusammenhang noch einmal in Erinnerung zu bringen: „Er (Schlaf) bemängelt meine Definition der Bewegung eines Punktes als eine relative Lagenveränderung gegen andre Punkte und will sie statt dessen als den Zustand einer grad- oder krummlinig sich vollziehenden Veränderung bezw. Weiterrückung seiner jeweilig momentanen Lage im Raum definieren. Grade das also, was für die relative Bewegung **wesentlich**, nämlich die Lagenveränderung gegen andre Punkte, will er streichen."

Ich möchte Herrn Prof. Meisel hier wohl in aller Höflichkeit um gefälligste Aufklärung ersuchen, warum er denn hier abermals über eine, wahrlich durchaus rechtschaffene und richtiger Feststellung bloß so hinwegschweigt, anstatt sie vorerst einmal gehörig zu berücksichtigen? Und warum er überdies meine eigentliche Definition von Bewegung, die ich in Paren-

these hinzugefügt habe, und die Bewegung in jedem wesentlichsten Betracht von Polarität aus definiert, so absolut wortlos übergangen hat?!

Wenn Herr Prof. Meisel hier mich so scharf angehende Dinge durchblicken lassen wollte wie: ich hätte meinerseits die Kontroverse nicht anständig durchgehalten, so hätte er weiß Gott denn doch wohl nur alle Ursache gehabt, etwas gewissenhafter und weniger nachlässig und drüberhinwegschweigend sich zu verhalten!

Im übrigen aber ist es noch nicht mal wahr, daß ich den so kompletten Unsinn begangen hätte, „gerade das, was für die relative Bewegung wesentlich, nämlich Lagenveränderung gegen andre Punkte," . . . zu „streichen"! Wie könnte ich das und hätte ichs gekonnt, da uns doch jeden Augenblick eine solche Lagenveränderung von Punkten unmittelbar sinnfällig ist! Ich habe außerdem Herrn Prof. Meisels Definition von Bewegung weniger „bemängelt", wie er sich auszudrücken beliebt, sondern habe sie positiv als unrichtig nachgewiesen! Und dagegen meine lediglich sehr richtige und sogar einzig mögliche Definition von Bewegung gestellt! Denn die Lagenveränderung eines Punktes gegen andern ist nicht das Wesen der Bewegung, sondern lediglich ein Merkzeichen, an dem wir Bewegung konstatieren können!

Wieder habe ich einmal mit allem Nachdruck zu rügen, daß Herr Prof. Meisel über die wesentlichsten Ausführungen einfach hinweggegangen ist! Ich fürchte aber, daß daran mit Ausdrücken wie „geradezu köstlich naive Frage" durchaus nichts besser gemacht ist! — Bekümmere sich doch Herr Prof. Meisel, was zudem nichts weiter als seine Pflicht ist, gefälligst erst einmal um das, was ich wesentlich ausgeführt habe, gehe er doch erst ordentlich sachlich darauf ein, alsdann mag es sich erweisen, ob er noch einen Augenblick überhaupt imstande sein wird, nur mit solchen herabsetzenden Redensarten wie „geradezu köstlich naive Frage" zu kommen!

Daß Herr Prof. Meisel auch diesmal die „Verfrühung des roten Flecks" en bagatelle und mehr als en bagatelle behandelt, kann natürlich kaum noch Wunder nehmen, so spaßhaft es nachgerade auch wirken muß! Er zieht nun eben einmal endlos seine „Relativität der Bewegung" da in die Breite und sieht dabei weder rechts noch links.

Ich denke, nach wie vor bleibt es dabei: auch Hern Prof. Meisel hat meine Jupiterfeststellung so wenig wiederlegt, daß er sogar überhaupt so gut wie gar nicht, oder doch, wie mein Aufsatz im 1. Oktoberheft handgreiflich genug nachgewiesen hat, in geradezu befremdlich unzureichender und schwächlicher Weise auf ihre eigentlichen Ausführungen und die so wichtigen planetarischen Zuständlichkeiten Jupiters eingegangen ist, die ich für die Zeit vom 10. Mai d. J. bis zum 11. Juni nachgewiesen habe!

Wie wenig ich aber Veranlassung habe, mir eine Tonart und zudem eine so nachlässige Kontroverse bieten zu lassen, wie Herr Prof Meisel sie mir zugemutet hat, dafür in Kürze noch eine weitere Bekräftigung, die meiner Feststellung hinsichtlich der Planeten-Rückläufigkeit inzwischen noch sehr auffallend zugute gekommen ist.

Mars hatte im vorigen Jahr seinen 1. stat. Punkt im August. Ca. einen Monat später, im September, zeigten sich jene so auffallenden und aufsehnerregenden Anomalien seiner Oberfläche, die damals von Prof. Hale beobachtet wurden. — Ferner: Jupiter hatte seinen 1. stat. Punkt dies Jahr am 1. Februar. Wieder fingen ca. einen Monat darauf jene so auffallenden und aufsehnerregenden Anomalien seiner Oberfläche an, sich zu zeigen, die damals von Ph. Fauth in Landsstuhl beobachtet wurden. Außerdem vom 1. April bis zum 7. Mai — wo er sehr auffallenderweise so ganz plötzlich wieder verschwand — jene gänzlich ungewöhnliche Schrägzone, die von dem Astronomen Bolton beobachtet wurde. — Drittens: Mit großer Spannung erwartete ich aus guten Gründen für Ende September oder Anfang Oktober irgendwelche Nachrichten über Anomalien auf dem Saturn, der im August d. J. seinen 1. stat. Punkt hatte und augenblicklich rückläufig ist. Nun, promt wurden meine Erwartungen erfüllt! Denn in Bd. 186 Nr. 4445.5 der „Astron. Nachrichten" brachte der Florenzer Astronom Mentore Maggini eine Mitteilung für eine hochinteressante leuchtende buckelförmige Protuleranz, die sich in der Nacht vom 19. bis zum 23. September auf dem südlichen Aequatorband stehend auf den Ringschatten projizierte und von der er eine, der Mitteilung

beigegebene, Photographie aufgenommen hatte!

Mehr als auffallend ist hier an gleich drei Daten der Umstand, daß so durchaus seltene und zum Teil seltsame Anomalien sich gerade immer einen Monat nach dem 1. stat Punkt gezeigt hatten, um übrigens von da ab für eine ganz bestimmte Zeit der Rückläufigkeit anzudauern oder noch weitern Platz zu machen; wie dies namentlich auf Jupiter sich ereignete! Nämlich bis zu einem Zeitpunkt, der wieder nicht über ca. einen Monat vor dem 2. stat. Punkt hinausging!

Ich denke, es ist zu verstehn, was ich meine. Nämlich soviel, daß jene Anomalien die Resultate einer gerade in diesem Zeitraum jedesmal einsetzenden westlichen Strömung sind, die das Resultat, einzig das Resultat einer tatsächlich nach Westen zurückgehenden Bewegung der Planeten ist und die die im übrigen beständig weiter beharrende und vorherrschende gewohnte östliche Strömung bis zu einem gewissen Grade so lange irritiert, bis der Planet um den 2. stat. Punkt herum wieder in seine gewohnte östliche Umlaufsrichtung hinein konnte, womit ja die Ursache einer westlichen Gegenströmung in Wegfall kommen muß!

Ganz unmißverständlich erhellt das aber noch daraus, daß seine Schrägzone auf Jupiter z. B. als ein direktes Ineinander westlicher und östlicher Strömung erkannt wurde! Und auch die Saturnprotuleranz bot sich deutlich als eine blasenförmige Auftreibung, die nur durch eine zweiseitig aufeinandertreffende Oberflächenströmung zustandekommen konnte.

Zu fernerm Ueberfluß bin ich aber durch augenblickliche weitere Beobachtungen, die ich seit Juli am Saturnschatten mache, in der Lage, den unwiderleglichen Nachweis zu leisten, daß Saturn sein Licht ganz unmöglich von einer in der Mitte des Systems stehenden Sonne empfangen kann, sondern daß er einzig von einer in der Ekliptik kreisenden Sonne beleuchtet wird, so daß **wir** den Saturnschatten von der Mitte des Systems aus erblicken!

Es steht demnach so, daß ich einer Nachprüfung meiner Jupiterfeststellung bei der nächstjährigen Rückläufigkeit Jupiters, die ich nachgerade wohl von den Astronomen zu **verlangen** das beste Recht habe, **mit aller Ruhe entgegensehn darf**! Auch mit meiner Saturnfeststellung, die ich so bald wie möglich veröffentlichen werde, wird die Astronomie sich abzufinden haben.

Soviel! — Ich hoffe, daß meine Ausführungen den, wie nachgewiesen wurde, nichts weniger als gerechtfertigten, ja unstatthaften Eindruck, den Herrn Prof. Meisels Ausführungen auf den Leser, zu meinem ganz entschiedenen und noch dazu unverdienten **Nachteil**, hervorrufen müssen, in der geeigneten und gebotenen Weise modifizieren werden.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Johannes Schlaf.

Aufruf

zu einer Sammlung für ein

Fritz Reuter-Nationalmuseum

Am 7. November 1810 wurde Fritz Reuter geboren.

Als Huldigung für den großen Mecklenburger, dessen „olle Kamellen" in Nord und Süd durch ihren Humor und ihr tiefes Gemüt volkstümlich geworden sind, hat der Unterzeichnete eine Fritz Reuter-Hundertjahr-Ausstellung in Berlin veranstaltet, die dort am 12. Juli 1910, dem Todestage des Dichters, im Künstlerhause eröffnet worden und Anfang Oktober ins Abgeordnetenhaus übergesiedelt ist. Hier nun, inmitten der systematisch geordneten Sammlung von Büchern, Bildern, Schriftstücken, Skulpturen, persönlichen Andenken und Erinnerungen jeder Art, die eine anschauliche Wanderung durch sein Leben und Schaffen gewähren, wurde am 7. November die Wiederkehr seines hundertsten Wiegenfestes gefeiert.

Auf dem väterlichen Schreibsekretär, woran unser Poet seine Hauptwerke geschrieben hat, ist ein Buch ausgelegt mit der Aufforderung:

Setzt, Freunde, euch an Reuters Pult,
Tragt ab hier eine Ehrenschuld.
Wenn euch gefällt, was rings ihr seht,
Daß Sein Museum draus entsteht!
So jung as old, man ümmer 'ran,
Un gew jedein' all wat hei kann!

Viele Besucher haben Bausteine gestiftet, aber noch lange nicht genügend zur Verwirklichung eines Reuter-Museums.

Das vaterländische Unternehmen ist von angesehenen Persönlichkeiten und Preßorganen mit lebhafter Zustimmung begrüßt worden. So sagt der Reichsbote: „Der Veranstalter trägt sich mit dem Plan, ein Reuter-

Museum zu begründen, was um so mehr zu wünschen wäre, als die vielen wertvollen Sachen jetzt in aller Welt verstreut sind, im Privatbesitz sich allgemach verlieren würden und nur in ihrer Vereinigung das Andenken an den großen Sohn Mecklenburgs voll und ganz der Nachwelt überliefern können.", und die Mecklenburgische Landeszeitung: „Die Reuter-Ausstellung ist eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges und hohen Charakters, die Dauer und Bestand haben sollte, nicht wieder verschwinden dürfte; sie scheint so gefügt und gebaut zu sein, als wäre sie nicht für etliche Monate geschaffen, sondern als würde hier schon ein Reuter-Museum uns erschlossen, das ja leider noch immer auf sich warten läßt. Wo wirds erstehn? und wer hilft? Kein besseres Monument könnte unserm Fritzing errichtet werden, als ein Reuter-Nationalmuseum."

Dies, wie die Begeisterung der Ausstellungsbesucher, spricht offen dafür, daß es der wahrhaftige Wunsch vieler Verehrer und Verehrerinnen Fritz Reuters ist, ihm eine bleibende Weihestätte zu bereiten, wo sie alle immer aufs neue Anregung empfangen und des mecklenburger Klassikers wie seiner Schöpfungen dankbar gedenken.

Zu solchem idealen Zweck mögen die Gaben reichlich fließen! Die **Reichsbank** und ihre sämtlichen Zweiganstalten nehmen Einzahlungen auf Girokonto „Reuter-Nationalmuseum" — für die Einzahler kostenfrei — entgegen. Wie sagt doch Fritz Reuter?

„Doch wat ein' gewen will, dat gew hei bald!"

Berlin W., Genthinerstr. 15,
7. Nov. 1910, am 100. Geburtstage Reuters.

Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz.

Diesen Aufruf befürworten u. a.: Reichsbankpräsident Wirkl. Geh. Rat Havenstein. Dr. Béringuier, Amtsgerichtsrat, Vorsitzender des Vereins für die Geschichte von Berlin. Boden, Herzogl. Braunschweig. Geh. Legationsrat. Dr. Hugo Böttger, Herausgeber der Burschenschaftlichen Blätter. Frhr. v. Brandenstein, Großherzogl. Mecklenburgischer Gesandter. Fürst von Bülow. Prof. Dr Felix Dahn, Geh. Justizrat. Dr. Dröscher, M. d. R. Dr. v. Eucken-Addenhausen, Großherzogl. Oldenburg. Gesandter. Ernst Friedel, Geh. Reg.-Rat, Stadtältester von Berlin, Vorsitzender des Vereins Brandenburgia. Dr. Ludwig Ganghofer. Graef, Amtsgerichtsrat, M. d. R. Prof. v. Großheim, Geh. Baurat, Präsident der Akademie der Künste. Dr. Oskar v. Hase, Geh. Hofrat.

Dr. Klügmann, Hanseat. Gesandter. v. Kröcher, Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Abgeordnetenhauses. Kühner, Stadtrat von Eisenach. Dr. Lentze, Finanzminister. Syndikus Linck, M. d. R. Dr. Paul Lindau. Frhr. v. Maltzan-Pockatel, M. d. R. Dr. Rebe, Großherzogl. Sächs. Min.-Direktor. Hermann Nießen, Präsident der Deutschen Bühnengenossenschaft. v. Oertzen, M. d. R. und des Abgeordnetenhauses. Ernst Peters-Holdorf. Professor Ludwig Pietsch. Dr. Wilhelm Raabe. v. Restorff, Major a. D., Vorsitzender des Vereins Mecklenburger Herren. Dr. Peter Rosegger. Dr. Sarrazin, Geh. Ober-Baurat, Vorsitzender des Allgem. Deutschen Sprachvereins. Schmieder, Oberbürgermeister von Eisenach. Frhr. v. Schorlemer, Minister für Landwirtschaft. Prof. Dr. Richard Schroeder, Geh. Hofrat. Alfred Schultz-Engelhard. Schustehrus, Oberbürgermeister von Charlottenburg. Friedrich Spielhagen. Julius Stettenheim. Albert Traeger, Geh. Justizrat, M. d. R. und Abgeordnetenhauses. v. Treuenfels-Klenz, M. d. R. Prof. Johannes Trojan. Franz Wagner, Justizrat, Vorsitzender der Vereinigung alter Burschenschafter. Kurt Walther, Rat, Generalbevollmächtigter der Reuterschen Erben. Dr. Wendlandt, Mitglied des Abgeordneten-hauses. Dr. Adolf Wilbbrandt. Julius Zimmermann, Ehrenbürger von Sternberg.

Bauten der Saalecker Werkstätten

Bild 1. Haus Dr. Beheim-Schwarzbach
„ 2. Diele Dr. Hirschberg
„ 3. Vorhalle Dr. Hirschberg
„ 4. Herrenzimmernische Dr. Hirschberg
„ 5. Haus Kehrl
„ 6. Speisezimmer Kehrl
„ 7. Weinrestaurant Zehlendorf

Bild 1

Bild 2

Bild 3

Bild 4

Bild 5

Bild 6

Bild 7

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Millais:
Märchenerzähler

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G.m.b.H. Berlin W.30 / Traunsteinerstr. 3

35. Jahrg. Bd. 135 Heft 5 Erstes Dezemberheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Regierungsrat Kurd von Strantz: Oesterreich

Der Sommer führte mich zu einer nationalpolitischen Studienreise in das ostdeutsche Kaiserreich, die zugleich eine Erholung in der herrlichen Alpennatur bedeutete. Reicht doch das Hochgebirge bis zum Semmering und fast vor die Tore Wiens, das sich die Berliner Stadtväter mit seiner weitschauenden Gemeindepolitik in Beziehung auf Lungen einer großstädtischen Steinwüste (Wald, Park und Wiesen) zum Vorbild nehmen sollten und wirklich fortschrittlich würden. Dabei ist das alte Wien mit seinen engen hohen Gassen und gewölbten Erdgeschossen trotz aller baulichen Schönheit wenig gesund, während die leidigen Berliner Arbeiterkasernen besser als ihr Ruf sind. Es ist dringend erwünscht, daß der Reichsdeutsche nicht nur in die Schweiz, sondern auch in die gleich schönen und malerischen österreichischen Alpenländer zieht, die durch die Tauernbahn jetzt auch eine verbesserte Verbindung mit Deutschland aufweisen. Die Reise aus Ostdeutschland in die österreichischen Alpen im weiteren Sinne ist kürzer und billiger als nach der Schweiz, höchstens ins Salzkammergut gelangt der Durchschnittsreisende aus Deutschland.

Schon in Aussee, obwohl nur 20 Minuten mit der Bahn vom Hallstätter See und 1 Stunde zu Fuß, gehört der Reichsdeutsche zu den Seltenheiten, trotzdem hier erst die alpine Schönheit Obersteiermarks beginnt. Der Paris—Wiener Zug durchfährt bezeichnenderweise nachts das Gesäuse, den Durchbruch der Enns zwischen den Firnen des Hochschwebs und des Gr. Buchsteins, der landschaftlich der Schweizer Aaraschlucht gleichsteht. Kein Reisender sieht dieses Meisterstück der Natur. Nicht weit davon flammt ein Berg wie ein lohender Vulkan, ein tatsächlicher Feuerberg, der Erzberg bei Eisenerz, wo im Tagbau das Eisen durch Ausschmelzen gewonnen wird. Doch genug der Naturschönheit der süddeutschen Ostmark, die uns dank Bismarcks genialem Weitblick auch wieder politisch nahe gerückt ist, als ob 1866 das Band nicht zerrissen

hätte. Als ich am denkwürdigen Sonnabend vor mehr als Jahresfrist im Frühjahr in Wien weilte, wo die Antwort auf das Ultimatum von Serbien und der Krieg erwartet wurde, da erscholl die Stadt von Begeisterung für das stammesgleiche Westreich mit seiner Nibelungentreue. Auch die zunächst bedrohten Magyaren mußten Deutschfreundlichkeit vorschützen, während tschechische Regimenter ziemlich offenkundig meuterten und ihrem slavischen Gefühle für das serbische Brudervolk freien Lauf ließen.

In diesem Spätsommer wurde wirtschaftlich und sogar von den besonders zweifelhaften Ungarn die Nibelungentreue zum zweiten Male in so kurzem Zeitabstand bewiesen. Am Geldbeutel ist jedermann empfindlich und Deutschland besitzt noch kein Rentnervermögen, nur ein steigendes Arbeitseinkommen. Die Geldhilfe war nicht minder bedeutsam und traf in eine Zeit der Kapitalknappheit, während in Paris Geldflüssigkeit herrschte. In beiden ernsten Fällen, wo das Dasein des Donaustaates auf dem Spiele stand, wurde der Beistand ohne die Forderung irgendeiner Gegengabe geleistet, insbesondere keine Gewähr dafür verlangt, daß das führende Volkstum der Ostmark, das das Reich erst geschaffen und dann erhalten hatte, den ihm gebührenden Platz im Staate und in dessen Leitung wieder empfinge, um ihn dauernd zu besitzen. Bülow begann mit dieser voraussetzungslosen Unterstützung des Genossen, die im eigenen Lande die Slavenflut schwellen und die Deutschen vergewaltigen läßt, während die Magyaren in offenem Gesetzesbruche unsere Brüder entrechten, obwohl einst hauptsächlich das alte deutsche Reichsschwert ihren Staat erobert und vom Türkenjoch befreit hat.

Auch der neue Kanzler folgte dieser etwas gar zu vertrauensseligen Spur, die auf der deutschfreiheitlichen Seite Oesterreichs mit Recht kein Verständnis gefunden hat. Man war dort freudig bereit, staatliche Gewähr für die geschichtliche deutsche Vorherrschaft zu geben. Nur die deutsche Klammer hält das volklich buntgescheckte Oesterreich zusammen, das die Ergänzung des deutschen Westreiches bildet, was ja auch in der gemeinsamen Heeressprache zum Ausdruck kommt, deren Gebrauch der Thronfolger von seinem militärischen Gefolge auch im Plaudergespräche verlangt. Die dienstlichen 60 Befehlsworte sind aber ein mangelhafter Sprechkitt, da ihnen die Regimentssprachen entgegenstehen, in denen sich das eigentliche militärische Leben abspielt. Ungarn hat sogar die Dreistigkeit, für seinen ganzen Ersatz magyarisch als Regimentssprache

zu fordern, und diesen maßlosen Anspruch bewilligt erhalten, die 2½ Millionen Deutsch-Ungarn sind daher kriegerisch sogar im Reichsheer — Magyaren, wie die gesamte Honved (Landwehr), obwohl der herrschende Stamm nur ein Drittel der ungarischen Bevölkerung ausmacht und 1 Million sogenannte Magyaren bloß äußerlich magyarisierte Deutsche sind, wie auch in der anderen Reichshälfte 1 Million Deutscher vertschecht sind, was die urtschechischen Führernamen wie Jungmann, Herold, Greger, Rieger, Freßl, Niederle u. a. m. schlagend beweisen.

Die niedere, rohere, aber kräftigere Kultur hat die höhere Gesittung und deren Träger aufgesogen, was besonders deutsches Schicksal zu sein scheint. Am widerstandsfähigsten haben sich die Moselfranken erwiesen, die Siebenbürgen im 13. Jahrhundert besiedelt und gegen die Türken gehalten haben. Diese deutsche Wacht auf den Karpathen tut noch heute ihre Pflicht als äußerster Vorposten unseres Stammes im Donaustaat. Das harte bajuvarische Holz der anderen Südostmärker ist ziemlich weich geworden und die gemütliche Schlaffheit neben dem Vergnügungshang ist eine Eigentümlichkeit der Oesterreicher geblieben. Die thüringisch-fränkischen Deutschböhmen sind schon tatkräftiger und bilden das wirtschaftliche Rückgrat nicht nur ihres Kronlandes.*)

Bekanntlich haben unsere Volksgenossen und gerade die jetzt am meisten deutschbewußten und opfermutigsten durch die unterschiedslose Gewährung staatsbürgerlicher Rechte an die übrigen kulturell noch gänzlich unentwickelten Völkerschaften des weiten Reiches ihr eigenes nationales Mißgeschick verschuldet, das sie bei richtiger Erkenntnis der nationalen Leidenschaft der slavischen und magyarischen Staatsgenossen voraussehen mußten. Unter der Flagge eines falschen Liberalismus trennte sich das staatsverräterische Ungarn vom Hauptstaate und unterwarf die anderen Mehrheitsvolkheiten seiner unausgebildeten mongolischen Sprache; sind doch die Magyaren die nächsten Verwandten der Türken und Finnen und ihre Sprache die ungeschlachteste Europas, ohne jedes wirkliches Schrifttum, was die beiden andern finnisch-ungarischen Stämme wenigstens aufweisen können. Dazu ist die Rasse glücklicherweise stark slavisiert und germanisiert, so daß blonde Haare und blaue Augen keine Seltenheit sind. Die Aufdrängung der magyarischen Sprache erscheint daher bei diesen kaum noch echten Mongolen als eine besondere

*) Teutsch, Bilder aus der vaterländischen Geschichte, 2 Bde. Der Verfasser, der Sohn des berühmten Sachsenbischofs, schildert die kraftvollen Gestalten der deutschen Siebenbürgner mit echter Heimatsliebe und deutschem Volksgefühl.

Anmaßung, zumal sie gesetzlich gar nicht festgelegt ist. Aber schon als Staatssprache für das ungarische Gemeinwesen ist sie ein geschichtlicher Widersinn, da bis 1848 Latein die Amtssprache war und sodann unter Bachs vielfach verkannter einheitlicher Verwaltung das Deutsche mit Recht bis zum Ausgleich von 1867 an seine Stelle trat, den nur ein Ausländer, wie der preußenfeindliche Ränkeschmied, der Sachse Beust, zum schweren Schaden des Oesterreichertums schließen konnte.

Hierzu kommt, daß die magyarische Regierung eine Preßtäuschung im großen Stil auf die Steuerkosten der nicht magyarischen Völkerschaften treibt, der gerade in Deutschland selbst die unabhängigsten Zeitungen ahnungslos zum Opfer fallen. Der unechte Magyare Graf Khuen, ein einsamer Tiroler, hat die Banater Schwaben bei der letzten Reichstagswahl in regierungsgewohnter Weise betrogen, indem er ihre opferwilligen Bemühungen zur Beseitigung seiner Gegner annahm und ihre Kandidaten zu unterstützen feierlich versprach, um ihnen dann im letzten Augenblicke mit Gendarmenhilfe Regierungskandidaten entgegenzusetzen. Dies nennt man in Ungarn Worttreue und Wahlfreiheit. Die irregeleitete deutsche Presse freute sich des Wahlsieges, der keinen Deutschen in den ungarischen Reichstag brachte. Diese Vorgänge müssen das amtliche Deutschland zur Vorsicht mahnen, zumal das ungarische Amtsblatt die deutsche Geldhilfe damit begründete, daß der ungarische Staatskredit so gut wäre, daß wir ihm gern ½ Milliarde anvertrauten. Nein, der ungarische Staatskredit ist nicht besser als die üble Pester Börse, aber der deutsche Banater Bauer verdiente Unterstützung. Alles, was an der ungarischen Regierung ehrlich und nicht kavaliermäßig liederlich ist, stammt von den Deutschen, die teilweise in magyarischer Sprachvermummung die Ministerien füllen, aber nicht als selbstbewußte deutsche, sondern als rückgratlose Regierungsdiener, die ihre angestammte Sprache dienstlich verleugnen. In dieser Ausnutzung des deutschen Elements liegt die Stärke des Magyarentumes, das von großer politischer Begabung ist, die wir uns zum Vorbild nehmen sollten. Denn nationale Rücksichtslosigkeit ist eine Tugend, die gerade unsere gefährlichsten Widersacher, die Engländer und Franzosen, in für uns unliebsamer Weise besitzen und zielbewußt betätigen.

Diesseits der Leitha liegt das Verhältnis für die Deutschen nicht weniger ungünstig. Sie sind selbst gespalten. Was der deutsche Liberalismus früher gesündigt, hat er jetzt national trefflich wettgemacht. Die deutsch-freiheitlichen Parteien haben sogar die starke christlich-soziale

Partei soweit mitgerissen, daß sie sich deutsch gebärden muß und wohl auch die Mehrzahl ihrer Anhänger sich dieser nationalen Pflicht immer mehr bewußt wird. Der feudale Grundbesitz, eine sehr gemischte Gesellschaft höchst zweifelhafter ausländischer Herkunft, macht ebenfalls mit den Feinden des Deutschtums gemeinsame Sache, schielt aber stets nach der Hofburg, ist also auf Befehl des Thronfolgers sicherlich im Ernstfall fügsam. Auch wollen wir die volksbewußten deutschen Edelleute mit großem Besitz nicht vergessen, wie die Auersperg, Nostiz u. a., die treu zu ihrem Volkstum stehen. Auch hier würde ein sonst uneigennütziger Druck aus Berlin sehr heilsam sein, da er dem Wohl des österreichischen Gesamtstaates gilt, dessen Führung nur deutsch sein kann. Wir dürfen und brauchen daher gar nicht zaghaft mit unseren wohlgemeinten Wünschen zu sein, nachdem wir solche Proben unserer Selbstlosigkeit gegeben haben.

Unser reichsdeutscher Liberalismus und gerade der sogenannte entschiedene oder demokratische sollte doch mehr seinen Gesinnungs- und Volksgenossen in Oesterreich beispringen und nicht in der Presse die Geschäfte der Tschechen, Polen und Magyaren besorgen, die ihrerseits, ob reaktionär oder sozialdemokratisch in erster Reihe stets nur national geschlossen sind. Wir sind leider ein unpolitisches Volk und müssen erst durch widrige Schicksalsschläge zu eigenem Volksbewußtsein geprügelt werden wie in den traurigen Zeiten vom 30 jährigen Krieg bis zu den Befreiungskriegen. Schon jetzt werden wir wieder lau und vergessen bereits die jüngste, ziemlich gelungene Einkreisung des seligen englischen Königs und lieben kaiserlichen Oheims, der bloß das österreichische Glied zu einer Sklavenkette nicht mehr schmieden konnte. Die Kanitzsche Koalition ist aber auch heute noch nicht ausgeschaltet. Die zahlenmäßige Mehrheit des Donaustaates ist undeutsch und deutschfeindlich.

Also die Sicherung der deutschen Vorherrschaft in beiden Reichsteilen des Habsburgerstaates ist die Voraussetzung der Bündnistreue. Ruthenen, Rumänen und Serbokroaten können sich zum eigenen Vorteil mit den führenden Deutschen verständigen. Dann wird aus der niederdeutschen Mehrheit eine Minderheit, die leicht bei entsprechender Tatkraft niederzuhalten ist. Darauf müssen wir im Reiche bestehen. Statt dessen nehmen wir auf einen Wiener Wink auf die galizischen Polen Rücksicht und führen das doch mit Mühe beschlossene Enteignungsgesetz nicht durch, obwohl die rührigen und in ihrer Volksliebe bewunderungswürdigen Polen allein in den letzten Monaten fast 100 000 Morgen

deutschen Grund und Boden im Osten erworben haben. Ueber die Zu-
deutschen Grund und Bodens im Osten erworben haben. Ueber die Zukunft der deutschen Herrschaft entscheidet aber dort in unserem Rechtsstaat die Ackerscholle, die der Pole nicht nur festhält, sondern mit ungeheuerem Ueberpreis noch durch Käufe aus deutscher Hand mehrt. Die bisherige Schwächlichkeit unserer Reichsleitung liegt auf der Hand. Ueberall sind wir zurückgewichen, nach großen Worten und mangelnden Taten! Jetzt wird es aber endlich Zeit, die alten Scharten auszuwetzen. Das Geschick hat uns in der gegenwärtigen Weltlage eine günstige Gelegenheit beschert, die wir nicht wieder verpassen dürfen.

Gelage

Schwellet, ihr Rosen,
Ueppig rot umkränzt der Säulen Schaft,
Kühlet sanft der Becher heiße Stirnen,
Die, entflammt vom Massiker, dem firnen,
Allgewaltig preisen Bacchus Kraft.

Schwingt euch im Tanze,
Wilder noch schalle der Flöte Ton!
Löst jetzt, ihr Mädchen, den taumelnden Reihen,
Auch Aphroditen ihr Opfer zu weihen,
Eh noch diese Götternacht entflohn.

Dankbar genießet
Und besingt noch in fernster Zeit
Jene Himmlischen, die auf Stunden
Lethe spendeten, um zu gesunden
Im Vergessen eurer Sterblichkeit.

Richard Friedberg.

Alfred Gold:
Eugen Spiro

Niemals wird man das Eigentliche der Malerei als Kunst, ihr Bestes, das, was sie von der willkürlichen Handhabung eines Pinsels unterscheidet, begreifen, wenn man nicht wenigstens einmal es empfunden hat, daß in jedem ernsthaften Bild, es sei groß oder klein, etwas von Unendlichkeit liegt. Nennen wir es ruhig „Unendlichkeit"! Es ist die farbige Fülle der Dinge, ist das Meer sinnlicher Eindrücke, in dem alles Sichtbare rings um uns schwebt. Der richtige Maler weiß sich gar nicht zu fassen vor der verwirrenden Menge naturgeborener Motive und bei jedem Motiv vor der Flut von Nuancen, von Licht, Luft und von Farbenrelationen. Was die Wirklichkeit — auch die erträumte — erst möglich macht, was sie trägt und einhüllt, ist der Raum, und schon dieser Raum allein, so viel oder so wenig man davon nehme, ist gegenüber der Fläche, die dem Pinsel ja allein zur Verfügung steht, etwas Unermeßliches, etwas Unendliches. So banal es auch klingt, es ist wahr: Die drei Dimensionen dieser Welt verbürgen selbst noch im kleinsten Naturausschnitt, den man wählt, dem Malerauge einen unübersehbaren optischen Reichtum. Und mit dem Reichtum den Kampf. Und jedes künstlerische Bild bleibt also ein Ringen mit einem Stück Universum, das etwas nie ganz Besiegbares ist. (Nur Dilettanten empfinden nach alledem noch das Bedürfnis nach einer „vierten" Dimensiion in der Kunst!)

Es mag nicht ganz leicht sein, eine solche kunsttechnisch präzisierte Auffassung der Malerei, wenn sie auch jedem Gebildeten gefühlsmäßig vertraut ist, aus dürren Worten heraus klar werden zu lassen. Und doch mußte ich hier zumindest den Versuch dazu machen, und zwar gleich zu Beginn. Denn ich darf hier Einiges von einem jungen deutschen Maler erzählen, der mit seinen Malereien heute mit an der Tête des großen Heers deutscher Künstler, an der Frontlinie der Bekanntheit, der Berühmtheit wohl gar angelangt ist, und es ergibt sich, daß sich der Weg dieses Künstlers den Wegen derer anschließt, die gerade den

optisch unerschöpflichen Reichtum eines Naturausschnitts mit immer stärkerer Lebhaftigkeit, immer besser, immer noch „richtiger" einfangen wollen. Die Geschichte der Malerei zeigt solche neuen Ansätze zum Kampf, dem ewigen Kampf zwischen der Begrenztheit eines Bildes und der unbegrenzten Problemfülle der Wirklichkeit, immer wieder. Immer wieder gibt es Malerepochen und Meister, die das traditionelle Arrangement bei der Wiedergabe eines Motivs, die hergebrachte Formel, verschmähen. Die ersten Italiener, die mit der Mosaiktechnik brachen, eben um die Räumlichkeit malen zu können, waren Beispiele dafür. Die ersten Niederländer waren es auch. Dann war es Velasquez, der realistische Kühle. Dann Rembrandt, der Phantast. Immer wieder mußte sich das Wunder der Räumlichkeit, der Körperlichkeit, mit dem die Malkunst sich abzufinden hat, einer neuen Meisterkombination, einer neuen Art, das Rechenexempel zu lösen, bei dem Einen etwa einer mehr flächenhaften und abkürzenden, bei dem andern dagegen einer spielerischen und raumerfinderischen Manier fügen. Immer wieder protestierte irgend ein stürmisches Temperament gegen den Akademikerfrieden und die überkommene Kompositionsmanier, mit denen man an der grundsätzlichsten aller malerischen Aufgaben vorüberging. Einer der letzten dieser Protestler und Neuschöpfer, einer, der noch fortwirkt, war Edouard Manet. Und eben zu Manet, dem französischen Raummaler, dem Lichtfinder, dem koloristischen Giganten, steht Eugen Spiro in der innigen Beziehung des treuen, vielleicht heute treuesten Kenners, des Bewunderers und — freilich nicht zunftmäßig — des Schülers.

Wie belehrend, sich für einen Augenblick in den Geist zu versetzen, der das Handwerkszeug solch eines modernen Malers im Sinn der Franzosen, eines Realisten, dirigiert! Er will korrekt und verständlich in der Naturwiedergabe und will doch nicht geschwätzig, nicht langweilig sein. Einheitlich soll das farbige Kleid wirken, das man dem Bild gibt, und das Geheimnis dieser Harmonie, die Mischung, darf doch auch wieder nicht durchschaut werden; sonst wäre sie verpufft. Ein ewiges Vibrieren und Wählen, ein ewiges Verwerfen beunruhigt die Kunst des wahrhaften Künstlers. Seine Geschicklichkeit, mag sie auch die verblüffendste sein, befreit ihn vom Kampf nicht; sie verschärft diesen Kampf vielleicht noch. Der prüfende Geschmack läßt ihm die Hand nicht zur Ruhe kommen. Der Impressionismus (die Improvisationskunst, die Flecktechnik) ist ja für die Naturdarstellung, für die Landschaft, die Lichtstudie ein Hilfsmittel, zweifellos. Der Impressionismus gibt Stil. Aber ein fertiges Rezept, eine Schablone mit Gebrauchsanweisung, darf man in ihm nicht

vermuten, am allerwenigsten bei dem fleißigen Spiro, dem Unermüdlichen, der niemals eine alternde Mode mitmacht.

Das ist in der Tat wichtig für diesen Künstler. Ohne die Kenntnis der Voraussetzungen, auf denen er fußt, würde man zu ihm wie zu der ganzen ringenden Jugend, der er angehört, nicht den persönlichen Kontakt finden, der über die bloße Anerkennung des Könnens, der Tüchtigkeit, der Begabung hinausreicht. Und doch muß man das — muß hinter die Tüchtigkeit sehn können, die für den Oberflächlichen manchmal allerdings nur wie eine gut angewendete Geschicklichkeit aussieht. Spiro ist zweifellos auch, und sogar vor allem, „geschickt." Es wäre Unsinn, leugnen zu wollen, daß man bei einer nur flüchtigen Bekanntschaft zumal mit seinen frühern Arbeiten diesen Eindruck bekommt. Aber nur ein Teil seiner Begabung wird damit ausgedrückt. Er ist mehr. Und es gilt, will man gerecht gegen ihn sein, seine Entwicklung, die ihn von der heimatlichen Breslauer Kunstschule nach München an die Akademie, in die Malklasse Franz Stucks, führt, ihn von München wieder nach der Vaterstadt Breslau, wo er Freunde und Aufträge findet, und von hier nach Berlin, von Berlin nach Paris geleitet, und die ihn in Paris dann festhielt und noch festhält, es gilt, diese Entwicklung zu verstehn.

Da nun kommt uns die zeitliche Reihenfolge seiner Bilder zu Hilfe.

Vielleicht kann man im Schaffen Eugen Spiros, der erst in der Mitte der Dreißiger steht, schon drei Zeitalter unterscheiden, die einander abgelöst haben und doch als Bausteine seiner Kunst nicht wieder verloren gehn.

Da ist die Grundlage, ohne die Spiros Kunst gar nicht denkbar erschiene, die Geschultheit, das akademische Können, das dem Anfänger schon von Albert Bräuer, dem schlesischen Kunstfanatiker, dem gediegensten Lehrer (der Sonderling Bräuer war interessanter Weise das Modell zu Gerhart Hauptmanns Michael Kramer!), gleich auf den Weg mitgegeben worden ist. Dieses technische Können geht über das Mittelmaß hinaus; es gräbt sich so tief ein, daß es der elementaren Schwierigkeiten zu spotten scheint, sie herausfordert; es greift mit naivem Vertrauen nach den großen koloristischen Atelieraufgaben — ein wenig akademisch zuerst, wie etwa bei Joseph Block auch, dem Berliner, der gleichfalls ein Bräuer-Schüler war, und es gab gerade den Arbeiten Eugen Spiros, die man als seine ersten in den Ausstellungen sah, etwas fast Virtuosenhaftes. Dazu kam noch der Einfluß von München. Die dekorativen Töne der Luitpold-Gruppe, der „Scholle", färbten auf ihn ab. Spiro

malte damals die Dame im duftigen Straßenkleid mit Hut, die gegen den Wind anschreitet. Er überraschte mit dem im Geschmack ein wenig schottisch anmutenden großen Bildnis eines jungen Sportsmanns, nnd er gab ferner ein sehr ähnliches Porträt Richard Muthers, das uns neben der Eleganz jener andern Arbeiten freilich ein wenig zu trocken anmutete.

Dann tritt das Leben Spiros in einen größern Kreis ein. An die Berliner Sezession findet er Anschluß; in einem Vorort der Großstadt, am Ufer eines der schönen Grunewald-Seen, schafft er sich ein Gartenidyll im Bunde mit einer Künstlerin, deren Temperament ihm für das neue Milieu neue menschliche Anregungen mitbringt. Und nun tritt etwas ein, was auf den ersten Blick verblüffend, aber dem Psychologen begreiflich sein wird. Nun wird Spiros Kunst nämlich schlichter, im größern Lebensrahmen bekommt sie mehr Selbstbeherrschung, mehr Reife. Der Künstler konzentriert sich in seiner Berliner Zeit stark auf Freilichtprobleme. Er malt Gartenbilder mit einer Art Impressionismus, die bei aller Frische etwas Geglättetes, Sinnig-Ruhiges, wenn auch freilich nie Phlegmatisches hat. Die zahlreichen Bildnisse der Schauspielerin Tilla Durieux, auf der Gartenbank, in ihrem Zimmer, in ihrer Rolle als Salome, sind aus dieser glücklichen Zeit, die in in ihrem weitern Verlauf allerdings zu einer Verzärtlung oder Verweichlichung, zu einer Abrundung und Ausschmückung seiner Motive hätte führen können. Daneben gehn Spiros solide Porträtarbeiten, wie etwa im famosen Bildnis des jung verstorbenen Schauspielers Valentin, ihren Weg, und vielleicht wäre er bei diesem Zweig, der ihm besonders gut zusagt, ohne Unterbrechung geblieben, wenn nun nicht sein Bruch mit Berlin eingetreten wäre. Künstlerisch häutet sich Spiro wieder einmal. Nach der Seinestadt, die ihn seit langem schon angezogen hat, siedelt er über.

Sicherlich ist kein Bild im bisherigen Oeuvre des jungen Malers charakteristischer für seinen Sprung nach Paris als das Selbstbildnis mit dem Hut, vor allem wenn man es mit frühern mehr idealistischen Selbstporträts von ihm vergleicht. Man muß es allerdings mit seinen Farben kennen. Den Kopf mit dem Kneifer, einen rassigen, nervösen, spitzbärtigen Malerkopf sieht man, wie er mit angespanntem Blick aus dem Rahmen hervorlugt und wie er unter einem Licht blinzelt, das ein ganz neues, ein weltstadtgebleichtes, ein pariserisches Licht, das Licht der eigentlichen Interessantheit in der Malerei ist. Nur in Paris kann ein

Kopf mit einem Mal etwas so Problematisches, halb von Bohème und halb von Dämonie, annehmen. Ultraviolett werden die Schatten und wird das Schwarz der Palette. Mit der Keckheit, die sich nur der Begabte erlaubt, wird sogar der schwarze „Chapeau Melon" nahezu blau gemalt.

Damit beginnt nun eine Spiro-Epoche, die jetzt eben erst mitten im Werden, in ewiger Umbildung, Vertiefung ist, und so verbietet es sich im Grunde, auch sie schon analysieren zu wollen. Man steht vor einer Erscheinung, der Blüte vergleichbar, die den Tag ihrer Vollendung noch erwarten darf, die noch manches verspricht. Daß sich Spiro an die Schule Manets, wenn das Wort Schule hier überhaupt statthaft ist, anschloß, habe ich eingangs erwähnt, aber damit ist nicht gesagt, was aus ihm selbst dabei wurde. Noch weniger — was aus ihm werden wird. Manches steht fest. Der ganz richtige kribblige Impressionismus, der Impressionismus in Reinkultur, hat Spiro auch in Paris nicht erobert. Der liegt ihm, dem Mann der breitern Gebärde, der tieftonigern Farben, der Liebe zur Realität, zum Bleibenden, Dauernden, nicht so recht. Die paar Landschaften, die er da gemalt hat, Ansichten aus der Bretagne, Proben einer schweren und gründlich studierten Muttererde-Stimmung, oder der helle und fröhliche und entzückend gemalte Pariser Atelierhof in der Sonne, zeigen eher Anklänge an das breitflächige, stumpfe, wie vom Malgrund aufgesogene Kolorit eines Cézanne, der auch nicht dem Impressionismus verschrieben war; und dazu kommen nun bei Spiro noch die weit zahlreichern Kopf- und Porträtstudien im geschlossenen Raum, seine Interieurs, die im Halbschatten liegen, die „Leserin" etwa, die „Raucherin," die Kinderstudie in der von oben gesehenen Zimmerecke, die Dame mit dem grünen Band, auf deren Gesichtszügen etwas vom Kolorit einer Muschel leuchtet. All das aber entfernt sich bei Spiro nun ganz sachte wieder von der richtigen Modernität, von der Lichttechnik, von der impressionistischen Wahrheit. Je mehr der Maler darin vorschreitet, desto deutlicher wird sogar seine Neigung zu einer gewissen altmodischen Konzentriertheit in der breiten und kräftigen Farbenmaterie. An Fantin-Latours Raumstimmungen, in deren Luft etwas von einer eigenen Süßigkeit liegt, mag man denken. Selbst eine Art Biedermeiergeschmack, freilich modernisiert und vergeistigt, gewinnt auch Macht über Spiro. Wie er solch einen Frauenkopf mit Vorliebe aus schattigen, schweren Farbtönen aufbaut, kupferrotes Haar etwa mit dunkelblauen Reflexen zusammenbringt, wie er dieses Blau in seiner ganzen Tonleiter bis zum Violett und zum Lila immer betont, immer

wieder sucht, das läßt sogar an die Tapisserien einer Zeit denken, für die das die Mode und zwar die neueste war.

So sehe ich Spiro im Ganzen. Er ist ein kunstkluger Könner, ein Talent für die Formschönheit vor allem, für die Technik, und wenn ihn sonst nichts bekannt gemacht hätte, seine meisterhafte Kopie der Manetschen „Olympia" müßte genügen, seinen Namen uns einzuprägen. In einem mehr artistischen Lande, als es Deutschland ist, wäre es wohl auch so. Spiro ist eine auffallend formale Begabung. Aber während solche Künstler sonst fürchten müssen, zwischen der Flachheit und der Bizarrerie zu zerflattern, hat er es vermocht, sich eine gebildete und vertiefte Manier, mag sie zuweilen auch bourgeoise anmuten, was uns nicht das Schlechteste dünkt, und eine unanfechtbare Solidität anzueignen. Zumindest für seine Porträts läßt sich das endgültig sagen. Als deutscher Porträtmaler steht Spiro auf einem weithin gesicherten Posten.

NORD UND SÜD

Eugen Spiro:
Selbstbildnis (1907)

P. Kusmin:
Der Landstreicher

Eine Erzählung. Aus dem Russischen übersetzt von H. Röhl.

Vor kurzem kam ich in die Lage, meine Hilfe einem Jakuten angedeihn zu lassen, der sich auf der Straße die Glieder erfroren hatte. Dies rief mir einen Fall ins Gedächtnis zurück, der mir vorkam, als ich bei den Goldbergwerken des in Irkutsk wohnhaften Großindustriellen Sibirjakow angestellt war und das dortige Krankenhaus leitete.

Ich bemerke daß sich dieses Krankenhaus in vorzüglicher Ordnung befand und der Bergwerksbesitzer zu seiner Unterhaltung keine Ausgaben scheute; infolgedessen ließen sich darin nicht nur seine eignen Arbeiter und die Bauern aus den benachbarten Dörfern gern behandeln, sondern es kamen auch nicht selten Kranke aus andern Gegenden hingefahren, so daß mein Empfangszimmer jeden Morgen voller Menschen war.

Als ich mich eines Tags mit dem Empfang der Kranken beschäftigte, bemerkte ich unter ihnen einen den untern Volksschichten angehörenden Mann, dessen klägliche Gestalt, dessen mageres, ausgemergeltes Gesicht mir sofort auffielen. Dem Aeußern nach schien er etwa siebzig Jahre alt zu sein; er trug einen zerlöcherten, abgenutzten langschößigen Rock, um den dürftige Reste einer Gurtbinde geschlungen waren; die plumpen Stiefel waren gleichfalls ganz defekt und völlig durchnäßt. Offenbar hatte sich der arme Kerl von weit her zu unserm Bergwerke geschleppt, und dabei war es schon spät im Herbste und das Wetter naßkalt und windig. Er stand da, mit dem kleinen verfilzten Bärtchen, auf beide Hände gestützt, in denen er einen langen Knotenstock hielt, und wartete mit stumpfem Gleichmut, bis er an die Reihe käme.

Da ich bemerkte, daß der arme Mensch halb tot gefroren war und sich vor Müdigkeit kaum auf den Beinen hielt, trat ich zu ihm

und richtete an ihn die übliche ärztliche Frage. Statt der Antwort warf er sich mir zu Füßen. Neben mir stand meine Heilgehilfin, eine Frau, die ein außerordentlich mitleidvolles Herz für die Kranken hatte.

„Ich habe ihn schon vorhin gefragt," sagte sie, in der Absicht, etwas zu Gunsten des alten Mannes zu tun. „Es fehlt ihm eigentlich nichts; er bittet bloß um die Erlaubnis, sich erholen zu dürfen denn er ist obdachlos und wandert als Bettler umher. Er ist jetzt furchtbar erschöpft."

Der Alte lag unterdessen auf den Knieen, murmelte etwas, lächelte und zupfte bald an seinem grauen Bärtchen, bald an dem aufgeknöpften Rockkragen.

Er flößte mir tiefes Mitleid ein, und ich ordnete sogleich an, daß er in ein Bett gelegt werden und zuerst ein Gläschen Schnaps und dann etwas Warmes zu trinken bekommen sollte. Soviel Barmherzigkeit hatte der arme Mensch gar nicht erwartet; er weinte beinahe vor Freude. Er blickte nach den in der Ecke angebrachten Heiligenbildern hin, bekreuzte sich und machte sich dann, immer noch lächelnd, eilig daran, seine Mütze, den Quersack, die Fausthandschuhe und irgendwelchen Bindfadenkram, den er Gott weiß wozu gebrauchte, vom Fußboden aufzuraffen.

Auf diese Weise wurde der Landstreicher Insaße des Krankenha ses.

Er gab an, ein Bauer aus einem der Nachbardistrikte zu sein und Philaret zu heißen. Irgendwelchen schriftlichen Ausweis hatte er jedoch nicht bei sich. Nach seiner Angabe war ihm sein Paß in einer Herberge gestohlen worden.

Pilaret war wirklich nur infolge der ununterbrochenen, schweren Märsche erschöpft und heruntergekommen gewesen. Nachdem er etwa einen Monat im warmen Zimmer und bei guter Nahrung verbracht hatte, hatte er sich völlig erholt und gekräftigt. Aber während dieser Zeit war bereits Schnee gefallen und eine tüchtige Kälte eingetreten. Wie sollten wir ihn bei seiner mangelhaften Bekleidung wegschicken? Ich bot ihm an, er möchte noch im Krankenhaus bleiben und wenigstens solange warten, bis die kälteste Zeit vorüber wäre. Das nahm er gern an.

Im Krankenhause hatten ihn in kurzem alle ohne Ausnahme lieb gewonnen, weil er ein so stiller, bescheidner Mensch war, von überaus

heiterer Gemütsart und dazu noch äußerst redegewandt. Wenn ich ins Krankenhaus kam, fand ich regelmäßig um Philaret eine Gruppe meiner Patienten versammelt; alle, die nur irgend auf den Beinen waren, hockten um sein Lager herum und hörten ihm mit solcher Aufmerksamkeit zu, daß sie oft nicht einmal meine Ankunft bemerkten.

„Was erzählt er ihnen denn eigentlich? Wohl Märchen?" fragte ich einmal die Heilgehilfin.

„Nein, er erzählt seine Erlebnisse: wie er nach Moronesh und nach dem Kloster in Irkutsk ging, um da zu beten," antwortete die Heilgehilfin.

„Sieh mal an! . . . Da hat er also schon viel durchgemacht?"

„Gewiß! Was hat der in seinem Leben nicht schon alles erfahren! Wenn er zu erzählen anfängt, dann kann man sich manchmal geradezu krank lachen. Und dann wieder erzählt er solche rührsame oder fromme Geschichten — hören Sie nur selbst mal zu — ordentlich wie ein gebildeter Mensch."

Philaret interessierte mich lebhaft, und ich ließ mich einmal mit ihm in ein Gespräch ein.

„Wanderst du schon lange so in der Welt umher, Alterchen?" fragte ich ihn.

„Ja, schon lange, Wohltäter! Wohl schon zwölf Jahre bin ich auf der Wanderung," antwortete Philaret.

„Familie hast du wohl nicht, daß du da auf deine alten Tage ein Unterkommen finden könntest?"

„Nein . . . nein . . ." erwiderte er mit einem eigentümlichen Kopfschütteln. „Früher hatte ich ja ein Haus und eine Familie . . . alles hatte ich. Aber Gott hat mich gewiß für meine Sünden strafen wollen; jetzt ist mir nichts davon geblieben. Zwei Söhne hatte ich; der eine ist in einem Flusse ertrunken, er war als Lotse auf einem Dampfer angestellt, und den andern haben die Zwangskolonisten totgeschlagen. Meine Frau ist auch bald darauf gestorben; es war da so eine Krankheit bei uns im Dorfe. Und dann ist mir bei einer Feuersbrunst mein Häuschen mit allem, was darin war, verbrannt . . Alles war zu Asche geworden . . . ja, ja! . . . Gott weiß gewiß, was er tut . . . Nein, Wohltäter, ich habe keine Angehörigen!" fügte Philaret seufzend hinzu und faßte mit zuckenden Bewegungen nach seinem Bärtchen.

„Da ist also von deiner ganzen Verwandtschaft nichts auf der Welt mehr übrig?“

„Doch, ja, ich habe einen leiblichen Bruder; aber der kümmert sich nicht um mich. Solange ich noch Kraft hatte zum Arbeiten, da konnte ich nicht über ihn klagen, er gewährte mir Unterhalt; aber als meine Kräfte dahinschwanden, tat er es nicht mehr. ‚Bei diesen Zeiten,‘ sagte er, ‚kann man kaum einen überzähligen Hund durchfüttern, geschweige einen Menschen.‘ In diesem Herbst kehrte ich auf meiner Wanderung bei ihm ein und sagte: ‚Erlaube doch wenigstens, daß ich mich ein bißchen aufwärme, lieber Sidor!‘ Aber nein, er erlaubte es nicht, er ließ mich nicht einmal auf seinen Hof.“

„Es fällt dir gewiß manchmal recht schwer, bei deinen Jahren so herumzuwandern?“ fuhr ich fort, zu fragen.

„Das ist nicht so schlimm, Wohltäter, ich bins gewohnt . . . Zur Winterzeit . . . nun ja, da kann es ein bißchen unangenehm sein . . . Aber in der warmen Jahreszeit tut es mir nichts, da ist es ganz schön. Einen Bissen Brot bekommt man immer von guten Leuten. Wenn die Stiefel entzweigehn, nun, dann flickt man sie selbst in Ruhestunden zusammen, so gut es eben geht. Und wird man müde vom Umherwandern, so legt man sich flugs irgendwo aufs grüne Gras unter einen Strauch. Da fühlt man sich so frei, so wohl. Die Vögelchen singen auf den Zweigen hin und her; die Bienlein summen und fliegen um einen herum. Die liebe Sonne wärmt einen manchmal so schön — man möchte am liebsten gleich auf dem Fleck sterben wenn Gott die Seele holen lassen wollte. Nein, Wohltäter, das ist wunderschön!“

„Wohin wirst du jetzt wandern?“

„Ich? Nun, solange es noch Winter ist, streife ich umher, wo es sich gerade trifft; aber dann im Frühling will ich, wenn Gott es zuläßt und mit meinen Sünden Geduld hat, wieder nach Irkutsk gehn, um dort bei dem wundertätigen Heiligenbilde zu beten.“

„Wohl wegen eines Gelübdes, nicht wahr?“

„Nein, Wohltäter, nicht daß ich ein Gelübde getan hätte, sondern ich wandre so bei diesen Orten umher und versuche, ob ich Vergebung für eine Sünde erlange.“

„Was ist denn das für eine Sünde?“

„Was für eine Sünde? Ach, bester Herr, ich möchte am liebsten nie davon reden . . . Es ist eine so große Sünde, daß man keine

Vergebung findet, und wenn man in alle Ewigkeit wallfahrtet und betet. Ja auch sterben läßt mich Gott um dieser Sünde willen nicht. Da ist nichts zu machen, der böse Feind hat mich verleitet und sein Spiel mit mir getrieben . . ."

Dies erregte meine Neugierde. Ich forderte Philaret auf, mir zu erzählen, was sich eigentlich mit ihm begeben, und in welcher Weise denn der Feind des Menschengeschlechts sein Spiel mit ihm getrieben habe. Anfangs sträubte er sich ein wenig; aber dann gab er nach. Ich setzte mich zu ihm ans Bett und machte mich fertig, seine Erzählung anzuhören.

Allmählich sammelten sich um uns auch viele Kranke, die trotz meiner Anwesenheit ihre Neugier schlechterdings nicht bezwingen konnten. Auch meine Heilgehilfin trat spöttisch lächelnd herzu, und zu ihr gesellte sich meine Krankenwärterin, die sich ihr Handtuch über die Schulter geworfen hatte.

„Es mag wohl schon an acht Jahre her sein," so begann Philaret seine Erzählung, nachdem er mit gesenktem Kopfe ein Weilchen still dagesessen hatte, „da wanderte ich nach Irkutsk, um dort zu Gott zu beten. Nun, es ist kein kurzer Weg, das weißt du selbst, und dann, wie marschiere ich! Eine Stunde geh ich, und drei Stunden muß ich mich erholen. Als ich aus dieser Gegend hier aufbrach, hatten die Bauern noch nicht angefangen, zu pflügen, aber als ich nach jenen Gegenden kam, da sehe ich: Wahrhaftig, der Winter ist schon angegangen! Na, schön, ich geh also einmal so auf meinem Wege . . . Die Oertlichkeit ist aber dort sehr waldreich. Manchmal kann man von einer Ansiedlung zur andern dreißig Werst gehn; da wird man müde! So wandre ich also auf meinem Wege hin, und es war schon so gegen Abend, es fing an, dämmrig zu werden. Nun, das macht nichts, denke ich bei mir; so Gott will, schleppe ich mich schon bis zur Nacht noch notdürftig nach einem Dorfe. Ich geh und geh; da seh ich: eine furchtbare, dunkle Wolke kommt vor mir heraufgezogen und schiebt sich am Himmel in die Höhe, gerade auf mich zu, ordentlich blau-schwarz. Ehe ich noch recht hatte um mich blicken können, da heulte auch schon der Wind los, der Schnee stürzte in Massen herab — und auf einmal, Herr du, mein Gott, war ein Gewirbel und Gestöber, und es wütete ein solcher Schneesturm — nichts von Weg, nichts von Tageslicht, gar nichts war zu sehn — na so etwas! In der Zeit von einer halben Stunde waren solche Schneeberge zusammen-

geweht — es war schauerlich! Ich lebe doch nun schon über siebzig Jahre auf der Welt, aber einen solchen Schneesturm habe ich seit meiner frühsten Kindheit nicht kennen gelernt. Ich ging weiter, aber wohin ich ging, das mochte Gott wissen; es war alles Dunkelheit! Ich kämpfte mich vorwärts; aber ich hätte damals ohne Beichte und Buße umkommen müssen, wenn mir nicht Gottes Diener, der wundertätige Nikola, geholfen hätte, denn sowie ich nur seinen Namen angerufen hatte, da wars, als ob mit einem Mal alles anders würde: ich hörte, wie wenn in nicht allzu weiter Ferne ein Hund kläffte, und da schimmerte auch seitwärts ein Lichtchen. ‚Nun,‘ denke ich, ‚Gott sei Dank!‘ Ich ging also drauf los, und ich war noch nicht eine Werst gegangen, da sehe ich: es liegt ein Dörfchen da, nur ein ganz kleines Dörfchen, so ein Ausbau; etwa zehn kleine Gehöfte liegen da an den Wald angelehnt, und das Lichtchen brennt in einem dieser Bauernhäuschen. Das war ja schön. Ich trat also an das Fenster heran und klopfte mit dem Stock an die Scheiben. ‚Erlaubt, sagte ich, einem Wandersmann, sich aufzuwärmen, um Christi willen!‘ Da sah eine junge Frau heraus, die machte ein so klägliches Gesicht, wie wenn sie krank wäre. ‚Komm herein,‘ sagte sie, ‚Großväterchen, um Christi willen!‘ Ich ging hinein, betete vor den Heiligenbildern, setzte mich auf die Bank und sah mich um: in dem Häuschen war keine lebende Seele, bloß diese junge Frau. Nachdem sie mich hereingelassen hatte, stieg sie selbst wieder auf den Ofen und legte sich hin. Ich sehe: sie liegt da, das gute Frauchen, und stöhnt. — ‚Was fehlt dir denn,‘ sage ich, ‚liebe Frau? Bist du krank?‘ — ‚Ja, ich bin krank, lieber Mann!‘ sagte sie. ‚Sieh nur, wie mir das über den Hals gekommen ist, meine schwere Stunde ist auf einmal da, und nun trifft es sich gerade, daß mein Mann mit nach der Stadt auf den Jahrmarkt gefahren ist und vor morgen Abend nicht zurückkommt. Und in dem ganzen Ausbau,‘ sagt sie, ‚sind nur die ganz alten Leute und die kleinen Kinder zurückgeblieben; hier kann man sterben, es hilft einem keiner.‘ Sie stöhnte und stöhnte. ‚Du bist wohl ein Bettler, Alterchen?‘ sagte sie. ‚Nicht wahr?‘ — ‚Ja, das bin ich, liebe Frau; ich bin auf einer Wallfahrt nach Irrkutsk.‘ — ‚da möchtest du gewiß gern etwas essen, du bist wohl beim Wandern hungrig geworden?‘ — ‚Wie sollte ich nicht hungrig geworden sein, liebe Frau?‘ sage ich. ‚Was hat unsereins zu essen? Man kaut ein Stückchen trocknes Brot, das ist dann die ganze Nahrung. Gib mir etwas zu essen, wenn du

mir eine Wohltat erweisen willst.' — ‚Ach, sagt sie, lieber Mann, hör mal zu, was ich dir sagen will. Ich will dir zu essen und zu trinken geben, und außerdem will ich dir noch 10 Kopeken für die Weiterreise geben; nur tu mir einen Gefallen, erweise mir einen Liebesdienst.' — ‚Gern, liebe Frau. Was soll ich dir denn für einen Dienst erweisen?' — ‚Sieh mal, mein Guter,' sagt sie, ‚da liegt so etwa fünf Werst von hier ein Dorf, und in dem Dorfe, da wohnt so eine kluge Frau; Großmutter Altütschicka heißt sie. Die hilft hier in der ganzen Umgegend bei allen Entbindungen. Also', sagt sie, ‚spanne unser Pferd an, Wohltäter, fahr hin und hol sie mir her. Sag nur, es hätte dich so eine junge Frau aus dem Ausbau geschickt; sie weiß schon. Wenn du aber dahin kommst, dann brauchst du nur zu fragen; jedes kleine Kind wird dir ihr Haus zeigen. Tu mir die Liebe, guter Mann; ich will auch mein Lebelang zu Gott für dich beten!' — ‚Gern,' sage ich, ‚liebe Frau. Warum soll man einem guten Menschen nicht in der Not helfen? Ich werde hinfahren.' — Nun gut; ich steckte eine Laterne an, suchte mir auf dem Hofe, was ich nötig hatte, und spannte das Pferd vor den Schlitten. Die junge Frau sagte mir, wie ich fahren sollte, und ich fuhr los. Und da war auch zum Glück das Wetter ein bißchen besser geworden: ja sogar der Mond schaute ab und zu am Himmel hervor. Ohne weiteres fand ich das Dorf und ließ mir zeigen, wo Großmutter Altütschicka wohnte. Ich fuhr bei ihrem Hause vor und klopfte mit dem Peitschenstiel an das Fenster. — ‚Ist die Großmutter zu Hause?' rief ich. — Ein junges Mädchen sah heraus. — ‚Was soll sie denn?' — ‚Ja, da hat mich so eine junge Frau hergeschickt; die liegt in Kindsnöten; da soll sie behilflich sein.' — ‚Komm doch herein in die Stube,' sagte sie, ‚sie ist zu Hause; sie wird sich gleich fertig machen!' Ich ging hinein und betete vor den Heiligenbildern. In der Stube waren Leute. Ein Bauer, jedenfalls der Besitzer des Hauses, saß auf der Bank und schärfte ein Beil auf dem Schleifstein, und seine Frau wirtschaftete am Ofen mit der Topfgabel herum. Zwei Kinder waren da: das Mädchen, das mich durchs Fenster gefragt hatte, und dann kroch da noch so ein kleiner Junge auf dem Boden herum. — ‚Gott zur Hilfe!' sage ich. ‚Wo ist die Großmutter?' — ‚Da ist sie, lieber Mann, sofort!' Ich sah hin: da steigt vom Ofen eine ganz alte, alte Frau herunter; ihr Rücken war wie eine Sichel gekrümmt, die Haare struppig, ein Auge hatte sie nur. Nun war sie heruntergestiegen und — ach Herrje! — hinkte durch das Zimmer. — ‚Gleich,' sagt sie,

‚lieber Mann, ich will mir nur erst den Pelz anziehn.‘ — ‚Na schön,‘ sie zog sich den Pelz an, wickelte sich ein Tuch um den Kopf und band sich einen Gurt um den Leib. — ‚Na,‘ sagt sie, ‚nun wollen wir uns aufmachen.‘ — Sie ging aus der Stube, ohne vor den Heiligenbildern zu beten. Und immer hinkte sie beim Gehn so eigentümlich mit den Beinen . . . ‚Was ist das für ein sonderbares altes Weib?‘ denke ich. ‚Gott bewahre einen, es wird doch keine Hexe sein?‘ Denn solche nichtswürdigen Biester gibt es in jener Gegend massenhaft. Da sieht man z. B. manchmal: es geht ein Schwein im Dorfe umher, aber was das für eine Sorte Schwein ist, das mag Gott wissen; keiner erkennt das Tier als sein Eigentum. Da kann man sich schon denken, daß das eine Hexe ist, die da ihr Unwesen treibt und sich in ein Schwein verwandelt hat. Na, also gut: ich half diesem Weib in den Schlitten hinein, setzte mich selbst auf den Kutschersitz, nahm die Zügel, und wir fuhren los. Draußen aber war das Wetter wechselnd: bald hellte es sich für ein Weilchen ein klein bißchen auf, bald fing es wieder an, sich zu beziehn und zu wirbeln und zu stöbern, und alles war wieder dunkel. So fuhren wir also dahin. Aber ich drehte mich ab und zu um und sah nach ihr hin, nach der Alten; ich dachte: ‚Wenn sie nur nicht irgend welchen Unfug treibt: das sähe ihr ganz ähnlich.‘ Und ich merke: auch mein Pferd bewegt immer so eigentümlich die Ohren und dreht den Kopf und schielt nach ihr hin. Sie aber sitzt da und schwankt immer von einer Seite nach der andern, und immer murmelt sie etwas vor sich hin, immer murmelt sie . . . ‚Oh, oh,‘ denke ich bei mir, ‚die Geschichte ist unheimlich; da fahre ich gewiß eine Hexe!‘ Ich hieb fortwährend mit der Peitsche auf das Pferd ein: ‚Ach, du mein liebes Tierchen, rette mich aus der Not!‘ Wir jagen nur so dahin, gerade wie in der Butterwoche. Da sehe ich: nun, Gott sei Dank, wir sind bei dem Ausbau angekommen! Ja, und was meinst du nun wohl, lieber Herr?‘ (Hier ließ sich Philaret durch seine eigne Erzählung so fortreißen, daß er, ohne sich dessen bewußt zu sein, mich mit dem Finger vor die Brust stieß). ‚Kaum fuhren wir in den Ausbau ein, kaum waren wir am ersten Hause vorbei, da schleudert plötzlich mein Schlitten ohne sichtbare Veranlassung seitwärts und dreht sich auf einem Fleck herum, so daß sich sogar das Pferd nur mit Mühe auf den Beinen hielt. Und in demselben Augenblicke geht es auf einmal hinter mir: ‚Hah—hah—ha! Klatsch—klatsch—klatsch!‘ Weißt du, gerade wie wenn eine Gans zu schnattern anfängt und mit den

Flügeln schlägt. Herr du mein Gott, Herr du mein Gott! Mein Pferd bekam einen Schreck, schlug aus, schüttelte mit dem Kopfe und jagte mit dem Schlitten davon, heidi; hast du nicht gesehn! Eine ganz wunderbare Geschichte! Ich drehte mich auf meinem Sitze um und sehe: die Alte ist nicht mehr auf dem Schlitten — sie ist weg! Magst du es nun glauben oder nicht, sie war weg!'

„Aha, sie hatte sich in eine Gans verwandelt und war davongeflogen? Na so etwas!" rief die Krankenwärterin und schlug erstaunt die Hände zusammen.

„Na ja, da sieht mans ja . . . es war wirklich eine Hexe gewesen!" bemerkten die verwunderten Zuhörer.

„Was denn auch sonst? Offenbar eine Hexe . . . Du hast ja gehört, Onkel Philaret erzählt, daß es da massenhaft welche gibt."

„Ach du mein Gott! Das war ja angst und bange zu werden! Bei Nacht! Nein, Kinder!"

„Anfangs dachte ich mir noch nichts Schlimmes", fuhr Philaret fort, der mit großem Genuß die Wirkung wahrnahm, die seine Erzählung auf die Zuhörer hervorgebracht hatte. „Ich meinte so, sie würde wohl in dem Augenblick, wo mein Schlitten so stark geschleudert hatte, in den Schnee gefallen sein. Ich hielt das Pferd an und schrie: ‚Großmutter, komm!' Aber nein, wer nicht kommt, ist meine Großmutter. ‚Was stellt das vor?' denke ich bei mir. ‚Sie wird sich doch nicht irgendwie verletzt haben? Da sei Gott vor! Sie ist so wie so lahm und kann vielleicht nicht alleine aufstehn. Ich muß sie schon aufheben' denke ich. Es half nichts, ich wendete mit dem Schlitten um und fuhr zurück. Ich schrie: ‚Großmutter! He, he! Großmutter!' Eine Werst weit fuhr ich zurück; ich rief, ich rief, ich suchte, ich suchte, — nichts zu finden! Und dabei war die Gegend ganz eben, flaches Feld, und auch der Mond war damals wieder hervorgekommen, einen vorbei laufenden Hasen hätte man bemerken müssen, geschweige denn einen Menschen. Da nun, mein lieber Herr," erzählte Philaret, wieder zu mir sich wendend, „da schwand mir nun jeder Zweifel, was ich da für eine Großmutter nach dem Ausbau gefahren hatte . . . Und eine solche Angst packte mich, daß mir sogar die Eingeweide in Unordnung kommen. Ich sprang wieder in den Schliten und jagte zurück; ‚O Gott, laß mich nur recht schnell wegkommen!' Ich merkte es gar nicht, wie ich an dem Neubau vorbeisauste. Ich jagte immer weiter und trieb das Pferd wie ein Wahnsinniger; aber wohin ich jagte, das

wußte ich selbst nicht. Meinen Quersack, der bei der jungen Frau in dem Bauernhause geblieben war, hatte ich ganz vergessen; ihr Pferd ließ ich mitten auf dem Felde stehn, und ich lief davon. Wo ich nachher übernachtete, in welchem Dorfe, das weiß ich nicht."

Philarets Zuhörer schauderten und verzogen ihre Gesichter. Man sah ihnen an, daß ihnen ein Zittern der Angst über den Leib lief; nur meiner Heilgehilfin kam es lächerlich vor, wie der Alte damals vor der Großmutter Altrütschicka ausgerissen war. „Ja, du hast jetzt gut lachen," sagte der Erzähler, als er das bemerkte. „Aber mir war damals gar nicht zum Lachen zu Mute. Ich wußte kaum von meinen Sinnen . . ."

Mir war die Geschichte nicht minder interessant als den andern; aber vor allem hätte ich gern bald gehört, welche Sünde er denn schließlich bei der ganzen Sache begangen hatte.

Philaret wischte sich nach seiner Gewohnheit mit der Handfläche den Mund und fuhr fort: „Nun gut . . . Auf die Art gelangte ich schließlich nach Irkutsk. Es verging nach jenem Vorfall eine ziemliche Zeit; denn fast den ganzen Winter über sammelte ich dort Almosen, und dann im Frühling befiel mich so eine Krankheit — ich mußte lange liegen, und als ich mich auf den Rückweg machte, war es schon beinah Mitte Sommers. Und es traf sich so, daß ich wieder durch eben jenes Dorf durchkam, wo jene Großmutter Altütschicka gewohnt hatte. Ich gehe also hindurch; es war gerade die Zeit der Feldarbeit und also natürlich im Dorfe niemand zu sehn; nur die Hunde bellten, weil sie einen Fremden spürten, und hier und da wateten kleine Kinder, die Hemden hoch hebend, in den Pfützen umher. Und auf einmal regt sich in mir die Neugier. ‚Ich sollte mich doch einmal bei jemand erkundigen,' denke ich bei mir, ‚was eigentlich damals mit der Großmutter passiert ist, ob sie mit mir zum Vergnügen ihr Spiel getrieben hat, oder ob ich sie wirklich unterwegs irgendwie verloren habe? Ich sehe mich um, und da sitzt vor einem Hause so eine alte Frau auf der Bank und wärmt sich in der Sonne; da ging ich zu ihr hin. ‚Erlaube, liebe Frau,' sagte ich, ‚einem Fremden, sich ein bißchen auszuruhn.' — ‚Setz dich, lieber Mann.' Ich setzte mich hin. Ein Wort gab das andre, und so kommen wir in ein Gespräch. ‚Aber was ich dich noch fragen wollte, liebe Frau,' sagte ich, ‚bei euch wohnte hier im Dorfe so eine kluge Frau; sie hieß Großmutter Altütschicka; lebt die jetzt noch oder nicht?' — ‚Da kommst du zu spät, lieber Mann,'

sagt sie, ‚die ist schon lange tot.' — ‚Wie lange dennn?' — ‚Nun, im letzten Winter ist sie gestorben; so bald nach Mariä Fürbitte.' — ‚Woran ist sie denn gestorben?' frage ich. — ‚Ach, lieber Mann,' antwortet sie ‚danach frage nur lieber gar nicht! Das ist eine so wunderbare Geschichte; eines ganz schrecklichen Todes ist sie gestorben; Gott möge jeden getauften Christenmenschen davor bewahren!' — ‚Wie ging das denn zu, liebe Frau?' frage ich. — Nämlich, verstehst du, das Ding ließ mir keine Ruhe, und ich war sehr gespannt. — ‚Ja, lieber Mann,' sagt sie, ‚das ist eine so entsetzliche Sache, daß selbst es zu erzählen furchtbar ist . . . Der Böse hat sie aus ihrem Hause entführt.' — ‚Aber um Gottes Willen, was redest du da, liebe Frau?' ‚Nein, nein, es war schon so . . . Sie war ja' sagt sie, ‚als Hebeamme tätig; nun und solche Personen (das weißt du ja selbst) können ohne Hilfe des bösen Feindes nicht fertig werden. Da hatte sie sich denn jedenfalls mit ihm eingelassen, mit dem bösen Feinde, und sich offenbar sehr tief mit ihm eingelassen. Einstmals kam er zu ihr angefahren und entführte sie auf einem Schlitten. Mit seinen eigenen Händen hat er sie hineingehoben. Ihre Schwiegertochter hat es selbst erzählt: „Vor meinen Augen" sagt sie, „ist es geschehn. Es kam da so ein alter Mann mit grauem Haar angefahren; Gott mag wissen, was das für einer gewesen ist. In der hiesigen Gegend hatte ich nie jemand gesehn. Da ist es wohl sicher, daß es der Böse war; wer sollte es sonst auch gewesen sein?" — Ich höre das mit an und denke: ‚Herr Jesus Christus, bezieht sich ihre Erzählung etwa auf mich, wie ich damals aus dem Ausbau herfuhr, um die Großmutter zu holen? Nun sieh mal an!' denke ich bei mir. ‚Ich wollte ein gutes Werk tun und bin ein Teufel geworden!' Und ich war nun noch gespannter. — ‚Was hat sich denn da weiter zugetragen, liebe Frau?' frage ich. ‚Na, als er sie weggeholt hatte, der Teufel,' antwortet sie, ‚da war sie seitdem wie von der Erde verschwunden. Man suchte nach ihr; aber wo sollte man sie suchen? Konnte man sie etwa finden, wenn sie bei ihm war? Er hatte ja anscheinend ganz harmlos gesagt, er wolle mit ihr nach dem Ausbau fahren; da liege eine Frau in Kindsnöten, die habe ihn hergeschickt, damit die Großmutter ihr Hilfe leiste. So lief man denn also zu jener jungen Frau hin; aber da stellte sich heraus, daß auch dieses arme Weib in jener selben Nacht gestorben war. Ob die Großmutter bei ihr gewesen war oder nicht, das mag Gott wissen. So war nun,' sagt sie, ‚unsre Großmutter Altütschicka

den ganzen Winter über verschwunden. Man hatte auch schon aufgehört, nach ihr zu suchen. Da machten sich,' sagt sie, ,in diesem Frühjahr die Bauern in dem Ausbau daran, einen Ziehbrunnen mit neuem Obergebälk zu versehn, und ein Bauer ließ sein Beil da hineinfallen — in den Ziehbrunnen. Er kletterte hinein, um es wieder zu holen, und wie er nach unten kam, da sah er: es steckte ein Mensch in dem Ziehbrunnen, die Beine nach oben gestreckt! Was war das für ein schauerliches Rätsel? Sie zogen den Körper heraus: Herr du mein jeh, Herr du mein jeh, das ist ja unsre Großmutter Altütschicka! Ganz, wie sie damals weggefahren war, im Pelz, einen Gurt um den Leib, so sah sie noch aus! Also dahin, lieber Mann,' sagt sie, ,dahin hat der böse Feind sie versteckt. Er hatte gewiß gesagt: „Du, Großmutter, bist schon lange dem Teufel verfallen, und auch jener jungen Frau werde ich dich nicht helfen lassen; mag auch sie ohne Beichte und Buße sterben." Das werden so seine Ueberlegungen gewesen sein. — Dies erzählte mir die alte Frau. ,Und auch uns,' sagte sie, ,hat er einen solchen Brei angerührt, der nichtswürdige Satan, daß das ganze Dorf seine liebe Not hatte, ihn auszulöffeln; denn die vom Gericht haben fast eine Woche bei uns gewohnt; immerzu stellten sie Nachforschungen und Untersuchungen an. Es war noch eine Gnade von Gott, daß sie gegen einen andern Anklage erhoben. Und kannst du dir das denken, lieber Mann?' sagt sie, ,selbst mit den Gerichtspersonen hat er damals seinen Spaß getrieben, der böse Feind. Denn der Schreiber des Untersuchungsrichters betrank sich bei dem Gemeindeschreiber, der seinen Namenstag feierte, bis zur Bewußtlosigkeit und ist infolgedessen bei uns im Dorfe gestorben; und der Untersuchungsrichter, der hat hier ein ganz schiefes Gesicht bekommen und ist damit in die Stadt wieder zurückgefahren.' — „So, wie ich es dir jetzt mitteile, mein lieber Herr", wandte sich Philaret zu mir, „so hat es mir die alte Frau erzählt; aber mir wars, als würde mir mit Messern im Herzen herumgebohrt; so traf mich jedes ihrer Worte. Und es war doch auch kränkend, weißt du, daß sie mich für den Teufel angesehn hatten! ,O weh,' dachte ich bei mir, ,du bist es, der dies angerichtet hat, Philaret Kusmitsch. Nicht die Großmutter, sondern, ohne Zweifel, dich hat der Böse damals betört. Wärst du nicht auf diese dummen Gedanken geraten, so hättest du nicht verschuldet, daß die Großmutter im Ziehbrunnen ertrank, und auch die junge Frau wäre vielleicht am Leben geblieben. ,O weh, o weh!' Du hast um nichts und wieder nichts

zwei schuldlose Christenseelen ins Verderben gestürzt. Der ganze Hergang war mir nun verständlich geworden, mein lieber Herr; nämlich, da mein Schlitten damals so geschleudert hatte und der Ziehbrunnen, an dem wir vorbeifuhren, kein Obergebälk hatte, so hatte sie sich jedenfalls nicht mehr halten können, war vom Schlitten gefallen und da hineingeplumpst; und ich hatte gedacht, daß da eine Gans zu schnattern anfinge und mit den Flügeln klatschte! Ich erinnere mich nicht, was mir die alte Frau noch weiter erzählte. Ich sprang von der Bank auf und lief, so schnell mich meine Füße tragen konnten, aus dem Dorfe hinaus. Ich dachte: ‚Wenn sie nur nicht am Ende noch Verdacht schöpfen und dir den Prozeß machen! Dann säßest du in der Patsche und könntest im Gefängnis verfaulen!‘ Wie ich an dem Hause vorbei kam, wo die Großmutter Altütschicka gewohnt hatte, steht da ihre junge Enkelin am Torweg und hält ihr Brüderchen auf dem Arm. Sie taten mir furchtbar leid. Ich hatte in der Brusttasche drei Pfefferkuchen; die hatte mir ein reisender Händler geschenkt, Gott gebe ihm dafür Gesundheit; die holte ich heraus und teilte sie mit ihnen. ‚Da! Ihr armen Kinderchen!‘ sagte ich. ‚Da sollt ihr wenigstens ein bißchen Süßes zu essen bekommen!‘ Ich streichelte ihnen den Kopf, dann ging ich davon. Aber natürlich, sich selbst und dem göttlichen Gerichte kann man nicht entfliehn. Seitdem habe ich keine Ruhe mehr, mein lieber Herr. Diese Stunde quält mich, und ich weiß mir keinen Rat dagegen! Sie saugt an meiner Seele bei Tag und bei Nacht. Es ist mir überall, als ob jemand zu mir sagte: ‚Philaret Kusmitsch, du hast zwei schuldlose Christenseelen ins Verderben gestürzt.‘ Was habe ich nicht alles dagegen getan? Totenmessen habe ich für sie halten lassen, und einem Popen habe ich meine Sünde gebeichtet, — aber nein, sie martert mich und nagt an mir und läßt mir keine Ruhe. Einmal konnte ich es gar nicht mehr ertragen. Ich ging zum Untersuchungsrichter, fiel ihm zu Füßen und erzählte ihm alles, wie es gewesen war. ‚So und so ist es zugegangen, Wohltäter,‘ sagte ich; ‚mag man mich nach dem Gesetz aburteilen. Ich werde jede Strafe auf mich nehmen; dann wird sich wenigstens mein Gewissen endlich beruhigen können.‘ Nun, der hörte mich an; dann lachte er nur: ‚Geh deiner Wege, Alterchen,‘ sagte er. ‚Danke Gott, daß niemand bei dieser Geschichte in Anklagezustand versetzt ist. Und rede darüber zu niemand. Um deinetwillen die Sache noch einmal wieder aufzurühren,‘ sagte er, ‚hat keinen Sinn.‘ Seit der Zeit, mein lieber Herr, so schließt Philaret seine

Erzählung, „wandre ich immer umher und bete um Vergebung dieser Sünde.“

„Ach, mein gutes Alterchen, mein gutes Alterchen,“ dachte ich, als ich diese Geschichte gehört hatte, „wäre ich an Stelle dieses Untersuchungsrichters gewesen, so weiß ich auch nicht, ob ich mich entschlossen hätte, einen Stein auf dich zu werfen! Wie oft kommt es vor, daß wir unsern Nächsten erwürgen, erstechen und ertränken, zwar nicht mit einem Stricke, nicht mit einem Messer und nicht in einem Ziehbrunnen selbstverständlich, aber so auf eine feine, weltkluge Art; und wir reisen darum doch nicht nach dem Kloster in Irkutsk, ja wir beten nicht einmal im Stillen.“

Hierauf blieb Philaret noch etwa drei Wochen bei mir im Krankenhause, und ich fand ihn, wie bisher, beständig von neugierigen Zuhörern umringt. Aber in der letzten Zeit hatte ich den Eindruck, als ob er sich fortsehnte; er rieb sich oft die feuchten Augen und lag meist auf seinem Bette. Ich erfuhr dann auch, daß er sogar die Nahrung zurückweise.

„Was ist denn mit dir, lieber Freund? Du bist doch nicht etwa krank?“ fragte ich ihn einmal.

„Nein, Wohltäter! Gott sei Dank!“ antwortete Philaret. „Es ist etwas anderes: laß mich von hier weg; erweise mir die große Gnade!“

„Warum denn? Sehnst du dich fort?“

„Ja, ich sehne mich fort, Wohltäter. Es fällt mir aufs Herz, wie lange ich hier schon geblieben bin. Wenn man so lange still sitzt, dann verlernt man am Ende ganz das Wandern.“

„Willst du denn wieder umherwandern?“

„Was ist da zu machen, Wohltäter? Dieses Schicksal wird mir ja wohl bei der Geburt so zugeteilt sein.“

„Aber es ist ja Winter und kalt!“

„Das tut nichts; daran bin ich gewöhnt. Wenigstens habe ich dann Gottes Welt vor Augen; wohin es mir in den Sinn kommt, dahin gehe ich; so fühle ich mich freier. Ich danke dir, daß du einem armen Menschen ein Obdach gewährt hast.“

„Wann willst du denn weggehn?“

„Morgen früh, wenn du es so erlaubst.“

Ich war selbstverständlich damit einverstanden, um so mehr, da die übrigen Insassen des Krankenhauses den ausscheidenden Philaret durch

gemeinsame Beisteuern mit einem alten Anzug ausrüsteten, der immerhin wärmer war, als der, den er bei seiner Ankunft getragen hatte.

Am folgenden Tage saß ich morgens am Fenster und trank Tee, als Philaret auf der Freitreppe des Krankenhauses erschien. In der Hand trug er eben jenen Stock, mit dem er in das Krankenhaus gekommen war; über seiner Schulter hing derselbe Quersack, den er damals vom Fußboden aufgehoben hatte. Das Wetter war an diesem Tage gar nicht schön: es stürmte und schneite. Philaret stieg die Stufen hinunter und blieb, sein Bärtchen auf den Stock stützend, ein Weilchen stehn; dann nahm er die Mütze ab, verbeugte sich nach allen Himmelsgegenden, verbeugte sich besonders tief nach meinen Fenstern hin und ging weg, das Gesicht etwas schräg haltend, da ihm der Wind gerade entgegen blies.

Wohin, du armer Kerl? Wo wirst du diesmal deinen Wanderstab hinstellen und deine Mütze von Hirschfell aufhängen? Aber dir ist das wohl alles gleich, wenn du nur das Glück hast, einen guten Menschen zu treffen.

Georg Hirschfeld:
Die Nixe vom Güldensee

Ein Märchen der Gegenwart

Fortsetzung

„Ja, ja. Ich bin überhaupt ein besserer Mensch durch dich geworden. Aber das war es nicht, worauf ich hinauswollt'. Ich mein' halt folgendes: Ich stellt' mir vor, daß ihr nicht nur untereinander zusammenhängt, sondern auch sehr gute Beziehungen zu den gewaltigen Herrschaften da droben unterhaltet. Ich meine, zu denen, welchen der Mensch nie beikommen wird. Wolken, Stürme, Lawinen und solche Sachen. Wie gern täten wir einen polizeilich gestempelten Vertrag mit den Gestrengen machen, damit wir vor ihnen sicher sind. Aber wir sprechen verschiedene Sprachen. Wir verstehen sie nicht und sie uns nicht. Ihr aber wißt wohl immer, was da oben los ist, und könnt' damit anfangen, wie mit einem Riesenspielzeug, was ihr wollt? . . ."

„Nein, Sebastian."

„Nicht?!"

„Ich kann nur von mir sprechen. Ich bin freilich unempfindlich gegen die Elemente —"

„Also doch . . ."

„Aber ich vermag nichts über sie."

„Und die anderen?"

„Die Tiere? Die wissen nur, was im See geschieht. Das ist ja das Große an euch Menschen, daß euer Geist überblickt, was euer Körper nicht erreicht. Ich gebe dir deine Frage zurück, Sebastian. Seid ihr es nicht, die allmählich die Mächte des Himmels beherrschen werden?"

„Hm . . . Allmählich! . . . Wenn ich an die drahtlose Telegraphie und an das lenkbare Luftschiff denke — da hast du eigentlich recht. Ich

Eugen Spiro:
Die Brüder (1910)

möcht' mich aber nicht deutlich darüber aussprechen. Jedenfalls — den größten Begriff hast du doch von uns Menschen?"

„Den allergrößten. Aber du wirst — —"

„Nun? Was?"

Sie schmiegte sich plötzlich an ihn, und ihre tiefen, blauen Augen näherten sich bittend den seinen, während der Duft ihrer weichen, goldenen Haare ihn umhüllte. „Du wirst mir zuliebe deine Macht bezähmen? Nicht, Sebastian? Du wirst den armen Fischen nicht länger nachstellen lassen und den bösen Männern verbieten, Vögel zu schießen? Sieh, du darfst mir nicht böse sein. Dich kenne ich. Ich weiß, daß es nicht dein eigener Befehl ist, den See mit Netzen zu erfüllen und das Fischvolk in so namenlose Angst zu bringen. Man will es von dir. Du hast ja nicht die furchtbare Begierde der anderen Menschen, zu morden und von ermordeten Geschöpfen zu leben. Das tut bei uns nur der Verbrecher, der Hecht."

„Ich hab' dir doch schon gesagt, daß ich ein Pflanzenesser bin."

„Gewiß. Aber ich bitte dich trotzdem für meine Freunde, Sebastian."

„Hm . . . Ich tu', was in meinen Kräften steht." Er erhob sich.

„Bist du böse? Willst du schon gehen?"

„Ja, Freia. Bös' bin ich nicht. Aber ich muß ins Hotel zurück. Küß' mich, mein Kind."

Er zog sie heftig an sich und bedeckte ihr wassergekühltes Gesicht mit brennenden Küssen. Sie starrte ihn an, halb entsetzt, halb von einer neuen, wunderbaren Wonne durchglüht. Wie anders war jetzt plötzlich sein Kuß! Wie verwandelt seine jähe Umarmung! Jetzt erst hatte sie den Mann in ihm gefühlt, zum erstenmal in dieser Stunde. Er überstieg das, was wie eine unsichtbare Mauer zwischen ihnen gestanden hatte. Die „Antwort" kam, die Antwort! Was hatte das Wunder bezweckt? Sie überlegte, als sie allein war, jedes Wort, das der heutige Abend zutage gefördert hatte. In ihren Antworten mußte etwas gelegen haben, was ihn endgültig befreit und die Schranke seiner ehrfürchtigen Scheu beseitigt hatte. Aber so angestrengt sie sich auch darauf besann — es wollte ihr nicht einfallen, was es war. Sie hatte das Gefühl, als ob sie heute wie sonst gewesen sei. Und dennoch, die glühenden Sterne über ihr am Nachthimmel sagten es ihr, sie war jetzt anders. Heute war sie Sebastians Menschenschwester geworden. — —

Der Wirt hatte sich niemals glücklicher gefühlt, als an diesem Abend. Freia hatte die Furcht von ihm genommen — das war noch

mehr als ihr Gold. Sein erster Gedanke war, den Fischfang nun sofort systematisch zu betreiben. Er kannte die Verstecke der geängstigten Tiere — gut, so sollten Taucher kommen und die Schätze zentnerweise fördern, wenn es nicht anders gehen wollte. Auf Sebastians Table d'hôte durfte an keinem Tage mehr der Fisch fehlen. Je abenteuerlicher die Kosten wurden, mit denen er die Wünsche seiner Gäste bestritt, um so größer wurde ja die Reklame. Ueberhaupt, es war wieder eine Lust, zu leben. Wolke blieb Wolke, Wind blieb Wind, Fisch blieb Fisch, Vogel blieb Vogel. Und was das allerbeste war: Weib blieb auch Weib. Die ahnungslose Freia hatte sich heute um ihren Nimbus gebracht. Endlich hörte das unwürdige Zagen und Zittern in ihm auf. Er hatte sich heute als Mann gefühlt, als er sie in seinen Armen gehalten, das Weib in seiner Gewalt. Das durfte, das konnte nicht mehr anders werden. Den gefährlichen Drachen, der die Goldquelle bewachte, sollte sie jetzt gefälligst allein besuchen — mit dem wurde nur sie fertig. Im übrigen...

Ja, im übrigen! — Nun tauchten neue, dringende Fragen vor dem unternehmenden Manne auf, während er ganz allein, mit den hastigen Schritten eines Glücklichen, am nächtigen Ufer wanderte. Fragen, die ihn weich und sehnsuchtsvoll stimmten. Jetzt war ja alles Aeußere gesichert, jetzt hatte er Zeit zu solcher Stimmung. Jedenfalls wollte er sich davor hüten, zu kalt berechnend an Freia zu denken. Ganz abstreifen durfte er die geheimnisvollen Kräfte des Märchens nicht, sonst brachte er sich am Ende um den Kern seines Sieges, um sein menschliches Glück. Er liebte Freia — ja, sie war ihm das Höchste auf der trocken verstandenen Welt. Er dankte ihr alles, aber er wollte nicht länger nur die Göttin, die Wohltäterin in ihr sehen. Er wollte sie besitzen. Darum hatte es ihn ja so beseligt, sie heute zum erstenmal als Menschenkind und sich als ihren Gebieter zu fühlen. Seitdem er unwiderleglich wußte, daß der Natur zu trauen war — was hinderte ihn da noch, sich zu ihrem Herrn zu machen? In Klarheit, herausfordernd, Schmied seines Glückes — so stand er aufrecht vor den durch und durch erkannten Dingen. Er war in seinem „Gauben" den Mitmenschen weit voraus. Er durfte jetzt alles wagen. Und jenen einen, letzten Schritt, der ihm kurz vorher noch ungeheuerlich erschienen, den tat er jetzt auch. Der König Mensch sollte in ihm handeln, nicht fragen. Als Sebastian sein Zimmer aufsuchte, stand es in ihm fest: Er trennte Freia von ihrem Element, von ihrer Herkunft — er zog die Geliebte ins Menschenleben und machte sie zu seiner Frau. — —

Am nächsten Abend schon ging er mit pochendem Herzen zu ihr und brachte ihr ein Geschenk mit, von dem er sich den größten Eindruck versprach. Es waren die ersten, in seinem Garten erblühten Rosen. Freia nahm sie und rief in unmittelbarem Mitleid: „Du hast sie gepflückt?"

„Aber Kind, wie soll ich sie dir sonst bringen?"

„Du hättest sie noch lassen sollen. Sie sind so blaß und schwach."

Er war verletzt und antwortete mit erzwungenem Lächeln: „Es ist mein Verhängnis, daß ich's dir nicht recht machen kann."

Sie umarmte ihn rasch. „So war es nicht gemeint! Ich danke dir! Ich weiß ja, ihr schenkt euch immer tote Blumen."

„Du hast manchmal Ausdrücke —!"

„Ich will lernen, mich über alles zu freuen, was euch freut . . ."

Er sah sie prüfend an. „Warum denn? Du bist doch ein anderes Wesen als wir? Du bist eine Nixe."

Sie ließ ihn los, ihre Arme erschlafften, und sie senkte tief ihr reines Haupt. „Schleudere mich nur immer in die fremde, kalte Geisterwelt zurück", sagte sie leise mit einer seltsam rührenden Stimme. „Fühle dich nur immer in deinem stolzen Glück, ein warmer, alles liebender, alles leidender Mensch zu sein. Du wirst schon sehen — ich komme noch dahin, wo du bist. Denn das — ich hab' es dir doch nie gesagt, Sebastian — das ist mein tiefster Wunsch."

„Freia!" Er umschlang sie wieder. „Willst du das — meinetwegen?"

Sie sah ihn mit ihrer großen Klarheit an. „Deinetwegen — gewiß."

Er zweifelte, ob sie wußte, was Liebe war, denn er selbst glaubte, es genau zu wissen. Seine Bewußtheit hütete sich jetzt, zu schnell zu sein. Er sah den Weg zu ihrem Besitz geebnet, aber er wollte sich auch für immer gegen Rückschläge sichern. So ließ er die Scheintiefe seines dunklen Blickes auf ihr ruhen und sagte: „Freia, du darfst dich nicht wundern, daß ich dich noch immer als fremd empfinde. Wirfst du mir nicht vor, daß ich Blumen tötete, um dich zu erfreuen? Nennst du nicht meine Mitmenschen Verbrecher und Mörder, weil sie sich durch Jagd und Fischfang die Nahrung verschaffen, die sie nötig haben? Ich weiß auch, es tut dir im Innersten leid, daß du mir zu meinem Hotel verholfen hast. Schüttle nicht den Kopf, Freia — es entstellt dir deinen See, und meine Gäste hältst du für freche Eindringlinge. Den scheuß-

lichen Drachen hast du belogen um meinetwillen. Was für eine Sünde, Freia."

„Spotte nicht, Sebastian."

„Ich spotte nicht — ich möchte nur, daß du die Macht des Menschen begreifst."

Sie stützte den Kopf in die Hand. „Die begreif' ich."

„Aber du sollst sie auch anerkennen, für etwas Gutes halten! Das ist's! Ein Jäger ist kein Verbrecher, ein Fischer ist kein Mörder, und wer in den kleinen Sachen lügt, der ist in den großen um so wahrer!" Er hatte sich in Eifer geredet und betäubte die zweite Stimme in sich, die ein vernehmliches „Na, na" hinter seine Behauptungen setzte. Jetzt war er im rechten Fahrwasser, jetzt überwand er sie und machte die Gottheit zum Weib. „Weißt du, was es heißt: Herr sein? Als Herren sind wir nämlich eingesetzt über sämtliche Tiere und Dinge!"

„Von wem?"

Er stutzte einen Augenblick, dann erwiderte er rasch: „Du glaubst, mich wahrscheinlich mit dieser Frage zu erschlagen, aber ich kann dir schon eine Antwort darauf geben! Ich kann dir schon sagen: von uns selbst! Auf den lieben Gott laß' ich mich nicht mehr ein — der ist Glatteis für einen tüchtig marschierenden Menschen! Nein, Freia! Wir selbst haben uns als Herren der Erde eingesetzt, und das fühlen wir!"

„Warum ist dann der Gott, den ihr anbetet, ein gefolterter Mensch am Kreuz?"

„Aber das — das ist es ja eben! Begreifst du denn das nicht? Wir haben keine andere Religion als unsere Ueberzeugung, unsere Lebensaufgabe! Dafür leiden wir, dafür werden wir gekreuzigt! Das christliche Mitleid ist nicht für die Pflanzen und Tiere da! Unter uns — verstehst du wohl — unter uns Menschen, da kennen wir alles, was du uns vorwirfst. Da lieben wir uns, da helfen wir uns, wir Menschen einander! Aber damit wir das können, müssen wir nicht um die selbstverständlichsten Mittel jammern! Wir nehmen, was uns gehört! In unserer Welt! Ja, ja, du liebe Frau! Du hast ja schon so viel von unserer Welt — o mehr, als du meinst! Sei nur nicht halb, denk' nicht an den Fischschwanz, den du gehabt hast! Komm' ganz zu uns hinüber! Eitel Schönheit und Freude gibt es bei uns auch nicht! Das mußt du dir nicht vorstellen! Wir haben auch unsere Schmerzen, unsere Sünden! Aber die fangen halt ganz wo anders an! Und ich, so viel kann ich dir

sagen, ich weiß da ebenso Bescheid wie du in deiner Welt! Ich hab' mich da ebenso anständig benommen!"

Sie blieb ganz ernst vor seiner lachenden Weisheit. Sie dachte nach und senkte die umflorten Augen. Dann schlug sie sie plötzlich wieder auf, und er wich fast zurück vor dem durchdringenden Strahl ihres Geistes. „Du meinst also, ich muß mich endgültig lossagen von allem, womit ich jetzt zusammenhänge, um ins Menschenleben zu gelangen?"

Es durchschauerte ihn vor der Nähe des Zieles. „Ja, Freia", erwiderte er mit bebender Stimme. „Wenn du den Willen dazu hast — dann — —"

„Dann?"

„Dann liebst du mich ja . . . wie ich dich liebe."

Ohne Verwirrung, ohne den klaren Blick von ihm zu lassen, sagte sie einfach: „Ja, Sebastian. Da hast du sicher recht. Die Liebe muß in uns beiden dieselbe sein. Sonst ist es keine Liebe."

Das Verständnis ihres großen Mißverständnisses war wie eine betäubende Sonnenglut, die den Gaukler unaufhaltsam in ihren Bannkreis zog und darin vergehen ließ. Sebastian hatte jetzt seinen ehrlichsten Augenblick. Er schluchzte und demütigte sich vor ihrer Reinheit. Das tat sein heißes Wiener Gefühl. Sein kühler Allerweltsverstand aber spielte ihm sofort den Streich, ihm zu sagen „nun bist du bei der Sonne — geschwindelt oder nicht geschwindelt — bleib'. Mag's kommen, wie's geht." Der brachte ihn sofort wieder in die Unehrlichkeit zurück.

„Wir verstehen uns", flüsterte er, mit heißem Griff ihre Rechte umspannend. „Entschließe dich, Freia — der Augenblick ist da. Reiße dich los von der Tierheit und werde mein Weib."

Es durchschauerte sie. „Meine Mutter hat mich vor den Menschen gewarnt", wollte sie ihm fast sagen. Aber ihr graute vor dieser Eingebung — sie wollte sich nicht mehr warnen lassen. Denn sonst entschwand ja die süße Lockung, die das einzige war. So viel Menschenart, um dies zu wissen, hatte sie schon. Liebe, Liebe. Sie hielt seine Hand fest, sah aber zur Sonne empor, in die glühende Quelle des Lichtes.

„Wir werden Kinder haben. Kinder mit Sonnenaugen", sagte sie, und ein verklärtes Lächeln kam auf ihre Züge.

Da jubelte er auf, denn er glaubte, Vater solcher Kinder werden zu können. Er kniete vor ihr. „Dein Geständnis, Freia! Deine Hoffnung! Deine Liebe! O, darauf hab' ich gewartet!" Er umklammerte sie. —

Sie aber erwachte jetzt gleichsam. Verwirrt sah sie ihn an. „Ist es denn nicht ein ungeheueres Wagnis, Sebastian? Bist du dir klar darüber, was du tun willst? Bei dir leben soll ich? Unter den Menschen leben? Wo? Wo?"

„In meinem Hause, Freia! Als die holdeste Wirtin, die das Güldenseehotel sich erträumen kann!"

„Aber ich werde ja nichts verstehen! Ich werde dir ja nie etwas recht machen! O, ich sehe tausend Verlegenheiten, in die ich dich bringen werde!"

„Keine so schlimm, mein Lieb, wie die, in der ich bis jetzt immer war, wenn ich dich verleugnen mußte! Nichts gegen die Pein, unsere einzige Stunde, die wir haben, von Spionen umlauert zu wissen, von Gästen, deren Neugier sogar das Leben eines Wirtes kennen will! Ich glaub' ja schon kaum noch an die Unsichtbarkeit, die du uns beiden gibst! Nein, nein, das muß anders werden! Sichtbar, sichtbar! Und es kann nur anders werden, wenn ich dich zum Menschen mache! Mich zum Gott zu machen, ist dir ja leider nicht möglich! Jetzt lachst du! Schau' — es wird ja alles nicht so schwer sein! Richte dich nur nach mir, halt' dich nur immer an meine Liebe!"

„Weiter habe ich nichts!" Sie umschlang ihn in süßer, wilder Angst.

„Du Närrchen", flüsterte er, sie küssend. „Glaubst du denn, daß ich was anderes habe? Ich will ja nur das goldene Märchenglück, das du mir gebracht hast, ganz an mich ketten. Ich will dir ein bißl dankbar sein können, denn das kann ein armes Menschenkind nur als Mensch. O, deine ersten Worte, die werd' ich nie vergessen. Kinder werden wir haben! Kinder mit Sonnenaugen! Freia! Wir feiern unsere erste Nacht! Ich bleib' heut bei dir, mögen sie drüben flüstern und fragen, soviel sie wollen! Was gibt mir denn die ganze Welt dafür, wenn ich meine erste, heilige Liebeszeit verlier'? Meinen Frühling bei dir, du Erwachte? Nein, du Schöne, Allerschönste! Komm' her zu mir! Laß es schimmern und verfließen, das feuchte Silber da unten, das dir ein kaltes Herz hat geben wollen und scheitern mußte an deiner Menschenbestimmung. Bleib' bei mir auf Erden. Komm' in mein festes Haus. Ein Sehnen und Aengsten ist das Leben nicht — ein Haben und Glücklichsein! Das Menschenleben! Freia! Das Menschenleben!"

Sie hing an seinem Munde. Er hielt sie und trug sie durch den Wundertraum der Nacht. Als der Morgen graute, ging ein Fischer-

knabe singend den Uferweg entlang. Er glaubte sich mit den Vorboten der Sonne, einem pfeifenden Vogel, einem raschelnden Frühwind, allein. Er wollte nach den Netzen sehen, die er am Abend zuvor versenkt hatte. Als er an den vom Blitze gebrochenen Baumstamm kam, blieb er starr vor Entsetzen stehen. Nichts deutliches sah er, nichts, was er glaubhaft später erzählen konnte. Nur die schattenhaften Umrisse zweier sich umschlungen haltender Gestalten. Ein nacktes Weib, ein irdischer Mann. Sein Märchenbuch hatte ihm wohl den Streich gespielt, dergleichen vor sich zu sehen. Er bekreuzigte sich, rannte davon und hatte sich doch nicht getäuscht. Was dieses Kind gesehen hatte, war die erste Sichtbarkeit eines reinen Geheimnisses, das ehedem unsichtbar gewesen.

*
* *

V.

Am nächsten Tage erfuhren die Hotelgäste, als sie ihren Wirt in hochwichtigen Angelegenheiten — Arrangement einer Ruderregatta und Illumination zur Kaisersgeburtstagsfeier — sprechen wollten, daß Sebastian plötzlich verreist sei. Dieser Schritt inmitten der Hochsaison überraschte allgemein. Franzl, der Bruder, schien unterrichtet zu sein. Da er sehr geheimnisvoll tat, bestürmte man ihn mit Fragen. Als die Wienerinnen herausbekommen hatten, daß er dem Wirt Stillschweigen gelobt hatte, fanden sie leichtes Spiel. Sie schworen ihm einfach die gleiche Verschwiegenheit, die er seinem Bruder geschworen hatte. Da vernahmen denn die hübschen, eifrig zusammengesteckten Köpfe, was sich am Güldensee vorbereitete. Herr Sebastian hatte sich verlobt. Dies war nun nicht nur die Aufklärung seines seltsamen, in sich gekehrten Wesens in den letzten Wochen — es gab auch mit einem Schlage Licht in die reizvolle, aber doch bedenkliche Unklarheit seiner ganzen Verhältnisse. Sein plötzlicher Schatzgräberreichtum stammte also weder von der Börse, was die Ehemänner der neugierigen Frauen als erfahrene Mitstreiter auf jenem Schlachtfeld längst bezweifelt hatten — er war auch nicht dem Teilhaber aus Wien zu danken, der keinesfalls so ergiebig war — Reichtum, Pracht und Gelingen des Hotels waren einzig die Mitgift der geheimnisvollen Braut. Franzl wußte nicht einmal ihren Namen. Er behauptete, sie nie gesehen, erst kurz vor des Bruders Abreise von ihrer Existenz erfahren zu haben. Nur zwei ihrer Eigenschaften hatte ihm der Eilige, die Reisetasche in der Hand, noch mitgeteilt: sie war märchen-

haft schön und märchenhaft reich. Auch glaubte sich Franzl zu erinnern, daß sie aus Brasilien stammte und im Hamburger Hafen mit ihrem Bräutigam zusammenträfe. Sie stände offenbar ganz allein auf der Welt, denn kein Verwandter würde die beiden zum Güldensee begleiten, ihre Hochzeit im Hotel sollte im Beisein der Gäste dieses Sommers gefeiert werden.

Die Damen waren entzückt. Das konnte ja die originellste Hochzeit ihres ganzen Lebens werden. Ihre gespannte Erwartung und Ehrfurcht vor der schönen Ausländerin unterdrückten nicht das weibliche Ueberlegenheitsgefühl, als echte Wienerinnen die Erotische bei ihrem Gatten noch ausstechen zu können. Die Männer aber berauschten sich sofort daran, ihrer Abenteuerreihe, die sie schon recht müde gemacht hatte, noch ein erlesenes anfügen zu können, die kühnen Zauber der Urwaldschönheit, einer Goldkönigin aus dem Tropenland.

Nach einigen kaum ertragenen Wartetagen fuhr endlich die ersehnte Postkutsche vor. Die Hotelgäste waren fast vollzählig am Portal versammelt und begrüßten in verkehrter Weltordnung ihren Wirt. Elastisch, voll fröhlicher Jugendkraft sprang Sebastian aus dem Wagen und war in zarter Sorge einer verschleierten Gestalt beim Aussteigen behilflich. Hundert Blicke hafteten an ihr. Das war sie. Das war die Braut. Ein schlankes, jungstolzes Wesen mit Bewegungen, wie man sie nie gesehen hatte — das fühlte man im ersten Augenblick. Es lag etwas wundersam Gerundetes, Selbstverständliches in der Haltung dieser Braut, in der Betätigung ihrer Gliedmaßen, in ihrem Gange. Ein Adel paradiesischer Naturkraft, ein vollendeter Wohllaut gleichsam. Sie entschleierte sich, und man prallte fast zurück, als man ihr die Hand reichte und in ihre Augen sah. Es war ein tiefes, in den Grund der Seele züngelndes Blutfeuer in dieser kleinen Hand, und die nachtblauen Augen sahen einen an wie Sterne, die bei Tage einem Menschenantlitz gehörten, und, wenn es dunkelte, wieder ihren entrückten Dienst im Weltenraum leisten mußten. War die Braut des Wirtes von dieser Welt? Beruhigend einigermaßen war es für die ehrfürchtig Erschrockenen, sie in den feinen Kleidern ihrer eigenen Mode zu sehen, obwohl die Kostbarkeiten alle nicht anders und nicht fester an ihr hingen, wie die halb geborstenen Schalen reifer Nüsse in Oktobertagen. Wie sie lächelte, wenn sie sprach! Sie griff gleichsam mit unbeirrten Kinderhänden nach dem verborgenen Herzen — ein Entrinnen und Anzweifeln war unmöglich. Die Sonnenstrahlen schienen ihre hohe Gestalt absichtlich zu umspielen und sie zu begleiten, wohin sie

sich wandte, rasch, ohne Erdschwere. Als sie an Sebastians Arm im Hotel verschwand, haßten sie sämtliche Frauen und liebten sie zugleich. Sie kränkten sich tief darum, denn sie wußten, daß Haß und Liebe der höchste Triumph der Wirtin war.

„Aber aus Brasilien ist sie nicht!" rief Frau von Seligmann stöhnend. „Das soll mir keiner einreden! Ich halte sie einfach für eine Pariser Kokette!"

„Mit ihrem blonden Walkürenhaar?" meinte die Baronesse Silcher und lachte ironisch. „Aber meine Liebe! Sie ist aus Skandinavien natürlich!"

„Da kommen Sie der Wahrheit schon näher", erklärte Herr von Seligmann, der mit gichtigen Schritten herankam und gar stumpfsinnig aussah, so hatte er sich in Sebastians Braut verliebt. „Das junge Mädchen stammt aus Island, wie ich soeben erfahren habe. Franzl war falsch unterrichtet."

„Aus Island? Da sind doch die großen Vulkane!"

„Hekla und Krabla — jawohl. Aber nun wollen wir zu Tisch gehen, meine Damen." — —

Fortsetzung im nächsten Heft.

Otto C. Artbauer:
Sklaverei in Marokko

Wo Anhänger des Propheten zu finden sind, gibt es auch Sklaven. Nichts erscheint dem frommen Moslim ungerechter, ja unheiliger und sinnwidriger, als das Verbot des Sklavenhandels, wie ihn beispielsweise die Türkei unter dem Druck europäischer Mächte erlassen hat. Die Institution des Sklavenhaltens ist durch Koran und jahrhundertealten Brauch geheiligt, und wo ungläubige Christenseelen wenig oder gar keinen Einfluß haben, blüht sie öffentlich und uneingeschränkt durch Rücksichten auf Fremde. So in Marokko.

Trotzdem dies „Geschäft" in den letzten Jahrzehnten bedeutend nachgelassen hat, werden immer noch alljährlich einige hundert Neger aus dem Süden gebracht, und zwar aus verschiedenen Strichen zwischen Wendekreis und Aequator. Diese Schwarzen stehen auf denkbar niederster Kulturstufe. Fragt jeden, der mit Schwarzen zu tun hat, Forscher und Kaufmann, Weiße und Araber, Missionare und Schiffsmannschaften, jeder wird es bestätigen. Und wer je einen wirklichen Sklavenmarkt gesehen hat — viele Europäer dürften es nicht sein! — weiß, daß man niemals herzzerreißende Gefühlsszenen sieht, wie sich der weichherzige Europäer vorstellt. Man darf patriarchalische Orientalen nicht mit Amerikanern verwechseln, Onkel Toms Hütte nicht in den Orient verpflanzen. Die Form der Sklaverei im Islam ist himmelweit entfernt von dem, was Abendländer darunter verstehen. Der Mohammedaner

Otto C. Artbauer, der im Begriff steht, in Begleitung des Oberleutnants Emil Kraft von Helmhacker zur Erforschung des in tausendjähriges Dunkel gehüllten Landes „Tibesti" eine große Reise in die Sahara anzutreten, läßt soeben bei Strecker & Schröder in Stuttgart ein Buch erscheinen, in dem er uns schildert, was er auf seinen jahrelangen Wanderungen in Marokko gesehn und gehört hat. In einer farbenprächtigen Sprache malt der Wüstenwanderer

behandelt unter allen Umständen seinen Sklaven als Glied der Familie. Er beschafft dessen Unterhalt, er kleidet und pflegt ihn, wenn er erkrankt. Der orientalische Familienvater verheiratet seine dunkelhäutige Dienerschaft und sorgt für die Kinder, die mit seinen eigenen aufwachsen und gleich diesen gehalten werden. Andererseits ist nur der Druck fühlbar, der Leiden schafft. Negersklaven fühlen aber den moralischen Druck der Unfreiheit nie, den pekuniären äußerst selten. Warum soll sich also der kindische Schwarze nach Freiheit sehnen? Damit er selbst den rauhen Kampf ums liebe Dasein aufnehmen muß? Dazu ist er viel zu pfiffig! Wird er von seinem Gebieter schlecht behandelt, so gibt die verhältnismäßig große Bewegungsfreiheit, welche Sklaven überall, besonders in Marokko genießen, genügend Möglichkeit zur Flucht. Doch kommt dies selten vor. Im Gegenteil! Wenn nach mehrjährigem bravem Dienst der Herr seinem Negersklaven die Freiheit schenkt, wie alte Sitte es erfordert, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß der Freigelassene den üblichen Freibrief seinem Herrn zurückgibt mit der Bitte, er möge ihn „aufheben", weil er freiwillig weiter im Hause verweilen will, an das er gewohnt ist.

Der größte Suk er Rkuk Marokkos befindet sich naturgemäß in Marrakesch, in der südlichsten Hauptstadt des Landes, wo die uralte Karawanenstraße aus den „schwarzen" Ländern mündet. Da Sklavenhandel in Marokko absolut gesetzmäßig ist, werden auch die Märkte mit menschlicher Ware offen abgehalten. Jeden Mittwoch, Donnerstag und Freitag wird das vorhandene Material ausgestellt und an den Meistbietenden losgeschlagen.

Ein gitterbedeckter Gang hinter dem Basar der Wollenweber führt zum arkadenumsäumten Hof einer geräumigen Okalla. An den Wänden stehen oder kauern Kauflustige, stimmkräftige Ausrufer führen Neger beiden Geschlechtes umher, ihre Vorzüge preisend. „Seht diese Schultern, diese Muskel! O Gott, welche Kraft!" So ruft ein Händler, auf einen kohlschwarzen Sohn des palmenreichen Südens zeigend. „Zeige deine Arme, o Freund!" ruft er ihn an, und der Schwarze läßt grinsend

die rauhen Sitten des Landes der Widersprüche. Wenigen nur ist es gegeben, den Leser so zu fesseln, wie er. Mit größter Spannung folgen wir dem scharfen Beobachter in jedem der 27 Kapitel. Eins der interessantesten scheint uns der Abschnitt über die Sklavenmärkte zu sein, das wir hier reproduzieren. Viele vortreffliche Abbildungen schmücken das Buch, das wir allen Freunden guter Lektüre empfehlen.
Die Redaktion.

seine Muskel spielen. Ein anderer Ausrufer hat junge Mädchen. „O über diese ungeknickten (d. h. jungfräulichen) Blumen! Mögen sie den Harem eines Paschas zieren! Wo ist der, dem Allahs Güte Reichtum geschenkt!?" Diese Sorte Blumen ist nämlich ein bischen teuer! Wieder ein anderer hat ältere Arbeitssklavinnen: „100 Duros, 100 Rial, wer braucht Hilfe für die Gebieterin seines Hauses? Guten Kuskussu kann sie kochen und Durra reiben und Brot backen! 100 Taler! Sie ist gar nicht so alt!" meint er treuherzig zu einem Käufer, „nimm sie, wenn sie nicht folgt, schickst du sie mir wieder!" Ein vierter führt an jeder Hand einen Knaben und versucht sie möglichst günstig loszuschlagen. „O wie fleißige Wächter sind dies, von starken Eltern und wohlgeformt! Wie müssen Gerichte munden, die von ihnen aufgetragen werden! Wenige Jahre und sie sind groß und stark wie die Palmen des Bab Dukkala! In solcher Tonart werden Säumige aufgemuntert. Da findet man stämmige Sudanhünen, weißbärtige Neger, deren gekräuselter Mannesschmuck sonderbar das schwarze Gesicht umrahmt, Knaben aller Altersstufen, daneben kleine Mädchen, auch reifere Frauen mit kleinen Kindern. Dies natürlich nur für den Fall, daß sie geradewegs aus dem Süden kommen, also noch keinen mohammedanischen Gebieter hatten; denn, wird die Sklavin Mutter, so darf sie nicht verkauft werden, hat sie vom Gebieter einen Sohn, wird sie sogar frei. Auch viele welke Frauen von abstoßender Häßlichkeit mit Ziegenbrüsten und wirren Haarsträhnen. Unter des Südens furchtbarer Sonne welkt die Frau so rasch! Die meisten Negerinnen kommen direkt über den Atlas oder von den Gebieten nördlich des Senegals, selten werden welche von ihren Herren zum Verkauf geschickt. Denn der marokkanische Städtebewohner liebt Negerinnen in seinem Harem, nur pekuniäres Mißgeschick — oder Freude an Abwechslung — bewegt ihn zu deren Verkauf. Es sei erinnert, daß weibliche Sklaven nach den Worten des Koran ihrem Gebieter auch geschlechtlich zu Willen sein müssen.

Der Verkauf vollzieht sich wie jedes andere Geschäft. Es ist eine absolut öffentliche Sache, und man benimmt sich auch danach. Das Publikum befühlt Arme und Beine der zu Kaufenden, prüft Muskelstärke und Kenntnis der arabischen Sprache (ohne welche der Sklave um vieles geringer wertet), sieht nach den Zähnen und sucht das Alter zu schätzen. Der entblößte Oberkörper wird bei Männern und Frauen gründlich betastet, und diese lassen es ruhig über sich ergehen. Sie würden es wohl merkwürdig finden, wenn man nicht so verführe, und haben

nur den einen Wunsch, in ein reiches Haus zu kommen, wo viele Sklaven, also wenig Arbeit, aber gute Kost und zahlreiche Gesellschaft ist. Ist der Neger satt, braucht er nicht zuviel zu arbeiten, und bekommt er wenig Prügel, so ist er seelenvergnügt und kümmert sich wenig darum, ob sein Herr Si Mohammed oder Hadsch Achmed heißt, ob er von Freunden oder Verwandten getrennt wird oder nicht. Ich sah junge Negerinnen ihr Kind ohne weiteres von der Brust weggeben, zufrieden, wenn sie sich dafür mit bunten Lappen behängen durften. Händler und Käufer feilschen aus Leibeskräften. Ersterer hebt die Vorzüge, letzterer sucht die Mängel des betreffenden Kaufobjektes hervor, wie schwächere Körperformen, Alter, unschönes Gesicht, was der Ausrufer mit seinen Gehilfen stets sofort zu widerlegen sucht. Nicht anders wie Roßtäuscher im gesegneten Europa! Sind die beiden endlich einig, so macht der Käufer noch Vorbehalte, unter denen er den Kauf eventuell wieder rückgängig machen kann, z. B. wenn der Sklave faul ist, zuviel stiehlt oder bei weiblichen, wenn sie naschhaft sind oder nachts durch Schnarchen den Gebieter wecken. Dann wird der Kauf vor dem Kadi abgeschlossen, und der Sklave zieht mit dem neuen Herrn in dessen Heim.

Das alles spielt sich in aller Ruhe und vollkommen geschäftsmäßig ab. Selten sieht man ergreifende Szenen, und allemal nur, wenn solche Diener verkauft werden, die lange in einem Haus geweilt und den Herrn wechseln müssen, den kaum anderes als plötzlicher Ruin zu diesem Schritt veranlassen kann. In diesem Fall gibt es allerdings auf beiden Seiten gleichviel Tränen, die aber oft beim Neger viel schneller trocknen als beim Herrn. Wirklich traurig ist dann meist nur derjenige, der durch Aufenthalt in einem vornehmen Hause sozusagen bereits zum Menschen erzogen wurde. Selbst der Sklavenhändler ist freundlich mit seiner schwarzen Ware und füttert sie gut, da sie sonst nicht so gut aussehen würde, also weniger teuer zu verkaufen wäre. Der Orientale kennt seinen Vorteil und liebt Geld ebenso wie der Abendländer.

Weitaus die meisten Sklavenhändler sind wohlhabende Leute, besonders wenn sie die Ware direkt und nicht durch Zwischenhändler zu erwerben verstehen. Doch nicht immer heimsen sie reichen Verdienst. Krankheit und besonders auf beschwerlichem Transport zahlreiche Sterbefälle schmälern den Verdienst mitunter ganz gewaltig, auch kann es vorkommen, daß manche entlaufen und ins Korps der Buwachir eintreten, in das Negerregiment, das in einer Stärke von etwa 3000 Mann bei Mekines haust. Dorthin Geflüchteten darf nicht nachgestellt werden,

denn die Buwachir sind eine Art Leibgarde des Herrschers, Kerntruppen, die bei jeder ernsten Gelegenheit zuerst herbeigezogen werden. Entlaufenen Sklaven gegenüber mögen wohl Roheiten vorkommen, auch während des Einfangens der schwarzen Ware und während des anstrengenden Marsches aus Adrar oder von Timbuktu; doch die Händler wissen wohl, daß mißhandelte Sklaven abgehärmt aussehen und schlechte Preise erzielen, sie sind daher im eigensten Interesse möglichst wenig hart mit ihren Schützlingen. Geschäft ist eben überall Geschäft.

Noch einer Art Sklaven sei gedacht, die wohl fast nur mehr in Marokko zu finden ist: der Eunuchen. Sie sind allerdings in allen Farben vertreten! Denn wie es im eigentlichen Orient regelrechte „Pensionate" gibt, in denen gekaufte Mädchen zu repräsentablen Haremsdamen erzogen werden, so findet man im mohammedanischen Abendland Fabriken, aus denen Eunuchen herausgehen. Mit Gewalt werden Knaben in zartem Alter entführt, häufig unter glänzenden Vorspiegelungen unerfahrenen Eltern abgekauft; einmal in Händen gewissenloser Händler, müssen sie den vorgezeichneten Weg auch bis ans Ende gehen. Mit fortschreitender Kultur werden die Bedauernswerten immer seltener, infolgedessen wenden diese Menschenjäger alle Mittel an, um neues Material zu erlangen, vor keinem Gewaltmittel, auch vor Raub schrecken sie nicht zurück, wenn anders nichts zu erreichen ist. Denn Beschnittene werden hoch bezahlt und gut gehalten. Fast alle haben sich infolgedessen in ihr Schicksal gefunden und trachten, ihm die möglichst angenehmen Seiten abzugewinnen. Ihnen müssen Eitelkeit oder Freuden an reichbesetzter Tafel, Geldgier oder Ehrfurcht und anderes das ersetzen, was menschliche Grausamkeit und Gewinnsucht ihnen genommen. Viele hängen ihr halbzerstörtes Leben an Politik oder zetteln mehr oder minder harmlose Intrigen an, viel Unheil im Sultanspalast verschulden diese Halbmänner. Manche von ihnen spielen voll unbewußten Sehnens Liebesromane, voll Leidenschaften, Begierden und ohnmächtiger Wut, deren Ende meist Blutvergießen heißt. Wer Kastraten kennen lernt, fühlt zuerst Mitleid mit den armen Geschöpfen, die sich gar bald als unverträgliche, heimtückische Charaktere zeigen. Mit schlaffen Gliedern und bartlosen Gesichtern, entweder erschreckend hager oder übermäßig beleibt, schleichen sie umher, lassen ihre hohe Fistelstimme hören und ekeln normale Menschen durch widerliche Eigenschaften an. Arme Geschöpfe! Und doch kommen viele zu Ehren und hoher Stellung. —

„Bad el bala aleik! Fern bleibe dir alles Uebel!" So spricht der

Hausvater, wenn ein neuerworbener Sklave oder eine Sklavin die Schwelle seines Heims zum erstenmal überschreitet. Damit sind sie aufgenommen in die Hausgemeinschaft und haben Anspruch auf Schutz und Schirm gleich jedem, der unterm selben Dache wohnt. Diese Worte werden gesprochen werden, solange Mohammeds Religion bestehen wird, und soweit der Islam herrscht, gibt es und wird es zu allen Zeiten Sklaven geben. Möge man zudringlichen Vertretern europäischer Mächte in Fes und Stambul und Teheran die verbindlichsten Versprechungen machen, das Halten unfreier Dienerschaft ist mit den Eigenheiten des mohammedanischen Orients so verknüpft, daß Allahs Weisheit noch oft und oft den Ait el Kebir senden muß, ehe der letzte Sklave verschwunden sein wird.

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

Fortsetzung

Noch nie hab' ich einen Menschen nach nur so ein paar Worten so aufgeräumt und lustig gesehen; es war eine wahre Freude, es zu sehen. Und ihr könnt mir gleich den Kopf abschlagen, wenn nicht jede Silbe, die ich gesagt habe, wahr ist. Ich saß auch gerade so da, wie ich jetzt dasitze, und der Inspektor saß dort . . ."

Und Grindhusen spann weiter an seinem Garn.

* * *

Am nächsten Morgen, ehe es ordentlich Tag geworden war, wurde ich von Ingenieur Lassen auf der Straße angehalten. Es war erst halb fünf Uhr.

Ich war vollgerüstet, mit Bootshaken und meinem Mundvorrat im Ranzen, zu einem Marsch flußaufwärts. Grindhusen trieb sich noch in der Stadt umher, und ich wollte auch seinen Distrikt abmarschieren, ganz hinauf bis zum Felsengipfel; deshalb hatte ich doppelten Mundvorrat mitgenommen.

Der Ingenieur kam offenbar aus einer Gesellschaft, er lachte und redete laut mit zwei anderen Herren, und alle drei waren ziemlich beschwipst.

„Geht nur voraus!" sagte er zu den beiden andern; dann wendete er sich an mich und fragte: „Wohin willst du?"

Ich gab ihm Auskunft.

NORD UND SÜD

Eugen Spiro
Damenporträt (1908)

„Da weiß ich ja gar nichts davon. Nein, diese Mühe brauchst du dir nicht zu machen. Grindhusen wird das schon besorgen, und ich inspiziere außerdem selbst dort. Wie kannst du übrigens solche Pläne machen, ohne mir ein Wort davon zu sagen?"

Damit hatte er eigentlich Recht, und ich bat um Entschuldigung. Da ich außerdem wußte, wie gern er den Chef spielte und kommandierte, hätte ich klüger sein können.

Aber meine Entschuldigung reizte ihn nur noch mehr; er fühlte sich beiseite gesetzt, wurde zornig und sagte:

„So etwas darf nicht wieder vorkommen. Meine Arbeiter haben nur das zu tun, was ich ihnen befehle. Ich hab' dich hier angenommen, weil ich dir helfen wollte; aber ich brauchte dich durchaus nicht und habe jetzt auch keine Verwendung mehr für dich."

Ich blieb nur ganz ruhig stehen und sah ihn an.

„Du kannst heute noch auf mein Kontor kommen, dann rechnen wir ab," fuhr er fort.

Damit wendete er sich zum Gehen.

So, also ich war der, der verabschiedet werden sollte! Jetzt verstand ich auch Grindhusens verblümte Reden. Frau Falkenberg hatte es wohl nicht ertragen können, durch mich beständig an ihre Heimat erinnert zu werden; und da hatte sie ihn so lange bearbeitet, bis er mich verabschiedete.

Aber hatte denn nicht ich mich damals auf dem Bahnhof sehr fein benommen, als ich mich, anstatt sie wie eine Bekannte anzureden, abwendete? Und hatte ich sie je gegrüßt, wenn ich ihr auf der Straße begegnete? Wäre da nicht eigentlich eine Feinheit der andern wert gewesen?

Und hier stand nun auch dieser junge Ingenieur und kündigte mir mit übertriebener Heftigkeit meine Stelle. O, ich glaubte ihn sehr gut zu verstehen. Nun hatte er sich seit mehreren Tagen mit dieser Aufgabe abgequält, dann hat er sich eine ganze Nacht hindurch Mut angetrunken; nun vollbrachte er sie. Tat ich ihm unrecht? Vielleicht; und ich stritt mit meinem eigenen Gedankengang. Wieder fiel mir ein, daß er jung und ich alt war, und daß ich gewiß deshalb voller Neid sei. Deshalb gab ich ihm auch keine spitzige Antwort, sondern sagte nur:

„Ja ja, dann nehm' ich den Mundvorrat wieder aus dem Ranzen heraus."

Aber der Ingenieur wollte es wohl ausnützen, so lange er mich fest hatte. Er erinnerte sich wohl an die Geschichte mit dem Koffer

„Es ist aber auch so eine Sache, wenn man bei einem Auftrag eine abschlägige Antwort bekommt," sagte er, „das bin ich nicht gewohnt. Und da ich mich nicht darauf verlassen kann, daß sich dies nicht wiederholt, ist es am besten, du gehst."

„Jawohl," sagte ich.

In diesem Augenblick sah ich eine weißgekleidete Gestalt an einem der Fenster des Hotels, und ich dachte, das werde Frau Falkenberg sein, die uns beobachtete. Deshalb erwiderte ich nichts mehr.

Aber nun schien dem Ingenieur einzufallen, daß er mich doch nicht nur so auf die Straße setzen könne; wir mußten ja noch abrechnen, und er mußte also noch einmal mit mir zusammentreffen; er änderte deshalb seinen Ton und sagte: „Na — komm' im Lauf' des Tages und hol' dir dein Geld. Hast du dir überlegt, was du haben willst?"

„Nein, das muß der Herr Ingenieur selbst bestimmen."

„Ja, ja," sagte er milder gestimmt. „Eigentlich bist du ganz gut zu haben gewesen, das kann ich nicht anders sagen. Aber verschiedene Umstände — und überdies ist es nicht allein in meinem Kopfe gewachsen, du weißt, die Weibsleute . . . die Damen mein ich —"

Ach freilich war er noch jung, — und er versagte sich nichts!

„Na — guten Morgen!" sagte er, während er mir plötzlich zunickte, und ging weiter.

* * *

Aber der Tag verstrich mir zu rasch; ich ging in den Wald und verweilte da so lange in der Einsamkeit, daß ich mir meinen Lohn nicht mehr beim Ingenieur holen konnte; nun, es eilte auch nicht, ich hatte Zeit.

Was sollte ich nun anfangen?

Unsere kleine Stadt hatte mir zwar nicht besonders zugesagt; aber jetzt wurde sie mir plötzlich interessanter, und ich wäre gern noch eine Weile dageblieben. Zwischen zwei Menschen, die ich nun seit mehreren Wochen aufmerksam beobachtete, bahnten sich Verwicklungen an; niemand konnte wissen, ob nicht im nächsten Augenblicke noch viel mehr geschehen würde. Zuerst überlegte ich, ob ich nicht bei einem Schmied in die Lehre gehen sollte, damit ich die Stadt nicht zu verlassen brauchte; aber teils hätte mich dann die Arbeit den ganzen Tag festgehalten und mich in allen meinen Bewegungen gehemmt, teils hätte mir die Lehre zu viele Jahre meines Lebens geraubt, und gerade an künftigen Jahren wurde ich allmählich arm.

So ließ ich einen Tag nach dem andern vergehen; es wurde wieder sonniges, trockenes Wetter; ich wohnte in meinem Logierhaus, flickte meine Kleider und ließ mir in einem Geschäft einen neuen Anzug machen. Eines von den Mädchen im Hause kam eines Abends zu mir und bot sich an, mir meine Sachen zu flicken; aber ich war eher zum Scherzen aufgelegt und zeigte ihr, wie geschickt ich selbst bei dieser Arbeit sei. „Sieh hier, diesen Fleck! Und hier, den!" sagte ich.

Nach einer kleinen Weile kam ein Mann die Treppe herauf und ergriff meine Türklinke.

„Macht auf da drinnen!" rief er.

„Das ist Henrik, einer von den Flößern," sagte das Mädchen.

„Ist er dein Liebster?" fragte ich.

„O nein, weit gefehlt, lieber gar keinen als so einen," erwiderte sie.

„Macht auf, sag' ich!" rief der Mann noch einmal auf dem Flur.

Aber das Mädchen war mutig und flüsterte:

„Laß ihn nur da draußen stehen!"

Da ließen wir ihn stehen und machten nicht auf. Aber meine Tür bog sich förmlich, wenn er sich wie wütend dagegenstemmte.

Nachdem wir dann, das Mädchen und ich, über die Flickschneiderei und über ihre Liebhaber genug gescherzt hatten, mußte ich hinaus und den Flur untersuchen, ehe sie zu gehen wagte. Aber draußen stand kein Mann mehr.

Es war jetzt spät geworden; ich ging hinunter in die Wirtsstube. Da saß Grindhusen mit ein paar Flößern und trank.

„Das ist er," sagte der eine Mann von mir; Henrik war es wohl und er wollte nun seine Kameraden gegen mich aufhetzen. Ja, selbst Grindhusen machte es den andern nach und versuchte mich zu ärgern.

Der arme Grindhusen! Er ging jetzt in einem ewigen Katzenjammer umher und konnte ihn gar nicht mehr loswerden. Mit dem Ingenieur Lassen hatte er eine zweite Zusammenkunft gehabt; sie waren wie beim ersten Male flußaufwärts gewandert, hatten dann wieder beisammengesessen und sich unterhalten. Als Grindhusen von diesem Gange zurückkam, zeigte er ein neues Zweikronenstück, das er bekommen hatte; und dann hatte er sich wieder betrunken und wieder mit dem Vertrauen des Ingenieurs geprahlt. Auch an diesem Abend fühlte er sich groß und mächtig wie ein Schiffer, der im Eismeer überwintert hat, und er hätte selbst vor dem König den Hut nicht gezogen.

„Komm' und setz' dich!" sagte er zu mir.

Ich setzte mich.

Aber zwei von den Flößern wollten mich nicht in ihrer Gesellschaft dulden, und als Grindhusen das merkte, schlug er einen andern Ton an; er wollte mich reizen und deshalb noch mehr von dem Ingenieur und seiner Kusine offenbaren.

„Bist du verabschiedet worden?" fragte er mich, wobei er den andern zublinzelte, damit sie aufmerkten.

„Ja," antwortete ich.

„Na, das hab' ich schon seit mehreren Tagen gewußt, aber ich habe nichts gesagt. Ja, ich darf sagen, ich wußte es vor allen andern auf der Welt; aber hab' ich vielleicht auch nur eine Silbe davon verraten? „Gib' mir einen guten Rat, Grindhusen," hatte der Inspektor zu mir gesagt. „Willst du statt des andern Mannes, den ich verabschieden will, eine Weile hier in der Stadt bleiben?" fragte er. — „Ja, das kommt nur darauf an, was der Herr Inspektor mir befiehlt," sagte ich. Ganz akkurat, Wort für Wort, so habe ich ihm geantwortet. Aber hab' ich je eine Silbe davon gesagt?"

„Bist du denn verabschiedet worden?" fragte jetzt einer der Flößer.

„Ja," antwortete ich.

„Aber was das Geschwisterkind anbelangt, so hat der Inspektor mich auch darum gefragt," fuhr Grindhusen fort; „denn er fragt mich einfach in allem um Rat; und beim letzten Mal, wo wir miteinander flußaufwärts wanderten, schlug er sich ihretwegen mit der Faust aufs Knie. Jawohl, und nun könnt' ihr euch ruhig bis morgen früh die Köpfe zerbrechen. Großartig verlangt sie es im Essen und Trinken und sonst allem, das kostet jede Woche viel Geld; aber sie reist nicht ab. Pfui! Ja, das sag' ich gerade heraus."

Aber die Tatsache, daß ich verabschiedet worden war, schien die Gesellschaft sehr günstig für mich zu stimmen; die einen hatten vielleicht Mitleid mit mir, die andern aber freuten sich wohl, weil ich hier nun bald von der Bildfläche verschwand. Einer von den Flößern wollte mir von seinem Branntwein einschenken und verlangte ein Glas vom Schenkmädchen. „Ein ganz reines Glas, verstehst du!" Selbst Henrik hegte keinen Groll mehr gegen mich und stieß mit mir an. Wir blieben sehr lange beieinander sitzen und klatschten weiter.

„Aber jetzt mußt du dir dein Geld holen," sagte Grindhusen zu mir. „Der Inspektor soll dir doch wohl nicht mit dem Gelde nachlaufen?" fügte er hinzu. „Er hat noch etwas Geld bei mir stehen,"

sagte der Inspektor, „aber er meint vielleicht, ich solle es ihm bringen und ihn bitten, es gefälligst anzunehmen," sagte er.

8

Aber der Ingenieur kam trotzdem und bat mich, das Geld anzunehmen; besser konnte es nicht kommen. Das war übrigens ein Sieg, den ich nicht gesucht hatte, und er war auch gar nicht hervorragend.

Der Ingenieur kam zu mir ins Logierhaus und sagte:

„Ich möchte dich bitten, mit mir zu kommen, damit ich dir dein Geld geben kann. Und dann ist auch ein Brief mit der Post an dich gekommen."

Als wir in des Ingenieurs Kontor traten, war Frau Falkenberg drin. Ich war außerordentlich überrascht, verbeugte mich aber und blieb an der Tür stehen.

„Bitte, setz' dich!" sagte der Ingenieur, während er an den Tisch trat und den Brief suchte. „Hier, bitte! Nein, setz dich und lies deinen Brief! Ich will indessen deinen Lohn zusammenrechnen."

Ja, selbst Frau Falkenberg deutete auf einen Stuhl.

Warum sahen beide so gespannt aus? Und warum waren sie nichts als Höflichkeit mit bitte! bitte! zwischen jedem zweiten Wort? O, ich sollte es gleich erfahren! Der Brief war vom Kapitän Falkenberg.

„Möchtest du dies?" fragte Frau Falkenberg und reichte mir ein Papiermesser.

Es war ein kurzer und guter Brief, sonst nichts, und der Anfang war sogar ein wenig scherzhaft.

Ich sei von Oevrebö früher abgereist, als er gedacht hätte, und jedenfalls sei ich ohne mein Geld fortgegangen. Wenn ich den Eindruck bekommen hätte, er sei in Geldverlegenheit und könne mich nicht vor dem Herbst bezahlen, und wenn ich ihn deshalb so rasch verlassen hätte, so hoffe er, ich werde meinen Irrtum einsehen. Und jetzt möchte er mich bitten, falls ich nicht wo anders festgebunden sei, so bald wie möglich wieder zu ihm zu kommen. Das Wohnhaus und die Wirtschaftsgebäude sollten einen neuen Anstrich bekommen, später komme dann die Herbstarbeit draußen, und zum Schluß wäre es ihm recht lieb, wenn ich das Baumfällen übernähme. Alles stehe nun prächtig, die Felder hoch und die Wiesen dicht. „Ich bitte dich, mir so bald wie möglich auf diesen Brief zu antworten, freundlich grüßend Kapitän Falkenberg."

Der Ingenieur war mit seiner Berechnung fertig; er drehte sich auf dem Stuhle um und sah an die Wand. Dann tat er, als fiele ihm

plötzlich etwas ein, und er wendete sich rasch wieder zum Tische. Es war lauter Nervosität. Frau Falkenberg betrachtete ihre Ringe aufmerksam; aber ich hatte das Gefühl, daß sie mich im geheimen die ganze Zeit über betrachte. Wie verscheucht beide aussahen!

Dann ergriff der Ingenieur das Wort:

„Ja, was ich sagen wollte. Der Brief ist von Kapitän Falkenberg, wie ich sehe. Nun, wie geht es ihm? Ich kenne seine Handschrift."

„Möchten Sie den Brief lesen?" sagte ich plötzlich ganz freundlich und reichte ihm das Schreiben hin.

„Gott bewahre, ich danke, das verlang' ich nicht. Es war nur . . ."

Aber er nahm den Brief doch, und Frau Falkenberg trat zu ihm, während er las, und sah ihm über die Schulter.

„So, so," sagte der Ingenieur und nickte. „Nun, dann geht es ihm ja gut. Ich danke," sagte er und wollte mir den Brief zurückgeben.

Aber Frau Falkenberg faßte die Sache anders auf. Sie ergriff den Brief und studierte ihn selbst. Das Papier zitterte ein wenig in ihrer Hand.

„Ja, und nun die Abrechnung," sagte der Ingenieur zu mir. „Bitte, hier ist dein Geld. Ich weiß nicht, ob du zufrieden bist."

„Doch, ich danke," erwiderte ich.

Der Ingenieur schien erleichtert zu sein, weil Kapitän Falkenbergs Brief nur mich allein anging. Er wollte mir meine Verabschiedung aufs neue etwas leichter machen und sagte:

„Na ja, aber solltest du wieder einmal hierherkommen, dann weißt du, wo ich zu finden bin. Mit der Flößerei ist es für dieses Jahr ohnedies zu Ende; es ist in der letzten Zeit wieder sehr trocken gewesen."

Frau Falkenberg stand noch immer mit dem Briefe da. Aber sie las nicht mehr, denn ihre Augen bewegten sich nicht, sie starrte nur nachdenklich in den Brief hinein. Woran mochte sie in diesem Augenblick denken?

Der Ingenieur warf einen ungeduldigen Blick auf sie, während ein leichtes Lächeln um seine Lippen spielte, und er sagte:

„Du willst doch wohl den Brief nicht auswendig lernen? Der Mann wartet ja darauf."

„Entschuldige!" sagte Frau Falkenberg, indem sie mir den Brief hastig und verlegen reichte. „Ich hab' mich vergessen."

„Ja, das mußt du getan haben," bemerkte der Ingenieur.

Ich verbeugte mich und ging.

An den Sommerabenden wimmelt es von Spaziergängern auf der Brücke: Lehrer, Kaufleute, Honoriatorentöchter, Kinder sind da. Ich warte bis zum Abend, wo die Brücke verlassen ist, dann geh' ich auch hin Brücke: Lehrer, Kaufleute, Honoriatorentöchter, Kinder sind da. Ich donnernde Rauschen hinein. Eigentlich möchte ich nur immerfort dem Rauschen zuhören; aber mein Gehirn ist von all dem Müßiggang und dem vielen Schlafen so ausgeruht, daß es unzählige Dinge findet, mit denen es sich beschäftigt. So war ich gestern abend in allem Ernst entschlossen, zu Frau Falkenberg zu gehen und zu sagen: „Reisen Sie mit dem ersten Zuge ab, gnädige Frau!" Heute aber hab' ich mich über diese törichte Idee ausgelacht und sie mit einer andern vertauscht: „Reisen Sie selbst mit dem ersten Zug ab, mein Herr! Sind Sie etwa ihresgleichen und ihr Ratgeber? Nein! Na also, was man tut, darf nicht gar zu schlecht zu dem passen, was man ist."

An diesem Abend behandle ich mich weiter nach Verdienst. Ich summe zuerst eine Melodie vor mich hin, kann aber kaum selbst einen Laut davon vernehmen. Der Wasserfall übertönt mein Lied. „Du solltest immer an einen Wasserfall gehen, wenn du ein Liedchen summen willst," sag' ich in einem kränkenden Ton zu mir, und nachher lache ich über mich.

Mit solchen Kindereien schlag' ich meine Zeit tot. Ein Wasserfall mitten im Lande ist von demselben Nutzen für's Ohr wie die Brandung an der Küste. Aber die Brandung dringt mit stärkeren oder schwächeren Stößen auf uns ein, das Rauschen des Wasserfalls dagegen legt sich gewissermaßen wie ein Nebel vor's Ohr; es ist ganz unnatürlich in seiner Einförmigkeit, ohne alle Vernunft, ein Ungeheuer von Geistlosigkeit. Wieviel Uhr kann es sein? Unmöglich zu erkennen! Ist es Tag oder Nacht? Ja, es ist, als habe man einen Stein auf zwölf Tasten einer Orgel gelegt und sei seines Weges gegangen.

Mit solchen Kindereien verkürze ich mir die Zeit.

„Guten Abend!" sagt Frau Falkenberg und steht plötzlich neben mir.

Ich war nicht überrascht; mir war, als hätte ich sie erwartet. Nach dem Benehmen mit dem Briefe ihres Mannes mochte sie gut auch noch weiter gehen.

Nun konnte ich mir zwei Gründe für ihr Kommen denken: entweder war sie gut und weichmütig geworden, als sie so direkt an ihre Heimat erinnert wurde, oder sie wollte den Ingenieur eifersüchtig machen. Er stand vielleicht in diesem Augenblick an seinem Fenster und

beobachtete uns, und ich war ja nun doch nach Oevrebö zurückberufen worden. Vielleicht hatte sie raffinierterweise den Ingenieur auch gestern schon eifersüchtig machen wollen, als sie den Brief des Kapitäns studierte.

Aber es sah nicht danach aus, als solle ich auch nur mit einem von meinen scharfsinnigen Gedanken recht bekommen. Mich hatte Frau Falkenberg gesucht, und zwar, um sich bei mir zu entschuldigen, daß sie meine Verabschiedung veranlaßt hatte. Ach, wie gleichgültig ihr diese Kleinigkeit hätte sein sollen! Hatte sie nicht so viel Ernst in sich, daß sie einsehen konnte, in welcher elenden Stellung sie sich jetzt befand? Zum Kuckuck, was ging denn ich sie an!

Zuerst dachte ich, ich wolle ein paar kurze Worte sagen und auf den Zug deuten; aber dann war ich doch freundlich wie mit einem Unzurechnungsfähigen und wie mit einem Kinde.

„Du reist jetzt wohl nach Oevrebö," sagte sie, „und da wollte ich gerne — hm. Es tut dir wohl sehr leid, daß du von hier fort sollst. — Nicht? Nein, nein! Aber etwas weißt du nicht; ich bin schuld daran, daß dir gekündigt worden ist."

„Das tut nichts."

„Nein, nein, aber nun weißt du es; und da du nun wohl wieder nach Oevrebö gehst, wollte ich es dir gerne sagen . . . Du wirst ja begreifen, daß es ein wenig unbehaglich für mich war . . . daß . . ."

Sie stockte.

„. . . daß ich hier war. Ja, das war unangenehm."

„. . . daß ich dich sah. Ich meine, nur ein wenig unbehaglich, weil du wußtest, woher ich war. Da fragte ich den Ingenieur, ob er dir nicht kündigen könnte. Zuerst wollte er nicht, aber dann tat er es doch. Ich freue mich, daß du nach Oevrebö kommst."

„So?" sagte ich. „Ja, wenn aber die gnädige Frau jetzt wieder heimkommt, wird ihr mein Anblick dort ebenso unbehaglich sein wie hier.

„Heim?" erwiderte sie. „Dorthin geh ich nicht mehr."

Es entstand eine Pause.

Sie hatte die Stirne gerunzelt, als sie dies sagte.

Dann nickte sie, ja, sie lächelte sogar ein wenig und wollte gehen.

„Na ja, du verzeihst mir also, nicht wahr?"

„Haben Sie irgend etwas dagegen, daß ich zu Kapitän Falkenberg reise?" fragte ich.

Sie blieb noch einen Augenblick stehen und sah mir voll ins Gesicht. Was war nun das Richtige? Dreimal hatte sie Devrebö genannt. Meinte sie, ich könnte bei Gelegenheit dort ein gutes Wort für sie einlegen? Oder wollte sie mir für meine Bereitwilligkeit, die Reise dorthin zu unterlassen, nicht verpflichtet sein?

„Nein, nein, ich hab' nichts dagegen," erwiderte sie. „Geh du nur hin!"

Damit ging sie.

Soweit ich es beurteilen konnte, war sie jetzt weder sentimental noch berechnend gewesen; aber sie hätte gut beides sein können. Und was hatte ich nun wieder von meinem Versuch, vertraulich zu sein? Ich hätte es besser wissen und diesen Versuch gar nicht machen sollen. Ob sie hier bliebe oder wo anders hinführe, das ging mich nichts an. Mochte sie doch!

„Du lauerst und horchst," schalt ich mich selber. „Du bildest dir ein, sie sei für dich nur wie die Literatur, und du fühltest es doch lebendig in deiner verdorrten Seele aufsprießen, als sie freundlich gegen dich war und dich mit ihren beiden Augen ansah. Ich bin sehr niedergeschlagen und beschämt über dich, und morgen reist du ab!"

Aber ich reiste nicht ab.

Fortsetzung im nächsten Heft

Opfer der Politik

„. . . . Wer fühlt noch größeres Leiden
Als der, dem schöner Zeiten Bild erscheint
im Elend“

Dante, Hölle V, Vers 121 u. 123.

Die Revolution in Lissabon hat zwei Frauen zur Flucht genötigt, Maria Pia, Prinzessin von Savoyen, Witwe des Königs Luiz I., und Marie Amélie von Orléans, Witwe des Königs Carlos I., deren Leben ein reich geschütteltes Maß von Unglück, Elend und Jammer enthält; die geisteskranke Italienerin wird bei ihrer ältern Schwester Clotilde Marie Thérèse Louise in Moncalieri bei Turin ihren Lebensabend verbringen, der schönsten und geistvollsten von Viktor Emanuels II. Töchtern, der das schrecklichste Loos zufiel, und die in Frankreich und Italien als die „Märtyrerin vom Hause Savoyen“ verehrt wird.

Alle drei Frauen sind Opfer der hohen Politik; alle drei, ausgerüstet mit schönen Gaben des Leibes und Geistes, wurden durch „Staatsinteressen“ gezwungen, ungeliebte Männer zu heiraten, die, mittelmäßigen Intellekts und wurmstichigen Charakters, sich dieser Aufgabe unwürdig zeigten und nach einem Leben voll böser Streiche unter Flüchen und Verwünschungen oder gar durch die Kugeln politischer Mörder starben und ihre Witwen in Armut und schiefem Ansehn zurückließen, bis in spätern Tagen die Wahrheit sich Bahn brach.

Das Schlimmste hat vielleicht Clotilde erlebt.

* * *

Im Herbst 1858 war der Ministerpräsident Camillo Benso Graf Cavour von Plombières nach Turin zurückgekehrt, den Bündnisvertrag zwischen Piemont und Frankreich mit Napoleons des III. eigenhändiger Unterschrift in der Tasche. Der Franzosenkaiser verpflichtete sich darin, im kommenden Frühjahr mit 150000 Mann seiner besten Truppen nach

Italien zu kommen und den Oesterreichern die Lombardei zu entreißen. Eilends wurde das kleine Heer Sardiniens auf 60000 Mann gebracht.

In einer Geheimklausel hatte Napoleon III. eine Bedingung gestellt, die durch ein versiegeltes Schreiben seinem Verbündeten König Viktor Emanuel II. mitgeteilt wurde.

Am Weihnachtsabend 1858 erklärte er seiner ältesten Tochter Clotilde, geboren am 3. März 1843, daß sie Ende Januar 1859 den Prinzen Peter Napoleon Bonaparte, den Vetter des verbündeten Kaisers von Frankreich, heiraten werde. Ein Miniaturgemälde in reicher, mit Brillanten geschmückter Fassung zeigte die einnehmenden Züge eines jungen Mannes, der dem großen Korsen überaus ähnlich sah. Am Neujahrsabend sollte sich der Bräutigam in Person der Familie vorstellen.

Mit bangen Erwartungen sah die Braut dem Abend entgegen. Der König war schweigsamer und finsterer denn je; die neuesten Posten aus Frankreich meldeten, daß das französische Heer nichts weniger als kriegsbereit sei. Die Königin zeigte verweinte Augen. Der Abend kam mit dichtem Schneefall, der ganze Hofstaat war versammelt, als der Zeremonienmeister Seine Kaiserliche Hoheit den Prinzen Peter Napoleon anmeldete. Es erschien ein untersetzter, dicker Herr mit einem verlebten Nußknackergesicht, aschfahler Haut und tiefliegenden Augen; auf kurzen Beinen torkelte der Franzose einige Schritte vorwärts und fiel dann der ganzen Länge nach zu Boden: Se. Kaiserliche Hoheit war völlig betrunken. Die rauhe Wirklichkeit des wahren Peter wirkte gleich dem grausamsten Hohn auf das idealisierte Phantasiegemälde mit den Brillanten auf dem Rahmen. Noch am gleichen Abend verschwand die sechzehnjährige Braut aus dem Königsschloß von Turin. In scharfem Frost und durch tiefen Schnee war sie in ihrer Herzensangst zu den Nonnen der „Superga" emporgeeilt, wo die Fürsten der Savoyer ihre Familiengruft haben: Lieber sterben! — Erst nach drei Tagen wurde die Flüchtige entdeckt und zurückgeführt unter Aufgebot eines militärischen Geleits, wie es der Tochter eines Soldatenkönigs gebührt. Der strenge Vater eröffnete der zitternden Tochter, daß er ihre Hochzeit auf den 30. Januar 1869 festgesetzt habe. Als die weinende Tochter von ihrer Mutter Abschied nahm, flüsterte ihr diese als Trost die Worte ins Ohr: „Mein liebstes Kind, du kannst nicht unglücklicher werden als deine Mutter!"

Das Schicksal hat diese Prophezeiung nicht eingelöst. Viktor Emanuel II. zog als ruhmgekrönter Krieger in Mailand und Florenz, in Neapel, Palermo und Venedig ein und schläft als erster König des einigen Italiens und als „Vater des Vaterlandes“ den ewigen Schlaf im Pantheon der antiken „Roma, urbs mundi.“

Prinz Peter Bonaparte wurde alsbald von Napoleons des III. Hofe verbannt, weil er seinem leiblichen Vetter, dem Kaiser, aus dessen Privatkabinett ein Bündel Eintausend-Frank-Billetts im Gesamtbetrag von einer Million gestohlen hatte. Diesen Streich enthüllte schon andern Tags der Chef von Napoleons Geheimpolizei, der listige Korse Pietri: „Seine Kaiserliche Hoheit verspielten heute Nacht 35000 Louisdor und zahlten zum erstenmal nicht mit Anweisungen, sondern bar in neuen, soeben aus der Staatsdruckerei gekommenen Eintausendfrank-Billetts.“ Niemand besaß diese neuesten Scheine außer dem Kaiser. — —

Der traurige Ruhm des Diebs genügte nicht.

Um den Hof zu ärgern, stürzte sich Prinz Napoleon, dem die Pariser den Namen „Plon-Plon“ beigelegt hatten, als Radikaler ins politische Leben, riß als ordinärer Pamphletist aller Orten Händel vom Zaun und war binnen kurzer Frist in eine Unmenge von Streitigkeiten verwickelt. Zur Austragung eines Ehrenhandels empfing er die Kartellträger eines politischen Gegners und schoß arglistig den unbewaffneten Schriftsteller Felix Noir nieder. Zweimalhunderttausend Pariser gaben dem Opfer des „Mörders“ das letzte Geleite. Nur mit größter Mühe konnte die Freisprechung des angeklagten Prinzen von den Geschworenen in Orléans erlangt werden. Der Leibarzt des Angeklagten bezeugte, daß er eine leichte Röte auf der linken Wange des Prinzen gesehn habe; diese könne von einer Ohrfeige herrühren! Damit war die Lüge des feigen Mörders, er habe von Noir einen Backenstreich erhalten, glaubhaft gemacht, obwohl die neuen Handschuhe an den Händen des Toten nicht die mindeste Falte aufwiesen. — —

Mit seinen Geliebten, darunter der berüchtigten Cora Pearl, zeigte sich der Prinz in öffentlichen Ausfahrten und lebte schließlich getrennt von seiner Gattin, deren Mitgift er im Spiel durchgebracht. Eine Scheidung war unmöglich, weil beide Gatten die katholische Religion bekannten.

Endlich, am 18. März 1891, starb der rohe Unhold, der seine sanfte Gemahlin auch körperlich zu mißhandeln pflegte, an der durch Liebes- und Trinkerausschreitungen erworbenen fortschreitenden Paralyse,

verschärft durch Säuferwahn. In stummer Huldigung begrüßten die Pariser die scheidende Prinzessin Clotilde. Eine Million Frank hatte sie als Mitgift, zwei und eine halbe Million als Erbschaft von Mutter und Base nach dem schönen Frankreich gebracht; arm kehrte sie in das Schloß von Moncalieri oberhalb Turins zurück, das ihr samt einer reichlich bemessenen Leibrente der Bruder Humbert, der Gütige, als Witwensitz angewiesen hat.

* * *

„Er ist häßlich, unwissend und langweilig,“ seufzte Clotildes jüngere Schwester Maria Pia, als ihr König Luiz I. von Portugal als Freiwerber um ihre Hand gemeldet wurde. Ihr Herz hatte einen andern gewählt; allein das „Staatsinteresse“ verlangte, daß sie nicht herabsteige, sondern das Staatsinteresse verlangte es auch, daß ihr Lieblingsbruder Amadeus die Königskrone von Spanien annahm; jene Herrlichkeit währte vier Jahre, und als der verjagte Spanierkönig im Frühjahr 1875 nach Turin heimkehrte, war der flotte Reitergeneral, der anno 1859 die brillante Attacke gegen ungarische Husaren geritten hatte, ein gebrochner Mann, der schon mit fünfundvierzig Jahren ins Grab stieg. Die Prunkliebe des Gatten, die Freigebigkeit im großen Stil und eine unbegrenzte Wohltätigkeit brachten die lebhafte und witzige Maria Pia, das Patenkind des Papstes Pius IX., frühzeitig in ein schiefes Licht bei ihren Untertanen von Portugal. Ein listiger Privatsekretär hatte ihr, der des portugiesischen verwickelten Münzsystems gänzlich unkundigen Fürstin, die Ueberzeugung beigebracht, daß „1 contos Milreis“ (gleich ca. 5000 Frank) die kleinste im Lande gangbare Banknote sei. Dieser Irrtum wurde bei ihr mit der Zeit zur fixen Idee. Ihr Gatte zeigte nicht das mindeste Interesse für die geistigen Güter seines Volkes. Als die Nation im Jahre 1880 die Jahrhundertfeier ihres großen Dichters Camoëns mit südländischem Enthusiasmus beging, verkroch sich der König in sein Schloß Cintra; er hat nie eine Strophe der Lusiaden gelesen. Als ihr Gatte starb, vom Volke unbetrauert, war sie — Maria Pia ist am 16. Oktober 1847 geboren — 42 Jahre alt. Daß ihr Pate, Papst Pius IX., ihren Vater mit dem großen Bannfluch belegte, als dieser in den päpstlichen Sommerpalast auf dem Quirinal zu Rom einzog, gab ihrem innern Gemütsleben den ersten Stoß. Ihre lawinenhaft anschwellenden Schulden zahlte von Zeit zu Zeit der gute Bruder Humbert, bis ihn die Revolverkugel des Anarchisten Gaetano Bresci wegraffte. Nach dem Trauerspiel von Monza verdüsterte sich ihr Gemüt:

sie wurde einsam und wortkarg. Die Fürsorge des königlichen Hauses von Savoyen-Carignan wandte sich von der Tante in Portugal ab und der Familie Petrovitsch Niégos in Cettinje zu. Sie war vergessen, denn weder ihr Gatte noch ihr Sohn durften den nahen Verwandten in Rom den Besuch erwidern; das hinderte des Papstes Verbot. Dann kam der Tag des 1. Februar 1908, und sie sah mit eignen Augen den Sohn im Arsenal von Lissabon als blutige Leiche; drei Kugeln hatten ihm die Halsschlagadern zerrissen, und daneben den vielgeliebten Enkel Luiz, einen geistvollen und vorzeitig ernsten Jüngling. Die totbringende Kugel hatte diesem den Kopf durchbohrt und das linke Auge aus seiner Höhlung herausgeschlagen, das nur noch durch eine dünne Membran mit der Wange zusammenhing. Dieser gräßliche Anblick brachte bei Maria Pia den Wahnsinn zum Ausbruch. Seither leidet die physisch Gesunde zeitweilig an Wahnideen und Halluzinationen. Aber ihr scharfer Verstand und die tiefe Menschenkenntnis blieben ihr treu. Mit den schwächlichen Regierungsversuchen ihres Enkels Manuel ging sie nicht einig. Sie sagte ihm ins Gesicht: „Man gründet sein Regiment nicht auf den Klerus, auf das Heer und den Adel, wenn der Klerus verdorben, das Heer untreu und unzuverlässig und der Adel blind ist!" — und verließ den Hof.

Als die Revolution ausbrach und der in Todesangst zitternde Enkel Manuel die Großmama von Cintra nach Marfa zur Flucht abholte, erwachte in der Tochter des großen Königs das kriegerische Blut der Savoyen-Carignan, und sie rief aus: „Man geht nicht von der Stelle, sondern kämpft!"

Nur mit List und Gewalt konnte sie zum Strand von Ericeira gebracht werden; dort bat sie einen Fischer um ein Stück Brot. Mit diesem Stück Brot als der einzigen Gabe ihres Adoptivvaterlandes verließ Maria Pia nach 48jährigem Aufenthalt Portugal und betrat im Morgengewand am 6. Oktober den königlichen Palast des Gouverneurs Sir Archibald Hunter in Gibraltar mit den Worten: „Ich bin die Tochter des König-Ehrenmannes Viktor Emanuel II. von Italien."

Ihr Vaterland hat seine Tochter im Unglück nicht vergessen.

In der Nacht des 5. Oktober war von Schloß Rossore bei Pisa das Staatstelegramm an den Hafen-Kommandanten von Taranto abgegangen, daß das stärkste Schiff der italienischen Kriegsflotte zu Tajo abzufahren hätte. Schon zwanzig Stunden später lief das Schlacht-

schiff „Regina Elena", mit Kohlen und Munition wohl versehn und 860 Seesoldaten und Matrosen Bemannung, klar zum Gefecht, unter Volldampf westwärts.

Am Morgen des 8. Oktober rief der Donner aus schweren Geschützen die unglückliche Flüchtige ans Fenster, und sie sah nach langen Jahren die Flagge ihres Vaterlands, das im Bund mit Großbritannien ihr Schutz verlieh und sie mit sicherm Geleit heimführte. Am Strand von Rossore ist am 18. Oktober die ehemalige Königin von Portugal von ihrem Neffen König Viktor Emanuel III. stumm in die Arme geschlossen worden; denn Italiens König ist ein großer Schweiger und kluger Staatsmann.

* * *

„Er ist ein Schlemmer, in jungen Jahren schon so dick wie Falstaff, ein Faulpelz und liederlicher Tagedieb!" Also rief die schlanke, bildschöne und elegante Prinzessin Marie Amélie Louise Hélène von Orléans aus, als der Kronprinz Carlos I. um ihre Hand anhielt. Die am 18. September 1865 auf Schloß Twickenham geborene Prinzessin zählte einundzwanzig Jahre, als sie gezwungen zum Altar schritt; ihr Vater Louis Philipp von Orléans gebot: „Wir verzichten nicht auf den Thron von Frankreich, und das Familieninteresse gebietet, daß du einen regierenden Fürsten heiratest." Die Ehe war unglücklich. Schon mit 25 Jahren wog König Carlos I. einhundertzehn Kilo, und dieses Gewicht wuchs später ins Groteske. Von der Mutter hatte der junge König, der mit zwölf Millionen Frank im Jahre nicht auskam, das Laster der tollen Schuldenmacherei ererbt. In fünf Jahren betrug seine persönliche Schuldenlast 15 Millionen Frank; sie wurden durch Vorschüsse aus der seit 1892 bankrotten Staatskasse gedeckt und durch erdichtete Posten im Staatshaushalt verschleiert. Dilettant in der Malerei, pinselte der König in den 24 Mußestunden seines Tages die Figuren seiner Freundinnen im Evakostüm und ließ seine Gemälde in Paris prämiieren, wo die Mitglieder der Jury für die „Mühewaltung" mit Chèques von 100000 Frank bedacht wurden. Gleich dem Belgierkönig Leopold huldigte der Portugiese Carlos dem Grundsatz, daß Paris die einzige Stadt in Europa sei, wo man richtig zu leben verstehe. Inzwischen hauste seine Gemahlin mit ihren Knaben auf Schloß Cintra; sie zeigte ihren Wert und Mut, as sie mit eigener Lebensgefahr eine Badende vom Tode des Ertrinkens errettete. Ganz unglücklich aber war

Marie Amélies Einmischung in die Politik Portugals: sie begünstigte offen die verhaßte Gesellschaft Jesu und rief viele Tausende von den aus Frankreich vertriebenen Mönchen und Nonnen als ihre lieben Landsleute nach Portugal, obwohl hier durch Gesetz vom Jahre 1864 alle Orden und Kongregationen ausdrücklich verboten sind.

In jahrzehntelangen Demütigungen und Leiden glaubte das in tiefer Unwissenheit gehaltene Volk von Portugal — Portugul zählt 78,7 Prozent Analphabeten —, in der Monarchie des Hauses Braganza die Wurzel aller seiner Uebel entdeckt zu haben; in der blutigen Erhebung vom 4. Oktober riß es diese Wurzel aus, indem es eine wahnsinnige Greisin, eine hochfahrende und bigotte Französin im Witwenschleier und einen unbärtigen Jüngling außer Landes jagte.

Von den 8 Millionen Francs ihrer Mitgift konnte die ehemalige Königin Marie Amélie nur dürftige Trümmer retten; sie rief von Gibraltar aus für sich und ihren Sohn die Hilfe und Gastfreundschaft ihres Bruders Philippe Robert an, der als Sonderling auf dem Schlosse Wood-Norton in England lebt. Um jenem einsamen und kalten Schlosse im nebelreichen Lande zu entfliehn, hatte sie das Opfer gebracht, den Portugiesenkönig wider den Rat ihres Herzens zu heiraten; jetzt muß sie als die Erstgeborne den jüngern Bruder, als das Haupt der Agnaten, bitten, um in jenem verhaßten Schlosse ein Asyl für ihre alten Tage zu erhalten.

* * *

Kein größer Frauenleid denn auf Königsthronen!

Dr. Franz Lipp.

Rundschau

Mexiko.

Das drakonische Regiment des Diktators Porfirio Diaz hat aus dem zerrütteten Land Mexiko, das nach der Kaisertragödie alle Anzeichen des totalen Zusammenbruchs aufwies, eine weltmarktfähige Republik gemacht. Das ist nicht zu leugnen. Auch wenn man die angewandten Mittel nicht alle billigt. Ueber Todesurteile wegen geringfügiger Diebstähle und Räubereien, über ominöse Geldstrafen für Delikte gegen kaufmännische Ehrlichkeit, über Unterdrückung vieler politischer Rechte des Volkes, nur um in der arbeitsscheuen hispanisch-indianischen Mischrasse den Hang zur Parteipolitik auszurotten u. dgl. m., läßt sich allerdings kritisieren. Wer jedoch das Mexiko kannte, dem sich eines schönen Tages ein naiv-idealistisch veranlagter europäischer Prinz als Kaiser vorstellte, jener Habsburger, der ohne politische Unterstützung, ohne Geld, ja ohne Landeskenntnisse, nur mit schönen Vorsätzen und dem päpstlichen Segen ausgerüstet, zu regieren vermeinte, kann verstehn, daß das System Diaz seine Berechtigung hatte.

Die erfolgreiche Entwicklung des typischen Räuberstaats zum geachteten, kreditwürdigen Mexiko von gestern — denn heute zeigt es schon wieder bedenkliche Rückfälle — schien sogar das Urteil der historisch-kritischen Forschung zu widerlegen, die die Renaissance eines Volkes, das selbst wie das spanisch-amerikanische so schwer mit Eigenschaften belastet, die einer kulturellen und wirtschaftlichen Wiedergeburt entgegenstehn, sich überdies noch so innig mit der Verfallsrasse der Indianer vermischte, ja geradezu für ausgeschlossen erklärt hatte.

Der Charakter des jetzt ausgebrochenen Aufstands, der sich gegen Diaz richtet, enthüllt zwei Tatsachen, die des Interesse der Weltpolitik im allgemeinen, wie jenes der mannigfachen kommerziellen und finanziellen Verbindungen Deutschlands mit der Diazrepublik im besondern herausfordern.

Das eine Faktum innerpolitischer Natur ist die überaus leichte, sofort über dreiviertel des ganzen Landes reichende Verbreitung einer Bewegung gegen das System, dem Mexiko heute seine Bewertung verdankt. Alle Gespenster des heißen und ungesunden Blutes der Mischrasse, des Widerwillens gegen Ordnung, Arbeit und reellen Aufbau, des leidenschaftlichsten Ehrgeizes und Neides, der Habsucht, die einen raschen Personenwechsel fordert, sind sofort wieder aufrecht gewesen. Bürgerkrieg. Lockerung aller innern Ordnung. Parteikämpfe, die unter Diaz eiserner Faust schon im Keim zurückgedrängt wurden, drohn, Mexiko wieder jenen berüchtigten lateinisch-amerikanischen Republiken anzureihn, die stets neben der Regierung schon die Gegenregierung aufweisen und auch ernähren müssen.

Die zweite Bedrohung des Begriffs Kulturmexiko kommt von außen, von dem großen Umschwung her, den der Imperialismus in die Politik der benachbarten Vereinigten Staaten brachte. Für jeden Kenner amerikanischer Verhältnisse zweifellos und unverkennbar wird die Bewegung gegen das Regiment Diaz aus der Union angeblasen. Das entschuldigt aber die undankbaren Mexikaner keineswegs. Denn wäre hier nicht ein so günstiger Nährboden für Unruhekulturen in der Rasse erhalten worden, wäre Mexiko tatsächlich der regenerierte Staat, für den er gemeiniglich in der Außenwelt, dank Diaz, galt, hätte der Washingtoner Imperialismus keinesfalls so leichtes Spiel gehabt, wie etwa der Republik Panama gegenüber. Die Etappen der Unionspolitik zeichnen sich jedoch nur allzudeutlich

an. Antiamerikanische Kundgebungen, an der Grenze bedenkliche Ruhestörungen, Bewegungen mit der Spitze gegen alles, was Mexikos Stärke ausmachte — endlich notwendige Kräftevorkehrungen von der Unionsseite und schließlich Intervention in der Maske politischer Polizei. Wie drastisch unterscheidet sich doch das Verhalten der Vereinigten Staaten gegen jenes Mexiko, das plötzlich aller Monroe Doktrin trotzend, von Frankreich als neues Nachbarkaiserreich an der Unionsgrenze errichtet worden war, gegen die geradezu feindselige Haltung von jetzt gegenüber der bisherigen Ordnungsrepublik unter Porfirio Diaz! Damals herrschte in Washington noch der alte politische Zug vor, der keine gewaltsamen Expansionen kannte, der sein panamerikanisches Ideal darin sah, daß sich andre selbständig entwickelte, kräftige amerikanische Staaten, ob angelsächsisch oder lateinisch, freiwillig nur aus Möglichkeitsmotiven der großen Mutterunion anschließen. — Die Vereinigten Staaten begegneten zwar dem abenteuerlichen Kaiserreich damals mit einigem Mißtrauen, begnügten sich aber mit Passivität gegen alle Finanz- und sonstigen Nöte des Nachbarstaates, ja Staatssekretär Shermann fand es nicht einmal der Mühe wert, ein Machtwort gegen die nutzlose und unsinnige Tötung Maximilians zu sprechen. Und heute? Die ganze amerikanisch-mexikanische Grenze strotzt von wie aus der Erde gestampften Unionstruppen, amerikanische Schiffe stehn bereit, die mexikanischen Häfen zu besetzen — die revolutionäre Anti-Diaz-Partei erhält Waffen und Munition aus den Unionsstaaten, — mit einem Wort: die Vereinigten Staaten wollen kein erstarktes, seine Selbständigkeit auch gegen den großen Nachbar betonendes Mexiko, das der Verwirklichung der panamerikanischen Ideen entgegensteht. Denn wie sollten andre, entferntere, die Unterredung weit weniger nötig erachtende Staaten davon überzeugt werden, daß es ja doch kein Entrinnen, kein Ausweichen gegen die Anerkennung der Vormachtsstellung der Union gäbe — wenn sich ein Land der unmittelbaren Nachbarschaft, wie Mexiko, immer selbständiger entwickelte? In den imperialistischen Vereinigten Staaten hat man allen Grund, darüber befriedigt zu sein, daß Mexiko sofort — auf einen Funken hin — wieder in Brand gerät und die alte Wirtschaft wiederzuerstehn droht.

Ob es nun Porfirio Diaz, der persönlich ein Greis ist, gelingen wird, diesmal noch der Bewegung Herr zu werden oder nicht, ändert nichts an den erwähnten Tatsachen, die maßgebend bleiben müssen für die künftige Bewertung von Mexiko.

Frhr. N. v. Stetten.

Eine Geschichte des deutschen Liberalismus*)

Auffällig, daß bisher eine Geschichte des deutschen Liberalismus fehlte, daß es in unserm Schrifttum nur die „Geschichte des Liberalismus und der deutschen Reichsverfassung" von Richard Rudel (Guben 1891) gab, ein Buch zwar voll von nützlichen Kenntnissen, aber nach Umfang und Anlage nicht geeignet, den Leser, der sich genauer zu unterrichten wünscht, zu befriedigen. Ich nahm mir vor, ein Hausbuch zu verfassen für alle, die sich beruflich mit Politik beschäftigen.

Wie war der große Stoff zu behandeln? Vor allem mußte gezeigt werden, wie der neue oder moderne politische Geist entstand und heranreifte. Deshalb gab ich zur Einleitung: eine Vorgeschichte des deutschen Liberalismus von der Reformationszeit bis zum Beginn der neuzeitlichen politischen Reform mit der Wiedergeburt des preußischen Staates — 1517 bis 1807. Einesteils eine Vorgeschichte

*) Geschichte des deutschen Liberalismus von Oskar Klein-Hattingen. 1 Band: Bis 1871. 511 Seiten mit 16 Bildern. Buchverlag der „Hilfe" in Berlin-Schöneberg.

in der Theorie, oder eine Darlegung der Wandlungen der Lehre vom Staat, vom Auftreten des Westfalen Johannes Althusius an bis in die Zeit der deutschen Aufklärung; anderenteils eine Vorgeschichte in der Praxis, zu zeigen, wie der reifende neue Staatsgeist vom Zeitalter der Reformation bis zur Auflösung des deutschen Reichs in der deutschen Staatspraxis zur Geltung kam. Dann von der Vorgeschichte zur Geschichte. Mein erster Band umfaßt die Zeit von 1807—1871; für sie ergaben sich nach den Epochen, den Wendepunkten, die Abschnitte 1807—1849, 1849—1866 und 1866—1871.

Ueberdenkt man diese Zeitabschnitte: was für ein Leben hat der deutsche Liberalismus da gehabt? Um hier nur von der politischen Entwicklung in dem deutschen Hauptstaat zu sprechen — wie schwer hat sich zu jeder Zeit die politische Vernunft, das für das allgemeine Wohl, die salus publica, Zweckmäßige durchgesetzt! Das Schicksal des Liberalismus ist der Beleg für das Wort, „mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird". Das Bild zur Gestaltung des Staats ist immer das gleiche: hier die Liberalen, die allesamt das Ziel haben, ein konstitutionelles Staatswesen zu gründen oder auszubaun, die konstitutionelle Monarchie herzustellen, ihnen gegenüber der König, erfüllt von dem Dünkel des Gottesgnadentums, und neben dem König, stets gegen das liberale Bürgertum, der Adel, der seine Sondervorteile im Schatten der Krone zu bewahren und zu mehren sucht, das Junkertum, das am Gottesgnadentum teilhaben, das im Staate tausendfach bevorzugt sein will und das deshalb den nivellierenden Liberalismus, der den Rechtsstaat will, in der Seele nicht ausstehn kann. Nicht zu vergessen das Pfaffentum, die Firma „Thron und Altar."

Der König „von Gottes Gnaden" — was andres könnte nach der Absicht des gütigen Himmels sein Beruf sein, als Führer seines Volks zu werden? Aber was für Führer, die auf den Blättern unsrer Geschichte verzeichnet sind! Friedrich Wilhelm der Dritte brachte den preußischen Staat an den Rand des Abgrunds, indem er sich auf den Adel stützte, der hochmütig auf das Bürgertum herabsah und die entscheidenden Staatsreformen verhinderte. Ja, 1806 saß in Preußen die unmännlichste Unfähigkeit auf dem Thron; mit Recht nannte Napoleon auf St. Helena das Berliner „Instrument des Herrn" einen unglaublichen Schwachkopf. Weil der dritte Friedrich Wilhelm kein Führer war, sondern einer von den Königen, mit denen der Himmel die Völker aus Ungnade beschenkt, deshalb war es für den Korsen so leicht, das königlich-preußische Staatsgebäude umzuwerfen. Danach kam die Auferstehungszeit des deutschen Liberalismus. Nach dem Frieden von Tilsit ließ der tief gesunkene König große Reformen zu, ja er gehörte da nach Zustimmung und Mitwirkung zu den Reformatoren des Staates. Aber als die Zeit der Not vorüber war, nach den Befreiungskriegen, da saß

Friedrich Wilhelm der Dritte wieder auf seinem Wolkenthron. Die Verfassung, die er verheißen hatte, blieb aus, der Weg der liberalen Reformen wurde verlassen, und für die politische deutsche Einheit war der König in der Zeit des Deutschen Bundes fort und fort der unselige Hemmschuh. Unter einem solchen Führer gab es für das Vaterland auf politischem Gebiet kein Heil. Als Friedrich Wilhelm der Vierte den Thron bestieg, hatte es da der Himmel mit dem preußischen und mit dem deutschen Volk besser gemeint, als vorher? „Fritz" war anders als sein Vater, war eine Mischung aus einander entgegengesetzten Eigenschaften; das heißt: je nach Stimmung und Umständen konnte er bald „so", bald „anders". Sein Charakterbild ist bekannt genug. Wie der Himmel dazu kam, diesem sujet mixte die Führung des preußischen Volks zu übertragen, das ist sein Geheimnis. Bei dem bald frommen oder betbrüderlichen, bald frivolen Friedrich Wilhelm dem Vierten war der Hauptpunkt seines politischen Denkens der gleiche wie bei seinem Vater; auch ihm war das Königtum keine menschliche, sondern eine göttliche Einrichtung. Daher sein Schimpfwort von der Rückenmarksdarre des Liberalismus, daher sein krähwinkliges Herrschergebahren im Beginn einer neuen Zeit, des Werdens Preußens zum Industriestaat. Wie wütete der phrasenreiche König gegen „das böse Gelüst der Zeit", gegen „die Dackel der Bosheit", wie giftig schulmeisterte er alle die, die das gerechte Verlangen nach einer gemeinnützigen, von einer Volksvertretung geregelten und beaufsichtigten Staatsverwaltung bekundeten! In der vormärzlichen Zeit, welche Kurzsichtigkeit, welche Verblendung auf dem Throne gegenüber den „Tagesmeinungen"! Der König hört nicht auf die liberalen Männer, die es mit dem Königtum so gut meinten, daß sie an alles andre eher dachten, als daran, das „Instrument des Herrn" zum alten Eisen zu werfen. Sie wollten es nur mit einem konstitutionellen Futteral versehn. Um nur an Heinrich Simon, den hervotragenden Juristen in Breslau, zu erinnern — er ließ 1847, als das Königliche Patent zur Einberufung des Ersten Vereinigten Landtags ergangen war, die Schrift „Annehmen oder Ablehnen?" erscheinen. Wegen der Verfassungsfrage rief da der monarchistische Demokrat dem König zu: „Wir baten dich um Brot, und du gabst uns einen Stein . . Nichts ist so gefahrbringend, die Geschichte hat es gelehrt, als halbes Handeln . . . gibt der König mit vollem Vertrauen das, was sich herausstellte als historisches Recht des Preußenvolkes — Deutschland jubelt ihm entgegen mit nie gehörtem Jubel, und seine Dynastie schlägt Wurzel in diesem Jubel, wie es keine festern gibt. Wehe uns und Deutschland, wenn es anders wird!" Der König hörte nicht auf die Warnungen der Liberalen; hätte er die „Tagesmeinungen" beachtet, so wübe er die Revolution verhindert haben. Wenn er das getan hätte, wenn er in gärender Zeit ein Führer geworden wäre, wie stünde heute

das Hohenzollernhaus in Deutschland da! Friedrich Wilhelm der Vierte trug die Binde vor den Augen, die ihm der eigne Aberglaube an sein Gottesgnadentum, der erbliche oder atavistische Hochmut der Könige und das preußische Junkertum immer wieder umlegten. Daher der jammervolle Zusammenbruch des absoluten Königtums im März: die Fülle der urplötzlichen Einräumungen an die „Tagesmeinungen", die völlige „Hingabe an den Dackel der Bosheit". So tief war der Herr im Lande über Nacht gesunken. Freilich, bald kam Friedrich Wilhelm wieder aufs hohe Pferd. Merkwürdig, wie, auch durch die unkluge Zurückhaltung der demokratischen Liberalen, die Reaktion gedieh und am Staatssteuer blieb, bis der Romantiker auf dem Thron gänzlich die Regierungsfähigkeit verloren hatte und sein Bruder Wilhelm die Regierung bekam. Auch der war anders als sein Vater, dem er doch in vielen Stücken ähnlich war; aber mit seinem eignen Vorgänger stand er fast außer Vergleich. Wilhelm steht seiner Nachwelt nicht so klar vor den Augen, wie es um der Wahrheit willen zu wünschen wäre. Dank einer aufdringlichen Geschichtelei und ihrer offiziellen, offiziösen und untertänigen Nachbeterei begegnet der Deutsche im lieben Vaterlande allerorten Wilhelm dem Großen, in Stein oder Erz, auf Leinwand oder auf dem geduldigen Papier. Auch auf dem Weltmeer hat der „Große" sein Dampfschiff — die ganze Welt soll an ihn glauben. Zu dieser Mache kommt die Idealisierung, die die Nachwelt an dem Bilde Wilhelms unwillkürlich vornimmt; Gefühle der Dankbarkeit, der Pietät sprechen da mit, Gefühle, mit denen sich ein getreues Bild nicht vereinigen läßt. Auch Wilhelm der Erste war alles andre eher als ein Führer des Volks. Gewiß wollte er das Beste für das Vaterland, und als schlechthin beschränkt wird man den in gewöhnlichen Lagen verständigen Mann, der jedes Ding mit redlichem Fleiß prüfte, nicht bezeichnen können. Dennoch, wie weit stand Wilhelm auf religiösem und politischem Gebiet abseits von den Höhepunkten der Kultur seiner Zeit! Wie befangen war er in alten Anschauungen, wie vorurteilsvoll, wie beschränkt bei tausend Dingen des modernen Staatslebens! Auch er hielt sich stets für einen gottberufenen Herrscher, für ein Instrument des Herrn; er war also in dieser Hinsicht ein Mittelaltertümler, ein Mann, der dem neuen politischen Geist von Hause aus fremd war und ihm fremd blieb, ein Mann, der Zeit seines Lebens die Krone über das Volk stellt, nicht neben das Volk. Das heutige Geschlecht darf nicht vergessen, wie sauer Wilhelm, unter der Leitung des „großen Handlangers", dem Liberalismus das Leben gemacht hat. Der politische Liberalismus — so beschränkt war der König — galt ihm dermaßen als verwerflich, daß er sich fort und fort von den Junkern vor dem „Republikanismus" und der „Vaterlandslosigkeit" der Fortschrittspartei graulich machen oder in seiner Abneigung

gegen „avancierte Politiker" bestärken ließ. Der Hauptpunkt war: Wilhelm war die Seele des Militarismus; wenn die „Republikaner" ausschlaggebend werden, wäre dem Militarismus, der das bestehende Heer nicht groß genug haben konnte, eine Grenze gesetzt worden. Aber war denn Wilhelm ein superiorer militärischer Fachmann? Im Februar 1860 sagte der Fürst Anton von Hohenzollern mit vollem Recht zu Bernhardi: Wilhelm sei wie „die alten Generale, die glaubten, der Staat gehe unter, wenn diese oder jene hergebrachte Kleinigkeit beseitigt würde". Und dann die Nummer-Eins-Sache, die dreijährige Dienstzeit. Der König war dabei viel zu befangen in dem alten Kommißwesen, also da recht eigentlich beschränkt, als daß er begriffen hätte, daß das Vaterland bei der zweijährigen Dienstzeit keine Gefahr lief. In seiner Beschränktheit beschwor er den Verfassungskonflikt herauf, gab er der brutalen Willkür Bismarcks die Bahn frei. Jahrzehnte mußte es dauern, bis endlich die Krone in Preußen in einem Hauptstück Vernunft annahm und die alte Forderung der Liberalen, die Einführung der zweijährigen Dienstzeit, als mit der Verteidigung des Vaterlandes wohl vereinbar anerkannte. So wie in tausend andern Dingen hinken die Instrumente des Herrn der Einsicht des beschränkten Untertanenverstands nach. Wir wollen dem Manne, unter dessen Regierung das deutsche Reich gegründet worden ist, seiner vielen guten Eigenschaften wegen ein ehrendes Andenken bewahren, aber wir wollen nichts aus ihm machen, was er nicht war. Nur keine Pietätsduselei!

Und Bismarck! Geschichtliche Persönlichkeiten von solcher Bedeutung werden nach ihrem Tode in der Vorstellung der Nachwelt entweder entschieden häßlicher oder entschieden schöner. Das dauert so lange, bis ein neues Geschlecht herangewachsen, bis das historische Objekt für alle Welt kalt geworden ist. Dann hört das „Schwanken des Charakterbildes in der Geschichte" auf, dann findet die Stimme der Wahrheit endlich allgemeines Gehör. Mit Bismarck sind wir nicht so weit; er ist noch nicht tot — mit der Last seiner Erbschaft hat sich seine Nachwelt noch nicht abgefunden. Auch in meinem neuen Werk habe ich mich bemüht, ihn darzustellen in seiner Größe und in seiner Verkehrtheit. Seine Größe erkennt heute jede leicht; aber wichtiger als sie darzutun ist es, seine Verkehrtheit zu zeigen. Das gehört zur politische Aufklärungsarbeit, ohne die kein Vorwärtskommen ist. Die Bismarckverehrer sollte die Kritik an ihrem Helden nicht anfechten; denn wo wäre der Schriftsteller, der auch mit der schärfsten Kritik zuwege bringen könnte, daß aus dem großen Mann ein kleiner würde, aus dem Titanen der Politik ein Zwergpolitiker?

Soviel über den Zeitraum, den mein erster Band umfaßt. Es sei mir erlaubt, über die „aktuelle Tendenz" meines Werks noch etwas hinzuzufügen. Ich rechne mich nicht zu den parteilosen Geschichtschreibern, weil ich ihre

Sittengesetz zu heimlicher Verzweiflung oder zum Betrug verurteilt, sind so zusammengesetzt aus echt und falsch, daß eine mehr als haarfeine Definierungsgabe dazu gehört, die Fäden auseinanderzuwirren . . . Männer eignen sich nicht zu dieser Arbeit . . . es ist ein wahres und zugleich ironisches Wort, da Männer meist die Kosten dieses Irrtums, ihrer Urteilslosigkeit zu bestreiten haben.

. . . Lieber Leser, und besonders du, geschätzte Leserin — beantworte mir im Kaminwinkel, mit dem kampfzerpflückten Buch in der Hand, gewissenhaft eine Frage: Ist es nur das gefährliche Alter das jene seltsamen Charakter- und Empfindungsblüten zeitigt? Oder schwingen nicht vielmehr im Untergrund jeder, auch deiner minder ausgereiften Frauenseele verwandte und empfängliche Seiten? Steckt nicht, so wie in dir, in jeder Weibespsyche ein verborgenes Eckchen Sehnsucht, Eitelkeit, Begierde, das man mit dem brutalen Namen „Infektionsherd" nicht zu kraß bezeichnet? Und sind nicht Elsie Lindtners Offenherzigkeiten — im Strohfeuer überreifer Erotik — aus der keineswegs uninteressanten Zwickmühle ihrer sprunghaften Empfindung ans Licht gefördert — für jeden krisenhaften Wendepunkt im Liebesleben des Weibes typisch? — Ich will der geistreichen Verfasserin mit dieser Mutmaßung keineswegs nahe treten — oder sollte Frau Michaelis der mit einem gewissen Vorbehalt gemachten Verallgemeinerung ihrer Sentenzen nicht ganz abgeneigt sein? Auf alle Fälle: die seelische Autovivisektion der Frau Elsbeth schöpft ihren bleibenden Wert, ihre tiefere, d. h. in Literaturfällen dichterische Bedeutsamkeit aus einer unbestreitbar starken, sexuellen Logik.

Das Buch schließt etwas unvermittelt mit dem plötzlichen Umfall der Heldin, dessen zynische Banalität von der Verfasserin noch sozusagen unterstrichen wird. Frau Elsie fühlt, daß die idyllische Einsamkeit des Eilands ihr die Umarmungen des Mannes — auf die Dauer — nicht ersetzen kann. Und sie bietet sich zuerst dem jugendstarken, von ihr mit schwärmerischer Neigung überschütteten Verehrer, dann aber dem verlassenen Gatten an . . . um nacheinander von beiden verschmäht zu werden. Bei dieser eigentümlichen Gelegenheit wirft Frau Michaelis interessante Schlaglichter auch auf die Psyche des Mannes, den sie trotz seiner Unbeständigkeit in Liebessachen als den gradern und feinern, kurzum: den edlern Teil der menschlichen Geschlechter feiert. Der Mann, so deutet sie bescheiden an, von einer minder komplizierten, gesündern, weit selbstverständlichern Erotik beherrscht, kennt solchen Widerstreit hysterischer Begierden, die schmerzensreiche Wollust solcher Nervenkrisen nicht; das Geheimnis seines physisch-psychischen Gleichgewichts liegt in der unablässigen Beschäftigung mit den realen Werten des Lebens, in seiner zielbewußten Tätigkeit beschlossen. Um so seltsamer bleibt, daß die Verfasserin eine oberflächlich geschickte Lösung in der endgültigen Flucht der Heldin aus dem Gesichtskreis ihrer frühern Freunde findet . . . vielleicht würde

ein reinerer und tieferer Ausklang, eine fruchtbarere Lösung des psycho-sexuellen Problems mit dem Hinweis auf eine geistige Läuterung erzielt worden sein. Denn diese Meinung soll mir niemand rauben — ganz zaghaft kündet sich inmitten solcher weiblichen Gefühlseruptionen der Neid mit einer fruchtbegabten Geistigkeit des Mannes an. Eine Frau, die aus dem zehrenden Feuer erotisch-hysterischer Krisen zu zielbewußter Schaffenskraft sich durchringt — und diese Frau von Bildung, Feingefühl, Geschmack, Begabung kann es — würde dem Roman nicht nur die weitausschauende Perspektive gegeben, mehr noch, sie würde ein Exempel weiblicher Lebenspotenz statuiert haben.

Gertrud Leow-Fränkel.

Die Balzac-Ausgabe des Insel-Verlags

Alle Stände, alle Lebensalter, alle Männer, alle Frauen nimmt Honoré de Balzac mit seiner Erzählerkunst gefangen, keinem verschließt er sich, und sei er noch so niedrig oder noch so vornehm, von keinem verlangt er Weihe. Er erhebt uns, berauscht uns, beunruhigt uns, erniedrigt uns, schmeichelt uns, beleidigt uns, führt uns durch alle Höhen und Tiefen des Seins, er ist so unendlich wahr, weil er so unendlich verlogen ist, er ist so tief, weil er so maßlos oberflächlich ist, er ist so echt, weil er so falsch ist. Er ist unendlich subtil und dennoch amüsant, er ist maßlos kalt und macht dem Leser doch so höllisch heiß, er ist ein Großstädter, und keiner hat je den Sinn der Provinz gründlicher ausgeschöpft. Er ist der große Philosoph des Geldes, der Reporter der kleinen Geldmiseren, der Prophet der Arbeit, er kannte alle Wissenschaften: die Chemie und die Botanik, die Mineralogie und die Physik, die Juristerei und das Geldgeschäft, die Landschaft und den Handel, die Politik und die Liebe. Aus seinen Romanen könnte man jeden Tag ein Lexikon zusammenstellen. Er fesselt alle: den Börsenjobber, den Arzt, den Erfinder, den Rechtsanwalt, den Notar, den Wucherer, den Pfandleiher, den Gemeinen, den Vornehmen, die Weltdame, die Halbweltdame, die kleine Kokotte, den Ehemann, den kleinen liebesgirrenden Gymnasiasten, das Dienstmädchen, die alte Jungfer. Er ist im Himmel zu Hause, hat in der Hölle gewohnt, und seine Phantasie ist von dieser Welt. Seine Komödien sind tragisch, die Tragödien seiner Geschichte entbehren nicht der Komik, die Tugenden seiner Helden sind lasterhaft, ihre Laster sind tugendhaft, in ihren Zynismen finden sie Gott, und wenn sie Gott beim Namen nennen, sind sie frech und zynisch.

Balzacs Welt wimmelt von Gestalten. Von ihnen sagt Hugo von Hoffmannsthal in der farbenprächtigen Einleitung, mit der der Inselverlag seine Balzac-Ausgabe versehn hat: „Es ist keine darunter, so gewaltig empfunden, so vollständig in sich selber, daß sie, gelöst von ihrem Hintergrunde, für sich allein zu bestehn vermöchte, in der unvergänglichen Vollständigkeit ihrer Geste, wie Don Quixote, wie der König Lear, wie Odysseus. Die Materie ist brüchiger, die Vision

ist nicht von so strahlender Klarheit, daß Gestalten aus ihr hervorgehn könnten, so modelliert im reinsten, stärksten Licht, wie der Homersche Achilles, wie Nausikaa, oder im zartesten Halblicht, wie Mignon und Ottilie. Alles hängt zusammen, alles bedingt sich. Es ist ihm so unmöglich, das einzelne herauszulösen, wie aus einem Gemälde von Rembrandt oder Delacroix. Wie die Skala von Finsternis zur Helligkeit auf einem Rembrandt nur darin dem irdischen Licht und der irdischen Finsternis gleicht, daß sie lückenlos, überzeugend, absolut richtig ist: aber darüber hinaus ein Namenloses in ihr wirksam ist, das Walten einer großen Seele, die in jenen Visionen selbst sich einem höhern Wesen hingibt, so vibriert hier in den Myriaden kleiner Züge, mit denen eine wimmelnde Welt hingemalt ist, ein kaum zu nennendes Letztes: die Plastik dieser Welt geht bis zum Ueberschweren, ihre Finsternis bis zum Nihilismus, die Weltlichkeit in der Behandlung bis zum Zynischen: aber die Farben, mit denen dies gemalt ist, sind rein."

Natürlich sind diese Farben nur absolut rein. Der Lyriker Hoffmannsthal vergreift sich eigentlich im Bilde, wenn er diesen Farben überschwenglich nachrühmt: „Mit nicht reinerm Pinsel ist ein Engelchor des Fra Angelico gemalt als die Figuren in „Cousine Bette." In ihrer Beziehung zu weißen Dingen sind die reinsten Farben natürlich auch schmutzig.

Die Balzac-Ausgabe des Inselverlages ist zum großen Teil von Felix Paul Greve vortrefflich verdeutscht und vom Verlag mit jener Sorgfalt hergestellt, die einst eine Revolutionierung der Buchausstattung bedeutete, mit einer Sorgfalt und vornehmen Einfachheit, die heute von andern Verlagsanstalten leider noch zu wenig — nachgeahmt wird.

f.

Musikbeigabe

3.

Erinnerungen nach dem Balle.

Visions after a ball.

Georg Schumann, Op. [illegible]

Più Allegretto, molto grazioso.

PIANO.

p

molto animato

Tempo primo

animato

rit.

Tempo primo.

p

* Die kleinen Tempo bezeichnungen sind im Sinne eines freien Vortrags zu verstehen und nicht ohne Vermittlung zu geben.

Der Abdruck geschieht mit der ausdrücklichen Genehmigung der Verlagshandlung N. Simrock, G. m. b. H. in Berlin.

Tempo tranquillo

animato cresc. dim. rit. mf dim.

p dolce poco riten

piu rit. pp Tempo

p mf animato dim.

p Tempo p cresc. f

Musikbeigabe

molto animato
f
dim.
rit.
p
Tempo tranquillo
p sentimento
animato
cresc.
rit.
Tempo
p
dolce
poco rit.
pp
più rit.
pp dolce

Tempo primo

pp grazioso

p animato

Tempo primo

cresc.

espr

molto animato

riten.

f

f risoluto

rit.

Tempo tranquillo

dim.

p

p dolce

ten.

p
animato

rit.

Zu unsrer Musikbeigabe

Georg Schumann

Seit etwa fünfzehn Jahren hat Georg Schumann durch seine Kompositionen in immer steigendem Maße die Aufmerksamkeit der musikalischen Kreise auf sich gelenkt; vor allem gerade dadurch, daß er auf so verschiedenen Gebieten, wie der Klavier- und Liedkomposition, der Kammermusik, des Orchesters und der Chorliteratur Werke geschaffen hat, die durch ihren geistigen Inhalt und ihre Formvollendung das gute Mittelmaß bedeutend überragten. Seitdem er vollends das von ihm auch gedichtete Oratorium „Ruth" (1906) veröffentlicht hat, ein Werk, das durch seinen dramatischen Aufbau sich stark der Oper nähert und sich durchaus an den modernen Menschen wendet, ist er eine Erscheinung an dem großen Sternenhimmel der deutschen Tondichter geworden, die man nicht übersehn darf. Daß sich unter dem halben Hundert von Werken, die er bisher veröffentlicht hat, namentlich unter ihrem ersten Dutzend, Kompositionen befinden, die uns nicht allein zu viel sagen, braucht hier nicht verschwiegen zu werden; sicher ist auch, daß Georg Schumann gelegentlich einmal sich ein gar zu hohes Ziel gestellt hat, wie z. B. in seiner großen Symphonie op. 42, die Hauptsache ist doch, daß er in seiner Entwicklung nicht stehn geblieben ist, daß diese sich im wesentlichen immer in aufsteigender Linie bewegt.

Marksteine seines Schaffens bedeuten das Klaviertrio op. 25, das Klavierquartett op. 29, dessen erste drei Sätze durch einen einheitlichen Gedanken zusammengehalten werden, die auch brillant instrumentierten Variationen über ein lustiges Thema (aus dem Finale des Trio op. 25) nebst Doppelfuge op. 30, die Variationen und Fuge für zwei Klaviere op. 32, die Totenklage aus Schillers „Braut von Messina" für gemischten Chor und Orchester op. 33, das Preis- und Danklied für dieselbe Besetzung, ein Seitenstück aus dem „Triumphlied" von Brahms und das schon erwähnte Oratorium „Ruth." Mit sehr viel Vergnügen

wird man auch stets seine Orchestersuite „Zur Karnevalszeit“ und seine Ouverture „Liebesfrühling“ hören; besonders hervorgehoben sei auch noch sein einziges Orgelwerk, Passacaglia und Fuge über B-a-c-h, op. 39.

Ausgegangen ist Georg Schumann in seinem Schaffen von der Klaviermusik; bereits die „Traumbilder“ op. 4 zeichnen sich durch große Klarheit und wahrhaft poetischen Inhalt aus. Erwähnt seien noch die „Improvisationen“ op. 7, deren Schlußnummer „Zum Abschied“ besonders viel Anklang finden dürfte, die sehr stimmungsvollen „drei Stücke“ op. 23, die freilich nur für gereifte Spieler bestimmten, Eugen d' Albert gewidmeten „Phantasie-Etüden“ op. 26, die „Harzbilder“ op. 27 und endlich die „Sechs Fantasien“ op. 36, von denen wir unsern Lesern die ganz besonders reizvolle und dankbare dritte Nummer „Erinnerungen nach dem Ball“ infolge gütigen Entgegenkommens des Verlags N. Simrock in Berlin hier darbieten können.

Auch eine Anzahl verschiedener kleiner Vokalkompositionen verdanken wir Georg Schumann. Für das sogenannte kaiserliche Volksliederbuch hat er nicht weniger als 48 Nummern bearbeitet. In den Liedern für eine Singstimme mit Klavierbegleitung spielt diese oft eine zu große Rolle, doch sind diese Lieder, von denen ich nur die „Mädchenlieder“ op. 35 und die „Lieder der Liebe“ op. 46 hier erwähnen will, in der lyrischen Gesamtstimmung meist ausgezeichnet getroffen und lassen auch oft das feurige Temperament des Komponisten erkennen, dessen feiner Humor und Witz noch einen ganz besondern Vorzug bildet.

Mit seinem Namensvetter Robert Schumann ist er sicherlich geistesverwandt, noch mehr vielleicht hat ihn Brahms beeinflußt; wie diese beiden Tondichter ist er seinem ganzen Fühlen und Denken nach Romantiker, sucht sich aber auch von der Wunderwelt Richard Wagners nicht hermetisch abzuschließen. Bei aller Verehrung für die Klassiker, deren Formenideal er sich in großartiger Weise angeeignet hat, ist er sich doch stets bewußt, daß er diese Formen mit blühendem Leben, mit dem dem heutigen Zeitgeist entsprechenden Geschmack ausfüllen muß. In strenger Schule hat er sich eine große virtuose Kompositionstechnik angeeignet und geht ganz offenbar an seine geistige Arbeit mit einem heiligen Ernst und vor allem nur, wenn ihn wirklich die Inspiration treibt. Daß er eine strenge Selbstkritik an sich übt, beweist am besten die Tatsache, daß er eine Symphonie, die bei einer vom Berliner Konzerthaus ausgeschriebenen Konkurrenz preisgekrönt worden ist, der Veröffentlichung nicht für wert gehalten hat.

Er stammt aus einer in Königsstein an der Elbe angesessenen Musikerfamilie; geboren am 25. Oktober 1866, hat er schon als neunjähriger Knabe in der Kapelle des vaters als Geiger mitgespielt, als Zwölfjähriger den Großvater auf der Orgel vertreten. Auf dem Leipziger Konservatorium, das er von 1880—1888 besuchte, bildete er sich außer in der Theorie vor allem auch im Klavierspiel aus, das

er besonders gern in Kammermusikwerken auch heute noch ausübt. Im Jahre 1891 wurde er zum Leiter des Danziger Konzertvereins berufen; sechs Jahre später übernahm er den Philharmonischen Verein in Bremen: im Jahre 1900 wurde er als Nachfolger Blumners, Direktor der Singakademie in Berlin, eine Stellung, wie sie sich ein Musiker nur wünschen kann. Endlich hat ihm sein eigenes Schaffen die Wahl zum Mitglied der Königlich Preußischen Akademie der Künste eingetragen. Sicherlich können wir noch viel von ihm erwarten.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friebegg in Schöneberg — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Reynolds:
Alter der Unschuld

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

35. Jahrg. Bd. 135 Heft 6 Zweites Dezemberheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Oberstleutnant Rogalla von Bieberstein: Portugal

Portugal macht eine schwere Krisis durch. Die Monarchie ist gestürzt, die Republik proklamiert.

Der junge, politisch unerfahrene König hat nur mit Mühe Teixeira de Souza, den Chef der Partei der Regeneradores, zur Bildung seines letzten Kabinetts veranlaßt. Der neue Ministerpräsident veröffentlichte schon bei der Wahl zum Parteichef ein Programm, durch das er sich deutlich auf einen liberalen Kurs festlegte. Er hoffte, daß sich bei einem von liberalem Geist beseelten Ministerium alles ändern und daß die Regierung mit der neuen Kammer dem Lande die Freiheiten geben werde, die man von ihm erwartete. Die Auflösung der Cortes wurde vom König verfügt, die Neuwahlen zur Kammer fanden am 28. August statt. Inzwischen rüsteten sich die Revolutionäre. Die politischen Parteien standen einander mit der größten Erbitterung gegenüber.

Die geplante Verlobung König Manuels mit einer englischen Prinzessin und damit die noch engere Verbindung Portugals mit England, sowie namentlich der beabsichtigte Besuch König Eduards in Portugal hätten die Krisis vielleicht zum Stillstand zu bringen vermocht, freilich nur zu vorübergehendem. Denn die Krisis wurzelte tief und reichte mit ihren Anfängen fast zwei Jahrzehnte, bis ins Jahr 1891, zurück. Die abwechselnd regierenden Parteien schalteten völlig nach Willkür, korrumpierten die Verwaltung und verschleuderten die Staatsgelder. Die Diktatur Francos wirkte namentlich wirtschaftlich verhängnisvoll. Nicht nur, daß er die Zivilliste des Königs und die Offiziergehälter in einem für das kleine, arme Land empfindlichen Grad erhöhte und dabei noch

die Steuern der Beamten verringerte, er trieb auch mit Pairswürden, Staatsratsstellen und andern wohldotierten Posten Schacher und schaffte die Unverletzlichkeit der Parlamentsmitglieder ab. Die Ermordung Don Carlos und des Kronprinzen waren die Folge der unhaltbaren, zu leidenschaftlicher Erregung aufflammenden Zustände. In der neuesten Zeit wurde die Korruption in der Verwaltung des „Credito Predial" entdeckt, deren Leiter der Führer der Regierungspartei, de Castro, war, und deren Verwaltungs- und Aufsichtsrat eine Reihe höchster Verwaltungsbeamten des Staats angehören. Dazu kamen verschiedene Skandale, in die selbst ein Offizier des Königlichen Hauses verwickelt war, ferner aber neuerdings Unzufriedenheit in der Armee, obgleich ihr Don Carlos, als der Stütze der Monarchie, seine ganze Sorgfalt zuwandte — statt bestrebt zu sein, die zerfahrenen politischen Verhältnisse in liberalem, der Förderung des Landes dienenden Sinne zu ordnen. Somit stand sein Nachfolger vor der Entscheidung, die Cortes selbst ohne Bewilligung des Budgets aufzulösen, und Neuwahlen herbeizuführen, und damit vor der Gefahr, das Ende der Monarchie heraufzubeschwören. Bei dieser Lage der Dinge verdient das damals erlassene Manifest der republikanischen Partei besondere Beachtung, da es die Gründe ihrer Unzufriedenheit eingehend darlegte und ihr Hauptziel zu erkennen gab. In dem Manifest heißt es: „Alle Bestrebungen der Arbeit des Landes begegnen, anstatt vom Staat unterstützt zu werden, stets und überall Hindernissen. Denn die Aktion des Staats in Portugal strebt beständig den Schutz der monarchischen Institutionen an. Die Ursachen der monarchischen Krisis bestehen in der Unbeliebtheit der dekadenten und diskreditierten Dynastie, die die Geschichte für die unglückliche Lage des Landes verantwortlich macht; in ihrer Gleichgültigkeit gegen die großen nationalen Interessen, die sehr oft hinter das Bestreben, den Thron zu stützen, zurückgestellt werden; in der Bedrohung der Garantien der Verfassung, die man beständig in Gefahr sieht; in der Unwissenheit und Unerfahrenheit des Königs, der dem Einfluß seiner reaktionären Umgebung unterliegt, ferner aber in der durch Vorschüsse öffentlicher Gelder an die Königliche Familie und die politischen Klien-

telen, das Anwachsen der Staatsschuld und der Steuern und der erdrückenden Last der Zölle erwiesenen schlechten Finanzwirtschaft. Ueberdies in der Vernichtung der Freiheiten der Gemeindeverwaltung, auf denen die Existenz der Nation seit dem Beginn des Königreiches beruhte, in der unverantwortlichen Vernachlässigung des Volksunterrichts, in der Aufrechterhaltung der Ausnahmegesetze, in dem inquisitorischen Gerichtsverfahren und in einem Wahlgesetz, das nach der Ueberzeugung aller Parteien eine falsche Zusammensetzung der Volksvertretung ergibt, sowie in den Gesetzen über die Presse und den das Versammlungs- und das Assoziationsrecht betreffenden Verordnungen. Portugal ist ein Land mit günstigen natürlichen und Arbeitsbedingungen, mit einem leicht zu leitenden Volke, so daß es trotz seiner schlechten Verwaltungen Fortschritte macht, wie auch seine Bewohner sich ihre traditionelle Tatkraft bewahrten. Der Monarchie aber fehlt der richtige Geist der Reformen. Sie hängt allzusehr am Vergangenen, das sie von den Wünschen des Volkes trennt, und ist infolgedessen unfähig, den Bedürfnissen der Nation zu genügen. Die Republik ist die einzige Lösung des politischen Problems Portugals. Sie wird es sich zur Pflicht machen, den Bürgern alle Garantien einer geordneten und gerechten Regierung zu bieten. Sie wird nur das einzige Ziel verfolgen: Portugal eine ruhige und glückliche Zukunft zu sichern. Im Lande beliebt, wird die portugiesische Republik vom Auslande geachtet werden."

In Anbetracht des erfolgten Umsturzes und der schlechten Finanzlage sei vorweg bemerkt, daß die überraschenderweise auch von der revolutionären Regierung ins Auge gefaßten Pläne für die Reorganisation der Wehrmacht Portugals, wenn überhaupt, in absehbarer Zeit kaum zur Durchführung gelangen werden. Es sei nur erwähnt, daß die vollständige Durchführung der bisher durch den Loskauf unterbrochenen allgemeinen Wehrpflicht beabsichtigt ist, und daß der Kriegsminister erklärte, er werde kein einziges Regiment auflösen, da alle (?) der Republik ergeben seien. Allein man werde eventuell zu dem preußischen System von 1806 greifen oder, dem Beispiel der Schweiz folgend, eine Miliz schaffen, die jeden Bürger eine Zeit lang

verpflichte, für die nationale Verteidigung die Waffen zu tragen. Das Heeresoberhaupt werde zwar der Präsident sein, jedoch die gesamte Kommandogewalt in den Händen des Chefs der Militärverwaltung liegen. Dieser Höchstkommandierende soll aus den höchsten Offizieren des Generalstabs gewählt werden.

Ein Land mit der glücklichsten Lage für den fernen Handels- und Seeverkehr, mit vortrefflichen Häfen und Reeden und mit üppiger Vegetation, ergiebigem Wein-, Oliven- und sonstigem Fruchtbau und reicher Seefischerei, sowie mit größtenteils noch ungehobenen, montanen Schätzen und stets wasserreichen, zum Teil schiffbaren Flüssen, überdies mit dem günstigsten Klima, sowie einer durch Getreide- und Fruchtbau in vielen Gegenden hochentwickelten Bodenkultur und bedeutender Seidenraupen- und Viehzucht, ist Portugal, wenn auch in Frucht- und Ackerbau und Fischerei prosperierend, und neuerdings in Handel und Industrie sich hebend, seit langem von der stolzen Höhe hinabgesunken, die es in seinem Helden- und Eroberungszeitalter, im 15. und 16. Jahrhundert, erreicht hatte.

Ungeachtet wiederholter Konflikte mit England ist Portugal mit der Zeit immer mehr in ein Abhängigkeitsverhältnis zu dieser Großmacht geraten. Es schloß mit England ein Bündnis, sowie für den Fall des Aufgebens des portugiesischen Ostafrikas einen Eventualvertrag mit England und Deutschland, dem in politischen Kreisen kein praktischer Wert beigelegt wird. Zwar unterblieb die Abtretung der Delagoa Bai an England, und Portugal erwies sich während des Burenkrieges als treuer Bundesgenosse Groß-Britanniens. Denn es erklärte sich zwar formell als neutral, gestattete aber auf Grund der bestehenden Verträge die Beförderung englischer Truppen und englischen Kriegsmaterials auf der durch das portugiesische Gebiet führenden Beirabahn und hatte bereits 1878 den freien Warentransport durch das portugiesische Gebiet der Delagoa Bai nach und von Transvaal zugestanden und 1879 den Vertrag von Laurenco Marques geschlossen, der den Bau einer englischen Bahn nach Pretoria erlaubte. Portugal kann somit heute politisch und militärisch als eine Dependenz Englands gelten, da dessen Flotten seine

Häfen jederzeit offen finden und häufig vor ihren Reeden manövrieren. Der englische Einfuhrhandel, namentlich mit Industrieerzeugnissen, überwiegt bei weitem den aller übrigen Staaten mit dem portugiesischen Mutterlande, und erst neuerdings macht die portugiesische Kork- und Textilindustrie Fortschritte. Der Handel befindet sich in englischen Händen und wird durch die schlechte Finanzlage in seiner Entwicklung gehemmt.

Die maritime Position Portugals zwischen England und dem Mittelmeer und den britischen Kolonien und der portugiesische Kolonialbesitz sind es, die Portugal für Großbritannien wertvoll machen. Gestützt auf die portugiesischen Häfen, besitzt England außer Gibraltar auch ohne das Abkommen mit Spanien, in ihnen, namentlich in Lissabon, eine vortreffliche Zwischenbasis für die Operationen seiner Flotte im Mittelmeer, im Atlantischen Ozean und in den afrikanischen Gewässern, die deshalb von Wichtigkeit ist, da der Hafen von Gibraltar und die Bai von Algesiras in einem Kriege, der — zwar heute ein weitabliegender Fall — etwa Spanien zum Gegner Englands machte, vor einem Bombardement durch die Gibralta und jene Bucht im Halbkreis umgebenden spanischen, befestigten Geschützaufstellungen nicht gesichert sind. Zwar hat das Abkommen Englands mit Spanien, das dieses, im Fall einer Bedrohung seines Besitzstandes am Mittelmeere und im Atlantischen Ozean durch eine andre Macht, zum Bundesgenossen Englands macht und ihm seine Häfen öffnet, den Wert der portugiesischen Zwischenbasis gemindert.

Der Hafen von Lissabon kann vermöge der Länge, Breite und Tiefe der Tajomündung die größten Geschwader aufnehmen und ihnen durch seine Befestigungen Schutz, Kohlen, Kriegsmaterial und Vorräte aller Art bieten. Ueberdies steht Lissabon durch direkte Kabel mit England, Gibraltar, Madeira und Brasilien in Verbindung, besitzt ein Arsenal und wurde neuerdings mit einem doppelten Gürtel permanenter Landbefestigungen umgeben. Deren äußerer erstreckt sich mit zahlreichen detachierten Forts von der Sierra von Cintra, 29 Kilometer nordwestlich Lissabons, bis zu den Höhen von Alverça am Tajoufer, 20 Kilometer

nordöstlich der Hauptstadt, während die innere 40 Kilometer lange Befestigungslinie, rein defensiven Charakters, von Cascaes bis Sacavem bei beiden zum Tajo reicht und eine Bahn für den Transport des Kriegsmaterials erhält. Hier liegt als Zentralstützpunkt das verschanzte Lager auf dem über 200 Meter hohen Mon Santo unmittelbar nordwestlich Lissabons. Der südliche Befestigungsabschnitt am linken Tajoufer besteht ebenfalls aus zwei Linien, von denen die äußere von Alcochete am Tajo, 14½ Kilometer von Lissabon bis Sado südlich von Setubal, 35 Kilometer von Lissabon, die innere Linie aber von Moita bis zur Sierra von Palmella reicht. Zahlreiche Forts und Batterien schließen das verschanzte Lager von Mon Santo oder Belem bis über Cap Razo hinaus am südlichen Tajo-Ufer und der Küste ab, und verteidigen die Einfahrt und die Küste.

Das weite, verschanzte Lager von Lissabon ist somit wie die Befestigungen Amsterdams, Antwerpens und Kopenhagens, als Hauptstützpunkt und Zentralreduit der Landesverteidigung gedacht, wo sich die portugiesische Armee geraume Zeit zu halten vermag, da zahlreiche Ortschaften und die Vorräte Lissabons sich dort befinden, und die Verbindung zur See, wenn unter dem Feuer der Küstenbefestigungen keine zu enge Blockade einzutreten vermag, bis zu einem gewissen Grade aufrecht erhalten werden kann. Der zweite militärisch in Betracht kommende Hafen Portugals ist der von Leixoes, ⅕ d. M. Luftlinie nordwestlich von Oporto, unweit der Dueromündung, während Oporto nicht als Kriegshafen, sondern nur als Kohlendepot von Belang ist, da infolge seiner vorgelagerten Barre nur Schiffe von geringem Tiefgang in seinen Hafen einlaufen können. Der geräumige, nur von einem Fort verteidigte Hafen von Leixoes ist ein guter Zufluchtshafen, der einzige zwischen Lissabon und Vigo, er vermag allerdings nur Schiffe bis zu 7 Meter Tiefgang aufzunehmen. Der dritte Hafen Portugals, der von Setubal, gestattet nur Schiffen von geringem Tiefgang Zutritt, größern nur bei Flut und gutem Wetter. Sonst finden sich nur wenige sichere und tiefe Häfen an der portugiesischen Küste. Den meisten sind Barren von geringer Tiefe vorgelagert, so daß sie nur Handels- und Küsten-

fahrtschiffen zugänglich sind. Viele Punkte der Küste haben alte Befestigungen, die aber meist nicht unterhalten und daher verfallen sind; nur wenige vermögen einen ernsten Widerstand zu leisten.

Von besonderer Wichtigkeit für Portugal und mittelbar auch für England ist der immer noch bedeutende portugiesische Kolonialbesitz (die Azoren, Madeira, Kap Verdische Inseln, Bissao, Sao Thome, Angola, Mosambik, Timor und Macao an der chinesischen Küste). Er umfaßt ein Areal von 2 146 000 Quadratkilometer und somit die vierfache Größe Deutschlands, enthält jedoch nur 7½ Millionen Bewohner, davon 6½ Millionen in Afrika. Das Einnahmebudget 1907/1908 betrug 11 Millionen Milreis, etwa 40 Millionen Mark. Schlecht verwaltet, bedarf er nur der Förderung und Entwicklung, um reiche Erträge zu bringen. Er ist sowohl durch die Gelegenheiten, die er dem Welthandelsverkehr bietet, wie namentlich für England, durch seine Häfen und Kohlendepots, und auch dadurch von Wichtigkeit, daß sich diese nicht im Besitz einer fremden, großen Seemacht befinden. Unter ihnen sind zu nennen, auf den frucht- und viehreichen Azoren die Häfen von Angra, Fajal und Ponte del Gava und auf den zum Teil sehr fruchtbaren, aber sehr schlecht verwalteten Kap Verdischen Inseln der gute Hafen von Porto Grande und die gute Reede der Bai von Tarrafal, sowie der Hafen der Bissao-Insel nebst Fort. In Portugiesisch Guinea (Angola) liegt Loanda, einer der besten Häfen West-Afrikas, zugleich befestigt, jedoch mit geringem Handel und, ungeachtet reicher Bodenproduktivität, unentwickeltem Hinterlande. Ferner in dem nur zum Teil fruchtbaren, ebenfalls schlecht verwalteten Mosambikgebiet, das Handelsstationen für den Handel nach Indien und Kohlenlager im Innern besitzt, die sichere gleichnamige Bai und überdies die für England so wichtige Delagoabahn. In Indien und China sind die ehemals blühenden, mächtigen Haupthandelsplätze der Portugiesen, Goa und Macao, nur noch Schatten ihrer früheren Größe, ebenso Diu und Damao. Goa mit kleinem Gebiet und gutem Hafen hat nur noch geringen Handel, und Macao, früher der Mittelpunkt des ostasiatischen Handels, ist heute vom Aufblühn Hongkongs und Kantons erdrückt. Von der im April 1909 begonnenen,

großen chinesischen Hafenanlage in Hongchau, die den Verkehr des reichen Deltas des Hsi-Kiang an sich reißen soll, sowie vom Bestreben Chinas, die Portugiesen ganz aus Macao zu vertreiben, bedroht, hat dieser Hafenort bei überdies schlechtem Hafen keinen besondern Wert mehr, vermag jedoch immerhin einem Geschwader Kohlen und Proviant zu liefern.

Eine systematische Finanzwirtschaft Portugals und Reformen in der Verwaltung könnten die Kolonien zu einer bedeutenden Einnahmequelle des Landes gestalten. Das Programm des letzten Ministerpräsidenten der Monarchie enthielt daher einen groß angelegten Reformplan. Seinen Kolonialbesitz aber gegen den Angriff selbst einer nur kleinen Seemacht zu verteidigen, ist Portugal mit seiner Flotte von nur 1 Panzerkreuzer, 5 geschützten Kreuzern, 11 Kanonenbooten, 12 Torpedobooten, 2 Spezialschiffen, 1 alten Korvette und 1 Yacht, in Summa 33 Fahrzeugen, nicht imstande, und selbst die kleine niederländische Flotte mit ihren 4 Linienschiffen, 4 geschützten Kreuzern, 1 ungeschützten Kreuzer, 13 Kanonenbooten und einigen 40 Torpedobooten, ist ihr weit überlegen. Da überdies das Landheer Portugals nur unbedeutend ist, und bei einem Friedensstande von etwa 32 000 Mann und nur 15 Jahrgängen von etwa 16 000 Mann, seine Kriegsstärke nach Abrechnung der im Laufe der Jahre eintretenden Abgänge auf höchstens 180 000 Mann zu veranschlagen ist, und schon der nächste Nachbar Portugals, Spanien, über eine weit größere Friedens- und Kriegsstärke verfügt, so ist Portugal allein dem Angriff einer stärkern Macht ohne Aussicht auf erfolgreichen Widerstand preisgegeben, der nur auf begrenzte Zeit in dem verschanzten Lager von Lissabon geleistet werden kann. Die durch die erfolgreiche Verteidigung Wellingtons berühmten Linien von Torres Vedra sind bei ihrer Länge von 45 Kilometern zu ausgedehnt, als daß unter den heutigen Verhältnissen der entscheidende Hauptkampf für die Landesverteidigung darin geführt werden könnte. Ueberdies sind sie zwar auf den Flanken ans Meer und den Tajo gelehnt, dort jedoch durch keine Befestigung geschützt. Die Grenzen Portugals gegen Spanien sind überall offen, und nicht durch natürliche Hindernisse und Ope-

rationsbarrieren, wie Gebirge oder Ströme, geschützt. Drei der Hauptflußtäler Spaniens, das des Duero, Tajo und Guadiana, führen ins Herz von Portugal. Die Befestigungen der portugiesischen Ostgrenze wie Castro, Elvas, Bastello de Vide, Castello Branco und Almeida sind mit Ausnahme des starken Elvas mit Fort Lippe, schwach, und größtenteils veraltet. Portugal stände somit einer künftigen, allerdings unwahrscheinlichen Invasion von Spaniens Heer und Flotte, mit Ausnahme Lissabons, weit offen, und vermöchte auch der Landung einer größeren Macht an seinen Küsten keinen genügenden Widerstand entgegenzusetzen. Zwar ist mit dem englisch-spanischen Abkommen auch die Gefahr eines etwaigen ernsten portugiesisch-spanischen Konfliktes sehr vermindert, allein Bündnisse währen bekanntlich nicht ewig. Portugal ist daher wegen Erhaltung seiner staatlichen Existenz und namentlich seiner Kolonien auf die Allianz mit einer großen Seemacht angewiesen, und hat in dem Bündnis mit England Schutz, jedoch zugleich völlige Abhängigkeit von diesem gefunden. Seine Beziehungen zu Spanien waren bisher gute, dürften jedoch nunmehr eine gewisse Spannung erhalten, obgleich in manchen Kreisen die Idee einer iberischen Union in Gestalt eines iberischen Kaiserreiches Vertretung findet. Jedoch ist die Veranlagung der beiden Nachbarvölker so verschieden, daß ihre politische Vereinigung auch in Gestalt einer Föderativ-Republik sich kaum je verwirklichen wird.

Im Handel Portugals überwiegt die Einfuhr die Ausfuhr um das Doppelte. Sie betrug 1906 60,6 Millionen Milreis (à 3,60 M.) bezw. 29 Millionen Milreis. England steht als Handelsverkehrsland für Portugal an erster Stelle, dann folgen Deutschland, Spanien, Brasilien und Frankreich, die Union, Rußland, Belgien, die portugiesischen Kolonien, Italien usw. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind: Wein, Kork, Fische, Baumwollengewebe, Früchte, Kupfer, Holz und Olivenöl. Die Einfuhr der Kolonien betrug 1906 29 Millionen, ihre Ausfuhr 24,8 Millionen. Die portugiesische Handelsflotte zählt 98 Dampfer und 500 Segelschiffe mit über 15 Tonnen und ist somit sehr unbedeutend.

So liegt die wirtschaftliche Zukunft Portugals in der Entwickelung

seiner vernachlässigten, jedoch zu reichen Erträgen fähigen Kolonien und seiner Handelsflotte, und es wäre zu wünschen, daß das kranke Land unter dem schwankenden Ruder einer Republik einer so glänzenden, jedoch friedlichen Entwicklung entgegengehe, wie unter Don Manuel I., dem Glücklichen. Allein die jüngsten Erklärungen eines genauen Kenners Portugals, des bisherigen Vertreters in Paris, des Grafen de Souza-Roza, geben dazu wenig Hoffnung. Sein Heimatland sei noch nicht reif für die Ideen einer demokratischen Regierung. Seine Bevölkerung wäre größtenteils noch unwissend und lasse sich durch politische Hitzköpfe leiten. Bald würde sie sich in den Händen von Leuten befinden, die zur Leitung eines Staatswesens vollkommen ungeeignet sind, und die sich nicht durch das Wohl des Ganzen, sondern durch persönlichen Ehrgeiz und durch Eifersüchteleien treiben lassen. Er betrachte die gegenwärtigen Ereignisse als ein großes Unglück für Portugal, das schon so viel unter den Streitigkeiten der politischen Parteien und dem Ehrgeiz einzelner Staatsmänner habe leiden müssen. Wolle Gott, daß er zu schwarz sehe, und die Zukunft seine Befürchtungen widerlege! Nur glaube er nicht daran.

Robert Saudek: Der Roman von Gerhart Hauptmann

Ein Wust von Worten, ein Berg von taubem Gestein, in dessen Innerm von allzuvielen Sätzen verschüttet und verborgen eine Ader vollwertigen, reinen Goldes ruht: das ist dieses erste große epische Werk Gerhart Hauptmanns, das in diesen Tagen nach der vorangegangenen Veröffentlichung in der „Neuen Rundschau" als Buch von S. Fischer's Verlag herausgegeben wird.

Einer der Besten, wenn nicht gar immer noch der Erste unter denen, die in Deutschland die Feder führen, hat in jahrelangem ernstem Ringen dieses Buch geschaffen, das wie keines seiner früheren mit voller Wucht die Selbstqualen und die Grübeleien von Hauptmanns letzter dichterischer Epoche belegt. Das Mißvergnügen über das eigene Schicksal und über das vermeintliche Unverständnis seiner Leserschar umdüstert des Dichters Sinn und läßt die Flammen der einstmaligen hoffnungsvoll freudigen Zuversicht nicht mehr emporlodern.

So ward denn ein gewaltiges Problem mit müden Händen angefaßt, so wurde die Gestalt eines Dulders geschaffen, der die Züge von Cervantes grandioser Gestalt trägt, ohne daß sein Schöpfer über Cervantes weltüberragenden lauteren Humor verfügte, so kam eine Figur zustande, die zwar lebendig ist, wie irgend eine und uns dennoch nur als Karrikatur anzumuten vermag: Emanuel Quint.

Emanuel Quint ist ein Narr, ein geistesschwacher, gutmütiger, allzugläubiger Tropf, dessen Auge so lange unverwandt auf des Heilands

Kreuz gerichtet war, bis das schmerzverzerrte Antlitz des Menschensohnes jene suggestive Gewalt gewann, die, alle anderen seelischen Kräfte lahm legend, nur noch für das Wahngebilde einer religiösen fixen Idee in seinem Opfer Raum ließ. Emanuel Quint, eines armen Tischlers Sohn, ein Kind der rauhen Gebirgswelt der schlesisch-böhmischen Gebirgsgrenze, ein junger närrischer Bauer, der seine Mission vorerst nur darin erblickte, Christi Lehre zu befolgen, und den Menschen seiner Umgebung ein Beispiel wahren Gottesglaubens zu geben, wandelt sich allmählich unter dem Einfluß seiner fixen Idee zu einem Größenwahnsinnigen, der sich selbst für den Heiland hält und erklärt.

Nicht sein eigener Wahn allein führt zu diesem grausigen Ende. Mehr noch, als vielleicht Quint selbst, sind die Narren, die ihm folgen, schuld daran, daß er alles Maß innerer und äußerer Erscheinungen verliert und sich vor der Welt, die ihm sein kleiner Kreis bedeutet, auf einen Thron erhebt und richtend oder schonend den Herrn des Tausendjährigen Reiches spielt. Als gläubiger Christ tritt Emanuel den Leidensweg seines Schicksals an, und als ein Wahnsinniger, der seinem höchsten Vorbild vergleichbar, Bergpredigten hält und Pharisäer und Schriftgelehrte verdammt, muß er enden. Ohne daß an irgend einer Stelle die realistische Schilderung der Wahrheit zu kurz käme, versteht es Hauptmann, Emanuels Leidensweg in unsere gegenwärtige Zeit zu verlegen und ihn die ganze Stufenleiter von Stationen, von denen jede einzelne eine so verblüffende Aehnlichkeit mit dem irdischen Schicksal des Erlösers hat, durchkämpfen zu lassen. Auch Quint ist eines Tischlers Sohn, auch er nur seiner Mutter Kind, auch er wird von Jüngern aufgesucht und tut Dinge, die als Wunder ausgelegt werden, wird von einem Vorläufer getauft und zieht sich nach der Taufe zur eigenen seelischen Einkehr in die Einsamkeit zurück.

Im Riesengebirge, in der Urheimat von Hauptmanns Dichtungen, rollt sich auch Quintens Schicksal ab. Er wird zum gehetzten Wild derer, die an ihn glauben, die den wundertätigen Messias in ihm erblicken, jedes seiner Worte als von Gott eingegeben aufnehmen und gegenüber

NORD UND SÜD

Hermann Prell:
Helgoland

der Außenwelt als Offenbarungen verteidigen. Seltsame Zufälligkeiten lassen ihn jene Wunder vollbringen, die immer und überall des Glaubens liebste Kinder waren, und steigern so die Ueberzeugung seiner Jünger zur Gewißheit. Diese Armen am Geiste lassen ihn nicht mehr zum Frieden kommen, holen ihn immer wieder aus dem Verborgenen, aus dem vom gütigen Willen eines ihm freundlich gesinnten Herrschaftsfräuleins gegönnten Asyl hervor, so daß er sich selbst schließlich für den hält, für den ihn seine Jünger erklären.

Ein irregeleitetes zur Hysterie neigendes Mädelchen flieht, nach seinem Segen lüstern, in seine Arme, die Behörde, die einen Unfug stiftenden Landstreicher in ihm erblickt, sich aber von seiner uneigennützigen Harmlosigkeit überzeugen muß, sperrt ihn in ein Irrenhaus, um ihn schließlich doch wieder der Pflege seines Vaterhauses überlassen zu müssen. Und so heftig er ihren Verfolgungen auch ausgesetzt ist, so muß sie ihn doch, von seiner wehrlosen Demut entwaffnet, so lange freigeben, bis ihn zum Schluß der Wahn erfaßt und er, den Heiland lästernd, sich selbst als den Erlöser verkündet. Um dieser Tat willen steinigt ihn die Menge auf offenem Felde, um dieser Tat willen verleugnen ihn dann auch seine eigenen Jünger, als er ihnen seine Göttlichkeit nicht mehr beweisen kann und ihnen mit Worten statt mit Wundern antwortet.

Es sind seltsame Gestalten, die auf Quintens Lebensweg auftauchen: Landstreicher und Lumpen, arbeitsscheue geistesschwache Wesen, Grenzschmuggler als seine Freunde und Verehrer und Pfaffen, Aerzte und Amtspersonen als seine Gegner. Ein jeder von ihnen steht, von des Dichters gestaltender Hand gemeistert, klar umrissen mit all seiner Eigenart und seinen allzu menschlichen Schwächen vor uns, als Einzelner und als Glied der Masse, als Persönlichkeit und als unbewußter Teil jener Macht, die die Seelenkunde unserer Tage die Massenpsyche nennt.

Aus dem fieberkranken Hirn des Einzelnen springt der Funke des verlockenden Wahnes auf andere über und vergiftet die Gemüter, die

der Erfüllung des tausendjährigen Reiches entgegenzueilen wähnen, aber durch ihren geschlossenen, unerschütterlich scheinenden Glauben den von ihnen Verehrten erst gegen seinen Willen und dann mit seiner Zustimmung zum Träger ihrer eigenen Ideen machen.

Wir haben Hauptmann in den „Webern" als glänzenden Erkenner und Gestalter von Massenszenen gesehen und finden auch in seinem neuen Werk die Früchte dieser dichterischen Sonderbegabung. Künstlerisch bedeutender aber, als die Massenszenen, sind Hauptmann diesmal Teile gelungen, bei deren Lektüre wir an keines seiner früheren Werke gemahnt werden, die uns im Gegenteil Hauptmann von einer neuen Seite zeigen.

Es gibt in diesem Buche Einzelszenen, die das Gesamte himmelhoch überragen und sich als bleibende Eindrücke in unser Gedächtnis zeichnen. Diese Szenen hat nicht der Dramatiker, noch der Seelenschilderer Hauptmann geschrieben, sondern einer, der als ein Maler in die Erscheinung tritt und mit Worten Bilder hervorzaubert, die nur das visionäre Auge eines Genies schauen kann. In einer alten, verfallenen und vermoderten Berghütte, in der bei Unwetter Bergschmuggler ihren Unterschlupf finden, lebt, Tage und Monate und Jahre bewegungslos auf ihrem Stuhl sitzend, eine mehr als hundertjährige Greisin, deren Gewissen, durch eine ungesühnte Schuld beladen, das flackernde Lebenslicht nicht erlöschen läßt. Emanuel Quint tritt zu ihr in das Halbdunkel der von Fäulnisdämpfen erfüllten Hütte, setzt sich ihr gegenüber an das Fenster und betet für ihr Seelenheil. Und mit jedem Worte, das aus seinem Munde, aus dem Munde des noch gläubig ergebenen und noch nicht von Größenwahnsgedanken verwirrten Narren empordringt, erlischt der Lebenswiderstand der Greisin, bis sie in den Armen des sie erlösenden Narren ihr Leben läßt. Beim Schein einer ärmlichen Kerze, deren lange Schatten gespenstisch über die verfallenen Mauern huschen, liest der Narr einer Gesellschaft von Dieben und Schmugglern Worte der heiligen Schrift vor, bis daß die verhärtete Kruste ihres Herzens zu schmelzen beginnt und ein sie erlösender Glaube in ihre Seelen zieht.

Je weiter sich der Leser in das endlos scheinende Wortmeer dieses Buches begibt, das durch die ewigen Wiederholungen seiner Dialektik den Eindruck erweckt, als ob es noch um ein Doppeltes und Dreifaches umfangreicher wäre, als es tatsächlich ist, um so seltener werden Szenen von ähnlicher dichterischer Kraft, so daß wir, von dem sprunghaften Wechsel der kasuistischen Dialektik ermüdet, allmählich selbst von mißmutigen Grübeleien erfüllt werden. Dem Dichter zur Selbstqual und uns selbst zur Schmälerung unserer Lebensfreude zieht sich ein nimmermüder, bohrender Zweifel durch dieses Buch und zersetzt seine Schönheiten, so daß eine Herrlichkeit nach der anderen verblaßt und wir uns einen bleibenden Eindruck nur dadurch zu erhalten vermögen, daß wir am Ende in unserer Erinnerung die grandiosen Einzelszenen aus dem Gesamtgefüge loslösen und die Wortmenge, durch die sie verschüttet zu werden drohen, aus unserem Gedächtnis streichen.

Kartoffelfeuer

Durch herbe, graue Kühle kriecht der Rauch
Leicht kräuselnd auf den kahlen Feldern hin
Im Herbstesdämmern ein verwehter Hauch,
Und dennoch träumt ein leiser Trost darin
Von Herdgeprassel in der Winterstille.

Kartoffelfeuer . . . kräftig kommt der Ruch
Von den endlos gedehnten Ackerschollen.
Fröstelndes Schweigen. Dann und wann im Bruch
Nur stößt das Wasserhuhn den klagevollen,
Eintönigen Ruf heraus. — Herbstnebelschleier —
Langsam verschwehlen die Kartoffelfeuer.

Nora Braun.

Georg Hirschfeld:
Die Nixe vom Güldensee

Ein Märchen der Gegenwart

Fortsetzung

Sebastian führte Freia die Treppe hinauf. Sie war im Hause plötzlich unsicher geworden, wie ein edles Tier, das zum erstenmal die Gefangenschaft des Menschen betritt. Aber er stützte sie jetzt gern, in tief verliebter Wonne. Den Blicken der Gäste entzogen, atmete er auf. Er war ihr so dankbar. Ihr Eintritt in seine Welt war wunderbar gelungen. Keine Spur von Verdacht und Befremden. Nur Unterwerfung und Entzücken überall. Er verstand sich auf die Menschen, er hatte es eigentlich erwartet. Jetzt schämte er sich, so klein in seiner Zuversicht gewesen zu sein. Was brachte er denn ins Haus? Ueber die Sünde der Pfaffen lächelte er, ein freier, moderner Mensch. Er war ja ein Hotelwirt, kein Klosterprior. Christen, Juden, Heiden, Türken — wer zu ihm kam, war willkommen, wenn er nur zahlte. Was konnte von seiner wundersamen Wirtin anderes ausgehen als Reinheit, Hoheit und Liebenswürdigkeit? Wer durfte Freia verdächtigen? Er hatte ja glücklicherweise keine anderen Rücksichten zu nehmen, als auf den Magen und die Geschmacksnerven seiner Gäste. Für galante Abenteuer hatte er nicht nur kurzsichtige Augen, er wußte auch Gelegenheiten zu machen, und ohne Aufsehen war ein kleiner Freihafen der Moral am Güldensee entstanden. Darauf legten die Wiener den höchsten Wert. Sebastian wußte jetzt, daß er gewonnenes Spiel hatte, da er ein wunderschönes Weib besaß und den Geist dieses Weibes in seinem Hause regieren ließ, wie eine goldene Lichtquelle, zu der sie von allen Seiten kamen, die Nachtfalter, Motten, Mücken und Wespen, mit raschen und trägen Flü-

geln. Eine märchenhafte Blüte seines Hauses sah er vor sich, jetzt erst den ganzen Sieg.

Als der Wirt an diesen Punkt seiner Ueberlegung gekommen war, geschah es ihm, daß er aus tiefstem Grunde aufseufzte. Erleichterung und stilles Glück bedeutete der Seufzer.

„Was ist dir?" fragte Freia und näherte den Perlenschimmer ihres Antlitzes dicht dem seinen.

„Ich möchte dir nur einmal richtig danken können."

Sie unterschätzte die Bedeutung dieser reinen, demütigen Regung, und anstatt sie festzuhalten, als Schild gegen die lauernde Rohheit seiner schlechteren Natur, wehrte sie heftig ab und ließ ihn wieder frei, weil sie selbst so frei sich dünkte.

„Davon kein Wort mehr, Geliebter! Ich will ja nur lernen, lernen, was das Menschenleben ist!"

„Ich bitte dich, sprich leiser . . ."

Er sah sich scheu um, ob niemand in der Nähe war. Freia richtete sich nur nach dem Grad und der Art ihrer Empfindung, wenn sie laut oder leise sprach. Niemals sprach sie für die Ohren anderer Wesen. Nur Geralt, der Drache, hatte nicht die Wahrheit von ihr gehört.

Sie sah Sebastian betroffen an. Dann aber erinnerte sie sich an seine früheren Bitten und bereute, ihn nicht geschont zu haben. „Ich weiß ja, ich weiß — ich will auch acht geben. Aber schlimm ist es doch, Geliebter — man sieht mich hier immer, man hört mich, und doch soll ich anders scheinen, als ich bin? Was nützt denn das? Werden sie es mir nicht anmerken? Werden sie nicht sagen: warum sprichst du leise, wenn du laut gefühlt hast? Warum überlegst du, was wir anderen denken könnten?"

„Freia — zunächst erinnere dich, bitte, an eine Kleinigkeit: niemand wird hier Du zu dir sagen. Du bist ein unaufmerksames Schulmädel, Freia. Ich muß dich jetzt ein bißl tadeln. Sie sagt man zu dir, und du sagst allen anderen Sie, nur mir nicht. Aber davon abgesehen, das ist ja Nebensache — so gescheit, wie du dir die Menschen vorstellst, sind sie nicht. Sie sind mehr bös als gescheit."

„Bös?"

„Nun ja, ich mein' nur instinktiv — es ist ja weiter nichts dabei. Was du wirklich bist, davon verstehen sie so viel wie ich vom Geigespielen. Wenn sie's wüßten, täten sie die Köpfe zusammenstecken, und der alte Pfaffengeist würde in ihnen lebendig, der verfluchte. Laß nur.

Ich will mich nicht grundlos aufregen. Man muß die Bande am Zügel haben, das ist es. Du bist ja viel zu gut, viel zu erhaben für sie ... Sie sollen, sie können dich nur für ihresgleichen halten, verstehst du? ..."

„Aber weiter will ich ja nichts."

„Schon recht. Nur ist dann auch eine große Portion Verstellung nötig — Vorsicht, Vorsicht, Freia. Aber ich hab' dir das ja schon so oft gesagt."

„Freilich ... Ich erinnere mich auch an alles ... Verzeih' mir ..."

„Was ist dir? Du hustest?"

„Mir ist so eng."

„Auf der Stiege? Ja, mein Gott — ein so großes Stiegenhaus findest du in ganz Wien nicht!"

„Warum sind die Fenster nicht offen?"

„Darüber hat sich die Frau von Seligmann beschwert."

„Seid ihr denn viel in euren Häusern? ..."

„Aber natürlich! Wozu baut man sie denn! Aber komm' — du bist müd' — ich führ' dich in unsere Wohnung! Da wird dir schon besser werden!"

Er ließ sie in ihrem prächtig eingerichteten Zimmer allein. Als er nach einer halben Stunde, die er mit Bureauarbeit verbracht hatte, wieder zu ihr hinaufkam, hörte er sie singen und lachen. Das war ihm nicht recht. Ihr Lachen war wundersam, wie eine Silberschelle oder ein Vogellockruf — ihr Gesang aber war eine Stimme aus dem Reigen der Elemente, bald hell wie Frühlicht und fern, bald nahe und dunkel wie das Abendlied einer Tritonenmuschel. Hätte sie gesungen wie die Baronesse Silcher, Opernarien mit scharfer Menschenstimme, er hätte es schöner gefunden, denn seine Gäste fanden es sehr schön. Aber diese seltsamen, fremdartigen Töne — Beklemmung und Wonne zugleich jedem Menschenohr. Ihm war zumut, als ob er einen wunderbaren Paradiesvogel gefangen hielte, dessen Kehle nicht zu fesseln war. Und bald würden sich alle die kleinen, engbrüstigen Menschlein im Korridor ansammeln und lauschen, mit bleichen, entrückten Mienen, dem Verbrechen des Wirtes auf der Spur. Er schauderte. Dann faßte er sich. Bevor etwas Schlimmes geschehen konnte, wollte er eingreifen. Sie sollte singen und lachen — ja — er verbot es ihr natürlich nicht. Aber es mußte so geschehen, daß unverständige Menschen es nicht hören könnten.

Er klopfte an. Da rief sie: „Komm' doch, Geliebter!"

„Du hast nicht zugeschlossen?! Ich dachte, du wolltest dich umziehen?“

Er öffnete achtlos die Tür und prallte zurück. Freias nackte Gestalt stand vor ihm, mit ausgebreiteten Armen. Sie lachte ihn an. Es war ein Bild von mächtiger Schönheit — ihre im Sonnenschein gebadete, makellose Gestalt mit dem gelösten Goldhaar. Die Sonne drang frei durch die offene Balkontür ein, die Gardinen wehten im frischen Gebirgswinde, und wie abgeworfene Schalen lagen die kostbaren Reisekleider als wirrer Haufe auf dem Teppich.

„Freia, ich bitt' dich — —“

„Jetzt ist mir besser!“

„Du hast nicht zugeschlossen — was fällt dir denn ein — der Hausdiener hätte kommen können — oder das Stubenmädel — oder gar ein Gast, der sich in der Tür geirrt hätt' — —“

„Ist ja keiner gekommen! Und wenn auch!“

„Wenn auch?!“

„Ich will die Kleider gern tragen, Sebastian, weil ihr anderen alle Kleider tragt. Aber nur so lange, wie es nötig ist.“

„Was heißt das?“

„In meinem Zimmer leb' ich, wie ich bin.“

„Ein ewiges Luftbad? Du wirst dich verkühlen! Ach nein, du verkühlst dich ja nicht!“

Sie umschlang ihn lachend. „Und ich schwitze auch nicht! Wie ihr, wenn ihr so häßlich feucht werdet in der Sonne, ihr Menschen! Die Sonne ist doch die trockene Kraft Gottes! Ach — mir tut es nichts, ob es hagelt oder regnet, ob es glüht oder schneit! Das sollst du endlich wissen! Ich muß ja auch so viel im Kopf behalten, wie wunderlich ihr Menschen seid!“

„Das ist auch nötiger, denn du lebst in unserer Welt, wir nicht in deiner. Du wirst dich aber an die Kleider noch gewöhnen, Freia.“

„Nein, Sebastian! Warum auch, wenn's mich nicht friert? Wozu diese Qualen? Hartes Leder an den Füßen! Spitzige Stangen unter der Brust!“

„Vergißt du die seidenen Hemden und Strümpfe, die alles mildern, was unsere Mode verlangt?“

„Ich brauche keine Milde, wenn ich im Freien bin! Aber wenn es durchaus sein muß, daß eine Menschenfrau sich einschnürt und einwickelt, so lasse mich wenigstens in der leichten Seide laufen!“

„In den Unterkleidern?! Freia, Freia! Du häufst ja Unmöglichkeit auf Unmöglichkeit! Ich kann dir jetzt nicht mit drei Worten sagen, was die Sitte für uns Menschen bedeutet. Aber ich habe dir doch sicher schon viel davon erzählt?"

„Von der Sitte? Nein — davon hast du mir am wenigsten erzählt."

„Nun, das hol' ich noch nach. Die Sitte verlangt es, von dir und von mir, daß du genau so gekleidet gehst, wie die anderen Frauen, die du hier siehst."

„Warum verlangt sie es auch von dir?"

„Weil ich dein Mann werde, dein angetrauter Gatte. Ich bin für die Moral meiner Frau verantwortlich."

„Moral? Was ist das?"

„Freia, ich habe keine Zeit mehr vor der Table d'hôte, dir das auseinanderzusetzen. Ich kann dich jetzt nur um eines bitten: Halte dich blindlings an meine Anschauungen in diesen Dingen. Tu', was ich dir sage. Es ist zu deinem Besten, Freia. Nur so kann ein großes Unheil verhütet werden."

„Unheil?" Sie senkte den Kopf und dachte nach. Ein Schatten lag auf ihrem Antlitz, und die Sonne schien doch, wie vorher. Dann sagte sie mit erzwungener Ruhe: „Das scheint ja das Allerschwerste zu sein, was ich noch nicht kenne — die Sitte und die Moral. — Davon mußt du mir viel erzählen, Sebastian." — —

Es waltete der Zauber des gefangenen Märchens im Güldenseehotel seit Freias Ankunft. Alle die zufällig aus grauem Alltagsleben hier zusammengeführten Menschen hatten jetzt etwas, was wie ein Lichtstreif durch das Haus zog, in ihre müden Sinne eindrang und sie anspornte, aufreizte zur eigenen, vergessenen Jugend. Verschwiegen und ausgesprochen — Freia, die Wirtin, war der herrschende Gedanke dieser eifersüchtigen Frauen, dieser erregten Männer. Sebastian hatte nicht zuviel von ihrem Erfolg erwartet. Nur sah er ihn nicht richtig. Ueber der Blüte des Hotels, die sein beglückter Geschäftsgeist ihrem Genius zuschrieb, vergaß er ihr Menschenleben unter den Menschen. Wie er selbst tief unter dem Verständnis ihrer magischen Naturkraft stand, so unterschätzte er die dämonische Wirkung der Wasserfrau auf andere. Am liebsten gab er sich dem Gedanken an ein behagliches Bürgerleben an Freias Seite hin, in Arbeit und Liebe, von blühenden Kindern umringt, ein Leben, dessen Wert ihr immer verständlicher werden mußte.

Wenn er jetzt sah, wie seine Gäste plötzlich verwandelt waren — kein verwöhnter Hochmut mehr, keine Tyrannei mehr reicher, nervöser Damen, die in dem Wirt nur einen eleganten Hausknecht sahen — überall freundschaftliche Annäherung, herzliche Bescheidenheit, zarte Rücksicht — so nahm er dies ohne Verdacht hin und erlaubte großmütig, daß all die vornehmen Herren und Damen im Schweiße ihres Angesichts an der Vorbereitung der Hochzeitsfeier arbeiteten. Denn diese sollte die große Huldigung für Freias sieghafte Schönheit werden. Man führte sie Sebastian, ihrem beneideten Besitzer, zu, indem man sie zugleich verwirren und von ihm ablenken wollte. Aus ihrem dankbaren Liebreiz wollte man Allgemeinbesitz machen. Die Hotelgäste verstanden sich darauf, die Saat der Untreue zu säen. Freias Wahrhaftigkeit einer göttlichen Naturkraft hielten sie für „Entgegenkommen" und leichten Sinn. So machte sich jeder seine geheime Hoffnung. Entzücken und Liebe glichen wieder einmal falschen Rosen, deren Duft und Farbe nachgeahmt war.

Besser als die raffinierten Gäste verstanden sich die primitivsten Dienstboten des Hotels auf Freias Wesensart. Auch sie waren ahnungslos, aber es ist eine höhere Fähigkeit der Armen und Dienenden, die verschwenderischen Gaben eines einsamen Genius hinzunehmen. Ihr hartes Leben pflügt den Boden der Seele zu tieferer Empfänglichkeit. Sie fühlten lautere Wahrheit im Hause walten, Menschlichkeit, ja, Menschlichkeit über allem Schein, und mit stiller Verehrung dienten sie eifriger um die Anerkennung eines edlen Wesens, als um hingeworfene Trinkgelder. Sie hatten keinen Verdacht, sie fragten der Fremden weniger nach, als die vornehmen Herrschaften. Erst als ein Pfaffe im Dorf die Märchenerscheinung der Wirtin mit dicken Zelotenfingern betastete, wurden sie unruhig. — —

Fiselinus aber, der Geiger, trug die tiefste Herzenswunde von Freias Sonnenpfeil davon. Er hatte bei ihrem Einzug unter den anderen Gästen gestanden und sich hoch auf die Zehen gehoben, um die schöne Braut sehen zu können. Allen reichte sie die Hand, nur ihm nicht. Das wunderte ihn nicht, denn er war zu klein, sie hatte ihn sicher nicht erblickt. Er trug aber einen dumpfen, verzehrenden Schmerz seit dieser Stunde herum, denn er war eitel, der kleine Bucklige, und nicht im gewöhnlichen Sinne — Fiselinus war ein bedeutender Künstler. Eben erst hatte er die still ersehnte Genugtuung unter den hochgewachsenen Hotelgästen erfahren. Bei einem Wohltätigkeitskonzert war er auf-

gefordert worden, zu spielen, die hübsche Gräfin Schlein wollte ihn begleiten, und durch den Vortrag der Kreuzersonate hatte er kalte, fremde Herzen in den Wundergarten seiner einsamen Seele geführt. Begeisterung umrauschte den Unbeachteten, Belächelten. Die Gräfin saß weinend am Flügel. Seit diesem Abend war Fiselinus anders am Güldensee spazieren gegangen, als zuvor. Er wurde zwar durch seinen Erfolg nicht größer, aber wenn er auf einsamen Wegen jungen, verliebten Leuten begegnete, hatte der hastig Vorüberstolpernde nicht mehr das Gefühl, Wehmut oder Spott zu ernten, sondern Hochachtung und Bewußtsein seiner höheren Gabe. — Und nun — nun schwand das wieder hin, das arme, starre Glück, vor Freias Sonne. Nie hatte er ein solches Frauenwesen gesehen. Ihm war, als ob die Gottheit seiner verschwiegensten Träume, deren Verwirklichung ihm Sünde erschienen, plötzlich lebendig geworden. Und nicht, wie die anderen alle, sah er sie — kein Mannestrieb erglühte in dem sonst so Leidenschaftlichen — sie schwebte über ihm, wie eine hohe Göttin, an deren Altar er spielen wollte, niederlegen seines Herzens Gram und Wonne als Weihgeschenk. Die Wahrheit der echten Religion, daß der Gläubige seinem Glauben nicht fern, sondern verwandt und ebenbürtig sein soll, erlebte Fiselinus in diesen Tagen. Ebenbürtig — ja er fühlte etwas davon, und es war keine Ueberhebung, kein Wahnsinn. Was Freia war, wenn sie sich Menschenaugen zeigte in diesen Tagen des Sommerglücks — wer empfand es wohl tiefer, wo lebte der Wert ihrer Schönheit reiner, als in seiner Künstlerseele? In ihrem unsichtbaren Reich war Freia daheim, und er trug seinen Besitz mit der Demut des Gottbegnadeten. Denn Stolz und Freude waren dem armen Geiger nicht verliehen. In Nacht verbergen mußte Fiselinus' Mißgestalt das verliehene Licht, die Kunst und Freia. Er spielte nicht mehr, seitdem die Braut des Wirtes im Hause war. Rastlos wanderte er auf einsamen Uferwegen, wie ein schmerzlich Verzauberter schleppte er grollend ihr lichtes Götterbild umher und war doch in Wahrheit davon beflügelt, von der Schwester seiner Seele. Was er schleppte, stöhnend und matt, war nur er selbst, der vergängliche Buckel. — —

Hochzeit. Der Tag war gekommen. Mit einem mächtigen Gewitter setzte er ein, der See erbrauste und wogte in wildem Tanz, schwarze Wolken drängten sich über den Himmel, und der fahle Horizont wurde immer wieder unter Donnerschlägen von silbernen Blitzen zerrissen. Um die Mittagsstunde aber kam Ruhe in das Firmament. Der

See glättete sich, die Waldberge erschienen wieder, und ein klares Blau trug die sieghafte Sonne. Frischer Regenduft umschmeichelte das Herz, nach überstandenem Kampf war alles neu, in gereinigter Schönheit. Sebastian atmete auf. Mit Grauen hatte er am Morgen seines Glücks das Unwetter kommen gesehen. Noch einmal war die Angst vor dem Geheimnis seines Lebens in ihm aufgestiegen, vor der Rache der unbekannten Mächte, die er bestohlen hatte. Aber nun glaubte er endgültig an eine Täuschung seines verzagten Herzens. Dieses Gewitter hätte an jedem Morgen kommen können — mit seinem Hochzeitstage hatte es nichts zu schaffen. Da oben wußte man vom Leben einer kleinen Nixe, von törichten Fischen und sündigen Menschenkindern nichts. Er konnte ganz ruhig sein.

Lauter Wonne ergoß sich, als der Himmel endlich mittat, aus dem Hause ins lichterfüllte Freie hinaus. Festlich gekleidete Menschen drängten sich auf der Landungsbrücke, um die Ruderboote zu mieten, andere spazierten auf den Uferwegen, und der Wald nahm die mit Kränzen geschmückten Kinder auf. Dann eilte alles, als die Glocke Mittag läutete, zur Hauskapelle. Dort, auf einer hochgelegenen Waldwiese, an einem kleinen, zierlichen Altar, wurde Freia getraut. Die Engel auf dem Altarbild sahen sie erstaunt, aber freundlich an. Freia wußte nicht, daß sie immer so blickten, und hielt die gemalten Genien für wirkliche. In ihrem weißen Schleiergewand lehnte sie sich an Sebastian, fest und zuversichtlich. Ihre Augen sahen, während der Priester sprach, zu dem Geliebten empor. Sebastian schwankte der Boden unter den Füßen, als er in diese Augen blickte. Wie seltsam, aus dem Urgrunde der Freiheit und des Weltwesens, betrachtete sie ihn. Wie wenig paßte der blaue Myrtenkranz zu dieser Dämonenglut, zu diesen starken, göttlichen Zügen und dem Goldhaar, das ungestüm den Schleier drängte. Er war demütig in die kleine Kapelle gegangen, es hatte ihm wohl getan, am Hochzeitstage vor dem lieben Gott zu stehen, wie ein gehorsamer Knabe vor einem alten Lehrer. Jedes Landmädchen mit alltäglichem Kinderglauben, jungfräulich, sterblich, hätte ihm jetzt näher gestanden, als das Wunderwesen an seiner Seite. Er log vor Gott und vor ihr. Des Priesters Segen waren leere Worte. Dröhnend betäubte ihn der fromme Gesang und die Glocke über ihm, er fühlte das liebevolle Gedränge der Gäste hinter sich wie eine Schar von feindlichen Verfolgern, die ihn endlich erreicht hatte.

Die Feier schloß. Er atmete auf. Mit wankenden Knien führte er

sein junges Weib aus dem Weihrauch der Kirche in die harte Luft des Lebens hinaus. Hinter ihnen ordnete sich ein langer Zug. So ging es zum Hotel zurück, zur Festtafel, zu allem, was die liebevollen Gäste ersehnt und vorbereitet hatten. Lustige Musik übertönte das Stimmengewirr der eifrigen Esser und Trinker. Man pries die Braut, man lobte den Bräutigam, man würdigte die kostbaren Weine und Speisen. Lichterglanz und Blumenfülle überall, die Dienstboten festlich und zufrieden, Schönheit, Geist und Anerkennung, wohin er blickte — Sebastian wurde ruhiger. Die gewonnene Sicherheit drohte ihn nur noch einmal zu verlassen, als zum Entzücken der Feinschmecker große Fische auf silbernen Schüsseln aufgetragen wurden. Sie stammten aus dem See. Er hörte, wie Freia Messer und Gabel auf den Teller fallen ließ, und fühlte, daß sie ihn ansah. Er wagte ihrem Blick nicht zu begegnen und unterhielt sich eifrig mit seiner lustigen Nachbarin. Es sauste ihm in den Ohren, denn er hörte, wie sein Vater, der schon weinselig war, Freia immer wieder aufforderte, doch den köstlichen Fisch zu kosten. Dann wurde er plötzlich gewahr, daß er selbst in zerstreuter Pein schon ein großes Stück verzehrt hatte und seine vegetarische Lüge an der Hochzeitstafel zusammenfiel. Aber hier setzte sein Trotz ein. Endgültig sagte er sich, daß er ihren Unmöglichkeiten nicht zum Opfer fallen dürfe. Sie war jetzt sein Weib, sein Besitz — sie hatte zu gehorchen. Wortbruch in ihrem Sinne war nicht mehr Wortbruch. Hastig sprach er den schweren Weinen zu — sie wirkten, wie er wollte. Ein Glücksrausch erfüllte ihn endlich. Mit leuchtenden Augen hörte er die Reden zu seiner und Freias Ehre. Er antwortete, und als er sich unter allgemeinem Jubel zu der Geliebten wandte und sie zu küssen wagte, erfüllte ihn eine erschrockene Dankbarkeit. Weder Angst noch Groll erblickte er in Freias halb geschlossenen Augen — nur eine leise, milde Trauer. Ihre Wangen waren heute warm wie menschliche Frauenwangen, sie blieb schweigsam, aber sie hatte Demut gelernt.

Fortsetzung im nächsten Heft.

Prof. Dr. Georg Galland: Hermann Prell

Malkunst im monumentalen Sinne scheint der lebenden Generation ein ungeläufiger Begriff geworden zu sein. Die einen erinnern sich dabei mit einem Anflug von Pietät der idealen Richtung von Cornelius, Rethel, Schwind. Die andern denken dagegen bewundernd an stilisierte Darstellungen, die im Zusammenhang mit der Architektur im Grunde nur die sekundäre Rolle hinzugefügter malerischer Ornamente spielen. Eine kleine Gruppe seltsamer Aestheten nimmt sogar leidenschaftlich Partei für die Absonderlichkeiten des Schweizers Hodler. Diese unterschiedenen Gesichtspunkte, an und für sich als Merkmale eines vielseitigen Kunstlebens der Nation beachtenswert, sind leider, wie andere Gegensätze unserer Kultur, mit der fatalen Eigenschaft mitbehaftet, daß sie zugleich Ausgangspunkte von Anfeindungen und Herabsetzungen bilden. Statt daß man sich freuen sollte, ausgezeichnete Vertreter ganz verschiedenen künstlerischen Charakters zu besitzen, um jeden nach seiner Leistung und der darin kundgegebenen Beständigkeit seines Charakters zu ehren.

Dank den großzügigen Arbeiten Hermann Prells sind wir jetzt in der Lage: die in Frage stehenden Werke jener klassizistisch-romantischen Epoche als eine hochedle Kartonmalerei — die Wandbilder einiger modernen Stilisten aber als lediglich dekorative Malereien anzusprechen. So sind z. B. die gedankenvollen Schilderungen aus der Götterlehre und der Ilias, die Cornelius in der Münchener Glyptothek schuf, gleich Teppichen über die Wand- und Gewölbflächen der beiden Säle ausgespannt. Und in der Tat können solche Kartonmalereien recht wohl an Stelle kostbarer Gewebe ganze Flächen bedecken und künstlerisch beleben. Diese Ausschmückung geht auf das Mittelalter zurück, das die drei Künste Malerei, Plastik und Architektur noch ungleichmäßig entwickelt sah. Darum müssen wir die folgenden Zeiten größter Kunstentfaltung, die glorreiche Renaissance Italiens und selbst die klassische

Antike, soweit wir ihr Bestes kennen, um Aufschluß befragen. Seit Giotto und noch deutlicher seit den Tagen Ghirlandajos und Mantegnas hat jene Renaissance mit monumentaler Malerei eine durchaus andere Vorstellung, nicht die einer flächigen, sondern die einer raumgestaltenden Malerei verknüpft. Niemals ist diese eine bloß hübsche, doch immerhin entbehrliche Zutat der Architektur gewesen, vielmehr ein für die Raumwirkung eines durch alle drei Künste geschmückten Saales maßgebender Bestandteil. Darum setzt monumentale Raumkunst auch die volle Reife der drei Künste voraus, die jede für sich das Höchste zugleich für den gemeinsamen Zweck zu leisten hat. Dies ist das wichtige, der Renaissance entlehnte Problem, dessen Lösung heute wie ehemals die Harmonie eines festlichen Binnenraumes, ein monumentales Gesamtkunstwerk ergibt.

Es ist das bleibende Verdienst Hermann Prells, die Frage einer monumentalen Raumkunst wieder aufgestellt und sie, im Einklang mit der künstlerischen Anschauung der Renaissance, durch eine Reihe glanzvoller Schöpfungen von neuem entschieden zu haben. Sein zweites Hauptverdienst aber beruht in der gleichzeitigen Wiederaufnahme des einst bewährten, später vergessenen Malverfahrens des alfresco, das mit andern heute üblichen Techniken (Kasein, Tempera usw.) nicht zu verwechseln, sondern jenes buon fresco ist, welches Michelangelo eine Malerei „für Männer" nannte, nicht etwa in unverständlicher Voreingenommenheit für das eigene Geschlecht. Vielmehr offenbar in Erwägung des Umstands, daß hier nur völlige Klarheit über die höchsten Absichten und sicherste Formen- und Farbenbeherrschung jene zugreifende Entschlossenheit der malenden Hand mit stärkster geistiger Konzentration zu vereinigen vermag. Denn die Freskotechnik zwingt zu alledem durch die Eigenschaft des Mörtels, innerhalb eines Tages zu erhärten, sie zwingt den Künstler, in diesem kurzen Zeitraum die endgültige Vollendung jedes vorgenommenen Teiles zu erreichen. Wo es sich nur irgendwie mit den örtlichen Verhältnissen ermöglichen ließ, hat Prell dieses „königliche" Malverfahren, das mit so einfacher Farbenskala einen durch nichts zu überbietenden Stimmungseffekt zu verbinden vermag, nicht verabsäumt.

Gleich das umfassende Jugendwerk, die Kompositionen im Festsaale des Berliner Architektenhauses, beweist seine dahingehenden Bestrebungen. Noch zwar hatte sich hier der Maler, der den Preis dieser Aufgabe noch als junger Akademieschüler empfing, einem

vorhandenen architektonischen Rahmen fügen müssen. Auch das Programm war, da es sich naturgemäß um eine Verherrlichung der Baukunst in Vergangenheit und Gegenwart handelte, nicht eigentlich neu. Doch die Lösung geschah in einer von der Konvention abweichenden künstlerischen und weihevollen Auffassung. An Stelle der üblichen gemalten Architekturen schuf der 24 jährige Meister in glücklicher Inspiration vielmehr eine Art Symbolik aller hauptsächlichen Bauepochen, voll festlicher Stimmung und, wo es anging, mit einem Anflug von Humor. Man muß schon weit zurückgehen, um Verwandtes in der Kunstgeschichte zu entdecken. Bei Giorgione und einigen gleichgestimmten Venetianern finden wir ideale Darstellungen, die so völlig auf eigentliche Handlungen verzichten, daß die Figuren lediglich durch ihre malerische Erscheinung wirken. Prell verband damit den Maßstab der Lebensgröße. Ging er doch gleich den Meistern des Cinquecento von der Erwägung aus, daß in architektonischen Räumen der Menschen auch die Norm der Lebensgröße für die malerische Ausschmückung der Wände möglichst festzuhalten sei, daß ein kolossaler Maßstab die Umgebung herabdrücke, dagegen mit dem lebensgroßen Format eine Steigerung der innern Größe der Gestaltenwelt zu ermöglichen sei. Nur so wird ein künstlerisch geschmückter Raum Stimmung erwecken und den Eindruck wahrer Größe und Freiheit hervorrufen können. Im vorliegenden Falle um so mehr, als die kühne Perspektive eines Plafondgemäldes, das Auge in die beleuchteten Tiefen des Aethers ziehend, der untern Gedankenfolge die angemessene ideale Krönung verleiht.

So war im Architektenhaus zu Berlin die sichere Grundlage für das folgende Schaffen gewonnen. Dann nahm seine Monumentalkunst im altgotischen Rathause zu Worms einen neuen Anlauf, da Prell hier die Architektur des nicht gerade günstig proportionierten holzgetäfelten Saales mitbestimmen durfte. Außer einem spitzbogigen Fenster stand ihm im wesentlichen nur die gegenüberliegende Schmalwand zur Verfügung und zwar für eine Historie von dem Austausch dankbarer und treuer Gesinnung zwischen dem deutschen Kaiser Heinrich IV. und der wehrhaften Wormser Bürgerschaft. Das markante Winterbild leuchtet zwischen zwei Pfeilern als eine räumlich aufgelöste Wand greifbar wahr und ergreifend heraus.

Um Vieles günstiger lagen die Verhältnisse in Hildesheim, als ihm hier das Glück zuteil wurde, den obern Vorsaal des mittelalterlichen Rathauses zu schmücken. Vor allem sicherte die vorhandene Höhe

und Beleuchtung des Raumes eine uneingeschränkte Wirkung der Fresken an beiden Langwänden. Zunächst fesselt den Beschauer natürlich der Sinn dieser umfassenden Bilderfolge, die, einleitend mit Hermann dem Cherusker und ausklingend mit Kaiser Wilhelm dem Großen, an die denkwürdigsten Momente des uralten Bistums bis zur Einführung der Reformation erinnern. Und an dieses gemalte Epos der Verherrlichung Hildesheims ranken sich phantasievoll zwischen den Hauptfeldern und an den hohen Seitenfenstern allegorische und märchenhafte Beziehungen zur Geschichte und Sage, zur Verfassung und Betriebsamkeit des Ortes. Alsdann fühlt man sich von der Charakteristik dieser reichen kraftvollen Gestaltenwelt, von den vielfältigen Reizen einer blühenden, bald sanfttonigen, bald üppigen und sonoren Koloristik, die man mit Hinblick auf die herbe Technik des Fresko für kaum möglich gehalten, mächtig angeregt.

Der Erfolg der Hildesheimer Arbeiten war denn auch ein ungewöhnlicher. Nicht allein, daß ihm in Berlin, seinem früheren Wohnorte (Prell ist geborener Leipziger), für die ausgestellten Kartons die Auszeichnung der „Großen Goldenen" und an der Dresdener Akademie, neben der Mitleitung, die Professur für Historienmalerei zuteil werden; es eröffnete sich ihm, abgesehen von einer nicht geringen Zahl kleinerer Aufträge, unmittelbar darauf in Breslau die Haupttätigkeit der folgenden Jahre. Erst die Ausschmückung des dortigen Museums-Treppenhauses konnte seine schaffende Phantasie wieder in die hohe Sphäre völlig idealer Gestaltungen emportragen. . . . Auf diesem Boden kreuzte übrigens unfreiwillig sein Weg die geweihten Fußtapfen Arnold Böcklins, den niemand leidenschaftlicher verehren kann als Prell. Zehn Jahre zuvor war dem großen schweizer Farbenpoeten diese dankbare Aufgabe zugedacht. Doch wenn auch ein jeder gern dem Walten des Genies an dieser Stätte gespannt zugeschaut hätte, so kann doch nur Sentimentalität oder Urteilslosigkeit sich tadelnd darüber äußern, daß damals auf beiden Seiten allmählich die Erkenntnis dämmerte: der Entscheidung besserer Teil wäre Verzicht. Böcklins Phantasie blieb zu sehr an das Tafelbild gebunden, in dessen Rahmen er alles, was ihn bewegte, eigenartig wundersam aussprach. Doch über diesen Rahmen hinaus nun gar mit der vollen Größe des Lebens vertrug sich seine Beherrschung der menschlichen Form schwerlich, wie jeder, der nicht blind sein will, nach des Meisters mißlungenen Fresken im Baseler Museums-Treppenhause und auch nach den später

NORD UND SÜD

Hermann Prell:
Venustempel

bekannt gewordenen Breslauer Farbenskizzen urteilen muß. So wurde dieser schöne Auftrag für Hermann Prell frei.

In der dreiteiligen Bogenarchitektur des obern Treppenhauses, das der Meister malerisch zu schmücken hatte, erblickte er im Gegensatz zu Böcklin eine erwünschte Gliederung der Wandflächen. Hinter je drei Oeffnungen schuf er eine Raumillusion, die uns eine landschaftliche Einheit als Staffage für drei auf die Welt der Antike und des Christentums bezügliche Schilderungen enthüllt. Dort lebt ein goldenes Geschlecht in ewig jugendlicher Schönheit nach dem Ovidischen Worte „ver erat aeternum"; hier entspringt der Heilsquell des christlichen Glaubens: fons oritur vitae. Ohne sich in tiefsinnige Gedankenverschlingungen zu verlieren, wollte Prell durch seine aus frischem Wirklichkeitssinne geborenen blutvollen Formen heitere und feierliche Stimmungen erwecken. Wiederum wußte er die Ausgiebigkeit des Freskomaterials aufs Höchste zu steigern, um mit der ausdrucksvollen Leuchtkraft der Farben die für die ideale Sphäre dieser Schilderungen angemessene poetisch zauberische Wirkung zu ermöglichen.

Nach so eminenten Leistungen konnte die auf den Meister gefallene Wahl des Kaisers für die monumentale Ausschmückung des Thronsaales der Deutschen Botschaft im Pal. Caffarelli zu Rom nicht überraschen. Der hohe Besteller beschränkte das Programm für diesen sogenannten „Bilderfries deutschen Inhalts" auf die Worte: Er soll deutsch sein und die Römer sollen Achtung bekommen. Und Prell reizte die Aufgabe um so mehr, als er hier einen bis auf die alte Holzdecke völlig schmucklosen Saal vorfand, der ihm gestattete, ein Gesamtkunstwerk annähernd aus eigenem zu gestalten. Und wenn ihm für die Architektur auch eine erprobte Kraft wie die Alfred Messels, für die Plastik die eines Christian Behrens zur Seite standen, so wurde doch alles nach seinen Intentionen harmonisch vollendet. Vor allem war es sein Gedanke, als Bildschmuck der Wandflächen das mythische Schicksal der Lichtgottheit, wie es sich im Naturkultus auch der antiken Völker, zumal im Wechsel der Jahreszeiten, symbolisch ausprägt, in einer durch die ältesten Lieder der Edda angeregten ergreifenden Sprache malend zu dichten. Und der moderne Maler formte nicht nur ein echt nordisch wirkendes Epos von Frühling, Sommer und Winter, sondern zugleich auch, wie in Breslau, eine Idealwelt in landschaftlicher Stimmung.

Nun erst fand die große Begabung Prells an der Stätte fruchtbare Betätigung, die ihn noch heute in voller Rüstigkeit schaffend sieht: in

der Hauptstadt Sachsens. Das Treppenhaus im Albertinum, im dortigen Skulpturen-Museum, bildet mit seiner organischen Verbindung von Malerei, Plastik und Architektur in der aufsteigenden Linie der Entwickelung der Prellschen monumentalen Raumausschmückung eine neue Etappe. Zum zweiten Male griff er zu jenem Urthema der Kulturmenschheit, dem symbolischen Kampfe der Lichtgötter wider die Dämonen. Doch hier begann er sein Farbenepos von der Höhe der Decke mit einer in kühnste Perspektive gesetzte Titanomachie, deren Ausgang abwärts, an zwei gegenüberstehenden Wänden, als Bestrafung der Titanen und Einsetzung der Lebensordnung und als Einführung der Schönheit für die Grundlage der hellenischen Kultur, gezeigt wird. Diese antike Kosmogonie verband er nun durch eine Himmel und Unterwelt, Erde und Meer umspannende ungeheure Naturszenerie. Und was die wogende Farbensprache in ihrer unübertrefflich reichen Modulation von Sieg und Untergang frohlockend-leidvoll verkündet, das faßt der Bildhauer Prell in der verhaltenen Ausdrucksweise tiefinnerlicher Plastik noch einmal machtvoll zusammen und stellt in zwei großen Bronzereliefs dem Perseus den Ikarus, in zwei überlebensgroßen Statuen der in seliger Schönheitsfreude atmenden Aphrodite den düstern Prometheus gegenüber. Jede der hier zusammenwirkenden Einzelkünste will in der ihr eigenen Weise Vollendetes geben, und durch ihre Harmonie entsteht ein Gesamtkunstwerk von gesteigerter Bedeutung.

Noch ist zwar die letzte monumentale Schöpfung des unermüdlichen Künstlers im Dresdener Rathause nicht vollendet, obwohl es dieser Tage bereits zu einer Einweihung des neuen Hauses gekommen ist. Aber auch ohne die drei Hauptgemälde in der Längsachse der Decke des Festsaales, ist heute wenigstens das dekorative Ganze so gut wie abgeschlossen. Der langgestreckte Saal liegt mit sechs Fenstern im Hauptgeschoß an der Rathausplatzseite, und die günstige Beleuchtung kommt der ungeheuren Deckenmalerei um so mehr zugute, als die Höhe des muldenförmig gewölbten Raumes relativ eine sehr mäßige ist. Gewöhnt, sich nach den jeweiligen örtlichen Verhältnissen zu richten und aus der Not der Beschränkung eine künstlerische Tugend abzuleiten, hat der Künstler die Ausstattung der durch Fensterreihen und vier Türen ohnehin reduzierten, durch ein straffes Gebälk geteilten Wandflächen auf kurze jonische Pilastergliederung und einen lichten Ton beschränkt, um alles farbige Leben und einen dekorativen Reichtum fast ohnegleichen auf das Deckengewölbe zu konzentrieren. Nur über zwei Türen setzen

Marmorreliefs und seitwärts über dem Gebälk zwei große Gemälde auf, deren Halbzirkelumrahmungen tief in die Deckenvoute einschneiden. Diese gemalten Einschnitte seitwärts wie auch die Stichkappen an den Langseiten sind für die ästhetische Wirkung, da sie das Massiv der Decke ungemein erleichtern, unerläßlich.

Auch die Deckenmalerei erscheint aufgelöst in ein vielgliedriges längliches architektonisch-dekoratives Gerähm, das den mittleren Plafond und die Seitengemälde, also drei ideale Raumkompositionen, umspannt. Die Stoffwahl für die letzteren und für jene beiden Marmorreliefs, welche „Musik" und „Tanz" im antik-romantischen Geiste reizvoll behandeln, mußte natürlich von dem Festcharakter des Saales ausgehen, um sodann die Beziehungen der Stadtbehörde zur Heimat, zum Königshaus und zum Reiche ins Auge zu fassen. Das eine Wandgemälde wird uns ans Ufer der Elbe leiten, wo Markgraf Dietrich von Meißen das Weichbild der Stadt von zwei weißen Stieren umpflügen läßt, und als Gegenstück soll, statt der sagengeschichtlichen Erinnerung, die Allegorie in Verbindung mit einer Landschaft an der Elbmündung eine unsichtbare Brücke von hier zum Reiche schlagen. So fließt der Strom, dem die Stadtgöttin ihr Ansehen mitverdankt, gleichsam durch die offene Ferne der Festsaaldecke, und man wird künftig inmitten derselben die Göttin selbst mit königlichem Hermelin bekleidet auf einem Löwengespann in den Lüften erblicken, wie sie den Künstlern des Ortes Gunst und Schutz gewährt. Man darf hier wohl von Prells sieghafter Phantasie, der die umfassende Klaviatur seiner Palette spielend folgt, geistvolle und farbenprächtige Leistungen erwarten.

Jenes gewaltige Gerähm der Decke, als eine polychrome Architektur und Plastik gedacht, umspannt eine Fülle von gemalten Bildwerken aller Art, von stehenden und in Nischen thronenden Figuren, Gruppen, Atlanten, Köpfen in Medaillons und in Kartuschen und dergleichen, welche die in den Hauptgemälden berührten Ideenkreise aufnehmen, weiterspinnen, variieren. Es fehlen hier nicht die neun Musen, nicht die Sinnbilder bürgerlicher Betriebsamkeit und der Kardinaltugenden eines hochweisen Magistrats, nicht die mit Wappen umrahmten Porträts der verdientesten Regenten aus dem Wettiner Geschlecht und selbst nicht die in antikes Gewand gehüllten Beziehungen der Stadt zu dem flüssigen Elemente, in Gestalt von Nymphen, Tritonen und Delphinen. Das Alles umkleidet mit einem üppigen Aufwand von Ornamentik und verbindenden Festons dieses herrliche Gerähm, teils in leuchtend bunten

Farben, teils in grüner Bronzepatina, teils in dem diskreten Tone des Natursteins. Und doch hält sich, trotz der festlich-rauschenden Akkorde der Einzelmotive, die Gesamtkomposition der Deckenmalerei in dem verhaltenen Pathos einer echt monumental empfundenen Kunst.

Soweit der Ueberblick über die großen Arbeiten. Ihrer Zahl entsprechen aber auch die keineswegs unlohnenden Zwischenaufträge, die den Meister, der sich nur ausnahmsweise dem Publikum der Ausstellungen zeigt, in nicht wenige ansehnliche deutsche Städte geführt haben. Hier sichert ihm manches mit Recht dauernde Beachtung, während doch der auf Ausstellungen gewonnene Ruhm oft vergänglicher Art ist. Leider blieb auch manche prächtige Idee im Entwurf stecken, wie die für das neue Danziger Landeshaus der Provinz Westpreußen vor Jahren bestimmten Historien, von deren temperamentvoller Schönheit die in der Berliner Nationalgalerie befindlichen Oelskizzen einen guten Begriff geben. Im gotischen Sitzungssaale des Rathauses zu Danzig gehören ihm zwei energisch gemalte Wandbilder an, die die ortsgeschichtliche Vergangenheit sehr lebens- und ehrenvoll betonen. Alsdann überließen ihm die Bremer Handelsherren die malerische Ausschmückung der Eingangshalle ihrer Baumwollenbörse. Eine der Lünetten schildert den „Handel", eine zweite (vergleiche die Abbildung) die „Schönheit", in ebenso edler, farbig-geschmackvoller wie sinnreicher Weise. Die Ausführung geschah in Mosaik, entsprechend der wuchtigen Architektur des Raumes natürlich nicht in helltönig glitzernder Farbengebung, sondern in vorwiegend tiefen Lokaltönen. Und Bremen sieht ihn auch gegenwärtig in jenen Pausen, die ihm das Dresdener Hauptwerk zum Glück läßt, an der Ausschmückung eines Empfangsalons im Palast des Norddeutschen Lloyds beschäftigt. Hier erhebt sich im Mittelpunkte Tuaillons antikisierende Reiterstatue Kaiser Friedrichs; an den Wänden betonen die Prellschen Mosaiken, im Rahmen einer weißen strengen Architektur, eindrucksvoll die Beziehungen des Lloyds zur sturmvollen und glücklichen Meeresfahrt und zwar geschaut durch das poetische Medium neuromantischer Phantasiegestaltung.

Auf dem eigentlich religiösen Gebiete hat sich der Meister, so religiös gestimmt auch seine innere Natur sein kann, zu keiner Zeit heimisch gefühlt. Gern löste er freilich Aufgaben, die, das Religiöse berührend, zugleich zu den philosophisch-historischen Grenzgebieten gehören. In diesen Bereich fällt auch das vom Kaiser angeregte Triptychon „Der

Reichstag zu Speier (1529)", das als Geschenk für die dortige neue Reformationskirche bestimmt war. Die Darstellung mußte natürlich das Hauptgewicht auf die feierliche Protestation der evangelischen Stände legen. Die alte Historienmalerei hätte sich im übrigen damit begnügt, ein fürstliches und geistliches Zeremonienbild zu geben. Unser Meister aber versuchte, der weltlichen Realität des um die Person Kaiser Karls V. gruppierten Reichstags, durch eine in die Höhe der drei gotischen Lünetten gesetzte kirchliche Symbolik, ein ideales Moment hinzuzufügen. Leider blieb das Werk (vergleiche Abbildung) Entwurf, weil der Spender der Kosten, der amerikanische Eisenbahnkönig Henry Villard, vorzeitig starb.

So erhebt sich die malende Hand dieses Künstlers bei stetem Anschluß an die Natur, wo sich nur irgend Gelegenheit bietet, leicht zu monumentaler Gestaltung. Doch glaube man darum nicht, daß die unter gewöhnlichen Bedingungen gedeihende Tafelmalerei für ihn jemals nicht existiert habe. Dagegen spricht schon, daß Prell fast zu allen Zeiten ausgezeichnete Porträts gemalt hat. Zudem überzeugen wir uns, daß seine für die großen Aufträge notwendigen Studienreisen, die ihn bald nach sonnigen Gegenden des Südens, bald in die rauhe Berg- und Meernatur des Nordens führten, stets auch für das Staffeleibild günstig waren. Jede derselben ergab eine angemessene Ausbeute an Oel- und Aquarellskizzen, Impressionen des wechselnden Bildes des Naturlebens oder „Reflexen", wie er diese frisch und flott festgehaltenen Studien von Gestalten in freier Natur, z. B. aus der Gegend des Olympos oder von der Insel Helgoland, zu nennen liebt. So sehr daheim das Figürliche in seiner Gedankenwelt dominiert, fesselt ihn unterwegs doch vor allem das Studium der Landschaft, das der malerischen Entwickelung des abgelaufenen Jahrhunderts die Wege geebnet: nicht als tastend experimentierender Künstler, sondern mit voller Klarheit über sein Ziel.

Dieser kerngesunde Realismus bleibt ihm Grundlage für jegliches Schaffen. Darum wirken auch seine erträumten Darstellungen so ungezwungen frisch und innig empfunden, als seien sie der zufälligen Natur abgelauscht. Ich denke da z. B. an das Frühlingsgemälde des Caffarelli-Zyklus', wo der Sonnenjüngling mit seinem Begleiter vor den drei Schwanenjungfrauen den Eindruck seiner Liebeswerbung so schlicht-natürlich wie ein harmloses Menschenkind abwartet; und wo sich die Brust des Beschauers, bei dem heitern Frühlingsweben

eines taufrischen nordischen Erdenwinkels, mit behaglicher Wärme erfüllt. Es hat den Künstler wohl reizen können, dieses liebliche Frühlingsidyll in vereinfachter Fassung als Staffeleibild zu wiederholen (vergl. Abbildung). Und eine ähnlich köstliche Stimmung klingt aus der Naturszenerie des „Parzival", der mit dem Dunkel des Waldes drei dämonische Frauen hinter sich läßt und seinen staunenden Blick auf die im Sonnenlicht strahlende Gralsburg richtet (vergleiche Abbildung). Auf diese beiden Proben aus der großen Zahl derartiger Werke, die so echte Reflexe des frischen sonnigen Wesens des Meisters sind, glauben wir uns bei diesem Ueberblick beschränken zu sollen.

Jedenfalls beweisen alle diese so unmittelbar empfundenen Phantasieschöpfungen, wie wenig das Wesen Prellscher Malkunst von denen gekannt und verstanden wird, die hier schlechtweg von „Historienmalerei" reden. Selbst in seinen wirklichen Historien sehen wir aus der geschichtlichen Handlung eine Gestaltenwelt von ideal-realer Prägung in landschaftlicher Stimmung geformt. Hier nicht minder als dort, wo er rein aus der Freude an der realen Existenz schöpfen konnte, machen sich die Prinzipien moderner künstlerischer Auffassung bemerkbar. Freilich mit so souveräner Beherrschung aller Technik, daß die dabei angewandten Hilfsmittel gar nicht zutage treten: anders wie bei jenen, die heutzutage in ihrer Unbeholfenheit das wichtigste Merkmal ihrer Modernität zu besitzen meinen.

Schwierigkeiten formaler Art hat Prell hingegen bei seiner ungemein reichen Begabung wohl nie gekannt; daher fehlt in dieser Richtung die eigentliche Entwickelung. An dem früh gefundenen Anschluß an die Natur hielt er als der sichersten Richtschnur für sein Schaffen unverbrüchlich fest, ob er nun auf gewaltigen Wandflächen Titanenkämpfe, Riesen und Helden der Vorzeit — oder im beschränkten Rahmen des Tafelbildes Stimmungszauber, wie in der „Ruhe auf der Flucht" des Breslauer Museums, dem „Judas" der Dresdener Galerie, erwecken wollte. Diesem klassischen Vorbild der Natur und seinem großen Können war es zu danken, daß er zwar aus dem Wollen des Phantasiereiches schöpfte, aber sich nicht an eine uferlose Phantasiekunst verlor, wie nicht wenige seiner Zeitgenossen.

Aus dieser künstlerischen Charakteristik wird der Leser entnehmen, was unserm Meister ureigen angehört, und was er mit einer kleinen Zahl gefeierter Vertreter neudeutscher idealer Kunst gemein hat. Man hat diese Größen wie Marées, Böcklin, Thoma, Klinger zwar jede als

interessante Erscheinung für sich gewürdigt, doch keineswegs bisher als Merkmale einer Entwickelung, die bis auf Cornelius und dessen Kreis zurückzuführen ist und seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Unterströmung der herrschenden Richtung der Tafelmalerei gleichwertig gegenübersteht. Die letztere verdankt ihre wesentliche Eigentümlichkeit und ihr allgemeines Ansehen dem stupenden Einfluß des französischen Naturalismus. Vergessen wir aber vor allem nicht, daß die deutsche Monumentalkunst, wie sie Hermann Prell heute als einer von ganz wenigen vertritt, als etwas durchaus Selbständiges und Eigenes besteht, daß sie in Tiefe des Gedankens wie im unbefangenen Naturempfinden, dank ihrer unerschöpflichen Kraftfülle, kein wesentliches Element vom Ausland zu empfangen brauchte, daß sie also mit einem Worte nicht Ursache hat, ihren Vorrang vor dem Urteil der Einsichtigen zu verbergen.

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Fortsetzung

Und es war richtig: ich horchte und lauerte überall, um irgend etwas über Frau Falkenberg zu hören; manchmal, ja, in vielen Nächten, ging ich mit mir selbst ins Gericht und quälte mich mit Selbstverachtung. Vom frühen Morgen an dachte ich nur an sie. Ist sie jetzt wohl aufgestanden? Hat sie gut geschlafen? Reist sie heute nach Hause?

Und gleichzeitig machte ich gar viele Pläne. Ich könnte vielleicht in dem Hotel, wo sie wohnte, einige Zeit lang Arbeit bekommen? Oder ich könnte mir von daheim Kleider kommen lassen, selbst ein Herr werden und mich in dem Hotel einmieten? Aber diese letzte Idee hätte mir auf einmal den Grund unter den Füßen weggezogen und mich von Frau Falkenberg weiter als alles andere entfernt; aber dieser Plan stach mir besonders ins Auge, klüger war ich nicht. Ich hatte mich in der letzten Zeit mit dem Hausknecht angefreundet, und zwar nur, weil er mehr in ihrer Nähe lebte als ich. Es war ein großer, starker Mensch, der immer am Bahnhof war, wenn ein Zug ankam, der aber höchstens alle vierzehn Tage einen Handelsreisenden mitbrachte. Aber der Hausknecht konnte mir keine Neuigkeiten berichten; ich fragte ihn nicht aus und versuchte auch nicht, ihn dahin zu bringen, von selbst etwas zu sagen, überdies war er etwas schwachköpfig. Aber er wohnte unter einem Dach mit Frau Falkenberg, ach ja! Und eines Tages führte diese meine Bekanntschaft mit dem Hausknecht doch dazu, daß ich eine sehr wichtige Aufklärung über Frau Falkenberg bekam, und zwar aus ihrem eigenen Mund.

Die Tage, die ich in dem kleinen Nest verbrachte, waren also nicht alle gleich mager.

Eines Morgens kehrte ich mit dem Hausknecht vom Bahnhof zurück. Ein Reisender mit viel Gepäck war angekommen, so daß der Knecht Pferd und Karren für die großen grauen Koffer hatte holen müssen.

Ich hatte ihm ein wenig beim Aufladen geholfen; als wir nun am Hotel ankamen, sah er mich wieder an und sagte:

„Du könntest mir wohl den Gefallen tun, beim Hinaufschaffen der Koffer noch ein wenig zu helfen. Ich werde dir dafür heute abend eine Flasche Bier wichsen."

Wir schafften also die Koffer miteinander hinein; sie sollten gleich in den großen Packraum im zweiten Stock; der Reisende stand schon droben und wartete, um auszupacken. Das war nichts Besonderes für uns, wir waren beide groß und stark.

Als wir nur noch einen Koffer auf dem Karren hatten, wurde der Knecht einen Augenblick im Packraum zurückgehalten, wo ihm der Reisende irgendeinen Auftrag gab. Ich wartete indessen auf dem Flur; da ich fremd im Hotel war, wollte ich mich nicht allein auf der Treppe herumtreiben.

Da wird plötzlich Ingenieur Lassens Kontortür aufgemacht, und er tritt mit Frau Falkenberg heraus. Sie schienen eben erst aufgestanden zu sein. Keines hatte einen Hut auf, und sie waren wohl auf dem Wege zum Frühstück. Ob sie mich nun nicht sahen oder mich für den Knecht hielten, — jedenfalls fuhren sie in ihrem Gespräch fort, und der Ingenieur sagte:

„Ja, akkurat. Und es wird auch nicht anders, ich begreife nicht, warum du dich so verlassen fühlst."

„Doch, du verstehst es recht gut," erwidert sie.

„Nein, und ich meine auch, es wäre an der Zeit, daß du ein wenig fröhlicher würdest."

„Das meinst du nicht. Es ist dir ganz recht, wenn ich so bleibe, wie ich jetzt bin, wenn ich mich auch ferner über dich gräme, weil du mich nicht mehr magst."

„Bist du verrückt?" ruft er und bleibt oben an der Treppe stehen.

„Ja, wahrscheinlich," erwidert sie.

Das war nicht gerade eine gute Antwort. Bei einem Streit kam

sie immer zu kurz. Warum gab sie sich keine Mühe, warum warf sie ihm nicht eine recht kränkende, vernichtende Antwort hin?

Er strich mit der Hand über das Treppengeländer und sagt:

„So, du meinst, es gefällt mir, wenn es so weiter geht? In Wirklichkeit aber quält es mich ganz entsetzlich und ist mir schon lange eine Pein."

„Mir auch," erwidert sie. „Aber jetzt werde ich ein Ende damit machen."

„Ach, das hast du schon früher gesagt. In der vorigen Woche hast du es auch gesagt."

„Ja, aber jetzt reise ich wirklich."

Er schaute auf:

„Du willst wirklich abreisen?"

„Ja, bald."

Dann wollte er wohl wieder abschwächen, daß er so begehrlich, ja, mit offenbarer Freude zugegriffen hatte, denn er sagte:

„Nein, du sollst eine lustige, kecke Kusine sein, dann brauchst du nicht abzureisen."

„Doch, jetzt reise ich," erwiderte sie. Damit ging sie an ihm vorbei und die Treppe hinunter.

Er folgte ihr.

Dann kam der Knecht wieder zu mir heraus, und wir gingen miteinander hinunter. Der letzte Koffer war kleiner als die andern, und ich sagte, den könne er wohl allein hinauftragen, ich hätte mir die Hand verstaucht. Ich half ihm noch, den Koffer auf seinen Rücken zu laden, und ging dann heim; nun konnte ich am nächsten Tag abreisen.

Aber gegen Abend kam Grindhusen und sagte, nun sei ihm auch gekündigt worden. Der Ingenieur habe nach ihm geschickt und ihm dann Vorwürfe gemacht, daß er nichts tue, sondern nur in der Stadt herumlungere und trinke, er habe keine Verwendung mehr für ihn.

Ich dachte: „Der Ingenieur hat merkwürdig schnell neuen Mut gefaßt." Er war noch sehr jung. Damals hatte er diesen Mann gebraucht, damit er ihn tröste und ihm nach dem Munde schwatze, aber jetzt reiste eine gewisse beschwerliche Kusine ab, nun brauchte er keinen Trost mehr. Tat meine alte Seele ihm wohl Unrecht?

Grindhusen war sehr niedergeschlagen. Er hatte gemeint, er werde den Sommer über hier in der Stadt bleiben, als des Inspektors rechte Hand; nun war diese Hoffnung zerschellt. Nein, der Inspektor war

nicht mehr wie ein Vater gegen ihn, und Grindhusen verwand seine Enttäuschung nur schwer. Bei der Abrechnung hatte der Inspektor die beiden Zweikronenstücke, die er Grindhusen gegeben hatte, abziehen wollen, und hatte behauptet, sie seien als Vorschuß gemeint gewesen. Grindhusen saß in unserer großen Schenkstube und erzählte dies alles, fügte auch noch hinzu, der Inspektor sei doch ein rechter Filz. Doch da brach einer von uns in helles Lachen aus und sagte:

„Aber hat er es wirklich getan? Es kam wohl schließlich doch nicht so weit?"

„Nein," erwiderte Grindhusen, „mehr als das eine Zweikronenstück wagte er mir doch nicht abzuziehen."

Da erhob sich ein allgemeines Gelächter, und man fragte Grindhusen:

„Welches von den beiden Zweikronenstücken hat er denn dann abgezogen, das erste oder das zweite? Haha, das ist das Komischste, was man je gehört hat!"

Aber Grindhusen lachte nicht mit, sondern wurde immer niedergeschlagener. Was er denn nun tun solle? fragte er. Jedermann sei jetzt mit Feldarbeitern versehen; da stehe er nun.

Er fragte mich, wohin ich ginge, und als ich es ihm sagte, bat er mich, bei Kapitän Falkenberg ein gutes Wort für ihn einzulegen, dann könnte er vielleicht dort für diesen Sommer noch Arbeit bekommen. Bis ein Brief von mir käme, wolle er noch hierbleiben.

Aber wohin würde Grindhusens bares Geld gehen, wenn er in der Stadt verbliebe? Ich nahm also den Mann noch einmal mit mir, weil mir das als das beste für ihn erschien. Und überdies verstand er sich ja famos aufs Anstreichen. Wie hübsch hatte er damals das Häuschen der alten Mutter Gunhild auf der Insel angestrichen! Und später fände sich dann wohl auch sonst irgend etwas für ihn. Auf dem Gute des Kapitäns konnte man den ganzen Sommer über einen Menschen, der überall Hand anzulegen verstand, recht wohl gebrauchen.

* * *

Am sechzehnten Juli fand ich mich wieder auf Øvrebö ein. Ich kann solche einzelne Daten immer leichter behalten, teils weil ich älter geworden bin, teils weil sich das Interesse für Daten bei mir, wie das den Senilen eigen ist, verschärft hat, teils auch, weil ich Arbeiter bin und eine Rechenschaft über meine Arbeitstage geben muß. Aber während der alte Mann sich an die einzelnen Daten erinnert, vergißt

er meist wichtigere Dinge. Bis jetzt habe ich zu sagen vergessen, daß mein Brief vom Kapitän Falkenberg an Ingenieur Lassen adressiert gewesen war. Jawohl, so war es. Und das war mir gleich bedeutungsvoll vorgekommen. Der Kapitän hatte sich also erkundigt, für wen ich jetzt arbeitete. Damals dachte ich: „Vielleicht weiß der Kapitän auch, wer sonst noch in diesem Sommer bei Ingenieur Lassen gewesen ist!"

Der Kapitän war noch nicht von Moen zurückgekehrt, wurde aber in ungefähr acht Tagen erwartet. Der Knecht Nils war sehr erfreut, daß ich meinen Kameraden mitgebracht hatte, und er wollte ihn mir gar nicht als Handlanger beim Anstreichen überlassen, sondern ihn gleich auf seine Verantwortung hin auf die Kartoffel- und Rübenäcker hinausschicken. Dort gebe es fürchterlich viel zu tun, Unkraut auszujäten und die Rüben zu verziehen. Außerdem war Nils mitten in der Heuernte.

Er war noch eben so eifrig als Landwirt wie früher. Bei der ersten Ruhepause, während die Pferde fraßen, nahm er mich mit hinaus und zeigte mir die Wiesen und Felder. Alles stand sehr schön. Aber da wir einen späten Frühling gehabt hatten, war das Thimoteusgras kaum in die Halme geschossen, während der Klee schon Blumenköpfe hatte. Jetzt beim letzten Regen sei eine ganze Menge frischgesätes Gras zu Boden geschlagen worden, und da es sich nicht wieder aufrichten könne, habe der Kleinknecht es mit der Mähmaschine gemäht.

Zwischen wogenden Feldern und Wiesen wanderten wir wieder zurück. Durch den Winterroggen und die sechsreihige Gerste ging ein sanftes Rauschen, und Nils erinnerte sich von der Fortbildungsschule her an den wunderschönen Vers von Björnson:

„Nun geht es wie ein Rauschen durchs Korn am Sommertag —"

„Aber jetzt muß ich die Pferde wieder herausnehmen!" rief Nils und machte lange Schritte. Dann deutete er noch einmal über die Felder hin und sagte: „Nein, was das eine Ernte gibt, wenn wir alles gut einbringen!"

Grindhusen ging also auf den Acker, und ich machte mich ans Anstreichen. Die Scheuer und alles was rot gestrichen werden mußte, kam zuerst an die Reihe, dann untermalte ich die Flaggenstange und das Gartenhaus im Syringenwäldchen nur mit Oel, mit dem Hauptgebäude wollte ich bis zuletzt warten. Es war in gutem Fachwerkstil gebaut mit reich geschnitztem Gebälk und einem Mäander über der Haustür. Jetzt war das Haus gelb, und es war auch neue gelbe Farbe

dazu bestellt worden; aber ich schickte die Farbe auf eigne Faust wieder zurück und ließ eine andere dafür kommen. Meiner Meinung nach mußte das Wohnhaus steingrau, alle Fensterrahmen, Dachleisten und Türen daran aber mußten weiß werden. Ich wollte indes den Kapitän doch selbst entscheiden lassen.

Obgleich nun alle Leute auf dem Hofe so gut waren wie nur möglich, die Köchin ein mildes Regiment führte und Ragnhild noch immer die gleichen glänzenden Augen hatte, vermißten wir alle miteinander die Herrschaft. Nur Grindhusen, der gute Mensch, vermißte nichts. Da er jetzt eine regelrechte Arbeit und sein tüchtiges Essen hatte, wurde er in wenig Tagen dick und war sehr befriedigt. Seine einzige Sorge war, ob ihn der Kapitän bei seiner Ankunft nicht wieder fortschicken würde.

Aber nein, Grindhusen durfte dableiben.

9.

Der Kapitän traf ein.

Ich war eben dabei, die Scheune zum zweiten Male anzustreichen, und als ich seine Stimme hörte, stieg ich von der Leiter herunter. Er begrüßte mich auch freundlich.

„Was bist denn du für einer, daß du ohne deinen Lohn auf und davon gehst?" sagte er. Und es war mir, als sehe er mich mißtrauisch an, als er fragte: „Warum tatest du das?"

Ich gab eine kurze, zurückhaltende Antwort, sagte, ich hätte dem Herrn Kapitän gegenüber durchaus nicht als Wohltäter auftreten wollen, sondern gemeint, das Geld sei mir ja sicher.

Da klärte sich sein Gesicht auf, und er sagte:

„Ja, ja, selbstverständlich. Nun, es ist gut, daß du gekommen bist. Die Flaggenstange wird wohl weiß werden müssen?"

Ich mochte nicht gleich sagen, was ich alles weiß haben wollte, und erwiderte deshalb nur:

„Ja, und ich habe auch schon weiße Farbe kommen lassen."

„So?" sagte er. „Das ist recht. Und wie ich höre, hast du auch einen Kameraden mitgebracht?"

„Ja, aber es kommt darauf an, was der Herr Kapitän dazu sagt."

„Er soll nur dableiben. Nils hatte ihn ja überdies schon auf den Acker hinausgeschickt. Ihr schaltet und waltet übrigens, wie es euch

beliebt," fügte er scherzhaft hinzu; und dann fragte er plötzlich: „Du bist indessen bei der Flößerei gewesen?"

„Ja, Herr Kapitän."

„Na, das war wohl nichts für dich?" Aber damit es nicht so wirke, als frage er mich nach meiner Arbeit bei dem Ingenieur aus, brach er rasch ab und sagte: „Nun gehst du wohl ans Wohnhaus?"

„Ja, wahrscheinlich heute nachmittag. Ich muß an verschiedenen Stellen erst abkratzen."

„Ganz recht; und nagle auch die Leisten wieder an, die losgegangen sind. Bist du schon draußen auf dem Feld gewesen?"

„Ja, Herr Kapitän."

„Alles steht sehr schön. Ihr habt eure Sache im Frühjahr recht gut gemacht. Jetzt würde es nichts schaden, wenn wir ordentlich Regen bekämen."

„Grindhusen und ich sind durch große Länderstrecken gekommen, die den Regen noch viel nötiger gehabt hätten. Hier ist ja sogar an den Abhängen richtiges Erdreich."

„Ja, das ist wahr. Woher weißt du das übrigens?"

„Ich hab mich im Frühling ein wenig umgesehen," antwortete ich. „Und an ein paar Stellen hab' ich auch etwas nachgegraben. Ich dachte, früher oder später werde der Herr Kapitän doch eine Wasserleitung auf dem Hofe einrichten, und so suchte ich nach einer Quelle."

„Eine Wasserleitung! Ja, daran hatte ich allerdings früher gedacht, aber . . . Ja, ja, vor einigen Jahren hatte ich wirklich ernstlich daran gedacht; aber ich konnte nicht alles auf einmal tun, immer kam mir etwas dazwischen. Und jetzt im Herbst habe ich andere Verwendung für mein Geld."

Einen Augenblick zeigte sich eine Falte zwischen seinen Brauen; er sah zu Boden und überlegte.

„Na mit den tausend Dutzend guten Baumstämmen komme ich durch und habe sogar noch etwas übrig," sagte er dann plötzlich. „Die Wasserleitung müßte ins Wohnhaus und in alle Wirtschaftsgebäude gehen, es müßte ein ganzes Netz von Röhren sein."

„Und Sie brauchen ja keine Felsen zu sprengen."

„So? Na, wir wollen sehen! Doch was ich sagen wollte, — es gefiel dir doch gut in der Stadt dort? Es ist zwar keine große Stadt,

aber es sind doch allerlei Menschen dort, und ab und zu wird wohl auch jemand mit dem Zug ankommen?"

„Aha," dachte ich, er weiß wohl, wer im Sommer zum Ingenieur gekommen ist! Dann sagte ich, es hätte mir nicht besonders in der Stadt gefallen, und das war auch ganz wahr.

„Nicht? So, so?"

Und wie wenn ihm das zu denken gäbe, sah er gerade aus und pfiff leise vor sich hin.

Der Kapitän war in guter Laune und gesprächiger als je vorher; wie er weiter ging, nickte er mir zu. Nun war er wieder der Alte, rasch und bestimmt, aufs neue um sein Gut besorgt und vollkommen nüchtern. Ich fühlte mich persönlich davon aufgemuntert. Er war ja kein verkommener Mensch, wenn er es auch einige Zeit lang ein wenig toll getrieben hatte; aber auf den ersten festen Entschluß hin hatte er dem allen ein Ende gemacht. Ein Ruder sieht im Wasser aus, als sei es mitten durchgebrochen, und doch ist es ganz.

* * *

Jetzt trat Regen ein, und ich mußte mit Anstreichen aufhören. Der Knecht Nils war vom Glück begünstigt gewesen, er hatte alles Heu, das schon gemäht war, unter Dach und Fach gebracht, und nun gingen alle miteinander, Knechte und Mägde, hinaus zum Kartoffelnhäufeln.

Der Kapitän blieb zu Hause, und in seiner Langeweile schlug er ab und zu ein paar Töne auf dem Flügel seiner Frau an; ab und zu kam er auch auf den Acker heraus, nahm aber keinen Regenschirm mit, sondern ließ sich ganz naß regnen.

„Ein ausgezeichnetes Wetter für das Erdreich . . . ." konnte er sagen; oder: „Wir bekommen ein ausgezeichnetes Jahr," aber wenn er wieder heimging, kehrte er nur zu sich selbst und zur Einsamkeit zurück.

„Wir andern haben es besser als er," sagte Nils.

Wir häufelten also die Kartoffeln, und als wir damit fertig waren, ging es an die Rüben. Und als wir auch damit fertig waren, ließ der Regen nach. Ganz nach Wunsch; es gibt ein Prachtjahr! Wir beide, Nils und ich, waren so stolz und befriedigt, als sei Övrebö unser Eigentum.

Und jetzt begann die Heuernte im Ernst. Die Mägde waren mit draußen und breiteten hinter der Mähmaschine her das Heu aus. Wo

die Maschine nicht gut hinkommen konnte, mußte Grindhusen mit der Sense mähen. Ich strich indessen das Wohnhaus mit steingrauer Farbe an.

Da kam der Kapitän zu mir heraus und fragte:

„Was ist denn das für eine Farbe, mit der du malst?"

Was sollte ich sagen. Ein wenig feig war ich doch; aber vor allem hatte ich Angst, der Kapitän würde mir einfach verbieten, das Haus grau anzustreichen. Schließlich sagte ich:

„Ach, es ist nur so eine Farbe — ich weiß nicht — es ist dieselbe Schattierung, mit der wir meistens grundieren —"

Dadurch gewann ich wenigstens Zeit, und der Kapitän sagte nichts mehr.

Nachdem ich das Wohnhaus, die Türen und die Dachleisten weiß angestrichen hatte, ging ich ans Gartenhaus und strich es ebenso an. Aber es wurde ein häßlicher Ton daraus, der alte gelbe Anstrich schlug durch und ließ die Wände ganz kahl erscheinen. Die Flaggenstange nahm ich herunter und strich sie nur weiß an; dann ging ich wieder zu Nils aufs Feld hinaus und half ein paar Tage bei der strengsten Heuernte. Es war indessen August geworden.

Als ich mich wieder ans Wohnhaus machte, wollte ich morgens so früh anfangen, daß ich schon sehr weit gekommen wäre, bis der Kapitän aufstünde, — ja, sozusagen, unwiderruflich weit. Ich fing um drei Uhr an; es war starker Tau gefallen, und ich mußte die Wände erst trocken reiben. Dann arbeitete ich bis vier Uhr, wo ich Kaffee bekam, und dann wieder bis acht. Um diese Zeit pflegte der Kapitän aufzustehen; da machte ich mich davon und half Nils eine Stunde lang. Ich war mit dem Anstreichen nun so weit, wie ich wollte, und stahl mich nur weg, um dem Kapitän Zeit zu lassen, sich mit meiner steingrauen Farbe auszusöhnen, falls er noch ein bißchen grießgrämig und verschlafen sein sollte.

Nach dem Essen stieg ich wieder auf meine Leiter, malte und war fleißig und tat ganz unschuldig. Da kam der Kapitän.

„Malst du denn noch einmal grau?" fragte er.

„Guten Morgen, Herr Kapitän. Ja; aber ich weiß nicht . . ."

„Was zum Kuckuck soll denn das heißen? Komm gleich herunter von der Leiter!"

Ich stieg herunter; aber nun war ich nicht mehr schüchtern, denn ich hatte mir ein paar Worte ausgedacht, die vielleicht im gegebenen

Hermann Prell:
Olympos

Augenblick eine gute Wirkung haben könnten. Oder sollte mich mein Eindruck auf einen Irrweg geführt haben?

Zuerst versuchte ich geltend zu machen, es sei fast einerlei, mit welcher Farbe man auch dieses zweite Male anstreiche; aber da unterbrach mich der Kapitän rasch.

„Weit gefehlt," sagte er, „wenn jetzt gelb auf das Grau gestrichen wird, bekommt alles einen schmutzigen Ton. Verstehst du denn das nicht?"

„Dann könnten wir vielleicht auch noch zweimal gelb draufstreichen."

„Vier Lagen — nein. — Und wie verschwenderisch du mit dem Zinkweiß umgehst! Zinkweiß ist viel teurer als Ocker."

Er hatte Recht, und diesen Einwand hatte ich die ganze Zeit über befürchtet. Nun antwortete ich rasch:

„Sie sollten mich das Wohnhaus überhaupt grau anstreichen lassen, Herr Kapitän."

„So?" sagte er überrascht.

„Wegen des Gebäudes selbst, und auch wegen seiner grünen Lage mit den grünen Wäldern dahinter. Ich weiß ja nicht, aber das Haus hat einen Stil . . ."

„Den grauen Stil?"

Ungeduldig machte er ein paar Schritte, trat aber gleich wieder zu mir. Da tat ich unschuldiger als je, und die Hilfe aus der Höhe gab mir einen Gedanken ein.

„Jetzt fällt es mir ein," sagte ich, „ich habe mir die ganze Zeit über das Wohnhaus in einer herrenhofgrauen Farbe vorstellen müssen, seit einmal . . . Die gnädige Frau hat es einmal gesagt."

Fortsetzung im nächsten Heft

Leben

Drei monistische Sonette,

Herrn Professor Geheimrat Dr. E. Häckel

in Verehrung gewidmet von Rud. F. Amplewitz.

Das Werden

Des Keimes Kraft, sie trotzt feindselgem Zwang;
Gewaltsam drängt Geheimnis, sich zu künden;
Lebendges sproßt und schwillt; denn sich zu ründen
Zur reifen Form, nicht rastet's, eh's gelang.

Wenn dann ein schön Gebild nach heißem Drang
Zum Licht sich hebt aus mütterlichen Gründen,
Wohl mag daran Begeistrung sich entzünden
Und stählen sich die Kraft zum gleichen Gang.

Denn dieses Werdens tief geheimes Weben
Beflügelt, Herz, auch deiner Pulse Schlagen,
Muß Maß und Richtung deinem Wollen geben,

Bis endlich Du, redlich Bemüh'n zu krönen,
Erschaust, halb strebend, magisch halb getragen,
Das heilge Land des Wahren, Guten, Schönen

Die Form

Der Schönheit Zauberbann, was mag ihm gleichen,
Was seiner stillen Größe Allgewalt,
Entströmend fertig — hehrer Wohlgestalt,
An ruhig — heitrer Siegkraft zu erreichen?

Dich grüße ich, zwiefach untrüglich Zeichen,
Des Werdens Höh'! Was, rätselhaft umwallte,
In ihm sich barg an ewigem Gehalt,
Es strahlt aus Dir; die Schleier mußten weichen!

Und mag durch Dich sich Höchstes offenbaren,
Bist Du geformt, sein Wollen zu bewahren,
Dann doppelt dich mein Herz beseligt preist!

Denn wo Du bist, fühl' ich des Ew'gen Nähe,
Und wie in Wirrwarrs Not ich prüfend spähe,
In Dir erkenn ich Geist von seinem Geist!

Der Geist.

Gewaltig braust des Lebensstromes Wogen,
Ein mächtig Lied, das in die Weite klingt,
Der Fülle schönheitstrunkner Welt entspringt,
Von dem des Werdens weites Reich durchzogen.

Doch wie des Spiegels glänzend hellem Bogen
Des Lichtes Macht zu steigern noch gelingt,
So eins der Geist, was ihm entgegen dringt,
Was lechzend er an Reichtum eingesogen.

Und ihm ertönt, zu einem Klang verbunden,
Am lautesten nun jenes Liedes Weihe,
Und, mit ihr wachsend, immer weitre Kreise

Hat seiner kühnen Schwingen Flug gefunden.
So grüßt er strebend mancher Jahre Wenden;
Wo wird und wie sein höchstes Werden enden?

Josef Kohler:*)
Im Tale von Kanopus

Sie sahen sich zum ersten Male in Riva im Hotel du Lac. Er war im Nachen von Torbole herübergekommen und hatte bei stürmender Ora dort am Garten angelegt. Flüchtig bemerkte er eine Dame, die in den grünlich-purpurnen See hinausblickte. Sie hatte ängstlich das Schiff verfolgt und schaute ihn, als er an der Landungsstelle ausstieg, mit einem bedeutsamen Blick an. Er grüßte schnell und ging durch den Garten zum Hotel.

Bei Tisch saß er an ihrer Seite.

„Ich habe Sie heute mit Bangen kommen sehen."

„Bitte, ein Kinderspiel."

„Da wäre ich längst seekrank geworden."

„Nun, solch ein Hasenfuß werden Sie wohl nicht sein."

Das Wort schlug heftig ein; sie war die Tochter eines kühnen Afrikareisenden.

„Wollen wir Sie einmal auf die Probe stellen? Kommen Sie morgen mit nach Torbole. Dort können Sie das Goethehaus sehen. Sie wissen ja, Goethe war in Torbole, dove vuol usw. usw."

Was er damit meinte, verstand sie nicht, und das Gespräch wandte sich anderen Dingen zu. Er erzählte von seinen Reisen und Erlebnissen, die ihn bereits über den Atlantischen Ozean, die ihn nach Aegypten und nach Japan geführt hatten, und sagte ihr:

*) Der große Rechtsgelehrte der Berliner Universität, Geheimer Justizrat Professor Dr. Kohler, ist auch vielfach literarisch tätig.

„Sehen Sie hier den freien Mann; Frau habe ich keine und will ich keine. Wie soll ich mich in solche Fesseln legen?"

Da wurde sie ernst und plauderte von ihrem Ehemann und ihren zwei Kindern, wie sie, stark nervös, sich zur Erholung aufgemacht und aus dem Getriebe des Familienlebens heraus sich auf einige Wochen nach dem Süden begeben habe.

„Also die Kinder haben Sie nicht mitgenommen?"

„Da hätte ich mich nicht erholt. Sie sind bei meiner Familie gut aufgehoben, und mein Mann — nun, der amüsiert sich auch allein und spielt jeden Abend seine Skat-Partie. Dies ist ihm lieber als eine Reise in die Gefilde der Seligen."

„Gefilde der Seligen, nun, das kommt später, im zweiten Teil. Im übrigen begrüße ich Sie als lustige Strohwitwe."

So ging es weiter. Ein paar Tage darauf machten sie einen Ausflug an den Toblinosee. Er saß neben ihr auf dem Auto und schaute sinnend in die Gegend. Sie sahen die malerische Burg von Arco auf schwindelndem Hügel, fuhren dann in die wilde Sarcaschlucht hinein. Immer zerrissener wurde das Gestein, aber auch immer unangenehmer der Staub. Sie schmiegte sich bisweilen eng an ihn, und er ließ es geschehen. Man fuhr am festungsartigen Elektrizitätswerk vorbei, man sah eine Burg auf steiler Höhe, kam durch dürftige Ortschaften an den malerischen blauen See; im Hintergrund blinkte das Schloß mit der Ruine und dem tiefen Grün der Vegetation.

„Leben und Tod zusammen, das ist's, was mich immer ergreift und erhebt."

„Ja, wer lieben will, muß sterben können," seufzte sie. Nach einer Stunde fuhr das Auto zurück. Den Tag darauf reiste er nach dem Süden ab.

Er wandelte in Rom in der unendlichen Rüstkammer aufgehäuften Marmors, die man das Museo Pio Clementino nennt; denn er wollte zu den Borgia-Gemächern gehen, die ihn besonders anzogen, und mußte

darum die Skulpturensammlung durchwandeln; so wollte es der Venezianer auf dem päpstlichen Stuhl.

Er blickte unter den zahlreichen Besuchern umher, die sich wild durch die endlosen Räume drängten, und plötzlich sah er — sie. Sie stand vor dem Eidechsentöter mit der Neugier und Verwunderung, die sie bei solchen Gelegenheiten zur Schau trug. Ihre Begrüßung war in dem vollen und doch so öden Raume eine besonders herzliche. Kaum blickte sie noch auf das elegische Marmorbild.

„Wie doch Praxiteles so weichlich ist im Gegensatz zum stürmischen Myron. Er war ein Verderber der griechischen Kunst. Natürlich werden die Griechen und Römer Tausende und Abertausende seiner Bilder bestellt haben, aber, was die Menge bewundert, das Matte, Süßliche, ist eben nicht das Schöne. Glücklich, daß diese Weichlichkeit überwunden wurde durch die kräftige Dramatik der Pergamenier. Wenn nur nicht die Rhodier mit ihrem Virtuosentum den Laokoon hingesetzt hätten, der mich immer ärgert, weil den Beschauer das Ringen und Kämpfen mit den Schlangenbestien eigentlich mehr interessiert als die ergreifende seelische Marter."

So dozierte er weiter.

„Warum er wohl die unschuldige Eidechse tötet?"

„Nun, die büßt all die vielen, vielen Sünden ihrer Vorfahren, als sie noch in der Gestalt von Sauriern die Welt bevölkerten und fraßen, was nur zu bekommen war."

Sie lachte und begab sich mit ihm in die Borgia-Gemächer; da zeigte er ihr das wunderbare Bild der heiligen Katharina, wie sie mit den Gelehrten streitet.

„Das Ebenbild der Papsttochter Lucrezia Borgia."

„Wirklich Papsttochter? Das war mir immer ein Rätsel."

„Ja, wirklich Papsttochter, und zwar Tochter der Vanozza de'Catanei, der Geliebten des Papstes Alexander VI., deren Haus oder vielmehr Turm noch hier in Rom zu sehen ist."

„Nun, wenn der Papst gesündigt hat, dann können wir es doch stellenweise auch tun."

„Das ist schon lange her," und er zeigte den Papst Alexander VI. auf dem Auferstehungsbild in dem anderen Zimmer und wies ihr die jetzt zugemauerte Tür in das Schlafgemach des Papstes, wo er, wie man glaubt, an Gift gestorben ist, und wo Cesare Borgia kaum seinen Tod abwartete, um mit wüsten Helfershelfern einzudringen und zu plündern, was zu plündern war.

„Das war eine böse Familie."

„Sie war auch mit Fluch beladen und man verschloß die Borgia-Gemächer viele, viele Jahre lang, weil sie von den Freveln und Lastern dieser spanischen Unholde erfüllt schienen. Das war selbst für Renaissancezeit zuviel."

Ein anderes Mal trafen sie sich am Palatin, als er durch den Garten der Villa Mills schritt, um zum Stadion und Severus-Palast zu gelangen. Sie hatte eben die ungeheueren Substruktionen des Severus-Baues betrachtet und kam ihm freudestrahlend entgegen.

„Erzählen Sie mir etwas von diesem Severus."

„Er war Afrikaner von Geburt und baute den Palast auf der Südseite des Palatin, damit seine Landsleute, nach Rom kommend, sofort die gewaltigen Züge seiner Macht sehen konnten."

„Kennt man auch sein Sterbezimmer?"

„Das ist weit weg. Er starb in York, dort, wo jetzt die wunderbare Kathedrale steht, die zu den reifsten Schöpfungen englischer Gotik gehört. Die Stadt hieß einst Eboracum."

„Wie kam er dahin, etwa auf der Reise?"

„Nun, Sie wissen, die Römer sind stets ein streitbares Volk gewesen, und die Kelten und die Urbewohner Britanniens machten ihnen manches zu schaffen."

So plauderten sie weiter. Auf einmal begann er:

„Wenn man, hier stehend, die einzige Stadt überblickt, wenn das Auge nach den Albaner Bergen schweift, auf dem schönen Severus-Palast ruht, wenn man den Lateran und seine Fassaden-Figuren er-

blickt, bekommt man ein Gefühl von dem Werden der Menschheit. Es ist, als ob man die ganze weite Geschichte nochmals durchlebte und mit allen ihren Freuden und Qualen durchkosten müßte."

„Also historisch, oder, wie Sie zu sagen pflegen: „Hischtorisch?"

„Sie sind eine verwünschte Spötterin; aber gewiß, der historische Sinn wird nirgends so angeregt wie in Rom, höchstens noch in Konstantinopel."

„Wie gern wäre ich wie Sie gereist, aber was wollen Sie, — die Pflichten der Ehe, die Kinder — alles hängt wie ein Bleigewicht an der armen Frau — —"

„Zweimal haben Sie die schwere Stunde der Frau durchgemacht?"

„Zwei Feldzüge habe ich überstanden, nun aber habe ich wirklich die Pflichten gegen die Menschheit erfüllt."

„Ob nicht eines schönen Morgens doch wieder das Pflichtbewußtsein in Ihnen erwacht?"

Sie schmollte: „Das verstehen Sie nicht."

Dann waren sie zum sogenannten Stadion heruntergelangt und die Trümmer mahnten sie zur Sachlichkeit; sie stritten, ob hier wohl eine Rennbahn oder ein Garten gestanden habe.

Am Eingang des Palatin trennten sie sich, denn er wollte noch den Abend nach Paolo fuori.

Nur einmal hatten sie sich verabredet. Mit Hilfe des Konsulats hatte er einen Permeß auf zwei Personen für das Sodoma-Gemach der Villa Farnesina erlangt. Sie fuhren zusammen an und wurden unter Vorweisung des verhängnisvollen Papieres von dem Diener freundlich empfangen und in das obere Stockwerk geleitet. Hier durchschritten sie die Billard- und Salon-Räume, der Diener öffnete die Läden des letzten Gemaches — und ein Freudenschrei entrang sich beiden, als sie das wunderbare Bild, diese unerhörte ästhetische Tat des Menschengeistes, betrachteten.

„Wissen Sie, daß die Roxane trotz ihrer heiklen Situation doch

etwas von der heiligen Katharina an sich hat, und daß die Reminiszenz daran den Meister leitete? Lebhaft steht mir das Katharina-Bild in der Kirche zu Siena vor Augen, das ich vor vierzehn Tagen sah."

„Nun, soweit eben ein bedeutendes Weib einen gewissen Typus darstellt. Der Typus Sodomas ist immer etwas extatisch, in der Energie weich und wehmutvoll durchleuchtet; das ganze Wesen des Weibes wird zum Gemüt, der Geist zu Hingebung und Anmut. Doch schauen Sie diese meisterhafte Konstruktion: diesen herrlichen Jüngling mit der Fackel, diese Männer rechts, diese Frauen links, die Zeugen des ahnungsvollen Augenblicks, wo er dem höchsten Weib die Krone reicht. Die Eideshelfer und Wächter — alles spielt in der Oeffentlichkeit; natürlich, warum sollte man sich auch verhüllen? Schrei der Natur, Du bist das hohe Lied der Liebe."

„Dieses Spiel der Putten, wie sie dort im grünen Vorhang herumwurzeln, sich bald hineinducken, ja hineinverkriechen und bald wieder die Köpflein hervorstecken! Man versteht es nur, wenn man lange mit Kindern getändelt hat."

„Die pflegt man aber bei solch heiklen Szenen vorher zu Bett zu bringen."

„Sie sind unerträglich."

„Ich wollte damit nur sagen: die Putten sind keine Kinder, sie sind Wissende; sie sind eingeweiht in alle Geheimnisse der Liebe. Nichts ahnen sie von Versuchung, nichts von Sünde; alles ist ihnen selbstverständliche Natur. Sie sind ein Stück Heidentum, das in die christliche Kunst mit herüberschlich; denn erst das Christentum hat den ganzen Vorgang der Liebe als eine mit einem Schleier zu verdeckende Sünde dargestellt."

„Aber eine süße Sünde."

Und sie erhaschte den Augenblick, wo der Diener ins Vorzimmer ging, und drückte ihm einen leidenschaftlichen Kuß auf die Lippen.

Sie schwiegen, es war wie ein Schrei der Natur und wie ein Ruf der Versuchung. Sie zahlten die Mancia und verließen die Villa mit Himmel und jauchzte die Natur. Der vollauf besetzte Tram führte ihn

einem Gefühl der Erhebung; und doch war es ihnen, als ob die Schlange des Paradieses gesprochen hätte.

Ein Maimorgen war angebrochen. Tivoli und die Villa Hadriana waren ihm schon zweimal verregnet worden, heute aber lachte der von Porta Lorenzo durch die öde Campagna, an den Bagni vorbei mit den schrecklichen Schwefeldämpfen, zu jener Stätte, wo einer der größten Kaiser eine ganze Niederlassung zu seinem Sitze errichtet hatte, zu jenen riesigen Bauten eines Kaisersitzes, dem nur der Palast Diokletians in Spalato an die Seite gesetzt werden kann. Den Weg zur Villa ging eine ganze Prozession von Besuchern, und italienisch, deutsch und englisch wurde durcheinander gesprochen. Das Englische im sonnigen Italien fiel ihm immer auf die Nerven, es war ihm wie ein Hauch nordischen Nebels in der Landschaft der Pinien und Zypressen. So betrat er eine der heiligsten Stätten der Erde, wo die üppige südliche Vegetation um die Trümmer erhabener Größe sproßt, als wollte sie noch hoch aufjauchzen über die Größe des Menschengeistes, der, wenn er sich zur Ruhe gelegt, von dem Genius der Welt jahraus, jahrein mit Jubel begrüßt wird. Andächtig suchte er die Trümmer auf; er kam zur Poikile, zur Basilika, zum Philosophenraum, und von da wandelte er mit einem Schauer ohnegleichen in das größte Heiligtum, in das Tal von Kanopus. Es war, als ob die Rätsel Aegyptens ihn umgäben. Rechts die gewaltigen Trümmerbauten, im Hintergrund die mächtige Apsis, wo einst das Bild des Gottes stand, und über dem Rund die sprossende Natur, verklärt durch die Weihe der Pinien. Er lagerte sich und betrachtete das unvergleichliche Schauspiel. Da standen einst die Götter mit den verschiedensten Formen, mit Katzenköpfen, mit Vogelgesichtern, und alles starrte ihn unheimlich an wie ein Bild der ewig verborgenen Natur; es war, als ob sich ihm ein Blick eröffnete in die unendliche Fülle der Schöpfung, und als ob die Frage des Daseins wie der Hauch des Naturgeistes ihn umgäbe.

Während er so sann, sah er plötzlich auf und erblickte eine Gestalt vor sich mit straff anliegendem Kleid, den Hut mit einem Schleier um

das Gesicht gebunden und fröhlich durch die Stätte wandelnd, als müßte sie heute einen Freudentag erleben. Ein jauchzendes Wiedersehen!

„Herr Doktor, heute dürfen Sie nicht sentimental sein, heute ist der Tag der Fröhlichkeit; schauen Sie auf den blauen Himmel, als verkündete er eine ganze Welt des Glückes."

Sie schlenderten einen Augenblick miteinander und sprachen in rosiger Stimmung, als sollte das ganze Glück des Lebens sie umgeben, als wandelten sie in einem Traum, entfernt von der Oede des Erdenseins!

„Sie denken wohl an die drolligen Käuze ägyptischer Götter mit den Vogelgesichtern und mit Getreidemassen auf den Köpfen? Die haben mich schon im Vatikan belustigt."

„Daran ist nichts Belustigendes, es sind die ernsten Probleme eines weihevollen Kultus."

„Es ist aber doch lächerlich, den Menschen als Affen oder als Kater zu bilden."

„Wie sollte es lächerlich sein, wenn wir in tiefem Schauer die Tierwelt mit all ihren Seltsamkeiten betrachten und uns fragen, ob auch in diesen rätselhaften Wesen mit all ihrem Streben und Ringen die Gewalt des Göttlichen wohnt? Ist es richtiger, den Menschen allein als Gegenstand des Kultus zu betrachten, oder die ganze Welt? Ist es angemessener, eine Religion zu üben, in der sich das Tier- und Pflanzendasein von uns absondert, so daß nur noch der Mensch übrig bleibt, während doch Tausende und Abertausende strebender Wesen jeden Augenblick in ständiger Umgestaltung das Weltall erfüllen? Ist es nicht gewaltiger, wenn der Kultus uns auch dieses Rätsel der Tierwelt als etwas Göttliches vor Augen zaubert?"

„Sie sind noch der nämliche seltsame Schwärmer, und es ist auch heute schwer, ein vernünftiges Wort aus Ihnen herauszubekommen. Blicken Sie doch lieber auf diese mächtige Vegetation ringsum, schauen Sie die Pinien und den herrlichen Himmel an, das ist mir sympathischer als Ihr Serapis."

„Ja, die Natur sproßt und sproßt, und unaufhaltsam entfesselt sich

das Leben. Es spielt mit den Trümmern und verklärt die dürftigen Reste des Menschenwerkes."

„Dürftigen Reste?" Ich glaubte, die Bauten sprechen noch im Verfall für die Größe des Antinousmannes, diesen eigenartigen Sonderlings mit dem verkniffenen Mund und dem Backenbart."

„Es war eben der Mann seiner Zeit, im Römertum groß geworden, vom Geist der Menschheit erfüllt; von Mann zu Mann schwärmend, stets zerrissenen Gemüts, der Ausgleichung und Versöhnung durch ein liebendes Weib entbehrend."

Allmählich hatten sie sich aneinandergeschmiegt; stets ein kleiner Zank, dann eine innige Versöhnung. Er neigte sich zu ihr, sah in ihr Gesicht und heftete einen langen Kuß auf ihren Mund. Jetzt konnte sie sich nicht mehr fassen und umarmte ihn heftig. Wie träumend wandelten sie durch das dichte Gras und kamen in eine Seitennische, wo altes Mauerwerk sie verdeckte. Dort lagerten sie inmitten der sprossenden Natur — und der Augenblick des Selbstvergessens kam über sie. —

Eine Stunde war vergangen. Er hatte sich erhoben und stand ernst vor ihr, während sie seine Knie umfaßte:

„Mein, mein bist Du, mir bist Du geweiht in dieser Stunde! Jetzt verlasse ich alles; denn was ist mir das Dasein ohne Dich? Ich folge Dir, nur Dir, in die weite Weite. Wo Du weilst, bin ich; bist Du mir fern, ist mir alles tot und elend."

„Du willst von deiner Familie, deinen Kindern fort? Niemals, niemals!"

„Wie kann ich wieder vor meinen Mann treten nach diesem Brandmal der Sünde? Mein ganzes Weiterleben wäre eine Heuchelei, eine Lüge, ein Betrug. Nie kehre ich zurück, und wenn Du mich verstößt, habe ich gelebt."

„Du mußt zurückkehren," sprach er voll Nachdruck. „Die Sünde des Augenblicks löscht nicht die unzähligen Taten der Liebe aus. Den Mann verlassen, ich begreife es; aber die Kinder? Ihnen die Mutter rauben? Das ist eine Unnatur."

Wild wie eine Medea rief sie: „Die Kinder können ohne mich weiterleben."

„Niemals verläßt Du Deine Kinder, die zu Dir flehen, die täglich ihre Mutter suchen und ihrer Hilfe bedürfen, die Du zur höchsten Liebe heranziehen mußt! Niemals darfst Du Dich von ihnen trennen. Ein Mord wäre es, ein geistiger Mord!"

„Und Nora?"

„Dieses Scheusal, das keine Mutterliebe kennt, diese ausgeklügelte Raisonnementsfigur, diese Theatergestalt des nordischen Pedanten. Eine Mutter ihre Kinder verlassen, — die scheußlichste aller Unnaturen."

„Du aber tötest mich," rief sie stürmisch, „ich lebe keinen Augenblick mehr, wenn Du mich verläßt; tot bin ich, dann mögen auch meine Kinder verderben."

In diesem Moment erfaßte ihn ein Grauen.

„Du bist von Evas Stamm."

Noch ein Blick, eine stürmische Umarmung, und er hatte sich losgerissen.

„Johannes, Johannes," es war das erste und das letzte Mal, daß sie seinen Namen rief.

Tags darauf verließ er die ewige Stadt.

Fast zehn Jahre waren verstrichen. Er hatte seither die heilige Stadt nicht wieder besucht. Jetzt im Vorfrühling, in den Schauern der kräftigen Märzluft, entrückte ihn der Zauber der Fontana Trevi von neuem dem nordischen Heim, und wieder betrat er die Stätte, die schon Tausenden künstlerisches Entzücken geboten. Das herrliche Wetter führte ihn alsbald mit der Eisenbahn nach Tivoli. Es war wie ein Ruf des bösen Gewissens, der ihn von der Villa Hadriana zurückhielt. So fuhr er das Sabiner Gebirge entlang, sah Palombara auf der Höhe; der Monte Gennaro zeigte sich seinem entzückten Blick; die Villa d'Este begrüßte ihn wie ein heroisches Gemälde. Jetzt saß er auf seinem Lieblingsplätzchen, am Sibyllentempelchen, und blickte hinüber auf die Wasserfälle und auf das malerische Halbrund mit den poetischen Pinien,

sah die vier ernsten Zypressen im gregorianischen Garten, die wie ein ständiges Memento mori herüber winkten. Immer reizender erschien ihm die Vegetation und immer leuchtender der Gruß vom blauen Himmel, immer zutraulicher der schimmernde Oelhain und darüber die geheimnisvolle Villa. Das rieselnde Rauschen des Wassers entrückte ihn vollkommen der Erde; immer, immer rauschte es weiter, immer und immer wieder erfaßte ihn die trauliche Kadenz. Es war wie ein süßer Schlummer im Wachen. Schon saß er eine Stunde da, der Zeit und der Welt vergessend, und nur unbestimmte Unterströmungen, unsichere Erinnerungsbilder aus seinem Leben huschten in ihm, wie wenn man, von fern her, im stillen Grün noch ein sachtes Rollen und Rauschen aus der belebten Weltstadt vernimmt, gleichsam ein banges Ahnen von dem unendlichen Leben und Treiben, das dort hin- und herwogt.

Jetzt wurde er plötzlich unterbrochen: eine lärmende Familie drängte sich in den Garten. Man hörte Frauenstimmen; neben zwei erwachsenen Töchtern und zwei kleinen Mädchen eine große Dame, deren Wort die ganze Familie beherrschte, und ein korpulenter Mann mit blondem Bart, alle in einem unruhigen Durcheinander zusammenredend. „Hierher, hierher, dorthin.“ Jedes glaubte einen besseren und besten Standpunkt zum Sehen, zum Betrachten und zum Kaffeetrinken gefunden zu haben.

Er war wenig in der Verfassung, das störende Intermezzo zu beachten, und doch hatte die Stimme der Frau etwas an sich, was ihn seltsam berührte und ihn unwiderstehlich anzog. Sein Blick heftete sich auf die Gesellschaft, und er sah — — sie! Eine ziemlich starke Dame; die zehn Jahre hatten sie stattlich, fast korpulent gemacht. Im kühnen Aufputz und riesigem buntumbänderten Hute und mit blitzenden Brillanten war sie kaum mehr dieselbe. Sie blickte ihn einen Augenblick an, — ein kurzes Aufleuchten, ein Wiedererkennen, dann ein Gruß in aller gesellschaftlichen Form. Das Aufblitzen der Vergangenheit war vorüber, und ihn beherrschte das Gefühl vollster Korrektheit.

„Alterchen“, so sprach sie zu ihrem Mann, „das ist der Doktor, von dem ich Dir erzählte, der mir in Rom als Cicerone diente.“

Er streckte ihm die fleischige Hand hin.

„Meine Frau hat mir geschildert, wie Sie ihr — eins, zwei, drei — alle Götterbilder erklärten. Ja, das ist gewiß etwas recht Unterhaltendes, doch habe ich mich immer gewundert, daß Sie nie etwas von sich hören ließen."

„Waren Sie in der Villa Hadriana?" fragte er, und ein langer prüfender Blick streifte über sie hin.

„Wir hätten Ihnen schon manchmal eine Ansichtskarte geschickt, aber Sie sind wohl noch immer ein Nomade, und nie hatte ich Ihre Adresse."

„Ja, wir kommen eben von dort und sind noch ganz aufgelöst, es ist doch eine herbe Tour. Doch gestatten Sie, daß ich Ihnen jetzt meine Töchter vorstelle? Anita und Friederike; sind sie nicht allerliebste Mädchen? Und hier meine süßen Gören, die Johanna, die vor vierzehn Tagen ihren neunten Geburtstag feierte, und Elmi, unser Nestkäkchen."

Wie ein Traum leuchtete es in ihm auf. Er streichelte Johanna und sah sie prüfend an; im großen ganzen folgte sie dem Typus der übrigen; und doch — dieses blonde Haar, dieser Blick, dieser Zug um den Mund berührte ihn anheimelnd. — — —

Da fiel der Alte ein: „Laß doch, der Herr Doktor interessiert sich mehr für eine Venus mit abgeschlagenen Armen, als für eines unserer Mädchen."

Das Gerede überhörte er und fragte sie, fast flüsternd: „Waren Sie auch im Tal von Kanopus?"

Ein Augenblick war es, als ob ein Zug blühender Vergangenheit über ihre Wangen strich, doch unmerklich, und eine schnelle Wolke verscheuchte die blitzenden Geister lichter Tage im Nu. Im gleichgültigsten Tone erwiderte sie:

„Natürlich, wir haben ja den ganzen Trümmerhaufen durchflogen. Uebrigens reisten wir das vorige Jahr in Aegypten. Was soll dieser Abklatsch, wenn man das Original kennt."

Unterdessen war der Kellner gekommen. In schlechtem Italienisch

kommandierte selbstbewußt das dicke Familienoberhaupt: „Il thè di questa parte, il cafè qui!"

Und alles setzte sich in Reih und Glied. Noch trat er ihr einen Augenblick näher und sah sie prüfenden Blickes an; aber keine Zuckung, auch nicht die leiseste Unruhe war mehr in ihrem Gesichte zu lesen. Mit aller Sicherheit gebot sie im Kreise der Ihrigen. Die Anwesenheit des Kellners benutzend, zahlte er schnell, verabschiedete sich kurz und verschwand.

Eine Seite seines Lebens war ausgelöscht.

Ich hör den Regen in der Nacht

Ich hör den Regen in der Nacht. Ich habe
Auf diese Stimme oft als Kind gehört;
Aus tiefem Schlaf hat sie mich aufgestört
Und tieferen hat sie mich finden lassen.
Doch heut hält sie mich wach und ruft und weckt
Was unvergessen mir im Herzen lebt
Zu einer unruhvollen Qual empor;
Dies eine ist es nur und dies allein:
Ich hör den Regen in der Nacht. Ich habe
An dich gedacht und keiner weiß darum. —

Arthur Meltzer.

Rundschau

Noch einmal der Vater des montenegrinischen Königsgedankens

Herr von Stetten hat in unserm zweiten Oktoberheft die Enthüllung gebracht, daß Graf Lexa von Aehrenthal dem Montenegrinerhäuptling den Königstitel anbot. Diese Darstellung beruht auf Wahrheit. Allein diese Tatsache darf noch etwas schärfer formuliert werden. Als Fürst Nicola durch den österreichisch-ungarischen Gesandten wegen der ihm zugedachten „Rang-Erhöhung" sondiert wurde, bekam der Marconitelegraph Cetinje-Neu-Antivari-Bari-Rom viel Arbeit. Das italienische Königspaar bat den Vater Nicola, die ihm zugedachte Gunst a b z u l e h n e n. Das geschah, und Graf Lexa von Aehrenthal erlitt eine Abweisung. Inzwischen hatte aber der Zar aus der Römischen Consulta von der dem „liebsten Freunde" seines Vaters zugedachten Ehrung Kenntnis erhalten. Darauf boten alsbald Rußland, Frankreich und Großbritannien dem Montenegriner den Königstitel an. Gleichzeitig gelangte direkt die Nachricht nach Cetinje, daß zwei Großfürsten mit einem russischen Geschwader in Neu-Antivari landen werden, um der Jubelfeier besondern Glanz verleihn. Dem von dieser Seite kommenden Anerbieten setzte das italienische Königspaar keinen Widerstand mehr entgegen. Z u m z w e i t e n m a l a b e r h a l f d a s v e r b ü n d e t e D e u t s c h l a n d dem angeblichen „Bismarck" d e r h a b s b u r g i s c h e n D o n a u m o n a r c h i e a u s d e r P a t s c h e. Deutschland unterstützte in vollendeter Höflichkeit sofort das Anerbieten der Triple-Entente und ermöglichte es durch diese feine Avance, daß Graf von Aehrenthal wieder auf sein erstes Anerbieten zurückkommen konnte. So war schließlich ganz Europa glücklich unter einen Hut gebracht. Zu welchem Zweck aber Zar Nikolaus II. das montenegrinische Heer aus Rußlands Staatsschatz unterhält, darüber ein andermal. ***

Die letzten Deutschen in der römischen Kurie

Am 22. November 1910, gegen Mitternacht, ist im Palast Taverna di Monte Giordano nahe der Engelsbrücke zu Rom der „violette Kardinal“, Monsignor Johann Baptist Montel Edler von Treuenfest, Dekan der Richter am obersten geistlichen Gerichtshof der Rota, Kaplan und Großkreuz vom souveränen Orden von Malta, Berater der k. u. k. österr.-ungar. Gesandtschaft beim Hl. Stuhl, achtzigjährig, gestorben; der letzte deutsche Mann in der römischen Kurie.

Vierzehn Jahre ging ihm im Tode voraus der Kardinal Gustav Adolf von Hohenlohe, Erzpriester der Basilica von St. Maria Maggiore.

Beide Männer dienten mit völliger Einsetzung ihrer Person der deutschen Sache; sie sahn darum vom Anfang an ihr letztes Streben allzeit durchkreuzt, und ihr Leben entbehrt nicht tragischer Größe und Weihe.

Obwohl in hoher Gunst bei Pius IX., woran auch die früh hervortretende Gegnerschaft der Jesuiten nichts änderte, sah der Kardinal Hohenlohe, als er 73jährig die Augen schloß, alle seine Wünsche, Pläne und Ansprüche als zerbrochene Scherben vor seinen Füßen. Zweimal ist seine Berufung auf die Erzbistümer von Freiburg i. Br., von Breslau, Köln und Bamberg zu nichte gemacht worden. Fürst Bismarck gab in der berühmten Sitzung des Reichstags vom 16. Mai 1872 die Erklärung ab, daß er die Annahme des Kardinals als preußischen Gesandten beim Vatikan als ein Pfand friedlicher und entgegenkommender Gesinnung betrachtet haben wolle. Allein damals schon kam die intime Verbindung der deutschen Zentrumspartei mit der römischen Kurie ans Licht. Die Zentrumsfraktion befehdete die Wahl Hohenlohes mit Leidenschaft, und der Hl. Stuhl lehnte es ab Hohenlohe als Botschafter zu empfangen. Die Friedensverhandlungen zwischen Berlin und Rom, die sofort nach der Thronbesteigung Leos XIII. eingeleitet wurden, erhielten in Hohenlohe einen warmen Förderer. Mit Feuereifer betrieb sodann der deutsche Kirchenfürst die Versöhnung des Papstes mit dem Hause Savoyen. Allein gerade diese Befürwortung einer Verständigung zwischen Quirinal und Vatikan verdarben seine Stellung am Papsthofe, namentlich seit dem Augenblick, als Leo XIII. nach dem jähen Tode Franchis, von Rampolla beeinflußt, eine Schwenkung in der Politik vollzog. Im Konsistorium vom 25. Mai 1887 hielt Leo die Allokution, die dem Königreich Italien den Frieden bedingungslos anbot. Damals wurde der Garibaldiner Achille Fazzari in dem kalabrischen Wahlkreis Catanzaro mit bedeutender Mehrheit ins italienische Parlament gewählt, weil er die Aussöhnung der sabaudischen Monarchie mit dem Papsttum als sein Programm verkündigte. Leos persönliches Organ, „Le Moniteur de Rome“, erhielt die Weisung, Fazzaris Wirken vorbehaltlos zu unterstützen. Die Unversöhnlichen am Papsthof, die nach Folchis plötzlichem Tode dessen Nachfolger Nina aus dem Amt geärgert hatten, fuhren dazwischen und setzten es durch, daß die aus der Feder Galimbertis stammende Allocution im „Osservatore Romano“ verleugnet wurde. Gleichzeitig war der Nuntius von Madrid, Mariano Rampolla Marchese del Tindaro, zum Staatssekretär ernannt worden, der alsbald mit dem Grafen De Béhaine, französischem Gesandten beim Hl. Stuhl, den Vatikan als stillen Teilhaber dem Zweibund zuführte. „Der Kardinal Hohenlohe hat kein Geheimnis daraus gemacht, daß seiner Ueberzeugung nach der Kardinal Franchi als Opfer seiner konziliaten Politik gefallen und durch Gift aus dem Wege geräumt wurde; wie er denn auch den tiefen Eindruck bezeugte, den dies Ereignis auf Se. Heiligkeit machte. Er selbst hielt sich in dieser Hinsicht bedroht, namentlich seit den Erfahrungen, die er gelegentlich des Mordversuchs gemacht, dem seine Verwandte, die Fürstin Katharina von Hohenzollern, ausgesetzt war.“ (S. F. X. Kraus, Essais II, Berlin G. Pätel 1901, S. 170)

Seit fünfzig Jahren aufmerksamer Beobachter der in Italien sich abspielenden Ereignisse, hatte der Kardinal Hohenlohe die feste Ueberzeugung gewonnen, daß eine Restauration der

weltlichen Herrschaft des Papstes vollkommen ausgeschlossen sei. Mit deutscher Gradheit forderte darum der Kardinal, daß die Kurie aus dem Schmollwinkel der Verärgerten heraustrete und der katholischen Monarchie in Person des gütigen und ritterlichen Königs Humbert die Hand reiche. Der deutsche Kardinal predigte den italienischen Purpurträgern ins Gewissen, daß sie als Italiener auf den Trümmern ihres durch einen unglücklichen Krieg besiegten und zerrissenen Vaterlands ihre eitle Hoffnung auf die Wiederaufrichtung des Kirchenstaats aufbaun wollten. Der Dreibund hatte an Hohenlohe wie an Galimberti und Montel von Treuenfest die eifrigsten Fürsprecher, während alle drei die Zuneigung des Vatikans zum französisch-russischen Zweibund aufs tiefste beklagten. Die Kurie affichierte darum die Verachtung ihrer Ratschläge; Hohenlohes Verehrung für den Philosophen Antonio Rosmini brachte ihn sogar in den Verdacht der Häresie; so reich wie seine Guttaten war der Undank, mit dem ihm gelohnt wurde.

Nach Hohenlohes Tod blieb Johann Baptist Montel von Treuenfest der einzige Vertrauensmann der Regierungen von Oesterreich-Ungarn und des Deutschen Reichs in Rom. Als fünfundzwanzigjähriger Kaplan ist Montel anno 1855 am österr.-deutschen Hospiz St. Maria dell' Anima eingetreten. Nach dem Tode des berühmten Polemisten Nardi war der Posten eines Uditore (Richters) für Oesterreich an dem obersten Gerichtshof der Kirche, der Rota, vakant geworden; Graf Julius Andrassy beschloß, diese kurialistische Vertretung eingehn zu lassen; allein Pius IX. duldete nicht, daß Oesterreich-Ungarn mit schlechtem Beispiel vorangehe, weil zu befürchten stand, daß Frankreich und Spanien folgen würden. Auf Pius IX. Handschreiben erledigte Kaiser Franz Josef I. von Oesterreich persönlich die strittige Angelegenheit und ernannte Montel mit kurialistischer Zustimmung zum Beisitzer der Rota. Das geschah im Jahre 1877. Zwei Jahre später starb der Richter für Frankreich, und Mr. Leon Gambetta beeilte sich, ihm augenblicklich einen Nachfolger zu geben.

Mit scharfer Witterung entdeckte Rampolla in dem Tiroler Gelehrten den Gegner seiner Politik und untergrub seinen Einfluß bei dem greisen Papst Leo. Kaiser Franz Josef, der dreimal für seinen getreuen Untertan den Kardinalshut forderte, erlitt dreimal eine runde Abweisung. Ueber die tatsächliche Diktatur Rampollas während der letzten Lebensjahre Leos, als dessen senile Gehirnanämie den Neunziger unfähig zu jeder Arbeit machte, wurden die Höfe von Wien und Berlin durch Montel aufs genaueste unterrichtet. Die Kandidatur des gelehrten Karmelitermönchs Girolama Gotti auf den Papstthron verstand Montel in aller Stille vorzubereiten. G. Gotti brachte es im Konklave vom 1.—3. August 1903 auf 17 Stimmen. Das Veto, das am Sonntag, den 2. August 1903, der Kardinal Jan Knjaz Koscielsko Puzyna, Erzbischof von Krakau namens der apostolischen Majestät Franz Josefs I. eingelegt hat, scheint von Montel bestellt worden zu sein. Es kam zur rechten Zeit. Rampollas Siegeslauf, der im Konklave der 62 Wähler rasch von 24 auf 27, auf 30 Stimmen gestiegen war, ist durch das Veto gebrochen worden. Der Patriarch von Venedig, G. Sarto, erhielt als Rampollas Ersatzmann und Platzhalter 5, dann 10, darauf 20, später 27 und endlich 50 Stimmen.*)

Im Jahre 1905 feierte Montel von Treuenfest sein goldenes Priesterjubiläum und wurde durch reiche Geschenke des Kaisers Wilhelm II. und Franz Josefs ausgezeichnet. Unter Pius X. kam Montel einigermaßen zu Ehren, obwohl der Staatssekretär R. Merry del Val dem greisen Trentiner so wenig hold wie als sein Amtsvorgänger Rampolla. Der Kardinalshut blieb dem „Violetten" zeitlebens vorenthalten. Weder die Vorstellungen der Grafen Agenor von Goluchowski und Lexa von Aehrenthal noch die Handschreiben Kaiser Franz Josefs fanden in der Kurie Gehör. Montel galt als der böse Geist des k. k. österr.-ungar. Gesandten Grafen N. Szeczen v. Temerian und als intimer Freund der preußischen

*) „Die Krisis im Papsttum." Pius IX. Mastai—Feretti—Leo XIII. Pecci—Pius X. Sarto. Berlin, H. Bermühler Verlag. 2,50 Mk.

Gesandten Kurt von Schlözer, v. Bülow v. Rotenhan und Dr. v. Mühlberg; darum mußte er ohne den Purpur des Kardinals in die Grube steigen, der letzte deutsch fühlende Mann in der römischen Kurie.

Spectator alter.

Ein neues Lehrbuch der Kirchengeschichte

Als fünfter Teil der Sammlung theologischer Handbücher ist soeben im Verlage von A. Marcus und E. Weber in Bonn ein 50 Druckbogen umfassendes Lehrbuch der Kirchengeschichte erschienen. Der Autor, Geheimer Konsistorialrat und Professor der Theologie D. S. M. Deutsch, hat das Werk als Dank für die ihm am hundertsten Geburtstage Neanders verliehene Doktorwürde der theologischen Fakultät in Berlin gewidmet. Der Band unterscheidet sich von andern Werken der neuern Zeit dadurch, daß er auf einem engbemessenen Raum eine vollständige Darstellung des Verlaufs der Geschichte der Kirche gibt. Er läßt nichts aus, was für die Gesamtentwicklung irgendwie wichtig ist. Er soll ein vollkommnes Gesamtbild geben. Zu seiner Ausfüllung in einzelnen Zügen kann nur ein weiteres Studium dienen. Selbstverständlich mußte Deutsch auf ein genaues Eingehn in alle Einzelheiten verzichten. Die Schwierigkeit für den Historiker lag in der Entscheidung zwischen dem, was wesentlich und was unwesentlich ist. Diese unendlichen Schwierigkeiten zu lösen, ist dem Autor ausgezeichnet gelungen: Das für das Verständnis des Ganzen Wesentliche hat er aufgenommen, während das, was fehlen durfte, ohne das Verständnis zu beeinträchtigen, weggeblieben ist. So verschieden das Urteil darüber ausfallen mag, was wichtig und was unwesentlich ist, so kann über die Arbeit von Professor Deutsch nur eine Stimme sein: Er hat den ungeheuern Stoff so gemeistert, daß er in absolut klarer Gestalt dem Leser vors Auge tritt. Was Studenten und Laien — es ist nämlich auch ein Buch für Laien — dem Gelehrten besonders danken werden, ist seine Kühnheit, die Quellen- und Literaturangaben möglichst einzuschränken. Deutsch hat es vorgezogen, die Quellen zu verarbeiten, statt gewaltige Fußnoten anzubringen und einen besondern Teil Bemerkungen anzuhängen. Es sind in dem Werk unendlich viel Quellen — meist primäre — verarbeitet. Auf geistreiche Schlüsse hat der Geschichtsschreiber verzichtet. Der Stil ist durchaus ruhig und sachlich und hält sich von Hypothesen absolut fern. Diese streng wissenschaftliche Art bringt es mit sich, daß Deutsch überall nur berichtet und selten urteilt. Ein umso besseres Urteil kann sich der Leser über die Ereignisse selbst bilden. Er ist kein Parteimann, weder Muselmann noch Katholik noch Protestant, sondern überall und ausschließlich Historiker.

Die Darstellung erstreckt sich bis in die neueste Zeit und umfaßt ebensowohl die protestantische wie die katholische und orientalische Kirche. Ueber das reiche und reife Werk schrieb Adolf Harnack: „Ich freue mich, daß wir nunmehr eine

Darstellung besitzen, die im Zusammenhang gelesen und studiert werden kann und muß, die den Stoff in seiner ganzen Ausdehnung umfaßt und doch auf kürzestem Raum alles Notwendige bringt."

Dr. jur. E. F.

Verkehrshygiene

Die Hygiene im Dienste des Verkehrs zu Lande und zu Wasser kann bei dem sichtbaren Wert, den sie für jeden Einzelnen besitzt, das Interesse aller, auch der Laien, in Anspruch nehmen. Alles, was im Verkehrswesen zum gesundheitlichen Nutzen derer, die das Reisen vermitteln, ermöglichen, geschaffen ist, fällt in den Rahmen dieses Arbeitsgebiets; es soll auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911 in den Grenzen vorgeführt werden, die die Größe und die Kosten der in Frage stehenden Objekte und die Schwierigkeit der Darstellbarkeit ziehn.

Während die hygienischen Einrichtungen der Straßen selbst Aufgabe des Staats oder der Städte sind und somit auch in der Gruppe Städtewesen zur Darstellung gelangen, ist der übrige Verkehr zu Lande die Aufgabe besondrer, dem Verkehr dienender Institute: der Eisenbahnen, Kleinbahnen, Straßenbahnen usw. Ein großes Heer von Bediensteten, Beamten und Arbeitern wirkt in ihnen und arbeitet für sie, oft unter schwierigen Leben und Gesundheit gefährdenden Verhältnissen.

Es soll daher im breiten Rahmen vorgeführt werden, was die Hygiene des Verkehrs an Wohlfahrtseinrichtungen geschaffen hat, um für das Leben, die Gesundheit und das Behagen dieser Bediensteten zu sorgen und damit zugleich deren Arbeitskraft und die zur Betriebssicherheit nötige persönliche körperliche und geistige Tüchtigkeit zu gewährleisten: Unterkunftsräume, Uebernachtungslokale, Badeeinrichtungen, Schutzzelte, Einrichtungen zur Einnahme geregelter Mahlzeiten, Wärmekisten, Maßnahmen zur Bekämpfung des Alkoholgenusses, wie Kaffeeküchen und Sodawasserfabrikation, ferner Schutzkleidung, Schutzvorrichtungen vor Unfallgefahren, Rettungseinrichtungen, Beamtenwohngebäude, Arbeiterhäuser, Lungenheilstätten und Genesungsheime.

Vor allem sollen aber die einem sichern, geregelten und der Gesundheit zuträglichen Betriebe dienenden Einrichtungen des Verkehrswesens selbst vorgeführt werden, wie sie in gleicher Weise den Reisenden und den Bediensteten zugute kommen.

So wird in natürlicher Größe ein mit allen neuzeitlichen hygienischen Einrichtungen ausgestatteter Straßenbahnwagen, ferner ein D-Zugwagen mit I., II. und III. Klasse aufgestellt sein. An diesem werden täglich eine Stunde die jetzt in den Eisenbahnwerkstätten und auf größern Eisenbahnstationen eingeführten Reinigungsapparate arbeiten.

Von besondern Wagenarten werden Zeichnungen und vor allem Modelle gezeigt werden, die dem Beschauer den Einblick in alle mit peinlichster Genauigkeit dargestellten Einrichtungen und Ausstattungsgegenstände bieten. Neben mancher allgemein bekannten Bauart (Schlafwagen, Kranken-Salonwagen) wird

auch mancher bisher nur dem Eisenbahnhygieniker vertraute Typ vertreten sein, darunter das Modell eines Rettungszuges. Bekanntlich sind die Rettungszüge im ganzen deutschen Eisenbahnbereich gleichmäßig verteilt aufgestellt; sie haben die Aufgabe, bei größern Eisenbahnkatastrophen schnelle und ausgiebige Hilfe zu bringen. Aerzte, Samariter, Krankenträger, ja sogar Operations- und Verbandzimmer mit Verbandmitteln gelangen durch sie rasch an Ort und Stelle.

In Modellen und Zeichnungen werden besonders interessante neuzeitliche Stationsgebäude und Streckenanlagen vorgeführt werden, an denen der Beschauer studieren kann, wie bei dem Bau nach den Gesetzen der Verkehrshygiene verfahren wird, ferner wie ein System komplizierter Gleis- und Sicherheitsanlagen (Unterführungen, Tunnelbauten, Lüftungs- und Entwässerungsanlagen, Signalwesen) einen sichern und gesundheitlich einwandfreien Betrieb regelt.

Ein Lokomotivführerstand in natürlicher Größe wird alles vorführen, was Technik und Hygiene zur gesundheitlichen Sicherung dieser so verantwortungsreichen und während der Dienstausübung besonders angestrengten Berufsgruppe geschaffen haben; Abteil- und Durchgangswagen werden in Beleuchtung, Ventilation, Ausstattungsmaterial, Polsterung, Stoffproben und dergleichen mehr zum Teil völlig neue hygienische Gesichtspunkte bieten.

Die Anlagen für das Auswandererwesen (Registrierstationen) werden, teils in Zeichnungen, teils in Modellen vorgeführt, erkennen lassen, wie der Verschleppung ansteckender Krankheiten im Eisenbahnverkehr entgegengearbeitet wird; auch die Einrichtungen zur Reinigung und Entseuchung von Personen- und Viehwagen werden ausgestellt sein. Von besonderm Interesse, weil sie die erste derartige Anlage der Welt ist, dürfte für Laien und Sachverständige die Darstellung der großartigen Potsdamer Entseuchungsanlage sein, die es ermöglicht, ganze Personenwagen nach Evakuierung durch Heißluft zu entseuchen.

So ist zu erwarten, daß auch dieses jüngste Teilgebiet der Hygiene, die Verkehrshygiene, auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung ihre überaus rasche Entwicklung zum Nutzen und Frommen weiter Kreise erkennen lassen wird.

H. Pf.

Die Weltstadt Berlin

„Geschichte heißt Wanderung." Diese enge Definition eines Berliner Philologen kann man leicht mit Beispielen belegen. Es gibt zwei Arten von Wanderungen: eine vor- und eine zurückflutende. Die erste ist von Osten nach Westen gerichtet; Barbaren bringen in hochkultivierte Lande, auf deren Boden sie mit ihrer unverbrauchten Kraft eine neue Kultur schaffen. Die Beweggründe sind eingestandenermaßen ökonomischer Art. Die zweite geht von Westen nach Osten; Kulturvölker überfluten an einem genau zu bestimmenden Punkt ihrer eigenen Geschichte die Lande einer hohen, aber toten Kultur. Die Beweggründe werden fast immer mit dem Mantel eines Ideals verdeckt. Beispiele sind die dorischen Wanderungen und der Zug Alexanders des Großen; die Völkerwanderung und die Kreuzzüge. Unsre Zeit hat die Auswanderungen nach Amerika gesehn. Neben diesen Zügen über weite Strecken hin hat es unter bestimmten Bedingungen bei allen Völkern die sogenannte Landflucht gegeben, d. h. die Wanderung der Landbevölkerung in die Stadt. Auf

dem Land Mangel an Menschen, in der Stadt eine allzu große Enge und ein Gedränge. Diese Bewegung hat geringere Breite und Ausdehnung, sie spielt sich auf engerm Gebiet ab: ihre Gründe sind wiederum ökonomischer Art, und es ist vielleicht bezeichnend, daß es eine Wanderung von Ost nach West ist, wenn wir an Berlin denken.

Das so sich bildende Menschenzentrum hat auf den ersten Blick vor andern Städten Umfang und Größe voraus. Die Bedürfnisse werden dieselben sein wie die andrer größerer Städte, und die Mittel der Befriedigung die gleichen. Aber es besteht das Problem, ob nicht an einem Punkt die Steigerung der Quantität eine Aenderung in der Qualität bedingt. Natürlich wird zunächst der Verwaltungsbetrieb einer Stadt wie Berlin nur gesteigerter, potenzierter sein als in andern Städten. Aber ob ein Warenhaus in Düsseldorf und das größte Warenhaus der Welt nicht auch qualitativ ganz andre Gebilde sind? Man wird zuerst immer die Steigerung in den Zahlen und Maßen anstaunen, zumal die äußern Formen für neue Qualitäten sich nur allmählich bilden und schwerer zu fassen sind. Im Sichtbaren, Greifbaren, in der Veränderung der Erscheinungen der Straße wird man zuerst das Neue der Weltstadt erkennen und lieben lernen.

Ich will aber nicht von den neuen Formen der Weltstadt im allgemeinen reden, sondern nur von Berlin, der bestgehaßten unter ihnen. Ich führe Sie zum Krögel. Eine enge Gasse, höchst malerisch in ihrer engbrüstigen Dunkelheit. Krähende Hähne, schnatternde Enten, Schuster und Schmiede, die hämmern, Kinder, schmutzig und barfuß, Holzstiegen, dunkel und unsicher. Malerisch, höchst ruinös. Am Ende der Gasse fließt die Spree, ein buntes Volk tummelt sich auf den langsam und keuchend sich fortschleppenden Dampfern. Die berühmten Berliner Apfelkähne, das erste Handels- und Verkehrsmittel der Stadt. Wie asthmatisch prustend und langsam gegen die Untergrundbahn, für die der nebenliegende Komplex jetzt heruntergerissen wird! Zwischen Apfelkahn und Untergrundbahn liegen 700 Jahre Geschichte. Aber wenn man sie überdenkt, findet man fast nirgends die Notwendigkeit einer Entwicklung. Auf dem weiten Weg vom Fischerdorf zur Weltstadt war es so, aber es hätte auch alles anders sein können, die letzten 40 Jahre ausgenommen. So oft ich in der Geschichte einer Stadt ihr Herz kennen lernte, hatte ich das Gefühl der Ehrfurcht vor der Notwendigkeit. Berlin aber, das auch nie fromm gewesen ist, macht gottlos. Nichts ist notwendig, man kann sich alles anders denken, nur die Untergrundbahn nicht. Es ist wie Sand, dieser geringste Stoff. Flüchtig, ohne Halt, nur Materie, geringe Materie. Er bedarf der Feuchtigkeit zum Halt und des Geistes Form. Er bedingt keine Form und ist darum für jede reif. Das ist Berlin. Aber man sucht in der Stadtgeschichte vergeblich nach dem großen, formenden Genie, das diese minderwertige Materie zu Geist und Leben gebracht. Die Masse ist es diesmal, die geschaffen hat wie in einem Ameisenhaufen. Berlin ist Sand, zusammengetragen und gebildet und lebend gemacht durch Millionen fleißige, rührig schaffende Hände. Wo ist ein Gebilde so groß, so notwendig, so charakteristisch wie das werdende Berlin?

Dies ist der Hauptvorwurf gegen Berlin: Daß es häßlich sei und ohne Charakter. Ob schön, ob häßlich, darüber mögen sich müßige Aestheten streiten. Schon für den jungen Goethe (sieh den so wenig gelesenen, so wertvollen Erwin von Steinbach) stand die Kunst jenseis von Schön und Häßlich. Und charakterlos — sagt man — als Stadtbild und als menschenbildendes Element. Ich gebe zu, daß Berlins Atmosphäre nivelliert. Aber wenn das Charakterstärke wäre? Eine Notwendigkeit? Die heutigen Kulturträger müssen in Berlin keinen günstigen Boden für ihre Kultur finden, sie müssen gleichgemacht, demokratisiert werden; denn Berlin trägt eine prinzipiell von der ihren differente Kultur. Aber trotz der knappen Zeitspanne von 40 Jahren bildet Berlin bereits adäquate Charaktere, und bald wird man von dem Berliner sprechen, wie von einem Pariser, Münchner etc. Nicht wie bisher im übeln Sinne als von einem Nörgler und Besserwisser. Scheffler charakterisiert ihn in seinem Buch Berlin mit den

Worten: „Er ist verdammt, immerfort zu werden und niemals zu sein." Wer ein besserer Psychologe ist als unsere Romanciers, wird einem Typus in Berlin begegnet sein, der sich nicht anders charakterisieren läßt. Es ist der Feind aller Harmonie, sein Leben ist ein ewiges Hin und Her, er ist der moderne Ahasver, immerfort irrend und ruhelos. Ich will ihn nur mit einer sehr typischen Aeußerung charakterisieren. Ein in Tätigkeit ergrauter Herr beklagte sich bei seinem Freund über die unerträgliche Ruhe der Villenkolonie Nikolassee. Dieser fragte ihn darauf, wohin er sich denn eine Villa baun würde? „Auf den Spittelmarkt" war die Antwort.

Wir haben kein Recht, Werturteile zu fällen. Ob diese Typen uns genehm sind oder nicht, darnach wird die Entwicklung nicht fragen. Und es charakterisiert die Kraft Berlins, daß es in vier Jahrzehnten einen Typus schaffen konnte. Damals, nach dem Kriege, lag es da wie ein eben erwachter tatendurstiger Mann. Nun ist es ein Riese geworden, der wohl zuerst im Schlaftaumel Dummheiten gemacht hat, wie die Fassadenscheußlichkeiten der Gründerjahre beweisen. Aber Berlin ist Sand und Kraft. In wenigen Jahrzehnten wird es ein andres Bild bieten. Man wird abreißen und neu baun. Und Berlin wird auch eine schöne Stadt sein. Wir haben allen Grund, einmal pathetisch zu sein und uns zu freun.

* * *

Das Phänomen Berlin ist zu einem Problem geworden, mit dem die Geister sich auseinandersetzen müssen. Seine Jünger folgen mutig mit ruheloser Kraft; seine Feinde sehn es wachsen und seine Fangarme gegen die alte Kultur ausstrecken. Und die schwankend von Lager zu Lager gehn, wollen sehn, was sie eintauschen. So sind alle Bücher, die über Berlin geschrieben werden, subjektiv, Bekenntnisbücher. Auch Karl Scheffler hatte seinem Buch (erschienen bei Erich Reiß, Berlin-Westend 1910) den Untertitel geben können: Eine Auseinandersetzung. Er versucht, *seine* Gefühlsimpression von Berlin begrifflich zu fassen, indem er die Stadtgeschichte analysiert. Er findet wertvolle Begriffe, wie den der Kolonialstadt. Er macht ihn zur Grundlage seiner Analyse, die uns durch ein künstlich gewordenes Konglomerat führt bis zu dem Punkt, an dem dies gekünstelte Gebilde eine eigene Kultur findet, die aber schnell zu Beginn des vorigen Jahrhunderts zerreißt. Dann entwickelt sich allmählich — schließlich erst seit 1870 — die Großstadt, deren Schicksale Scheffler widergibt, um mit einigen wertvollen Kapiteln „Utopie", „Die Bestimmung Berlins" zu schließen.

Man kann gegen persönlich gefärbte Bücher nichts sagen, wenn die Persönlichkeit des Verfassers so aufrichtig, umfassend und interessant ist wie die Schefflers. Aber er hat uns doch nur *ein* Buch über Berlin geschrieben, nicht *das* Buch. Dazu wäre eine Methode nötig, die viel mehr bei der Anschauung bliebe, eine Methode, die mehr künstlerisch als wissenschaftlich ist. Das Buch über Berlin müßte in kurzen analytischen Impressionen geschrieben sein. Ein Eindruck der Straße, des Menschen — soweit er typisch ist — mußte in Worten wiedergegeben werden, die das Bild unmittelbar lebendig machen. Damit ist gesagt, daß nur ein Künstler und Kenner Berlins dieses Buch schreiben kann. Ich will — um mich verständlich zu machen — sagen daß es nicht so wie Hurets Berlin (erschienen bei Albert Langen in München) geschrieben sein dürfte. Dieses Werk hat seinen Eigenwert, indem es uns Deutschen zeigt, welche Blöße wir in einem französischen Spiegel haben. Aber das Buch über Berlin muß von allem Journalismus frei sein. August Endell hat in seinem sehr lesenswerten Büchlein: „Die Schönheit der großen Stadt" die einzig nützliche Methode an einzelnen Beispielen durchgeführt. Doch bleibt der größere Teil auch nach Endell noch zu tun: Der Rhythmus zwischen Arbeit und Vergnügen, zwischen Tag und Nacht, zwischen Freiheit und Gebundenheit, zwischen Hoch und Niedrig, 2c., d. h. die künstlerische Form in der Auswahl und Anordnung der Impressionen. Und die Synthese muß immer dem Leser überlassen bleiben. So will es die Entwicklung Berlins. Nur so wird ein Werk geschaffen werden können, das gleichwertig neben Ruderers-München und Bahrs-Wien steht, ein Werk,

in dem das Herz dieser großen Stadt schlägt, dieser Symphonie in Grau, dieses steinernen Meeres, das unsre Heimat geworden ist.

M. R. Schönlank.

Neue Wege für die deutsche Sprache

Emile Faguet, der bekannte französische Literarhistoriker und Kritiker, schreibt in der Revue des Deux Mondes über den gegenwärtigen Stand der französischen Sprache: Verflachung und Vergewöhnlichung sowie allgemeine Gleichgiltigkeit gegenüber dem grammatisch richtigen und stilistisch schönen Sprachgebrauch im gewöhnlichen Leben, durch Vielschreiberei und Viel- und Schnell-Leserei gezeugt und genährt, drohn die klassische Sprache Frankreichs gegen eine verschwommene, verworrene und gestaltlose Sprache auszutauschen, für die man eigentlich einen neuen Namen erfinden müßte.

Hüten wir unsre schöne klassische deutsche Sprache durch treue Pflege in Schule und Leben vor demselben Schicksal!

Ist dieser Mahnruf notwendig, berechtigt?

Wenn wir daran denken, was wir in der langen Zeit von 6—8 Jahren Volksschule und meistens noch einigen Jahren Mittelschule sprachlich erreichen, und wie wir das Erlernte im täglichen Leben und im Sprachgebrauch verwerten, vielmehr verwerten können, fällt die Antwort gewiß bejahend aus. Es prüfe und erkenne sich hierin jeder selbst.

Wie steht es gegenwärtig überhaupt mit unsrer deutschen Sprache?

Wir haben unser klassisches Deutsch aus einem Zeitalter herüber bekommen, wo die seelischen Kräfte der deutschen Volksstämme noch nicht wie heutzutage vom Hasten und Jagen auf allen Erwerbsgebieten so völlig aufgezehrt wurden, sondern da besonders der Ausbildung und Vertiefung der Sprache in Schule und Leben die nötige Pflege gewidmet wurde, und da durch unsre Klassiker, vorab durch Goethe und Schiller, in geistvollen, formvollendeten Meisterwerken die Grundlage gelegt wurde, auf der eine gesunde Weiterentwicklung der deutschen Schriftsprache in unsern Tagen einzig möglich sein wird, — der Sdrachlehre sowohl wie auch der Aussprachlehre und der Rechtschreibung.

Durch die gegenwärtige fast ausschließliche Geltung tausender grundverschiedener Mundarten im täglichen Sprachgebrauch und durch die offenbare allgemeine Gleichgültigkeit im grammatisch richtigen und stilistisch schönen Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens, sowie durch die Anwendung hunderter in der Darbietung und Auffassung des Sprachstoffes verschiedenartiger Lehrmittel in der Schule, wird der gut deutsch-sprachliche Austausch in Wort und Schrift, mit Rücksicht auf das ganze deutsche Sprachgebiet, außerordentlich erschwert; wer reist oder Handel treibt, wird das bestätigen.

Die heutigen Handels- und Verkehrsmittel gestalten aber jene Sprache zu einer weltumspannenden Macht, die für die einzelnen Völker um so bedeutungsvoller

wird, je klarer und je abgeschlossener der Sprachstoff in den Lehrmitteln enthalten ist und je einheitlicher diese Sprachbelehrung auf den allgemeinen täglichen Sprachgebrauch zurückwirkt. Um den Bann zu lösen, der uns im gutdeutschen Sprachgebrauch beengt, der uns gleichsam nur „offiziell“ gutdeutsch reden läßt, bedürfen wir einer für das ganze deutsche Sprachgebiet einheitlichen Sprachbelehrung, eines einheitlichen Sprachlehrmittels, das auf klassischem Lesestoff aufgebaut ist. Bei den herrschenden mißlichen Zuständen in Sprachlehre, Aussprachlehre und Rechtschreibung ist es geradezu eine Pflicht der deutschen Volksstämme, sich in dieser Weise zu einheitlicher Pflege ihrer Schriftsprache als Muttersprache zusammenzuschließen; es ist dies ihre Pflicht nicht bloß sich selbst gegenüber, sondern auch gegenüber andern Völkern, für die es, wie der bekannte rumänische Politiker Aurel Popovici jüngst in der Wiener Zeitschrift „Großösterreich“ in einem Aufsatz „Die Reichssprache“ ausführt, von der allergrößten Wichtigkeit ist, die deutsche Sprache zu kennen, um sich dadurch in die germanische Weltanschauung, in die germanische Wissenschaft und Kunst, in das Eigentümliche deutschen Wesens und Gemüts zu vertiefen, da darin der reichste Schatz an wahrer, gediegner Bildung liege.

Da nun die Sprache das wichtigste Erziehungs- und Bildungsmittel in Schule und Leben ist, da die Sprache bei den heutigen Handels- und Verkehrsmitteln eine Macht ist, die die Welt umspannen kann, ist es doppelt wichtig, ein einheitliches deutsches Sprachlehrmittel zu schaffen, das durch klare anschauliche Darstellung des klassischen Sprachstoffs es dem deutschsprechenden Mann möglich macht, seine Muttersprache leicht und vollständig zu erlernen, und die es dem fremdsprachigen Menschen ermöglicht, die deutsche Sprache im Anschluß an seine Muttersprache leicht und sicher zu erlernen.

Auf diese Weise wird mit der deutschen Sprache und durch sie auch deutsches Denken und Handeln immer mehr zu gebührender, der „kulturellen“ Bedeutung der deutschen Volksstämme entsprechender Weltherrschaft gelangen; auf geistigem Gebiet gibt es Eroberungen zu machen.

Wer sich des nähern über diesen Gedanken der Vereinheitlichung der deutschen Sprache in Schule und Leben auf der Grundlage des klassischen Deutsch Klarheit verschaffen will, der lese den Aufsatz „Neue Wege für die deutsche Sprache“, der in den „Pädagogischen Abhandlungen Neue Folge“, Heft 11 (Einzelpreis 40 Pf.) im Verlag von A. Helmichs Buchhandlung, Bielefeld, erschienen ist.

Albert Stähly-St. Gallen.

Das neue Buch von Emil Lucka

Die, die unter den Büchern von Emil Lucka vornehmlich „Isolde Weißhand“ lieben, werden von dem unlängst (bei Egon Fleischel in Berlin) erschienenen kleinen Roman „Adrian und Erika“ sicher sehr tief ergriffen werden. Sie wissen von „Isolde Weißhand“ und auch von Luckas erstem Roman: „Tod und Leben“ her, daß dieser Dichter eine oft ins Schwärmerische erhobene, ins Anbetende vertiefte Ver-

ehrung der Liebe — fast wie ein Minnesänger — in Dichtung verwandelt, und haben oft gefühlt, daß er „Liebe“ und alles, was an Traum und Wort ihr eigen ist, anders ausspricht: inniger, bewegter, verklärter. In diesem neuen Buch nun sammelt sich seine Kunst zu einer leuchtenden Apotheose ihrer selbst, wird Liebe einzige Sonne, um die alles kreist, in die alles stürzt, bis sie endlich, in Vermessenheit emporwachsend, mit ihrem Feuer über ihre Sphäre hinausdringt, daß selbst der Tod sie kaum zu verlöschen vermag. Es wird wenige Bücher geben, worin das Brennen einer Leidenschaft mit so ausdauernder Kraft nachgedichtet wäre. Ganz wie eine Flamme ist diese: unablässig lodernde und doch sich selbst verzehrende Flamme. Erst ist es ein Liebesschicksal und voll von Entzückungen und Lieblichkeiten — dann wird es verschattet, wird Herbst, Einsamkeit, Erinnerung, Warten, Verschmachten, Verzweiflung und Tod. Es wird das Leiden Adrians um Erika, wird eine solche verlechzende Qual, ein so entsetzensvolles Hinschleppen der Verlassenheit, so vernichtendes Hinstürzen vor den machtlosesten Hoffnungen, so erschütterndes Beglücktsein von den grundlosesten Erwartungen, wie man es zumindest an Vehemenz und Intensität seit dem jungen Werther nicht mehr erlebt hat. In Kellermanns „Ingeborg“ ist ähnliches atemlos verzehrendes Leiden um eine ferne, süße Gestalt — aber da ist das Ergreifende, wie sich der Held, ohne sich dessen bewußt zu sein, dagegen wehrt — hier gibt er sich hemmungslos hin, läßt sich bis zum letzten Blutstropfen in seinen Schmerz einströmen. Und wie der Tod endlich seinen schwarzen Mantel leise über Adrians Haupt legt, atmen alle, die hier nicht in Tränen ausbrechen, mit ihm auf, „daß ihm dieses gelungen war.“

Der außerordentliche Eindruck, den dieses Buch — nicht nur auf weiche Herzen — ausüben muß, wird durch die kritischen Einwände nicht gemindert, selbst wenn man ihnen recht geben wird. Gewiß war es (vom Autor oder vom Verleger?) nicht bedacht, diese Dichtung „Roman“ zu nennen; es „kommt“ nicht viel „vor“, es ist immer nur die Liebe der beiden und dann: Schmerz, Schmerz, Schmerz! Die kleinen Kapitel, in die das Buch zerfällt, verraten es ja: es ist kein Gebäude, es ist ein Blumengarten. Wenn man eintritt, brennen Rosen, rote, weiße, dann kommen Herbstzeitlosen, dann Nachtschatten und Asphodel. Es ist ein wundervoller Zyklus von Gedichten in Prosa. Ein einziges Kapitel widerspricht: jenes, das Adrian und seinen Nebenbuhler, Peter Schräm, einander im Restaurant gegenüber sitzen und an einander vorbeireden läßt, dahinter heiße Angst und Feindschaft lauern. Das ist meisterhaft gemacht: wie sie so dasitzen, gebändigt, jeder mit seiner Wildheit, mit seiner Sehnsucht, jeder seine Flamme mit tausend Willenskräften verhüllend. Hier erreicht die epische Darstellung eine große Gewalt der Spannung, das innere Bild wandelt sich zur dramatischen Szene, aus der man dann nur schwer in die still hinschwebende Lyrik zurückfindet.

Nimmt man den satirischen Roman: „Eine Jungfrau“ aus, so finden sich die drei erzählenden Bücher wie die Sätze einer Symphonie zusammen. Gegen „Tod und Leben“ weist das neue Buch die völlige Umkehrung des Themas auf; enger schließt es an „Isolde Weißhand“ an. Ueberwog dort der epische Ton den lyrischen, so gewinnt hier der lyrische die Oberhand; was dort Gesang war, ist hier Lied geworden. Aus nordischer Nacht ward südlicher Traum. Aber das haben beide Bücher gemein: Das Emporwachsen in den Mythos und die ungeheure Vision des Todes. Ergab sich der kritischen Betrachtung das vorhin erwähnte Kapitel als epischer Höhepunkt, so erscheint dem Herzen der Ausgang des Buchs als die letzte dichterische Erhabenheit. Wie sich in der weißen Winternacht über den in den Schnee Gesunknen hinweg Tod und Verzweiflung in die Augen sehn (weiße viereckige Augen der Verzweiflung, tiefe dunkle des Todes!) aber wie das Wort „Nie wieder“ Adrian nicht sterben läßt, wie es ihn so weit führt „wohin kein Mensch kommen darf, weil die ewigen Mächte in Angst geraten müßten, vor solchem Eindringen“ — das ist ganz groß und voll von Wundern in der Sprache. In so lautere Luft hinauf-

gezogen, vernehmen auch wir das Tönen der Sphären und fühlen uns dem Unendlichen so in Erlösung nahe wie nun Adrians Seele.

Dr. Felix Braun.

Künstler-Steinzeichnungen

Von den von B. G. Teubner in Leipzig herausgegebenen Künstlersteinzeichnungen sind jetzt wieder einige neue Blätter erschienen, die eine erfreuliche Bereicherung all des Schönen, was bisher geboten wurde, bedeuten. Wie fein hat es Fr. Beckert verstanden, den malerischen Gehalt von Ansichten aus alten deutschen Städten auszuschöpfen mit ihren hochgiebligen Häusern und traulichen Ziegeldächern, trotzig ragenden Türmen, schmalen Gassen und heimlich stillen Winkeln! Wie leuchtet die Heimatfreude, die ja als Grundtendenz die ganzen Teubnerschen Steinzeichnungen beherrscht, aus den liebevoll beobachteten Motiven hervor, die er uns aus Nürnberg (Henkersteg und Ansicht der Burg) Rothenburg ob. d. T. (Herterichsbrunnen), Schwäbisch Hall (Brückenpart), Jena (Johannistor in abendlicher Winterstimmung), Altfrankfurt (eine Ecke der Saalgasse) bringt. Diese im Format von 41 : 30 und zum Preise von 2.50 Mark erschienenen Blättern schließen sich in der gleichen Größe an drei ebenfalls recht stimmungsvolle Blätter: „Holunderblüte" von U. Weber zeigt uns einen sonnenbeleuchteten ländlichen Gartenweg zwischen zwei Holunderbäumen in weißer Blütenfülle, A. Hoffes Mittagsrast vor dem ländlichen Wirtshaus zwei wackere Rosse, die unter kühlem Baumesschatten ihr Futter verzehren, während draußen die Mittagssonne brennt und reizvolle Lichter spielen läßt. An Stimmung und koloristischem Reiz reich ist bei aller Einfachheit des Motivs auch „Unter der alten Kastanie" von F. Hecker, mit der weißen Bank auf dem duftiggrünen Rasen unter dem alten Baum mit seiner Ueberfülle hellleuchtender Blütenkerzen.

C. Bauriedl fügt zu dem frühern Blatt „Sommer im Gebirge" ein reizendes Gegenstück, den „Frühling im Gebirge" (Format 75 : 55 cm, Mk. 5.—). Noch krönt glitzernder Schnee die im Hintergrund ragenden Bergzüge; aber lieblich grünt es unten im Tal auf den sanft gewellten Wiesen, und dunkle Tannen und lichtgrüne oder im weißen Blütenschmuck schimmernde Laubbäume richten sich hoffnungsvoll zum blauen Himmel, und all die Pracht spiegelt sich wieder im stillen kleinen Bergsee.

Fleißiger Landleute wackre Erntearbeit im heißen Sommersonnenschein schildert A. Hoffes „Ernte" (100 : 70 cm, Mk. 6.—). Um die Wette mühn sich kräftige Mägde und Knechte, die goldgelben Korngarben zum bereits hochaufgetürmten Wagen zu schaffen; am blauen Horizont ballen sich weiße Wolken zusammen, die zur Eile mahnen. Die lebhaft bewegten Figuren in ihrer bunten Tracht auf dem hellen Kornfeld, grüne Höhen im Hintergrund und darüber das Spiel der Wolken, ergeben ein koloristisch besonders reizvolles Bild.

Griechisches Märchenland läßt

D. Popps Bild, ebenfalls im größten Format gehalten, „Odysseus und Polyphem“ vor uns auftauchen. An braune Klippen von schroff-schönen Konturen schleuderte das azurne Meer seine Wellen, die weißbrandend zurückprallen. Ihnen vertraut sich der kühne Seefahrer mit dem Häuflein seiner Genossen an, mit schlauer List eben dem gewaltigen Riesen entronnen, der wütend daher eilt, um den Fliehenden einen Felsblock nachzusenden.

Ueber die schönen Blätter unterrichtet der Katalog mit ca. 160 farbigen Abbildungen, den der Verlag für 30 Pf. verschickt.

Willy Lange: Gartengestaltung der Neuzeit

Unter Mitwirkung von Otto Stahn. (Webers Illustrierte Gartenbibliothek, herausgegeben von Willy Lange, Band 1). Leipzig. J. J. Weber.

Das vorliegende Werk dürfte wohl in der gesamten Gartenliteratur eine führende Stellung einnehmen. Es verdient diese Präponderanz nicht nur durch die Tiefe und Sachlichkeit seiner Ausführungen, sondern auch durch die geradezu exzellente und liebevolle Ausstattung, die der Verlag ihm bereitet hat. „Der Garten ist die erweiterte Wohnung.“

Diese jetzt immer mehr zur Geltung gelangende Devise spricht deutlich dafür, daß in unsrer Zeit sich ein neues künstlerisches Leben regt, das alle Bedürfnisse der Alltäglichkeit, wie auch die nähere Umgebung des Menschen mit ihrem Schein veredeln und verschönen will. Die künstlerische Neugestaltung des Gartens, die in vielerlei Variationen dem Leser des genannten Buchs theoretisch und praktisch klargelegt wird, interessiert nicht nur den Fachmann, sondern in hohem Grade auch den Laien. Der Stil ist durchweg anziehend und vermeidet mit Ängstlichkeit die zu große Anhäufung fachlichen Beiwerks oder einen trocknen lehrhaften dozierenden Ton. Im Gegenteil vermitteln die farbenprächtigen Kunstbeilagen dem Leser eine lebendige Anschauung.

Den Laien interessiert besonders, mit welch einfachen Mitteln sich schöne Wirkungen erzielen lassen, indem man der Natur nachgeht und nicht nur Baum und Strauch als Material im rohesten Sinne der Erzielung irgend einer architektonischen Form auffaßt. Der Autor dieses Buchs zeigt uns vor allem die Schönheit der Pflanzenwelt in ihrer natürlichen Gesetzmäßigkeit. Trotzdem braucht darum nicht durchaus ein sogenannter Naturgarten zu entstehn; denn die Aufgabe des Gärtners wird es hiernach sein, je nach Geschmack seines Auftraggebers die natürlichen Wirkungen zu künstlerischen zu steigern, in denen die ursprünglichen Formen in geometrische und architektonische gegliedert werden.

Wilhelm Hegeler: Die frohe Botschaft

(Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart)

Manche Menschen haben nicht nur einen Beruf, auf den hin sie

studiert, sondern daneben einen andern, den sie nicht erlernt haben, der ihnen aber angeboren, von dem sie nichts ahnen, der aber der wichtigere und höhere ist. Der leicht begreifliche Ausspruch, von allen Besten der Zeit unendlich oft bestätigt, nimmt sich als Vorwort dieses starken und tiefen, lebenumfassenden Buches seltsam aus. Uns scheint, daß er mit seiner trockenen Wahrheit die letzten Gedanken- und Empfindungs-Quellen des eigentümlichen Werks nicht auszuschöpfen vermochte. Die Heimlichkeit des innersten Berufs, der, ohne sich in Werk und Tat umzusetzen, die geistig-seelische Entwicklung des Menschen fördert, seinen Persönlichkeitswert erhöht, weil er ihm den Blick in Tiefen und Abgründe öffnet, von deren Dasein der am blanken Tage Klebende nicht einmal eine leise Ahnung hat. Dieser heimliche „Beruf", der, sehr verschiedenen Charakters, fast niemals nach außen — umso intensiver in der Stille des Gemeinschafslebens mit geliebten Menschen wirkt — er steht mit den aufs Wirkliche, auf den Erfolg gerichteten, unermüdlichen Bestrebungen der jugendlichen Heldin nur in losem Zusammenhang; vielleicht überhaupt nur insofern, als die kämpferische Arbeit des gesunden, schöpferisch-starken Mädchens im letzten Grunde aus einem schwärmerischen Idealismus erwächst. Charlotte Dumme, die Tochter eines plötzlich verarmten Regierungsrats, schließt sich in den neunziger Jahren, die soviel Ideen-Anschauungskomplexe in Fluß gebracht haben — man denke an die Siege Ibsens und Hauptmanns durch das Medium der „Freien Bühne" — einer altruistischen Bewegung an, deren unerfüllbare Phantastik zu jeder andern, als der angegebenen, von idealen Plänen leidenschaftlich aufgewühlten Zeitepoche auch für die unerfahrnen Gemüter junger Mädchen einleuchtend gewesen wäre. Ein Häuflein armer Schlucker gründete einen Bund der „Elitanier", dessen Ziel ein zwiefaches ist: einmal wird mit dem Erwerb — eines Stückchens afrikanischen Bodens eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage geplant, man schwärmt von Gleichheit, Teilung, Kommunismus — andrerseits aber sollen die zur Uebersiedlung Auserwählten zu „Edelmenschen" ausgebildet werden. Also eine auf ethischer Grundlage fußende humanistische Utopie. Nun kommt es dem Verfasser keineswegs auf die Erzeugung einer Realisierbarkeitsillusion, eher auf ihr Gegenteil an. Denn was er zeigen will, ist dieses: Solange die Idee mit reinem Herzen und mit reinen Händen propagiert wird, übt sie einen unwiderstehlichen Einfluß auf die moralische Disposition der großen Masse. Die von den mancherlei geistig kämpfenden Strömungen jener Tage wachgerüttelten Menschen — nicht nur Schwärmer, Phantasten, Intelligenzen — sondern nüchtern denkende, sparsam rechnende Werkelleute, schließen sich aus freiem Antrieb dem Bund an, reden, schaffen, opfern, zeigen dafür, und schwingen sich mit dieser, halb dem Egoismus, halb einer unbestimmten Hoffnung auf innere Läuterung, intellektueller Entwicklung folgenden

Traumsehnsucht, über die Nöte und Sorgen des Alltags zu jener Warte empor, auf der nicht mehr Persönlichkeits-, sondern Menschheitsrechte und Fragen angeschnitten, beurteilt, verfochten, propagiert werden. So kommt es, daß aus stumpfen Arbeitstieren und Maschinen, denkende, planende, poetisierende Menschen werden. Und damit springt des Dichters Absicht klar ins Licht, nicht bloß den innern verschwiegenen Beruf, sichtbare erhabene Ziele brauchte die Menschheit, auf daß über den Krieg des Tages hinaus an Großem gewirkt, Ewigkeitswerte geschaffen, der Geist gestählt und geläutert, nicht aber an die Niederkeiten des Lebends vollends vergeudet werde! Natürlich trägt die Erhabenheit der Idee, die Großzügigkeit des Planes, nicht zuletzt die Schwierigkeit seiner Verwirklichung in diese simpeln Krämerseelen einen tiefen, nicht mehr zu heilenden Zwiespalt, einmal zum Denken, Tun, Mitberaten erkoren, empfindet der Niedergeborne wenig oder garnicht Gebildete seine physisch-geistige Unzulänglichkeit. Dies tiefgründige Problem, an dem sich die weitverzweigte Handlung aufrankt, wird Ausgangspunkt der ungeheuern Lebens- und Gestaltenfülle, die der Roman umgreift. Da ist der Pionier und Führer, der Agitator, das geistige Zentrum des Bundes, Schlosser, wie so viele seiner Gefährten eine gescheiterte Existenz, die sich an der phantastischen Großzügigkeit ihrer Idee wie am eignen Schopf aus dem Sumpf des Vergessen- und Zertretenwerdens herausziehn möchte. Ein Mann von unbesiegbarer Willenskraft, heroischer Entsagungsfähigkeit, fanatischer Zuversicht, solange er die innere Makellosigkeit bewahrt. Im Augenblick, wo seine Ehrlichkeit zusammenbricht und er durch schweigsame Duldung gleichsam teil hat am Verbrechen, verläßt ihn Schöpferkraft, Begeisterung, der Siegeswille. Da sind Renner und Wendeborn, der erste ein neurasthenischer Phantast, an der Einbildung seiner vornehmen Herkunft krankend, zwischen Großmut, Opferfreude, Tatkraft und Verzweiflung an der eignen geistig-ethischen Potenz hin- und hergeworfen, eine fesselnde Charakterstudie, Schuster Wendeborn, der schlicht veranlagte Handwerker, hat sich unter den rauhen Fäusten des Tages zum Utilitarier herangebildet; kein Verbrecher zwar, aber sein zuverlässiger Hehler und Schützer. Schließlich Noortmoor und Charlotte selbst, die heimlich für einander Bestimmten; der junge Referendar ein stolzer, zäher, klarblickender Lebenskämpfer, überzeugt von der Unausführbarkeit der elitanischen Utopie, und demnach treu zu der Geliebten haltend, deren Kämpfe, Mühen, Enttäuschungen im Dienst der gigantischen Menschheitsidee er an ihrer Seite durchficht. Dies opferfrohe, leichtentzündbare Mädchen, das, in unverschuldete Not geraten, mit ihrer Hände Arbeit den Unterhalt der Eltern erwirbt, ist von dem Glanz der „frohen Botschaft" Elitaniens so geblendet, daß es mit eigenwillig verbundenen Augen an den Unmöglichkeiten ihrer Erfüllbarkeit vorübergeht. Bis es unter der Wucht jener vernichtenden Ent-

deckung von Mord, Verbrechen, Ehr- und Treulosigkeit der eignen Gefährten zusammenbricht. Denn natürlich scheitert, was durch verblüffenden Zufall, die Spende einer unwahrscheinlich großen Geldsumme an den Bund beinah zur Ausführung gelangt wäre, an der moralischen Impotenz seiner Begründer. — Neben diesen führenden Gestalten umschließt der glänzend komponierte Roman eine Fülle interessanter Menschenstudien; er gibt unter den Gesichtspunkten seiner ihn beherrschenden Idee ein so getreues, klares, packendes, beseeltes Bild des Lebens, daß wir seine Lektüre nicht warm genug empfehlen können.

Gertrud Leow-Fränkel.

Ernst Prager: Lieder eines Früh-Verstorbenen

Verlag der Buchhandlung Heinrich Jaffe, München

Der kleine Gedichtband enthält eine Reihe stimmungsvoll abgetönter und tief empfundener Lyrik. Ein kurzes und doch reiches Leben eilt in abgebrochnen Bildern, jauchzenden Glückes und tränenschwerer Not voll, an uns vorüber. Die kleinen Schönheiten des täglichen Lebens, die eines Menschen Freude ausmachen, das kraftvolle Glücklichsein eines reich veranlagten Herzens, das große Leid einer vom Leben vorzeitig zerbrochenen Seele spricht zu uns aus diesen Gedichten. Die Sprache ist schlicht und vornehm — und eigenartig in dieser schlichten, wahren Empfindungsfähigkeit. Sie steigert sich zum Schluß, wo uns der Dichter von seiner innern Not, die in durchwachten und durchlittenen Nächten einen qualvollen Aufschrei findet, spricht, bis zur Leidenschaft, sinkt aber gleich wieder in Resignation zurück. Und diese feine, stille, schönheitsreiche Resignation fesselt tiefer, als das leidenschaftlichste Wort. Diese Lieder eines Menschen, der das Leben lieb gehabt hat und es doch so jung lassen mußte, der mit Bewußtsein den Tod näher und näher kommen sah, zeugen von literarisch wertvollem Schaffen. Aus dem ersten Teil, der licht- und freudedurchtränkt ist, stammt folgendes Gedicht:

So Zwoa.

„Kornblumen!
Da pflücke ich mir einen Strauß
Und bring ihn Papa nach Haus."
Und du bücktest dich schnell,
Und du pflücktest sie schnell,
Und standst mitten im Felde drin.
Es reichten dir die Halme grad und gut
Unter den neuen Sommerhut,
Und zuweilen noch drüberhin.
In Ruh —
Lächelnd —
Sah ich dir zu.
Da brausten mit Klappern und unter Schellen
Zwei Radler vorüber,
Schlossergesellen — oder so was.

„Die Zwoa schau an, da drin in den Aehren!"
„Geh, Kamerad, so Zwoa darf man nicht stören!"
Und unter Klappern und unter Schellen
Brausten vorüber die Schlossergesellen.
„Die zwoa schau an!"
Trug der Wind uns noch zu.
„Was lächelst du?

Du siehst mich so an!"
So . . . so!
Am Wegrand lag der Kornblumenstrauß,
Wir kamen mit leeren Händen nach Haus.

Die letzten Gedichte, in denen schon die ahnungsvolle Stimmung eines Todgeweihten liegt, der noch mit allen Fasern seiner Seele am Leben hängt, sind sprachlich besonders schön und von tiefer Empfindung. Zu diesen Gedichten gehören die beiden folgenden:

Drei Schaufeln Sand.
Das war die erste Schaufel Sand.
Sie kam von meinem Weibe
Aus zitternder Hand.
Und poltert doch so an des Sarges Wand!
O, Liebste mein,
Denke mein!
Das war die zweite Schaufel Sand.
Sie kam von meiner Schwester
Aus zitternder Hand
Und poltert doch so an des Sarges Wand!
O, Schwester mein,
Denke mein!
Wo bleibt die dritte Schaufel Sand?
Da tropfts auf die Stirn leise — leise —
Durch des Sarges Wand
Eine Träne ists die den Weg sich fand.
O, Mutter mein,
Weine nicht.
Mütterlein, tu nicht weinen.
Nie fänd ich die Ruh.

Es war zur Dämmerstunde,
Die Mutter an meinem Bette stand,
Da las ichs ihr vor mit zuckendem Munde:
Drei Schaufeln Sand.
Draußen klang der Schwester Lachen.
Die Mutter flüstert, kaum daß ichs verstand.
„So traurige Lieder darfst du nicht machen."
Drei Schaufeln Sand.

Alice Fliegel.

Wilh. Altmann

Kammermusik-Literatur. Verzeichnis von seit 1841 erschienenen Kammermusikwerken. Leipzig, Carl Merseburger. Preis gebunden 3 Mark.

Diese bibliographische Arbeit unsers trefflichen Mitarbeiters füllt eine längst empfundene Lücke aus und wird allen Freunden der Kammermusik um so willkommener sein, als der Druck sehr übersichtlich ausgefallen ist.

Eine Encyklopädie in Einzelbänden

Die Zeit ist noch nicht allzufern, wo — wenigstens in Deutschland — die Meister wissenschaftlicher Forschung es für unter ihrer Würde und für unvereinbar mit der Tätigkeit und dem Ansehn eines Gelehrten hielten, die Resultate ihrer Arbeit dem „Laienpublikum", d. h. allen denen zugänglich zu machen, die nicht zur Zunft gehörten. Man begnügte sich damit, für den meist außerordentlich kleinen Kreis der Fachkollegen zu schreiben, und hielt jeden, der den Versuch machte, über diesen Kreis hinaus auf ein breiteres Publikum wirken zu wollen, für einen Verräter an der Wissenschaft.

Nun, die jüngste Gegenwart, deren ganze Entwicklung auf die höchste Anspannung aller im Volke schlummernden Kräfte und auf die intensivste Ausnutzung nicht nur der materiellen, sondern auch der geistigen Güter hindrängt, hat mit jener längst veralteten Anschauung gründlich gebrochen, und heute sind es gerade die besten Köpfe in der Gelehrtenwelt, die es als eine der wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft betrachten, die Ergebnisse der Forschung auch der Allgemeinheit, soweit sie durch Vorbildung und systematische Pflege geistiger Interessen zur Vertiefung ihres Wissens befähigt und berufen ist, zugänglich und nutzbar zu machen.

Ein Beweis dafür, wie stark diese Erkenntnis die Männer der Wissenschaft beherrscht, und wie dankbar das gebildete Publikum die ihm dargebotenen geistigen Schätze hinnimmt, ist die bei der G. J. Göschenschen Verlagshandlung in Leipzig erscheinende „Sammlung Göschen“, die wir nicht anders als eine geradezu musterhaft organisierte und geleitete Encyklopädie in Einzelbänden, als Bibliothek in kleinen, anregend geschriebenen und bei aller Knappheit der Fassung doch bis zu einem gewissen Grade den Stoff erschöpfenden, vielfach auch noch vortreffliche Kompendien bezeichnen können. Der wohlfeile Preis — 80 Pfennig für das gebundene Bändchen! — macht die Sammlung in ähnlicher Weise zu einem Gemeingut aller nach einer Vertiefung ihres Wissens Strebenden, wie es die Reclamsche Universalbibliothek schon lange auf rein literarischem Gebiete ist.

Wir haben der „Sammlung Göschen“ schon öfter gedacht und benutzen den Anlaß des Erscheinens der Nummer 500*) mit besonderer Freude, unsre Leser auf das Unternehmen hinzuweisen, das alle Gebiete des Wissens: Philosophie, Literaturgeschichte, Geschichte, Geographie, Mathemathik, Naturwissenschaften, Technologie, Rechts- und Staatswissenschaften, Volkswirtschaft, Theologie, Pädagogik, Kunst- und Musikgeschichte, Land- und Forstwirtschaft, Handelswissenschaft usw. mit gleicher Sorgfalt berücksichtigt. Man kann die Verlagshandlung zu der Wahl ihrer Mitarbeiter, unter denen wir fast durchweg die ersten Kapizitäten ihres Spezialfachs finden, ebenso beglückwünschen, wie diese zu der Entsagung, mit der sie die Behandlung ihres Gegenstands auf das knappste Maß beschränkt und unter Verzicht auf allen Ballast und auf die verworrene und schwerfällige Sprache, die früher als das Merkmal der höchsten Gelehrsamkeit galt, für jeden Gebildeten verständlich gemacht haben!

Ha.

Sven Hedins „Zu Land nach Indien“

Zu glücklicherer Stunde konnte wohl nicht ein Buch erscheinen, als dies neue Werk von Hedin. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt die ganze Welt den Todeskampf des persischen Reichs, an dessen Sterbelager die barmherzigen Samariter England und Rußland sitzen,

*) Georg Simmel, Hauptprobleme der Philosophie.

eutfche Halbmonafisjkhrifi
M*:
> WSV-?ben bonycCdrfNaölMer

Hundertfünfuu'ddreißigfter Band
35. Jahrgang1910: Oktober-Dezember
MW

Inhalt'des135.Bandes:

Oktober/ November / Dezember 1910

r]»[»|-][1]-|[||||||||'|||'||||||||'|*|][!]|'||»|"»'|'|||||||||i|||'||»'|'»'|-'[|'»||'|-|!||!|||||'-[||'|||!||||!||'

Politik. Gefehimte und Volkswirtfrhaft:

von Bieberftein. Nogalla: Portugal . , , , _ _ , _ , , . _ _ .41
D-urand. Generalin: Napoleons Licbeleien , ... , . , 53
F ried eg g. Dr. Ernfi: Die Ruthenen . . , ... 89
H ard en. Maximilian: Berliner Diplomatie . . . . , . . 257
. I a ft r o w. Prof. Dr.: Das Problem der ArbeitslofenoerfiGei-ung , . 61
Lipp. Dr. Franz: Das ruffifch-japanifche Bündnis . . . . . . , . . 173
Lipp. Dr. Franz: Oofer der Politik , ... 410
o. .Straub Kurd: Ocfterreicb . . , , , . . , ... 857
p. Strauß. Kurd: Tunis . . . . , ... 5
**1* Ein berühmtes Dementi . . . . , ... , ... 233
*** JZwolZki . . . . , , ... , . . . 149
Noel) einmal der Vater des montenegrinifchen KönigbgedankenS 501
*** Radolin . . . . , ... 65
A. G.: Koloniale Berichterftattung und Erfcbließnng . . . . , . . 67
F. L.: Der Durchbruch der franzöfifchen Armee durch die Schweiz . , . 237
F. L.: Felix Cavaloiti und Ferruccio Macola . . . . , . 70
3.2.: Lson Gambetta . . , , ... , ... 333
Karrikatnren . . , ... , ... 77
Klein-Hatting en: Eine Gefehichte deS deutfehen LiberalismuS . . 418
Lipo, Dr. Franz: Day. glückliche Montenegro . , ... , . 160
v. S.: Der Vater des Königsgedankenb . , ... , . 163
v. S.: Rnmiinifches . . . . , ... 210
Zpectator alter: Der Vernichtungskrieg der römifchen Katie gegen die
Rcform-Kotboliken . . . , ... , . 151
Zpecwwr alter: Papa Sarto gegen die Jubelfeiet des einigen Italiens 238
Zpectotok alter: Die legten Dentfehen in der römifchen Lucie 502
v. Stetten. Freiherr: Mexiko . . . , ... 417
Theobald: FinanzpolitifibeS , . . , ... 75

Wifienfchaft und Reifebefchreibungeu

Artbauer. Otto C.: Sklaverei in Marokko _ , , , , , , ... 394:
Eulenburg. Geh. Med-Rai Prof. Dr. Albert: Die neroöfe .
Berlinerin , ... 265
Henn. Dr. Otto: Reform des Poftfcheckoerfebrs . . . . , , , . 93
Jacob. Gel). Kommerzienrat Emil: Die Jndnftrieftadt Berlin _ . 311
Kohler. Geh. Iuftizrat Prof. Dr. Iofef: Hegel in Berlin 307
Meifel. Prof. Dr. Ferd.; Johannes Schlaf und die koperni-
kanifche Anfchauung . . . .,. . . . . . , , . 180

Schloß Johannes: Meine fachmänifchen Kritiker _ _ , ... 30
Zi charnack, Lie. Leopold: Die moderne Theologie und ihre prin-
zipielle Stellung zu den religiöfen Grundgedanfen , ... 115
Bra n n, Felix: Das neue Bitch von G. Lucia 510
C'. F„ Dr. inn: Ein neues Lehrbuch der Kirchengeiehicbte . , ... , 504
Fornet- Dr, Arthur: Vergangenes und Klinftiges anZ der Chemie . 165
Grammatik der Weltfprache Esperanto . , . , ... , . . . 245
H. V.: Schnlhygiene , . , ... 158
H, Bf.: Verkehrshhgiene . . . . . , . . . , . , ... 505
-pp: Der wahre Todestag Dante Alighieris . . , ... , . . 335
S chd'nlank- M. R.: Die Weltftadt Berlin . . . . , . . . , . , . . 506
S tdnlt) - St. Gallenx Albert: Neue Wege fiir die dentiche Sprache 509
Stephanx Fritz: Esperanto . . . . . , ... , . . 337
v. Stranß- Kurd: Geiftcs- und Handarbeiter . . . . , . , ... 162
Rom-*me- Novellen und Skizzen
Goldmanni Karl: Die Geichichte der Vittoria Accoramboni . . 200
H a mf u nt Knut: Gedämpftes Saitenfpiel _ , 457 121, 223„ 319, 400- 476
Hirf chfeldi Georg: Die Nixe vom Giildenfee 19- 99i 185, 290- 5647 456
Kohlen Vrof. Dr. Jofef: Im Tale von Kanopus . . . . , 488
Kusmin, V.: Der Landftreicher , , . . , ... , . , ... 369
Literatur und Theater:
H aaf er Geheimrat Friedrich: Meine erften Schritte auf der Bühne, 218
Saudekx Robert: Der Roman von Gerhart Hauptmann . , . . . 451
Alt, Hugo: Die Haindltinder . . . . , ... 245
Venztnann, Hans: Sihellings Werke . . , ... 167
E. F.: Jofef Kainz . . . , ... , ... , 157
E. F., Dr. jut.: Die juriftifche Fakultät der Univerfitiit Berlin von ihrer
Gründung bis zur Gegenwart , , . . . , . , ... , . , . 244
f.: Die Balzac-Ausgabe des Jnfelverlags 428
Flake- Otto: Der Dentiehenhaffer . . . . , . , . , . 241
Flieg el, Alice: Ernft Vrageri Lieder eineZ Friih-Ver-ftorbenen . . . 516
Ha.: Eine Encnklopädie in Einzelvänden 517
Heine, Anfclma: Catarina Siena . , ... , ... 73
Klemperer, Viktor: Fuldas Sieben Einakter . . . . , 71
Leow- Frä nkeli Gertrud: Wilhelm Hegeler- die frohe Botfchaft . 513
Sven Hedins „Zn Land nach Indien“ 518
Wilh. Altmann . , . . , ... , ... 517
Willy Lange: Gartengeftaltung der Neuzeit 513
*** Rabelais„ Francaise Gargantna und Vantagruel 246
Gedichte:
Altbeer- Vaul- Jm Scherz . , ... 5.
Amplewiß- Rad, F.: Leben . . . , ... 7 , . (86

Br au'n. Nora: Kartoffelfeuer . . , , . , ... , . . , ... 455
F r i e d b e r g, Richard: Gelage , ... , ... , . , . . 362
Heffe- Hermann: Abend , , ... , ... 275
K o e ft ert Reinhard: Und doch . . . . , ... 199
Kyle. Hans Tom: Das Ende des Pilatus 9
Me lßert Arthur: Ich hör den Regen in der Nacht 500
o. Puttknmerx Alberta: Mein Vaterland . . . . , 304
Sternberg Leo: Die kleine Gemeinde . . . . , ... 148
Bildende Kauft:
Feld er. Erich: Zehn Jahre Münchner Malerei _ _ , _ _ , _ _ _ _ 111
Fif eh erx Dr. Otto: Oftafiatifche Kunft . . . . , . . . 131
G a l la n d, Prof. Dr. Georg: Hermann Prell . . . . , . . 467
Glafer. Dr. Curt: Liebermann als Radierer . . , ... 276*
Goldt Alfred: Eugen Spiro . , . . . , ... , 362
Kampf. Prof. Artur: Die Kunftftadt Berlin . _ . , . . , _ _ , _ , 331
Co rw eg h y Robert: Klaffiker der Kunft 246
v. Jaffä. Ernft: Neue Kunftliteratur 163
Kiinftler-Steinzeiehnungen . . . . , ... , 512
Schön land M. R.: Der Sonderbund in Djiffeldorf , ... 154
Verfchiedenes:
Heilborn. Dr, Ernft: Optimismus und Peffimismus in der Rechtspflege . . , ... , ... 146
Hollaender. Viktor: Die Berliner Operette» . . . . .* . . . 328
Humperdinck. Prof. Engelbert: Die Mufikftadt Berlin , . . . 817
o. Pommer-Efehß Katharina; Berliner Ariftokratie , . . . , 259
Sehmiß. Prof. Dr. jnZ, Bruno: Die Berliner Wohnungsfrage , 299
Aj a x: Fiirften unter dem Volk . . . , . , ... , . . . 339
Aufruf zu einer Sammlung fiir ein Fritz Reuter-Mainau 346
Der blaue Vogel 70
f.: Die Politik der Kunft , , ... , ... 72
Kaifer- Dr. Georg: Dresdner Mufil . . . . . , . . , . , . . . 340 -
Leow-Frönkelf Gertrud: Ein gefährliches Thema , ... 424
Leffing-Gefellfchaft . . . . , . . , . , . , , 168
v. P o m m er- Ef cl) et Katharina: Zur Mozartfeier in Salzburg . , 243
v. S.: Ausftellungen . . . . , . . . , . . . , ... 70
Sabinus: Treu und Glaube . . . . , ... , . . 160
Sehlaff Johannes: Ein Brief . . . . , ... , . . 341
Unfre Spezialnummer Berlin. . . . . * 337
Mufikbeigaben:
Fle ck. Friß: Wintergang, Leid . . . . , . . 249
Regen Max: Cauzonetta . . , . , ... , . . . 73
Schumann. Georg: Erinnerungen nach dem Ball . . , ... 480
Sebiittr Walter: Als ich dich kaum gefehn , , , ... , 80
Texte von Prof. Dr. Will). Altmann . , ... 86. 251. 545

Kunftbeigabeu:

C l a aß- H e d ax Willem: Ein Frühftück mit einer Brombeerpaftete (Vierfarbendruck) . . , ... , ... 188
C onft able: Landfchaft (Vierfarbendruck) . . , ... , . 117
v. D e f r e g g e rr Franz: Ein junger Tiroler (Granüre) . . . . , . . . 170
v. D e fr e g g e r x Franz: Mäaciienkopf (Graoüre) , , _ _ , , , , 86
F r a g o n a r d: Damenporträt (Vicrfarbendruck) , _ _ , , _ , _ , , 2
Haafex Friedrich: Als Kardinal Ricbelieu und als Fox , ... 217
Hanf er Friedrich: Als Hamlet und als Rat Fein 185
Lebrun: Die beiden älteften Kinder der Maria Antoinette (Vierfarbendruck) . . . . , ... 269
L i e b e r m a n n r Max: Badende Jungen . . . , ... , . . 285
L i e b e r m a n n r Max: Berliner Biergarten _ , _ , , ... , . . 317
Liebermann- Max: Selbfiporträt , . . . , ... 254
van der Meulen- A. S.: Ausfahrt Ludwigs UW. nach Vincennes (Vierfarbendruck) . . . . , . . , , . 83
Millais: Märchenerzähler (Vierfarbendruck) . . . . . , . , . . . 354
v o n V o m m e r - E f cv er Katharina: Mozartphantafie 49
Vkell- Hermann: Helgoland . . . . . , . . , ... 453
Prell- Hermann: Olympus , ... , ... , 485
Prell Hermann: Venustempel . . . , ... , ... 469
R e m b r a n d t v a n R i j n: Die Staalmeeftcr (Dreifarbendruck) . 301
Rey n old s: Alter der Unfrhald (Vierfarbendruck) , ... 438
Seeger- Craft: Der Ringer (Bromfilberphotograpbie) . , . , , . . . 101
Spiro„ Engen: Damenporträt , ... 401
Spiro- Eugen: Die Brüder . . , ... , ... , 385
Spiro- Eugen: Selbftbildnis . , . , ... 369
Vogel- C. L.: Zwei fißende Knaben (Vierfarbendruck) , , . . . 201
Ziegler- Max: Bubi (Bromfilberphotographie) . . . . , ... , . 71

Tunis
Die Sprunghaftigkeit der bisherigen nachbismärckifchen Auslandspolitik-
ihre Ziellofigkeitr deren Ende nicht zu erfaffen iftr haben fich am fchärfften und
für das nationale Intereffa das Ehrgefühl am empfindlichften in der
Behandlung der Marokkofrage bemerkbar gemacht. Holftein hatte richtig
erkannt- daß die damalige Duldung einer ausgreifenden und erfolgreichen
Kolonialpolitik Frankreichs die fich das zweitgrößte Kolonialreich unter
werktätiger deutfcher Förderung zur Ablenkung vom Vogefenloch ge-
fchaffen hatte ein Fehler gewefen warr der fich nur aus der frühern
Bismarckfchen Unterfchäßung der kolonialen Ausdehnung über See erklären
läßt. Daher erfchien es feinerzeit Bismarck angebrachtx Frankreich auf die
reichliche Landentfchädigung in Afrika und Oftafien hinzuweifen- um feinen
nationalen Ehrgeiz und Landhunger zu befriedigen ftatt es nochmals auf
einen harten Strauß ankommen zu laffen- der wohl den Streit mit
dem Erbfeind endgültig ausgetragen hätte da deffen Niederlage damals
gewiß war. Dazu war Frankreich noch vereinfamt. Moltke wollte diefe
Abrechnung 1875 troß feines hohen Alters- als Frankreich durch auffällige
Heeresvermehrung den Nachekrieg vorbereitete.
Der eitle Gortfchakoff ließ fich durch das Nänkefpiel Gontrut-Birons
in Berlin dazu herbeir die erwiefene Schuld der kSUUUEILZkÜZ auf Deutfch-
land abzuwälzen- um damit dem gehaßten Neichskanzler einen Streich zu
fpielenr den diefer mit diplomatifcher Offenheit parierte, Aber das pan-
flawiftifche Rußland und das fchuldbewußte Frankreich wollten fich nicht
überzeugen laffenr fodaß felbft die ernfte franzöfifche Gefchichtsfchreibung
bewußtermaßen diefe Lüge noch heute verbreitet") Gerade diefe Erfahrung
beftimmte Bismarck- die damaligen verftändigen Machthaber Gambetta und
Ferry zur Wiederaufnahme der alten Kolonialpolitik der Bourbonen und
Lord Philipps zu ermunternr da bei der Heimramfchung auf dem Berliner
Kongreß Frankreich ebenfo wie Deutfchland leer ausgegangen waren. Der
„ehrliche Makler" wollte fich felbftlos erweifen - was vielleicht ein Fehler war„
da feine Widerfacher doch an die deutfche Uneigenniißigkeit nicht glaubten -r
dagegen Frankreich eine handgreifliche Aufmerkfamkeit gewähren. Er foll
es auf Tunis hingewiefen habenf da das undankbare Italien- das er 1870
am liebften angegriffen hätter vor dem Abfchluß des Dreibunds keine
Erkenntliclfieit unfrerfeits verlangen konnte. England hatte Cypern ohne

*) Honotaux, Gefehichte des zeitgenöffifchen Frankreichs, Ueberfeßung, bisher 4 Bde
Berlin- Grote.

jeden Rechtsgrund mit gewohnter Rückfichtslofigkeit befelzt. nachdem es
während des Krieges für die Unoerfehrtheit der Türkei eingetreten war.
Jedenfalls nahm Bismarck die franzöfifchen Abfichten auf Tunis mit
Wohlwollen auf. zumal er im Südoften Europas die Zurü>haltung
Deutfchlands damals noch als geboten anfah. fiel doch damals das Wort oon
den ..Knochen des pommerfchen Grenadiers". das aber nur cum grano Zaliß
oerftanden werden kann. Seine überlegene Staatskunft brauchte noch nicht
das Schwert in die Wagfchale zu werfen. wie wir das im Frühjahr 1909
mit Recht Rußland und feinen Hinterleuten gegeniiber zu tun gezwungen waren.
Aber auch damals wußte das Zarenreich. daß wir bereits für Oefterreich
..optiert" hatten. wie fich der frühere franzöfifche auswärtige Minifter und
Gefchichtsfchreiber Hanotaux (Bd. lil) nicht eben freundlich ausdrüekt. froh-
dem er in der Ferryfchen Schule einer gewiffen Deutfmfreundlichkeit auf-
gewachfen ift und als langjähriger Leiter der auswärtigen Gefchicke feines
Vaterlandes die Neigung zu einem leidlichen nachbarlichen Verhältnis be-
tätigt hat. Er war der Vorgänger Delcaffss. der die entgegengefeßte
Richtung fa ftark bekundete. daß wir um des gefährdeten Friedens willen
deffen Entlaffung. wie bekannt, heifchen mußten.
Hanotaux fchildert an der Hand der ihm zugänglich gewefenen Akten
feines frühern Minifteriums und der 'fachkundigen Mitteilungen der mit
der tunefifchen Frage befaßten Diplomaten und Beamten deren Entwicklung.
die zum Dreibund führte. da fich Italien mit Recht um feinen erhofften
Anteil aus der türkifchen Beute durch die fog. lateinifche Schwefternation
geprellt fah. Vorausgreifend fei bemerkt. daß Ferry. der ..T11nefe". wie
fpäter der ..Tankinefe". gerade als Schöpfer des Gedankens der kolonialen
Ausdehnung und Vollftrecker diefes von Deutfchland wohlwollend
und mit dem Gefühl der Erleichterung aufgenommenen und gefliffentlich
geförderten nationalen Willens bezeichnenderweife beide Male fiel. obwohl
ihm Frankreich die Aufrichtung eines gewaltigen Kolonialreichs dankt.
Diefer Lothringer. kein Sohn des echten franzöfifchen Landes. entfchädigte
feine neue Heimat für den Verluft der uns einft geraubten Weftmark,
deren größere und gleich deutfche Hälfte troß des äußern Sprachfirniffes
leider bei Frankreich belaffen wurde. darunter fogar ein Zipfel des Elfaß.
der Südgau mit Beffert. wie der alte Name von Belfort lautet. deffen
„l" die Franzofen auch daher nicht fprechen. was der Deutfche natürlich
nicht mehr weiß.
Hanotaux wurde durch den Ehauoiniften und Journaliften Delcaffei
geftürzt. um jeßt in der Marokkofrage als deffen Mitkämpfer aufzutreten;
hat Hanoiaux doch fogar die Aufftellung einer fchwarzen und arabifchen
Truppe befürwortet. weshalb er ebenfo wie fein Vorgänger auf die marok-
kanifchen Berber rechnet. die die dünnen Stammreihen des franzöfifchen
Heeres füllen fallen. So liegt felbft dem vorfichtigen Diplomaten der
Rachegedanken am Herzen. der zuden abenteuerlichften Mitteln greift. die
aber gar nicht fo ungefährlich für das Land find. Es ift daher fehr lehrreich.
die Entwicklung der verfloffenen tunefifchen Frage an der Hand der fran-

zöfifchen Akten und auf Grund der beliebten offiziöfeti Darftellung zu
verfolgen. die eine oerteufelte Aehnlichkeit mit den leider fchon fehr erfolg-
reichen Verfuchen im Gebiete des Scherifenreichs befißen. Bei aller
Heuchelei und diplomatifchen Verfchleierung kann man der franzöfifchen
Darlegung fogar eine gewiffe harmlofe Offenheit und Wahrheitsliebe nicht
abfprechen.
England halte mit gewohnter Brutalität und Selbftfucht Ehpern als
Lohn für die Aufhebung des Friedens von S. Stefano gefordert und
erhalten. obwohl das uneigenniißige Deutfchland die Rettung der Türkei
durch den Berliner Kongreß herbeigeführt hatte. Salisburt) hatte dem
enttäufchten Frankreich den Brocken Tunis hingeworfen. ohne fich jedoch
ernftlich zu bemühn- ihm diefen auch zu oerfchaffen. Er wollte damit zu-
gleich Frankreich von Egypten ablenken. deffen Alleinbefiß er bereits anftrebte.
woran ihn freilich Bismar> Zeit feines Amtes verhindert hat. Erft fein
Nachfolger ließ die Hinausdrängung Frankreichs und damit Europas aus
dem Nilland gefchehn. „Tun Sie dort (in Tunis). was Sie für gut
finden- das tft unfre Sache nichttß fprach Salisburh zu Weddington mit
britifcher Harmlofigkeit- aber beneidenswerter Nüäfichtslofigkeit. Hanotaux
gefieht offenf daß England zugleich den Zweck verfolgte. Frankreich und
Italien als Mittelmeermächte gegeneinander aufzuheßen. um ungeftört im
Tri-ben zu fifchen. Eupern und fpäter Egypten waren der beträchtliche
englifche Lohn - ohne jede eigene Anftrengung - wie nachher das feige Bom-
bardement Alexandriens- die übliche englifche Verleßung des Völkerrechts
gegenüber dem Schwächern. Der franzöfifche Gefcknänsfclneiber und
Diplomat nennt dies englifche Verhalten offen eine „Verfuchungth obwohl
der ehrliche Marfchall Mac Mahon beim Bericht der Berliner Kongreß-
beoollmcichtigten zornig ausgerufen haben fall: „Sie wollen uns Italien
auf den Hals heßen. Nie gebe ich meine Zuftimmung." Dies war
freilich nur eine edle. echt franzöfifche theatralifche Vofel
Jedenfalls war Bismarck nicht der eigennüßige Verfucher. Er
wünfchte aufrichtig die Zufriedenheit des racheluftigen Nachbarn und wollte
ihm Gutes erweifen. um ihn bei befferer Laune zu erhaltenF was ihm
auch gelang. Man beachte alfa den Unterfchied zwifchen der englifchen und deut-
fchen Diplomatie. Mac Mahon nahm fchließlich gern das Gefchenk, das Frank-
reich freilich Egypten koftete- um dann von demfelben England auf das
wilde Marokko hingewiefen zu werden. Freilich hat Frankreich den
tunefifchen Biffen fchon leidlich verdaut und könnte bei feiner Tatkraft
und vaterländifchen Opferwilligkeit fchließlich auch Marokko zu einem
afrikanifchen Borland der Heimat machen. deffen Fran--ifierung uns einft
fehr unbequem werden dürfte. Algier ift fchon ein Klein-:rankreich Groß-
mütig bot Beaconsfield endlich auf dem Kongreß Tunis an. Gambetta
fprach vertraulich oon einer Annäherung Frankreichs an England. Er
ahnte noch nicht Fafchoda,
Aber Bismarck verhinderte trotz der Sehnfuiht Gortfchakoffs die auch
non Frankreich heiß begehrte franzöfifch-ruififche Allianz. obfchon er Front

Tunis
nach Offen und Weften machen mußte. Nun war er gezwungen- den
Dreibund zu fchaffen. Vorfazriftsmäßig entftanden 1881 die iiblichen
Wirren in Tunis- und dem armen Bei mußte Frankreich natürlich helfen,
Der tüchtige Generalkonful Nouftan. der fchon vorbildlich einen orientalifchen
Namen fiihrt und bereits in Beirut das berühmte katholifche Protektorat
Frankreichs zu deffen Gunften ansgenußt hatte, gehörte zu den fog.
Agenten des Orient-T über die wir leider kaum verfügen. Er feßte
gefchickt feinen englifchen Amtsgenoffen und Nebenbuhler aus dem Sattel.
Der italienifche Konful wird bei feiner Regierung angefchwärzt. Das arme
Italien kann mit dem franzöfifchen Gelde nicht in Wettbewerb treten-
und mit Anleihen und Monopolen erobert Frankreich zunächft friedlich die
zerrüttete Regentfchaft Tunis„ ein Wegf den es jetzt in Marokko mit dem
gleichen Ziel verfolgt.
Ein gewiegter Diplomah derfpätere BerlinerBotfchafter, A .Ch de Conrcely
überzeugt Gambetta von der Notwendigkeit des nunmehrigen kriegerifchen
EingreifensF nachdem Italien fich mit ungeheuern (Heldopfern die kleine
Bahnftrecke (Helene-Tunis gefichert und dadurch die franzöfifchen wirtfchaft-
lichen Machenfchaften zeitweilig lahmgelegt hatte. Pünktlich oerleßen die
böfen Drumirs die algerifche Grenze. Damit war die Ehre Frankreichs
gefährdet. obwohl diefe nnfchuldigen Reibereien auch fonft an der Tages-
ordnung waren. Selbft der ruhige Hanotaux wagt noch heute die Be-
hauptung daß eine Aufftandsgefahr in Siidoran nahe gelegen und die Be-
feßung der tunefifchen Regentfchaft erforderlich gemacht habe- obwohl uns
Marokko und andre Länder doch die franzöfifche Methode genügend erläutert
habenx ohne daß es folcher Gefchichtsklitterung bedarf. Jules Ferry bean-
tragt in beiden Kammern den „Krieg“. Mit gewohnter Schnelligkeit
werden faft einftimmig (nur wenige Stimmenthaltungen) die erforderlichen
Mittel bewilligt- was man dem deutfchen Reichstag als leuchtendes Beifpiel
in Sachen der nationalen Ehre immer wieder vorhalten mußt und die
Mächte nochmals fondiert.
Was tat der ehrliche John Bull? Er ermutigte die Türkei als
Oberlehensherrin und fpeifte Italien mit tönenden Worten ab. Deutfchland
blieb wohlwollend. Nicht weniger als 81000 Mann werden nach Tunis
gefchickh da wir nicht racheluftig find. Selbft die befcheidenen Lorbeeren
diefes tunefifchen Feldzugs entwafinen die Feinde der republikanifchen
Regierung. Kein Sozialift widerfpricht. Vielleicht ziehn wir aus diefem
(Gefchehnis eine Lehre, Tunis war uns mit Recht gleichgültig. Aber feine
Befeßung war der Beginn einer erfolgreichen franzöfifchen Kolonialpolitik.
die unfern unoerföhnlichen Erbfeind erheblich an wirklicher und diplomatifcher
Macht geftärkt hat. l(urc1 u. Zita-1te.

Das Ende des Vilnius
Das GedichtX das wir im Folgenden aus dem Nachlaß des vor
kurzem verftorbenen Dichters Hans Tom Kyle publizieren- ftellt nicht
mehr und nicht weniger feft- als daß Kaifer Tiberius auf feinem
Krankenlager nach Judäa fandte„ um den Wundertüter Jefu zu feiner
Rettung zu holen.
Das Boem verdankt feine Entftehung dem großen Wiener Anatom
Jofef Hyrtl- der die Daten in einer Bibliothek Roms gefunden hat.
Nach feiner Benfionierung machte Hort(nämlich weite Reifen- die ihn
auch nach Griechenland und Italien fiihrtenl wo er in Bibliotheken
hiftorifche Studien machte. Dabei ftieß er auf das hier behandelte
Thema. Nach der Rückkehr von feinen Reifen lebte der Gelehrte ftil(
und fchweigfam in Berchtolsdorf bei Wien- wo er mit Jofef Schöffeh
dem Altbürgermeifter von Mödling und Landtagsabgeordneten diefes
Bezirks vertrauten Umgang pflog; Schöffel ift nach feinem Tode in
Oefterreich berühmt geworden durch die Rettung des Wienerwalds- an
den übermenfchliche Dummheit bereits die Axt gelegt hatte. Diefer Axt
wäre der Wienerwald ohne Schöffels zielbewufzte Oppofition unfehlbar
zum Opfer gefallen, Ganz Niederöfterreich dankt ihm heute die große
Tau aber bei Lebzeiten wurde er von vielen Seiten angefeindet. Hyrtl
nun ging es fehr naher daß fein Freund Schöffel unter Vreffeangriffen
fchwer zu leiden hattet und aus einer gewiffen Verachtung aller Oeffent-
lichkeit fchwieg er auch von feiner hiftorifchen Entdeckung. Schöffel gab
eines Tags die Daten einem Schüßling dem Beamten der Südbahn
J. E. Seideh der unter dem Namen Hans Tom Kyle als Dichter
bekannt ift, Diefer verwandte das Thema zu einem Gedicht und über-
gab es dem Wiener Schriftfteller Moriz Bandl der es uns zur
Verfügung ftellt.
Die Weltgefchichte hätte vielleicht einen andern Lauf genommenx
wenn der Legat des Tiberius den Wundermann noch lebend gefunden
hätte.

Das Ende des Pilatus

Hier das Gedicht:
Auf Capri ift est das dem Kleinod gleich
Entfallen einem Diadem des Himmels
Jin blauen Meere ruht; - aus dunkelm Waldbann,
Mit weißen reinen Farben leuchtend liegt
In nächt'gem Schweigen der Walaftx darin
Der Weltgebieter weilt: Tiberius!
Vom Schmerz durchwiihlh in jiiher Fieberglut
Auffahrend trocknen Munds und zornig ahnend-
Daß auch fein Wille- der vom Wiiftenfaum
Bis fern hin zu Britanniens Geftaden
Ein Völkermeer beherrfchh ohnmächtig iftt
Des eignen Körpers Schwäche zu gebietenx
Zwei Sklaven nur an feinem Lager ftehn-
Wie eherne Gebilde ftarr und ftumm.
Nur ihre Hand den Fächer kiihlend fiihrt
Und in der fernen Heimat weilt ihr Geift. -
Die Schaar der Höflingex der Auserkornen-
Die eine Laune aus dem Nichts gehobem
Sich fcheu uerkrochen han in ftetem Bangeni
Daß neue Opfer Wahnwiß fich und Schmerz
Aus ihrer Mitte fucht! - - und wieder tönt
Des Kranken Klage fchaurig durch die Halle:
Und dann fein herrifch Rufen nach Sejan
Und nach dem Arzte- nach den Senatoren„
Die er wie Geifeln hier auf Capri hält-
Und nach dem Vrijtor der germanfchen Wache-
Der einzig er fein Leben noch vertraut - -
Man eilt zu ihm und aus dem heifern Mund
Es flehend dringt: helft! helft! bringtLindrung doch
Mirx Euerm Herrn! o dämpft die Gluh
Die meinen Leib verzehrn noch darf der Tod
Sich mir nicht nah'n- mir- dem Allmächtigen!
Ich will noch lebenx herrfchenx hört Ihr! hört!
Nicht wahr? Jhr rettet mich- Jhrt die Freunde
Ich nenne- icht dem zu Füßen liegt die Welt-
Der über alles irdfche Maß belohnen
Kann dent der mir jetzt hilft!

Und fchweigend fteht der Arzt. die heiße Stirn
Des Kranken ängftlich prüfend. denn er weiß.
Daß Tod dort lauert und Verderben ihm.
Falls feine Kunft fich irrt. und forgenooll
Blickt auch Sejan und ernft auf den Gebieter.
Und alle feine lebensfrohe Weisheit
Verfcheucht nicht den Gedanken an den Sturz.
Der feiner harrt. wenn jene-Z Aug erlifcht;
Auch des Germanen mächtige Geftalt
Nagt dort empor. und mitleidsvoll verfucht
Den Kranken er zu betten. doch voll Bitterkeit
Steigts in ihm auf. daß dies. dies Zerrbild hier
Auch feine jugendfchöne Heimat knechtet! - -
Ein neuer Schmerzensfchrei! jiih fpringt empor
Der Imperator. Wet) mir! ich erftick'!
So helft doch! Ha! Ihr fchweigt. und keine Hand
Bon allen denen. die mit fo viel Macht.
Mit fo viel Reichtum neidlos ich bedacht.
Riihrt fich fiir mich! ach! Jhr Verräter. Ihr!
Doch zittert. zittert. klar genug ift noch
Mein Geift und ftark genug mein Wille
Euch zu vernichten. Jhr Erbarmlichen!
Und fchwer finkt auf das Lager er zurück. -
Dann wieder fich erhebend. fpricht er: Sagt!
Kommt immer der Legat noch nicht zurück?
Den nach Judäa ich gefandt. da mir
Die Kunde ward. daß dort ein weifer Mann
Erftanden. der mit einem Worte nur.
Mit einem Blicke Kranke heilt. fogar
Die Toten auferweckt; dem alle? Volk
Mit lautem Jubel folgt. die tröfteud er
Den Armen. fo wie Allen. die da leiden.
Von einem einz'gen giit'gen Gotte fpricht.
Der mitleidsooll die Schmerzen und das Leid
Der Menfchen lindert. die an ihn nur glauben;
Den will ich haben. diefen Wundermann.
Er fall mich heilen. foll die Glut in mir.
Die nicht den Körper nur. die auch mein Herz

Verzehrtr mit Zauberworten löfchen, foll
Von feinem Gott mir fagenr der vielleicht
Doch mächt'ger ift- als alle die Gebilde-
Die Künftlerhand uns fchuf und alte Sage. -
Und ein Senator fpricht: O Herr! noch nicht
Kam der Legat zurückr den Du gefandtx
Doch täglich wird erwartet die Galeere! -
So fchickt entgegen ihm das fchnellfte Schiff!
Doch fagtx bis daß mit feinem neuen Gott
Mir Hülfe dringend aus Judäa kommt
Der Fremdlingr habt Jhr wohl dem römifchen Volk
Befohlenx daß zu allen Göttern es,
Zu unfern alten opfernd flehen foll
Fiir mich den Herrny den kranken! Habt Ihr das?
Jar Herr! Sendboten eilten unlängft fchon
Durchs ganze Reich und überall ertönt
Des Volks Gebet wie ein gewalt'ger Sturm
Zum Himmel auf! - So betete es fchon?
Stöhnt abermals Tibet - und doch umfonft?
Und eitel alles! o ich weißt ich ahn„
Ohnmächtig find die alten Götter längft! -
Doch Du! Juppiter Capitolinus - Du!
Du meines Haufes Goth wenn du noch bift,
So hilf min hilf! in meiner Not hilf mir-
Laß einmal noch von diefem Lager mich
Gefund erftehn und ftarkr und dann! ich fchwör's
Will ich Dir Opfer dringend wie fie Dir
Jahrhunderte nicht brachten!! -
Emattet fchweigt er; alles ftill ringsum
Und ftarr! nur durch Sejans Geficht fliegt leis
Ein fpöttifch Lächeln - und aufs Neue bricht
Der Kranke los: Ah! Jeßt erkennt Ihr doch
Wie nichtig und wie taub die Götter find-
Sie hören nicht auf einer Welt Gebet-
Vielleicht zu fchwach dem Fatum zu gebieten-
Vielleicht zu feigl Verderben drum und Schmach
Den toten Larven! Auf! hinausx hinaus
Mit Euch- nehmt Geißelnl und die Säulen ftürzh

Das Ende des Pilatus

Die erz'nen Bilder um und peitfchtl und peitfcht
In meinem Namen fie. auf daß der Schreck.
Der alles vor mir niederwirft. auch fie.
Wenn fie noch hier. bezwingt und niederbeugt
Vor meinem Willenl -
Entfeßt ob folchen Frepels flieht die Schaar
Der Höflinge hinaus - und einfam liegt
Schweratmend. fchweißbedeckt der Kaifer da.
Den Schlaf erwartend. der Vergeffen ihm
Und Lindrung bringen fall; -f o kommtder Morgen.
Und mit dem Sonnenlicht. das alles rings
Mit Gold durchflutet. dringt ein Lärmen auch.
ein lauter Jubel aus der Stadt empor
Hin zum Palaft; gelandet ift das Schiff.
Das den Legaten bringt: hinauf. hinauf
Zum Imperator fchnell - und fchon vor ihm
Steht ehrfurchtsvoll und ernft der Abgefandte.
Sei mir gegriißt. der Kaifer freudig ruft.
Lang bleibft du fort. was bringft du mir. fag an.
Wo ift der Mann. um den ich dich gefandt?
Schnell. fchnelll Viel Wochen fchon hab ich gefehnt
Nach feinem Kommen mich. wo ift er? wo? -
Und jener. tief fich neigend. fpricht: O Herr!
Hör gnädigft mich. und dann mög deine Huld.
Die mir zum Leben nötig. wie der Sonne Licht.
Nicht mich uerdammen. fondern das Gefchick.
Das von den Göttern. die auf deine Macht
Wohl neidifchl -- Pahl fchweig von den Götternl
Tori -
Nein. nicht die Götter! nur den Sturm. der fich
Stets felbft gebärend. jedes Menfchenwerk
Mit Haß verfolgt. er war es auch. der mir-
Wildbraufend die Galeere hat gepaät
Und fie gefchleudert hat bald weit ins Meer.
Bald an der Kiifte klippenreichen Saum
Sie warf. daß nur mit Not das Leben wir
Gerettet! - dann - o Herr! als endlich war
Jerufalem erreicht. die reiche Stadt.

Das Ende des Pilatus

Die fefte Burg der Juden. jenes Bulls.
Aus dem hervorging und in deffen Mitte
Der Mann gelehrt hat. der der Wunder viel
Gewirkt hat - wie ich felbft oft hörte -
Und als ich deinem Stellvertreter dort.
Dem Vontius Pilatus. anbefahl.
Herbeizufchaffen jenen Arzt. auf daß
Ich ihn zu deinem. unferm Heile gleich
Hierher könnt bringen. - da - großmc'icht'ger
Herr!
Da faßte ihn. Pilatus. jäher Schreck.
Denn er. er hat den Göttergleichen feig
Den jüd'fchen Hohenprieftern überliefert.
Die ihn. den Edeln. voller Haß verfolgt.
Weil feine Lehre. weil fein mildes Wort.
Das ganze Volk erfüllend. ihrem Wahn
Verderblich fchien und ihrer Herrfchbegierde;
Und diefe Briefter dann. fie ftürmten all
Mit Bitten. Drohungen. mit Lug und Trug
So lange auf den Prokurator ein.
Bis er. nicht achtend das Gefeß. das Herz.
Das eigene. mit Worten übertäubend.
Selbft keine Schuld an ihm. an Chriftus. findend
- fo nannte dort man den erhabnen Mann -
Gefchehn es ließ. daß man nach taufend Martern
Den Weifen unter Spott und Hohn. gekrönt
als Judenkönig. mit der Dornenkrone
- - am Kreuz - ließ - fterbenll
Auffahrt Tiberius. Unfeligerl
Du liigft. du lügft. es kann nicht fein! Der tot?
Der über Leid und Tod hatt' felbft die Macht!
Wie ein Verbrecher hingemordet der.
Von dem mir Kunde ward. daß Güte nur
Sein Wefen war. der ftets gepredigt hat -
So meldete von Syrien nur der Vräfekt -
Daß nicht nach irdfcher Macht. nach irdfchem Gut
Er je geftrebt hat. der nicht Feind mir war.
Nein. meine leßte Hoffnung nur!

Das Ende des Vilgtu_s

Sags noch einmalx Legati. . Gekreuzigt der?!
- Es ift fo! Herr! Vier kurze Tage nur
vor meiner Ankunft war gefchehn die Tat! -
- Tiberius verhiillt das Haupt und fchweigt„
Und Todesftille herrfcht im weiten Saal-
Dann leife erft- wie Klagef tönts hervor:
Gekreuzigt der? fagft dux den ich erhofft!
Zur Rettung mir erfehnt! i?
Und aus der Klage wirds zum dumpfen Schrei
Zum Wutfchrei; Oi Rache Rache Tod
Demo der mich fo beraubt- herbei mit ihm!
Bringt mir Pilatus her!
Pilatus naht; in Ketten klirrendt bleich
Tritt vor den Allgewaltigen er hin;
Den fich erhebendx den Vernichtungsblick
Starr auf fein Opfer richtendx keuchend fpricht:
Warum ließt du gefchehn die Tat? Warum? -
Pilatus drauf: o Gnade Gnadet Herr!
Nicht mußt ich jat daß Deine .Su-ld zuteil
Dem Manne dort geworden. er erfchien
Armfelig mirt ein unbedeutend Menfchleim
Und zu geringe als daß icht Vrokurator
Des mächtigenNomst mich ernftlich f ollte kümmern,
Ob wirklich fchuldig ert wie jene fagten.
Und dann- o Herrlichert mögft Du bedenken-
Daß beffer mir des einen Mannes Tod-
Der heut geliebt von allen» morgen fchon
Verfpottet und verachtet wart mußt fcheinenN
Als wenn- von feinen Vrieftern aufgeheßt.
Das Volk der Zudem jenes ewig rege-
Vielleicht fich hätt' empört, -- -
Und das fagft du! OHeuchleß Feigling dux
Dem Nomsf dem meiner Legionen Aar
Zur Seite ftand? o. über dich fein Blut! -
Erbarmen-Herr! Erbarmen! Hör'doch- hör'l
'Dir hätt doch nimmer er geholfen, denn
Ein Arzt nur für die Se e l e war der Mann
Aus Nazareth und für das arme Volk-

Dem er Entfagung lehrte und die Liebe pries;
Kein Tränklein hatt' er für den fiechen Leib-
Und nicht für ftolze Herrfcher war der Gott-
Bon dem er lehrte. - -
Und weißt du? Ob nicht meine Seele krank?
Ob nicht aus diefer Wüfte voller Sklaven fie
Weit fort fich fehntt fort von den Göttern-
Die gar fo menfchlich klein- fo niedrig find?
O hätt'ft Du ihn gefandt hierher an diefes Bett-
Wie hätt ich dich belohnt] und fieh! vielleiÜt
Wär jene Liebe„ die der Weife lehrte-
Auch eingezogen hier] Denn fag du felbftx
Hat nicht noch größte Wunder der vollbracht-
Den du gemordet!?
Ja Herr! gar feltfam war fein Tun! Doch laß'
Nur einmalr 'einmal Gnade noch mir walten! -
Neinl keine Gnade dir! Du trc'igft die Schuld
Und deine Feigheih mehr wie jener All'x
Diet blind durch ihren Glaubeny alter Saßung treu„
In eitlem Wahne ihre Herrfchaft wohl
Gefährdet glaubten und geopfert den-
Den nimmer fie verftanden! Neim gemordet haft
Nur du die Hoffnung mirF die letzte- leßtel -
O Gnade Gnadex Herr! - -
Ford fort mit dem Bert-achten] Kreuzigt ihn!!
Doch- halt! -- Reini nein] Er ftarb den
Kreuzestod-
Der Rätfelhafte! deffen Bild mir ftets
Verwirrend- drohendx tröftend vor die Seele tritt;
Den Tod- den gleichem darf nicht fterben der-
Der alles mir geraubt! -- Zum Felfen fiihrt
Ihn hin und fchmettert ihn hinab!! - -
Dann fällt zurück der Kaifer und bedeckt
Das Antliß mit der Hundt und fragend- klagend
tönts
Daraus hervor: O Chriftus- du hätteft mich gerettet!

Max Ziegler:
W Vubi

Georg Hirfehfeld:
Die Nixe vom Güldeufee
Ein Märchen der Gegenwart
l Nachdruck verboten.
Der Güldenfee liegt„ wenn ich mich recht erinnerer denn ich bin
nur als Kind dort gewefem in Tirol. Ju Oefterreichs Alpen jeden-
falls» denn die Leute fprachen dort einen rauh melodifchen Dialektx und
die Briefmarkenr die ich fammelte- trugen das Bild des Kaifers Franz
Jofeph. Ich erinnere mich an Sommertage an diefem See und weiß
jeßtr wie fchön fie gewefen find. Als Kind kümmert man fich ja wenig
um die Naturfchönheit. Kinder haben- wie die Tierer das Glück der
Tatfächlichkeit - fie nehmen nnd geben hin.
Es war kein großer See! aber die Felfenbuchten des jenfeitigen
Ufers ließen ihn in gewiffen Stimmungen grenzenlos erfcheinen. Da
gingen die fmaragdgrtinen Ausläufer in ein verfchwimmendes Schwarz
üben die Nebel der Berge fenkten fich tief auf das Waffer herabr und
es braute drüben wie ein Reigen duftiger Geifter. Als Kind glaubte
ich an Geifter- denn der Weg von einem Märchenbuch im Hotelzimmer
bis zum Seeufer war nicht weit. Ich ftand oft ftundenlang auf der
Landungsbrürku unter der die Nuderboote fchaukeltem und ftarrte hinüber
in das fchilfige Reich. Der Nebel lag als fefter filbergraue Maffe auf
dem Waffen doch unter ihm floß es fchwarz dahin. In die Unendlich-
keit? Neinr nein - es gab fchon ein Ufer drüben. *Das war gewiß,
das lehrte die Landkarte. Driiben lagen ja auch die mächtigen Felfen-
berger deren Gipfelzacken über die Nebelwand emporragtem fchneebedeckt.
Aber einen Abfluß hatte der See drüben - daran war nicht zu rütteln.
Ein fchmales wildes Fliißchem das fich durch die Felfen drängte und
in die Ebene hinabfehoß dort alsbald fich majefiätifch ausbreitend.
Ein alter Herr im Hotel hatte mir verfichertr daß der Abfluß fich im
Steyrifchen mit einem andern Fluffe vereinigte der in die Donau ging

und von dort in das Schwarze Meer. Ins Meer. Unendlichkeit
alfo doch.
Uns Kindern war es ftreng verboten. in die geheimnisvollen
Buchten hinüberzurudern. Weil uns die Ruder in den Shlingpflanzen
ftecken bleiben könnten. Das war fhon dem Sohn eines Hotelgaftes
gefhehn. deffen Boot bei den Bemühungen. loszukommen. kläglih ge-
kentert war. Schlingpflanzen hatten fiir mich von jeher etwas Lebendiges.
und jetzt befonders. feitdem ih wußte. wie böfe und tückifh fie fein
konnten. Jh fah noh etwas andres als die Pflanzen in ihnen. behielt
aber meine Erkenntnis für mih. Jm Unbeftimmten drüben war es
niht geheuer. Und die Nixe unten im See? . . .
Aber hier muß ich mich unterbrehen. Jh überblicke. was ich
bisher erzählt habe. und finde gar märchenfeindliche Worte darin:
Hotel. Briefmarken. Landkarte, Auh den geographifh gebildeten Herrn.
der mir den Abfluß des Güldenfees in das Shwarze Meer mitgeteilt.
muß ich ausmerzen. Meine Gefhihte hebt zu einer Zeit an. da der-
gleichen an den Ufern des Güldenfees noh niht genannt worden war.
Als Sepp. der alte Karpfenfifher. fein einziger Anfiedler war. Der
Kronbergerfepp. der nun wohl lange tot ift. Laffen wir uns unfer
Märhen niht ftören. wenn auh der Shleier dariiber immer dünner
und zerbrehlicher wird. Immer lauter und näher das Braufen des
Verkehrs. die Stimmen der wahen Klarheit. Klarheit! Sie haben aus
dem Güldenfee eine Sehenswürdigkeit gemaht. eine Auslüftung fiir ver-
ftaubte Großftädter, Aus der rätfelvollen. lebendigen Rixe eine beglaubigte
Puppe aus Stein, Diefe wunderlihen Verleugner ihres Beften. Sie
wiffen niht. daß ihr hartes. klares Leben fih an Märhen angebaut
hat. wie die Aufter am Korallenriff. Sie wiffen es nicht oder möhten
es vergeffen. denn ihr Gewiffen ift fhleht. Sie haben das Märhen
verraten. Solch ein verratenes Märchen. das fich aber niht unterkriegen
ließ und einfah fortzog aus Lüge und Leben in die ewige Heimat der
Kindesfeele. will ih erzählen.
-1- *
..e
Driiben. in der längften Shilfbuht. die fih in den Ausfluß des
Sees verliert. wohnte die Nixe Freia, Wenn der Frühling vom Süden
nahte und feinen Herold. den Föhnwind. vorausfhickte. der die eifige
Erftarrung auf den Gipfeln lockerte. fo daß es überall wie filberne
Wafferbänder zum See niederrann. dann erwahte die Nixe. Sie
erwahte aus ihrem Winterfhlaf. der fie in einer Grotte jahraus jahr-

ein vom November bis zum April fefthielt, Mit größter Pünktlichkeit
fchlief fie ein und machte fie auf. Am Morgen des erften Frühlings-
tages raufchte es im Schilf - die Nixe trat hervor. mit ihrer makel-
lofen Edelgeftalt dem Frühkuß der Sonne hingegeben. Sie rieb fich
die Augen. dann warf fie fich in das Waffer und blickte lachend in
den blauen Himmel empor, Sie fpielte fich fatt nach der langen.
dumpfen Ruhe. Ihr jugendfchöner Leib fand fich fofort in das Element
zurück. das ihn geboren hatte. Viele gute Bekannte waren zu begrüßen.
Glos Senior zunächft. der uralte Karpfen. von dem alle andern Karpfen
des Sees abftammten. Er näherte fich. der hohe. mächtige Moosrücken.
und lächelte die Nixe mit offener Schnute an. Um ihn herum fchwamm
eine Schar von Söhnen und Enkeln. die jüngere Generation immer
etwas fchlanker als die ältere. Aber auch Forellen kamen zu Freias
Begrüßung. ferner die glatten. fich fchlängelnden Aale. die ihr immer
zu viel Redensarten machten. und ihre Gegenfäße. die Goldfifche.
in prächtig fchimmerndem Gewand. aber dumm und unfähig. ein
Kompliment zu drechfeln. Freia fah die dtimmften Fifche am liebften
und labte ihre Augen nach der langen Winternacht an den frifchen
Farbentupfen der Forellen und dem Metallglanz der Goldfifche. Ju
einiger Entfernung. kaum aus der Wafferoberfläche hervorragend.
drückte fich Freffer. der Hecht. herum. Auch er war in die Nixe verliebt.
fo viel fein kaltes Fifchblut dies vermochte. aber er wußte. wie gram
ihm die andern waren. feitdem er in einer heißhungrigen Stunde die
ganze jüngfte Karpfengeneration verfpeift hatte. Jeßt hielt er fich fcheu
zurück und betrachtete die Auferftandene nur von fern. mit gelben.
lüfternen Verbrecheraugen,
Gloß senior war Freias guter alter Onkel. dem fie fich anver-
traute. fo lange fie fich entfinnen konnte. Als Kind war fie immer.
nur mit einem kleinen Fifchfchwänzchen begabt. noch nicht mit den
feinen. weißen Menfchenbeinen. die fie jeßt hatte. auf feinem Rücken
geritten. Der hatte damals fchon faft ebenfoviel Moos angefeßt wie
heute. denn Gloß Zenjor fchwamm durch fein zweites Jahrhundert,
..Komm.“ japfte er lächelnd. ..feß dich nur nieder. ich kann dich
noch tragen wie einft.“
„Aber Onkel Glos!“ rief die Nixe. ..Ich bin ja viel zu fchwer!“
..Du bift zu fchwer ?M Er wandte fich zu den andern, ..Hört
ihrs? Sie ift zu fchwer!“ Die Fifche [achten und fchwammen im
Kreife herum. ..Du bift aus 'ner ganz kleinen Mufchel gekommen]

Dich zu tragen. weiße Freia. darauf wartet ein alter. einfamer Kracher
wie ich das halbe Jahr!“
Sie fchwang fih lachend auf feinen Rücken. Er zitierte ein bißchen,
hielt aber fofort wieder ftand und trug fie mit ftolzer Würde über die
Breitfeite des Sees. An dem fheel blickenden Hecht vorüber. gefolgt
von feiner langen. funkelnden Shar, Nah der kiihnen Ueberquerung
ging es dann an den Ufern entlang. die Freia fich alle wieder einmal
anfehn wollte. Auf einer kleinen Röhrichtinfel war eine Deputation
der Wildenten verfammelt. deren Anfprache Freia aber niht abwarten
konnte. Sie winkte den durheinander Schnatternden huldvoll zu. und
Gloß. der die Enten niht leiden mochte. trug fie rafch davon. Jn der
tiefen Schilfbuht. dem Wohnfiß der Nixe. mahten fie Halt. Freia war
müde geworden. Der erfte Tag im Leben draußen mahte fie fhläfrig.
Sie verabfhiedete Glotz. nachdem fie ihn zum Abendeffen eingeladen
hatte, Es follte frifhe Shößlinge geben und Rüben vom vorigen
Jahr. Seufzend ftreckte fie fich auf ihrer Sandbank aus und fah einer
ziehenden Wolke nach. ohne von der Sonne beläftigt zu werden. denn
der bc'irtige Shilf überdachte ihr Lager wie eine Laube. Jhr glückliches
Faulenzen wurde nur zuweilen von einigen kleinen Befuhen geftört.
Junge Fröfhe ruderten neugierig heran. zupften mit ihren grünen
Fingern am Goldhaar der Nixe. deffen Strähnen auf dem Waffer
fhwammen. und entfernten fich nah diefer Heldentat eilig. Freia
ahtete niht auf fie. denn fie wußte. daß fie die frechen Jünglinge.
wenn fie fie zornig anfah. in garftige Kaulquappen zurückverwandeln
konnte. Ueber ihr im Himmelsblau tummelte fih ein Rudel Schwalben
und rief ihr zu. daß fie geftern erft aus dem Süden heimgekehrt wären.
Ob fie ihr davon erzählen follten? Freia fhüttelte lähelnd den Kopf.
Sie antwortete: „Morgem Heute bin ih zu müde!“
Da flogen die Vögel fort, Es wurde ganz ftill um fie her, Sie
dehnte fih im wohligen Glück ihrer Jugend. Das linke. weiße Bein
zog fie empor und legte das rechte darauf. es aufmerkfam betrachtend.
Nein. den Fifchfchweif trug fie nie mehr. Es war doch fhöner. die
ganze Menfhengeftalt zu haben. Dadurh unterfchied fie fih auch von
all den Tieren. (Halt fie fchon als Königin im See. fo brauchte fie
auch die einzige Geftalt dafiir. Umfonft war ihr ja niht das fchöne
Zwittertum gegeben. Wie viel Nöte und Schmerzen hatte fie ihm niht
zu danken gehabt! Der heiße Woher da im linken Bufen. den Gloß
senior troß feiner medizinifhen Kenntniffe ihr nie erklären konnte.

Das warme. ruhelofe Fließen durch die ganze, blühende Geftalt. das
fie erft verftanden. als fie fih den Arm an einem Felsblock mund
geftoßen und bemerkt hatte. daß das entftrömende rote Naß ganz_ heiß
war. Auch hier fiand Gloß vor einem Wunder. Zögernd erzählte er
ihr fhließlih. daß feines Wiffens die böfen Menfhen genau folhes
Blut hätten. ganz genau folhes. Und entfeht. wie jemand. der nah
feiner Operation plößlih einer großen Entftellung gewahr wird. hatte
Freia feit diefer Stunde ihren Fifhfhwanz betrahtet. Sie erkannte.
wie er fie quälte. und empfand ihn nur noch als abgeftorben und kalt.
Das heiße Menfchenblut war nie in den Schweif hinuntergefloffen.
Dort. wo ihre weiche. weiße Haut in harteF perlmutterfchimmernde
Shuvpen überging. hatte es fich ftets geftaut und fie gebrannt wie
höllifhes Feuer. um fo ärger. je älter fie wurde. Als wollte ihr Blut
fie zwingen. fih von dem tierifhen Unterleib zu trennen. Jhr armer
Wille hätte dies allein niht vermoht. Sie bat und weinte nach ihrer
Mutter. Jin Spätherbft. bevor der lange Winterfhlaf begonnen. war
ihre Mutter von den Bergen herabgekommen. die holde Wildfrau im
fhimmernden Shneegewand. und hatte. fiir alle unfihtbar, nur nicht
für Freia. mit ihr gefprohen, Bedenklih hatte die Mutter fie angeblickt,
- „Du weißt niht. was du dir wünfheft. du bift eines Menfhen
Tochter. den ih geliebt habe und in den Abgrund ftieß. als er mih
verraten hatte. Nun willft du fein Erbteil ganz? Du fhwimmft mit
deinem Shweif viel leichter im See als mit zierlihen Menfhenfüße'n.
Du weißt nicht. wie wohl uns Kühle und Kälte tut.“
„Matten ih fühle mih halb elend fo. Warum konnteft du mih
niht ganz zum Menfhen oder zum Lihtelb mahen? Warum mußteft
du mih in den dunkeln See fperren?“
„Das war die Folge meiner Verirrung. Aber ih will. daß du
glücklich wirft. Ich gebe dir beides. da beides in dir ift. Wahl dir
jederzeit die Geftalt. die dir wohltut, Nur eines ganz zu fein - das ift
dir verwehrt, Doch bitte ich dich. Freia. denk an meine _Worte wenn
du im Frühling erwahft. Betrahte die Menfhengeftalt nur als geliehn
und als flühtiges Spielzeug. Sie ift niht mehr fiir dich. Die
Schwefter der reinen Gottesgefchöpfe im See zu fein. das fei der Ernft
deines Dafeins. Hier, nimm meinen goldnen Ring. Drehft du ihn
nah rechts herum. bift du ein Fifh. Drehft du ihn nach links. bift
du ein Menfh. Schlaf wohl. Freier.“ - -

Nun war fie erwacht. und finnend. die makellofen Beine über-
einandergefchlagen. ganz ftolz auf ihren neuen Befiß. dachte fie an ihren
Vater. Wo mochte der wohl fein? Lebte er noch in dem großen.
unbekannten Menfchenleben? Sie hätte ihn gar zu gern einmal gefehn.
denn eigentlich war fie ihm dankbar. Ueberhaupt. diefes Menfchen-
leben. , . Warum kam es fo gar nicht an den Güldenfee heran?
War der wirklich ganz unzugängliih fiir zaghafte Menfchenfüße? _-
Was fie bisher von Vertretern der erhabenen Raffe gefehn. war freilich
nicht dazu angetan. ihre Sehnfucht zu fteigern. im Sommer waren
von Zeit zu Zeit ein paar feltfam gekleidete Geftalten heraufgekommen.
blaffe. ermüdete Männer. mit Bergftöcken und nackten Knien. die ftatt
dem b'ofen Schickfal. das fie fo überangeftrengt hatte. zu grollen. fich beim
Anblick des Sees einer rc'itfelhaften Freude hingaben. Mißtönende
Schreie fandten fie. auf einem Beine tanzend. über die ftille Waffer-
fläche hin und hörten nicht mehr damit auf. als fie ein Echo entdeckt
hatten. Erfchrocken fammelten fich in folchen Stunden fc'tmtliche Fifche
im See und duckten fich tief in die fchwarzgrüne Tiefe. Die Enten
flüchteten zum jenfeitigen Ufer hinüber und erzählten fpc'iter. wenn fie in
das Waffer hinabraufchten. was für unheimliche Geftalten wieder ein-
mal gekommen wären. Zum Glück gab es kein Wirtshaus am See,
Der alte Karpfenfepp hatte in feiner baufa'lligen Hütte nur Milch und
Brot, Allenfalls einen Branntwein noch. Die Wandrer fchimpften
jedesmal weidlich darüber und riefen. als ob fie beten wollten. den
Himmel um ein Ding an. deffen Bedeutung die laufchende Freia nie
verftand. .Hotel. Hotel!" riefen fie. .Herrgott. wann kommt hier endlich
ein Hotel? Nicht einmal übernachten kann man am Güldenfee!* So
bereicherte die Nixe ihre Kenntniffe, Menfchen brauchten alfo ein Hotel.
um zu übernachten. Warum oerfchaffte ihnen das der böfe Karpfenfepp
denn nicht? Der grinfte nur immer und war froh. wenn die Fremden
wieder fort waren. Der war überhaupt kein Menfch. Wie ein zottiges.
fchmußiges Tier ging er einher und zankte immerfort mit feinem hexen-
haften Weibe. Das humpelte hinter ihm drein und wollte ihn mit
einem Kochlöffel fchlagen. Dabei verföhnten fie fich immer. die Rütfel-
haften. und blieben Jahr um Jahr in ihrem einfamen Häuschen.
Wovon lebten fie? Von den Mordtaten des graufamen Greifes, Jeden
Abend faß er am Ufer und angelte dem armen Gloß ein paar Enkel
weg. Die Dummen. die nicht alle wurden. fie gingen ihm immer wieder
auf den Köder. Da half keine Warnung. Wie hatte Freia fchon den

alten Verbrecher. wenn er. feine ftinkende Pfeife fchmauchend. am Ufer
faß. erfchrecktt Plößlich war fie vor ihm aufgetaucht und hatte ihn
angeftarrt. als wollte fie ihn in Stein verwandeln. Er erbleichte dann
und murmelte etwas wie Fluch oder Gebet. Aber wenn er am erften
Abend davongelaufen war. fo faß er am zweiten fchon wieder anderswo
und angelte, Sie konnte gegen die Hartnäckigkeit nichts machen. Die
ermordeten. armen Fifchchen verkaufte er irgendwo. Er blieb dann
immer zwei Tage fort. Das waren die Nuhetage für den Güldenfee.
Ia. böfe waren die Menfchen . . . *
Dennoch , . . Dennoch glaubte Freia. daß fie die Richtigen noch
nicht gefehn hatte. Ihr Glaube ftüßte fich darauf. daß fie ihr eigenes.
wunderfames Bild im Wafferfpiegel befah. Die Gefchöpfe. die fich ihre
Verwandten nennen konnten. die follten erft kommen! .Wo waren ihre
Brüder. ihre Schweftern? Und noch etwas andres - wo war es.
das Allerfeltfamfte. das fie .die Antwort* nannte. etwas. das weder
Bruder noch Schwefter fein konnte, Die Antwort! . . . Sie fpielte mit
diefem Begriff. Diefes Spiel war ihr teurer als jeder Ernft. Es tat
ihr. bevor es Wirklichkeit wurde. unendlich wohl. Es linderte ihr
pochendes Herz. es nahm ihre fehnenden. heißen Hände. es ließ fich bei
ihr nieder und fah ihr in die Augen. immer tiefer in die blauen Rätfel-
augen. bis zwei duftige Lippen kamen und fich auf ihre Lippen legten.
lange. lange. So war es. fo kam es. fo empfand fie es. Warum
eigentlich? Was follte die Berührung der Lippen mit Lippen? Was
kündete der große. ertriiumte Blick? , . . Ein Spiel? , . .
Unruhig wälzte fich Freia auf ihrer heißen Sandbank umher.
Jetzt glühte die Mittagsfonne. Alles fchwieg. O. öde war es an
diefem See. fo furchtbar traurig und öde. Schon am erften Tage.
Wenn die Libellen nicht gekommen wären. Die fchwc'irmten wieder mit
ihren ftahlblauen Flügeln um fie herum und ließen fich von ihr hafchen.
denn fie wußten. Freias Berührung tat nicht weh. Aber das Spiel.
das fie fonft am meiften geliebt hatte. ermüdete fie heute. Sie ließ die
Libellen weiterflattern und fpürte plötzlich ein feltfames Brennen in der
Kehle und in den Augen. Etwas Würgendes. fehr Schmerzliches.
Ießt war fie ganz allein. zum erftenmal. und alle andern Wefen waren'
ihr Fremde. Entfeßt ob diefer Erkenntnis fuhr fi'e empor. Sie ftrich
fich das goldne Haar aus der Stirn. Dann ftarrte fie plößlich *unver-
wandt zur Uferlinie hinüber,

Ein Menfch ging da entlang. Es wollte fie dünken- er war
anders als die andern. Sie duckte fich tief in den Schilf und blickte
hin. Wie ihr das Herz klopfte! Der Menfch ging langfam und blieb
zuweilen ftehn- indem er feinen ftummen Blick über den See warf.
Ihm fiel es nicht einx nach feiner Ankunft zu jodeln und zu fchreient
wie die Barbaren im Sommer. Er fchien eine ftille. glückliche Freude
an dem erhabenen Anblick zu fühlen. Die kleine Nixe nahm fogleich
fiir ihn Partei. Sehnfüchtig wartete fie darauf daß er endlich käme-
damit fie ihn deutlich erkennen könnte. Jetzt hörte fie fchon feine
Schritte auf dem Uferkies- und entfeßt- als ob ein neuer Karpfenfepp
fie fifchen wollte- tauchte fie unter. Im Waffer befann fie fich aber
und fprach das Wodanswortt das fie unfichtbar machte, Dann ftieg fie
lautlos wieder empor nnd legte fich auf die Sandbank* die Arme auf-
geftäßt und das Kinn in den Händen haltend. Liftig lächelnd fah fie
ihn herankommen. Der Ahnungslofe - wie war er fchön! Ein
braunen feiner Sportanzugr kein falfches Bauerngewand umfchloß feine
junge. elaftifche Geftalt. Das Geficht war etwas weich für einen Mann-
aber die dunkeln Augen hatten einen rührend kindlichen Ausdruck-
etwa-st was fie hätte in die Hände nehmen und kiiffen mögen. Sie
ftanden ein wenig von und der Einfallr fie troß ihrer Schönheit mit
den Augen der jungen Fifche zu vergleichen, brachte Freia plötzlich zum
Lachen. Da ftußte der Menfch. Mißtrauifch fah er zu ihr hinüber.
hatte fie jeßt völlig im Gefichtskreis.- Er fchien zu glauben„ daß ein
Windesraufchen im Schilf oder ein Kiebißruf ihn genarrt hatte.
Lächelnd fchüttelte er den Kopf und blieb an einem Baumftamm„ den
der Blitz getroffen und als knorrigen Steg weit iiber das Waffer gelegt
hattex ftehn. Er gähnter was der Nixe nicht gefielt denn feine Zähne
erwiefen fich als fäiadhaft. Dann pfifi er einen vergnügten Marfch.
den Nadeßkh-Marfch wie fie fpäter erfuhrt und beftieg mit plötzlichen(
Entfchluß den gebrochenen Baumftamm. Wie ein eleganter Seiltänzer
fchritt ert mit ausgeftreckten Armen balanzierendr auf dem wippenden
Holz fehr weit hinaus. Freia war feine überrafchte Zu-
fchauerin. Sie konnte ihre Luft kaum bändigen. Der Menfch gefiel
ihr. Der fo fpielen konnte ohne Kameraden. Der fo heiter war und
zugleich fo ernfi. Nun ließ er fich behutfam niedert gerade vor ihr-er
Sandbank. Wie dankbar fie ihm dafiir war! Sie fah ihm direkt ins
Geficht. Verhielt fich mäusehenftill. Woran mochte er jest denken?
Der Sonnenuntergang der fich feurig über den See ergoß- fchien ihn

traurig zu ftimmen. Sie wußte niht. warum. aber fie hatte Ehrfurcht
vor diefem Gefühl. das gewiß fehr menfhlih war. Er verfhränkte die
Arme und betrachtete düfter den finkenden Feuerball. Als Kinder der
Sonne fchienen die Menfhen fih alfa niht zu fühlen. Das hatte fie
eigentlich gedaht. Der Blick diefes Mannes bekam jeßt etwas Fernes
und Feindliches. etwas Lihtoerlaffenes. Woran mohte er denken? . . .
Mit großen. ftaunenden Augen fah fie ihn an. Ohne Troft. ohne-
Nähe. Sie durfte fih ihm niht zeigen. Roh einmal tönte wie eine
mahnende Glocke der Rat der Mutter in ihr. .Menfchengeftalt tft nur
geliehen für dih. ein flüchtiges Spiel! Du kannft das eine nie ganz.
fein*l _. . .
Jeßt erhob fih der Menfh. Er feufzte und ging. da er in feiner
ernften Befonnenheit vergaß. zierlih zu balanzieren. mit rafher Aengft-
lihkeit. zum Ufer zurück. Traurig fah Freia ihn fih entfernen. Doh
als fie ihn kaum erkennen konnte. packte fie ein jäher Shmerz. Sie
vergaß die Worte der Mutter. Haftig warf fie fih in den See (der
Menfch fah fih um. da er glaubte. daß ein Fifh gefprungen war) und
holte den Wanderer bald ein. Sie fhwamm neben ihm her und ließ
ihn niht aus den Augen, Jeßt kam die böfe Ecke. wo die Wandrer
immer. wenn es dämmerte. abbogen und den See verlaffend zu Tal
fhritten. Würde auh er verfhwinden? Auh er? - - Sie fuhte
ihn mit ihrem wilden Wunfhe feftzuhalten. Heil ihm! Er ging an
der Eike vorüber. fonft hätte fie ihn gefaßt. Er näherte fih noch ein-
mal der Fifherhütte. ..Na. Sepp. wie ftehts?“ rief er dem Alten mit
wohllautender Stimme zu. ..Hab ih ein Rahtquartter?“
..Wenns fein muß.“ brummte der Fifher.
..Du bift fhon ein liebenswürdtger Wirt. das muß man fagenl
Ja. es muß fein. alter Grobian. denn ih will drei Tage am Gükdenfee
bleiben!“ *
Drei Tagel - Die Nixe erfchauerte vor Freude. Drei Tage.
Das war ein Menfch. So lange wollte er in der elenden Hütte haufen.
wie ein Fifcher leben. nur um des Güldenfees willen. Der brauhte
kein .Hotelf Drei Tage konnte fie ihn fehn.
Er folgte jeßt dem Karpfenfepp. Sie wollte warten. bis er wieder
herauskam. aber rechtzeitig fiel ihr ein. daß fie Glos senior zum Abend-
effen eingeladen hatte. Den würdigen Oheim harten laffen - das
durfte fie doh niht wagen. Sie riß fih gewaltfam los nnd ruderte
eilig. vom Abendwinde umfhauert. über die Breitfeite des Sees zur
N

Schilfbuht hinüber. Als fie fih mit fhlehtem Gewiffen ihrem Heim
näherte. war Gloß fhon da. Er fah ihr ernft. mit gefchloffener Shnute
entgegen. Seine Lippenfäden ftanden heute wie ein großer Shnurrbart
ab - das war ein Zeihen. daß er erregt war. Sie tat. als ob fie
*es niht bemerkte. und richtete eilig das Abendeffen her. Auh er verlor
kein übriges Wort. füllte fih redlih mit den aufgetragenen Speifen an
nnd wifchte fih zuleßt mit einer Bruftfloffe das Maul ab. Dann fah
-er die Nichte rund und ernfthaft an,
..Was haft du. Oheim?“ fragte Freia unbefangen. aber über und
über errötend.
..Bift ja vorhin an mir vorübergefhwomment Da drüben. am
flachen Ufer. Als ich auf dem Wege zu dir war, Haft mih geftreift.
fo daß eine Flocke von meinem Rückenmoos an dir hängen geblieben
ift. und haft ihn doch niht gefehn. den alten Oheim!“
In feinen großen Augen. die gutmiitig fpöttifh fein wollten. lag
eine heimlihe Drohung. Das ließ fie fih niht gefallen. ..Sag es
doh lieber offen heraus. Glos. du haft gefehn. daß ih dem Menfhen
gefolgt bin."
Er fperrte feine Schnute außerordentlich weit auf, ..Hoho. bift
du das?!“
..Jawohll Ich mahe kein Hehl daraus! Wir haben uns nihts
‚zu verbergen!“
..Jh dähte auh!“
..Der Menfch gefiel mir. und daran hindere mih niht. fonft wird
es mir zu langweilig in deinem Güldenfee!“
..Öhot't .
..Ich bin niht undankbar. Oheimt Aber du weißt. ih habe was
von den Menfhen,“
..Warum? Wegen deiner Geftalt? Du bift aus einer ganz kleinen
Mufhel gekommen.“
..So bleibe bei deinem Glauben. Jh tue. was ih mag.“
..Er wird dich fifhen. denn er ift niht beffer als der Karpfenfepp.“
..Meinft du?“
„Mörder find fie alle. Für uns, Ich rede nur von uns. Was
fie untereinander fein mögen. das kümmert mih niht.‟
..Aber michl Jh will jeht wiffen. was fie dort find.“
..Wie willft du das anftellen?“
..Das laß meine Sorge fein.“

„O Freia. Freia - meine Sorge bift du! Laß dih warnen.
Kind!“
„Jh bin nicht wie ihr. lieber Alter. Jch beiße in keine Angel und-
fhwimme in kein Nen. Aber du haft dih ja felbft davor bewahrt. So-
lange fchon. fo lange. Komm und mach dir keine traurigen Gedanken.,
Jß. Hier ift eine befonders fiiße Rübe.“
Doch Gloß bedankte fih und fhwieg. Er blieb noch eine Weile-
anftandshalber. indem er auf das fhwarze Waffer hinausftarrte und nur
von ,Zeit zu Zeit feiner in wunderlicher Zerftreutheit befangenen Nichte
einen Seitenblick zuwarf. Dann fah er. daß der Mond aufgegangen
war. und fhwamm in feiner zitternden Lihtftraße langfam nah Haufe.:
ll.
Freia wartete fchon vor Tagesanbruh auf das Kommen des Men-
fchen. Aber fo früh war der junge Mann niht bei Wege. Sie lernte
heute kennen. was Ungeduld war. Denn fonft -was brauhte Geduld
im Güldenfee? Raftlos fhwamm fie vor den äußerften Shilfftauden
ihrer Buht umher und blickte nach dem Uferwege. Sollte es ihr entgangen
fein. daß er doh fhon Abfhied genommen und zu Tal gefchritten war?“
Aber das war bei ihren durchdringenden Augen unmöglih. Die Wein
des Wattens erhöhte ihr das Gefühl. daß fie Zufhauer hatte. Gloß
mußte geplaudert haben. denn die jüngern Fifche fhwammen auffällig.
mit fheinbarer Harmlofigkeit um fie herum und warfen ihr fpöttifche
Seitenblicke zu. Jn ihrer Erregung faßte Freia es fo auf. obwohl fie
ja bei Fifi-.hen an Seitenblicke gewöhnt war, Shließlih kam es fo weit.
daß Freffer. der Hecht. erfchien und irgend eine höhnifhe Bemerkung
mahte. worauf das harakterlofe Volk. das ihn fonft haßte. in ein
wohliges Gekicher ausbrah. cFreia bezwang ihren Zorn und legte fih.
die Arme verfchränkend. auf die Sandbank, Hier konnte fie - fie hatte
fich unfihtbar gemacht - den ganzen Uferweg überblicken. Aber der
Seht gab keine Ruhe. Er wagte fich mit feinem vergnügten Gefolge
diht an fie heran und rief : ..Was ift denn das fiir ein niedliher Fifh?
Oder ift es gar kein Fifch? Wie fonderbar! Jm vorigen Jahr hatte er
noch feinen ehrlichen Schwanz! Fräulein Fifhin! Wir dulden keine
Maskerade im Güldenfee! Merken Sie fih das!“
cFortfeßung im nächften Heft,

Johannes Schlaf:
Meine fachmännifchen Kritiker

„'l'be matter of the Whole 501m* Metern
ee let't in a moet cleligbtful State of anaer-
tajntzr, anci) edel] be l/EL'F glatt if anyone
can help ue out of it.“
brot'. Kit-zr, [(31, .K8tr0n0rn, Greenwich.

Mit andern zuftimmenden Kundgebungen -* immerhin find auch
-folhe zu mir gelangt - ging mir aus New-York wegen meines Auf-
faßes im erften Auguft-Heft von „Nord und Süd“ über die ..Un-
haltbarkeit der Kopernikanifchen Anfchauung“ ein von dem berühmten
amerikanifchen Aftronom S. Newcomb herrührender Auffaß zu. der
von ..Geheimniffen des Kosmos‟ handelte. die fich ..durch das moderne
Syftem der Aftronomie niht erklären laffen“. Ueber diefe „Geheim-
niffe des Kosmos“ fagt er:
...Unfer ganzes Sonnenfhftem. die Sonne mit allen ihren Planeten.
bewegt fich auf die Leier zu, Wann. wo und wie begann diefe Bewegung.
vorausgefeßt. daß fie überhaupt begann? Wann. wo und wie wird
fie enden. wenn hier iiberhaupt ein Ende in Frage ftehn kann? Das
ift eins der größten aller ungelöften Probleme der Afternomie.“ -
..Ein andres. und wieder eins der größten. die fich der Aftronomie
darbieten. ift das vom Umfang des Univerfums. Gibt es nur diefe
wenigen uns nahen Sterne in einer, räumlich unendlichen Ausdehnung;
bilden fie eine Anfammlung. jenfeits deren 'leerer Raum tft? Mit
andern Worten: hat das Univerfum eine Grenze?“ - Ferner: ..Es
ift mathematifch nachweisbar, daß ein unendlich ausgedehntes Sternen-
fhftem die Himmelsräume mit einem Lichtglanz erfüllen müßte. der
dem der Mittagsfonne gleihkäme. Da das aber nicht der Fall tft.
fo muß man annehmen. daß das Univerfum eine Grenze hat. Aber
das fett uns Wh nicht in die LW. diefe Grenze feftzuftelleu. noch

Meine feehmlinnifchen Kritiker Joh. Schlaf
zu fagen. wieviel Sterne. noch jenfeits der äußerften Leiftungsfühigkeit des teleskopifchen Schauens liegen". - Ferm-:r: „Auf die Frage nach dem Wärmevorrat des Univerfums weiß die Wiffenfchaft zwar eine Antwort. aber keine wirklich zuverläffige. Nimmt man die Theorie von der Wärme jener Himmelskörper an. die Eigenlicht haben -- Sonne. Fixfterne. kosmifche Nebel -. fo läßt fie dennoch ein Problem offen. das fiir unfer gegenwärtiges Wiffen unlösbar bleibt. Was wird aus der gewaltigen Flut von Wärme und Licht. die Sonne und Fixfteme mit. einer Gefchwindigkeit von 180000 Meilen in einer Sekunde in den leeren Raum ausftrahlen? Dies Problem: was wird aus ihr? harrt noch immer feiner Löfung."

Alfo hat die Kopernikanifihe Aftronomie trotz jahrhundertelanger Arbeit und troßdem ihr fehr vollkommene Methoden und Werkzeuge zu Gebote ftehn. nichts darüber ausgemacht. daß unfer Sonnenfhftem auf das Sternbild der Leier zuftrebtl Und fie_ hat ferner in Wahrheit nichts darüber ausgemacht. ob die räumliche Ausdehnung des Kos-mos eine unendliche ift - vielmehr läßt es Newcomb fogar als das ungleich wahrfcheinlichere erfcheinen. daß der Kosmos eine Grenze hat - ebenfowenig wie fie in Wirklichkeit etwas Sicheres über die Vet'-teilung und das Schickfal der Wärme und des Lichts im kosmifchen Raum ausgemacht hat!

Sollte es bei einer folchen Sachlage wirklich eine fo große Un-geheuerlichkeit fein. die Möglichkeit anzunehmen. daß fich von der Seite irgend eines diefer noch völlig ungelöften und unfichern Haupt-probleme her die ganze Kopernikanifche Anfchauung erledigen könnte? Erträgen wir noch dazu. daß hervorragende Aftronomen der Koperni-kanifihen Richtung - z. B. Broctor + die Anfchauung Tychos der Kopernikanifchen gegenüber als mindeftens gleichwertig bezeichnet haben; daß ferner andre berühmte Aftronomen die völlige Unzuverläffigkeitz ja fogar Unmöglichkeit der Varallarenberechnung aussefpr-ochen haben. dann deutet dies alles denn doch auf einen kaum noch befonders verblümten Verzaaungszuftand der Koperuikanif-hen- Aftr-onomie hin!

Der Sturm von Spott und Entrüftung. der fich gegen mich erhoben hat. hätte. fich alfo gut und gern erübrigen können Um fo mehr. da ich keineswegs. blindlings, eine Invektiue. gegen die Kopernikanifche Auffaffung: gerichtet- fondern lediglieh durch eine direkt mrpirifche fach-liche Feftitelluna ihre Unit-.Warten dargetan- habe.

K

If

Es wird deshalb vielleicht intereffant und lohnend fein. fich die
Einwendungen etwas genauer anzufehn. die inzwifchen von einigen
angefehenern. wirklichen Fachmiinnern gegen mich und meine Feftftellung
der tatfächlich und nicht bloß fcheinbar fich vollziehend'en Riickläufig-
keit Jupiters und der Planeten erhoben wurden. Von Intereffe find zwei
von ihnen: Prof. Dr. Ferd. Meif el. der bekannte Darmftädter Optiker und
wiffenfchaftliche Mitarbeiter der ..Frankfurter Zeitung". und Dr. E o u r-
voifier. der ein Mitglied der Berliner Königl. Sternwarte ift.
Prof. Meifel hat in der Nr. der ..Frankf.Zt." vom 6. Auguft acht
enggedruckte Spalten mit einer fachmännifchen Kritik meines Auffaßes
..Unhaltbarkeit derZKopernikanifchen Auffaffung" gefüllt. fogar zwei Zeich-
nungen publiziert. die die Scheinbarkeit. bezw. Relativität der rückläufigen
Bewegung Jupiters verdeutlichen follten. Auf diefen Auffah erwiderte ich
dann in der Nr. der ..Frankf Ztg." vom 12. Auguft mit einer Entgegnung
..Unhaltbarkeit der Kopernikanifchen Auffaffung", Auf fie folgte ein
weiterer Auffaß Prof. Meifels. Nochmals: „Johannes Schlaf contra
Kopernikus". in der Nr. der ..Frankf Ztg." vom 15. Aug. Es war
das leßte Wort. das die Redaktion des Blattes uns in diefer Aus-
einanderfeßung gab.
Die lange Ausführung. die Prof. Meifel in feinem erften Auf-
fuß über. ..Relativität der Bewegung" und damit gegen meine Feft-
ftellung einer tatfächlich und nicht bloß fcheinbar (relativ) fich voll-
ziehenden Rückläufigkeit Inpiters bot. hatte in keiner Weife berück-
fichtigt. daß fich gerade aus dem Refultat meiner Inpiterbeobachtung
ergab. daß die Erde nicht in der Ekliptik und um die Sonne herum
laufen kann; fie bafiere vielmehr nach wie vor darauf. daß die Erde
in der Ekliptik geht, Anftatt auf die Stichhaltigkeit meiner Feft-
ftellungen der fo auffallenden Berfriihung des ..roten Fleckes" zu
achten! Worauf ja doch. wenn Prof. Meifel mich widerlegen und
feinen eignen Standpunkt d. h. den der Kopernikanifchen Aftronomie.
behaupten wollte. gerade alles ankam.
Worüber Herr Profeffor Meifel mich belehren wollte. das wußte
ich felbft. Nämlich daß. wenn die Erde um die Sonne läuft. die
Planeten und Jupiter in Bezug auf die Erde in Epizykloiden
gehn. während ihre tatfächliche Bahn. alfo um die Sonne herum. eine
- von ihren Excentrizitäten abgefehn - kreisförmige fein wiirde.
Deshalb brauchte ich in meiner Entgegnung auch nicht weiter
auf feinen Auffaß einzugehn. fondern konnte mich darauf befchränken.

A. F. van der Meulen:
Ausfahrt Ludwigskxll/L nach
Vincennes
(Galerie Dresden.)

Brof. Meifel einfah noch einmal auf die nähern Daten meiner Feft-
ftellung aufmerkfam zu machen. über die er fo ganz und gar hinweg-
gefehn hatte. Darauf kam fein zweiter Auffatz. der aber leider aber:
mals über die Hauptfache wegfah und im wefentlihen nur das wieder-
holte. was der erfte iiber Relativitüt der Bewegung ausgefiihrt hatte.
Da ich nun aber fowohl Vrof. Meifel gerecht werden möchte und
zugleich im Jutereffe meiner Sache keinesfalls den Shein zulaffen
kann. daß vor der Oeffentlic'hkeit Brof, Meifel mit feinem ..Schlußwort“
auch wirklich zugleich das abfchließende ausgefprohen haben follte. fo
will ich hier noch einmal etwas ausführlicher auf den zweiten Auffaß
von Vrof. Meifel eingehn.
Immer wieder war es alfo die ..Relativität der Bewegung“. die
Herr Vrvf. Meifel mir entgegenhielt. Darüber fagt er in feinem
zweiten Auffah: ..Unter der Bewegung eines Vunktes verfteht man
die Aenderung feiner Lage gegen einen andern Bunkt oder mehrere an-
dre Vnnkte. Das Borhandenfein von wenigftens zwei Vunkten gehört
alfo nicht etwa nur zur iiußcrlichen Feftftellung. fondern zum Begriff
der Bewegung. Bon einem einzelnen Bunkt im unbegrenzten Raum
kann man weder fageu. er fei in Ruhe. noh er fei in Bewegung.
Sind aber zwei oder mehrere Bunkte vorhanden. deren gegenfeitige
Lage fih ändert. fo ift es ganz gleichgültig. welchen von diefen Vunkten
ih mir ruhend denke. auf welchen von diefen Vunkten ih alfa die
Bewegung der iibrigen beziehe. F eftftellen. daß der eine Vunkt
wirklich ruhe. der andre fich wirklich bewege. tft ein Ding
innerer Unmöglichkeit.“
Jft die Definition von Bewegung. die Brof. Meifel da hingeftellt
hat. auch wirklich richtig? Ift unter Bewegung wirklich die Aenderung
der Lage eines Vunktes gegen einen andern oder mehrere andre zu
verftehn? Herr Brof. Meifel verfxeht hier. wie aus dem ganzen Zu-
fammenhang ganz zweifellos hervorgeht. unter „Punkt“ immer kos-
mifhe Körper. und unter der Lageberänderung von ..Vunkten't unter-
einander die gegenfeitige Lageberänderung von kosmifhen Körpern!
Jft diefe Definition richtig? Sie ift es keineswegs. fondern es fteht
vielmehr fo. daß die Aenderung der Lage eines Bunktes gegen einen
andern lediglich ein Anzeih en von Bewegung ift. nicht einen
Augenblick kann aber Bewegung damit wirklich erfchöpfend und genau
definiert fein! Und übrigens würde es fich hier auh nur um ein.
wenngleich hauptfächlichftes Merkzeich en von Bewegung handeln!

Was ift Bewegung? Bewegung ift ein Zuftand eines Punktes; und
zwar der einer grad- oder kruumilinig fich vollziehendeu Veränderung.
bezw. Weiterrückung feiner jeweilig momentanen Lage im Raum.
(Damit hätten wir freilich vorderhand auch nur eine mehr üußerliche
Definition von Bewegung geboten. Die eigentlichfte. das wahre Wefen
von Bewegung erfaffende und erfchöpfende. wiirde Bewegung als
Polarität oder als die beftändige gegenfeitige Auslöfung zweier Pole
erkennen, Das wäre jenes Wefen und jener Grundzuftand von Be-
wegung. von dem her fich jeder andre Zuftand von Bewegung erft
vollftändig erklärt. Doch mag uns hier vorläufig die mehr äußerlihe.
aber für unfreJZwecke zureihende Definition von Bewegung. die wir
eben aufgeftellt haben. genügen.)
Wenn wir uns nun aber vergegenwärtigen wollen. was wir mit
diefer Definition der unzureichenden des Herrn Prof. Meifel gegenüber
gewonnen haben. die uns fo ganz und gar auf die Lageberänderung
zweier Punkte untereinander befhränken wollte. fo wäre z. B. von der
Bewegung Jupiters zu fagen. daß diefe keineswegs nur aus einer
Relation zur Sonne. zur Erde oder zu fonft einem kosmifchen Körper
erkannt und feftgeftellt wird. fondern auh noch auf andre und eigent-
lihere Weife. Z. B. damit. daß wir Jupiter von einem Zeichen des
Tierkreifes ausgehn und durh die andern Tierzeichen hindurch zurück-
kehren fehn, Daran hat man z. B. erkannt. daß Jupiter in 11 Jahren
317 Tagen 14 Stunden einmal feine Bahn befhreibt. Man hat
damit einen Anhalt fiir die Jupiter tatfählih eigene Bewegung. die
er abgefehn von einer Relation zu Sonne oder Erde befißt. Ich füge
hinzu: man hat einen folchen Anhalt ferner auch gerade in den Be-
wegungsvorgiingen feiner Oberfläche; und man hat fie für feine tat-
fähliche und niht bloß relative Rückläufigkeit in jener fo auffallend
vorrückenden Verfrühung des ..roten Flecks".
'l
Wir haben alfo Prof, Meifels unzureichende Definition durch eine
eigentlichere und richtigere erfeßt. Kann man nun aber ferner. um auf
Prof. Meifels weitere Ausführung einzugehn. wirklich von einem ein-
zelnen Punkt im Raum weder fagen. er wäre in Ruhe noch er wäre
in Bewegung? Ich meine vielmehr: man kann das durhausl Denn
wenn wir auch nur aus Anzeichen. wie wir fie oben berührt haben.
erkennen können. ob ein Punkt fich in Bewegung oder in Ruhe befindet
-- davon abgefehn. daß ein wirklich völlig in Ruhe befindlicher Punkt

im Kosmos iiberhaupt niht vorhanden ift - fo ftellen wir ja doch
unter allen Umftänden Bewegung feft. Und alfo ift Bewegung
vorhanden, Nur w eil Bewegung ift. können zwei Punkte ihre Lage
zueinander verändern. Was aber wäre denn fonft vorhanden. als
Punkte. bezw, kosmifche Gebilde. das fich bewegte?
Was aber hätte es denn ferner fiir einen Sinn. fich folch immer
„einzelnen Punkt im unbegrenzten Raum“ vorzuftellen? Aber wo
wäre er denn? Und was wäre er denn anders als die barfte. blankfte
Chimäre. da ja doch tatfächlih beftändig unabzählbar viele Punkte in
der räumlichen Ausdehnung vorhanden find und jederzeit in Bewegung -
und gegenfeitiger Lageveränderung fich befinden?! -
Alfo bleibt es dabei: den Punkten oder kosmifchen Körpern und
jedem einzelnen von ihnen eignet Bewegung! Und das ift eine ganz
fichere und pofitive Ausfage und Feftftellung. Aus der fich mit jeder
Notwendigkeit auh ergeben muß. daß Jupiter feine ihm eigene Art
und Zuftändlichkeit von Bewegung hat. von der fcheinbaren abgefehn.
die er zur Sonne. oder zu einem andern Körper. oder etwa zu einer
in der Ekliptik gehenden Erde befißt. Und grade diefer Umftand konnte
denn auh die Möglichkeit gewährleiften. dariiber etwas Siheres aus-
zumahen. ob die Erde iiberhaupt. wie die Kopernikanifche Anfhauung
annimmt. auh wirklich fich in der Ekliptik und um die Sonne herum
bewegt!

*

Aber laffen wir Prof. Meifel fortfahren. Gr fhreibt: ..Sind
aber zwei oder mehrere Punkte vorhanden. deren gegenfeitige Lage fih
ändert. fo ift es ganz gleichgültig. welchen von diefen Punkten ich
mir ruhend denke. auf welchen von diefen Punkten ich alfo die Be-
wegung der iibrigen beziehe.“
Sollte das wirklich fo ..ganz gleichgültig“ fein? Aber dann
wäre ja jedwede Aftronomie geradezu unmöglich; zum mindeften aber
beftiinde fie aus einem einzigen Gewebe vollftändiger Willkürlihkeitenl
Welche einzige aftronomifhe Anfhauung. fei fie die Ptolemäifche. die
Kopernikanifhe. die Thchos oder fonft eine. diirfte alsdann denn auh nur
noch einen Augenblick prätentieren. ernft genommen zu werden? Und
hätte Prof. Meifel da niht den Wert der Diskuffion. in die er fich
mit mir eingelaffen. auf der Stelle vollftändig illuforifch und hinfällig
gemacht? Wahrhaftig. eine folche ..Relativität von Bewegung“: was
wäre fie anders als das Unding einer Nelativität ohne jede fichere

und verläßlichc Relation. d. h, alfo fo gut wie ohne jedwede Relation?
Das wäre denn doch wohl nur noch der vollftändigfte und zudem ver-
hängnisvollfte wiffenfchaftliche Rihilisinus. die öffentliche Bankrott-
erklärung der Aftronomie! -
Glücklicherweife fteht es aber denn doch anders. Brof. Meifel kann
eine folche Behauptung nicht aufrechterhalten. Denn immerhin hat er
fich ja in feinen Ausführungen mit der fonftigen Aftronomie auf den
Kopernikanifchcn Standpunkt geftellt. der die Bewegung des Jupiter
in beftimmte Relation zur Sonne bringt und nur in unmaßgeblichere
zu einer in der Ekliptik gehenden Erde. - Freilich wird es ja nun
aber von jeher das Leidwefen gerade der hervorrageudften Aftronomeu
gewefen fein. daß fie. anftatt mit ein er. ein fiir allemal beftinimten
und fichern Relation kosmifcher Bewegung. ftets mit im wefentlichen
zwei Richtungspunkten zu tun hatten: mit der Sonne und mit der
Erde! So daß man fagen könnte. daß diefe beiden für uns wichtig-
ften aller kosmifchen Körper noch immer im Streit um das kosmifche
Brimat ftehn; trotz Kopernikusl Ein Zeichen. was für eine höchft
mißliche Sache noch immer diefe ..Relativität der Bewegung“ iftl
Und ein Zeichen. daß noch immer das allerwiclitigfte kosmifche Problem
im Hintergrund fteht. nach wie vor. und die Aftronomie daran mahnt.
daß es zu erledigen tft! Unter allen Umfta'nden und vor allem zu
erledigen ift. weil denn am Ende doch felbft die ftolzeften Ausmachungen
und Berechnungen der Aftronomie eitel Dunft und Ohnmacht fein
könnten. wenn man fich nicht d er Relation verfichert hat. ohne die
felbft ein kleiner wirklich errungener Vorteil nur eine fehr u u v er -
diente Gnade fein wiirde! In der Tat: welchen einzigen wirklich
fichern Schritt kann denn die Aftronomie tun. wenn nicht die kos-
mifche Relation. wenn nicht die kosmifche Z entrale fcftgemacht ift?
Oder follte etwa. troßdem wir die Einheitlichkeit der Kraft feftgeftellt
haben und das Borhandenfein von kosmifchen Shftcuien und deren
ftufenreichen Zufammcuhang untereinander. eine folche kosmifchc Zen-
trale iiberhaupt nicht vorhanden fein können? Wäre fie etwa wirklich
bloß fo eine Einbildung. nach der zu fuchen eines erften Aftrononien
nicht einen Augenblick mehr würdig wäre? Welch ein verhängnis-
voller Irrtum! *
Es wird alfo feftftehn: Selbft mit einer noch fo bloß plaufibeln
Relation aller kosmifchen Bewegung dürfen wir uns nicht zufrieden

geben; fie läßt uns. wie die mißlichen beid en kosmifchen Rüftungs-
punkte der heutigen Aftronomie beweifen. nur zu fehr beweifen. ewig
nicht aus der fchweifendften. unzureichendften. unerläßlichften Hhpothefen-
wirtfchaft heraus! Sollte es denn nun aber nachgerade noch fo gar
fchwer fein. die wirklich e. die abfo lute. zentrale Relation der
kosmifchen Bewegung. die maßgebendfte und nöti gen dfte. zu
finden?
Wiffen wir doch alle ohne weiteres. daß Bewegung als folrhe
tatfächlich vorhanden ift. D. h. alfo. daß der K o s m o s . daß die ko s -
mifchen Körper fich bewegen. Zugleich wiffen wir. daß Be-
wegung _ ich deutete fchon oben an. daß wir eigentlich dafür richtiger
nnd beffer fagen: Polarität! - in vollftändiger Einheit fteht,
Das aber kann wieder nichts andres heißen. als daß Bewegung zen-
tralifiert ift. Befißt Bewegung doch eine Richtung! Alfo
auch eine Grenze und einen Ausgangspunkt. Denn dies
beides liegt wieder im Begriff der Richtung, Was aber könnte ihr
Ausgangspunkt andres fein als ihr Zentrum? Folglich muß
diefes Zentrum einheitliche kosmifche Bewegung oder Polarität.
auch deren Richtungspunkt oder die Relation aller ihrer
Einzelznftände. Phafen. Grade fein! Aus alldem erhellt aber. daß
wir vom Wefen der Polarität aus zur endgültig exakten Feftftellung
der allgemeinen kosmifchen Z e ntrale gelangen miiffen. Sie muß
der kosmifche Punkt fein. um den. von feiner eignen polaren Bewegung
an ein und der gleiehen Stelle beftimmt. aller kosmifche Umlauf kreifen
muß. Finden wir alfo auf irgend eine Weife (nochmals: vom Wefen
einheitlich er Polarität aus!) denjenigen kosmifchen Körper. um
den aller kosmifche Umlauf herumgeht. fo ift er der kosmifche Zentral-
körper und birgt den abfolnten Richtungspunkt aller kosmifchen Be-
wegung! Nun. diefer Richtungspunkt ift kein andrer Körper als unfre
Erde. und kein andrer birgt ihn! Wenn das aber richtig ift. fo muß_
auch meine Feftftellung hinfichtlich der nicht im Kopernikanifchen Sinn
fcheinbaren. fondern tatfächlich. d. h. ohne jeden Bezug auf eine eklip-
tifche Erdbahn. fich vollziehenden Rückläufigkeit Inpiters nnd der
Schluß richtig fein. der fich fofort auf das Verhalten der Erde bin-
fichtlich ihrer Bewegung ergeben muß! (Abgefehn von dem eigent-
lichften. hauptfächlichften Beweis. den ich in meinem Buch ...itosmos
und kosmifcher Umlauf“ bieten werde.)
*

Sehn wir zu. was Herr Vrof. Meifel gegen diefe tatfächliche
Riickläufigkeit einzuwenden hat. Denn wenn auch nur fehr kurz.
berührt er in feinem zweiten Auffaß immerhin nachträglich meine
Hauptfache. nämlich die Verfriihung des ..roten Flecks“.
Er fchreibt: ..Die Verfrähung im Eintritt des ..roten Flecks“.
auf die Schlaf das Hauptgewicht legt. erklärt fich in der Hauptfache
aus der Achfendrehung der Erde einerfeits und der des Jupiter
andrerfeits und hat mit der Frage. die Schlaf entfcheiden möchte . . .
gar nichts zu tun.‟ Vrof. Meifel hat hier iiberfehn. daß fie. befonders
bei den fo ganz und gar auffallenden und ungewöhnlichen Umftänden.
unter denen fie fich vollzog. alles fiir die Hauptfache. auf die es
mir ankommt. geradezu alles. entfcheidet und daß fie gerade alles mit
ihr zu tun_ hat. Was aber hat die Achfendrehung der Erde mit der
Verfriihung des ..roten Fleckes“ zu tun? Es ift mir ganz unver-
ftändlich. wie Herr Vrof. Meifel dazu kommt. hier die Achf en-
d r e h u n g d e r E r d e heranzuziehnl Sie entfcheidet. bezw. bewirkt ja
doch. was Jupiter betrifft. weiter nichts als deffen täglichen öftlichen
Auf- und weftlichen Untergang für uns! Die Achfendrehung des
Jupiter felbft exiftiert zwar fiir mich überhaupt nicht. fondern lediglich
ein regelmäßigerllmlauf feiner leichten und fehr beweglichen Ober-
fläche. fie bedeutet andernteils aber auch weiter nichts als eine Tau-
tologie. Denn es verfteht fich von felbft. daß der ..rote Fleck‟ fich
deshalb um Jupiter herum b e w egt. wei(deffen Oberfläche einen
regelmäßigen Umlauf hat. Ganz felbftverftändlichl Fiir eine Ver-
friih un g des ..roten Flecks“ aber. und ganz und gar für eine fo
überaus auffallend fich vollziehende. kann diefer Umlauf der
Jupiteroberfläche und fomit des ..roten Flecks‟ nichts befagenl
Wenigftens erklärt er diefe Verfriihung. und gar dief e. nicht einen
Augenblick, Es find eben wefentlich andre Urfachen hinter ihr zu ver-
muten. durch die fie bewirkt wird!
Vrof. Meifel fährt dann fort: ..Bei der Bewegung des merk-
würdigen Flecks kommt aber weiter in Betracht. daß auf dem Jupiter.
wie auch auf der Sonne. die Winkelgefchwindigkeit eines Vunktes der
Oberfläche mit dem wechfelnden Abftand des Punktes vom Aequator
abnimmt.“ Nun. Herr Vrof. Meifel hätte mir fchon zutraun dürfen.
daß mir das bekannt war. Aber was foll es im iibrigen hier befagen?
Die Winkelgefchwindigkeit des fiidlichen Aequatorbandes. in dem der
..rote Fleck‟ fißt. der Bewegung des Aequators felbft gegeniiber kann

uns hier ja doh ganz gleichgültig fein. Mag der Aequator fih be-
wegen. wie er will. genug: Das fiidlihe Aequatorband und der ..rote
Fleck“ haben ihre Bewegung. wie er die feine; beider Verhältnis zu-
einander ift uns hier gleihgiiltig. dagegen geht die Bewegung des
fiidlichen Aequatorbandes. an deffen eigne m gewohntem durhfhnitt-
lihem Umlauf gemeffen. entweder normal oder abweihend. Und das
ift es. was hier einzig und allein in Betraht kommt! Geht fie aber
wie im Fall der Rückläufigkeit Jupiters. fogar auffallend abweihend.
wie ih es nahgewiefen und feftgeftellt habe. fo bleibt das eben zu
erklären und zu verftehnl Leider hat Herr Prof. Meifel iiber diefen
fehr wihtigen Umftand hinweggefehn!
Weiter: ..Shließlih kommt noh in Betracht. daß fhon fett den
.Jahren 1879 eine Eigenbewegung des ..roten Flecks“ beobahtet wird.“
Auh das war mir durhaus niht unbekannt. Aber diefe Eigen-
bewegung ift. gegen die fonftige Umlaufszeit des fiidlichen Aequator-
bandes gehalten. eine viel zu geringe. als daß fie bei einer Differenz.
wie ih fie beobahtet und feftgeftellt habe. irgendwie in Betracht
kommen könnte! Ich habe diefe E i g e n b e w e g u n g e n des ..roten “
Weeks“ die Zeit über. die ih Jupiter beobahtet habe (Mai. Juni.
Juli. Auguft) gar wohl wahrgenommen: aber fie hatten niht das
mindefte mit diefer Berfrühung im Ein- und Austritt zu tun. die irn
Zeitraum eines Monats von 1/4 Stunde bis zu ganzen 5 Stunden
zunahm.
Ferner hat Prof. Meifel überfehn. daß es fih um eine wirklihe
Umlaufsverfhiebung des ..roten Flecks“ hier ja gar niht
handelte. fondern darum. daß Jupiter in einer folchen Bahnrihtung
retrograd ging. daß er allmählich gegen uns feine eine Seite mit der
andern vollftändig vertaufchte! So daß alfo die Verfrithung des
..roten Flecks‟ keine eigentliche und wirklihe Oberflähenumlaufsftörung
war. fondern nur eine f heinbare. die fich eben dadurh ergab.
daß Jupiter allerdings die Seite. die er uns bisher zugewandt hatte.
gegen den zweiten ftationären Punkt hin und um denfelben herum mit
der andern umtaufhte. (Die er alsdann feit dem 11. Juni uns un-
verändert zugekehrt hält!) Alfo auh diefer Einwurf Prof. Meifels
hat fih vollftändig erübrigt. Das aber war iiberhaupt alles. was er
meiner wefentlihen Hauptfahe entgegenzuhalten gewußt hat.
Demnach hat auh Herr Profeffor Meifel meine Feftftellung und
infolgedeffen auh die hochwichtige Folgerung. die fih aus ihr ergibt.

niht hinfällig machen können. So daß fie nach wie vor zu reht
beftehn bleibt. und die Aftronomie nachgerade denn doh wohl genötigt
fein wird. ihr ernftliche Beachtung zu fchenken!
»c
Zh fchickte feinerzeit der Berliner Königlichen Sternwarte ein
Exemplar meines Auffaßes ..Unhaltbarkeit der Kopernikanifhen An-
fchauuug“ ein. Nah einiger Zeit erhielt ih folgenden Brief. den ih
um fo eher veröffentlichen darf. als fein Inhalt weiter niht privater
Natur. fondern von allgemeinerm Jutereffe ift. und weil überdies ja
ih es bin. der. wenigftens von einem gewiffen Standpunkte aus. fchleht
darin wcgkommt.
Berlin. 14. 8. 1910.
Sehr geehrter Herr! Zu dem uns eingefandten Auffah ..Unhalt-_
barkeit der Kopernikanifhen Anfhauung“ erlaube ih mir das Folgende
zu bemerken.
Es wiirde fich fiir einen ernfthaften Aftronomen wirklich niht
verlohnen. näher auf die Art und Weile einzugehn. mit der Sie die
Lebensarbeit eines Kopetnikus abzutun glauben. wenn Ihre Rechnung
niht u. a. einen fo fundamentalen. überaus lüherlihen Fehler enthielte.
daß man erwarten darf. es möchte ein kurzer Hinweis auf ihn felbft
Ihnen die Augen öffnen.
Sie nehmen der ..Bequemlichkeit wegen" Ihre Bergleihstabelle
der Ein- und Austrittszeiten des ..roten Flccls" mit der runden Ro-
tationsdauer fiir denfelben von 10b. ohne es für nötig zu halten.
irgendwie auf den genauern Wert dcsfelben - etwa 9i1 55m 408-
zurückzukommen,
Wie Sie felbft leiht nahrehnen können. bedingt aber der Unter-
fhied von 4m L08 im Laufe eines Monats eine fheinbare Berfrühung
im Erfcheinen des roten Flecks von etwas iiber 5b. denfelben Betrag.
den Sie beobachtet haben. Weitere Bemerkungen find überfliiffig.
Hohahtungsvoll
Kgl. Sternwarte Berlin.
J. B. Dr. L. Courvoifier.
Herr Dr. Courvoifier geht mir niht befonders glimpflich. jedenfalls
aber etwas zu lakonifch zu Leibe. Denn ich habe mich vergeblich
bemüht. die Rechnung durchzuführen. die er mir da in Borfhlag bringt.
Zh war fogar noch niht einmal imftande. ihren Zweck einzufehn.
Denn was folk diefe Differenz von 4m 208 da. auf die mih Herr

Dr, Courvoifier aufmerkfam macht? Der eigentlihe Umlauf des ..roten
Flecks“ beträgt 9b 55m 4() 5- Gut! Dr. Courvvifier hat darin
reht. Wenn er aber ihn hat und keinen andern. alfa wenn er niht
rund 10b unilciuft. fo kann doh wohl auh die Differenz 4 m L0 8 zwifhen
9b 55m 408 und rund 10i' in Wirklihkeit gar niht in Betracht
kommen. gefchweige denn ganz und gar. daß wirklich eine bis zu
5b vorfhrcitende Berfrühung des ..roten Flecks“ dnrh fie zuftande
kommen könnte! Mit andern Worten: es w'cire vollftändig ausgefchloffen
gewefen. daß ih fie hätte beobachten und feftftellen können!
Nun aber habe ih tatfiichlih eine Berfrühung des ..roten Flecks“
bis zu 5b beobachtet. und zwar bei einer Annahme von rund 10d Um-
laufsdauer. Was kann dies einzig noh befagen? Nichts anders. als
daß diefe Berfrühung einzig und allein Bezug hat auf die faktifche
Umlaufszeit von 9b 55m 408 - die mir. wie Herr Dr. Courvoifier
getroft glauben darf. ganz wohl bekannt war. - daß ich mir aber
geftattete. die paar Minuten Differenz außer Acht zu laffen und rund
10b anzunehmen. ..Der Bequemlichkeit wegen“ infofern. als es bei
fo gar fehr auffallenden und großen Berfchiebungen niht von nöten
war. die eigentliche Umlaufsdauer in Rückfiht zu nehmen. die bei der
Aufftellung der Bergleichstabelle der Ein- und Austrittszeiten mit ihrer
Rechnung nah Minuten und Sekunden. wo möglih bis in alle prekären
Bruhteile kleinfter Zeitmaße hinein. lediglich mir und dem Lefer meines
Auffatzes ftörend gewefen wiire. Genug. daß der ..rote Fleck“. wenn
ih ihn etwa 1/2 9 Uhr erwarten durfte. dann auch wirklih fo ziemlich
zu diefer Zeit eintraf. Die paar Minuten friiher oder fpiiter kommen
hier ganz und gar niht in Betraht. Sanft hätte ich ja. ganz
genau genommen. nicht etwa nur 9b 55m 403 in Rückficht zu nehmen
gehabt. fondern auch noch andere Umlaufszeiten. Zum Beifpiel hatte
der ..rote Fleck“ um den 15. Mai herum 9b in. 695 Umlaufsdauer.
um den 5. Juni herum 9b 55 in. 74 und um den 6. Juni herum
9b 55711. 85. Was wäre das für eine endlofe und hier noch dazu
vollftiindig erläßlihe und alfo unnüße Rehnerei geworden! Deshalb
habe ih fie mir und dem Lefer meines Auffaßes erfpart und durfte
das mit dem beften Gewiffen.
Nun aber noh eine Frage. Herr Dr. Courvoifier fheint ja wohl
ganz und gar anzunehmen. daß ..im Laufe eines Monats“ der ..rote
Fleck“ ftets eine folche Berfrühung zeigte? Das wäre allerdings das
Allerneufte; das. meines Wiffens. bisher noh keinem Aftronom

bekannt gewefen ift. Ich habe kürzlich wegen meines Auffaßes mit
einem unfrer namhafteften Jupiterforfcher im Briefwechfel geftanden:
Wenn jemand. fo hätte er mih ficherlich auf einen folhen Umftand
aufmerkfam gemaht. Aber er hat es niht getan. obgleich er. troßdem
wir uns in (wefentlihen Punkten verftanden haben. durhaus niht
blindlings auf meiner Seite ftand. Weiter aber: ih habe Jupiter und
den ..roten Fleck" feit dem 11, Juni. wo die äußerfte Grenze der Ber-
Frühung. 5 Stunden. erreiht war. bis Mitte Auguft Abend fiir Abend
beobachtet. Zweimal hätte. nah Dr. Courvoifiers Rechnung. diefe
fiinfftiindige Berfriihung während diefer Zeit von neuem fih vollziehn
miiffen; es ift indeffen niht das mindefte dergleihen gefhehn; fondern
der Ein: und Austritt des ..roten Flecks“ vollzog fih fortgefeßt und
im wefentlihen unverändert nah Maßgabe der am 11. Juni erreichten
Umlaufszeit! Wenn alfo ein Rehenfehler in Frage kam. fo war er.
fürchte ih. lediglih auf Dr. Courvoifiers Seite,
Das waren die beiden fahmännifhen Kritiker. die ich bis jeßt
am ernfteften zu nehmen hatte. Es ift ihnen niht gelungen. die
Rihtigkeit meiner fo außerordentlih wichtigen Feftftellung zu erfhiittern.
Sollte man aber dennoch geneigt fein. fie weiter zu beanftanden.
fo bitte ih.“ wenigftens genau auf den fo wihtigen und fhier aus-
fhlaggebenden Umftand zu achten. daß die Berfiiihung vom 12. Mai
bis zum 25. bezw. 26. Mai bloß bis zu 3/4 Stunde vorfhritt. in der
kurzen Zeit vom 26. Mai bis zum 1, Juni aber eine rapid e Zu-
nahme bis iiber 2 volle Stunden zeigte. die fich dann noch. nicht
minder rapid. bis zum 11. Juni auf volle fiinf Stunden fteigertel

Knut Hamfun:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderers.
Einzige berechtigte Ueberfeßung aus dem Rorwegifchen von Pauline Klaiber

Fortfeßung
Im obern Stockwerk blieben wir auf dem Flur ftehn. In Frau.
Falkenbergs Zimmer ging es fehr luftig her. Aber Frau Falkenbergs-
Stimme klang klar und hell. keineswegs betrunken. ..Ja. fie ift doch recht
lieb.“ erklärte Ragnhild.
Ich hätte Frau Falkenberg gar zu gern einen Augenblick gefehn.
Ragnhild und ich gingen nun in die Küche und feßten uns da nieder.
Aber ich hatte keine Ruhe; fchon nach einer kleinen Weile nahm ich die
Lampe in die Hand und bat Ragnhild. mitzukommen,
Wieder gingen wir ins obere Stockwerk hinauf.
..Sag nun der gnädigen Frau. ich ließe fie bitten. einen Augenblick"
herauszukommen.“
..Aber warum denn?“
..Ich hab ihr etwas auszurichten.“
Da klopfte Ragnhild an die Tür und ging hinein,
Erft in diefem Augenblick überlegte ich mir. was ich ihr denn eigent-
lich ausrichten könnte. O. ich könnte ihr ja nur feft ins Geficht fehn und
fagen: ..Der Herr Kapitän läßt grüßen.“ Würde das genug fein? Oder-
ich könnte auch fagen: ..Der Herr Kapitän hat felbft fahren müffen. weil
Nils fagte. er könne niemand entbehren.“
Aber ein Augenblick kann manchmal fehr lang fein. und man kann.
mit Blißesfchnelle denken, Ich hatte Zeit genug. diefe beiden Pläne zu

verwerfen und einen dritten auszuhecken. ehe Frau Falkenberg kam. Aber
der legte war wohl auch nicht beffer als die beiden erften.
Run trat Frau Falkenberg aus der Tür und fragte verwundert:
..Was willft du?
Und Ragnhild trat auch het-zn und fah mich fragend an.
Ich ließ das Licht der Lampe auf Frau Falkenberg fallen“ und fagte:
..Entfchuldigen Sie. daß ich fo fpät noch komme. aber ich muß morgen
in aller Frühe auf die Poft und wollte fragen. ob die gnädige Frau
vielleicht Briefe zu beforgen hat?“
..Briefci Rein.“ fagte fie und fchüttelte den Kopf.
Sie hatte einen abwefenden Ausdruck. fchien jedoch keine Spur be-
trunken zu fein; vielleicht hielt fie fich auch nur mit Gewalt aufrecht.
„Reim ich hab keine Briefe zu beforgen.“ wiederholte fie und machte
Miene. wieder hineinzugehn.
..Dann entfchuldigen Sie.“ fagte ich noch einmal.
..Gehft du im Auftrag des Kapitäns?‟ fragte fie nun.
..Reim für mich felbft.“ oerfeßte ich.
Ießt ging fie wirklich. und unter der Tür rief fie den andern in
empört-em Tone zu:
..Das war auch ein Vorwand!“
Ragnhild und ich gingen wieder hinunter. Run hatte ich die gnädige
Frau alfo gefehn.
Ach. aber in welchem gedemütigtem Zuftand faß ich nun da! Und
es trug auch durchaus nicht zu meiner Beruhigung bei. daß Ragnhild fich
verfchnappte und etwas fagte. wobei ich am liebften in ein Mausloch ge-
krochen wäre. Die gute Ragnhild hatte mir gewiß nur was vorgeflunkert.
und der Kapitän hatte fie gar nicht Wache ftehn heißen. Sie behauptete
jeßt. ich hätte fie mißverftanden. aber ich 'ließ mich nicht mehr täufchen;
Ragnhild fpionierte heute ganz auf eigne Rechnung. grade wie fonft auch.
nur aus Liebe zur Sache.
Ich zog mich in meine Kammer zurück. Was hatte ich nun mit
meiner unangebrachten Aufdringlichkeit ausgerichtet? Einen Vorwand hatte
Frau Falkenberg es genannt; fie hatte mich alfo wohl durchfchaut. Und
in meiner unglücklichen Stimmung gelobte ich mir. daß ich mich von nun
an um nichts und um niemand mehr kümmern wolle.
Dann warf ich mich ganz angezogen auf mein Bett.
Nach einer Weile höre ich durch mein vffnes Fenfter Frau Falken-
»bergs Stimme auf dem Hof. Sie fpricht laut und deutlich. der Ingenieur

ift bei ihr und erwidert ab und zu ein paar Worte. Frau Falkenberg ift
entzückt über das wundervolle Wetter. iiber den warmen Abend; fie fagt.
es fei herrlich hier draußen. viel beffer und fchöner als drinnen!
Aber jeßt fchien mir ihre Stimme weniger klar zu fein.
Ich lief ans Fenfter und fah die beiden drüben an den Stufen zum
Snringenwäldchen ftehn. Der Ingenieur fchien etwas auf dem Herzen zu
haben. das er noch nicht in Worte hatte kleiden können. denn er fagte:
..Hör mich nun einen Augenblick an!“ Und nun folgte eine kurze erregte
Rede. die auch ihre Antwort bekam. ja die ihren Lohn bekam.
Er fchrie auf fie ein. als wenn fie taub wäre. weil fie fich fo lange
taub gegen ihn gefiellt habe; dort auf den fteinernen Stufen ftanden die
beiden. und keins kümmerte fich im geringften um fonft jemand auf der
Welt. Mochten fie horchen. mochten fie fehn. -- die Nacht gehörte ihnen.
der Frühling trieb fie wohl auch zufammen. Er war wie ein verliebter
Kater; jede ihrer Bewegungen erhißte fein Blut. und er hätte fich am
liebften auf fie geftürzt; und da alles zur Tat hindrängte. war in feinem
Drang nach ihr eine brutale Gewalt. Der Teufelskerl!
„Ich hab nun lange genug darum gebettelt.“ fagte er fchweratmend,
..Geftern haft du beinahe gewollt. heute bift du wieder taub. Ihr alle
miteinander. du und der Bruder und die Tante. wollt euch luftig und nn-
fchuldig amüfieren. Ich aber foll daneben fißen und zufehn und den
Kabalier der Damen machen. Aber bei Gott im Himmel. nein! Denn
du ftehft vor mir wie ein mit Früchten beladener Garten. und die arm-
felige Hecke herum. die Pforte. - weißt du. was ich mit der jeßt tue?“
..Was willft du tun? Nein. du haft zu viel getrunken. Hugo. du
bift noch fo jung. Wir haben beide zu viel getrunken.‟ fagte fie.
..Und dann treibft du ein ganz fchlaues Spiel mit mir.“ fährt er
fort. ..Du fchickft Expreßboten nach einem Brief. auf den du vorgeblich
nicht länger warten kannft. und gleichzeitig haft du das Herz. mir in
Ausficht zu ftellen - mir zu verfprechen -‟
..Ich will es nie wieder tun.“
..Es nie wieder tunl“ fuhr er auf. ..Was will das heißen? Ich
hab dich einem Mann entgegenkommen fehn - nun ja. mir felbft ent-
gegenkommen fehn - mit etwas Lebendigem. mit der Zunge. und du haft
mich geküßt. Ach. fchweig nur mit dem Gerede. du wollteft es nie wieder
tun! Es ift getan. ich fühle es noch. es war fchre>lich lieb von dir. und
ich danke dir. daß du es getan haft. Du trägft ja fogar den Brief noch
bei dir. komm. laß mich ihn fehn!“

..Du bift fo heftig. Hugo. Rein. es ift fpät. Jetzt geht jedes auf
fein Zimmer.“ *
..Willft du mih den Brief niht fehn laffen?“
..Warum denn? Nein.“
Da mahte er eine Bewegung. als wolle er Gewalt anwenden. blieb
aber doh ftehn und preßte hervor:
..Wiek Nicht? Du bift wirklih - ih will niht das Wort gemein
gebrauhen. aber du bift vielleicht noch fhlimmer -“
..Hugol“
..Im ja. akkurat fo.“
..Run. wenn du den Brief durhaus fehn willft. hier ift er.“
Sie fteckte die Hand in die Blufe und zog den Brief heraus. ent-
faltete ihn und wedelte ein wenig damit. daß er fehe. wie unfhuldig fie
war. ..So. hier ift der Brief. Er ift von meiner Mutter. fieh hier die
Unterfhrift. Er ift von Mama. nun l“
Es war. als hätte er eine Ohrfeige erhalten. und er erwiderte nur:
..Von deiner Mutter? Aber dann wäre es doh niht fo wihtig
gewefenl“
..Reim da fiehft du. Aber doh. ein wenig wihtig war er fhon.‟
Er lehnte fih an den Zaun und verfolgte ihren Gedanken weiter.
..So fo. von deiner Mutter? Ein Brief von deiner Mutter hat uns
geftört, Weißt du. was ih glaube? Du haft gemogelt. Du haft mih
die ganze Zeit zum Narren gehalten. Ießt geht mir ein Liht auf.“
Sie wollte fih herausbeißen. >
..Es war ein wihtiger Brief.‟ fiel fie ein. ..Mama will uns bald
befuhen. fehr bald, Zh hatte den Brief erwartet.“
..Riht wahr. du haft gemogelt?“ fuhr er fort. ..Du haft den Brief
im rechten Augenblick ankommen laffen; in dem Augenblick. wo wir die
Lampe löfhten. follte er kommen. Ja. fo ift es. Du wollteft mih nur
aufftacheln. und dein Mädhen hatte den Befehl. auf dih aufzupaffen.“
..Sei nun vernünftig. Hugo; es wird fpät. komm. wir wollen hinein-
gehn. Nein. ih habe fiher zu viel getrunken und kann nun niht mehr
deutlih reden.“
Er aber hatte nur den Brief im Kopf und redete von dem weiter.
..Sanft hätteft du ja aus einem Brief von deiner Mutter kein folhes
Geheimnis zu mahen brauhen. ja. jeßt feh ih klar. Du willft jeßt gehn.
fagft du. Ja. fo gehn Sie. gnädige Frau. Gute Naht. gnädige Frau.
meinen untertänigen Sohnesgruß.“

Mozartp hantafie
Katharine von Pommer-Efche

/ 1) BKK-XR
0l7 7U:
UM'ZKZU'7
(l7
c4 fâ€žuik /

Er verbeugte fih. blieb dann aber mit verzerrtem Munde ftehn.
..Sohnesgruß? Jawohl. ih bin alt.“ entgegnete fie mit zunehmender Erregung. ..Du bift noh fehr jung. Hugo. das ift wahr. Und ih hab dih geküßt. weil du noch fo jung bift. Aber ih könnte doh deine Mutter niht fein: nein. ich bin nur viel älter als du, Aber ganz alt bin ih doch noh niht. das follteft du fehn. wenn . . . Aber ih bin älter als Elifabeth und alle die andern. Was fag ih da? Rein. fo ift es ganz und gar niht. Jh weiß zwar niht. wie mir die Jahre fonft mitgefpielt haben. aber alt haben fie mih jedenfalls niht gemaht. Nun weißt du es. Ah. was weißt du von fo etwas?
..Reim nein.“ fagie er einlenkend. ..Aber hat denn das alles einen Sinn? Hier gehft du. junges Menfhenkiud. feit ewigen Zeiten umher und haft nihts andres zu tun. als dih feibft zu bewahen und andre dazu zu bringen. dasfelbe zu tun. Und bei Gott. du haft mir etwas verfprohen! Aber das hat in deinen Augen niht viel zu bedeuten; jeßt verfuhft du. mih mit deinen großen weißen Shwingen zurückzufheuhen.“-
..Großen weißen Schwingen . . ,‟ fagie fie vor fih hin.
..Ja. du könnteft auh große rote Flügel haben. Sieh nur. wie fhön du hier ftehft und doh nichts nüß bift!“ _ x
..Ah ih hab fiher zu viel getrunken. Doh. ih bin 'wahrhaftig zu allerhand nüße.“
Aber plößlih ergreift fie feine Hand. zieht ihn die Stufen hinunter. und ih höre fie fagen:
..Warum follte ih mih darum kümmern? Bildet er fih denn ein. daß Elifabeth fo viel beffer wäre?“
Jeßt tauhcn fie auf dem Pfade zum Gartenhäushen auf. Hier befinnt fie fih und bleibt ftehn.
..Ah. wohin gehn wir denn?‟ fragt fie. ..Haha. wir find verrückt! Du glaubft doh wohl niht. daß ih verrückt bin? Das bin ih niht. das heißt. doh ab und zu ein wenig. Die Tür ift abgefhloffen. komm. wir wollen gehn! Was ift das nun für ein Streih. die Tür abzufhiießen. wenn wir hineinwollen?
Ganz erbittert und argwöhnifh erwidert er: .
..Run mogelft du fhon wieder! Du mußteft reht wohl. daß die Tür abgefhloffen ift.“
..Reim fo fhlehi darfft du niht immer von mir denken. hörft du.
Aber warum hat er nur hier fo feft abgefhloffen. wo er doh das ganze Haus allein gelaffen hat? Jawohl. ih wußte. daß die Tür abgefhloffen

war. deshalb bin ich mit hierhergegangen. Ich hab den Mut nicht. Nein.
Hugo. ich will nicht. du mußt mir glauben. Bift du toll? Laß. laß!“
Sie faßte wieder nach feiner Hand und. wollte umkehren. Einen
Augenblick ftritten fie miteinander. er wollte nicht mitkommen. Dann
fchlang er plötzlich leidenfchaftlich die Arme um fie und küßte fie mehrere-
mal. Sie gab immer mehr nach- zwifchen jedem Kuß fiieß fie abgeriffene
Worte hervor. "
..Ich hab noch nie einen fremden Mann geküßt. nein. noch niemals.
Bei Gott. du mußt es mir glauben! Ich habe noch nie geküßt , . .lt
..Nein. nein.‟ erwidert er ungeduldig. während er fie Schritt für
Schritt weiterzieht.
Vor dem Gartenhaus läßt er fie einen Augenblick los. ftemmt feine
Schulter feft gegen die Tür und fprengt fie zum zweitenmal auf. Mit
einem Schritt ift er dann wieder neben ihr. Keines fpricht ein Wort.
Noch unter der Tür wehrt fie fich; fie klammert fich an den Tür-
pfoften an und will nicht loslaffen.
..Nein. ich bin ihm noch nie untreu gewefen. ich will nicht. ich hab
nie. nie . . .“
Er reißt fie an fich. küßt fie. eine Minute. zwei Minuten [ang heftig
und ununterbrochen; fie beugt fich zurück. ihre Hand verliert den Halt. fie
läßt los . . .
Ein weißer Nebel legt fich vor meine Augen. So -- nun find fie
fo weit. Jeßi ftrecken fich feine Hände aus. - Ießt fpielt er das füße
Spiel mit ihr .
Ein traurige Mattheit und Ruhe überkommt mich. ich fühle mich un-
fäglich allein und verlaffen; es ift fpät. in meinem Herzen ift es Nacht
geworden,
Mitten durch den Nebel hindurch fehe ich eine hüpfende Geftalt: es
ift Ragnhild. die durch die Büfche daherkommt; mit herausgeftreckter Zunge
läuft fie daher. -
Y: *'-
k
Der Ingenieur kommt zu mir. nickt mir Gutenmorgen zu und bittet
mich. die Tür am Gartenhäuschen in Ordnung zu bringen.
..Jft fie wieder kaput?‟
..Ja. fie ift heute nacht entzweigegangen.‟
Es war noch früh am Morgen. erft halb fünf Uhr. und wir Knechte
waren noch nicht aufs Feld hinausgefahren. Die Augen des Ingenieurs

fahn ganz klein aus. und er zwinkerte. als brennten fie ihn: er hatte
wohl gar nicht gefchlafen. Warum die Tür aufgebrochen worden war.
dafür gab er mic keine Erklärung. -
Nicht meinetwegen. fondern Kapitän Falkenbergs wegen ging ich fofort
nach dem Gartenhaus und ftellte die Tür zum zweitenmal wieder her.
Die Sache eilte zwar nicht. der Kapitän hatte hin und zurück einen weiten
Weg; aber jetzt war er doch fchon einen ganzen Tag fort.
Der Ingenieur ging mit mir. Ohne daß ich mir im Augenblick fo
richtig Rechenfchaft dariiber gab. machte das einen guten Eindruck auf mich_
Iawohl. er hatte die Tür heute Nacht eingedrückt; aber nun war er auch
nicht der Mann. der fich davonftahl; er und kein andrer forgte dafür. daß
fie wieder in Ordnung kam. Ach was. ich glaube. es war nur meine
Eitelkeit. die fich gefchmeichelt fühlte; das Vertrauen in meine Verfchwiegen-
heit. das mir erwiefen wurde. beeinflußte mich. und deshalb hatte ich den
guten Eindruck von ihm bekommen.
„Ich bin Floßinfpektor droben im Norden.“ fagte der Ingenieur.
..Wie lange bleibft du noch hier?“
..Nicht mehr lang. nur bis die Feldarbeit zu Ende ift.“
..Wenn du willft. kannft du bei mir Arbeit bekommen.“
Das würde eine mir ganz unbekannte Arbeit fein. und überdies wäre
ich auch nicht gern unter den Flößern und den Proletariern. die fich dort
zufammenfinden; bei den Feld- und Waldarbeiten gefiel es mir beffer.
Aber ich dankte dem Ingenieur für fein Anerbieten und fagte. ich wolle
mirs überlegen. -
..Du tuft mir einen Gefallen damit. daß du die Tür wieder zu-
fammenflickft.‟ fagte er. ..Ich hätte nämlich gern eine Flinte gehabt und
fuchte überall. denn ich wollte auf die Jagd. Da dachte ich. der Kapitän
hätte vielleicht hier unten eine Flinte.“
Ich gab keine Antwort; es wäre mir lieber gewefen. er hätte das
nicht gefagt.
..Deshalb wollte ich dich darum bitten. ehe du aufs Feld hinaus-
gehft.“ *
Ich reparierte das Schloß. feßte es wieder ein und war eben dabei.
die zerfplitterten Leiften wieder feftzunageln. als wir plößlich Kapitän Falken-
berg auf dem Hofe hören und durchs Bufchwerk hindurch fehn. wie er die
Pferde ausfpannt und in den Stall hineinführt.

Der Ingenieur zuckte zufammen; er taftete nach feiner Uhr und zog
fie heraus; aber feine Augen hatten im Augenblick einen ganz ftarren.
leeren Blick bekommen. er fah ficher nichts; doch plößlich fagte er: z
..Nein. ich muß . . . Ich vergaß . . .“
Dann verfchwand er mit langen Schritten durch den Garten.
..Wie er fich davonfchleichtl‟ dachte ich.
Gleich darauf erfcheint der Kapitän auf dem Wege. Er ift blaß
und fieht ftaubig und übernächtig. aber ganz nüchtern aus.
..Wie bift du denn hier hereingekommen?“
Ich biete ihm nur einen guten Morgen.
..Jft die Tür wieder eingedrückt worden ?"
..Es ift nur . . . Es fiel mir ein. daß ich geftern ein paar Draht-
ftifte hatte liegen laffen. Es ift alles wieder in Ordnung. wenn der Herr
Kapitän jeßt vielleicht abfchließen möchte."
Ach. ich dummer Teufel! Wenn ich keine beffere Ausrede hatte. mußte
er ja alles erraten.
Ein paar Sekunden betrachtete er die Tür mit zufammengekniffenen
Augen; er fchöpfte wohl Verdacht. Dann fteckte er den Schlüffel ins
Schloß. drehte ihn herum. zog ihn ab und ging feiner Wege. Was hätte
er fonft tun fallen?
5.
Alle Gäfte find abgereift. der dicke Kapitän Bruder. die Dame mit
dem Schal. der Ingenieur Laffen. Und_ Kapitän Falkenberg macht fich
endlich fertig zu feiner Reife nach Moen. Ich dachte. er müffe aus
triftigen Gründen um Urlaub eingekommen fein. weil er nicht fchon lange
nach Moen abgereift war.
Wir Knechte haben in den legten Tagen eine wahre Riefenarbeit
auf den Aeckern vollbracht. und für Pferde und Menfchen ift es eine
ftrenge Zeit gewefen. Aber Nils wollte es fo haben. und er hatte" es mit
Abficht getan; er wollte Zeit für etwas andres gewinnen.
Fortfeßung im nächften Heft

Generalin Durand
(Hofdame der Kaiferin Maria Luife):
Napoleons Liebeleien
Der Kaifer hatte feine eigene Privatpolizei, Er benußte fie niht
allein für feine Politik. fondern verwendete fie auh zu feinem perfön-
lihen Vergnügen. Er liebte es befonders. über alle Skandalgefhihten
feines Hofs unterrichtet zu fein. und fand großen Gefallen daran.
wenn er die Ehemänner wegen der Abenteuer ihrer Frauen aufziehn
konnte. Auf diefe Weife hatte er auh einmal eine Intrige der Herzogin
von Belluno*) entdeckt: ..Nun. Herzog.“ fagte er eines Tages zu ihrem
Mann. ..Ihre Frau hat alfo einen Geliebten?“ - ..Ih weiß es.
Sire.“ - ..Wer hat Ihnen denn das gefagt?“ - ..Meine Frau felbft.
und darum glaube ih es niht.“ - Durh eine folhe Antwort außer
Faffung gebraht. fhlug fih der Kaifer mit der Hand gegen die Stirn
und rief: ..Oft Diefe Frauen! diefe Frauen! wie find fie doh fhlau
und gefhiektl“ Tiefe Gefhihte hatte der Kaifer durh den Herzog von
Rovigo**) erfahren. der den Herzog Belluno damit ärgern wollte.
Napoleon teilte ihm die Antwort des Marfhalls mit, ..Es ift dennoh
niht weniger wahr.“ antwortete Saoarh. ..denn die Herzogin verließ
an dem und dem Tage in den Ehamps-Elhfes ihren Wagen. ging fünf

Als Hofdame Maria Luifes. der fie vier Jahre lang diente. war Frau Durand
in der Lage. manches Intime ihrer Gebieter zu erlaufchen und zu beobahten.
Munchen .charakteriftifchen Zug aus dem Leben des Kaifers verdanken die Franzofen
ihren Enthüllungen. von denen jeßt aus ihrem Nachlaß ein nener Band in
deutfcher Sprahe bei Hermann Coftenoble in Iena erfheint. Das Werk fiihrt
uns mitten hinein in die Welt des Hoflebens. in die Privatgemiicher des Kaifers
und feiner Frauen. mitten hinein in die Größe. Shwäche und die Intrigen cities
aus taufend verfhiedenen Elementen zufammengefeßten Hofs wie des napole-
onifhen. Es zeigt uns Napoleon und feine Familie ohne Purpurmantel. ohne
Krone. ohne Schwert: nur als Menfhen.

*) Gemahlin des Generals Victor.
7") General Subaru. Pokizeiminifter von 1810-1814.

Minuten zu Fuß. verfhwand unter den Bäumen und trat durh eine kleine. offengelaffene Pforte in ein Haus ein. wo fie der Adjutant des Generals Savarh erwartete." - ..Das alles ift mir bekannt." erwiderte der Kaifer; ..ih wußte es fhon. ehe Sie es mir fagten, Sie hätten jedoh auh hinzufügen müffen. daß eine Viertelftunde fpäter in dasfelbe Haus eine andre Dame eintrat. die Sie viel mehr angeht und deren Befuh dem General jenes Adjutanten galt."
Ueber Napoleons eigene Liebeleien hat man vielUnwahres ausgeftreut und ihm Intrigen mit Frauen nahgefagt. an die er nie dahte. Eine allgemein bekannte Tatfahe ift. daß er nie offizielle Maitreffen hatte. Das fhließt natürlih niht aus. daß er vorübergehende Neigungen und Tändeleien gehabt. und wie man fih wohl denken kann. war es in feiner Stellung für ihn niht fhwer. fie zu befriedigen, So fehr er es jedoh liebte. die Abenteuer andrer unter die Leute zu bringen. fo ver-fhwiegen war er über feine eigenen. Er war vor allem frei von jeder Großfprecherei. die fich irgendwelcher Gunft rühmt. ohne fie getroffen zu haben.
Der Kaifer war kaum ahtzehn Jahre alt. als er fih leidenfhaftlih in ein junges Mädhen verliebte. die der Tod ihm kurz danah entriß. Wie es fheint. trug fie fehr oft Batiftkleider. Und wie ih gehört habe. bekleidete fih Jofephine. die die Vorliebe Napoleons für diefen Stoff kannte. ebenfalls gern mit fo duftigen Toiletten.
Als Luife eines Tags ein indifhes Mullkleid trug. das etwas mehr als gewöhnlih gefteift war. bemerkte es der Kaifer mit freudigem Erftauuen und fragte fie. ob es niht aus Batift fei. Die Kaiferin. die nihts ahnte. antwortete. es fei aus Müll. Diefes Wort veränderte mit einemmal die fo freudig bewegten Züge. und fein Ausdruck wurde wieder ruhig und kalt.
Es war zur Zeit des Feldzugs von 1807. als Napoleon die Gräfin Walewska in Warfhau kennen lernte, Er empfand für die Volta eine große Liebe. Sie ift eine von den beiden Frauen. die weder feine Ahtung. noch feine Freundfhaft verloren haben. nahdem fie zu ihm in intimen Beziehungen geftanden. Er hat ihr die rührendften Beweife von Zärtlihkeit gegeben. Als er abdankte. begab fie fich nah Fon'-tenaibleau. um Abfhied von ihm zu nehmen. und als fie fpäter erfuhr. daß Maria Luife ihm niht nah Elba gefolgt war. befuhte fie Napoleon dort mit dem Sahne. den fie ihm gefhenkt hatte, Sie kam mit der Abfiht nah Elba. als Freundin fein Los zu teilen und es ihm an-

genehm zu geftalten. aber Napoleon mohte das niht. Er wollte feiner Gemahlin den Kummer erfparen. eine Frau bei ihm zu wiffen. die er einft geliebt. obgleih das vor feiner Vermählung gewefen war. Madame Walewska blieb daher nur drei Tage auf Elba.
Zwei Liebesabenteuer mit zwei berühmten Shaufpielerinnen. die Napoleon wiihrend feiner Ehe mit Jofephine gehabt hatte. mahten feinerzeit viel von fich reden und wurden auf die verfchiedenfte Weife wiedererzählt. Eines Abends kam er auf den plötzlihen Einfall. Madame Duhesnois vom The-?ine franeais zu fih kommen zu laffen. Sie war außerordentlih häßlih. hatte indeffen einen fehr fhönen Körper. Als fie ankam. meldete man fie bei Napoleon. der noh zu arbeiten hatte. Er befahl. man falle fie in ein neben feinem Shlafzimmer befindlihes Kabinett fiihren und ihr fagen. fie möge es fih nur bequem mahen. Das arme Müdhen gehorhte und behielt nur das nötigfte Kleidungs-ftiick auf dem Körper. Da das Zimmer niht geheizt war und fie länger als eine Stunde warten mußte. zitierte fie vor Kälte, Sie klingelte daher und bat. man möge doh den Kaifer erinnern. in welher Lage fie fich befände. Seine Arbeit war indeffen noh niht beendet. ..Mag fie gehn!“ antwortete er dem Diener; und niemals hat er wieder nah Fräulein Duhesnois verlangt.
Eine andre Shaufpielerin von demfelben Theater. Mademoifelle George. die damals in der Blüte ihrer Schönheit glänzte. war die Heldin des zweiten Abenteuers, Eines Abends beftellte der Kaifer fie zu fih. Er hatte den ganzen Tag angeftreng't gearbeitet und viel Aerger gehabt. wodurh feine Nerven außerordentlih gereizt waren. Eine mit Mademoifelle George verbrahte Naht war wohl niht dazu angetan. feine Nerven zu beruhigen. Sei dem. wie es fei: gegen zwei Uhr morgens merkt das Fräulein. daß dem Kaifer übel wird und er die Befinnung verliert. Es überkommt fie eine furhtbare Augft. fie* verliert Kopf nnd Vernunft. fhreit. was fie nur fhrein kann. und feßt fämtlihe Klingeln in Bewegung. Man kommt herbeigelaufen. läßt fofort den Arzt rufen. kurz. das ganze Shloß ift in Aufruhr. Durch den Lärm waht auh Jofephine auf und läuft zum Kaifer. Diefer kommt wieder zur Befinnung. und das erfte. was feine Augen wahr-nehmen. ift: die halbentblößte Georges. in deren Armen er ruht. und vor ihm die Kaiferin. Die Wut packte ihn bei diefem Anblick dermaßen. daß er beinahe wieder in Ohnmaht gefallen wäre. Man ließ fofort

die an allen Gliedern zitternde Shaufpielerin verfhwinden. und niemals
verzieh ihr Napoleon den hervorgerufenen Skandal.
Diefe vorübergehenden Treulofigkeiten waren indeffen fehr felten
und ereigneten fih noh viel feltener während feiner Ehe mit Maria
Luife. Napoleon traf die größten Borfihtsmaßregeln. damit die wenigen.
die er fih noh erlaubte. niht zu Ohren der Kaiferin kämen. denn er
behandelte fie ftets mit der ausgefuhteften Rückficht.
Dennoh beklagte fih Napoleon bisweilen. daß Maria Luife fo
wenig liebenswürdig mit den Damen des Hofes fei und fih niht im
geringften bemühte. zu gefallen. An die Anmut und unveränderlihe
Liebenswiirdigkeit Jofephines gewöhnt. mußte er natiirlih den Unter-
fhied zwifhen feiner erften und feiner zweiten Frau merken, Aber er
vergaß. daß Maria Luife. die auf dem Thron geboren. die von Kindheit
auf an Huldigungen und Ehrerbietung gewohnt. die von Natur aus
fhühtern und zurückhaltend war. den Geift des Volkes niht kannte. iiber
das fie zu herrfhen berufen war. Sie hatte keinen Menfhen in ihrer
Umgebung. der imftande gewefen wäre. ihr einen Rat zu geben und fie
darauf aufmerkfam zu mahen. wie wihtig es fiir fie und auh für
ihren Sohn fei. fih die Liebe ihres Volkes zu erringen. Hatte daher
die Kaiferin den Fehler. in der Oeffentlihkeit kalt zu erfheinen. fo
durfte man ihn niht ihr zum Vorwurf mahen. Man fagte ihr
immerfort. daß fie fih natürlih. ganz fo. wie fie fei. geben folle. was
wohl ein vortreffliher Grundfaß für eine Bürgersfrau fein mag. aber
niht für Fürften. die fehr viel äußerliher Liebenswürdigkeit und gnä-
diger Herablaffung bedürfen. um fih die Liebe der untern Klaffen zu
erwerben.
Um die Herzen der Franzofen zu erobern. muß man nur zu läheln
und zur rehten Zeit zu grüßen verftehn. Sie betrahten ihren Herrfher
als ihr Oberhaupt. als den Vater der großen Familie. und ein wenig
Herablaffung entfhädigt fie reihlih für die Ahtung und für die Liebe.
die fie ihm entgegenbringen. Maria Luife befaß alle Eigenfhaften. alle
Tugenden. um von all denen geliebt zu werden. die fie in ihrem intimen
Leben kannten. aber es fehlte ihr jene Vertraulihkeit. die man reht
gut mit der Würde vereinbaren kann und die in Frankreih genügt. die
Menge zu begeiftern.
Eines Tags war fie im Theätre francais. Eine Dame ihrer Um-
gebung mahte fie darauf aufmerkfam. daß das Publikum aufrichtig
bedaure. fie niht fehn zu können. weil fie fih beftändig im Hintergrund

der Loge aufhalte. ..Was tut das!“ rief Frau von Montebello.
..Warum foll Ihre Majeftät fich Zwang auferlegen?“ Die andre Dame
erwiderte. daß viele Leute nur ins Theater gekommen wären in der
Hoffnung. die Kaiferin zu fehn, Nun aber feien fie fehr enttäufcht. daß
ihre Erwartungen unerfüllt geblieben. und die Kaiferin müßte dies als
einen Beweis der Zuneigung ihres Volkes betrachten. die ftets fchmeichel-
haft für eine Fürftin fei.
..Ein freier Menfch.“ fagte Frau von Montebello. ..zeigt fich ftets
fo. wie er ift. und tut nichts aus Refpekt vor der Menfchheit!“ Bei
folchen Grundfäßen war es freilich kein Wunder. wenn die junge Fürftin
in der Oeffentlichkeit ein gelangweiltes Ausfehn zur Schau trug. hervor-
gerufen durch die von ihr zu erfüllenden Pflichten der Etikette. Sobald
fie aber wieder in ihren innern Gemächern weilte. war fie fanft. fröhlich.
liebenswürdig und geliebt von allen. die täglich mit ihr zufammenkamen,
Jofephine hingegen war mehr beim Publikum beliebt als bei ihrer
nähern Umgebung. Sie war fortwährend bemüht. Eindruck zu machen.
während Maria Luife eine Feindin aller Verftellung und alles äußer-
lichen Scheins war.
Die erfte Kaiferin war fo glücklich. den franzöfifchen Volksgeift zu
kennen. und fie verftand. aus diefer Kenntnis Ruhen zu ziehn. Niemand
hatte auch fo viel Einfluß auf Napoleon wie fie. ja fie bewahrte fich
einen Teil diefes Einfluffes noch nach der Scheidung. Deshalb emp-
fand Maria Luife eine gewiffe Eiferfucht gegen fie und liebte es nicht.
wenn man in ihrer Gegenwart von Jofephine fprach. Ueberal(lobte
man deren Wohltätigkeitsfinn. während man Maria Luifes Wohl-
tätigkeit nie erwähnte. Und doch war fie fehr wohltätig. Aber fie
wurde bei der Austeilung ihrer Gaben betrogen. Unter Jofephine hatte*
deren Ehrendame. Frau von La Rochefoucauld. felbft die Kontrolle über
die Verteilung der von ihrer Herrin bewilligten Unterftüßungen. Sie
hatte auch zwei rechtfchaffene. achtbare Männer beauftragt. verfchämte
Arme aufzufuchen und fich nach ihren Bedürfniffen zu erkundigen. Auf
diefe Weife wurden mit wenig Geld eine große Anzahl armer Familien
dem Leben und dem Glück wiedergegeben. und der Name Jofephines
wurde in ganz Frankreich unter den Segnungen des Himmels aus-
gefprochen. Maria Luife nahm jeden Monat 10000 Franken für die
Armen aus ihrer Vrivatfchatulle. Das war das Doppelte von dem.
was Jofephine dafür opferte. Leider hielt es jedoch die Herzogin von
Montebello für unter ihrer Würde. fich felbft um die Verteilung diefer

Summe zu kümmern. Sie verließ fich darin vollkommen auf ihren
Sekretär. der einft Kammerdiener beim Grafen Artois gewefen war und
auch die Sekretärftelle bei Frau von La Rochefoucauld bekleidet hatte.
Während er unter der Ehrendame Iofephines gar keine Rolle gefpielt
hatte. wurde er jeßt. unter der Ehrendame Maria Luifes. allmächtig.
Diefer halt- und fittenlofe Menfch. der nicht das geringfte Feingeftihl
befaß. eignete fich einen guten Teil der ihm anvertrauten Gelder an.
um liederliche Frauenzimmer auszuhalten. mit denen er lebte. Daher
gelangte nur ein geringer Teil der Wohltaten Maria Luife-s in die
dafür beftimmten Hände. Klagen und Befchwerden erhoben fich gegen
den Sekretär und gegen Madame de Montebello. gelangten jedoch niemals
bis zur Kaiferin. Die Herzogin felbft hatte mehrmals Gelegenheit. fich
von diefer Pflichtverleßung zu überzeugen. aber ihre Gleichgültigkeit gegen
alles. was fie nicht perfbnlich anging. verfchloß ihr die Augen gegen die
Untreue eines öffentlich mißachteten Menfchen. den fie fchon längft mit
Schimpf und Schande hätte davonjagen follen.
Eines Tags. als Maria Luife den botanifchen Garten befucht
hatte. befahl fie Frau von Montebello. dem Gärtner 500 Franken zu
übergeben, Der Sekretär wurde beauftragt. das Geld dem Manne hin-
zutragen. Einige Tage fpäter ging die Herzogin mit mehrern Damen
in demfelben Garten fpazieren. als der Gärtner fich ihr näherte und
ihr für die 200 Franken. die fie ihm im Namen der Kaiferin habe
überreichen laffen. dankte. Diefer Diebftahl des Sekretärs wurde wie
viele andre vergeffen. und fo beraubte man die Armen der Unterftiißungen
der Kaiferin und diefe des füßen Lohns. den fie dafür hätte ernten
müffen.
Die Wohltätigkeit Maria Luifes befchränkte fich aber nicht allein
auf die 10000 Franken. die fie jeden Monat für die Armen beftimmte.
Ieder Unglückliän. von dem man zu ihr fprach. konnte ihrer Hochherzig-
keit ficher fein. Ihre erfte Regung entfprang ftets aus ihrem Herzen;
ihre Güte und ihr Feingefühl leiteten fie. Die zweite war nicht mehr
diefelbe. Sie war kalt. mißtrauifch. ängftlich. man merkte den fremden
Einfluß darin, Unter anderen nur ein Beifpiel. das ich felbft mit-
erlebte: Eines Abends. als Maria Luife eben vom Tifch aufgeftanden
war und fich in den Salon begeben wollte. meldete ein Diener mit fehr
bewegter Miene der erfien Hofdame. daß eine im fiebenten Stock eines
Haufes der rue de l'Ebelle wohnende und aus fechs Kindern. Vater und
Mutter beftehendeFamilie feit zwei Tagen jeglicher Nahrung entbehre.

Der Diener war ein fehr rechtfchaffener Mann. und die Dame gab ihm zehn Franken. die er den Unglüälichen fchickte. Als die Kaiferin eintrat. fchilderte die Dame ihr die Lage der armen Leute und datum ihre Unterftüßung. Maria Luife wollte. daß man ihnen fofort 400 Franken fende. Man bemerkte ihr. daß es bereits Mitternacht fei und fie vor-läufig 10 Franken erhalten hätten. die fie vor der größten Not fchühen würden. ..Nein.“ fagte die Kaiferin. ..man foll fofort hingehn; der Gedanke. daß fie dadurch eine frohe Nacht verbringen. macht mich» glücklich“

:im Iäzerz

In Scherz und Spiel erftellen wir den Steg
Bon Menfch zu Menfch und tanzen drüber weg
Und glauben dann. im Hin- und Widergehn.
Einander nah zu fein und zu verftehn.
Und fällt ein fchuldlos fchlechtgewähltes Wort.
So reißts ihn unter unfern Füßen fort.
Und doch. wie lang noch. bis wir diefes faffen:
Daß fich im Scherz nicht Brücken bauen laffen.
paul Kltlieer (Zürich).

Profeffor Dr. I. Iaftrow:
Das Problem der Arbeitslofenverfiherung
Die Verantwortlichkeit des Individuums für feine wirtfhaftlihe Lage
hat zur Vorausfeßung. daß der Einzelne feine wirtfhaftlihe Betätigung
felbft beftimmt. Im Zufammenleben der Menfhen ift dies zwar niemals
in vollem Umfang der Fall. Das freie Individuum ift ftets abhängig von
den Entfhließungen. die die andern ebenfo freien Individuen faffen. Der
Kaufmann. der Waren verkaufen will. ift abhängig davon. daß andre fie
ihm ablaufen wollen. und der Arbeiter. der feine Arbeitskraft vermieten
will. ift abhängig davon. daß andre fie mieten wollen. Immerhin. ein
Staat. der feinen Bürgern freie Betätigung in wirtfhaftliher Beziehung
gewährt. maht fih keiner Inkonfequenz fchuldig. wenn er an der Abftellung
unliebfamer Folgen diefer freien Betätigung fih niht beteiligen will. Nun
befteht aber jene Wirtfhaftsverfaffung in Deutfhland niht mehr. Selbft
von den zahlreichen Eingriffen in die freie Betätigung des Einzelnen ganz
abgefehn. werden durh die Shußzollpolitik der deutfhen Wirtfhaftsent-
wicklung im großen die Bahnen gewiefen. in denen fie fih zu bewegen
hat. Ein Staat. der feinen Bürgern billige Waren des Auslands vor-
enthält und fie nötigt. fih ihrer Produktion zu widmen. obgleih die Pro-
duktionsbedingungen im eignen Lande ungünftiger find; ein Staat. der mit
Zollbefhwerung oder Freilaffung von Rohprodukten einen Einfluß darauf
ausübt. welhe Induftrien im Lande leichter oder fhwerer betrieben werden
können; ein Staat. der mit derartigen Maßregeln Gegenmaßregeln aller
andern Staaten der Erde hervorruft. die einen entfprehenden und weh-
felnden Einfluß auf die Möglihkeit oder Unmöglihkeit eines Induftrie-
betriebs bei uns ausüben. - ein folher Staat kann fich niht auf den

Der ausgezeichnete Nationalökonom der Berliner Univerfität ift vor kurzem öffentlich
fehr entfchieden dafür eingetreten. daß jeßt die Zeit gekommen wäre. wo geprüft werden
muß. ob die Eingriffe der Behörden in das Privatleben. die öffentliche Fürforge für
den Einzelnen. nicht nachgerade einen Umfang erreicht hätten. der es notwendig mache.
ihrer Vermehrung entgegenzutreten und das Prinzip der wirtfhaftlichen Freiheit wieder

Standpunkt ftellen. daß die Arbeitslofigkeit feiner Bürger niht durch ihn
veranlaßt fei und ihn daher nihts angehe. Bei den unaufhörlihen
Aenderungen der Shußzollpolitik. fei es Deutfhlands. “fei es der Länder.
mit denen wir im Vertrags-. Meiftbegünftigungs- oder Kampfverhöltnis
ftehn. treten in der induftriellen Entwicklung heftündige Berfchiebungen
ein. die - zum mindeften für die Zeit des Uebergangs - Arbeitslofig-
keiten zur Folge haben. Bringt bei uns ein neuer Zolltarif einer Induftrie
einen Shuß gegen ihre auswärtigen Konkurrenten und dadurh die Möglich-
keit einer Mehrbefhäftigung von Arbeitern. fo ift ihr eigenes Erzeugnis
fehr oft das Halbfabrikat für eine andre Induftrie. die infolge der Ber-
teuerung zur Entlaffung von Arbeitern genötigt wird. Bis die Umwandlung
fih vollzogen hat und auf dem Arbeitsmarkt ein Ausgleih eingetreten ift.
vergehn niht etwa bloß Monate. fondern - wegen der Notwendigkeit der
Herftellung neuer Fabrikgebäude. der Anknüpfung neuer Handelsbeziehungen
ufw. - manhmal Jahre. in denen dem einzelnen. aus den gewohnten
Verhältniffen aufgeftörten Arbeiter wiederum dauernde Arbeit zu finden
erfhwert wird. Und ift der Ausgleich eingetreten. fo hat felbft ein bei
uns Befhäftigung fhaffender Shußzoll inzwifhen eine Abfperrung des
Auslands herbeigerufen. die nun Arbeiter .eines Exportartikels vorerft
arbeitslos maht und einen neuen Ausgleih zu fuheu zwingt. Jeder Zoll-
krieg. der uns eine Meiftbegünftigung raubt und unfern Konkurrenten im
Ausland einen Borfprung gewährt. jeder neue Zolltarif in irgendeinem
europüifhen oder außereuropüifchen Land. ja fogar fhon die Ankündigung
von Aenderungen in Zolltarifen übt einen fo erheblihen Einfluß auf den
Arbeitsmarkt. daß ihm gegenüber die Entfhließung der Individuen und
die darauf begründete volle Selbftverantwortlihkeit in den Hintergrund
tritt. So macht- und bedeutungsvoll ift die heutige Schußzollpolitik. daß
unter ihrem Eindruck felbft Entfhließungen. die von den wirtfhaftenden
Subjekten ausgehn. als durch den Staat beeinflußt gelten müffen; wie
denn z. B. die Politik der Kartelle und der Syndikate (die in in erfter
Linie den Befhäftigungsgrad auf dem Arbeitsmarkt zu deftimmen fheint)
in der heute geübten Art nur im Zeitalter der Shußzölle denkbar ift.

zu betonen. Daß der Gelehrte niht bereit ift. diefe Prinzipien auh auf das Problem
der Arbeitslofenverfiherungen anzuwenden. legter in einer prachtvollen Brofchüre dar, die
foeben in der Sammlung Volkswirtfchaftliche Zeitfragen bei L e o n h a r d Simi o n s
Nachfolger. Berlin SW. 48 erfcheint. Der Verlag hat uns erlaubt. der Ab-
handlung diefe Stelle zu entnehmen.

Unter diefen Umftänden ift der Standpunkt. die Arbeitslofigkeit werde
vom Staat niht verurfaht und gehe ihn daher nihts an. in diefem Um-
fange niht haltbar. Gerade wer die heutige Politik des fogenannten
..Shußes der nationalen Arbeit" mit unter dem Gefihtspunkte bekämpft.
daß fie dem Staat eine Verantwortung aufbürdet. an der er allzu fhwer
zu tragen hat. wird auf der Hut fein müffen. fih niht mit fih felbft
dadurh in Widerfpruh zu feßen. baß er diefe Verantwortung des Staates
für die Folgen feiner Handlungsweife ablehnt.
Allein hiermit ift die Frage. ob öffentlihe Kärperfchaften (Reih.
Staat. Gemeinde. die wir - instan- 0rr1niurn -- „Staat" zu benennen
pflegen) die Arbeitslofenoerfiherung übernehmen follen. ganz und gar niht
entfchieden. Auh wo man zugeben muß. daß der Staat fih niht ganz
untätig verhalten darf. ift bis zu der wirklichen ftaatlichen Uebernahme
einer Einrihtung ein weiter Weg. auf dem noh viele Stationen berehtigten
Widerftandes vorhanden fein können. Anregung. Förderung. Unterftüßung.
geringerer oder größerer Zwang ergeben eine Anzahl Stufen und Möglih-
keiten. Damit wir *alfa in den Abweichungen vom liberalen Wirtfhafts-
prinzip niht weitergehn. als notwendig ift. müffen wir uns die Gründe.
die für den Widerftand fprehen. befonders eindringlih vor Augen halten.
Zunähft die oben erwähnten allgemeinen Gründe. Der Widerftand
gegen neue Abweihungen von dem liberalen Prinzip der Selbftverantwort-
lichkeit ift gerade deswegen fo notwendig geworden. weil fhon viele Ab-
weihungen ftattgefunden haben, Wenn in den Kämpfen der ahtziger und
neunziger Jahre den Verfehtern der individuellen Freiheit entgegengehalten
worden ift. daß'Gemeinfchaft und Individuum die beiden Momente feien.
auf deren Betätigung der Fortfhritt der Menfhheit beruhe. fo ift diefer
Saß jeßt gerade denen entgegenzuhalten. die ihn am häufigften im Munde
geführt haben. Die Wichtigkeit der fozialen Fürforge ift fchon fo oft betont
worden. daß es nun nachgerade Zeit wird. wieder mehr die Wihtigkeit des Judi-
viduums zu betonen. Hierzu kommt ein zweiter noh allgemeinererGrund. Selbft
von dem Inhalt unfrer Gefeße abgefehn. fhwillt der bloße Umfang des Gefeßes-
ftoffs fhon fo an. daß felbft aus diefem äußerlihen Grund ihm Einhalt geboten
werden muß. Wir müffen endlih einmal ein paar Jahre verfhnaufen
können. um uns mit den Gefeßen. die wir befolgen fallen. auh ein wenig
vertraut zu mahen.
Diefe allgemeinen Gründe würden für mih zu einem Proteft gegen
eine Verftaatlihung der Arbeitslofenverfiherung hinreihen. Ihr Gewiht
wird noh durh einen befondern Grund verftärkt. Teils durh die neuere

fozialpolitifhe Gefeßgebung. teils durh die fih daran fhließende Ent-
wicklung find den Arbeiterorganifationen eine Reihe ihrer urfprünglihen
Aufgaben genommen. Die Krankenkaffen find felbftändig organifiert. Die
dauernde Fürforge für Unfallverleßte und Invalide war zwar niemals als
allgemeine und regelmäßige Aufgabe der Arbeiterorganifationen in Ausfiht
genommen: jeßt aber find auh die Fälle. in denen ein Arbeiterverein fih
wenigftens vorübergehend des fo in Unglück geratenen Genoffen anzunehmen
hat. ausgefhieden. Die Anfihten über den Arbeitsnahweis haben fich fo
gründlih geändert. fein Wefen als unparteiifche Vermittlungsftelle ift jeßt
wiffenfhaftlih fo oollftäudig feftgelegt. daß die Möglihkeit. den Arbeits-
nahweis als einfeitige Arbeiterangelegenheit zu organifieren. felbft dann
ausgefchloffen wäre. wenn die Mahtverhältniffe fih änderten und die Ar-
beiter zur Errihtung einfeitiger Arbeitsnahweife imftande wären. wie fie
jeßt von einzelnen Teilen der Arbeitgeberfhaft in die Hand genommen
werden: die Aufgeklärtern unter den Arbeitern würden einfehn. daß eine
fo fahwidrige Einfeitigkeit ihnen felbft zum Nachteil gereihen müßte*).
Mit der Rehtsauskunft ift eine ähnlihe Entwicklung im Gang; die Fort-
fchritte der öffentiihen Rehtsauskunftsftellen nehmen den Arbeiter-
organifationen den größten Teil diefer Aufgabe ab. Die Volksbildungs-
inftitute größten Stils gewinnen eine Bedeutung. der gegenüber gemerk-
fhaftlihe Arbeiterfhuien nah und nah in den Hintergrund treten. Was
bleibt den Arbeiterorganifationen an felbftändigen Aufgaben noh übrig?
Nichts als der Lohnkampf. Nun ift ja niht zu verkennen. daß fiir die
wirtfhaftlihe Exiftenz der Lohnkampf ein fo bedeutendes Objekt darftellt.
daß fchon um feinetwillen die Gewährung voller Koalitionsfreiheit (auh
über das gegenwärtig beftehende Maß hinaus) notwendig ift. Allein eine
kluge Arbeiterpolitik wird darauf bedaht fein. das äußerfte Mittel. die
gemeinfame Arbeitseinftellung. nur fo fetten wie möglih eintreten zu
laffen. Diefes Beftreben wird den Führern der Gewerkfchaften defto mehr
erleihtert. je mehr andre Aufgaben dem Betätigungsdrang der Mitglieder
ein ausreihendes Feld gewähren; fie wird bis zur Unmöglihkeit erfhwert.
wenn der Streik fozufagen die einzige Gelegenheit ift. bei der die Gewerk:
fhaft ihre Exiftenz zeigen kann. Die Anfhauungen über die Arbeiter-
organifationen und ihre Führer find heute noch in weiten Kreifen durh
Zuftände beftimmt. die etwa vor 20 bis 30 Jahren die Regel waren.

*) Vgl. Jaftrow. Sozialpolitik und Verwaltungswiffenfhaft. Bd. [(Berlin 19022
S. 138. 166-168.

Sind wir alfo einerfeits der Meinung. daß der in das Wirtfchafts-
leben fo machtooll und willkürlich eingreifende Staat fich heutzutage nicht
mehr auf den Standpunkt ftellen kann. eine Arbeitslofigkeit fei nicht durch
ihn verurfacht und er habe für ihre Folgen in keiner Weife einzuftehn;
und halten wir andrerfeits doch daran feft. daß die Arbeitslofenoerficherung
Sache der "Arbeiterorganifationen felbft bleiben folle: fo fiihrt dies mit
logifcher Konfequenz zu einem Shftem. in dem die Arbeitslofenverficherung
Sache der Organifationen bleibt. dem Gemeinwefen aber eine unterftüßende
und ermunternde Tätigkeit zerfällt Ob dies durch die Körperfchaften
gefchieht. die wir in Deutfchland in engerm Sinne als „Staat“ zu be-
zeichnen pflegen (Vreußen. Bayern. Württemberg ufw.) oder durch den
ihnen übergeordneten Oberftaat. das „Reich“. oder durch die ihnen einge-
ordneten Gemeinfchaften. die „Gemeinden“. - das ift keine Prinzipien-
frage mehr. Vraktifch kommt nach dem gegenwärtigen Stande der An-
gelegenheit bei uns kein andres Organ als die Gemeinde in Betracht.
Und da es fich zunächft noch um Experimente in kleinerm Umfang handelt.
fo dürfte dies zurzeit auch fachgemäß fein.

Radolin
Worum fih Fiirft Bülow'etliche
Iahre vergeblich bemüht hat. das
ift feinem Nachfolger heuer in Kiel
an einem einzigen Tage gelungen:
Den Kaifer davon zu überzeugen.
daß ein Wechfel auf dem Parifer
Botfchafterpoften eine unbedingte
Notwendigkeit fei und die Exekution
fofort vollzogen werden miiffe.
An demfelben Tage feßte der
Kanzler auh noch die Entlaffung
der preußifchen Minifter von Moltke
und von Arnim durch, Die Ent-
laffenen wurden durch die Plößlich-
keit. mit der fie die Demiffion an-
trat. aufs höchfte iiberrafcht. und
eines Tags ftand im „Vorwärts“
der Brief. in dem die Herren von
Moltke und von Arnim durch den
preußifchen Minifterpräfidenten a'uf-
gefordert wurden. im Interef e
der Homogenität des preußifchen
Minifteriums fofort ihr Entlaffungs-
gefnch einzureichen. Diefe bei beiden
Miniftern gleichlautende Epiftel flog
natürlich ebenfowenig zufällig
eines Tags auf den Redaktions-
tifch des fozialdemokratifchenZentral-
organs. wie andre intime Vorgänge
in andern hohen Amtern auch. und
da Herr von Bethmann Hollweg
kaum ein Kollege von Paul Singer
und Klara Zetkin ift. werden es
wohl eher Herr v. Moltke oder Herr
v. Arnim gewefen fein. die aus
Zorn über den Sturz aus den
Höhen ihres Minifterdafeins gleich
an das „oben“ g e h a ß t e ft e Blatt
icbau
fchrieben. ftatt an gewiffe ihnen
näherftehende bürgerliche Organe.
Wie fich nun herausftellt. hat
Herr von Bethmann Hollweg an
feinen Patifer Vertreter einen in
der Form fcheinbar weniger derben
Brief gefchrieben. aber der Fürft
Radolin war fchon durch die Tat-
fache feiner Abberufung genügend -
gekränkt nnd hat feinen Gefühlen
bei einem Abfchiedsdiner einen ganz
undiplomatifch freien Lauf gelaffen.
Sein Herz war zu voll des
Schmerzes. daß er feine unge-
brochene Kraft dem Vaterlande in
Paris nicht mehr zur Verfiigung_
ftellen folle. und des ging ihm im
Kreife der deutfchen Koloniften der

Mund über. Der Kanzler hatte
ihm in etwas draftifcher Liebens-
würdigkeit verfichert. er würde es
ftir ein großes Unrecht halten. den
mehr als fiebzigjährigen Fürften
mit der verantwortungsreihen Bürde
der Vertretung einer Großmacht
weiter in Paris umherlaufen zu
laf en. Der hhperfenfible Hohtori
mag diefe herzliche Wendung vor
allem als einen Eingriff in feine-
privateften Berhältniffe empfunden
haben.
Über die diplomatifchen Ouali-
täten des Fiirften Radolin find be-
kanntlich die Akten noch nicht ge-
fhloffen. Es fteht ja niht einmal
feft. wer das Marokko-Abkommen
mitFrankreich getroffen hat. Zweifel-
los feft fteht nur. daß diefes Ver-
tragsinftrument Frankreich verhält-

nisinäßig mehr Vorteile bietet als
Deutfchland. und ebenfo ficher ift
daß Fürft Radolin mit dem
Fiirften Bülow und dem Freiherrn
von Sehnen um den Ruhm ftritten.
Frankreich die für uns fo wenig
*giinftigen Verträge abgeliftet zu
haben. Bemerkenswert ift jeden-
falls. daß ichon fein früherer Chef ihn
fiir kein Genie hielt. obwohl er
fich felbft und nicht den Fiirften
Radolin als den Schöpfer des
:lllarokko-Bertrags anfah. Andre
wieder erblicken in dem nun ab:
berufenen Botfchafter den Urheber
des Marokko-Vertrags und haben
nicht troßdem. fondern gerade darum
eine fchlechte Meinung von feinen
diplomatifchen Gaben.
So geteilt alfo die Meinungen
über die :Qualitäten des Fiirften
Radolin find. und fo fehr er fich auch.
im Gegenfaß zu feinem Chef. fiir
eine ungebrochene Kraft hielt. dar-
iiber dürfte er fich doch klar fein. daß
es infolge feiner ganz [undiploma-
tifchen Beredfamkeit mit der fehn-
lichft erftrebten Wiederverwendung
in deutfchen Reichsdienften Effig ift.
Und das ift auch ganz recht fo.
Aus vielen Gründen: Erftens gilt
der Grundfaß. dem Diplomaten fei
die Sprache dazu gegeben. daß er
feine Gedanken forgfältig verberge.
Zweitens hat fich der Fürft durch
feine Elegie eine Popularität er-
worben. die ihn an der Stelle kaum
beliebt machen wird. fiir die er
feine Klagerede hielt. Denn die
deutfche Kolonie in Paris ift ihm
fchier Hetuba. fo viel er auch von
ihr fchwärmte. und während er
..deutfche Kolonie“ fagte. meinte er
den deutfchen Kaifer. Die deutfche
Kolonie_ kann feinem Herzen un-
möglich nahe ftehn. Das find
Deutfche. die in Paris ihrem Er-
werb nachgehn. alfo Menfchen aus
einer andern Gefellfchaft-Zfchicht als
der Fiirft Radolin. Wenn er fich
dazu entfchloft'en hat. vor diefen
Leuten i eine Herzenswnnde zu zeigen.
fo macht das dem wunden Herzen
nicht einmal befondere Ehre. Denn
auch diefer Grundfaß gilt heute
noch für heldifche Ariftokraten: Lerne
leiden. ohne zu klagen! Schließlich
ift es dem Kanzler nicht zu ver:

iibeln. wenn er einen beinahe
70 jährigen Diplomaten für penfions-
bedürftig hält. Zum Profeffor und
zum Richter erfcheint man dem
Staate mit fiebzig zu alt. Warum
nicht auch zum auswärtigen Ver-
treter einer Großmacht? Im Kirchen-
ftaat ift es allerdings anders. Da
wird der ältefte Kardinal am eheften
zum Papft gewählt. weil das
Kollegium erwartet. daß die alte
neue Heiligkeit bald das Zeitliche
fegnen würde und dann auch die
an d e r n noch Chancen hätten. gibt freilich auch in der Gefchichte der
deutfchen Diplomatie genug Beifpiele
einer unerlaubten Riiftigkeit *im
falomonifchen Alter. Aber vielleicht
ift die Redfeligkeit des Fiirften
Radolin doch auch wieder ein
Symptom von Altersfchwäche.
Wenn Fürft Radolin wirklich fo
unbezähmbare Luft* nach einer
würdigen Betätigung fühlt. und
wenn er nicht lediglich nach einem
bequemen Poften verlangt. auf dem
er nur zu reprc'ifentieren hat. dann
mag er ja feine ungebrochene Kraft
verfuchen. indem er fich einen Sitz
im deutfchen Reichstag erobert und
dort die in der Diplomatie ge-
wonnenen Erfahrungen der deutfchen

Regierung. dem deutfhen *Bolle zur
Verfiigung ftellt. Bon dort wiirde
ihn Herr von Bethmann Hollweg
nicht verjagen können.
Wie wärs damit. Durchlauht?
Tie Wahlen find in der Nähe.
lind im deutfhen Reichstag gibts
nicht zu viele. die da wiffen. wies
in der auswärtigen Politik gemacht
werden muß.
Koloniale Berihtcrftattung nnd
Erfhlicßung
Die nnuingc'inglihften Berkehrsanlagen
iu nnfern Kolonien find gefchaffen; reich-
lich Lehrgeld ift bezahlt worden. dafiir ift
die Erfchließnng auf gutem Wege. Ein
tuefentlichcs Hindernis bleibt aber noch zu
befeitigen: Die Unkenntnis kolonialer 'Linge
in der Heimat. Diefe erfchwert die Er-
chliefzung der Kolonien in ähnlichem
Maße wie chedein die elenden Verkehrs-
verhiiltuiffe. Man darf fich nicht wundern.
wenn fich das heimifche Geld nur zaghaft
folonialen Unternehmungen znwendet. Ganz
wenige kennen bei uns auch nur im all-
gemeinen die Unterlagen. die Koften und
Ansfichten eines kolonialen Betriebs. die
Berehnungen und Verheißungen in den
Profpektcn der Neugründungen. die noch
dazu in einem gewiffen Gegenfaß zum
Stande vieler alter Unternehmungen ftehn.
find oit das erfte. was die Zeitungslefer
über koloniale Betriebe erfahren.
Wir haben allerdings bereits mnftcr-
giltige Werke iiber Kolonialivirtfchaft.
Handbücher iiber Farmwirtfchaft von
hervorragenden tloloiiialpioniercn. iiber
Plantagenbau, iiber Tropenkrankheiteu; wir
haben ferner in Berlin eine Zentralaus-
knnftsftelle für Auswanderer. die viel be-
nuht wird. aber noch lange nicht'foweit
bekannt ift. wie fie fein follte; ich glaube
aber nicht. dafi es Handbücher für kolo-
nialen Handel. für Bergbau. Forftwirt-
fhaft und Arbeitsmarkt gibt Vor allem
aber bedürften wir einer regelmäßigen.
häufigen. ausführlichen Berihterftattung
über alle diefe Gebiete. Die Berichte
müßten notwendigerweife viele Angaben
und Ausführungen der Handbücher und
ebenfo ihre eigenen von Zeit zu Zeit
wiederholen. aber Werbearbeit ift cbcn
nur dann gedeihlich. wenn fie unabliiffig
ift und dem Lefer die Belehrung bequem
macht; außerdem muß fie billig fein.
Natürlich darf fie niht drängen'. fie hat
lediglich fachliche einwandfreie Angaben zu

liefern; Schliiffe daraus _zu ziehn. muß fie
den Lefern iiberlaffen.
Im folgenden will ich einige Gebiete der
Berichterftattung ausführen.
Wer eine koloniale Berechnung machen
will. muß mit deu Meifekoften beginnen.
danach kommen die Koften für den Haus:
halt. Wer weiß aber bei uns. was der
Haushalt in Windhuk. in Liideritzbucht.
in Daresfalam oder am Kilimandfcharo
koftet. Hotelpreife. Mietkoften. Lebens-
mittel- und Warenpreife. Dic-nftbotenver-
hältniffe gehören hierher. Mancher hat
fhon Dinge hinausgefhlcpvt. die er
draußen ebenfo billig haben könnte.
Mancher hätte fich vor Uebervorteilung
fchiihen können.
Kaufmännifche und gewerbliche Unter-
nehmungen brauchen Angaben über Be-
völkerungszahl und -Beweguug. bereits
vorhandene Betriebe. Bediirfniffe. Umfatz.
Einfuhr. Preife roher und fertiger Waren.
mit einem Wort: Marktberichte; land-
und forftwirtfchaftliche Gründungen er-
fordern Angaben über den Grunditiicks-
markt. über Arten. Kofteu nnd Ausführen
kolonialer Betriebe Allgemein wihtig ift
der Frahtenmartt. Preife der See-. Bahn-
Wagen- und Triigerfrachten. Weglc'ingen.
Beförderungsdauer. Zölle. Landungsge-
bühren. Verficherungsioften. Frachtunter-
nehinungen. ebenfo wichtig ift der Arbeits-
markt mit Angebot und Nachfrage. Löhnen
und Gehältern fiir Weiße und Eingeborne.
Werbekoften. Beauffihtigung. Verpflegung.
Unterbringung und Behandlung der Ar-
beiter. Arbeiterverordnungen. Werbeunter-
nehmungen.
Für Bergbauunternehmungen treten
Angaben über Erzvorkommen. Erzgehalt.
bereits geleiftete Arbeiten. Rechtsverhältniffe.
Unterfuchungsftellen. Kalten beftehender
Betriebe in ähnlichen Gebieten hinzu ufw.
Eine wichtige Aufgabe der kolonialen
Berichterftattung ift es. die heimifche
Induftrie rechtzeitig von den neuartigen
Bediirfniffen zu unterrichten. die Be-
triebe unter nenarti en Bedingungen ftets
zeitigen. über Erforderniffe. Berfuche.
Erfolge und Mißerfolge. Ich denke hier
z. B. an Mafchinen für Fafergewinnung.

an Mafhinen zur Diamantförderung in
Südweft. an die Verwertung der Wind-
kraft. an die Herftellung brauchbarer
'Automobile für die Schuhgebiete. an die
Auffuchung und Bei-wertung neuer Roh-
ftoffe.
Umgekehrt muß man in den Kolonien
wiffen. welche ihrer Waren die Heimat
und auch die andern europäifchen Staaten
brauchen. welche Forderungen fie an ihre
Befchaffenheit ftc-llen. was fie dafiir be-
zahlen. woher fie diefe zur Zeit beziehn.
welches die wichtigften Abnehmer find.
wo fich neue. güuftige Gebiete dafiir
öffnen oder fchaffen laffen. ferner: welche
Fortfchritte anderwärts im Bodenbau. in
der Viehziichtung. im Mafchinenbau ge-
macht werden.
Die Berichterftattung müßte Fachleute
und Anfänger beriickfichtigen.
Sie müßte weiter Klarheit über kolo-
niale Gefellfhaften und Unternehmungen
bringen und dem Handel ihrer Werte
dienen.
Einen bedeutenden Raum würde der
Anzeigenteil einnehmen. der ja gleichfalls
eine unentbehrliche Art von Berichterftattung
ift. Ein vollftändiger Literaturnaihweis
gehörte ebenfalls hierher. ebenfo ein
Nachweis über miffenfchaftliche Forfchungen,
Eine gut geleitete Berichterftattung
würde auch deutfchen Unternehmungen in
den Nachbarländern nnfrer Kolonien zu-
gute kommen; fie wäre außerdem das
einzige Mittel. das unmäßig hohe Preife
eingcfiihrter Waren in den Kolonien ver-
hindern könute. da fie den Wettbewerb
herausfordern wiirde.
_Bon den iibrigen Gebieten des Aus-
lands hätten in der Berichterftattung be-
fonders jene Anfpruch auf Berüctfihligung.
in denen fich viele Deutfche niedergelaffen
haben. weiter folche. mit denen Deutfch-
land viel Handel treibt oder die unferm
Handel günfiige Ausfichtcn bieten. Später
werden wir vielleicht einmal foweit kom-
men. eine einheitlich geleitete. wirtfchaft-
liche Berichterftattung fiir alle Gebiete der
Erde zu bekommen; vielleicht ließe fich
diefe durch ein Zufammenwirken der
deutfchen Preffe der ganzen Erde fchaffen.
Ich würde es nicht für gut halten.
wenn neben den bereits in Deutfchland
erfcheinenden Kolonialzeitungen. amtlichen
und nichtamtlichen. die angeregten kolo-
nialen Marktberichte als felbftändiges
Unternehmen auftreten würden. ihdächte

fie mir im Gegenteil als gemeinfames
Unternehmen diefer Kolonialzeituugen.
einmal um ihnen weitefte Verbreitung zu
verfchaffen. und außerdem. um den Anzeigen-
teil einheitlicher und einträglicher zu ge-
ftallen. Die Berichte denke ich mir in
Form von vierzehutägig oder monatlich
erfcheinenden Beiblättern.
Eine befondere Art der Berichterftattung
möchte ich fhließlich noch erwähnen: die
Arbeitsvermittlung. Infolge der großen
Entfernung des Mutterlandes fällt noch
fo manche Stellung. fo manche Gelegenheit
draußen den kolonialen Nachbarn. Eng-
länderu. Buren.Inderu. Griechen. Italienern
zu. und es wäre noch fchlimmer. wenn
niht aus der Schutztruppe eine Reihe von
Angeftellten und Unternehmern hervorginge.
Drahtliche Arbeitsvermittlung könnte hier
Beffcrung fchaffen; fie wäre nicht fo teuer.
wie es zunächft fheint. Sie follte fich auch
auf einfache Tagelöhnerarbeiten erftrecken.
Es ift oft beklagt worden. daß z. B. bei
Bahnbauteu Leute aus aller Welt. viele
Südländer. aber kaum Deutfche verwendet
wurden. Es mag fein. daß diefe bequemer
zu haben find. als unfre Landsleute, Es
gibt aber auch bei uns Unternehrnungs-
luftige genug. die fich fehnen. die Kolonien
kennen zu lernen. die hinausgehn würden
auf die bloße Zukunft hin: ..Wenn fie be-
reit find. fich einige Jahre durch dick und
dünn zu fchlagen. können fie vorwärts
kommen." Gelegenheit dazu bietet ein auf-
ftrebendes Land immer. Wie viele Deutfche
gehn ins Ausland. lediglich im Vertrauen
auf die eigene Kraft.
Es ift felbftverftändlich. daß den Ans-
wanderungsluftigen die Berhältniffe nüchtern
gefchildert. daß fie niht in Fieber-
gebieten verwendet würden und in einer
Weife. die ihr Aufehen bei den Eingeborenen
fchädigen müßte; es müßte ihnen außer-
dem die Rückkehr fichergeftellt werden.
Die außerordentliche Entwicklung unfres
Schulwefens und der Bildungsdrang der
Deutfchen haben es mit fich gebracht. daß
Deutfchland eine wachfende Menge wohl-
gefchulter Leute heroorbringt. Männer und
Frauen. weit mehr. als es felbft. feine
Kolonien eingefchloffen. braucht.
Für diefe. 'eien es nun Landwirte. Kauf-
leute. Lehrer. Arzte. Apotheker. Ingenieure.
Schriftfteller. muß ein Arbeitsfeld in der
ganzen Welt gefucht und vermittelt werden.
Bor allein kommen hier die Gebiete in Be-
tracht. in denen bereits Deutfche wohnen.

Der Anfang ift auch fclwn gemacht. es
bedarf nur eines Ausbaues. Auf die Hilfe
der verfchiedenen Fachverbände wird man
dabei rechne!! dürfen. Ich wüßte nicht.
was die Auslandsdeutfchen in ihrem Selbft-
gefiihl und in der Treue zu ihrem Volks-
tum mehr beftiirkeu könnte als die mnfter-
giltige Arbeit wohlgefchulter Landsleute. _
und was die Bande zur alten Heimat enger
knüpfen könne. Alle aber. die hinausgehn.
müßten fich bewußt werden. daß fie zwar
als Pioniere des Deutfchtumo'. aber auch
als Pioniere des Friedens und der Freund-
fctmft mit den fremden Völkern hinaus-
gehn. M

Felice Cavallotti
und Ferrnccio Macola.

Ein fchwarzes Blatt im Parteileben Italiens.

Jn keinem Lande der Erde herrfcht feit
Jahrhunderten ein folch heißer Haß der
Parteien wie im Land-e Jtalia.

Seit den politifchen Kämpfen zwifchen
den Optiniaten und der Plebs. den Kriegen
zwifchen Gelfen und Ghibellinen und dem
unaufhörlichen Streifen der Factionen in
den Städten ift diefe Todfeindfchaft der
Parteien niemals erlofchen

Diefer Vernichtungsfrieg. geführt mit
allen Waffen der Lift. Tinte und Gewalt.
fpiegelt fih in der blutigen Tragödie Ca-
vallotti-Maeola. deren Peripetie am 6. März
1898 erfolgte und deren Kutaftrophe am
18. Auguft 191(1das parteipvlitifche Trauer-
fpiel abfchloß.

Jin Jahre 1898 fehien der Führer der
italienifchen Demokratie. der feinfinnige
Dichter. glänzende Schriftfteller. feurige
Redner und unerniüdliehe Agitator Felice
Cavallotti von Eorteolona (Pavia) auf der
Höhe feines politifchen Einfluffes ange-
kommen. Der einflußreiche Parlamentarier
hatte die Phrafevlogie eines blinden Be-
wunderers der franzöfifchen Repuplik ab-
geitreift und fich in einen überzeugten An-
hänger des Dreibunds gewandelt. der mit
Leidenfchaft die Korruption des parlamen-
tarifchen Affarismus (der unlautern Ge-
fchäftemacherei der Abgeordneten) bekämpfte
und die Geheimniffe der verkrachten Banca
Romana und ihren Stipendiaten aufdeckte.
Die hochkonfervative Partei hatte die
Unterdrückung des Volkstribunen befchloffen
und dazu als ihr Werkzeug den wegen
feiner eifenftirnigen Kaltblütigkeit gefürcf teten
Pamphletiften Ferruccio Maeola gewählt.
der die ..Gazetta die Venezia“ leitete. Diefer
ehemalige Shiffsunterleutnant verftand

feinen Arbeitgebern zu imponieren; als blut-
junger Politiker gab er nämlich den Groß-
grundbefißern und Rhedern. den Groß-
induftriellen. Armeelieferanten. Händlern
mitEifenbahnkonzeffionenundKanalanlagen.
kurzum den ..Ausbeutern“ im großen Stil
den Rat: ..Verbindet euch mit den Kleri-
kalen, deren junge Advokaten und Schrift-
fteller feit Jahren vor Sehnfucht darauf
brennen. in der Gemeinde. in der Provin-
zialverwaltung und im Parlament eine Rolle
zu fpieleu. und die euch ohne Gegenleiftung
die blindgläubige Wählermaffe zuführen!
Das fchivarze Schippen-Aß der bisher
grollend bei Seite ftehenden Sakrifteigänger
fticht den roten Herzbuben!“ Diefer Rat
erwies fich als vorzüglich; der Patriarch
G. Sakko gab ihm feine Zuftinunung für
die ganze Provinz Venetien
Die fchiirffte Gegnerfhaft der konfer-
vativ-llerifalen Bundesgenoffenfchaft ver-
körperte fich in Filiee Eavailotti. Allein
diefer Heißfporn ohne Furcht und Tadel.
der 32 Siibelduelle mit Erfolg ausgefochten
hatte. verriet fcvon deutlieh Zeichen phhfifcher
Erfchöpfnng: gegen die Unraft fuchte der
hihige Agitatorzeitweilig Ruhe und Stärkung
im Kognak. »
Darauf bauten feine Widerfacher ihren
Plan. Durch perfönliche Angriffe wurde
der Journalift Eauallotti. der zeitlebens
feine Hände rein zu halten verftanden hatte.
in eine wahnfinnige Aufregung hinein ge-
trieben. Eine volle Woche lang dauerte
alsdann das Hin und Her niit den Kartell-
trägern des Duells. bis endlih die dritte
Nachmittagsftunde des 6. März 1898 in
der Villa der Gräfin Cellere vor der Porte
Maggiore in Rom als Termin für die
Austragung des Ehrenhandels feftgefeßt
wurde. Die Stunde kam. aber die Partei
Maeolas ließ auf fich warten.
Es fpielte fich kein regelrechtes Duell
ab. Der Unparteiifche und die Sekundanten
Eauallottis hätten diefen ungleichen Zwei-
kampf verhindern follen; der knrzfichtige
Eavallotti taumelte: er hatte dem Cognac
Champagne fine allzu fehr zu gefprochen.
Beim dritten Gang ftieß der kaltbliitige
MacolafeinenikeuchendavancierendenGegner
den Säbel in den offen. ftehenden Munde
die Spiße der Klinge zerfchnitt den Rachen*
und die Zungenwurzel Cavalloltis. dr
(il.)

6 Minuten fpäter durch den Blutergnß in
die Luftröhrc den Tod durch Erfticken erlitt.
Die Trauer um den gefältken Volksmaun
war allgemein. Nur die hohkonfervative
Fraktion fubelie und zahlte unter der Form.
daß die Partei die oordem von ihr fulwen-
tionierte ,.Gazetka di Venezia" cigentiimlich
erwarb. an ihren fiegreichen Vorkämpfer
120000 Lirc- bar und alljährlich [0000
Like als Lcibrentc. Der Führer der Kle-
rikalen. Profeffor Stoppato in Bologna.
fiihrte die Verteidigung Macolas und er-
wirkte die Verminderung feiner Strafe von
dreizehn Monaten Gefängnis auf fieben.
Judeffcn Ferruceio Macola wurde diefes
Sieges in feinem oierzehntcn und leuten
Duell nicht froh. Langfain und bruch-
ftiickwcife kamen die Einzelheiten von der
Einfiidetung und Durchführung des ..un-
gtiickliheu. vom Sieger fo fchmerzlich be-
klagten Zweikampf-c" ans Licht. Am 4.9lprit
1905 hatte der non den tlterikalcn in
Cafictfranco gewählte Macola. der fofort
nach der Thronbeftcigung des Papftes
Pius x. als ..alter Hausfrennd“ in privater
Audienz empfangen worden war. namens
feiner poliiifhc-n Freunde den Auftrag er-
halten. das Programm des liberalen Mi-
nifteriurns Fortis anzugreifen Als der
Abgeordnete von Eaftelfranco das Wort
ergriff. erhob fih die gcfamtc Linke. 88
Mann ftark. und verließ fhweigend den
Saal. wiihrend das liberale Centrum
durch oftcntatives Gelächter und Geplauder
dem ftannuelndcn Redner von der äußer-
ften Rechten feine Mißahtung bezeugte
Endlich ergriff der Held der Billa Eeltere.
deren Herrin gleichzeitig von Crifpis Sohn
Luigi die Schmuckfacheu im Werte von
60 000 Francs grftohlcn worden waren.
feine wahre Lage: er legte fein Abgeordneten-
mandat nieder und gab auch der Journa-
liftik den Laufpaß. Uni die innere Unruhe
zu betäuben. griff der Vertrauenswann dcr
iiußerften Rechten. der oordcm enthaltfam
gewefen war. zum Becher: der Dämon
Alkohol vollog fein Rächer-amt. Bald hatte
der Neurafthcnikcr fein Tagcsquantum auf
8 Liter Wein und 2 Ftafchcn Liqucur ge-
fteigert und zur Erlangung der Nachtruhe
fleißig mit Morphium nichfeholfen. Jetzt
mahte der unfclige Mann am Abend des
18. Auguft im Sanatorium des Heiligen
Rochus zu Merate in der Brianza feinem
Leben durch einen Revolocrfehuß in die
rechte Schtäfe ein Ende. Die Geiftlihkcit
hat der Leiche das kirchliche Gelcit uerfagt;

Vogel“ dic Mufik.
das war ihr Nacht. Seine Parteigenoffen
zeigten fich iiber fein Hinfcheiden nicht
minder erfreut wie bei Cavallottis Tod'.
denn fie brauchen dem ungeftümen Mahner
nihts mehr zu zahlen.
[Jr. l7. l..
Der blaue Vogel
Wie wir von Profeffor Engelbert
H u ut p c r d i n ck felbft erfahren. fchreibt
er gegenwärtig zu ü!!artcrlincks ..blauem
Das Miirchendrama.
das wir im zweifelt Iunihcft d, J. voll-
ftiindig abgedruckt haben. wird mit der
Mnfik Humperdincks noch in dicfcm
Herbft u. a. von Max Reinhardt am
Deutfchcn Theaterhcraus gcbraht werden.
Reinhardt wird hier eine feiner Aue-
ftattnngskunft wiirdigc Aufgabe finden.
Ausfteilungeu
Mehrmals fhon haben die Gelehrten
und Halbgclehrteu und noch mehr die
Sach- und Buchvcrftiiudigen dahin cui
fchiedcn. daß eine univerfclle oder Welt
ausftcltnng. angefihts der ricfigen Ent-
wicklung der technifchen und induftriellcn
Energien in das Moderne. ein in Bezug
auf praktifchc Erfolge unrcutablcs lin-
ding ici und daß fih höchlcens inc Stoff
fpezialifiertc. atio Faclifchanen mit Ans-
fiht auf reale Befruchtung des Fort-
fchritts und auf Bezahlung der hohen
Ausftellungskoftcn. weiterhin verauftaltcn
ließen. Dennoch geht die Reihe weiter.
in der angeblich jedes Land. jedes Volk.
jeder Erdenwinkel fein Alles. fein Beftes.
fein Neueftes in Front fiihrt. Man weiß
längft. daß diefe gigantifche. koftipieligc
Reklame kaum nennenswerte. kauf-
männliche Vorteile einbringt. weiß. daß
die internationale Eiufchänung der
tchnifhen. iudnftricllen und Handels-
werte eines Landes fich auf ganz andern
Wegen vollzieht. als auf dem einer
Paradefhau mit Maffcuklilnhim. und
dennoch noch - diefe Jahrmärkte.
„Weltausftellungen“I Solche Aus-
ftellungen wenden fih an die Maffen.
an Laien. an die Allgemeinheit. miiffcn
- weil der Pfennig der vielen die
Spefen decken follte - die Menge ver-

bliiffcu. anregen. amiifieren. Ein Selbft-
bekenntnis. daß fie dies dur-ä) Bor-
führnng reeller. ernfter Arbeit nicht ver-
mögen. liegt fchon darin. daß keine
Ausftellung mehr der Bartnnnmcthode.
der Rntfchbahnen fiir den Puder des
P. T. Publikums. der Wackeltövfe. der
Riefenräder. der Somalidörfer. der
Wildweftreiter. Trottoirsronletts. der
Möglichkeit ein Glas Bier hoch in den
Lüften oder in einer Taucherglocke zn
trinken. entbehren kann. Selbft Fach-
ansftellungen 'können fich nicht anf tat-
fächliche Leiftungen. Erfindungen. Er-
rungeufchaften befchränken. Können
nicht einfach ihre Werke. und wären es
auch Wunder der ingeniöfeftcn Technik.
hinlegen ohne Bluff fürs Auge. ohne
Schwindel in Dimenfionen. Inize-
niernng nnd Beiwerk.
Der erufte Fachmann wird in den
feltenften Fällen in ritter fvlchen Schau
Neues. lingekanntes oder ihm ionft nicht
Zugängliches. kennen lernen. Ihm ftehn
Fachliteratur, Freizügigkeitim tcchnifchen.
wiifenfchaftlichen und induftriellcn Leben.
nnd vor allen! der Markt. der für
wirklich Gutes keine Sperre. kein Zoll-
nnd Grenzhindernis gelten läßt. zur
Verfiigung. Der Sportsmann. der
Praktiker haben die internationalen
.tionkurreuzeiu in denen fie die bezüg-
lichen Gegenftände in effektivem Wett-
bewerb nnd in praktifcher Verwendung
weit eher beurteilen können. als in der
toten Schanftellnng der Objekte. Fach-
ansftellnngen - mit Ausnahme jener
für Werke der fchönen Künftc. welche
wohl den alleinigen Markt
für folche Produkte vorftellen. inüffen
auch oft ihre Beziehungen bis an die
Grenzen der Lächerlichkeit ausdehnen.
nm beftehu zu können. Beifpiel: Die
jetzige Wiener Zagdaus-
ft e llun g. Die Befchränknng auf das
edle Waidwerk. dem doäj nur ein ganz
kleiner Teil der Großftadtbevölkernng
huldigt. wäre der fichere Ruin diefer
Schau. Und fo trifft man dort z. B.
Bilderfäle mit Gemälden. anf denen
ganz nebenfächlich ein Staffagehirich.
ein Hund. ein Mann mit eine'r Flinte
vorkommen.. als ..Gegenftände“ des
Jagdausftellungsrahmens!
llnd was fiir eine qualifizierte Irre-
führung liegt nicht darin. daß der
Pavillon des Fiirftentnms Monaco anf

der Brüjfler Weltausftel-
lung infolge größeru Geldanfwandes
feitens der Spielbank von Monte (Carlo
als ein Attraktionspnnkt ..erft-Zr“ Güte
gilt. wo doch Monaco nubcftritten -
außer der Spielgelegenheit -- geradezu
nichts produziert. ia es gar nicht
nötig hat. in induftriellcr. technifcher
oder latidwirtfäfaftlimer Beziehung anch
nur dic geringfte Arbeitslciftnng zn
liefern! Facit: Den fogenanntcn
..Welt“aneftellnngen fehlt die reelle. in
Bedarf und Nutzen begründete Not-
wendigfeit. u. Z.

Fuldas ..Sieben Einaktet“

Ludwig Fulda ift ein nnerfchrockencr
Mann. Zn einer Zeit. da ihm die Kritik
wenig günftig ift und mehr von "einen
Mißcrfolgen als von feinen gnten
Leiftnngen zu reden liebt. veröffentlicht
ereinechronologifchgcordneteSammlung.
die die Schwäche feiner literariichen
.ik'tnderjahre preisgibt. Ia wenn es
nnr die harmloic und beinahe riihtendc
Kindlichkeit des Lnftfpiels ..linker vier
Augen“ wäre. Wo es dcm ungleichen
Ehepaar durch die Vergeßlichkeit des
fchablouenhaften alten Dieners gar fo
bequem gemacht wird. am Abend feiner
erficn Gefellfchaft allein zu bleiben.
wo der liebcnde Gatte gar fo leicht
das Herz dcr flatterhaften Gemahlin
znriickerobert. Aber der nm zwei Jahre
..reift-rc" Einakter „Frühling im Winter“.
dcr von gcheiltem Weltfchmcrz erzählt.
ift nicht kindlich zu nennen. ift fitilimme.
ichlimme Theaterfpielerei. Dic-,c Ber-
öffentlichnngen wären nur dann kein
Wagnis. wenn die folgenden ipiitcrn
Stücke den allerenergifchften Fortfanitt
anfwiefen. wenn fie das Bild des kraft* -
vollen Mantis neben das knavenhafte
Porträt ftellten. das fich aus jenen
Stücken vom Jahre 85 und 87 ergibt.
Das aber ift nicht. wenigftcns nicht
cntjchieden genug der Fall. Grtviß. die
folgenden Dramen find beffer als die
erwähnten. aber fie gehören nicht ent-
fernt zum Beften. was Ludwig Fulda
zu bieten vermag. ..Fräulein Wiktor“
mit der burlesken Geftalt des tot-
gcglanbten Liebhabers. der io feltfam
verändert heimkehrt. ift doch nur ein
derber Biernlk; Der ..Ehrenhandcl".
deffen Ausgang fiir dentfche Offiziers-

und Beamtenkreiie allzu nnwahrfcheinlih
friedfertig ift. kommt anh niht iiber
das Poffeuhafte hinaus. ..Die Zeche“.
ein ernftcs Stück. vom peinlihen Aus-
gang herzlofer Lebensführung berihtend.
..Der Traun! des Glücklihcn“. durch
Einfiihrung der Suggeftionsfnuft der
Tragikomik des Ehebruhs neue Seiten
abgewiunend. leiden trotz mancher Bor-
ziige unter den beiden Mängeln. die dem
Einakter befondcrs leiht anhaften:
Kiinftlihkeit des Aufbaus und geringe
Vertiefung der Geftalteu.
lingemiihte Freude läßt fich vie-(leiht
mtr bei dem fchlichten Vorfpiel in an-
mutig eilenden Trohc'ien. der ..Läftigen
Schönheit“. empfinden. .Hier ift das
einfache. aber niht einfältige Thema un-
gekiinftelt behandelt und völlig durh-
gefiihrt. Die gefeierte Schöne Donna
Clara muß den geliebten Mann markiert
gewinnen. weil fie nicht um ihrer äußern
Schönheit willen geheiratet werden will.
und weil er wiederum fo großer äußern
Schönheit keinen Inuenwcrt zutrant.
Wer Fuldas ionftiges Shaffen
kennt. diirfte an diefen! Bersfpiel neben
der unmittelbaren noch eine indirekte
Freude haben. indem er eine oerkappte
Beihte darin wittert.
Reichtum bringt uns zur Ber-
zweiflung.
Wenn er nnfre beffern Gaben
Prnnkend. gleißend überdeckt.
Bin ih niht fiir alle Welt
Nur die fhöne Donna Clara?
Aber heißt es je: die kluge.
Ic die herzensgute Clara.
Die gebildete. die heitre.
Die fo wißig weiß zu plaudern.
Die hiibfh Gitarre fpielt.
So taleutvoll fingt und zeihnet.
Die niht auf den Mund gefallen
Und noh weniger auf den Kopf?
Dem iibcrdeckenden Reichtum. der
äußern ..läftigen Shöuheit“ - wie oft
und oft mag Fulda ihr gefluht haben.
wenn er fih immer wieder als ..an-
mutigen Berskjinftler“ preifen hörte.
und nur als folchen. was denn freilich
eher auf Tadel als auf Lob hinanslief,
lind es blieb nicht beim ftillen Fluh.
Wie Donna Elora ihrer Schönheit durh
die Maske entrinnt, fo trahtet Fulda
der feinen durh das häreue Profa-
gewand des Gegenwartsftiicks zu ent-
kommen. Er tut unrecht daran: man

merkt die Verkleidung. lind er tut nn-
reht. weil er mit dem Bers fein Beftes.
fein Natiirlichftes oerlengnet,
Alfo doh nur ein Berskiinftler?
Ia und nein. Der Vers ift Ludwig
Fuldas Schönheit. aber keine vloßäußere
Schönheit. Der Pers ift niht nur das
Kleid. in dem die Anmut feines Talents
zu oölligein Ausdruck kommt - und
wäre der Vers nur dies fiir Fulda.
wie fehr wäre er dann fchon der cn-
genden Profatraht vorzuziehn! Der
Vers ift auch die Schwinge. die Fuldas
anmutige Gaben bisweilen zur Größe
beflügelt. Es wäre gut fiir den Dichter.
wenn er ihn feltencr als ..läftige Shön-
heit" empfände. wenn er feltener auf
einem ihm unergievigen Felde zu ackern
fuhte. i/.c-or [Tempel-er.

Die Politik der Kauft

Auch hinter den Theaterkuliffen wird
nichts fo fein gcfpouucn. daß es niht
fchließlich doch an die Sonne käme. Unfre
braven Intendanten und Direktoren laffen
da mit fich niht factetu. Sie dulden in
ihrem ehr-einbetten Kreife keine Heuchelei
und reißen jedem riictfihtslos die Maske
herunter. der die edle Kunft zu einem ge-
meinen Gefchäft des Tages herabwiirdigen
will. Jetzt ift es ihnen gelungen. *den
Generalmufikdirektor der Hofoper in Berlin.
Dr, Richard Strauß. als einen Menfchen
zu entlarven. der es ganz augenfcheinlich
darauf abgefehn hat. aus Melodien ordi-
näres Gold zu machen. das man bei
jedem Kaufmann wechfeln kann. Hinter
diefe gewöhnlichen Abfihten find die
diverfen Theaterleiter dem Komponiften
gekommen. der jeßt im Begriff fteht. eine
neue Oper zu vollenden. die ..Der Rofen-
kavalier" heißen foll. Aus purem Idealis-
mus wollten die Bühnenleiter Straußens
neues Werk dein Publikum möglihft rafh
zeigen. Gewiß - eine neue Arbeit von
Strauß ift eine Senfationf; die großen
Kinder. die Theaterbilletts kaufen. hören
fie gern. man hat ein paar verkaufte
Häufer. aber des lieben Gefchäfts wegen

nimmt doch der Direktor eines Opern-
haufes den ..Nofenkaoalier" von Strauß
nicht an. Er wünfcht durch die Dar-
bietung des jüngften Opus von Strauß
die Menfchheit lediglich zu modernen An-
fchauuugen und zu neuem Kunftfinn zu
erziehn. ohne auch nur im Traum daran
zu denken. daß man dabei möglicherweife
fchnödes Geld verdient. Umfo habgieriger
ift Richard Strauß. Er verlangt genau
fo pielTantiÖmen wie von feinen friihern
Opern. Er will die Aufführung außerdem
nur dann zulaffen. wenn fie in einer au-
ftc'indigen Form gefchieht. Er ift fo
größenwahnfinnig. als routinierter Kapell-
meifter fich felbft für kompetent zu halten.
über die Oualität der Aufführung in letzter
Initanz zu entfcheiden. obwohl er doch
nur der Autor ift und fchon aus diefem
Grunde nichts verfteht. Strauß hat fich
ganz offenbar von allen möglichen und
unmöglichen Anfängern einreden laffen.
es wäre zuweilen non Theaterdirektoren
und Regiffeuren ein Werk fo oerhunzt
worden. daß der Dichter oder Komponift
fein eigenes Werk nicht erkannt hat:
Au all diefen unverfchämten Forderungen
läßt es fich aber Strauß noch nicht genug
fein. Er. der feinen Marktwert. pardon:
feine ideale Wirkung aufs Publikum
fcheinbar kennt. will den Theatern feine
neuefte Arbeit nur dann überlaffen. wenn
fie fich verpflichten wollen. auch feine
friihern Opern nicht vollftändig aus dem
Repertoir oerfchwinden zu [offen - die-
felben Opern. mit denen die Theaterleiter
fchon glänzende Gefchäfte gemacht. will
fagen: das Publikum zum Idealismus er-
zogen haben. Wo Strauß da hinaus
will. das ift in der Tat keine Kleinigkeit-
Wenn man bedenkt. daß mancher Theater-
pafcha nicht weiß. ob erin einem Jahr
noch auf feinem Throne fißt. und wenn
man ferner erwägt. daß Strauß ein
ganzes langes Dezennium in jedem Jahr
ein paarmal aufgeführt zu fein wünfcht -
und zwar vertragsgemäß bei fo und fo
viel taufend Mark Konoentionalftrafe. fo
wird dem Unbefangenen ohne weiteres
klar. daß hier mit Macht verfucht wird.
an die Wurzeln des Gottesgnadentums
der Theaterdirektoren zu greifen*
Da ift es erfreulich. daß einer von
ihnen dem freveln Komponiften auch noch
eine grobe Unwahrheit nachweifen kann.
Allein in feiner Einbildungskraft hat fich
Strauß nämlich eingeredet. daß die

Theaterleiter auf feine Forderungen ein-
gehn wiirden. und fo hat er auch Felix
von Weingartner erzählt. die andern hätten
feine Bedingungen bereits angenommen.
Er gedachte damit. Weingartner Mut zu
machen. Klug und vorfichtig aber. wie ein
Hoftheaterdirektor nun einmal ift. hat
Weingartner noch einige Zeit niit der
Unterfchrift gewartet und beruft fich nun
darauf. daß die Intendanz kaum mögen
wird.
Die ganze Gefchiclne wird hoffentlich
fo bös nicht enden. Die Ouvertüre. die
die Theaterleiter zur Ouvertüre des Rofen-
kavaliers gefchrieben haben. hat fich ja
nun geräufchvoll genug angelaffen. und
man darf fich weitere Paukenfchläge der
Reklame. wohl verbitten. Wir wiffeu es
fchon: Die Theaterdirektoren haben die
Kunft nie zur Politik der Togeskaffe
entwiirdigt. f.

Caterina von Siena

(Schaufpiel von Miriam Eck. Axel
Junkers Verlag Berlitt-Charlottenburg.)

Neulich hat ein Geiftlicher auf die
Frage ..Hat Chriftus gelebt?" die fäjöne
Antwort gegeben ..Jedenfalls lebt er
l)e11te*'uoch“. und eine begeifterungs-
erfreute Menge hat ihm mit Anftimnlung
des alten Lutherliedes geantwortet. Ein
Zeichen dafiir. wie ftarke und wirkfame
Reaktionen der Nationalismus hervor-
zuvringeu vermag. Rings um uns

wieder Buddhiften. Get'nndbeter. Spiri-
tiften und Verzücfte.
Bei Miriam Erl aber ift der religiöfe
Muftiziemue keine Zeit- und Mode-
erfcheinung. ((*r ift von Anfang au tief
init ihrem Körperlichen und mit ihrem
Seelifchen verbunden getvefen, lind fie
hat in der heiligen Caterina bon Siena
eine Gehalt gefunden, die den Super-
lativ bedeutet von allem. was fie fein
möchte. von alle dein. ale- wird fie fich
empfindet. In ihrem erften Buche „die
jnngfrauliche Fran" verinehte fie. ihre
Enivfindnngdweiie zur Anichannug Zu
formen nnd fie mit vielen lmndert
wiffenfchaftlirben Zitaten zu beweiien.
(fine nnireie ichiilerhafte Frauenmanier
- in ihrem Roman Beregrina tanvte fie
nach einem Stil und (hefchehnit'fen.
der dem fehr irdiich Frauenrechtleriichen
nnd dein oberirdifeh und nnterirdiich
llnaudfvrechlnn'en gerecht werden konnte.
Mit Caterina war dae* alle-:4' zugleich
gefunden. Tae vierzehnte Jahrhundert
mit feinem i|n Bewnfztiein dee Vublifnme*
bereite* fertig fcbeinatiiierten Inhalt: .Vie
Renaiffance. hie Agfeie. Die Legende von
der wunderbaren Macht der fienefiiehen
Färberdtochter. die (beiehichte vom Banff
Gregor xi., den fie durch ihren Einfluß
bon Avignon nach Noni znriiafiihrte-
allce* dae. braucht nicht erft gezeigt und
bewiefen zu tverden. ift fchou da und
unbeftreitbar. Damit ift auch bereite*
der künftleriichen Illnfivn das Feld ge-
öffnet. Tenn fd lange man ind Theater
den priifenden nnd zweifeluden Gedanken
mitbringt: „Warum könnte dae. nicht
auch anderel verlaufen?" fo lange ergibt
man fich nicht ganz. Angefiehts diefer
fo giinftigen Vor-bedingungen hat fich
Miriam Eck denn anch zu einer frei-
tiinftlerifchen Behandlung dnrchgeruugen.
die nicht ielten voll Sehönheit und Reiz
ift. Vor allem - und das ift vielleicht
entfcheidend für die Wirkung - titan
fühlt überall das fo fehr verfönliäie Be-
kenntnis der Autorin hindurch. Sie hat
fich völlig indentifiziert init ihrer Hei-
ligen. fiihlt felbft ihre flagelantifchen
Verziieknugen. ihre Opferiehnfüchte. fieht
fiä) als marhtgetrönte, deiniitig Stolze
vor anbetenden Anhängern als kluge
Streiterin. vom Fenergeift gehalten bei
nfnehifcher Zartheit und Schwäche; fie
ift es. die Anfechtungen erlebt und fort-
betet nnd die wanfend „aber mit ftarkem

Willetisletimten“ zu neuen Wunder-
tateu. tierten Wundcrovfern in das Leben
zieht. nngetehrt nnd ichtvach. nur dura)
Heilando Gnade mächtig.
(fine ftille voetifehe Befeffenheit
fclnvc'ilt in dem Ganzen. Sie ift ce.
die das Buch erfiillt. nicht die .Octttdlnng
die und räumlich fernliegenden Tatfaehen
in Gefpr'eieheu übermittelt und eine (ve-
fangennalnne miterleben liißt. die nicht.)
ift ale die notwendige Borat-*Ziehung
für die große Öanntfaehe des Stiiae.
die den Weltmann Tnlde und die Nonne
gegeniiberftellt. Tnlde. der Befangeue.
hofft von Caterina, dat'z fie ihm ..dae
Leben bringt“, und fie befta'tigt ihm:
„Ich bringe Euch dae Geiehenf des
Lebens.“ Dann aber bereitet fie ihn
zum Tode vor nnd anf dae- Jenfeite.
Tiefe Szene fteht nnd fallt mit der
li-igenart der Schanivieler. denen fie
anvertraut werden muß. (fin Zuwenig
oder Zuviel kann verhiingniavoll werden.
Sie ift nicht viel mehr als* der Canevae*
zu einer wirklich erfchiitternden nnd iiber-
zengenden Szene. Die Worte felbft. fo
iorgfiiltig fie gewählt find, fagen matte*
Letzte-Z. (j-her die Regiebenierfnngen.
die die Anffaffung der Autorin vermitteln
wollen. Caterina ift fehr bleich. fie
weicht vor feiner Leidenfchaft nicht znriia.
Sie fieht ihn an mit iiberirdiicher Liebe.
Seine Hände fallen wie von felbft herab.
Er fteht voll Andacht. in ihren Anblick
verloren. llnd fpiiter „Nireolo Tulde
in großem Weinert.“ Ebenfo ichön ift
die Erzählung von einer Szene, die am
Blute-gerichtftattgefnnden hat bei Tnldvei
Enthanytnng. Erft erzählt der Vriefter.
dann kommt Caterina felbft.in tvollüftigen
Bluttamnel vcrienft. ertatifeh vor fich
hinfbrechend. Hier gibt die Dichtern(
in Nachahmung oder vielleicht Vernetzung
altkirchlicher Voefie ihr Allerfta'rkitce.
Viel mehr als in dem abfiehtlichen Spuk
des Fremden in allerlei Gehalten und
in den drei (Beiftern. die Anfang und
Mittelftüek ausfüllen. Obgleich gerade
in diefen beiden „Anftalten“ viel Voefie
angeftrebt wird. Sie wirkt aber etwae*
äußerlich. Und erinnert an allerlei
Befferes.
Glaubwürdig und ergreifend iu ihrer
fehlichten Knappheit find die Szenen bei
Caterinas Mutter Lavae. Die erfte Szene
des zweiten Attest, inder Mutter. Schwa-
ger und Neffen der Heiligen ihre hans-

backen rührenden Llnfiehten ausiprechein
giebt nnd vielleicht mehr von Caterina,
bringt uns ihr nähert als die nicht fehr
differenzierten Lobpreifnngen ihrer An-
hänger,
„Beppo: Ach Matten niir foll fie
Red' ftehn! Ju ihrem wahufinnigen
Hochmut. was tut fie? Verfehenkt das
Eigentum ihrer Brüder an Gefindel.
nntergriivtdas Hansi an dem der Schweiß
ihres Vaters klebt. Und nicht genug.
Betet - betet um die Verarmnng ihrer
Familie. Und fie fcheint ja gut ange-
fchrieben. Es wird weniger mit jedem
Tag." Und die Mutter erzählt, wie
fchön die Tochter war mit 16 Jahren,
nnd wie die Männer ein Ang anf fie
hatten. Sie fchlief bei der Mutter im
Zimmer-i. damit fie keine ihrer Kafteinngen
treiben könne, da iibergoß fie fich niit
gliihendem Waffen daß ihr die Haut ver-
brannt ift.
Alles inallem haben wir eshier jeden-
falls mit dem Bekenntnis einer Dich-
terin zn funf die einen Stuff gefunden
hat, in den fie fich mit allen Kräften
nnd Wiinfchen hinein ergoffen hat.
Schon das ift viel in einer Epoche ver-
frandesmäßig gelenkter Produktion.
- .KnZelnia kleine.
Finanzpoliiifches.
Die Fleifchnot ift in Deutfch-
land und Oefterreich gleich groß.
Während man aber fonft in Leiter-
reich immer um einen Schritt
langfamer ift als in * ireußent fcheint
die amtliche Hilfe diesmal in Wien
naher zu fein als bei uns. Auch
dort hat der Gemeinderrat proteftierh
auch dort wird von allen Nicht-
agrariern nach Oeffnung der Grenzen
gefchriein auch dort verlangen die
Handelskammern die Einfuhr argen-
tinifchen FleifchT aber wenn nicht
alle Zeichen tc'infchent werden inner-
halb der fchwarzgelben Bfähle die
argentinifchen Lchfen bald zu Ehren
komment wiihrend hier die Frage des
Imports gefrorenen Fleifchr» aus
Argentinien erft einem eingehenden
Studium unterzogen werden fell,
Die Ilelteften der Berliner Kauf-
mannfchaft haben in diefen Tagen
erft befchloffein den Magiftrat zn
eriuchem bei dem dentfchen 'Städte-
tag zn beantragem daß diefer in
Gemeinfchaft mit dem dentfchen
Handelstag fchleunigft eine aus

Sachverftiindigen l1eftehende Kom-
miffion zum Studium nach England
entfende. Seit vielen Jahren wird
nordamerikanifGes und argenti-
nifches Fleifch in England in fehr
großen, dauernd wachfenden Mengen
von den breiten Maffen der Be-
völkerung konfuinierh ohne daß
irgend eine Schädigung der Be-
völkerung eingetreten wäre. Jn
Birkenhead bei Liverpool befinden
fich umfangreiche Schlacht: und
.ltiihlhau-Zanlagen fiir die Unter-
bringung und Schlachtung der im-
portierten Tiere und die Aufbe-
wahrung des Fleifchs. Statt er»
nun auch mit der Einfuhr zu pro-
bierein wird bei uns beileibe noch
nicht einmal ftndiertx fondern wird der Befehluß gefaßh eine
kompetente Behörde zu erfnchem
daß fie an eine andre noch kom-
petentere Behörde den Antrag ftellet
mit andern Behörden zufammen
gemeinfam eine Studienkommiffion
auszuriiften. Mittlerweile foll der
Himmel dem Notftand abhelfen.
Die Erfahrung niiht nichts. daß in
Preußen der Himmel nur den
Agrariern hilft- wenn fich die
Nichtagrarier nicht felbft helfen.
Die öfterreiehifch-ungarifclnn Re-
gierungen find auch auf den argen-
tinifchen Fleifchmarkt angewiefem
weil fie Jahrzehnte lang. die. Unge-
fchicklichkeit begangen haben den
Agrariern zuliebe die- Grenzen fiir

rumänifhes und ferbifches Vieh ge-
fchloffen zu halten. Nachdem nun
heuer endlih wieder ein Handels-
vertrag mit Rumänien zuftande
gekommen ift. der eine begrenzte
Bieheinfuhr möglih maht. ftellt
fih nämlich heraus. daß die ganze
Uiebesmüh um den Handelsvertrag
und die Vieheinfnhr vorläufig ver-
geblich war. weil es in Rumänien
kein erportfähiges Vieh gibt, Bor
einigen Tagen begaben fich mehrere
große Viehhändler aus Oefterreih
an die Moldau. um wegen des be-
vorftehenden .Inkrafttretens des
neuen Handelsvertrags mit dem
rnmänifchen Nachbarftaat größere
Vieheinkaufe zn machen. Sie kon-
ftatierten bei diefem Anlaß großen
Mangel an Vieh fowie große Zu-
rückhaltung der Viehziihter und ge-
langten nach gründlicher Priifung
- der Sachlage zu dem Shluß. daß
wenigftens noh 4-5 Jahre ver-
ftreichen müßten. bis man in die
Lage kommen wiirde. das vom
Haudelsvertrag zugeftandene Ouan-
tum Hornvieh vom Lande kaufen
zu können. Der einzige Erfolg
des Befuhs war. daß die .Vieh-
preife in der Moldau ftiegen. Ju-
folge der Aushungerungspolitik. die
die öfterreihifche und die ungarifhe
Regierung niit den Balkanländern
trieben. ift heute Shlahtvieh von
guter Qualität in Rumänien fo gut
wie gar niht verhanden. und das
unbrauhbar gewordene Arbeits-
vieh. das in Rumänien als Shlaht-
viel) verwendet wird. lohnt weder
die Koften der Ausfuhr. noh kann
außerhalb der Grenzen Abnehmer
finden. Für_ eine Aenderung diefer
Sachlage fehlt es fogar an den
wihtigften Grundbedingnngen. Der
rumänifche Bauer mit feiner primi-
tiven Wirtfhaftsweifc kommt fiir
die Züchtung von. exportfähigem
Shlahtvieh heute überhaupt niht
in Betracht. und für die Groß-
grundbefißer und Großpächter ift
unter den heutigen Verhältniffen
der Kornbau weitaus lohnender als
Waidwirtfhaft.
Aus Deutfch - Südweft:
a f r i k a kommen ernfte Nahrihten,
Man hält dort einen baldigen Zu-

fannnenbruch der vielen kleinen
Diamant-Gefellfhaften
fiir unvermeidlich. Diefe Gefell-
fchaften find ftark übergriindet
worden. haben Raubbau getrieben
und verteilten infolgedeffen kurze
Zeit eine hohe Dividende. Heute
ftehn diefe Unternehmungen nor
dem Bankrott. Das wirkte an
allen Börfen in den letzten Wohen
auh auf alle andern Kolonialwerte
zurück. Man darf aber niht über-
fehn. daß man mit einem folhen
Skeptizismus den tatfählihen Ver-
hältniffen niht ganz gereht wird.
Mit dem Diamantenbergbau felbft
hat der Bankrott jener kleinen
Gefellfhaften nihts zu tun.
ldeobala.

Da nene Europa.
Vet-:r v. Serbien: Mit Dir- crhabcner Schwiegervater nnd großniöchtiget
König Arni in Arm fordere ich den Dreibnnd in die Sclnonken.
Nikolaus: Aber mit den kleinen Gernegroßen Frankreich und England laß*
ich mich nnter feinen llinftönden ein. Sind für [nich eine quanlilä negligeable.

* Af“:::4:,:j>?_-Q Z
Affeffoi*: Wohin? Wohin?
L b e rl en i n a n t: Kleine Zeil-heiß?:
teile nach Dresden.
Affeffor: ??
Oberleutnant: Icdenke, zn
a heiraten.
I l 7:

Muï¬kbejgabe

CanZonetta
WR 8868!] , ("1,25, "B1

.Klum-elta 0011

[AMRO q y Gex Tex-1f-

.78

Mufikbeigabe

M/M/
.fr-l .FanÃ¤o
war-,o ref-cc.

Mufikbeigabe

1.
„Lila ioli Dial-1 ltetutn .cz-Wenn.“
f'l'd. 81mm.)
ll'ultvr Zaliiit'..
071.4. ki“ l.
lm 70]lcston.
Nuten-1118 frei in. "orte-nerv.

Zjngntjouno. ._ _1
Ms lol. oil-|1
kinnoi'arte.

' n F_ 1 1 i 7 i 1 41
- _ l l l l l 1 f 4 l 7 k l 1
1. *2_ „ F_ _W
" n ' .- i _
tler: ee- - Mekka. ieh könnt' Dir alu] - 'der . 'nc-lu- rcn- . ii - der -
N * 1 l
1 1 1g 1 7 1 1_
1-, 4' i l . i i 1 1' ' -1 -_-"
_WMI ,1 . . - - _
"fin 7 Ö G i
. . . l l 1 * l l l 1
. jk f - 3 1. 7 k _ 3 _ 7
7 11- 1 1 *c 1 1
.c f f 1 1 1 !
L. f 7 f J
' f f f ' ' .-.
..

[killt nun cler 8ter - den - acht-in. noch!:

Z7 era/w

[Eiw- wer. [ein, lieg' lad uncl ßcdla - kr niclit, uncl .len . li-
8()

Muï¬kbeigabe

FF) x772 cafe-x Marx-jet?,
oe'
der

[jana,
Wd-
u-nr - .ji-n [le-tn,
W

Zu unfrer Mufikbeigabe
Max Reger und Walter Schütt
Wirft man die Frage auf/ welches
die beiden bedeutendften dentfcheu Kom-
poniften der Gegenwart findl fo kann
die Antwort nur lauten: Richard
Strauß und Max Reger. Aber welcher
große Unterfchied liegt in ihrem Schaffen!
Es berührt fich eigentlich nur darinj daß
beide Tondichter eine Zeitlang fich als
Anhönlger von Johannes Brahms be-
kannt)aben. Seitdem haben fich ihre
Wege aber völlig getrennt. Wahrend
der neun Jahre ältere Richard Strauß
bewußt iiber Richard Wagner- Verlioz
und Lifzt hinauszukominen fich bemiiht,
auch mit mitleidiger Verachtung auf die
wenigen, unfrer Meinung nach gar nicht
iibel geratenen Kammermnfikwerke feiner
Jugendzeit herabblickt. ftrebt Reger, der
wie Strauß übrigens ein echter, unver-
fc'ilfehter Bajuware geblieben ift- darnach
ein moderner Bach zu werden, und be-
vorzugt die Kammermufik. Gemeinfam
im Lebensweg ift beiden Kiinftlernt daß
fie fich über Mangel an äußern Ehren
nicht beklagen können„ daß fie eine große
Anhöngerfehafh aber auch bittere Gegner
ihres Schaffens befißetn endlich daß ihr
Entwicklungsgaug noch lange nicht ab-
gefchloffen zu fein feheint, Jusbefondere
miiffen wir bei Regen der hieiher der
dramatifchen Kompofition fich völlig fern
gehalten hatt noch auf große lieber-
rafchuugen gefaßt feini fällt *es doch felbft
feinen wörmften Freunden oft fchwer;
allen feinen Werken ihre gute Seite ab-
zugewinuein ftehn doch auch neuerdings
neben gewaltigen Kompofitiouen unbe-
deutende neben ungemein klaren ver-
fchwommene und öde. Ganz erftaunlich
ift aber dienngemeine Vielfeitigkeit und
Schöpfuugskrafh die der jetzt erft fieben-
nnddreißigjiihrige Kiinftler bisher ent-
wickelt hat,
Daß er einer der größten Könner ift,
im Kontrapunkt es felbft mit dem alten
Bach aufnehmen kann. daß er grandiofe
Fugen fchreibt und in der Kauft des
Variierens kaum übertroffen werden kann,
erkennen felbft feine fchiirfften Wider-
facher vollkommen an. Zugebeu aber
miiffen felbft feine Freunde daß er zu
wenig Wert auf die lleberfichtlichkeitdes
architektonifchen Aufbaus feiner Sätze
legt. daß er insbefoudere uurfelten zur
richtigen Zeit ein Ende findet, daß er
feine Gedanken mitunter in einer wahren

Wiiftenei verbirgt und_daß feine Er-
findung .gar nicht fo felten mehr auf
bewußter 1leberlegung als auf Jnfpira-
tion bericht; feiner Mnfik haftet fogar
bisweilen ein gewiffer mathematifcher
Veigefchmak an. Ju allerneuefter Zeit
ift dies erfreulicherweife weniger zu be-
merken,
An 12() Werke hat er bereits ver-
öffentlichh dazu noch eine große Anzahl
von Arrangements; ehe er zur Aner-
kennung kam, hat er mit diefen feinen
Lebensunterhalt fich miihfam erwerben
müffen. Erft feit etwa zehn Jahren ift
er mehr und mehr in den Vordergrund
getreten, befonders feitdeiu er in den
Herren Lauterbach und KuhnF deren Ver-
lag aber vor zwei Jahren an die be-
kannte Berliner Firma Bote 8c Bock
iiberging„ Verleger gefunden hattei die
fiir ihn eine energifche Vropaganda

machten. Merkwürdigerweife find .feine
erften zwanzig Werke ziemlich unbekannt
geblieben. Sie find nämlich anf Em-
pfehlung feines Lehrers Hugo Rie-
mann. der fiir die Londoner Firma
Augencr fehr viel zu tun hatte. dort er-
fhienen. ohne daß fiir ihr Bekanntwerden
in Deutfhland viel getan wurde. Ju
diefem Jahr ift aber der Verlag Au-
gener von der Weltfirma B. S ch o t t s
Söhne in Mainz käuflih erworben
tvorden. die fih nun beeilt. die ftark
von Brahms beeinflußten Jugendwerke
des nun allgemein bekannt gewordenen
Komponiften in neuen fchönen Ausgaben
der deutfhen Mufikgemeinde zugänglich
zu mahen. Infolge des großen Ent-
gegenkotumens diefes Mainzer Verlags
können wir hier die ganz reizende
,.Eanzonctta“ fiir Klavier mitteilen. die
das leßte bei Augencr feinerzeit er-
f hienene Werk Regers. feine ..Aravesken“.
eröffnet. Diefe Canzonetta. die anch
an die Tehnik bei weitem niht fo hohe
Auforderungenftellt. wie fonft die meiften
Klavierftiicke Regers. empfiehlt fih durch
ihre Melodik und formale Glätte von
felbft. Wer an ihr Gefchmack findet.
wird noch weiter an den Jugendwerken
des Komponiftcn fich erfreuen können
und wahrfheinlih fehr bald auh
zn feinen fpötern Werken iibergehn.
Er verfäume aber nicht. fih auh
die oft höhft amiifanten zwei- und
dreiftimmigeu Kartons fiir .Klavier au-
zufehn. denen Reger Volkslieder und
allgemein bekannte mnfikalifche Themen
fehr gefchickt zugrunde gelegt hat. Auh
diefe Kanons entftammen dem Augener-
fhen Verlag.
Wer Lieder von Reger kennen lernen
will. greife zunähft zu feinen .,Shlihten
Weifen“ oder zu den bei Augencr ver-
legten Liederheften. 11m aber eine rih-
tige Vorftellnng von Regers Eigenart
zu gewinnen. muß man feine Orgel-
und Kammermufikwerke. fotvie feine
Orhefter- und Ehorkompofitionen fih
näher anfehn und fih diefe Mühe niht
verdrießen laffen. atth wenn man einmal
auf ein recht fchwcr.zngänglihes. direkt
unerfreulihes Werk ftößt. So manches
von diefen wiirde wohl auch fiir einen
größern Kreis noch genießbar werden.
wenn fich Reger eutfchließen könnte. fie
fo zu verkürzen. wie er dies nachträglih
nur zum Vorteile des die herrlihften

Gedanken enthaltenden ..Sinfonifhen
Prologs zu einer Tragödie“ bei diefem
getan hat. Die Aufnahmefiihigkeit
der meiften Mufikfreunde ift doh nur
eine begrenzte.
Gelegentlih entwickelt Reger auh
viel Humor. befonders wenn er zur
Feder greift. Ganz köftlih ift das Ge-
leitwort. das er feinem Klavierauartett
op. 113 in der Zeitfhrift ..Die Mufik‟
auf den Weg mitgegeben hat. Es
lautet: ..Das Werk hat natiirlich vier
Säße. welhe Tatfahe in meiner Viel-
fhreiberei begründet ift. Das Larg-
hetto (dritter Sah) geht ziemlih lang-
fam; die andern drei Süße nimmt man
nah altem Gebrauh natiirlich fhneller.
Doh: mati kann es bei diefem Werke
auh umgekehrt mahen - diefe Mufik
wird intmer fhrecklich klingen, Tonart
ci-rno'l - für welhe äußerft verwegene
Behauptung ih keine Garantie iiber-
nehme. Themen aufzufiihren. ift zweck-
los. da diefe doh niemals zu hören find.
Eine verehrlihe Polizei wird hiermit
aufmerkfam gemaht. daß ih gerade in
diefem Werke - wie leider 1f7hon fo oft
- ganz entfeßlih geftohlen abe. Von
Fugen und ähnlichem Unfug habe ih
jedoh - merkwiirdigerweife -* abgefehn.
Sollte die .Harmonik niht immer ganz
bazillcufrei fein. fo bitte ih alle tonalen
Keufhheitsapoftel um gütige Ver-
gebung.“
Dem berühmten Reger ftelle ih hier
einen jungen. vielverfprechenden Kompo-
niften zur Seite. der durch ftimmungs-
volle. wirklich aus dent Herzen gefhöpfte
und fein gearbeitete Lieder fich durhaus
Anfprnh auf Beachtung erworben hat.
Es ift dies Walter Sh litt. der eine
gcwiffe Vorliebe fiir Stormfhe Texte
bisher gezeigt hat. Von diefem Dichter
ftammt auh ..Als ih dich kaum gefehn“.
welches Lied hier mit Bewilligung des
Verlags Albert Stahl in Berlin zum
Abdruck gelangt. Jch habe es gewählt.
wei(die einfahe inuige Weife mir fo
reht geeignet erfheint. in weitere Kreife
den Namen des jungen Tondihters zu
tragen. der fonft auh anfpruhsvolle
Kreife vollauf zu befriedigen verfteht.
Anfmerkfatn möchte ih auh noh ganz
befonders auf feine Lieder ..Die Stadt“

op. 4 No. 2). „Die Nachtigall“ uud
„Erinnerung“ (op. 6 No. 1 nnd 4).
iowie auf das entziickende „Wiegenlied“
(op. 5 No. 1? machen. Viel oerfprechen
darf inan ich von einer Operette, die
Schütt focben in der Koinpofition voll-
endet hat; er hat fich darin in bewnßtcn
Gegenfaß zn dein jeßigen Wiener Stil.
der die Sentiinentalitöt io bevorzugt.
lgeftellt, und feiner Mufil einen abiolnt
nrleslen. fatirifchen und parodiftiichen
Charakter gegeben. Das Textbuch ift
nach der Novelle Ottomar Enfings
„Das Sopha auf No. 6“ von Bordes-
Milo und Georg Runskt). zwei bewähr-
ten Librettifteu, gearbeitet,
Geboren ift Schütt am 3. Sep-
tember 1875 in Steglitz bei Berlin.
Naa) Abiolvicrnng des Gymnafinins
ftndiertc er Geifteswiffenfchaften anf der
Berliner 1lnioerfitiit, nahni gleichzeitig
KompofitiondunterriGt bei Wilhelm
Berger und beiuchte dann in Leipzig
die Univcrfitiit und das Konferoatorinni.
Nachdem er noch' einige Zeit lan in
Sondershanfen ie Kapellmeifterf nle
bei Karl Schröder durchgemacht hatte.
lernte er in der Praxis die ganze Miiere
der kleinen Bühnen kennen. Bei Griin-
dnng der „Komifchcn Oper“ in Berlin
(Herbft 1905) kam er an diefe. doch
mußte er aus Geinndheitsriiclfichten der
Dirigentenlaufbahn bald entfagen. ift
aber heute noch als Dramaturg und
niufifalifcher Sachverftändiger an der
Gregorfchen Bühne tätig.
prof. 1).-, Wilhelm nit-nano.

Fiir den gefamten Inhalt verantwortlich: l)r. E. E. Friedegg in Schöneberg -
Redakteur der Mufitbeigabe: Alex Iadasiohn in Berlin. - Druck von Richard Falk,
Berlin W. 66. Leipzigerftr. 115i1ii.-

Franz von Defregger:
MÃ¤dhenkopf
(Nach einem unverÃ¶ffentlihcn
OelgemÃ¤lde)

i WSW
' F Z '

Deutfche Halbmonarsj'chrii¬
?Wu-Begeben WRCWWW
7 â€œ"'-ie.i,b,.
RorÃ¶unÃ¶'S .sMslJx/ssnewes
55. Zahrg. Zd. 155 Heft 2 Zweites Oktoberheft l9l0

.Or ander-neuen 1m vet-cim' 1m
Ã¶etYF'c-F (ng-Gele WHG!? g g
unFWelfjng-Hoehjehule SucYerliu..

Die Ruthenen
Durch die plangemäß vorbereitete Ermordung des galizifchen Statt-
halters Grafen Andreas Votocki im Jahre 1908 war die lange Kette von
Gewalttütigkeiten. die die Ruthenen f eit einem Jahrzehnt im Verzweiflungs-
kampf gegen die in Galizien herrfchenden Polen verübent nur um ein
neues furchtbares Glied bereichert worden. Das blutige Drama. das
fich auf dem Boden Galiziens abfpielt. hat damit möglicherweife feinen
fchauerlichen Höhepunkt erreicht. fein letzter Akt war es gewiß nicht. Es wird
weitervonbeiden Seiten hinüber- und heriibergefchoffen werden- und man kann
heute keineswegs vorausfagen. wer den leßten Schuß abfeuern wird.
Die Ruthenen wehren fich um fo hartnäckigen als fie in einer überaus
ftarken Minorität find. Galizien hat 71/, Millionen Einwohner.
darunter 41/4 Millionen Polen. der Neff faft nur Ruthenen. Durch
gefchickte Handhabung des WahlrechtsF das die führende Nation be-
günftigt. wird im öfterreichifchen Reichsrat und im galizifchen Landtag
eine Vertretung hervorgezaubert- die keineswegs dem allgemeinen Kräfte-
verhc'iltnis entfpricht. Bei den leßten Landtagswahlen konnten die
Ruthenen- die fchon im Jahre 1867 im Landtage 46 Abgeordnete hatten.
trotz dem geftiegenen politifchen Vewußtfein in den Maffen nur 21 Man-
date von 149 behaupten. Die von den Ruthenen erfehnte kulturelle
Entwicklung wird ihnen durch die Volen gefchmc'ilert. Sie haben keine
eigene Hochfchule. und es ift daher nicht wunderbar. wenn es an der
Lemberger Univerfität alljährlich zu argen Exzeffen kommt. Das Gericht.
das fich mit den leßten Ausfchreitungen diefer Art befaßte. hat in feinem
Urteil felbft feftgeftellt. daß „bei der allgemeinen Stimmung der Studenten
fchaft immer etwas in der Luft liege. und daß alles dazu reif fei. etwas
Gefeßwidriges zur Durchführung der propagierten Zwecke zu unternehmen!"
Der Gerichtshof hat aus diefer Stimmung den Schluß gezogen. daß
fchon die Anwefenheit am Tatort eine grobe Ungefeßlichkeit wäre.
Zumal die Wahlbewegungen in Galizien gehn nie ohne Todes-
opfer vorüber. Während der erften Wahlen aus der damals neu
gefchaffenen fünften Kurie (im Jahre 1897) fiel ein Ruthene durch die
Hand der Gendarmen. Während der Agitation für die Wahlreform
(im Jahre 1906) gab es drei Leichen. Bei den Wahlen nach dem
allgemeinen Wahlrecht kamen vier Leute ums Leben. Auch die leßten
Landtagswahlen verliefen wieder unter btutigen Unruhen. und wieder

wurde ein Mann getötet. Darüber. zufammen mit dem fiir die Ruthenen
ungünftigen Ausfall der Landtagswahlen. herrfhte in der ruthenifhen
Preffe arge Erbitterung. die in Drohungen gegen den Grafen Potocki
ausartete. Während die einen behaupteten. Graf Potocki habe in Galizien
zugunften der ..polnifhen Shlahta“ als abfoluter Monarh geherrfht.
fteht durh das Zeugnis gemäßigter Ruthenenfiihrer zweifellos feft. daß
grade Andreas Potocki oft arge Zufammenftöße verhindert hat.
Es ift das Shickfal aller öfterreihifhen Nationen. daß fie Parteiungen
aufweifen. Nur durh die Uneinigkeit gleihen die Teile dem ganzen
Lande. Bei den Ruthenen hat den größten Anhang die radikale demo-
kratifhe Partei. die unter der Führung der Abgeordneten Trulowskh und
Radzhnowskh fteht. Um die Fahnen diefes radikalen Flügels
fharen fih alle Studenten. die in maßlofen Agitationen von Dorf zu
Dorf die Bauern bearbeiten. Die Studenten find felbft Bauernföhne.
fie kennen darum die Sitten und Bräuhe der Bauern. ihre Lebens-
bedürfniffe und ihre Begriffsftißigkeit. und da müf f e n ihnen mit ihren
agitatorifhen Abfihten Erfolge bliihn. Die bedenklihen Tendenzen diefes
ruthenifhen Bergs mahen den öfterreihifhen Staatsmännern den größten
Kummer. Seine Abfihten find ungefähr denen der fvzialrevolutionären
Partei Rußlands identifh. von der fie fih nur durh Betonung der
ruthenifhen Nationalität unterfheiden. Jeder Gewalttätigkeit fähig.
erklärt er offen. die revolutionäre Erhebung des ganzen Volkes vorzubereiten.
Das bedenklihfte Symptom find die Sieze - militärifh vrganifierte
Bauernvereine. Formell ift ein Sicz ein Verein. fein Abzeihen eine
veritable Hacke. Materiell wurde durh die militärifhe Form der
Organifation eine mit Ha>en bewaffnete Bauernarmee gefhaffen.
Kommandant aller Sieze ift dr. Trhlowskh. der feine Vereine nah
Regimentern und mit eigenen Befehlshabern kommandiert. Man kann
Trhlowskh den zweiten Korpskommandanten von Oftgalizien nennen.
Mit Reht erblicken die Polen in der Organifation der Sieze eine
große Gefahr für ihr Leben und ihren Befiß. und feit Jahren verfuhen
fie auf die mannigfahfte Art. diefe Maht zu brehen. Allein die Wiener
Zentralregierung wird von den gemäßigten Ruthenenpolitikern befhwihtigt.
und fo wahfen die Sieze von Jahr zu Jahr.
Die radikale Partei ift durh die revolutionären Lehren befruhtet
worden. die aus Rußland ins Grenzgebiet importiert werden. Geboren
wurde fie von der Erbitterung der Bevölkerung über die Allmaht der
Polen und ihr merkwürdiges Verwaltungsfhftem. Wenn ein ruthenifher

Student von einem Arreft in den andern wandert. allein dafür. daß er nationale Agitation treibt. fo wird er naturgemäß Revolutionär. Refpekt-lofe Aeußerungen von Bauern gegen die Polen werden als Verletzung der fchuldigen Ehrfurcht ftreng geftraft. und weil ferner automatifch die Flinten der Gendarmen losgehn. fobald auch nur annähernd eine Wahl-bewegung entfteht. fo wird es der revolutionären Studentenfchaft leicht. ihre gefährlichen Ideen den Maffen beizubringen. Die Forderungen der Demokratenpartei find: Expropriation. Landteilung. Vertreibung der Grundbefißer. Abfchaffung von Steuern und ftaatlichen“ Obrigkeiten. Neben den Radikalen fteht 'mit altem folidem Anhang die ukrainifch-nationale Partei unter der Führung von Romanczuk und Nikolai von Waffilko. Sie knüpft an die alte Glanzperiode rutheuifcher Kultur an. Sie betont. daß die Univerfität in Lemberg ukrainiftifch gewefen und daß durch die Verdrängung der Ruthenen von der Univerfität kii n ft l i ch von den Polen des Kulturniveau heruntergedrückt wurde. In der Tat haben die Ruthenen die Polen in ihren Freiheitskämpfen brüderlich unterftiiht. und die Gefchichte der beiden Nationen weift manches gemein-fame Ruhmesblatt auf. Romauczuk und Waffilko führen mit Zähigkeit und Energie eine erfolgreiche Poftulatenpolitik. Und obwohl fie ftreng freiheitlich find. unterftüßen fie die Regierung im Parlament bei Durch-feßung der fogenannten Staatsnotwendigkeiten - Ausgleich. Budget. Rekruten. (Für die öfterreichifchen Regierungen gilt es meift. von Mann zu arbeiten.) Dafür fördert dann die Regierung gerne die ruthenifchen Beftrebungen. Der Minifterpräfident Beck hat die Zahl der ruthenifehen Mandate verdreifacht. als es galt. die Bezirke für das gleiche. allgemeine. direkte und geheime Wahlrecht zurechtzufchneiden. Beck hat für die Lemberger Univerfität Ruthenen zu Profefforen ernannt. er hat in großer Zahl ruthenifche Richter. Staatsanwälte und Bezirkshauptleute angeftellt; ruthenifche Kulturbeftrebungen find durch ftaatliche Subventionen oft unterftüßt worden; Eifenbahnen wurden gebaut. Volks- und Mittelfchulen mit ruthenifcher Unterrichtsfprache eingerichtet. Waffilko kämpfte um jedes Poftamt mit der größten Hartnäckigkeit. jeder neue Schulinfpektor ruthenifcher Nationalität war ein Schritt weiter zu dem Ziele der Ge-mäßigten. den Ruthenen wieder eine vollwertige nationale und wirt-fchaftliche Pofition ruhig zu erkämpfen. Die Errichtung zahlreicher Reiffeifenkaffen ift geeignet. den bäuerlichen Befiß zu konfolidieren. Diefe gemäßigte Partei ift durch das ganze legte Jahrzehnt von allen polnifchen Politikern gefördert worden. weil man ihre durchaus

friedlichen Beftrebungen anerkannte und ihr klein e Erfolge gern gönnte.
Hätten die Polen ihre Meinung über die gemäßigten Ruthenen und
ihre Haltung gegen fie nicht plößlich geändert. wäre die radikal-demo-
kratifche Partei nicht fo beängftigend gewachfen, Allein die Polen glaubten
plötzlich. daß durch die Bemühungen der gemäßigten ruthenifchen Politiker
die Pofition der Nuthenen im Lande ungebührlich wachfe und der alte
fchöne Traum der Sehlachta zu Ende wäre. daß es im Lande nur eine
polnifihe Kultur gebe und die Polen mit ihrem Grund- und Beamten-
adel forglos über das Land gebieten und es plündern dürften, Deshalb
begannen fie einen rückfichtslofen Kampf gegen die fogenannte jung-
ruthenifche ukrainifche Partei. (Sie find im Auslande als Jungruthenen
jedermann geläufig.)
Nach dem Grundfaße: diuiäe et imperai haben die Polen unter
den Ruthenen eine ruffifch-nationale Partei aus dem Boden geftampft.
Bei den leßten Landtagswahlen find 11 Abgeordnete ruffifcher Nationalität
in ruthenifchen Bezirken gewählt worden. und das einzige Gefchäft diefer
elf Leute ifts. im Landtag jede Forderung der Jungruthenen als - un-
vereinbar mit den Wünfchen der Bevölkerung zu bekämpfen,
Diefe Technik der Machthaber hat den Ruthenen den Glauben
geraubt. daß fie durch Gefeß und Recht ihre Ziele erreichen könnten.
Diefe Wahl- und Nationaliftentechnik bietet die leßte Erklärung für die
Tat Siczynskis und die echte. ungekünftelte Erbitterung a l l e r ruthenifchen
Politiker. Ich habe nach den leßten Landtagswahlen den alten Romanczuk
gefehn. den Führer des reichsrätlichen Ruthenenklubs. Er war völlig
gebrochen. und fein Ausfehn ließ für fein Leben fürchten. Weinend
erzählte er. wie er fein ganzes Leben daran gearbeitet habe. den be-
zahlten ruffifchen Miffionen den Boden in Oftgalizien abzugraben. und
wie es ihn fchmerze. fein Lebenswerk durch die Brutalität der Polen
zerftört zu fehn . . . Unmittelbar nach der Landtagswahl beriet der
Ruthenenklub in feinen Räumen im Parlament. Aus dem Klubzimmer
hörte man einen Lärm. als ob mit Stühlen und Tifchen geworfen
würde - es war beinahe fo. wie wenn man dem Plenum des Haufes
bei feinen hißigften Beratungen von außen zuhörte. Bald gab ein
Kommuniquä bekannt. daß die Ruthenen einfach befchloffen hätten.
Dringlichkeitsanträge einzubringen. Es war alfo noch ein Sieg der
Gemäßigten . . . l)r. Linse heir-(18W

–

Dr. Otto Heyn
Reform des Poftheckverkehrs
Nah den ftatiftifhen Ziffern. die die beteiligten Poftverwaltungen
- das Reichspoftamt (für das Reihspoftgebiet). die bahrifhe und die
württembergifhe Poftverwaltung - über die Ergebniffe des Jahres 1909
veröffentliht haben. hat fih der Poftcheckverkehr augenfcheinlih fehr
günftig entwickelt. Er betrug nämlih im Jahre 1909
die Zahl der d. Guthabenftand
der Kontoinhaber Umfaß am 31. Dezbr.
Milloja 1 Milben.

im Reihspoftgebiet 36 427 9 820.8 63.65
in Bayern 5 074 1 291.3 8.08
in Württemberg . , . , . 2 428 660.4 4.47
im ganzen Reih , . . , 43 929 11 772.5 7 6.20
Das find für das erfte Jahr des Poftcheckverkehrs achtunggebietende
Ziffern. Oefterreich hat eine entfprehende Kontenzahl (wenn der
damalige Größenunterfhied gegeniiber Deutfhland nah Maßgabe der
Einwohnerzahl berückfichtigt wird) erft nah 5 Jahren. einen ent-
fprehenden Umfaß erft nach ca. 8 Jahren erreiht; im erften Jahre
(richtiger in den erften 14 Monaten - vom 6. November 1883 bis
zum 31. Dezember 1884) betrug der Umfaß nur 176 Millionen Kronen

Bis zum 1. April 1912 foll nah dem deutfhen Etatgefetz vom 18. Mai 1908 der
im vorigen Jahr auf dem Berwaltungsweg eingeführte Poftiiberweifungs- und
Checkverkehr g ef eßlih geregelt werden. Nur noch 18 Monate trennen uns alfo
bon der endgültigen Feftlegung feiner Bedingungen. Ob fih die bisherige vor-
läufige Ordnung bewährt hat oder ob etwa Verbeffernngen vorzunehmen fein
werden. darüber ftellt Dr. Otto Henn in einer demnähft bei Leonhard Simions
Nachfolger in Berlin erfheinenden Brofhiire mit reihem Zahlenmaterial verfehene
Betrahtungen an. denen wir eine kurze Probe entnehmen. Der Shrift des Herrn
Dr. Henn wiinfhen wir im Intereffe der beteiligten Kreife die weitefte Verbreitung.
Die Red.

bei 2520 Konten. Damals war jedoch der Poftcheckverkehr etwas ganz
Neues. das zu feiner Einbürgerung naturgemäß längerer Zeit bedurfte.
In der Schweiz ift die Entwicklung viel rafcher vor fich gegangen.
rafcher noch als in Deutfchland. Hier betrug fchon im Einführungsjahr
(1906) der Umfaß 746 Millionen Franken bei 3190 Konten. Ziffern.
hinter denen die deutfchen in Anbetracht der 18fachen Einwohnerzahl
Deutfchlands wefentlich zurückbleiben.
Auch die Fortentwicklung unfers Poftcheckverkehrs im Jahre 1910
ift eine günftige gewefen; denn im erften Ouartal 1910 betrug
der Umfaß 4468.5 Millionen Mark (gegen 4247.8 bezw. 3411.5
Millionen Mark in beiden leßten Quartalen von 1909). im zweiten
Ouartal 5265.8 Millionen Mark. während die Kontenzahl bis Ende
März auf 47893. Ende Iuui 51767. die Guthaben auf 94.4 bezw.
103.4 Millionen Mark im Durchfchnitt der Monate März bezw. Inni
anwuchfen.
Diefe Zahlen allein find jedoch nicht maßgebend. Wollen'wir uns
ein Urteil iiber den Poftcheckverkehr bilden. fo müffen wir fragen: Ift
er feiner Aufgabe gerecht geworden. eine Einfchränkung des Bar-
verkehrs zu bewirken und die dadurch' erfparten Summen effektiven
Geldes einer volkswirtfchaft niißlichern Verwendung als Kapital zu-
zuführen?
Fiir den Spareffekt des Poftcheckverkehrs ift nicht die Größe des
Gefamtumfaßes. fondern der Umfang des Teils diefes Umfaßes maß-
gebend. der fich ohne Verwendung von Bargeld auf dem Wege des
Ueberweifungsverkehrs (der Umfchreibung von Konto zu Konto) vollzieht.
Diefer..Giroumfaß" hat im Jahre 1909 (im ganzen Reiche) 4921 Millionen
Mark betragen. 42 9/0 des Gefamtumfalzes. Auch von diefer Summe
muß jedoch noch manches abgeftrichen werden. Zunächft find nämlich
darin eine Reihe von Zahlungen enthalten. denen keine Transaktionen
des-Gefchäftsverkehrs zugrunde lagen. fondern die lediglich deshalb vor-
genommen wurden. weil die Guthaben im Poftcheckverkehr nicht ver-
zinft werden. Diefer Umftand hat eine große Anzahl von Konten-
inhabern veranlaßt. ihre Guthaben zum Zwecke der Zinsveranlagung.
und lediglich dazu. ihren Bankett (Privatbanken) zu überweifen. die
Depotzinfen vergiiteten. Solche Zahlungen. die fonft überhaupt nicht
vorgenommen worden wären. müffen natürlich ausgefchieden werden.
wenn man den Spareffekt des Poftcheekverkehrs feftftellen will. Gefchähe
das aber - zurzeit ift es leider nicht möglich. da die Statiftik uns im

Stich läßt. - dann würden fich die Ziffern des Ueberweifungsverkehrs
wefentlich vermindern.
Abgefehn davon ift zu berückfichtigen. daß eine große Menge der
Zahlungen gefchäftliehen Urfprungs. die jeßt im Voftcheckoerkehr und
durch Ueberweifung vorgenommen find. ohne den Voftcheckverkehr eben-
falls nicht unter Verwendung von Bargeld vorgenommen fein würden.
fondern - unter Vermittlung der Banken ufw. - auch fonft ohne
Verwendung von Bargeld ihre Erledigung gefunden hätten. Zahlungen
alfo. durch deren Vornahme im Voftfcheckverkehr eine (neue) Erfparnis
an Bargeld nicht herbeigeführt worden ift. Der Vrozentfaß diefer Zah-
lungen ift zweifellos fehr bedeutend. Das ift um fo mehr anzunehmen.
als die Teilnehmer am Vofteheckverkehr. wie fpäter noch näher zu
erörtern fein wird. zur Zeit hauptfächlich den Kreifen angehören.
die ein Bankkonto befißen und fich bisher in hohem Maße der Ver-
mittlung ihrer Banken im Zahlungsverkehr bedienten. Würden diefe
Umfäße. für die der Vofteheckverkehr nicht Bargeld fparend gewirkt.
fondern lediglich in das Gefchäftsgebiet der Banken eingegriffen und
diefe verdrängt hat. von der oben mitgeteilten Summe ebenfalls noch
abgefeßt werden. fo wiirde wahrfcheinlich nur ein verhältnismäßig kleiner
Reft übrig bleiben.*)
Dasfelbe gilt von den angefammelten Guthaben. Auch diefe
wiirden der Volkswirtfchaft - wenigftens zum größten Teil - nicht
entgangen fein. wenn der Voftcheckverkehr nicht eingerichtet worden wäre;
denn ebenfo wie die Umfäße fich dann ohne Verwendung von Bargeld
unter Vermittlung der Banken vollzogen hätten. wiirden auch diefe-
Gelder. die ja im wefentlichen die durch Vermeidung des Barverkehrs
gemachten Erfparniffe an Umlaufmitteln darftellen. den Banken zu-
gefloffen fein. die fie ebenfalls als Kapital würden verwendet haben.
Eine Ausnahme ift vielleicht bei den Mindeftguthaben zu machen; aber
das ift fchon wegen der geringen Größe diefer Guthaben -fie betrugen

*) Ein Beweis hierfür liegt darin. daß eine Reihe von Brivatbanken in ihren
Gefchäftsberichten fiir das Jahr 1909 iiber eine wefentliehe Verringerung der
Zahl ihrer Cheekkunden und über eine Abnahme ihres Checkverkehrs klagen. fo
z. B. die Deutfche Bank. die nicht weniger als 3644 Kunden verloren hat
(mehr als 20 0/0) und von kleinern Banken die Mecklenburgifehe Hypotheken- nnd
Wechfelbank. die 400. und die Oldenburgifche Spar- und Leihbank. die 160 Kunden
verlor. Eine befondere Veranlaffung zur Einfchränkung des Checkverkehrs bei den
Vrivatbanken lag darin. daß am 1. Oktober 1909 der neue Reichseheckftempel ein*
gefiihrt wurde. dem der Voftcheckverkehr nicht unterliegt.

*felbft zu Ende Juni 1910 nicht mehr als 5.18 Millionen Mark -
nicht von Bedeutung.
Jn weifer Berückfichtigung deffen. daß in unferm heutigen Groß-
verkehr keine wefentlichen neuen Erfparniffe an Bargeld gemacht und
keine neuen Kapitalien angefammelt werden können. hatte die Denkfchrift
der Neichsregieung vom 5. März 1908. mit der der Entwurf der
Beftimmungen für den Voftcheckverkehr dem Neichstage vorgelegt wurde.
es als Aufgabe des Voftcheckverkehrs bezeichnet. ..auch in
Deutfchland den Check populär zu machen“ und ..namentlich dem
Mittelftande diefen Verkehr zugänglich zu machen". unter befonderer
Hervorhebung der Ausführungen in der Denkfchrift vom Jahre 1899.
die es als wünfchenswert hingeftellt hatte. daß ..das Verfahren der
Begleichung von Zahlungsverbindlichkeiten mittels Checks. alfo unter
Vermeidung der Barzahlung. auch den breitem Schichten der Bevölkerung.
insbefondere den mittlern Gefchäftsleuten. Handwerkern und Landleuten
zugänglich gemacht wiirde."
Diefe Vopularifierung des Voftchekverkehrs ift bisher nicht gelungen.
Ju der Ueberficht über die Konteninhaber. die für das Reichspoftgebiet
aufgeftellt ift. finden wir bei 36427 Konten nur 494 Handwerker.
547 Gutsbefißer ufw.. 179 Jngenieure. 350 Rechtsanwälte und 760
Aerzte. Außerdem läßt die Durchfchnittsgröße des Umfaßes per Konto.
die im Reichspoftgebiet 355697 Mark betrug. und laffen ferner die
Durchfchnittszahl der auf ein Konto entfallenden Buchungen (869) und
der Durchfchnittsbetrag der einzelnen Zahlungen (353 Mark) darauf
fchließen. daß die große Mehrzahl der Voftcheckteilnehmer den Groß-
betrieben angehört.
Aus all dem ergibt fich. daß die großen Zahlen der Statiftik uns
ein viel zu glänzendes Bild des Voftcheckverkehrs vortäufchen und
daß der Voftcheckverkehr zurzeit noch weit davon entfernt ift. der ihm
geftellten Aufgabe gerecht zu werden.
Es ergibt fich. daß der Voftcheckverkehr bei feiner jeßigen Organi-
fation und bei den jeßigen Teilnahmebedingungen an verfchiedenen
Mäng eln leidet. die befeitigt werden müffen. wenn er feinem Zwecke
gerecht werden foll: durch Vopularifierung des Eheckverkehrs und feine
*Einbürgerung unter den breiten Schichten der Bevölkerung eine möglichft
große Erfparnis an Bargeld im Verkehr und die Nußbarmachung bisher
(eben durch den Barverkehr) vergeudeten Kapitals herbeizuführen, Diefe
Mängel find folgende:

1. Die Zahl der Poftheckämter ift zu gering; viele große ver-
kehrsreihe Städte haben kein eignes Poftheckamt. Daraus
ergibt fih die Folge. daß fih dem Poftheckverkehr viel weniger
Perfonen aus allen Kreifen zuwenden. als es fonft gefhehn würde.
2. Die Teilnahmebedingungen find niht den Anforderungen
entfprehend.
a) Fiir die Konten mit lebhaftem Verkehr bilden die Zufhlag-
gebühren eine ärgerlihe. empfindlihe Belaftung; zugleih
find fie ungereht. da fie in dem Verwaltungsaufwand niht
begründet und als Steuer keineswegs immer den Leiftungs-
fähigern treffen.
b) Für die Shihten der Bevölkerung. die fpeziell für den
Poftheckverkehr gewonnen werden follen. find die Koften der
Beteiligung zu hoh. und zwar: 1. weil die Beftellung der
geforderten Mindeftguthaben eine für diefe Kreife zu große
Einbuße an Kapital und Zinfen bedeutet; 2. weil die
Gebühren zu hoh find; 3. weil die Portopflihtigkeit der
Korrefpondenz mit den Poftheckämtern die fonft entftehenden
Koften übermäßig erhöht.
Jin ganzen ift das jeßige Shftem ungereht. weil die Laften des-
-Poftcheckverkehrs hauptfählih den kleinen Konten aufgebürdet werden.
während die großen Konten. foweit fie niht. wie die „lebhaften“ unter
ihnen. bedeutende Summen an Zufhlaggebühren zu bezahlen haben.
weit geringer belaftet find. da fih die Gebührenlaft mit der Zunahme-
des Umfaßes im ftärkften Maße vermindert. Es kommt hinzu. daß die-
großen Konten mit Riickfiht auf den verhältnismäßig bedeutenden
Prozentfaß ihres Fernverkehrs im_ Vergleih mit den Zuftänden vor-
Einführung des Poftheckverkehrs durh Erfparnis an Fernporto für den
Poftanweifungsverkehr ufw. fo große Vorteile erlangen. daß fhon
dadurh die Laft der Gebühren mehr als aufgehoben wird. Endlih*
find bei dem jeßigen Shftem keine hinreihenden Einnahmen zu erzielen.
um niht nur die entftehenden direkten Ausgaben. fondern auh die-
fonftigen Koften (Mitwirkung der allgemeinen Poftanftalten und Ein-
nahmeausfall im Poftanweifungsverkehr) zu decken.
Um für den Poftheckverkehr eine gefunde Bafis zu gewinnen. die
feine Entwicklung in der Rihtung des ihm vorgefeßten Zwecks der*
Popularifierung diefer Zahlungsmethode ermögliht. ift folgendes zu
fordern:

1. die Errichtung von Poftcheckämtern in allen den Städten-
* in denen der Poftverwaltung eine beftimmte. nicht zu hoch
bemeffene Beieiligung nachgewiefen wird;
2. die Aufhebung der Zufchlaggebithren;
. die Befeitigung der Mindeftguthaben;
4. die Befreiung der Korrefpondenz mit den Poftcheckämtern von
der Portopflicht;
5. die Einführung eines neuen Gebührenfyftems unter Erhebung
a) einer Umfaßgebiihr von 1/4 9/z0;
b) 'einer Buchungsgebühr von 2 Pf. für die Buchung ohne
Unterfcheidung der Art und Größe. jedoch unter
Freilaffung der UeberweifungslaftfGriften und Gewährung
von 50 Freibuchungen per Jahr;
e) einer Sondergebiihr fiir den Fernverkehr im Beträge von
3 Pf. per Buchung. - zugleich aber unter Feftfeßung einer
Mindefteinnahme der Poft von 2 Mark auf jedem Konto,
Hiemit wiirde nicht nur den Anforderungen der Gerechtigkeit und
"Billigkeit entfprochen. nicht nur eine weitere Verbreitung des Poftcheck-
verkehrs unter befonderer Heranziehung des Mittelftands. der Klein-
gewerbetreibenden. Beamten ufw. gefichert. fondern auch finanziell ein
wefentlich günftigeres Refultat erzielt und im Gegenfaß zu jeßt eine*
Einnahme gewonnen werden. die - wenigftens im Falle der zu
erwartenden Koftenerfparnis - zur Deckung fämtlicher Koften ausreicht
und damit direkte oder indirekte Staatszufchiiffe entbehrlich macht.
Q

Georg Hirfchfeld:
Die Nixe vom Güldenfee
Ein Märchen der Gegenwart
Teemix-ne bei 8. &Merian-ier, .Jehle-ä. l/erlaxxanstalr, 8mm 7920.
Fortfeßung
Die Nixe fuhr auf und fchlug mit der Fauft nach feiner fpißen
Schnauze. Der Hecht fah fie böfe an und wollte fie beißen. Sie aber
ließ fich nicht erfchrecken und warf fich ins Waffen mitten unter das
fliehende Volk, Jeßt nahte Gloß senior. Auf fein Geheiß zog fich
alles grollend zurück, „Laßt fiel‟ rief er beziehungsvoll. „Wir haben
ihr nicht dreinzureden! Sie foll nur ihre Bekanntfchaft machen] Wir
laffen fie allein! Hohn und Spott aber geziemt uns Fifchen der Nixe
gegenüber nicht!“ *
Die Tiere verfchwanden, Es wurde wirklich ganz ftill um fie
herum. Sogar die Libellen kamen nicht mehr, Sie fürchteten alle den
Menfchen . y
Freia wollte eben wieder die Sandbank befteigety als fie den Er-
warteten kommen fah. Wie geftern kam er. langfam. fchlendernd. trug
aber heute etwas Seltfames im Munde. etwas Längliches Braune-s.
das am obern Ende brannte. Den Rauch des kleinen Feuers fog er
ein und ftieß ihn in grauen Wölkchen wieder von fich. Nährten die
Menfchen fich auf diefe Weife vom Feuer? Wohl nur die befonders
edel Gearteten. Die Bedeutung von Karpfenfepps Pfeife war Freia
nicht bekannt. Der Unterfchied ihres lieben Rauchers von jenem erfreute
fie. So war es wohl in jeder Beziehung. und Gloß war eine alte
Unke. kein Karpfen mehr.
Wieder machte der Menfch an dem vom Blißfchlag gebrochenen
Baumftamm Halt. Die Traumftunde geftern. in ihrer Nähe. fchien ihm
gefallen zu haben. Heute aber. heute , . . vielleicht fprach fie ihn an.
Sie wollte ihn nur keinesfalls erfchrecken. Auf ihn fo zu wirken
wie auf den Karpfenfepp. war eine furchtbare Möglichkeit. Sein Fluch.
feine Bekreuzigung wären ihr unauslöfchlich gewefen. Borfichtig wollte

fie zu Werke gehn, Sie blieb im Waffer und hob nur den Kopf heraus.
indem fie den Ahnungslofen durh Shilfftauden liebevoll betrahtete,
Er mahte diesmal fein Seiltänzerkunftftück niht. Er blieb am Ufer
und ließ fih feufzend auf den Stumpf des gefällten Baums nieder.
Wurde er wieder traurig? Am Morgen auch? Er ftüßte den Kopf in
beide Hände und dahte nah. Dann zog er ein winziges Buh aus
der Tafhe und fhrieb etwas hinein. Seine Lippen bewegten fih dabei.
und die fhönen Augen blickten ernft. ein wenig nüchtern. Freia
erinnerte fih plötzlich. daß der Menfh. den ihre Mutter geliebt hatte.
ein Dichter war. Sie mahte fih zwar keine klare Vorftellung von
diefem menfhlihen Beruf. aber fie ftellte ohne Bedenken feft. daß anh
ihr Freund dihtete. Freilih nur wenige Zeilen. dann dahte er fhon
wieder nah. Shließlich fteckte er. den Kopf fhüttelnd. das Buh ein
und ließ einen prüfenden Blick über die Landfhaft gleiten. Dann
begann er mit einem zierlihen Meffer feine Fingernägel zu fhneiden.
Freia hörte ihn fprehen: ..Hier ließe fih heilig was mahen. Das
weiß der liebe Gott.“
Mit welher Inbrunft diefe Worte aus feinem Gemüt kamen. Ein
Gebet wahrfheinlich für fein künftiges Werk, O. daß fie ihm helfen
könnte! Ießt fprah er weiter.
..Freilih. was haben müßt man. was haben! Mein Herr Vater.
der hat gut reden! Gut reden hat er! Der möht fhaun. der alte
Filz vom Alfengrund. wenn ih ihn hierberführt'. in mein ftolzes Haus.
das feinen Namen trägt?“
In diefen Sägen hatte Freia niht alles verftanden. Er fhien
feinen Vater niht zu lieben - das fühlte fie heraus und nahm es als
etwas hin. was ihr leid tat.
..Man ift fhon ein elender Tropf.“ fuhr der Menfh jeßt fort.
..Da fißt man an der Ouelle. fieht. was keiner von den Efeln fteht.
und hat nix.“
Was mohte er nur meinen? Er fhien einen brennenden Wunfch
in fich zu tragen. Etwas. was fein ganzes Wefen erfüllte. Wenn fie
es gewähren könnte! Aber fie. die arme Nixe. eingekerkert im See.
und er. ein freier. mähtiger Menfh.
Jeßt überließ er fih ganz feiner Schwermut. die fie fo innig
dauerte. Er ftarrte in das Waffer, ..Märhenhaft.“ flüfterte er.
Märhenhaft! ..Die Stimmung! Wie hier alles wartet und fhweigt!
In frühern Zeiten hätt ein armer. junger Kerl. der fein Glück im Sack

Ernfi Seeger:
Der Ringer

trägt. nach einer guten Fee gerufen. nach einer Waffernixe. daß fie fein Schußgeift werden möcht und ihm gebe. was er braucht. Aber das ift vorbei. Jedi gibt es keine Märchen mehr. fondern nur mehr eine Börfe. Was nüßt es dir. wenn du dran glaubft und es rufft. du Kindskopf. närrifcher? Nein. nein. das mißt dir fchon gar nix.“
..Doch t“ f agte Freia.
Der Menfch fuhr fo heftig zufammen. daß ihm fein Mefferchen entglitt und ins Waffer fiel. Sein Antliß entfärbte fich. War das wieder nur Täufchung? - Schon geftern war es ihm an diefem See nicht geheuer vorgekommen. Er ftüßte die Hände auf den Stamm. um fich zu erheben. aber fie zitierten ftark und verfagten ihm.
..Nicht fliehn! Bitte. nicht fliehn!"
Er fiieß einen lauten Schrei aus. denn jetzt fah er fie. Sie hatte fich aufgerichtet. Makellos. nackt im Lichte der Sonne ftand fie vor ihm. Er hatte keine Kraft. zu fliehn. Mit wankenden Knien ftand er da und ftarrte fie an. Seltfamerweife fah er zuerft nicht in ihre Augen. die ihm doch Troft und Furchtlofigkeit geben- wollten. fondern heftete feinen Blick auf den untern Teil ihrer Geftalt. indem feine fahlen Wangen fich röteten und in die Augen ein halb entfeßtes. halb begehrliches Flimmern kam. Suchte er ihren Fifchfchweif? Sie lächelte, Nein - den fand er nicht mehr. Seine Schwefter war fie. ihm eben-bürtig. Sie fchritt durch das Waffer raufchend auf ihn zu. Jm nächften Augenblick war fie bei ihm und drückte ihn mit den Händen fanft auf den Baumftamm zurück. Er fchloß feine Augen. als glaubte er an den Nachfchauer eines Traums. den er verfcheuchen wollte. Doch als er fie wieder auffchlug und wiederum die Wafferfrau vor fich fah. aufs neue ihre leuchtende Geftalt in unmittelbarer Nähe. als er den Druck ihrer zarten Hände fpürte und ihr Haupt fah. ihr gold-umfloffenes Haupt mit den giitigen Zügen und den großen. dunkelblauen Rätfelangen. da überfiel ihn etwas Namenlofes. Er zitierte. er fchluchzte. Es verfchob fich ihm offenbar alles. was fein Menfchengehirn bisher für wirklich und erträumt gehalten hatte. Der Wendepunkt feines Lebens war da. .Er fah in das Reich der Geifter. Tief ergeben murmelte er. ohne aufzublicken: ..Wer bift du?“
..Jch bin die Nixe vom Güldenfee. Vertrau mir. Jch meine es gut.“

Wieder fchloß der Menfh feine Augen. ..Die Nixe vom
Güldenfee.“ wiederholte er ganz leife. mit blaffen Lippen. ..Träum ih?
Wah ih?“
..Du wahft. Es ift heller Tag. Du wahft.“
Er fah fie zögernd an. von ihrer Schönheit beraufht. ..Jh möht
ja am liebften glauben. daß du ein herziges Menfhenkind bift. das hier
in aller Stille gebadet hat und fih rähen möhte mit einem tühtigen
Shrecken. den fie dem Friedensftörer einjagt. Obwohl ih mir kein
Weibsbild vorftellen kann. das die Kurafch hat.“
..Jh verftehe dih niht. Das möhteft du am liebften glauben?
Daß ih ein Menfh bin? Warum denn?“
..Weil ih dann ganz beftimmt wüßt. daß das Abenteuer mit
keinem Shaden an meiner unfterblihen Seel verbunden ift.“
..Du mißtrauft mir alfo? Nur weil ih etwas bin. was du niht
kennft? Seid ihr fo. ihr Menfhen?“
..Werd nur niht bös. fhöne Nixe. aber du haft immerhin etwas
Außergewöhnlihes. Jh ftamm beiläufig aus Wien. neunter Bezirk.
Shwarzfpanierftraße 17. und da gibt es keine Rixen.“
..Wie find denn eure Frauen? Shaun fie anders aus als ih?“
..O nein. da muß ih fhon lahen! Barden! Freilih fhaun fie
anders aus! Es gibt fhon welhe. die es mit dir aufnehmen könnten.
wenn fie auh das höllifche Feuer in den Augen niht haben. aber in
Toilett find's doh alle! Da möhts fonft was geben auf der Ring-
ftraßel“
..Was ift denn das - Toilett?“
..Das frag die Wienerinnen! Wir Männer fragen niht fo viel
danach! Wir find halt angezogen. weiter nix!‟
..Angezogen - ah. die Kleidung meinft du? Du wunderft dih.
daß ih keine Kleider trage?“ .
..Ganz rihtig. mit gütiger Erlaubnis. Es ift ja außerordentlih
fhön. aber gefallen tut mir's niht. Man weiß niht. wie man hin-
fhauen foll.“
..Jh verftehe niht. wie du das meinft. Du fheinft niht zu
wiffen. daß Geifter weder Hitze noh Kälte zu fürhten brauhen.
Darum kennen wir keine Kleider. Jhr Menfhen feid fterblih - ihr
müßt euh immer fhüßen. ihr Armen. das hab ih von meiner Mutter
gehört. Aber ih glaube doh. daß ih von euren Frauen niht allzu
fehr verfhieden bin. Denn die Kleidung maht doh keinen Unterfhied.

Es wäre ja läherlih. wenn ihr euh untereinander niht beurteilt. wie
ihr nackt ausfeht.“
Sie wartete auf feine Antwort. aber er fhwieg jeßt und fah fie
lange an. Eine feltfame Veränderung war in feinem Gefichtsausdruck
vorgegangen. Sowohl Entfeßen wie jugendlihe Keckheit. die fih her-
vorgewagt. hatten fih verloren, Ernfthaft. mit verbliiffter. faft kind-
liher Ehrfurht blickte er ihr in die Augen. In feine Wangen aber
war ein leifer Shimmer von Shamröte gekommen. "
..Was ift dir?“ fragte Freia fhließlih. indem fie ihm lähelnd die
Hand auf die Shulter legte.
..Sei niht bös.“ war feine einzige. tonlofe Antwort. Er fah fie
an wie eine Gottheit. Aehnlich wie der Karpfenfepp den Gekreuzigten
an feiner Hütte.
..Bös bin ich nur denen. die es bös mit mir meinen. Dih habe
ih lieb.“
..Lieb.‟ fliifterte der Menfch erfhauernd. Er machte eine Bewegung.
ihren Leib zu umfaffen. aber feine Hände fanken fhlaff herab.
..Tor. meiner Liebe wirft du dih doh niht fürhten. Ih habe
dih fchon geftern beobahtet. als du an diefer Stelle warft. Du träumft
von etwas. du haft einen großen Wunfh im Herzen. Hab ihs
erraten?“
..Einen Wunfh?“ Ieder Wittlich. den er gehabt. kam ihm jeßt
klein und nihtig vor. in ihrer Gegenwart.
..Du haft fo traurig vor dih hingeblickt und voll Liebe zugleih
für meinen See. Du haft niht nah den armen Fifhen gefpäht. wie
der graufame Karpfenfepp drüben - dein Blick galt dem blinkenden
Waffer. den Uferwäldern. den Bergfpißen und der Sonne. die fo
mähtig geftern unterging. Freilih. der Sonne fahft du traurig nah.
Warum das?“
..Sonnenuntergänge ftimmen mih immer traurig.“
..Das mußt du mir fpäter erklären. Erft beantworte mir eine
Frage: Bift du ein Dihter? Warum lahft du?“
..Sei niht bös. hohe Frau! Aber ih hab mein Lebtag nix
gedihtet! Wie kommft du denn darauf?“
Sie wickelte fich in ihr goldenes Haar wie in einen Mantel ein
und feßte fich neben ihn auf den Baumftamm. ..Ih glaubte. du haft
die Augen eines Dihters. Und heute zogft du ein kleines Buh aus
der Tafhe und fchriebft etwas hinein. So eifrig. fo verträumt.“

Er biß die Lippen aufeinander und fah vor fih hin. ..Nein. nein.
das war nur fo ein kleiner Einfall. den ih gehabt hab . . , Nix von
dihten . . .“
..Willft du mir niht fagen. was du für einen Wunfh haft?“
..Wunfh? - - Ah. jetzt weiß ih. was du meinft. hohe Frau!
Aber das mag ih dir niht fagen.“
..Warum niht?“
..Weil - na. weil es halt fo völlig aus der Luft gegriffen ift.“
..Aus der Luft gegriffen? Das ift mir niht fremd. Wenn ih
Durft habe. greife ih auh in die Luft und fange mit meinen hohlen
Händen ein Wölkhen auf. Das trink ih dann.“
..Ja. du! Wer dir das nahmahen möcht!“
..Vielleiht kann ih dir doh deinen Wunfh erfüllen. Ich möhte
dir gern etwas Gutes tun.“
..Ah. hohe Frau! Ah. liebe. hohe Frau! Das kannft du niht!
Wenn du auh alles kannft - das niht!“
..Was gehört denn dazu?“
..Geldi Ungeheuer viel Geld!“
..Was ift das?“
Du erfhlägft einen mit deinen Fragen. Geld] Ja. wie foll ih
dir das erklären? Ich weiß es nämlih ganz genau. weil ich nie eins
gehabt habt Geld! Alfo fhau!“ Er zog eine kleine Börfe aus der
Tafhe und zeigte ihr ein winziges Goldftück darin, ..Das ift Geld!
Warum lachft du?“
..Davon hängt dein ganzer Wunfh ab?“
..Aber freilich. davon beiläufig niht. da haft du ganz reht - es
müßt fhon 30000mal fo viel fein! Denn fo viel Geld gibt es auf
der Welt! Und noch mehr. noch taufendmal mehr!“
..Jft das Gold?“
..Gewißl Das ift das fhöne. gelbe Teufelsgoldl“
..Q davon gibt es freilich mehr.“ Sie lahte.
Er fah fie gekränkt an, ..Dein Gelächter ift reizend. fhöne Frau.
Es klingt wie das feinfte böhmifhe Kriftall. aber von dem wird mein
.Zehnkronenftück niht größer. Zh bin ein armer Shlucker. weiß Gott.
Ich hab mih mit meinen Eltern in Wien zerkriegt. weil fie einen Käsver-
käufer aus mir mahen wollten. und bin in die weite Welt hinaus-
gelaufen. O. allzu weit ift die Welt. fie hat kein End] Noh fhau
ih ja anftändig aus in meinem Sommerhabit. aber die Shuh find

fchon defekt. und wenn mein Zehnkronenftück gewehfelt ift. bin ih auf
dem beften Weg. ein Landftreiher zu werden. Ih hab nämlih einen
ganz verteufelten Stolz. So einen ordinären Beruf fang ih niht an.
Ich verkauf mih niht. ich kann nur was Großes werden. Mit der
Geftalt. nicht wahr? Eh ih fo ein verfchimmelter Karpfenfepp werd.
eher häng ich mih auf und verhungeret"
Sie hatte ihm gefpannt zugehört. in ihren Augen zeigte fih
Schrecken und Mitleid. Die Erwähnung des Karpfenfepps enthüllte ihr
den ganzen Abgrund. vor dem der fhöne Jüngling ftand. ..Sprih niht
fo." bat fie. fo dicht an ihn heranrü>end. daß er von ihrem Duft und
Zauber feine Faffung zu verlieren drohte. ..Du bift ficher für das
Größte beftimmt. Und wenn es in euerm wunderlihen Menfhenleben
fo zugeht. daß das Gold dazu verhelfen muß. dann vernimm als Troft.
ih kann dir davon geben. fo viel du willft."
Er fuhr zufammen und ftarrte fie an. Befremdet fah fie. daß ihn
jeßt faft derfelbe Shrecken ergriff. wie bei ihrem erften Anblick. Auch
dasfelbe Mißtrauen zeigte fich nohmals.
..Du glaubft mir niht?" fragte fi'e ftreng.
..Doch. doh!" ftammelte er erbleihend. ..Ih trau dir fhon alles
zu. hohe Frau! Aber fag mir. wie willft du das anftellen?"
..Ih führe dih zur Goldquelle.. In eine tiefe Grotte. unter den
Bergen." ftrömte fie. *
Er packte zum erftenmal ihre Hand. Sie erfhauerte - fein Druck
war heiß und feuht. ..Gold7 Gold?" flüfterte er heifer. ..Fließendes
Gold?"
..Gewiß Ich habe als Kind fchon oft damit gefpielt. Es funkelt
fo fhön. und die ganze Grotte ift unfagbar herrlih. Jh bin fhon
lange niht dort gewefen."
..Aber du findeft noh den Weg - -_"
..Das will ih meinen."
..Das flüffige Gold aus dem Erdkern wird glühen. niht zu berühren
fein! Wie fhafft man es fort?"
..Das ift ganz leiht. ih fang es mit einer großen Mufhel auf-
die mir ein Triton. der draußen im Meer lebt. gefhenkt hat. Oben. an
der Luft. erftarrt das Gold und wird zu fhweren Klumpen. Ih könnt
es auh mit meinen nackten Händen anfaffen. Du niht. Du würdeft
fhon fterben. bevor du es anrührft,"
..Warum?" flüfterte der Menfh mit Leichenbläffe.

..Weil in dem roten Oualm ein goldfchuppiger Drache liegt. der
nur mir gehorcht und mich nehmen läßt. was ich will.“
..Hohe Frau. hohe Frau. weiß denn kein Menfch auf Erden bis
eßt von diefem Schaß? Gar niemand?“
..Wer foll es denn wiffen? Karpfenfepp ?“ Sie lachte leife. als
ob fie zum erftenmal ihre Rache an dem alten Fifcher nähme.
Sebaftian ftüßte den Kopf in die Hände. ..Jft das feltfam.“
flüfterte er. ..Der alte. elende Kerl. der mit feinem Weib kaum was zu
effen hat. er fißt Jahr für Jahr in der Nachbarfchaft des größten
Schaßes und ift glücklich. wenn er einen Karpfen angelt.“
..Das klingt ja faft. als ob du ihn beneideft!“
..Nein. nein. ich beneid ihn nicht! Ich bin ich. und er ift ert
Hohe Frau. willft du mich hinführen? Willft du mir Gold fchöpfen . .“
..Ich will es - ja. Wenn ;du . . F“ Sie brach ab. denn ein
plößlicher Einfall war ihr gekommen. etwas. was fonft nicht auf ihrer
geraden Gedankenbahn lag.
..Was foll ich?" rief er ängftlich und eifrig. ..Perlang. was du
willft!"
Sie fah ihn mit prüfender Freundlichkeit an ..O. gar fo viel
verlang ich nicht. Jch möchte nnr wiffen. was du mit dem Golde. das
fo großen Wert fiir dich hat. anfangen willft. Willft du es fammeln?
Oder bekommft du etwas anderes. befferes dafiir?"
Er befann fich. In feine fchönen. braunen Augen kam jeßt jener
überlegene. lauernde Ausdruck. den fie nicht verftand. ..Hohe Frau."
erwiderte er langfam. ..ich will dir offen fagen. was ich vorhab. Aber
da muß ich noch einiges vorausfchicken. zu deinem beffern Verftändnis.
Schau. wir Menfchen da unten in der Ebene. wir haben nichts fo lieb
wie die hohen Berge. Wir wohnen zu Taufenden beifammen in
fteinernen Häufern. in einer großen Stadt. wo die Luft fchlecht ift und
wo man kaum etwas vom blauen Himmel zu fehn kriegt.“
..Warum tut ihr das?“
..O. deine Fragen! . . . Weil wir arbeiten müffen. um das Gold
zu verdienen. mit dem du als Kind gefpielt haft, Laß - mir brennt
der Kopf - ich erklär dir das fpäter. Du kannft dir denken. in der
fchlechten Jahreszeit. ich mein halt den Winter - oder ift das vielleicht
bei euch die gute?“
..O. nein! Im Winter fchlaf ich l"

..Nun. wir wachen! Allzufehr! Und da werden wir fakrifch müd
von all dem Wachen. Haften und Arbeiten! Da fpißen wir uns nur
immer auf den Sommer. das wir aufs Land gehn können. und am
liebften reifen wir ins Gebirg natiirlich. Nun ift aber fchon überall
alles entdeckt worden in den Alpen! Da gibts keinen fchönen Winkel
mehr. wo keine Sommerfrifche ift! Das Ideal ift immer ein hohes
Gebirg und ein einfamer See dabei! Das ift Millionen wert! Wundre
dich nicht dariiber - ich erklär dir das fpäter! Jeßt laß mich den
Faden meiner Red nicht verlieren . . , Alfo - - in den Sommer-
frifchen find fehr große. fchöne Häufer gebaut worden. verftehft du. wo
die armen. erholungsbediirftigen Städter hineinziehn. bis fie die roten
Ba>en wieder beifammen haben und neu geftärkt den Winter daheim
wieder aushalten können. Das ift deutlich? Nicht? Und wenn du
dirs recht überlegft. dann ift es eigentlich eine fehr edle. gemeinnüßige
Sache. folch ein Haus zu bauen. Oder nicht?"
Die Nixe dachte nach. ..Sag mir." begann fie nach einer Weile.
das Haupt in die Hand geftiißt. ..heißt folch ein Haus vielleicht Hotel?"
Sebaftian fchlug lachend die Hände zufammen. ..Woher weißt du
denn das?l"
..Jm Sommer kommen hier zuweilen Menfchen herauf. die den
Karpfenfepp fchelten. weil feine Hütte kein Hotel if .tt
..Da haben die Leni fehr recht. das weiß der liebe Himmel! Aber
der arme Sepp kann nix dafür! Der ift nicht dazu gefchaffen. der
Entdecker des Güldenfees zu fein!“
..Entdecker ?7"
..Freilichi Fiir die andern alle. für die armen Kranken. für die
blaffen Stadtleut! Als ich hierher kam. kam mir fofort die Jdeel Du
mußt nämlich wiffen. hohe Frau. mein Höchftes war von jeher. ein
Hotel zu befißen!"
..Jeßt verfteh ich dich! Du willft alfo hier ein folches Haus
dann?"
..Das möcht ich für mein Leben gern! Denn fchau. mir wird ganz
fchwindlig. wenn ich dran denk - ein Hotel am Güldenfee! Das gibt
eine zweite Goldquelle. und der Drache davor bin ich l"
..Das verfteh ich wieder nicht. Aber ich fehe jetzt ein. daß du
einen edeln und großen Wunfch haft. Kranke heilen. nicht wahr?
Unglückliche glücklich machen? Durch unfer reines Walker? In unfrer
ftarken Luft? - - Nur vor einem will mir bange werden: Es war

fo ftill bisher am Güldenfee. Wenn dein Haus erbaut ift. werden
wohl viele Menfhen herkommen. Du mußt niht denken. daß ih etwas
gegen die Menfhen habe. Wie fie fein können. feh ich ja jetzt an dir,
Denn wie der Karpfenfepp und fein Weib find wohl die wenigften."
..Jch bitt dih. die fchmußigen Bettelleut - -"
..Jch denke jeßt auh an die Menfchen aus frühern Sommern.
Sind alle fo haftig und fonderbar gekleidet? Schreien fie alle fo und
lärmen. weil fie am Güldenfee find?"
Sebaftian lachte. ..Aber ih bitt dich! Die paar Kommis auf
Urlaub. die du bisher gefehen haft! Die haben gewiß gejodelt und
nah Shiveiß gerohen. daß ihr euh alle im Waffer verfteckt habt!
Nein. nein. nah denen kannft du die Leut in einem großen Hotel niht
beurteilen! Jch beabfihtige ein Haus erften Rangesl Jh will die
vornehme Welt hierherziehn! Leut. die ein Geld haben und das Maul
halten! Hier foll fih die Haute volee von Wien ein Rendezvous
geben! Der Güldenfee hat das Zeug dazu!"
..So komm l" Sie erhob fih und ergriff feine Hand. um ihn
emporzuziehn.
Er zitierte wieder. ..Wirklich? . . ." Noch glaubte er es nicht,
..Meinft du. daß ih lüge?"
..Nein. nein! Aber ih unterfheid halt Wirklihkeit und Traum!"
..Jh nicht!"
..Jhr Gliicklihen! Alfo. in Gottes Namen denn! Bet für mih.
Mutterl!“
Es gefchah ihm etwas Wunderfames. aber er begriff es niht. er
konnte weder zeitlich noh örtlih Uebergänge feftftellen. Die Hand der
Nixe. die kleine. zarte. filberfeine Hand zog ihn mit Riefenkraft. Es
ging durch einen Schwal(von Waffer. ohne daß er zu erfticken fürchtete.
an fonderbaren. funkelnden Seetieren vorüber. durh einen Wald von
Shlingpflanzen. Dann traten fie durh drei nahtfhwarze Tore. und
durch nahtfhwarze Gänge fhritten fie. über feuhtes bröckelndes Geftein.
lange. lange. Bis endlih. weit hinten. ein Schimmer fihtbar wurde.
Kein Tagesfchimmer. niht das Gold der Sonne leuhtete da. Dem
leblofen Golde des Erdkerns ftrebten fie entgegen. und fhließlih umfing
fie fein rötlicher Rauh.
Fortfeßung im nähften Heft.

Erich Felder:
Zehn Jahre Münchner Malerei
Wie „heiter“ nah dem bekannten Dihterworte die Kunft fein
kann. haben wir unlängft in einem Vexier-Kabinett der Miinhner
„Modernen Galerie“ mit einem lachenden und einem weinenden Auge-
erlebt. Eine wilde Ratte von Shwabingern. denen fih in Ol ar-
beitende Petroleufen aus dem öftlihen Europa beigefellten. exhibierten
unter dem Namen einer ..Neuen Künftlervereinigung Münhen“ Un-
dinge. die der kleine Moritz in feinem Skizzenbuhe nie geduldet hätte.
Beulenbefäte Kakarlaken wehfelten auf den „Kunftwerken“ mit hin-
gefudelten Shlafmüßen und Zuckerhüten ab. die fih für Borgebirge.
irgendeiner guten Hoffnung ausgaben. Linienzüge. denen der rhhthtnifhe
Zufammenhang ebenfo fernlag wie jedwede gegenftändlihe Bedeutung.
fpielten fich als ..Kompofitionent' prätentiöfer Refortner auf - kurz.
die humoriftifhe Kunftansftellung der Oktoberwiefe war durh all
diefen gemalten Jrrfinn weitaus überboten. Und dennoh. leider. muß.
man fih geftehn: felten ift über eine ernfte Sahe fo gelaht worden.
wie über diefe bedrohlihe Epidemie - es ift. als hätte die feit Jahren
in der konventionellen. mit franzöfifhen Brocken untermifchten Sprahe
der Jmpreffioniften parlierende Münhner Maljugend plößlih den
Mut gefunden. aus fih herauszugehn. den Jnftinkten zu folgen. die
ihr Junerftes beherrfhen - feit einem Dezennium vielleicht zum erften
Mal. So lange ifts ja etwa her. feit die Parole von ..Miinhens
Niedergang als Kunftftadt“ die Luft erfhütterte, Eduard Engels*
hatte die Frage anfgeworfen. der gefürhtete Kritiker. der dank feiner iiber-
empfindfamen Nerven mit jeder modernen Kunftrihtung innere Fühlnng,
gewann - um fie meift. aigrirt und hohfahrend. zu allen Teufeln
zu wünfhen. bis er fich fhließlih als Leiter der ..Prophläen‟ in
die Großväterzeit Ludwig Rihters und deffen Freundes Eihorius-
einfam verfpann. Die Antwort auf die ominöfe Frage wurde. naiv-
genug. den Künftlern übertragen. und fo traf fihs. daß jeder. wenigftens

ein e n überlebenden Großen ftillfhweigend im Auge haltend. fröhlichen
Herzens in den Refrain einftimmte: ..Lieb Vaterland. kannft ruhig
fein!“ Und der Sehlußeffekt gipfelte in einem folennen Künftlerfefte.
das nihts Kliigeres bezweckte. als die böfe Vhrafe unbedenklih niedriger
zu hängen.
In der Seeeffion fahs damals nicht viel anders aus als jeßt.
Stuck malte auh dazumal fhon alle Jahre wieder mit der Phan-
tafie des großen Dekorationskünftlers und mit folideftem Können feine
ifarathenienfifchen Nymphen; Albert von Keller lieferte mit feinen
Hiftorienbildern und Damenporträts von Parifer Shmiß immer frifche
koloriftifche Delikateffen für verwöhnte Gourmets; Habermann
illuftrierte mit bewunderungswürdigem Können feine Thefe. daß die
Frau. da fie uns den Trank des Lebens erfchließt. eine bisher un-
beahtete Formverwandtfchaft mit den Spiralen des Korkziehers be-
fiße; Meifter Uhdes transportabler Hansgarten riefelte wie ftets im
Glanze filbervergoldeter Sonnenfluten; Zügel und feine Jünger und
all die andern mit den Franzofen der fiebziger Jahre verfchwägerten
Routiniers brannten mit ihren Lihtexperimenten Löher in die Wände
der unwandelbaren Iahresausftellungen. Daß im Glaspalafte Sommer
um Sommer alles beim Alten blieb. verfteht fih von felbft. Seit
dem Tode Lenbahs des Prähtigen. diefes Defpoten aus der
Renaiffaneezeit. war der Oppofition die Spitze abgebrochen. die fich
etwa noh gegen die zahm gewordene fezeffioniftifhe Bewegung rihten
mohte. Behäbige alte Herren. die bequem von ihrem Namen leben.
*vereinigen fich in dem großen gläfernen Aquarium mit fkrupellofen
Profiteurs und ehrlichen Arbeitern. die in der Muffe gefälligen Kitfhs
'verfhwinden
Neue Keime regten fich um 1900 am verheißungsvollften in der
berühmten Vorburg der Kunftftadt. in Dachau. Die ..Neudahauer“
gehören heute der Kunftgefchihte an. Wohl verlebt Ludwig Dill. der
willenskräftige Organifator und Begründer der Rihtung. feine arbeits-
reichen Sommerferien heute noch als freier Herr auf *Dahaih aber die
reformatorifche Schule. der diefer Tummelplaß der Geifter feine
theoretifche Bedeutung verdankt. hatte ihren Meifter in Adolf Hölzel.
Anfangs ..gemütvoller“ Genremaler. dann Pleinairift im Geifte
Baftien Lepages. fpäter Apoftel der Feinkoloriftik. Pfadfuher des
neuen Stils. konnte er nah all diefen Entwieklungsphafen fhließlieh
feine Wandlungsfähigkeit nur noch durch einen radikalen Temperament-

wechfel dartun: aus dem in leifen Halbtönen fliifternden. unvordring-
lichen Sinnirer wurde ein fchmetternder Rufer im Streit; doh diefe
Phafe liegt außerhalb der Dachauer Zeit des jetzigen Stuttgarter*
Akademie-Profeffors. und fie ift wahrfheinlih längft fchon überwunden.
Der Einfluß der Dachauer auf Miinhner wie auswärtige Kollegen
und Literaten war weit tiefgehender als Uneingeweihte ahnen; äußer-
lich trat das Ergebnis der auf reftlofe Beherrfhung der künftlerifhen
Ausdrucksmittel hinarbeitenden Hölzelfhen Theorien niht mit voller
Deutlichkeit zutage. weil das Schülermaterial größtenteils aus un-
fteten Malweibchen beftand. deren glückhaft Shiff zu guterleßt die
Einfahrt in den Hafen der Ehe fuchte, - Die Blütezeit der dekora-
tiven Miinhner Kunft konzentrierte in den legten Jahren das Intereffe
immer mehr auf eine andre Künftlergruppe. die in der Aufmachung.
effektvoller Ausftellungsräume geradezu epohemachend wirkte: es war
dies die „Scholle“. diefe teils aus phantaftifhen Stiliften. teils aus
burfchikofen Naturaliften beftehende freie Vereinigung. die in ihrer
Mitte mehrere der frifcheften Münchner Talente aufwies. Allmählih
kam das Publikum freilich dahinter. daß es fich bei diefem wirkungs-
kräftigen Plakatftil oft nur um die durch ein Vergrößerungsglas gefehnen.
„Jugend“-Jlluftrationen handelte. die in ihrem angeftammten Format
doch noch unmittelbarer wirken, Kammerfänger Brake. der in feinen
wagemutigen kunfthändlerifchen Anfängen für die „Scholle“ fo viel
getan hat. veranftaltet in feinem exklufiven Kunftfalon noch immer
Kollektivausftellungen ihrer Mitglieder; dort fieht man am deutlichften.
daß das ..Bild als Zimmerfchmuck“ etwas andres ift. als die Studien
der eminent gefchickten Naturaliften der Gruppe. während die ..Deko-
rativen“ allmählich größern Spielraum zu praktifher Betätigung
finden. Jedenfalls blieben einige ftarke Individualitäten im Mittel-
punkte der Diskuffion. vor allem der elbogenkräftige. fabelhafte Könner
Friß Erler; das war der rehte Mann. einen ..Fauft“ auf die Bühne-
des Künftlertheaters zu ftellen. vor dem fich Goethe entfeßt hätte und
der den Modernen unvergeßliche Szenenbilder vor die trunknen Augen
zauberte. Als primuß inter pareß anerkannt. wirkte Erler jedoch mit
der Shablone feiner dekorativen Porträts fhließlich monoton. und
Leo Puß. der Unermüdliche. trat in die vorderfte Reihe. Vom-
Märchenlande herkommend. bezauberte er auh in der Sommerfiille
feiner Biedermeier-gärten durch Farbenorgien ohnegleichen. die ebenfo
wollüftig wirken. wie feine öfter des Glaspalaftes verwiefenen herb-

fhönen Akte in ihrer Sonntagsftimmung manhmal keufh find. gleih
fpröden Dianen.
Während nun diefe Vereinigung als einzige unter den Münhner
Malergruppen bis jetzt energifh vorwärts drängte. während manhe
der „Alten“ durh das Geheimnis 'ihrer ewigen Jugend immer be-
ftrickender wirkten. fragte man fih vergeblich. wo eigentlih die Jungen
blieben und was fie uns etwa zu fagen hätten. Jn den Frühjahrs-
ausftellungen der Sezeffion fpiirte man. von Weisgerber und ein paar
.andern Stuckfhülern abgefehn. kaum einen Hauh. felbft nah den
Spuren eines tollen Jugendftreihs fehnte man fih jahrelang ver-
gebens. Und jeßt fheint es. als winkte diefem Sehnen plößlih reihfte
Stillung. Die hinefifhe Mauer. die Münhen fo lange von dem
Ausland trennte. war in den leßten Jahren doh allmählih brühig
geworden. Brakl und fein unternehmender Rivale Thannlaufer. der
Inhaber der ..Modernen Galerie“. mahten uns mit den modernften
Franzofen bekannt. und heute fteht zu befürhten. daß van Goghs
geiftvoller Jrrfinn und die Peft von Tahiti niht minder anfteckend
wirken. wie einft der Kommabazillus der Neo-Jmpreffioniften. Niht
nur die ..Neue Vereinigung“ unfeligen Angedenkens. anh die chamberZ
ot horror einer ebenfo radikalen wie vielbefhickten jurvfreien Aus-
ftellung in der Shrannenhalle gaben zu denken. Jh weiß wohl. daß
diefe jungen Leute niht Münhen bedeuten. aber noch eine Weile fo
weiter. und die Reaktion kann nicht ausbleiben. Wieder wird der
alte Befreiungsruf ..Natur. Natur!“ ertönen. mit Recht. wenn auh
niht eben zur rehten Zeit. Denn der Stil. nah dem wir
ja erft taftend fuhen. droht in unfrer rafhlebigett
Zeit zur hohlen Hülfe zu werden. ehe wir ihn
iiberhaupt gefunden haben. Darin liegt die Gefahr
einer Ueberrumpelung durch diefe fhnell reitenden Ganguiniften und
Eszanniften. Und niht mit der Naivität eines vom Zwänge ver-
knöherter Tradition befreiten Gefhlehts werden wir zur Natur zurück-
kehren, Dann aber ift es tatfählih an der Zeit. von einem Niedergang
der MalerftadtMünchen zu fprehen. fo wahr Stillftand Rückfhritt ift.
Freilih wird diefer Niedergang dem Verfall einer verwöhnten Herrfcherin
im Reihe des Shönen gleichen. die noh als Matrotte ihre Reize hat
und der Niemand zu fagen wagt. daß fie fhon längft geftorben ift,

Lie. Leopold Zftllurnack
(Privatdozent der Univerfität Berlin):

Die moderne Theologie und ihre prinzipielle Stellung zu den religiöfen Grundgedanken

Ein Nachklang zu der von ..Nord und Süd“ im vorigen Jahr veranftalteten Umfrage nach dem Verhältnis der modernen Wiffenfchaft zu den religiöfen Grundgedanken.

Die Umfrage hat mancherlei verfchiedene Antworten gezeitigt. - verfchieden nicht nur unter dem Einfluß der verfchiedenen Wiffenfchafts-gebiete. deren Vertreter zu Worte kamen. fondern verfchieden auch. je nachdem fie perfönlich oder prinzipiell gehalten waren. Nur in einem Punkte herrfchte faft völlige Einheitlichkeit. > darin nämlich. daß die Wiffenfchaft als folche und in all ihren einzelnen Disziplinen eine weltliche Größe ift. fiir die. troß ihrer frühern Gebundenheit durch Kirche und Religion. die Frage nach ihrer Stellung zu den religiöfen Grundgedanken keine zentrale Andeutung hat. d. h. aber. daß wohl der Gelehrte als Einzelperfönliwkeit. nicht aber die Wiffenfchaft als folche .religiös beftimmt fein kann. Wenn im Folgenden die Frage für die theologifche Wiffenfchaft noch einmal aufgerollt wird. fo gefchieht. weil hier die Stimmen am eheften geteilt fein können und weil bei ihr die etwa gegebene kritifche Antwort am meiften über-rafcht. fo daß bekanntlich die Frage nach dem Recht einer freien Theologie zu den aktuellen Fragen gehört.

Tritt man von der frühern Theologie her an die im Thema genannte Frage heran. fo erfcheint einem nichts felbftverftändlicher. als daß die Theologie als fogenannte pofitive Wiffenfchaft fich in vollem Umfange mit den in der jeweiligen Kirche geltenden Prinzipien identifiziert. Hat fie doch eben diefer Kirche zu dienen. Ja fie ift in ihren Hauptteilen nach alter Auffaffnng felber die Anweifung zur Seligkeit. die der von ihr im Auftrag der Kirche gebildete Geiftliche dann an feine Gemeinde weitcrzugeben hat. - Für den modernen. wiffenfchaftlichen Theologen ift die La e unendlich komplizierter. Die Theologie hat als ein Glied im wiffenfchaftlichen Organismus teil-genommen an den Wandlungen. die die Wiffenfchaft feit jener auf-geklärten Periode des 17. und 18. Jahrhunderts durchgemacht hat.

Unter Einwirkung diefer modernen Wiffenfchaft ift nicht nur die
Arbeitsmethode eine andre geworden. fondern auch die Aufgabe der
Theologie hat anders gefaßt werden miiffen. damit die theologifche
Wiffenfchaft eine im Rahmen der Gefamtwiffenfchaft notwendige Auf-
gabe erfiillt. Die Theologie ift eine Erfahrungswiffenfhaft inmitten
der Geifteswiffenfchaften geworden. mit der Aufgabe. in objektiv
hiftorifcher Forfchung das religiöfe Leben in feinem Wefen und in
feiner Entwicklung zu unterfuchen, Sie ift eine prinzipiell von der
Kirche losgelöfte Wiffenfchaft geworden. die im Organismus der
Wiffenfchaften gepflegt werden müßte. auch wenn die Kirche ihre bis-
erige privilegierte Stellung verlieren oder auch den theologifchen
akultäten der Univerfitäten aus Mißtrauen die Aufgabe der Aus-
bildung ihrer künftigen Geiftlichen entziehn wiirde. um fie - ein Vlan.
der in hochkirchlichen Kreifen immer wieder aufgetaucht - kirchlichen
Seminaren anzuvertraun,
Grund zum Mißtrauen hat diefe Kirche. wie man gerechterweife
urteilen muß. durchaus. Denn der Säkularifationsprozeß der modernen
empirifchen Wiffenfehaft hat auch die Theologie losgelöft von jedem
einfeitigen kirchlichen Jntereffe. Infolgedeffen gelten nicht nur bisher
fchon die Fundamente. auf denen die kirchliche Theologie iuhte. inner-
halb d_er modernen Theologie zum größten Teil als erfchiittert; fondern
als forfchende und fortfchreitende religiöfe Erfahrungswiffenfchaft ift
die Theologie auch in Zukunft prinzipiell jederzeit bereit. ihr Verhältnis
u den in der Kirche geltenden Grundgedanken zu revidieren. während
ie Kirche als ftabile Größe folche Fortfchritte als unliebfame Schwan-
kungen und Erfchütterungen auffaffen muß. Wir wiffen nicht. was
fiir Entdeckungen uns die allgemeine religionshiftorifäfe und religious-
pfvchologifche Forfchung oder die biblifche und kirchengefchichtliäze
Wiffenfchaft noch bringen wird. Sicher wird noch manche Revifion
des Beftehenden nötig fein. und das zurzeit geltende Bild wird noeh
mannigfach gebeffert werden miiffen; wenn hier und da innerhalb der
Kritik eine rückläufige Bewegung begonnen hat. fo wird die Kritik an
andern Vunkten fich verfchärfen. und ficher wird niemals Kritiklofigkeit
zum Vrinzip erhoben werden können. Die moderne religiöfe Erfahrungs-
wiffenfchaft muß auch als hiftorifch-theologifche Fakultätswiffenfchaft
diefe Fortfchritte anerkennen. da ihr oberftes Vrinzip nicht Tradition.
fondern Erforfchung der Wirklichkeit ift. Ja felbft die beiden theo-
logifchen Disziplinen. die in engerer Beziehung zur gegenwärtig
geltenden Kirche ftehn. die dogmatifche Theologie und die praktifch-
technifche Disziplingruppe. die direkt zum Kirchendienft vorzubereiten
berufen ift. - auch fie beide fühlen fich als normative Disziplinen.
d. h. als Wiffenfchaften. die fich nicht an das Beftehende unbedingt
gebunden wiffen; fondern als das ftets wache Gewiffen der Kirche. der fie
in Freiheit dienen. haben fie diefe anzuleiten. mit der fortfchreitenden Kultur
Schritt zu halten und unhaltbar Geworbenes aufzugeben oder zu beffern.

C o n ft a b l e :
Landfchaft

Aus diefer allgemeinen Darlegung geht hervor. wie wenig einfah
die Beantwortung der vorliegenden Frage auh für den Theologen
ift. Dazu kommt. daß es in der Moderne durchaus fhwankend
ggworden ift. was unter religiöfen Grundgedanken zu verftehn fei.
erfteht man darunter irgendwelche Säße (Dvgmen) der fogenannten
„geformten“ Religion. fo ift der moderne Theologe überzeugt. daß es
inadäquate Formeln. daß es Taftverfuhe und daß deren Refultate
Stiickwerk find. auh wenn ihnen biblifhe Formeln zugrunde liegen.
Ein dauerndes Verhältnis hat er als Forfher wie als religiöfer
Menfh zu keinen religiöfen Reflexionen und Spekulationen irgend-
welcher Art. anch niht zu dem Dogma des Urhriftentums und niht
zur Weltanfhauung der Reformationszeit. Religiöfe Erzieher können
die eroen diefer Zeiten noh ftets auh fiir die Moderne fein. aber
erzie n miiffen fie zur Selbftändigkeit. zur eignen Religiöfität; um
des gefhehnen wiffenfhaftlihen Fortfchritts willen und niht zuleßt um
der Religion felbft willen hat diefe Bindung an irgend eine formulierte
Religion der Vergangenheit wegfallen müffen. Im Grunde hat der
theologifhe Forfher ein feftes Verhältnis nur zu dem Gegenftand
feiner Forfchung. zur Religion felbft. Daß die Religion. das religiöfe
Leben und Erleben eine Wirklihkeit ift. fo oft fie uns bei der Maffe
als Schein und Nahfprehen begegnet. daß fie eine normale Seelen-
tätigkeit ift. troß der niht feltenen pathologifhen (krankhaften) Bei-
gaben. das erlebt der theologifhe Foifher niht nur inmitten feiner
Arbeit an den religiöfen Heroen und Propheten aller Zeiten. - das
ift fogar fozufagen die Grundbedingung feiner Arbeit; denn wer wird
feine Zeit und Kraft an wertlofe Shemen verfhwenden? Und darin
liegt zugleih das weitere Zugeftändnis. daß diefes religiöfe Leben
Werte gebraht hat und bringt. Troß der ihm inhaltlich anhaftenden
antiken Elemente ift es formell niht ein pathologifh zu deutender
Ueberreft (Zoran/al) aus der Zeit des primitiven Menfhen. Trotz
aller inadäquaten Sprehverfuhe ift das Erlebnis felbft vielmehr not-
wendig. Beruhend auf dem ..Kunftfinn für das llniverfum“. getragen
von fittlihem Charakter. ftrebend nah der Erkenntnis vom Zwecke des
Lebens. ausklingend im demütigen und vertrauenden Bekenntnis der
Abhängigkeit von einer höhern normativen Ordnung. ergänzt die religiöfe
Weltanfiht durh Intuition und religiöfe Phantafie das vom niih-
ternen Verftand gewonnene naturaliftifhe Weltbild; um des Lebens
und der Menfhen willen ftellt fie neben die kaufale und theologifhe
Frage. neben den Mechanismus von Urfahe und Wirkung den Glauben
an Werte und Zwecke. die die empirifhe Forfhung niht nahzuweifen
berufen ift. die fie aber auh niht leugnen kann. ohne felbft wieder
der dogmatifhen Theorie von der einen. allein wahren. abfuluten Wahr-
heit zu verfallen. die man am kirhlihen Dogma tadelt.
Dies ift das einzige fefte. pofitive Verhältnis zwifhen der mo-
dernen theologifhen Wiffenfhaft und den religiöfen Grundgedanken.

Daß Religion Gefhichte und Wirklichkeit ift. ift zunächft gewiß ein
magerer Saß. ein hohles Evangelium. das aber doh Inhalt erhält.
wenn man diefer Wirklichkeit notwendige Werte zugefteht. Die
Kirche. die fih deffen bewußt ift. niht der Tradition und niht fich
felbft zu dienen. fondern der Religion. wird fogar nah wie vor von diefer
Wiffenfchaft in dankenswerter Weife zehren können. obwohl die moderne
Wiffenfchaft auh als Theologie bewußt interkonfeffionell ift und
prinzipiell nur an einem niht fpiritualiftifch fheinenden Grundgedanken
fefthält. Denn das wird man der modernen Theologie zugeftehn
müffen. daß fie ihren Jüngern eben durch die Befreiun der Religion
von allen Hüllen und vergänglichen Formeln den Bli gefchärft und
das Verftändnis geweckt hat das. was eigentlih Religion ift.
Und durch eben diefe Arbeit kann fie der Kirhe und iiberhaupt dem
Menfchen der Gegenwart den Dienft leiften. den einft der Pietismus
der ftarren Orthodoxie gegenüber zu leiften berufen war.

Knut Hamiun:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderers.
Einzige berechtigte Ueberfeßung aus dem Norwegifchen von Pauline Klaiber
Ganz/right 1.910 0J/ silber-t Lange-n. Munich.
Fortfeßung
Eines Tags befahl er mir. rings ums Haus herum fauber zu rehen
und alles hübfh und ordentlih zu machen. Das oerfhlang zwar die ganze
gewonnene Zeit. ja noh mehr dazu. aber es half dem ganzen Ausfehn des
Hofs ordentlih auf. Und das gerade wollte Nils erreihen: er wollte
den Kapitän vor feiner Abreife noch ein wenig aufmuntern. Nahher
mahte ich mih felbft noh daran. die (ofen Pfähle am Gartenzaun feft-
zunageln und ein paar Türen an den Wirtfhaftsgebäuden. die fhräg in
ihren Angeln hingen. inftand zn feßen. Und zum Schluß rammte ih ein
paar neue Pflöcke in die Brücke vor der Scheune.
..Wohin willft du von hier aus?“ fragte mih der Kapitän.
..Das weiß ih noh nicht. Ich geh auf die Wanderfhaft.“
..Ih könnte dih wohl noch eine Weile hier gebrauchen; es follte noch
eine Menge getan werden.“
..Der Herr Kapitän will vielleiht das Haus frifch anftreihen
laffen?“ _
„Ich das anh. Nein. ih weiß es noh niht. Es würde eine Un-
menge Geld koften. wenn man die vielen Gebäude anftreihen laffen wollte.
Rein. ih hab an etwas andres gedacht, Verftehft du dih auf den Wald?
Kannft du die Bäume für den Holzfchlag bezeihnen?“
Er tat alfo noh immer. als kennte er mih niht mehr vom vorigen
Male. wo ich in feinem Walde gearbeitet hatte. Aber hatte er denn noch
Wald zum Ausholz'en?

„O ja„ ich bin bekannt im Wald!“ antwortete ich. „Wo wollen Sie in diefem Jahre fchlagen laffen?“
„Ueberall- wo es nur geht. Es muß noch oerfchiednes da fein“
„O ja.“
Dann rammte ich die Vflöcke in die Schennenbrücke- und als ich damit fertig wart nahm ich die Flaggenftange heruntert befeftigte eine Leine daran und feßte die Kugel wieder auf. Es fah fchon etwas ordentlicher auf Oeorebö ausx und Nils erklärtet er fange fchon ant fich wohler zu fühlen. Ich brachte Nils dazu» daß er zum Kapitän ging um ein gutes Wort für das Anftreichen der Häufer einzulegen; aber er fagtet der Kapitän habe ihn nur forgenvoll angefehn und gefagt: „Ja freilichx aber weißt dur mit dem Anftreichen allein ift es ni>)t getan. Nat nun wollen wir fehnx wie es mit der Ernte im Herbft fteht; wir haben ja heuer fo viel angefat.“
Aber als dann die Flaggenftange abgekraßt und mit einer neuen Leine und Kugel oerfehn daftand- wurde auch der Kapitän aufmerkfam und beftellte die Farbe telegraphifch. Solche Eile hätte es nun allerdings nicht gehabt; er hätte auch einen Brief mit der Voft fchi>en können.
Nach zwei Tagen kam die Farbe, Aber nun wurde fie einftweilen weggeftellt- denn wir hatten noch fehr viel Feldarbeit vor uns.
In diefer Zeit hatten wir übrigene die beiden Wagenpferde des Kapitäne vor der Egge oder der Sömafchinef und als die Kartoffeln gelegt werden follten- durfte Nils alle Mägde des Hofe zur Hilfe verlangen; der Kapitän fagte Ja dazu, wie auch zu allem andernt und reifte dann nach Moen. Nun waren wir allein.
Aber vor feiner Abreife hatte es zwifchen den Eheleuten eine große Auseinanderfeßung gegeben.
Wir alle auf dem Hofe hatten gefühltx daß es zwifchen den beiden brodelte; Nagnhild und das Milchmädchen redeten fogar offen davon.
Auf den Aeckern fproß es jeßt überall- das Gras auf den Wiefen wurde mit jedem Tag faftiger- der Frühling fteklte fich mit Sprüh- und Bloß-regen ein; aber auf dem Hofe des Kapitäns herrfchte Unfrieden. Frau Falkenberg ging oft mit oerweintem Geficht umher und dann wieder mit fo übertrieben fröhlicher Mienef als ob fie niemand mehr ein unfreundliches Wort geben könnte. Ihre Mutter traf eine eine freundliche Dame mit einer Brille- in einem hellen Spißmausgeficht; aber fie blieb nicht lange bei unsx nur ein paar Tage, dann reifte fie nach Chriftianfand zurückx wo fie wohnte. Sie behauptete, fie könne unfre Luft nicht ertragen.

Ach. die große Auseinanderfeßung -* ein leßter bittrer Zufammen-
fioß. der wohl eine Stunde gedauert hätte. fei es gewefen. fo erzählte
Ragnhild uns allen nachher; weder der Kapitän noch feine Frau hätten
mit lauter Stimme gefprochen. aber die Worte feien langfam und fcharf
von ihren Lippen gefallen; die beiden wären in ihrer Verbitterung überein-
gekommen. fich zu trennen.
..Das ift doch wohl nicht wahr!“ riefen wir alle miteinander und
fchlugen die Hände zufammen.
Da tat Nagnhild fehr wichtig und machte ihre Herrfchaft genau nach:
..Du haft geholfen. die Tür des Tartenhaufes wieder aufzubrechen?“
fagie der Kapitän. - „Im“ erwiderte feine Frau. - ..Nam und was
dann?“ fragte er. - „Alles“. fagie feine Frau. - Da lächelte der
Kapitän und fagie: ..Diefe Antwort ift fo kurz und bündig. daß man
fie faft augenblicklich verfteht.‟ Darauf fchwieg die gnädige Frau.
..Welche Verdienfte hat denn diefer junge Hund. wenn ich das Eine aus-
nehme. daß er mir einmal aus der Klemme geholfen hat?“ fragte der
Kapitän. - Seine Frau fah ihn an und erwiderte: ..So. hat er dir
geholfen?“ - ..Ja.“ antwortete der Kapitän. ..er hat einen Wechfel für
mich unterfchrieben." - Dann fprach feine Frau wieder und fagie: ..Das
hab ich nicht gewußt.“ - Aber da fragte der Kapitän: ..Hat er dir
wirklich das nicht erzählt? -- Seine Frau fchüttelte den Kopf. - ..Aber.“
fuhr er fort. ..hätte es etwas geändert. wenn du es gewußt hätteft?“ -
..Ia.‟ antwortete fie zuerft. Und „Nein‟ fügte fie dann hinzu. -
..Liebft du ihn?‟ fragte er. - ..Liebft du Elifabeth?‟ hielt fie ihm ent-
gegen. - ..Ja.“ antwortete der Kapitän; aber gleich nachher lächelte er.
„End‟F fagie Frau Falkenberg hart. nachdem fie diefe Antwort erhalten
hatte. Dann entftand eine lange Vaufe. Der Kapitän ergriff zuerft wieder
das Wort: ..Du hätteft ganz recht. daß ich es mir überlegen folle; nun
hab ich es mir überlegt. Ich bin kein verkommner Kerl. und glücklicher-
weife macht es mir gar keinen Spaß. fo in Saus und Braus dahinzu-
leben. Ich hab es freilich trotzdem getan. aber nun hat es ein Ende."
- ..Das ift recht gut für dich.‟ entgegnete fie wieder kurz. - ..Jawohl‟
fagie er. ..aber es wäre beffer für dich gewefen. wenn du dich ein wenig
darüber gefreut hätteft." - ..Nein. das laß nur Elifabeth tun.“ erwiderte
fie. - „Elifabethl‟ fagie er nur und wiegte 'den Kopf hin und her.
Dann fchwiegen beide wieder eine gute Weile. ..Was haft du nun im
Sinn?“ begann der Kapitän wieder. - ..Ach. kümmre dich nur nicht um
mich.‟ erwiderte fie ganz langfam; ..wenn du willft. kann ich Kranken-

pflegerin werdent ich kann mir auch das Haar abfchneiden und Lehrerin
wei-dent wenn du willft.“ - „Wenn ich will-M fiel er ihr ins Wort,
„Nein- das befiimm nur felbft.“ - „Ich muß zuerft hören- was dn im
Sinn hafnN fagte fie. - „Ich werde bleibenf wo ich bin-M oerfehte er-
„du aber haft dich felbft ausgefchlofien.“ - „Jar ja-N fagte fie und
nickte dazu.
„Achl“ riefen alle in der Küche. „Aber lieber Himmel, es wird
fchon wieder gut werdeni“ fagte der Knecht Nils nnd fah uns andre
fragend an.
Die beiden erften Tage, nachdem der Kapitän abgereift wat; laß Frau
Falkenberg den ganzen Tag an ihrem Flügel und fpielte. Am dritten
Tag führte Nils fie nach der Bahn. Sie reifte zu ihrer Mutter nach
Chriftianfand; nun waren wir ganz allein. Frau Falkenberg hatte nichts
von ihren Sachen mitgenommen. Vielleicht dachte fie„ es gehöre ihr nichts
davon„ vielleicht auch hatte alles von Anfang an dem Kapitän gehörti und
fo wollte fie nichts behalten. Ach, wie traurig das alles war!
Zu Nagnhild hatte Frau Falkenberg gefagti fie dürfe nicht fortgehn.
Im übrigen aber hatte die Köchin die ganze Oberanffícht übernommen und
alle Schlüfiel in Verwahrung. Und dies war das befte für alle.
Am Sonnabend nahm der Kapitän Urlaub und kam nach Haufe-
und Nils fagte- das habe er fihon feit Jahren nicht mehr getan. Erhielt
fich ftramm und tadellosF obglcich feine Frau fort mark und überdies war
er fo nüchtern wie Waffer. Mir gab er eine kargex klare Inftruktion
wegen dcs Waldes, der gelichtet werden follte: alle nur halbwegs großen
Stämme follten gefällt werden, Auch ging er mit mir aufs Feld hinaus
und ordnete dies und jenes an.
„Ich bleib diefes Mal drei Wochen weg" fagte er; und am Sonntag
Nachmittag teilte er ab. Er hatte eine energifchcre Haltung angenommen
und war fich felbft wieder ähnlicher geworden.
>7- *|-
I
Als wir endlich mit der Feldarbeit fertig und auch die Kartoffeln
gelegt waren- konnten Nils und der Kleinknecht die tägliche Arbeit anf
dem Hofe allein bewältigen; ich ging alfo in den Holzfchlag.
Da ging es mir gute einen Tag wie den andern, Eine warme
'Regenzeit feßte einx wo der Wald tüchtig naß war; aber ich ging troßdem
hinaus und blieb deshalb nicht zu Haufe. Dann trat eine große Hiße
ein; wenn ich da an den hellen Abenden nach Haufe kam- machte es mir

ordentlich Vergnügen. noh ein bischen etwas zu bafteln; bald mußte eine
Dahrinne inftand gefeßt. bald ein fhiefes Fenfter wieder gerade gerihtet
werden. fhließlih ftellte ih die Brandftiege auf und kraßte dann die alte
fchon halb abgefallne Oelfarbe von der nördlihen Sheunenwand ab. Das
wäre ein Staat. wenn ih zum Anftreichen der Sheune doh noch im
Laufe des Sommers käme; die Farbe war ja fchon da.
Aber allmählih wurde mir dies und jenes unbehaglich auf dem Hofe.
Die Arbeit ging niht mehr fo von ftatten wie früher. wo die Herrfhaft
daheim gewefen war; und ih fand meine alte Erfahrung wieder bekräftigt.
daß es gut ift. wenn man jemand über fih hat. falls man niht gerade
felbft als Erfter eingefeßt ift. Nun fhalteten und walteten die Mägde
im Haufe. und niemand hielt fie im Zaum. Ragnhild und die Müh-
magd waren während der Mahlzeiten fehr ausgelaffen; fie zankten fich auh
hin und wieder. und die Autorität der Köhin reihte niht immer aus.
den Frieden zwifchen ihnen herzuftellen. Außerdem mußte mih felbft
irgend jemand bei meinem frühern Kameraden verklatfcht und Mißtrauen
gegen mih in feinem Herzen erweckt haben.
Eines Abends kam nämlih Lars auf den Hof und fagie. er wolle
mih allein fprehen; dann verbot er mir einfah. mih wieder auf der An-
fiedlung fehn zu laffen; er war wirklih komifh und drohte mir fogar.
Jh war ein paarmal mit Wäfhe in feinem Haus gewefen; im
ganzen vielleiht ein halbes Dußend mal. Er felbft war niht zu Haufe
gewefen. und Emma und ih hatten dann von den alten und neuen Zeiten
geplaudert. Als ih das leßte Mal dort war. war Lars plößlich heim-
gekommen und hatte gleih losgefhimpft. weil Emma im Unterrock auf
der Bank faß.
..Jh hab es getan. weil es fo heiß ift.‟ verteidigte fie fih.
„Ja. und dann hängt dir das Haar den Rücken hinunter.“ fuhr er
fort. „Jft das vielleicht auh wegen der Wärme?“ Er war überhaupt
tühtig aufgebraht gegen fie; als ih ging. bot ih ihm gute Naht. aber
er erwiderte meinen Gruß gar niht.
Seither war ih niht wieder dort gewefen. Warum war er nun
heute Abend gekommen? Siher war da Ragnhild mit ihrem Klatfhmaul
am Werk gewefen]
Nachdem Lars mir alfo mit klaren Worten fein Haus verboten
hatte. nickte er und fah mih an, Seiner Meinung nah war ih
nun tot.

..Wie ih höre. ift Emma auh hier unten gewefen.“ fagie er dann.
..Aber das wird fie künftig wohl bleiben laffen.‟
..Ia. fie ift allerdings ein paarmal mit der Wäfhe hier gewefen.‟
fagie ih.
..O ja. und du bift uns auh noh Geld dafür fhuldig. Und dann
kommft du felbft oft mitten in der Wehe mit Wäfhe zu uns hinauf;
einmal mit einem Hemd und ein anderes Ma(mit einer Unterhofe.
Aber von jetzt an foll nur Ragnhild für dich wafhen.“
„Ich ja." fagie ich-
..O nein. Alterhenl Du kommft zu den Leuten und mahft dih
fchön dran. fobald du fie allein daheim trifft. Aber dafür bedanke ih
mih beftens."
Jeßt tritt Nils zu uns; er hat wohl gemerkt. worum es fich handelt.
und da er ein guter Kamerad ift. will er mir helfen. Er hört gerade
noh die legten Worte und ftellt mir augenblicklih das Zeugnis ans. daß
er die ganze Zeit über. folange ih hier fei. nihts Unrehtes von mir
gefehn habe.
Aber Lars Falkenberg feßt fich fogleih aufs hohe Roß und mißt
den Kneht mit verächtlihem Blick. Er hegt nämlih einen alten Groll
gegen den Kneht. So fleißig Lars fich auh gezeigt hat. feit er fein
eignes kleines Güthen im Walde bekommen hat. Nils ift doh dem Kapitän
ein viel befferer Kneht. als Lars einftens war. Und das kränkt Lars
Falkenberg.
..Was willft du denn. und was fafelft du da?“ fragt er.
..Ih fag nur. was wahr ift.“ erwidert der Knecht.
..So. tuft du das. du Shafskopf? Meinft du. ich laß mih von dir
an der Nafe herumführen ?“
Da gingen Nils und ih unfrer Wege; aber Lars fhrie fogar noh
hinter uns drein. Und natiirlich ftand Ragnhild im Gebüfh und roh an
den Springen. als wir vorübergingen.
An jenem Abend befchloß ih. weiterzuwandern. fobald ich im Walde
fertig wäre. Nach den drei Wohen kam der Kapitän. wie er gefagt hatte.
Da fah er. daß ih die Farbe von der Shennenwand abgefragt hatte. und
er lobte mih dafür. ..Du wirft fie fhließlich doch noh auftreihen.‟
fagie er.
Ich berihtete ihm. wo ih den Baumfchlag bezeihnet hatte. und fagte.
es fei niht mehr viel für mih draußen zu tun. '

..Im mah nur fo fort.“ fagte der Kapitän; und dann reifte er nah-
Moen zurück.
Aber noch drei Wohen wollte ih niht mehr auf Oeprebö bleiben.
Zh bezeihnete weiter ein paar Dußend Bäume. zählte alle auf dem
Papier zufammen. - nun war es genug. Aber im Wald und auf dem
Felde konnte ih jeßt noch niht (eben; es gab wohl Blüten. aber noch
keine Beeren. und es gab Vögel. die zwitfherten und fangen und fih
paarten. desgleihen auh Shmetterlinge. Fliegen und Mücken. aber keine-
Multebeeren. keine Wurzeln.
*|- *[-
' -K
Jeßt bin ih in einer Stadt.
Ich vin doh zu Ingenieur Laffen. dem Floßinfpektor. gegangen. der
fein Berfprehen gehalten und mir Arbeit gegeben hat. obgleich die Flößerei
längft im Gang und fhon tiichtig vorgefhritten ift. Zum Anfang folk:
ih das Ufer entlang flußaufwärts wandern und auf der Karte anmerken.
wo fich die Baumftämme zu fogenannten „Sperren“ geftaut haben. Der
Ingenieur ift ein tühtiger Menfh; er ift bloß noh fehr jung und gibt
mir ganz überflüffig genaue Auskunft über Sahen. von denen er meint.
ih kennte fie niht; dadurh erhält er etwas Altkluges,
So. diefer Mann hat alfo dem Kapitän Falkenberg einmal aus der*
Klemme geholfen! Jeßt war es dem Kapitän wohl unangenehm. und er
wollte fih von feiner Verbindlihkeit freimahen; deshalb läßt er feine
leßten Bäume umhaun. Und ih hätte es ihm gegönnt. wenn er fih hätte
freimahen können; ja. ih machte mir fhon Vorwürfe. daß ih niht noh.
ein paar Tage länger Holz gefhlagen hatte. dann wäre ihm gründlich ge-
holfen gewefen. Wie. wenn er nur bloß ein erbärmlihes Sherflein für
das wenige bekäme!
Der Ingenieur Laffen war fiher ein reiher Mann; er wohnte im-
Hotel und hatte zwei Zimmer für fih'. Ih kam allerdings nur bis in.
fein Kontor; aber auh darin befanden fih viele koftbare Sachen; Büher
und Zeitfhriften. ein filbernes Tintenzeug. ein vergoldeter Größenmeffer
und andres. Sein mit Seidenftoff gefütterter Sommerrock hing an der
Wand. Hier am Ort galt der Ingenieur jedenfalls für einen reihen..
hohftehenden Mann. Im Aushängekaften des Photographen hab ih hier
ein großes Bild von ihm gefehn.
Und gegen Abend fah ih ihn mit den jungen Damen des Städtchens
fpazieren gehn. Da er der oberfte Chef der ganzen Flößerei ift. fpazierte*

er am liebften bis zu der großen. zweihundertunddreißig Ellen langen
Brücke. die über den Wafierfall führt. Mitten darauf blieb er ftehn und
fhaute den Strom hinauf und hinunter. An den Brückenpfeilern und
auf den flahen Felfen darunter ftaun fich die daherfchwimmeuden Balken
mit Vorliebe. und der Ingenieur hatte faft immer eine Abteilung Flößer
in der Stadt. nur diefer Sperren wegen. Wenn er auf der Brücke ftand
-und die Flößer auf den Balken beobachtete. fah er aus wie ein Admiral
auf feinem Schiff. jung und ftark. das Kommando in der Hand. Die
Damen. die er bei fih hatte. blieben dann bereitwillig auf der Brücke
ftehn. obgleih das Waffer oft gewaltig fhäumte. Und um das Braufen
zu übertönen. mußten fie fehr oft die Köpfe" ganz nahe zufammenftecken.
Aber gerade wenn der Ingenieur diefen Poften auf der Brücke ein-
nahm und fih da droben drehte und wendete. mahte feine Geftalt einen
unfhönen. kleinen Eindruck. Sein Sportkoftüm. feine anliegende Jacke
fpannte dann auf dem Rücken und ließ fein Gefäß unverhältnismäßig breit
erfheinen,
Shan am erften Abend. nahdem ih von dem Ingenieur den Befcheid
erhalten hatte. ih folie am nähften Morgen flußaufwärts wandern. traf
ih ihn auf dem Spaziergang mit zwei jungen Damen. Als er mih be-
merkte. blieb er mit den Damen ftehn und gab mir denfelben Auftrag
noch einmal.
..Gut. daß ih dih treffe.“ fagte er. ..Du mußt alfo morgen fehr
füh heraus. Nimm einen Bootshaken mit und ftoß fo viele Balken ab.
wie du kannft. Wenn die Sperren zu groß find. dann bezeihne die Stelle
auf der Karte; du haft doh die Karte? Geh immerzu. bis du mit meinem
andern Mann zufammentriffft. der von der entgegengefeßten Seite kommt.
Aber vergiß niht. deine Aufzeihnungen mit einem roten Bleiftift zu
*mahen. niht mit einem blauen. Nun will ih fehn. ob du diefe Arbeit
ordentlich mahft.“ ..Dies ift ein Mann. den ih bei mir angeftellt habe;
ih hab wirklih keine Luft. alle diefe Wege felbft abzuftapfen.
Wie wihtig er es nahm! Er fhlug fogar fein Notizbuch auf und
fhrieb etwas hinein. Ia. ja. er war jung und hatte eine fo nette Be-
gleitung bei fih. vor der er fich zeigen wollte.
Früh am Morgen mahte ih mih auf den Weg; als es um vier
Uhr allmählih hell wurde. befand ih mih fchon ein gut Stück flußauf-
*wärts. Jh hatte meinen Mundvorrat und meinen Floßhaken. der ganz
dasfelbe wie ein Bootshaken ift. bei mir.

Hier war kein junger. üppiger Wald. wie auf Kapitän Falkenbergs
Grund und Boden; das Erdreich war mager und fteinig. der Boden-
meilenweit mit Heidekraut und Tannennadeln bedeckt. Der Wald war
auch hier ftark gelichtet. die Holzfchleifereien hatten zu viel gefreffen; es-
waren nur noch dürre Stämme übrig; und da faft kein junger Wald an-
gepflanzt war; wanderte ich durch eine wahrhaft troftlofe Landfchaft.
Um die Mittagszeit hatte ich mehrere kleine „Sperren“ losgemacht
und eine große in der Karte verzeichnet. dann machte ich Mittagspaufe
und trank Waffer aus dem Fluß dazu. Nach kurzer Ruft wanderte ich-
weiter und traf gegen Abend an einer großen Sperre mit einem Mann
zufammen; der da eifrig befchäftigt war. Das war der Mann. den ich-
treffen follte. Ich ging nicht ganz zu ihm hin. fondern betrachtete mir
ihn vorher. Er war fehr beforgt um fein Leben. ja er hütete fich fogar.
feine Füße naß zu machen.
Eine Weile fah ich ihm ergößt zu. Wo auch nur die geringfte-
Gefahr vorhanden war. daß ihn einer der Balken mit in die Strömung
hineinziehn könnte. zog er fich immer rechtzeitig zurück. Dann trat ich
näher und fah ihn an, - ja wahrhaftig. es war mein guter Kamerad-
Grindhufenl
Grindhufen. mein Jugendgenoffe von Kreia. mit dem ich vor fechs-
Jahren zufammen einen Brunnen gegraben und ausgemauert hatte.
Ießt war der hier]
Wir begrüßten uns. feßten uns auf die Stämme und fchwaßten wohl
eine Stunde Qng eifrig miteinander; des cFragens und Antwortens war-
kein Ende. 1
Dann wurde es zu fpät für weitere Arbeit an diefem Tage; da ftanden
wir auf und wanderten noch eine Strecke flußaufwärts. wo Grindhufen
feine kleine Blockhütte hatte. Miteinander krachen wir hinein; kochten uns»
Kaffee und hielten eine Mahlzeit. Dann gingen wir wieder hinaus; zün-
deten unfre Pfeifen an und legten uns ins Heidekraut.
Grindhufen war alt geworden; er war ebenfo mitgenommen wie ich.
felbft und wollte gar nicht mehr an die fchönen Nächte erinnert werden„
die wir in unfrer Jugend durchgetanzt hatten. Damals war er wie ein
rothaariger Wolf hinter den Mädchen her gewefen; aber jeßt war er von-
Alter und Arbeit ordentlich in Zucht genommen worden; er konnte nicht
einmal mehr lächeln. Wenn ich etwas Branntwein bei mir gehabt hätte.
wäre er vielleicht etwas aufgekraßt worden; aber ich hatte eben keinen:
mitgebracht.

Jn feinen jüngerer Tagen war Grindhufen ziemlieh eigenfinnig und
rechihaberifch gewefen; jekt war er freundlich und dumm. ..Ja. das kann
vorkommen.“ fagie er zu allem. ..Ja. du haft ganz recht.“ fo ertönte es
wieder. Aber er fagie es nicht. weil er es wirklich meinte. fondern weil
ihn das Leben fo fchlaff gemacht hatte. Diefes Zufammentreffen war
mir ganz unheimlich; fo fchlaff macht das Leben mit den Jahren
fchließlich alle.
Ein Tag um den andern ginge herum. fagie er; aber er wäre nicht
*mehr der alte. feit einiger Zeit fei er fehr von Rheumatismus und Bruft-
fchmerzen geplagt; fo lange er jedoch diefen Voften beim Ingenieur Laffen'
habe. gehe es noch an. er kenne den Fluß weiter hinauf genau und
wohne den ganzen Frühling und noch im Frähfommer in feiner Hütte;
und was die Kleidung aubetreffe. fo trage er Winter und Sommer nur
Hofen und Blufe. Jm vorigen Jahre habe er befonders Glück gehabt;
-da habe er ein Schaf gefunden. das keinen Herrn gehabt hätte.
Ob es denn Schafe hier im Walde gebe? fragte ich.
„Ja. dort drohen.“ antwortete er und deutete aufwärts.
Von dem einen Schaf habe er dann bis weit in den Winter hinein
an den Sonntagen immer Fleifch gehabt. fuhr Grindhufen fort. Er habe
auch Verwandte in Amerika. und es komme ihm nicht fo fehr darauf an
- verheiratete Kinder. denen es gut gehe. Jn den erften Jahren hätten
fie öfters Geld gefchickt. fpäter habe das aufgehört; jeßt fei es faft zwei
Jahre her. feit eins von ihnen gefchrieben habe. Ja. ja. fo ftehe es mit
ihm und feiner Frau. fie feien beide alt geworden! *
Grindhufen fchwieg und verfiel in Gedanken,
Aus dem Walde und vom Fluffe her tönt ein leifes Raufchen zu
uns herüber; es ift. als ob Millionen von gar nichts vorbeiftrömten.
Es gibt keine Vögel und keine vierfüßigen Tiere hier; aber wenn ich einen
Stein umdrehe. entdecke ich wohl ein kleines Gewürm darunter.
..Kannft du verftehn. wovon folche kleinen Wefen leben?“ fragte ich.
..Was für kleine Wefen ?tt entgegnete Grindhufen. ..Das da find nur
“Ameifen und folches Zeug.“
Fortfeßung im nächften Heft

Dr. Otto Fifiher:
Oftafiatifche Kauft
Wir haben noch viel zu wenig den Orient in uns. Die Welt von
Taufend und einer Nacht ift noch immer die buntefte Weiß die Weisheit
der Inder ift noch immer die tieffte Weisheitx chinefifche Gedichte find
noch immer das Reinfte und Wundervollftq was an Lyrik gefchaffen
wurde: aufgetane Tore in eine innere Welt. Unfre äfthetifche Erziehung
der leßten Jahrzehnte hat uns zu den bildenden Künften der oftafiatifchen
Völker hingefiihrt- und wer weiß wir ftehn hier vor einer ähnlichen
Entdeckung. Schon lange tft Japan das große Wort der Kultiviertent
und wenn friiher noch mehr das Erotifchß das Überrafchende und Selt-
lame den Europäer lockte und verführtei fo find wir jetzt durch manche
Beichäftigungen mit den Dingenx durch vermehrte Kenntniffe und Kenntnis-
möglichkeiten doch mehr in den Stand gefeßt- in vielem fchon und
vielleicht im Wefentlichen ins innere Gefeß jenes Fremden einzudringen
und zu einem reinem Urteilx zu einer reinern Liebe zu gelangen. Wer
weißt daß die Kunft- fo taufendfältig fie fich äußern mag- dennoch im
Kerne die Eine iftt der wird es nicht für eine unnötige Hingabe halten-
fich jenem Fremden ganz zu öffnen» er wird wiffem daß auch hier nur
unfre eigene Sacher daß wir felbft im Spiele find.
Engländer und Franzofen find uns hier auf einem praktifchen Wege-
auf dem Wege des Sammelns- weit vorangegangen. Den Schäßen des
Britifchen Mufeums- der englifchen und amerikanifchen Brinatfammlungen
werden wir Deutfchen nichts an die Seite letzen können. Eine folche
Fülle kunftgewerblichen Materials aufzubringen- wie fie in Yaris in drei
Mufeen vorhanden iftr eine Holzfchnittfammlung wie die des Herrn Vever
oder auch nur die kleiner aber unvergleichlich erlefene Kollektion des
Louvre - dies wird bei uns nicht fobald möglich fein. An dein guten
Willen fehlt es nicht, Einige mehr oder weniger bedeutende Privat-
fammlungen exiftieren- in Köln beginnt ein Mufeum fiir oftafiatifche
Kunft- Vrofeffor Adolf Fifchers verdienftvolle Gründung zu florierem

in Berlin ift Bodes Name eine Gewähr. daß ein oftafiatifhes Mufeum bald
niht mehr zu den vermißten Dingen. fondern zu dem blühend und
fruhttragend Wirklihen gehören wird. Unterdeffen hat die Miinhner
Japan-Ausftellung des lebten Jahres zunächft einmal einen erfreulihen
Überblick erlaubt über das. was bei uns vorhanden und möglih ift. fie
hat weitern Kreifen die Augen geöffnet für eine Kunft. von der ihnen
fonft nur erft wenig bekannt und zugänglich war. fie hat den Verftändnis-
vollen als eine verdienftvolle und in ihrer Art durchaus gelungene Mani-
feftation manhe Freude bereitet und manhe Anregung gegeben. Wir
alle. die fie fo oft. allein oder mit Freunden. befuhten. werden uns gerne
an Stunden erinnern. die voll reiner Genüffe waren. an Fragen. Ge-
danken und an Gefprähe. die hier vor den Werken uns natürlih und
wie von felbft. wie die Luft beim Weine. kamen. .
Die Ausftellung war von Herrn Graf. der zugleih Sammler und
Künftler ift. mit außerordentlihem Gefhmack arrangiert, Japanliebhaber
von München und von auswärts haben ihre Shäße herausgegeben:
Prinz Ruppreht von Bauern. Alfred Walter von Heumel. Profeffor
Stadler. Profeffor Orlik in Berlin. Profeffor Fuhs in Tübingen find
vor allen zu nennen; leider befanden fih Profeffor Große * in Freiburg
und einige norddeutfhe Sammler und Mufeen niht unter den Aus-
ftellern. dagegen hatten 1)r, Kümmel und Profeffor Fifher mit dem
Befiß des Berliner und des Kölner Mufeums der Ausftellung einen
befonders erwünfhten und glücklihen Zuwahs gefhenkt. Einige Kunft-
handlungen hatten in befondern Räumen ihre Kollektionen angefhloffen.
Es war auf diefe Weife und bei dem vorhandenen Material zwar niht
möglih. eine fhftematifhe und hiftorifhe Überfiht auf einem andern
Gebiete als auf dem des Farbenholzfhnitts zu gewähren. allein die
Fülle und die Qualität des Vorhandenen mahte es dennoh möglih.
in die Malerei. in die Plaftik und in die kunftgewerblihen Shöpfungen
Japans und teilweife auh Ehinas im einzelnen einen Einblick zu ge-
währen. wie er fo bedeutfam uns fonft noh niht geöffnet worden, Die
Aufftellung der Werke in den mehr oder weniger kleinen und einfah
befpannten Oberlihträumen gab eine überaus vornehme und harmonifhe
Wirkung. Durh den Vorraum. der uns entgegenbrahte. was uns als
Kindern fhon chineftfch. d. h. reizend fpielerifh und etwas läherlih
fhien. trat man in den Mittelfaal. den wundervollen Rahmen alter
Tempelftandbilder. und nah ihm hinaus in den Lihthof zu dem rinnenden
Waffer. zu den Zwergbäumhen nnd der kleinem Nachbildung des großen

Willem ClaaÃŸ Heda:
Ein FrÃ¼hftiick mit einer
Brombeerpaftete
(Galerie Dresden)

Buddhabildes von Kamakura. Zu den Seiten lag der Raum der primi-
tiven Holzfhnittmeifter mit feiner unvergeßlihen violetten Dämmerung.
zu den Seiten die mhftifhe Naht des fiebenten Raums: das Gold
kirhliher Bilder. vor einem tiefen Blau auffhimmernd. der immer noch
ernfte Saal der Landfhaften. bis man in die heitere Ruhe des Utamars-
faales. in das lahende Liht des Sharakuraumes und wieder in das
fvmpathifch ftille Studierzimmer und zu den kleinern Kabinetten gelangte.
von denen nur des zierlihen Raums der Surimonos gedaht fei. Und
da die Ausftellung fih auf alle Kiinfte in gleihem Maß erftreckte. fo
gelang es. durh die aufgehängten Rollbilder und die gerahmten Holz-
fhnitte der Wände. durh die Skulpturen und die Vitrinen die Räume
fo harmonifh zu gliedern und auszufhmücken. daß man nirgends Leere
und nirgends Überfüllung empfand. Soviel von der Ausftellung felbft.
die den Anlaß zu den folgenden Bemerkungen bot.
Dem Europäer werden die Schöpfungen des Kunftgewerbes vielleiht
am rafheften den Zugang in jene oftafiatifhe Kunftwelt öffnen. Wir
haben hier eine wenig ausgeprägte eigene Tradition und Gewöhnung.
ein wenig fiheres Stilgefühl und Stilwollen. das wir erft überwinden
mußten. Ja diefe eigne Produktion fteht hier bereits feit dem fieb-
zehnten Jahrhundert und feit den letzten Jahrzehnten in iiberrafhend
weitem Umfang und ohne daß davon ein allgemeines Bewußtfein vor-
handen wäre. unter dem beftimmenden Einfluß Oftafiens. Die glatten
und fanften Lockgeräte. fhwarze. rote. grüne und fchillernde. perlmutter-
und filberverzierte. die braunen. die goldnen. die nahtdunkeln Bronzen.
die fharfgefchnittnen fihern Eifenzierraten. die Gloifonnss. berückendes
Gewirre von Blau und Gold. weiße und blaue Porzellane. andre un-
endlih bunte und dennoh harmonifche Töpferwaren mit dunkel geheim-
nisvollen. mit tiefen glühenden. mit feltfam fhillernden immer andern
Glafuren. immer neuen Spielen von Zierraten. phantaftifh gefchnittene
Steine: Jede. Amethhfte. Kriftalle. fremdgeformte Vafen. blumenüber-
fäte Käfthen. diefe Bühfen. diefe Shalen. Shwertfcheiden. Dolhe und
Griffe. diefe Seidenftoffe und Brokate. diefe taufendfahen Linien. Ge-
ftalten. Farben. diefe unendlihe Welt - fie muß den Unbefangenen un-
mittelbar entzücken und. je mehr er fih ihr hingibt. eine immer ftärkere.
tiefere und reinere Wirkung haben. Hier ift ein Reichtum und ein Ge-
fhmack. wie wir ihn nirgends kennen. hier ift eine fo reine Vollendung
jedes Dings in fih felbft. hier hat jedes Leblofe dennoh wie ein mhftifhes
und bannendes eignes Leben - wir müffen empfinden. daß keine citro-

päifche Schöpfung fei fie nachahmend angeregt oder felbftändiger Art. fich neben der gleichartigen Schöpfung des Oftens behaupten kann. Es bleibt uns nur. zu fragen. worin der Reiz und das eigentiimliche Wefen diefer dem unfern fo nahen und doch fo weltfernen Dinge denn eigentlich liegen mag.

Der Japaner - wir kennen faft nur japanifches Kunftgewerbe _- legt einen ganz andern Wert auf die Geräte des täglichen Gebrauchs. als wir es im allgemeinen gewohnt find. Der Sinn jeder Form. die Schönheit der Farben. die Reinheit des Materials. die Koftbarkeit der Arbeit ftehn ihm hoch. Das Land hat eine alte. ungebrochene. eine fehr bewußte äfthetifche Kultur. Die Tradition. der Schaß der angefammelten Erfahrung gilt über alles. man kennt in Jedem die Grenzen des Möglichen und Schicklichen, Aber man beutet fie ganz aus. Diefe Handwerker. die Künftler find. mit welch unendlicher Sorgfalt vollenden fie das kleine und kleinfte Werk. mit welch vollkommener Gediegenheit der Arbeit! Wie rein 'erfaffen fie Gebrauch und Bedeutung jedes Gegenftands und fchöpfen fo die angemeffenfte Geftaltungl Ueber allem: wie kennt und durchdringt diefer Künftler das Material. in dem er fchafft. das er liebt. in dem er wie verfunken ift und lebt und aufgeht! Töpfer. Schnißer. Bronzegießer. Schwertfchmied - was er ift. das ift er ganz. und fo leitet der ficherfte Gefchmack feine Hand. und fo fcheint eine Vhantafie. die nie ermiidet. unfehlbar und unerfchöpflich wie die Natur in feinen Werken immer neue Blüten und Früchte zu treiben.

Diefe Phantafie ift andrer Art. als die unfre. zum mindeften. als fie es lange Zeit war. Unfer Kunftgewerbe wird. wo es eigentiimlich ift. oft ausdrücklich und deutlich. dabei aber roh; wo es verfeinern will. da kennt es leicht feine Grenzen nicht. da artet es faft immer ins Kleinliche. ins Maßlofe. ins Sinnlofe aus. es vergewaltigt gerne Material oder Zweck. es wird arm oder überladen erfcheinen im Schmuck. im ganzen phantafielos und gebunden an ein paar wenige traditionelle Formen der Architektur. der Ornamentik. des menfchlichen oder tierifchen Leibes. Die Phantafie des Orientalen fchafft ungebundener den Gegenftand. von innen heraus. nur feiner Beftimmung. feinem Material entfprechend. Das Gefühl für architektonifche Gefeße. für Struktur und Symmetrie. die Analogien des menfchlichen Organismus beftimmen fie nicht. fie folgt frei und ganz der Empfindung für das Malerifche. fiir das Stoffliche. für das Zufällige _reinen Augenreizen. reinen Taftgefiihlen. Der Sinn für die Oberfläche. fiir die Haut der Dinge

beherrfcht diefe Kauft. Jmpreffionismus. wenn man fo will. Das
Taufendfältige. das Unendliche der Natur ift dem Japaner fo ganz
offen. er empfindet jeden befondern Reiz. Die Schatten der Blätter
über dem Weg. das Gefieder der Vögel. die offnen Mufchelfchalen. der
Steg iiber dem Waffer und die Jrisbliiten daran. die fchillernden Flügel
eines Käfers. einer Libelle. die Schuppen der Fifche. der Schleim einer
Schnecke. die Linien der Halme. was er fieht und berührt. alles und
jedes gibt ihm die Anregung zu feinem Werk. und eines jeden Zauber
weiß zu bannen. Jedes Einzelne. jedes Individuelle lockt und be-
gleitet ihn - fo werden feine Werke taufendfältig und immer Neues
fpiegelnd. Es gibt keine identifchen Formen. keine gleichen Farben und
Töne. jedes Käftchen. jede Schale fcheint ihm Einzelnes. Einmaliges.
ein faft lebendes Wefen. Als wir lange vor diefen Dingen ftanden.
überkam uns ein Gefühl wie im Aquarium von Neapel. vor den
Fifchen. den Polypen und Ouallen. vor diefem fa'belhaften und ge-
heimnisvollen Leben unbekannter Organismen in unbekannten Ele-
menten. Geftalten und Regungen. nach unbekannten und beftrickenden
Gefetzen. Jn dem Zufälligen. in den taufend Nuancen. in der tiefen
Glut einer Glafur. in der willkürlichen und verdriickten Form eines
Topfs. im nachläffig hingewifchten Fleck. Tropfen. die fielen. Blumen.
die ein Wind ftreute - gerade darin ift das Leben und das Geheimnis
jener einzigen Dinge. Der Künftler. dem alles. was man fieht. etwas
?kieizendes und Befeeltes ift. fchafft in jedem Ding. das er fchafft. nun
felbft etwas Befeeltes und Neizendes und Eigentümliches. Ein Gefühl.
dem nichts klein ift und nichts groß. das in Allem das Eine und in
Einem das All gefammelt empfindet. hat jene wunderbaren Werke des
oftafiatifchen Kunftgewerbes gefchaffen.
Man wird auf die Vlaftik eines Landes gefpannt fein. das in
unferm Sinne keine Architekten kennt. und von Völkern. für die der
nackte menfchlicl;e Körper keine Schönheitswerie befißt. Leider ift eine
vollkommen klare hifiorifche Ueberficht in Europa noch kaum zu gewinnen.
den Deutfchen vollends find zu Haufe nur erft ein paar Beifpiele zu-
gänglich, Die Münchner Ausftellung bot immerhin für Japan Vroben
faft eines jeden wichtigem Typus: meift mittelmäßige. doch auch ein-
zelne treffliche Stücke. Die chinefifchen Bronzen des l7. Jahrhunderts.
die vorhanden waren. konnten nur als Beifpiele guter Technik und einer
einft hohen. nun zum ornamentalen Schnörkel. ja zur Karrikatur erftarrten
Kunft gelten. Das Folgende ift darum von Japan allein gefagt.

Der Mittelpunkt diefer Kunft - fie wurde in den Tempeln geboren
- ift Buddha. lei es als Gautama felbft. fei es als einer der Bodhifatoas.
der mancherlei Jnkorporationen des Göttlichen. Hier wurde der Typus
eines Menfchen oder eines Gottes. wie ihn das Abendland nicht kennt.
zu einer reinen und vollendeten Form geprägt. Der heilige Menfch.
fißend in majeftätifiher in fich genommener Ruhe: der Sinnende. der Ber-
funkene. der Erhabene. Durch die größte Einfalt und Klarheit der Haltung.
durch den höchften Adel jeder Form. durch die Reinheit aller Linien wird
hier das Vollkommne ausgedrückt. Das Abgezogene. das Göttliche. foll
aus jeder Falte des Mantels fprechen und jedes Einzelne nur wieder
zu der tiefen innern Stille und dem unfagbaren Lächeln diefes Ant-
lißes leiten. Dann gibt es Briefterbildniffe: ruhevoll Sihende in ftreng
fließenden Falten. Gefichter. wie zur Maske erftarrt durch die innere
gleiche Beherrjchung. Greifenköpfe von unendlich eindringli>)er Schärfe der
Beobachtung und Kraft der Jndividualifierung und doch wieder thpifch
durch die große Ruhe. wie abftrakt und frei von allem Zufall und Augen-
blick. Dann gibt es Dämonen von einer Wildheit der Bhantafie. von
einer Maßlofigkeit des Temperaments: ungeheuerliche drohende Fraßen.
aufgequollne Muskel. jede Verzerrung der Bewegung erfchreckend wie aus
Träumen - und doch nie ganz gelungen. Dann gibt es Masken;
Zeugen der üppigen Formenphantafie diefer Bildner. die alten Tempel-
masken. wie fie gleich einer diiftern Wolke die heitern Holzfchnitte des
Utamarolaales überfchatteten. durch die Uebertreibung bald dieler. bald
jener Bildung immer neue groteskere Schreckbilder von Charakteren und
Seelenzuftänden - oder die eifig glatten jpätern Schaufpielmasken.
furchtbar durch die nie gelöfte Spannung des einen immer gleichen Affekts.
furchtbar. da fie bewußt und reglos jcheinen. Und endlich kommen die
luftig'en Figuren: lachende Glücksgötter mit dicken Bäuchen. mit Waffer-
köpfen. Laotfe der Weife. auf dem Ochfen reitend. Bonzen. Bettler. alte
Weiber und grinfende Knaben. das buntefte Straßenleben. mit vielem
Humor und unfehlbar licher in Bewegung und Ausdruck feftgehalten.
frappante Bilder eines Moments,
Wir haben eine Analogie zu der Art diejer Kunft in der Gotik.
Die ftrengen Tempelftandbilder erinnern manchmal. gradfaltig und ftarr
auf ein Lächeln. auf einen Fingerzeig konzentriert. an Figuren von
Reims oder Ehartres. während andres wieder. Wildes und Aufgelöftes
oder Zierlich-Ueberfeines. an fpätgotifche Holzplaftik oder felbft an ver-
goldetes Rokoko gemahnt. Es gibt Schreine und Altärchen. die genau

dem entfprehen. was in unfern alten Kirhen verehrt wird. Und doch
hat diefe Skulptur. die fo wenig wie die gotifhe von der organifhen
Begreifung und Durhformung des nackten Leibes ausgeht. eines vor
diefer voraus: das plaftifhe Motiv ift nie zweideutig. das Stehn. das
Sißen. der Geftus der Arme und alles bis in-die letzte Spreizung eines
Fingers ift mit vollkommner Siherheit und Klarheit deutlih: die For-
men. die Oberflähen find oft allgemein. aber ftets durhaus rein durh-
gebildet. und nihts ift unbeholfen. Auf den Gedanken. daß primitiv
und ungefhickt in der Kunft dasfelbe bedeutet. wäre man im Often nie
gekommen. und es beruht dies niht nur auf der Unfehlbarkeit der Tehnik.
fondern auf der vollkommenen Bewußtheit des Künftlers von den Grenzen
deffen. was er will und was er erreihen kann. So gelangt feine Kunft
rafh zu einer Herrfhaft. zu einer Freiheit und Beweglihkeit. wie fie die
Gotik niht erreicht hat. Das Naturgefühl und die breite üppige Fülle
einer gefhnißten Rankenfüllung ift den immer magern und fpißen Bil-
dungen unfrer Altäre weit überlegen, Zu einem folhen Raffinement
einer Bewegung. zu einer folhen Phantaftik der fließenden und fhwin-
genden Faltenlinien. zu dem Spiel der hundertfahen Wolkengebilde.
über denen die Göttlihen fhweben. hat fih die europäifhe Kunft nie
auffhwingen können, Die Masken. die Genrefiguren find in fih voll-
endete Gebilde eines Stils. der bei uns nie zur leßten Klarheit gekommen
ift. Diefer Stil ruht. wenn man es fagen darf. auf impreffioniftifher
Bafis. Er geht uiht. wie es die europäifhe Plaftik feit den Griehen
immer wieder tut. von dem innern Wefen. von dem Anfih der Formen
und Organismen aus. die er darftellt. fondern von ihrer Erfheinung.
Er ift wiederum eine Kunft der Oberflähen; die oft fo reih und bewegt
und üppig. oft fo einfah und deutlih als möglih gefaßt und hingefeßt
werden. Niht die innere Struktur eines Ausdrucks. einer Bewegung.
fondern ihre äußere Sichtbarkeit. ihr Eindruck wird gefuht. Nihts von
Arhitektur. von Anatomie. von einem Streben nah dem Gefeß und der
Wahrheit der Dinge als folher. nur das Gefeß und die Klarheit der
Erfheinung. der taufendfahen. gilt. Dies ift durhaus logifh, Euro-
päifh ift das Nahbilden. das Jns-Jnnere-dringen-Wollen und fo Geftalten;
öftlih: die Bewußtheit des Sheins und das Shalten mit dem Er-
fheinenden und feiner Shönheit. oft ein Spielen damit. Jn einem
folhen Sinn mag uns denn auh der japanifhe Farbenholzfhnitt ein
Vertreter des oftafiatifhen Jmpreffionismus fein. Er beftimmte lange
Zeit unfre Borftellung von der Malerei jener Länder überhaupt. er hatte

uns in ihr Wefen eingeführt und galt wie ihr wefentlihftes Produkt.
Erft feit wenigen Jahren wiffen wir. daß er eigentlih nur eine Spezialität
und niht ihr bedeutendfter Zweig ift; und nah jener anfänglichen Begeifterung
ift man heute wieder eher zu einer Unterfhäßung geneigt.) die niht ge-
rehtfertigt ift. Rein hiftorifh betrahtet. liegt im Holzfchnitt die eigent-
lihe Entwicklung der japanifhen Malerei vom Anfang des fiebzehnten bis
in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. er ftellt während diefer Zeit
ihre ftärkften und originellften Leiftungen. Die nahahmende Kunft der
Kano- und Shijofhulen verblaßt dagegen. und es ift felbft Okho Marujama
von diefem Urteil kaum auszunehmen. die Kakemonos der Ukigo-hemeifter
felbft find mit den gedruckten Blättern nirgends zu vergleichen. Das
künftlerifhe Phänomen des japanifhen Holzfhnitts ift als folhes durhaus
bedeutend und jeder Betrahtung würdig. Und dazu komme noh. daß uns
Europäern ,eine fo vollkommene Ueberfiht nnd Einfiht in feine Art und
Entwicklung möglih ift. wie auf keinem andern Gebiet der oftafiatifchen
Kunft. Und es ift endlich zu fagen. daß diefe Shöpfungen uns ein
wahreres und reiheres Bild von dem Echt-Iapanifhen. von dem künft-
lerifhen Charakter und überhaupt der Lebens- und Anfhaunngsweife
diefes Volkes geben als irgend eine Malerei feit dem vierzehnten
Jahrhundert. uns verftändliher zugleih. da es ein ganz und gar modernes
Bild ift.
Wer die Entwicklung des japanifhen Holzfhnitts überfhaut. der wird
erftaunt fein über die ungeheure innere Logik. ja Notwendigkeit. die fich
hier kundgibt. Sie geht fo fiher ihren Weg. als gäbe es vor ihr und
neben ihr gar keine andre Malerei. die fie hätte ftören und beeinfluffen
können. Die erfte Landfhaftsdarftellung im Holzfhnitt entfteht. nachdem
ein Jahrtaufend lang in der oftafiatifhen Kunft die reine Landfhaft gemalt
wurde und über fiebzig Iahre nah der Begründung des künftlerifchen Holz-
fhnitts felbft: erft jeßt war er für diefe Aufgabe reif geworden. und erft
jeßt wurde fie unternommen. Es wird felten fo klar wie hier. was Stil
und was in einem allgemeinem .Sinne künftlerifche Kultur bedeutet: das
Bewußtfein. daß jede Kunftform in ihrer Technik ihre Bedingtheit hat. der
Jnftinkt für das Möglihe nnd für die Grenzen. der Sinn für das Aus-
drückbare. für die notwendige Befhränkung und doh wieder fiir die Fülle
der Möglihkeiten in diefer Befhränkung. für die Jutenfität der Wirkung
eben durh diefe Befhränkung felbft. Moronobu. der Begründer des
Holzfchnitts. ift dafür felbft das bewunderungswürdigfte Beifpiel. Das
Kunftgefühl feines Jahrhunderts. wie es Korin in Skizzen. in Bildern. in

Entwürfen für Lacke und Brokate. wie es Kenzan in Töpferwerken. wie
es Kakiemon in Porzellanen ausgedrückt hatte. fo fhuf ihm Moronobu den
Ausdruck in der Kunft des Holzfhnitts. Matahei Iwafa war ihn in der
Stilifierung der Malerei vorangegangen - auh im Gegenftändlihen. doh
ift dies Nebenfahe - aber was ift diefe gegen die Kraft der Konzentration.
die in Moronobus gewaltig gegrobenen und gefpannten Kurven fteckt. gegen
die Einfalt. Befhränkung auf das Wenigfte und Ausdrücklihfte. gegen die
Heiterkeit feiner Wirkung mit ein paar Linien. mit ein paar Flecken -
diefe freilih find unfehlbar und von dem gleichen Gefeß der fichern Rundung
beherrfht. Hier bei Moronobu find in einer. man möhte fagen. heroifhen
Einfachheit jene beiden Grundelemente oorgebildet. die den Stil des
Holzfchnitts beftimmen und von den Anfängen bis zum Ende beftimmt
haben: die Bewegung ausdrückende Umrißlinie und die farbig abtönbare
Fläche. Man könnte eine Gefhichte der Linie fhreiben: von Moronobus
Rhythmik der großgefpannten Bogen. zu Harunobus Melodie und Grazie
der leichtern. immer wohllautenden. immer fich antwortenden Linienfpiele.
zu Korinfais vornehmen Läffigkeitcn. zu Kihonagas natürlichem Hängen und
Fließenlaffen - dies immer länger und matter Werden der einft lebhaft
bewegten Kurven bis auf Utomaros delikate Müdigkeit der ganz langen.
ganz fhlaffen. dann wieder nervös aufzuckenden Linienftröme. und endlich
die Peripetie in Hokufais unendlih mannigfaltigen kleinen fpißen. immer
znckenden Strihen. in der Beweglichkeit feiner Linienfnmbolik für die Gewalt
der Welle. für das Zuckcn des Blißes. für das Gurgeln und das Nieder-
fhießen dcs Wafferfalls. für das Nebeneinander der taufend Kiefern des
Bergwaldes. Und diefer Entwicklungsgefhichte würde jene andre der farbig
abgetönten Flähe antworten. die uns zurückführt von den unendlih manuig-
faltigen. unendlich fein erfaßten atrnofphärifchen Stimmungen in Hieroshiges
Landfhaften. bis zu den bemalten .Kleidern und gefärbten Blumen und
Sternen der kolorierten Holzfhnitte Moronobus: die Erfindung des Farben-
holzfhnitts. der mehrfahen Platten. des Überdrucks. der Blindpreffungen
und hundertfaher tehnifher Raffinements läge dazwifhen. ebenfo aber auh
die Entwicklung der Darftellungsfähigkeit. der Darftellungsluft und des
Naturgefühls. von Moronobus grandiofen Avftraktionen zu Harunobus
fpielerifch angedeuteten Landfchaftselementen. zu Kinonagas Vereinheitlichung
von Figur und Hintergrund. über Utamaros neue Abftraktionen bis zu dem
Aufgehn des Menfhen in der Landfchaft bei Hokufai und vollends bei
Kunigofhi und Hirofhige.
Vor einem fo komplexen und doh wieder klaren Bilde muß es jedem

deutlich werdem was eine Entwicklungsgefäjichte der Kunft- und daß
eine folche in Oftafien ebenfo möglich und durchführbar ift- wie bei uns in
Europa. Es muß aber auch das Gefühl erwachent daß- was fich wandeltx
am Ende dennoch nicht das Ausfchlaggebende und Wefentliche iftt und daß
wir vor der Entwi>lung nicht der Kunft- fondern eines Stils ftanden.
Wenn man weiß„ daß das lebendigfte Straßengewimmel Hokufais auf den
Bildrollen des Toba Sojot des Tujiwara Mitunaga fchon im zwölften
Jahrhundert nicht nur norgebildetN fondern in der Feinheit und dem Reichtum
der Darftellung weit übertroffen ift„ daß die ftimmungsoollen Landfchaften
Hirofhiges gegen die Bilder der alten Kanomeifter- die Kakemonos Lefrhus
etwa roh und trocken erfcheinen müffen- und daß alles Ueberrafchendfte und
Raffiniertefte der Anordnung und des Farbengefchmacfs in den Farben-
holzfchnitten nichts als ein Abklatfch deffen ift, was KorinF was Konetfu
und was vielleicht fchon die Maler der Yamatoemakimonos gefchafien hatten-
fo gewinnt man erft den richtigen Abftand zu jener Kunft des Holzfchnitts„
ja vielleicht zu der hiftorifihen Betrachtung überhaupt. Der Nefpekt vor
dem künftlerifehen Takt und dem Stilgefühl jener Holzfchnittmeifter wird
nur um fo größer feint man wird aber auch empfinden, daß einer folchen
Kunft gegenüber die hiftorifche Einficht zunächft noch gar nicht einmal das
Wefentliche fein kann- fondern daß es zuerft giltx ein inneres Verhältnis
zu der Gefamtheit ihrer Erfcheinung und einen tiefern Einblick in das
Grundfäßliche ihres Wefens zu gewinnen. Der japanifche Farbenholzfchnitt
wird uns dann nur erft eine Einführung in die große oftafiatifche Malerei
felbft gewefen fein,
Es handelt fich jeßt um Oftafien und nicht mehr allein um Japan-
Durch die japanifchen Publikationen und durch manäje in Europa zerftreute
Originale ift uns die chinefifche Malerei zugänglich gewordem und wir
erkennen deutlich folgende Tatfachen: die c'iltefte und immer treu bewahrte
religiöfe Malerei Japans -- fie hat immer ihren eigenen hieratifchen Stil
behalten - ftammt aus China. Die bewunderungswürdige mittelalterliäje
Malerei der Tofomeifter- der Maler jener bunten lebendigen und zarten
Bildrollen ift in ihren Grundlagen - denn es ift ihr eine durchaus eigen-
artige Ausgeftaltung niäjt zu beftreiten - von Ehina- von der Kunft
der Tangdynaftie abhängig. Die Malerei der berühmten Konomeiftery
der Motonobus und Leffhus und Lamis- ganze Jahrhunderte lang entbehrt
fie jedes felbftändigen Charakters und ift nicht oicl mehr als ein Abklatfch
der altern chinefifchen Kunft aus der Sung- und Yuan-Epoche. Selbft
fpäter noch, als man wieder zu den alten Yamatomeiftern zurückgriff- vom

fiebzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert hat man fich dazwifchen doch
immer wieder von den alten chinefifchen Vorbildern anregen laffen. ja der
Stil der Mingzeit hat jeßt erft nicht unbedeutenden Einfluß geübt. Man
wird aber auch. abgefehn von den hiftorifchen Erkenntniffen. die Ueber-
legenheit der chinefifchen Malerei über die japanifche vor den Werken
unmittelbar einfehn. Die Japaner find ein heiteres. empfindfames. beweg-
liches. doch zuleßt etwas oberflächliches Volk. Sie haben eine unendlich
feine und durchgebildete äfthetifche Kultur. allein es mangelt ihnen an Tiefe.
Sie find fehr bewußt. alles ift klar. aber es fehlt im Grunde das Schöpferifche.
Die Ehinefen find anders. geheimnisvoller. Sie haben nicht nur Techniken
und Wiffenfchaften. fie haben eine fehr tiefe Vhilofophie gefchaffen. Eine
Neigung zur Mhftik lebt in ihnen und ift zeitweilig fichtbar geworden.
Jch will uns Deutfchen nicht fchmeicheln. aber wenn die Japaner mehr
den Franzofen gleichen. fo ftehn jene unferm Volke näher; auch in den
Schattenfeiten: der Schwer-fähigkeit. den äfthetifchen und politifchen Nei-
gungen. der Mögliüjkeit des Verknöcherns. der Luft am Trunk. Jhre Malerei
jedenfalls fieht höher als unfre Kauft. und wenn wir in *der Kunft Oft-
afiens aus den Quellen fchöpfen wollen. fo müffen wir fie betrachten. Es*
ift eine Kunft von einer folchen Eindringlichkeit. Jnnerlichkeit und Tiefe.
wie wir fie nirgends kennen.
Die Schöpfungen der Sung- und Yuanperioden gelten uns als die-
klaffifchen und thpifchen Werke diefer Kunft. an fie wird man immer denken
müffen. wenn von chinefifcher Malerei die Rede ift. Es ift aus der voran-
gehenden Tangzeit eine Bilderrolle des berühmten Ku K'ai-chih mit unfäglich
feinfühligen und vollendeten Figurenbildern in London erhalten. es find
aus dem achten Jahrhundert Nachbildungen von Landfchaften bekannt. die
ein tiefes nur im Verhältnis zu den fpätern Werken noch unfreies Ein-
dringen in die Naturerfcheinung befunden. aber erft die Sungperiode ift
die große Zeit jener Landfchaftskunft. die auch uns als das Höäjfte gelten
muß. was die Ehinefen gefchaffen haben. Eine Uferlandfchaft mit einem
alten korallenähnlich verworrenen Baum und fernen über Nebeln auf-
tauchenden Berghöhen aus dem zwölften Jahrhundert. im Berliner Mufeum.
mag uns Deutfchen diefe Zeit nahe bringen. wie die geifterähnlich empor-
fteigende Shake ebendort die folgende Yuanperiode. die bei der gleichen
Grundrichtung teils durch Verflachung. teils durch mancherlei Gärungen
ein unreineres Bild darbietet; fo mögen endlich die Berliner Negenlandfchaft
des Wuitfan und der im Mondfchein lefende Weife. aus der Sammlung
Fuchs aber die zarte Landfchaft des Bunchömei und das entzückende Bild

des Mädchengartens von Kiki-hohen jene fpätere Mingzeit vertreten. die
zwar im allgemeinen ein Ornamental-. Ueberzierlich- und Kleinlich-werden
der Kunft und der Kunftgefinnung bedeutet. aber doch immer noch Werke
von großer Koftbarkeit und nnausfprechlichem Reiz gefchaffen hat.
Unfer Wort Jmpreffionismus kommt dem Eindruck jener klaffifchen
chinefifchen Schöpfungen noch am nächften. Und da ift es falfch. denn es
handelt fich hier nicht fo fehr um die Darftellung eines Naturwirklichen
als um ein Aufwecken von Bildern wie aus Ahnungen. aus Erinnerungen
und aus Träumen heraus. Es ift immer etwas Hellfeherifches. etwas
Halluzinatorifches und unfäglich Suggeftives in' diefen Bildern. es ift
Natur. aber wie durch das reine Medium der Seele gefehn. Man hat
manchmal von Jnfpiration gefprochen. nirgends fihiene der Ausdruck an-
gebrachter als hier. Es find Landfchaftsbilder. in denen die Atmofphäre
die befondere Stimmung. das Gefühl der unendlichen Natur alles ift. es
find Tiere und Menfchen. fo lebendig. als müßten fie fich regen. es find
Blumen. von irgendwo hergeweht. und taufrifch. als wären fie der Frühling
felbft. Die Farben auf dem Papier oder der Seide find wenige. meift
dunkle und ungemein gedämpfte. in feltnen und nur fremdartigen iiber-
zarten Harmonien. auch die reine Befchränkung auf hell und dunkel ift
häufig. Aus dem Ungewiffen taucht dann ein Bergpfad auf. Wanderer
ftarren hinüber zu dem Wafferfall. der drüben hinabftürzt. man meint.
fein Getöfe zu hören und die Kühle der Schlucht zu fpüren. über Nebeln
türmen fich fernere Berge bis zu immer kühnern traumhaften Gipfeln.
Oder ein Winterbild: ein Bauer. im Schnee verfunken. treibt feinen
Büffel ftapfend vorwärts. das Baumgerippe über ihm ift auch fchon halb
verhilllt im Weißen. Weiäten. oder an der Halde liegt ein Weifer hin-
geftreckt und träumt hinaus in den Herbftabend. in den unendlichen Himmel.
Eine verkrüppelie Kiefer hängt über ihm. Man könnte fo eine große Zahl
von Bildern andeuten. die ein Gefühl. wie wir es haben. wenn wir uns
eins empfinden mit der Natur. ganz rein ausdrücken; man kann nicht viel
mehr fagen als dies: ganz und rein. Nichts von Abfchilderungen. nichts
von Begründung; wie aus dem Nichts tauchen diefe Bilder vor uns auf.
aber zwingend. mit Notwendigkeit. Es gibt daneben Figurenbilder. wo
ein Charakter. eine Situation mit wenigen hingehaueneu Vinfelftrichen fo
drafiifch. fo monumental hingefeßt ift. daß man gebannt ift und nicht mehr
vergißt. Und das Geheimnis des Malers ift überall dies: die ungeheuerfte
Konzentration und Abftraktion. Ueberall gilt es für ihn. nur das Wefent-
lichfte. nur das finnlia) und feelifch Bedeutendfte einer Erfcheinung -

und keiner hat Augen fiir die Erfcheinung wie er - herauszugreifen und
diefes dann mit dem geringften Aufwand. mit den frappanteften Mitteln
hinzubreiten. hinzudeuten. Okakura fagt: In jedem Vinfelftrich liegt das
Prinzip von Leben und Tod.
Er liegt aber noch mehr in diefer Kunft als die außerordentlichfte
Anfpannung des Gehirns und des Auges. Es ift Religion darin. Man
empfindet dies fofort. wenn man in einen Saal mit Werken der alten
oftafiatifchen Kunft eintritt: hier ift etwas Weihevolles. Diefe Malerei ift
rein aus der Seele geboren. aus der innern Vertiefung. Hier fpricht ein
Verfunkenfein und ein Aufgehn im Unendlichen und wiederum eine Ver-
fenkung in die Schönheit des Kleinften. Unfcheinbarften. ein Einsfein mit
allem. was man nicht mit Namen bezeichnen foll. Der Chinefe hat es
durch fein Werk bezeichnet. Wenn man fo will. fein Werk ift ihm das
lautete Dokument einer Ekftafe. und nirgends ift es deutlicher ausgedrückt
als hier. wo der tieffte Born der Kauft zu fuchen ift. Es fei mir erlaubt.
damit auch diefe liickenhaften Bemerkungen abzufchließen. in denen ich ver-
fucht habe. einiges anzudeuten. was mir an der oftafiatifchen Kunft von
Wert und was mir zu ihrem tiefern Verftändnis von Nußen zu fein fchien.

Dr. Ernfi Heilborn:
(Rehtsanwalt am Oberlandesgeriht in Breslau)

Optimismus und Peffimismus in der Rechtspflege

Eine Nahferienbetrahtung

Einft war die Rehtfprechung die vornehmfte Befugnis der Könige. und noch heut empfindet jeder den Rehtsfpruh. den er fhilt. als ein größeres Ungemah. wie eine läftige Anordnung der Behörde; denn das Reht ift heiliger als das Ermeffen der Verwaltung. Das Bewußtfein von der Würde des Rehts ift die Anregung zu dem höhften Jdeal bei denen. die eine ideale Veranlagung aufweifen. Der junge Rihter mag fih vornehmen. nur nah feiner Ueberzeugung das Gefeß auszulegen. das die einzige ihm gebietende Gewalt darftellen fall - unbekümmert um eine Praxis. die er für falfh hält. Der Anwalt mag feinen Beruf mit dem Vorfaß beginnen. immer nur d i e Rehtsbehelfe ins Feld zu führen. die ihm als die rihtigen erfheinen, Dem künftigen Staats-anwalt mag das Jdeal vor Augen fhweben. keine Anklage zu erheben. die er niht für begründet hält. Aber der Rihter findet bald feine Shranken in den Entfheidungen der höhern Gerihte. und in der Ent-rüftung der Anwälte. die fih auf eine fefte Praxis verlaffen müffen; -er wird in dem Kollegium von andern überftimmt. die den Sahverhalt und die Rehtsfragen weniger gut beherrfhen als er felbft; er erhält Anordnungen der Juftizverwaltung. die in die Rehtsfragen übergreifen. Seine Energie erlahmt; er trifft die Entfheidung. die voraus-fihtlih dem geringften Widerftand ausgefeßt ift. Der Anwalt fieht die von ihm mit Eifer vertretene Meinung verworfen. Er fiegt mit einer Begründung. die vorzutragen er fih gefhämt hatte. oder er merkt. daß er mit einer folhen Begründung hätte fiegen können. wenn er feinen Vortrag darnah eingerihtet hätte. Er erahtet den Ausgang des Pro-zeffes fhließlih als ein Würfelfpiel; feine perfönlihe Anteilnahme erlifht; er verfhmäht in der Rehtsverteidigung kein gefeßlihes Mittel. um den

Erfolg zu erzielen. auf den er angewiefen ift. um fih behaupten zu
können. Der Staatsanwalt hat fih den Anordnungen und Ent-
fhließungen der Vorgefeßten zu fügen und fuht fih fhließlih der
fremden Meinung im Voraus unterzuordnen. Bei allen Beteiligten
bildet fih die Arbeitsweife der Mafhine heraus. die eine gewiffe Menge
Stoffs in feftgefeßter Zeit verarbeiten muß. urn eine beftimmte Leiftungs-
fähigkeit aufzuweifen. Wehe dem. der fo viel Intereffe an dem Ein-
zelnen nimmt. daß er fein Penfum niht aufzuarbeiten vermag] Und
der Rehtfuheude? Er ift zunähft von dem höhften Vertrauen befeelt.
Er glaubt. alle Beteiligten müßten feine Sahe mit demfelben Intereffe
betrahten. wie er felbft: Die Ueberzeugung von feinem Reht verleiht
ihm die unerfhiitterliehe Meinung. daß er fiegen müffe, Unterliegt er.
fo fhlägt fein Vertrauen in die höhfte Mißahtung um. Er hält den
Rihter. der in f ein er Sahe Reht gefprohen hat. fiir unwiffend oder
unverftändig. Oder er glaubt. der Anwalt habe feine Sahe fhleht
vorgetragen; man habe ihn niht rihtig verftanden; fonft wäre die
Sache anders ausgegangen. Aber der Rehtfuheude rehnet auh manh-
mal mit dem Würfelfpiel. Da werden Verträge und Vergleihe
gefhloffen. bei denen beide Teile abfihtlich Unklarheiten laffen. um
fpäter die ihnen günftige Auslegung zu vertreten; da wird, der Sach-
verhalt zu entftellen und zu verwirren gefucht, Da wird die Ungültig-
keit der Form gewiffer Rehtsverhältniffe ausgenüßt. Da enthüllt fih
oft. daß der fiegende Teil unfittlih gehandelt hat und doh ..Reht
bekommen“ muß.

Zu alledem kommen die Shwähen der Gefeße. die Haft. mit der
die modernen Gefeße gefertigt werden. die Wortklauberei. die Unmöglih-
keit. ohne Kommentare ein Gefetz zu verftehen. ohne Präjudizien zu
einer feften Praxis zu gelangen. Die Kommentare veralten. ehe fie der
Käufer hat durharbeiten können; der Kauf jedes Rehtsbuches ift ein
Rifiko. So fieht der Iurift ein Chaos vor fih. ähnlih den Wellen der
Nordfee. die fih in unzähligen unberehenbaren Krümmungen vor mir
drehen.

Aber von einer höhern Warte wird ein Weg durhzdas Chaos zu
erfpähn fein. Der Wegweifer ift der Realismus. der davon ausgeht.
daß die Rehtsfindung nur ein Menfhenwerk ift. behaftet mit den
befhränkten Mitteln unfrer Erkenntnis und angepaßt den vergänglihen
und veränderlihen menfhlihen Verhältnif en. Der Realismus ift zu-
frieden. wenn neben der Mafhinenarbeit hin und wieder ein Kunftwerk

hergeftellt wird. das die Ueberfhreitung des Durhfhnittsmaßes erkennen
läßt. wenn die alten Ideale fortleben. um da zum Borfhein zu kommen.
wo es fih lohnt. die .Kräfte einzufeßen. Der Realismus ift aber auh
kritifh; er wird fort und fort das Falfhe bekämpfen und das Shlehte
zu verbeffern trahten. Die Rehtsfeßung und Rechtsauslegung ift ein
Problem. das nie vollftändig gelöft werden kann. aber immer die beften
Kräfte zum Nahdenken und zur Mitarbeit anfpornt und fo eine Einheit
der Rehtsbefliffenen erzeugt. die das gefellfhaftlihe Leben vermiffen
läßt. Der Jurift muß fih befheiden. in dem großen Getriebe des
menfhlihen Wirkens eine befhränkte Stelle einzunehmen. aber feine
Wiffenfhaft ift mit den Grundfragen und Grundgefeßen der Menfhheit
durh unzählige feine Fäden verknüpft. und je mehr fih alle Teile
bewußt find. daß es fih um Menfhen und niht um Formeln handelt.
um fo mehr wird das wahre Recht feiner Berwirklihung nahe kommen.

Die kleine Gemeinde

Jh finge nun mit in dem Priefterhor
Das alte Menfhheitslied ..Empor. empor!“
Die Menge hört niht. wer mitfingt;
Jh verfhwinde. der Chor erklingt,
Ein paar nur. die mir angehört.
Werden fagen: ..Ich hab dih herausgehört.“

Leo Iternberg.

Jswolski
Jn den nc'ichften Tagen wird der
Staatsmanm der faft fiinf Jahre
an der Sängerbriieke in Petersburg
gewirkt hatt Herrn FalliSres ein
Schreiben überreichen- worin der
Zar dem Vriifidenten der Republik
mitteilt- daß er feinen Minifter des
Aeußern mit der Vertretung feines
Landes in Paris betraut hat. Die
Praxis-r längft bekannte Dinge den
Staatsoberhäuptern erft nach Wochen
durch ein Handfchreiben feierlich zu
meldenx mutet übrigens recht foffil
an, Seit Monaten fiht z. B. Herr
donKiderlen-WächterinderWilhelm-
ftraße und hat vielleicht fchon die wich-
tigften Dinge an feinen rumänifchen
Kollegen gefchrieben. Da begegnet
man eines Tags in der Vreffe der
hochpolitifchen Nachrichh der Staats-
fekretiirj von dem man kaum mehr
weißx daß er in feinem Amt noch
nicht lange wir-kh reife demnächft
nach Bukareft- um dem König Karol
fein Abberufungsfehreiben zu unter-
breiten. Auch unfre Tagespreffe
leiftet fich immer wieder diefelben
Späße. Durch ein Funkentelegramm
kommt eine Zeitung beifpielsweife
zur Nachrichtr daß in Portugal
alles drunter und drüber gehh daß
in Liffabon der Königspalaft bom-
bardiert wird- daß der König ge-
fangen oder geflüchtet ift- daß die
Regierung einfach nicht mehr da ift„
ohne daß fie jemand abgefeßt hätte.
Und was tun dieVlätter in ihrem
Staunen? Sie fchicken zur portu-
giefifchen Gefandtfchaft und ftehn
wie oor einem neuen Wunder-
wenn der Gefandte oder fein Ver-
treter beteuern- daß fie nichts wiffen.
Gerade aus den treppenwißigen
Anerkennungs- und Abberufungs-
briefen kann man fehn- wie maß-
los langweilig der offizielle Appa-
- rat arbeitet . , .
Zum Minifterwechfel in Peters-
burg liegt bisher ein kaiferlicher
Erlaß des Zaren dort womit Js-
wolski der Weiße' Adlerorden ver-
liehn wird. Mit diefem Manifeft
kann man ausnahmsweife zu-
frieden fein. Darin wird unter
anderm gefagtr daß Jswolski
den Voften des Minifters des
Aeußern im Jahre 1906 unter

fchwierigen politifchen Verhältniffen
angetreten und mit ungefchwächter
Energie und Kenntnis der wirklichen
Jntereffen Nußlands die Feftigung
der friedlichen Politik des Reichs
verfolgt hatt die in den erfolgreich
erzielten Uebereinkommen mit Groß-
britannien und Japan ihren Aus-
druck gefunden habe, _
Man darf jedes diefer Worte
unterfchreiben und darf getroft hinzu-
fügenx daß der neue rnffifche Bot-
fchafter in Paris ein Mann mit
glänzenden Gaben ift. Jin Sommer
1908 - Muler) Hafid hatte gerade
den Abdul Afis befiegt - habe ich
ihm in Karlsbad- oft gefehn und
einigemal mit ihm gefprochen,
Clemenceau war auch dar und König
Eduard faß feit einigen Wochen in

dem nahen Marienbad. Gegen die
reizbare Brnmmigkeit des fran-
zöfifchen Brenners ftachen die ge-
laffenen und feinen Manieren wolskis wohltuend ab. Er trug
fich immer außerordentlich elegant.
wechfelte in dem legeren böhmifchen
Kurort etliche mal am Tage die
.Kleidung und fiihrte die fchönfte
Frau mit fich. die ich je gefchaut
habe. Er redete nicht allzuviel.
aber an feinen dunkeln Augen
merkte man. wie blißgefchwind er
dachte und wie rafch er eine
Frage in feinem Kopf verarbeitete.
Dem jungen Frieden in der Türkei
fchien er nicht recht zu traun. und
in gewiffem Sinne hat er damit
Recht behalten. Die Zukunft wird
es lehren. ob die neue Ordnung der
osmanifchen Dinge auf dein innerlich
morfchen Grund fich hält und vb die
alte mit franzöfifchem Nadikalismus
,übertiinchte tiirkifche Degeneration
noch einen wefteuropc'iifchen Staat
zeugen kann.
Ein paar Tage fpäter fuhr
Jswolski nach Buchlau und fchloß
dort mit dem Baron Aehrenthal.
der ein Jahr darauf Graf ward.
den feltfamen bosnifchen Handel
ab. Jn Buchlau gab Jswolski
im Namen Nußlands feine Zu-
ftimmung zu einer ev en tuellen
Annexion Bosniens und der Her-
zegowina. Baron Aehrenthal da-
gegen erklärte. gegen eine Oeffnung
der Dardanellen für die ruffifche
Kriegsflotte keinen Widerfpruch er-
heben zu wollen. Graf Aehrenthal
bemühte fich in der Folge um den Be-
weis. daß das ein glattes Gefchäft
gewefen fei. Daß Herrn Jswolski
der Profit durch die Finger ging.
wäre angeblich nicht die Schuld
Aehrenthal-Z gewefen. fondern die
des englifchen Premier-s Grey.
der auf die erfte Andeutung
Jswolskis, daß er an die Oeffnung
der Dardanellen dächte. kalt lächelnd
mit einem grimmigen Nein ant-
wortete. Gut - nehmen wir an.
Jswolski hätte fich in feinem
Revaler Ententegenoffen England
gründlich getäufcht, Hat aber auch
Baron Aehrenthal Sir Edward
Grey die Liebenswürdigkeit zuge-
mutet. daß er die Trümmer der

rnffifchen Flotte ohne Gegenleiftung
ins Mittelmeer laffen wiirde? Hat
erJswolskiZeitgelaffen.inLondonzu
fondieren? Hat er Jswol'ski dar-
auf aufmerkfam gemacht. daß die
Annexion der okkupierten Provinzen
eine befchloffene Sache war. als er
das eine ine-mono auffeßte? .Sat
Baron Aehrenthal Herrn Jswolski
nicht d och dupiert? Hat die Klug-
heit des Barons Aehrenthal end-
lich die öfterreichifch-ungarifchen
Steuerzahler nicht gerade genug
gekoftet? Und hätte dem Baron
Aehrenthal feine ganze große Klugheit
etwas genützt. wenn die öfterreichifch-
uugarifche und die deutfche Armee
der ruffifchen. franzöfifchen und
englifchen. nach menfchlichem Er-
meffen. nicht überlegen wären?
War alles. was Jswolski nach der
Annexion Bosniens und der Her-
zegowina getan und gelaffen hat.
wirklich fo fchrecklich dumm. wie
man uns glauben machen will?
Steckte denn wahrhaftig gar kein
Sinn dahinter. daß er feinen
Kaifer nach Rarconigi. zur Begeg-
nung mit dem Herrfcher eines
Mitglieds des "Dreibunds. um
Oefterreich rund herum fiihrte? Er
wollte mit diefem Umweg. den der

Zar nahm. die Empfindlichkeit des
Kaifers Franz Jofeph treffen. der
ein alter Mann ift und darauf
große Stücke hält. als die ehr-
würdigfte Erfcheiuung auf einem
europäifchen Thron behandelt zu
werden. Das ift Jswolski auch
gelungen,
Noch die letzte Amtstätigkeit
Jswolskis als Minifters des Aeußern
fall ein Fiasko gewefen fein. Er war
es. der Frankreich zur Verweigerung
der ungarifchen Anleihe überredet
und der dadurch dem deutfch-
öfterreichifchen Bündnis Gelegenheit
gegeben hat. auch feine finanzielle
Aktionsfähigkeit im glänzendften
Licht zu zeigen. Damit foll der
Nimbus Frankreichs als des Ban-
kiers der Welt zerftört fein. Herr
Jswolski läßt es fich eben daran ge-
nügen. wenn der franzöfifche Markt
eine neue ruffifche Anleihe auf:
nimmt. Dabei kommen die Fran-
zofen aber auch nicht zu kurz. Denn
fo ficher wie die ungarifchen Ver-
hältniffe find die ruffifchen auch
noch. Was nämlich in Oefterreich-
Ungarn werden wird. weiß man auch
* nicht. Daß in der Nachbartnonarchie
»alles auseinanderfällt. das f ollte f ogar
die deutfche Tagespreffe wiffen.
Jswolski hat fein Spiel gegen
Aehrentha'l feinerzeit nicht in B uch-
lau verloren. fondern auf den
Säfiachtfeldern der Mandfchurei.
in jenem ruffifch-japanifchen Krieg.
den er viele Jahre vor feinem
Ausbruch kommen fah. Und daß
Jswolski ein Mann von bedeuten-
den diplomatifchen Jnftinkten ift.
das hat ein Diplomat bezeugt. der
beinahe ein ebenfo großer Staats-
mann war. wie Graf Aehrenthal.
der Marquis Jto. der nach einer
langen Unterrednng mit Jswolski
über ihn das Urteil fällte: ..Er ift
eini gefährlicher Mann, Er hat
wie kein andrer die Kauft. zu iiber-

zeugen.“ *,..*
,Der Berniehtnngskrieg der römifchen Kurie gegen die Reformkatholiken
, In der Verteidigung ihrer abi'olnti- ftifchen Machtftellung als zentrale Leitung und unkontrollierte Generalkaffe fiir die aus allen Weltteileu in Rom zufammen- ftrömenden Gelder hat die römifche Kurie felt Jahrhunderten alle die red- lichen Beftrebungeu der ..Reform- Katholiken“ von Bernhard vonClairvaur. i Franz von Affiffi. Roger Bacon. Dante Alighieri. Thomas Eonueete nnd Girolamo Savonarola an - bis her- unter zu Blaife Vaseal. Janfenius. Weffenberg. Diepcnbroek. Vaffavant. Görres. Gügler. Eckftein. Franz von Baader. Gioverti. Antonio Rosmini. Möhler. Bumiiller. Erhard. J. Müller. Klaffen. Xaver Kraus. Hermann Schell. .A..Fogazzaro. Romolo Murri). Alfred Loifv. Georg Thrrel. Jofef Schnißer. Ernefto Buouaiuti und Louis Duchesne zunichte gemacht.
Jni jefuitifchen Dogma von der lin- fel)lbarkeit d. d. 18. Juli 1870 ift die Gntwicklungsfähigkeit der römifchen Kirche wie in einen Sarkophag verfenkt und _begraben worden. Seither fcheint das rein religiöfe Gebiet der Kiran mit Unfruchtbarkeit gefchlagen; denn darauf wurde die kolojfale Vnramide politifcher Macht errichtet. Das im März 1870 von dem Jefuiten Bertone berröffent- lichte Schema ae ecclEZia Chrißt! er- neute den Anfpruch Bonifaz i/lll, auf das Oberhirteuamt. auf die Fiirften und Völker. auch der von Rom ab- getrennten. Fiirft Bismarck fah die treibende Kraft im Iefuitenorden mit hellen Augen und will ertveifen. ..daß am parifer Hofe jefuitifche Einfliiffc den eigentlichen Ausfchlag fiir den kriegerifchen Enifchluß gaben. der dem Kaifer Napoleon ill. fehr fchwer wurde und der ihn faft iiberwältigte. fo daß eine halbe Stunde lang der Friede feft befchloffen war. und diefer Befehluß durch Einfliiffe nmgeworfen

el.

wurde. deren Zufammeuhaug mit den
jefuitifchen Prinzipien unheftreitbar ift.“
Fiir den erften Neichskanzler war der
Eindruck unoergeßlich. ..daß der Ausdruck)
des franzöfifchen Eroberungskriegs mit
der Veröffentlichung der vatikanifchen
Befchljiffe ufommeufiel.“
Wins , erweift fich als der richtige
Nachfolger und Vollender am Werke
Wins [x, Am 8. Dezember 1864 hat'
Vius [x. mit den achtzig Thefen des
Shllabus den endgültigen Abfagevrief
an die menfchliehe Kultur erlaffen.
Wins x. wiederholt mit feinem Sullabus
mit der Euchclica „Lascenäi“, mit dem
Dekret „kamentadile“ uud mit dem
Motuproprio „Zac-*um Kntistitum“
die Abfage an die Theologie als Wiffen-
fchaft und an die Gefchichtsforfclmug,
Vapft Sarto will als der Hammer in
der Vapftgefchichte gelten. womit der
..Modernismus“ endgjiltig zerfchmettert
worden ift, Sein Wirken äußert fich
in vewußtem Eegenfatz zur politifch
vorfichtigen und weltklugen Art feines
Vorgängers Leos xlu. Joachim Veeci
wjinfchte. daß fein Klerus fich inder
Soziologie. in Gefchichtsftudien. in der
Archäologie uud in den Sprachen ver-
vollkvmmne; er billigte die Tätigkeit
und fegnete die Studien eines R. Murri.
Minoechi. Semeria. Ghignoni. Kraus.
Ehrhard. Fogazzaround Laith. Als die
ehrwiirdigeu Väter Zefa Leo xu'. mit
der Mahnung beftiirmteu. die Werke
von Schell. Murri. Ehrhard und Loifh
auf den Index zu feßen und ihre Ver-
faffer der Kongregation der hl. Ju-
quifitiou zu weiterer Behandlung zu
iiberliefern. fprach Leo das kluge Wort:
..Man muß den Meufchku Zeit laffen.
zu irren. und zweimal Zeit. fich auf
den Irrtum zu befinnen.“ Vius aber
rief aus: ..Man muß ein Ende machen!
Eher entbinde ich die Gläubigen von
der Vlicht. die hl. Meffe zu hören. als
daß ich fie den Theorien der Moderniften
Vreis gehe.“
Zn feinem Motuproprio „Zacrum
KntjZtjtum“ hat nun Vius x, verfurht.
..die Summe all der frevelhaften Irr-
tümer. die als Weft deu Weinberg
des Herrn gerade dort verwiifteu. wo
die erfreulichften Früchte erwartet
werden.“ mit der „Wurzel“ auszureißen,
Das gefchieht durch die Heraubilduug
eines Heeres von Obfkuranteu. das auf

den Fahneneid der ftrengften Ohfervauz
in kir>]licher Gefchäftsfiihrung drei-.
vier-. fiinf-. fechsmal feftgelegt wird.
Pius fperrt die Theologieftudenten in
ein Seminar mit eiferner Zucht. wo fie
zum Meffelefen und Beichthören vor-
gebildet werden; in diefes Seminar
darf weder eine Zeitung. und fei es
die ..be-te“. noch eine Women-.oder
Monats lchrift eindringen. und wäre fie
fogar v der Gefellfchaft Jefu geleitet.
Seiner kirchlichen Pädagogik oberfter
LehrW lautet: ..Auch er Eifer im
Lernen muß geziigelt werden!“ Jin*
Geifte diefer Lehre hat der bourbonifche
Kardinal Ruffo-Scilla fcbon vor fecbIig
Jahren den Re Bomba von Neapel
davor gewarnt. dem Volke die gefährliche
Waffe des Lefens und Schreibens ein-
zuhändigen: ..Wozu fallen die Mäd-
chen fchreiben lernen? Auf daß fie
fpäter als Frauen Liebesbriefe avfaffen.
und der Ehebrueh ift fertig!" Zn un-
fern Tagen hat der hochwjird, Dom-
kapitular Vichler in Vaffau zu diefem
Kapitel deu Ausfpruch getan: ..Je
tiefer die Bildung. um fo größer der
Luinp!“
Der vorgefchriebenen Eidesformel
von beträchtlicher Länge liegt als Effenz
das Tridentinifche Glaubensbekenntnis
zu Grunde; fie geht aber in die kleiufteu
Einzelheiten. um dem ..Modernismus“
Tür und Fenfter zu verfohließen. nnd
verlangt den Glauben an die göttliche
Berufung und Jufpiration der Bro-
pheten. an den göttlichen Urfprung der
Kirche. an die Berufung Vetri zum
Vrimus der Väpfte. an die Wunder
und Schriften der Apoftel. au die gött-
liche Leitung . der Kirche durch die
Tradition und enthält u. a. das Ge-
löbnis: Ich unterwerfe mich in Ehr-
furcht und erkenne aus ganzer Seele
alle Verdammungen. Erklärungen. An-
ordnungen und Auslegungen als zu Recht
beftehend an. die in der Enehelica
„Vascenäi“ und im Dekret „kämen-
tabj'e‟ enthalten find. mit befondrer
Hervorhebung jener Säße iiber die Ge-
fchichte der Doguien. *- Damit ift jedem
Lehrer der Theologie unmöglich gemacht.
fich eine eigne Ueberzeugung von der
Entftehung der Dogmen und ihrer Ge-
fchichte zu bilden. *
Diefer „gegen das boshafte Volk
der Moderniften“ gerichtete Eid muß.

oftmalsabgelegtwerden. VomTheologi'e-
kandidaten. nachdem er die niedern
Weihen überwunden hat. wenn er die
Priefterweihe empfängt; vom Priefter.
wenn er die erfte Anftellung als Pfarr-
verwefer (Kaplan) erhält. wenn er zum
Benefiziat. Religionslehrer oder Pfarrer
avanciert. wenn er als Profeffor an
ein Seminar oder an eine Fakultät
oder als .Dvmherr berufen und endlich.
wenn er zum Bifchof gefalbt wird.
Ebenfo müffen fhwören die Beamten
bifYöflicher Verwaltungen. geiftlihe
Ri ter. Faftenprediger. Beihtväter und
Mitglieder ver Kongregationen.
So wird um den jungen Rahtvuchs
der Hierarchie die hinefifhe Matter
völliger Unkenntnis der weltlihen
Dinge errichtet. gleichzeitig aber allen
das Signal zur Beobachtung der Obern
und zur Bedriickung der Untergeordneten
?geben Diefes Snftem drakonifcher
iktaiur wird vervollftändigt durch das
Dekret vom 2. September 1910 über
die Abfeßung der Pfarrer durch ihren
Bifchof im Verwaltungsweg.
Bisher galt der Pfarrer mit feiner
Pfarre für ..vet-heiratet“ und genoß
das Privileg. daß er gleih dem vent-
fhen Rihter nur durch ein förmliches
Gerichtsverfahren mit Anklage und
Verteidigung nah Würdigung des Be-
weismaterials zum Verluft feines Amtes
verurteilt werden konnte. Diefes Ver-
fahren foll auh künftighin in Kraft
bleiben. Daneben aber wird „im In-
tereffe der Pfarrkiuder“ ein „rafher
zum Ziele führender Weg“ eröffnet,
Der Bifhof kann .im Verwaltungsweg
einen Pfarrer abfeßeu wegen Tauvheit.
Blindheit. Wahnfinu oder andrer geiftigen
und körperlihen Gebrechen. wegen Un-
- erfahrenheit (l) und Nachläffigkeit. ferner
wegen Abneigung der Gemeinde. wenn
auh ungerehtfertigt (l) und niht von
der Mehrheit geteilt (l) aber doch hin-
reihend. eine erjprießliche Seelforge zu
gefährden. wegen Verluftes des uten
Namens bei ernfthafteu und ehr aren
Leuten. wegen irgend welher Verfehlung.
die obwohl geheim (l). doch an die
Oeffentlihkeit dringen kann (l) zur
Shädigung der hl. Kirche oder der
Diözcfe. wegen Nachläffigkeit der pfarr-
amtlichen Obliegenheiten auh nach ztvei
Ermahnungen. wegen Widerfpenftigkeit
auch nah zwei Verwarnungen. fodann

wegen Mangels an Obhut und Rein-
lihkeit in feiner Kirche. wegen unrihtiger
Art im Einzug der Kirhenfteuer und
wegen allzu vertraulihen Umgangs mit,
fremden Perfonen und Aehnlihes. Auf
Grund diefer vagen Beftimmungen
kann der Bifchof von hundert Pfarr-
herren zweifellos fünfzig aus Amt und
Brot jagen; iiber Nacht ift ..Sk Se-
danus“ als Zühtigcr über fie gekommen.
um die Herrfhgewalt der Bifchöfe ins
Ungemeffene zu dehnen,
Fürft Bismarck hat das Bekenntnis
abgelegt: ..Die Behandlung der kathol.
Kirche in einem weltlihen Staat ift
dadurh erfhtvert. daß die kathol. Geift-
lihkeit unter kirchlichen Formen eine
politifhe Juftitution ift und auf ihre
Mitarbeiter die eigne lleberzeugung
überträgt. daß ihre Freiheit in ihrer
Herrfhaft befteht. und daß die Kirche
überall. tvo fie niht herrfht. berechtigt
ift. über diokletianifhe Verfolgung zu
klagen.“ Der kath. Geiftlihe ift aber
auh Staatsbürger. Hier liegt der
Keim zu fchwereu Konflikten. Das
ftaatliche Bewußtfein des deutihen
Volkes kann fich unmöglich mit den
Folgeerfcheitmngen des Motuprovrio
„Zncrurn üntißtituin“ einverftandeu
erklären; denn dadurch follen feine
kathol. .Kultusbeamten zu willenlofen
Werkzeugen der Kurie. d. h. einer feit
acht Jahrhunderten ausfhließlih aus
Italienern zufammcngefctzten Behörde.
umgewandelt tverden.
Zpectatar alter.

Der Vater des Königsgedankens

Die fremden Zeitungsleute. die in großer
Zahl zur Königsfeier nach Eetinje kamen.
waren fih. nah einem rafhen Rundblick
über die kleine. fpärlich bevölkerte Stein-
wüfte. die nunmehr ein europäifhes König-
reich vorftellt. dariiber klar. daß nicht ein
innerer Entwicklungsdrang. ein Volks-
verlangen auf Anerkennung geleifteter
Kulturarbeit. die Rangerhöhung von Mon-
tenegro verurfahen konnten Als die kleinen
Pikanterien des Feftes. die bambaftifchen
Brudertoafte. die Präfenz eines Großftaat-
fouveräns, der freilich nur als Schwieger-
fvhn kam. die pvlitifh genügend unter-
ftrihene Anwefenheit des Königs von Bul-
garien und ebenfvlche Abwefenheit des
Königs von Serbien. der niht einmal als

Shwiegerfohn kam. die Parade der neuen ruffifch uniformierten Soldaten. die Ernennung Nikitas zum ruffifchen Feldmarfhall. gegen die die gleichzeitige Verleihung des ferbifhen Generaltitels bedenklich abfiel (der Mikado hatte es aus Taiigefühl unterlaffen. den König Nikolaus zum japanifchen Marfchall zu ernennen) - fo ziemlich erfchöpft waren. ftand noch immer die intereffantefte Frage offen. wer eigentlih der Vater des montegegrinifchen Königsgedankens
ei.
Das Thema fchien ein fetter Biffen für die Berichterftattung. Der heikle Charakter der Frage fhlofi auch aus. daß etwa ein Konkurrent in einem Interview mit dem König die Wahrheit fchlankweg herausbringe. Und fo blieb fiir Alle - etwas.
Der greifbarfte Verdacht richtete fih natürlich gegen Wien. Ociterreich habe Serbien zu Trotz und Schaden die Erhebung des feindlichen Bruders erfonnen. Dazu kommt die iiber Nacht und iibergangslos vollzogene Schwenkung der Wiener Preffe, die geftern noch Hammeldieb fchrleb und heute von der Staatsweisheit. der fcgensreichen Tätigkeit der Staatsfviße in Cetinje überfließt. Ia - einige offiziöfe Blätter mit Eintagsgedächtnis gaben fogar das naive Märchen zum Befien. der eben erft ein glücklicher König gewordene Bulgare habe die Anregung für Montenegro geliefert. In der Politik muß man einen guten Magen haben, x kktöjZ on ne menge p38 cke (zn . . .
Heute ift das Problem nun kein Geheimnis mehr.
Man weiß. daß Aehrenthal den Anftoß gegeben hat und daß Rußland aus dem öftcrreihifchen Gefichtspunkt diametral entgegengefehten Gründen fofort zuftimmte. Aehrenthal. weil er von dem gefpannten Verhältnis zwifhen Belgrad und Cetinje eine Spaltung der läftigen. großferbifchen Agitation erwartet. Jswolski. weil er darin eine Stärkung des antiöfterreihifchen Südflaventums fieht und aus Erfahrung weiß. daß Montenegro keiner Dankbarkeit für Oefterreich fähig ift. Lehrreich und intereffant wäre es immerhin. diefem Gunftakt der Habsburger Monarchie für feinen kleinen. aber oerbiffenen langjährigen Gegner - die Agenden der an Montenegro grenzenden Bezirkshauptmannfchaft von Cattaro iiber die fortgefeßke Ausfuhr von Agitations- und Propaganda-

material aus Cetinje auf öfterreihifhes
Gebiet - entgegen zu halten.
Wer die wahren Gefinnungen des
Völkhens der fhwarzen Berge kennt.
glaubt wohl kaum an einen günftigen
realen Effekt im Sinne des Vaters des
Königsgedankeus . . . u. Z

Der Sonderbund in Düffeldorf

Es wird immer ein eignes Erlebnis
fein. wenn man auf feinen Land-
ftreichcreicn. nahdem man viele Städte
gcfehn. nach Diiffeldorf kommt und nah
wenigen Schritten von der Atmvfphäre.
diefer Stadt eingehiillt und gefangen
wird. Man greift fie in der Königsallee.
Links die vornehme Ruhe einer mitt-
lern Refidenzftadt. rehts das diskret
lächelnde Auf und Ab einer anfbliihen-
den Handclsftadt. in der zugleich das
reiche induftrielle Hinterland le t. Diefes
gibt durch feine Kaufkraft dem .künft-
lerifchen Moment eine befonders ans-
gevrägtc Haltung. die entfprehend der
Gefellfhaft zum Neuen. Neueften tendiert.
So hat der Sonderbund für feine
diesjährige Ausftellung den geeigneten
Boden. wenn er die jiingften Be-
ftrebungen der modernen franzöfifhen
Malerei dem Impreffionismus gegen-
iiberftellt. ein Bemiihn. das in diefem
Umfang bisher in Dentfchland einzig-
artig ift. Diefe fharfe Konfrontierung
zweier .iinnftbeftrebungen reizt zu einer
prinzipiellen Klärung und Auseinander-
feßung.
Der Jmprefiionisnncs ift eine die
Natur nachfchaffende perfönlihe Haltung
dem Kosmos gegeniiber; und zwar
unter Betonung der beweglichen Ele-
mente von Licht und Luft durch einen
tiefen einfiihlenden und fenfibeln Cha-
rakter. Bei diefer Befhränknng des
Gegenftandes- und des Schaffenden hat
der Impreffionismus einen Stil fchaffen
können; jedenfalls hat er durch die Be-
zirkung auf die Landfchaft einen all-
gemeinen Stoffkreis gefehaffeu. wie ihn
alle guten. fruchtbaren Epochen der
Kunftgefhiehte gehabt haben. Jin
Mittelalter bot die Kirhe mit ihren
Legenden diefen Stoff. und es gehörte
um Kiinftlertum die Fähigkeit. kraft
?einer eignen Perfönlichkeit diefen Le-
genden feelifhen Gehalt zu geben und
diefe eigne Verlebendigung des Toten

kraft feiner formbildenden Phantafie
ausdrücken zu können. Auch heute muß
man noh beides fein. und die guten
Jmpreffioniften find es: eine Perfönlich-
keit und ein Könner.
Die Impreffion kann eine doppelte
fein. Eine Empfindung des Monu-
mentalen. in dem nur das Leben des
Augenblicks liegt. Man wird dann die
Art feiner Perfönlihkeit beweifen durh
die Zahl der Momente. die man im
Augenblick wahrnimmt nnd ausdriickt.
.Ob man nur die Luft oder nur das
Licht. oder ob man zugleich den leifen
Wind. den fpezififchen Geruch und feine
Bewegungen 2c. in malerifhen Aus-
druck umfeßen kann. Dann eine Einp-
findung des Momentanen. das die
Variation des Allgemeinen ift. eine
augenblicklihe Aenßcrung. aber doh ganz
Seele der Landfchaft. Man könnte von
einer Jmpreffion des Innern reden.
Die Perfönlihkeii wird fih diesmal
in dem Grade der Einfühluug und
Berlebendigung diefes unfihtbaren Her-
zens der Landfchaft in jeder ihrer mo-
mentanen Veränderungen offenbaren.
Im erfien Falle ift der Jmpreffionis-
mus mehr eine internationale. im zweiten
mehr eine nationale Ansdrucksweife.
Während die Holländer dank ihres
nationalen Jnftinkts ganz national
geblieben. die Franzofen fih durch die
Kraft ihrer.kiinftlerifhen Begabung in
beiden Richtungen bewegten. find die
Dentfchen ganz international. während
fie nah der Veranlagung ihres nicht
fehr beweglihen Auges ganz national
fein müßten. Andrerfeits aber find fie
zu diefer Internationalität ihrer Motive
gezwungen. weil im allgemeiner! die
dentfche Landfchaft zu hart in den Luft-
tönen ift. zu unbeweglih und in den
Bewegungen zu nnwahrnehmbar und
verdeckt. Aus diefem unglücklichen Zu-
fammentreffen ergibt fich. daß im ganzen
die impreffioniftifche Bewegung in
Deutfchland verunglückt. Mau kann es
an den Diiffeldorfern nachprüfen.
Breß. der etwas von der Eigenart
des Niederrheins gibt. von der Schwer-
mut der Ebene und ihrer Einfamkeit.
der Einfamkeit. mit der ein weißes
Haus gegen einen grünen Baum fteht.
mit der auf die weiße Tünhe blaue
Schatten fallen und die Hügel diefer.
Gegend fih kurven. - Breß ift niht

Impreffionift. Er betont faft uur das
Danernde und arbeitet darum mehr mit
der Linie, Veränderungen durh kos-
mifhe Bewegungen find ihm mehr
Stimmungs- als Anfhauungswerte,
Clarenbach. der fich rein impreffioniftifch
gibt. muß doch in den Landfchaften des
Niederrheins. wenn er etwas von feinem
Charakter wiedergeben will. um eine
Nüance nachgeben; und die Sicherheit
in der Auswahl harakteriftifher Motive.
die einen ftarken nationalen Charakter
bezeugen wiirde. ift noh weit bedenk-
liher als bei Breß.
Man könnte noh einige Namen
hinzufügen. ohne etwas im Refultat zu
ändern. Es fehlt diefcn Künftleru allen
die ftarke Perfönlichkeit. Sie haben zu
wenig zu fagen bei einem Ueberfhuß
an tehnifchem Vermögen, Sie ftellen
zu geringe Anfpriiche an fih. fie find
zu felbftgenügfam. Dann fehlt ihnen
entweder die unbefangene Ehrlichkeit
oder der geniigende Fleiß.
All diefes hat Liebermann. 'den fih
die Diiffeldorfer mit gutem Recht zum
Meifter gemaht haben. indem fie ihn
zum einzigen Ehrenmitglied machten.
Er ift ein feft umfchriebener Charakter.
ein fleißiger Künftler von kritifher
Energie gegen fih felbft. Wenn man
ihn einmal vor der Natur fuht. ihm
dort nachgeht. kann man ihm leiht
feine Stellung unter den Impreffioniften
anweifen. Es ift fein Gefühl fiir den
Raum. für die monumentale Linie. die
leiht grotesk wirkt. und für die Be-
wegung des Körpers. die ihn charakteri-
fieren. Er gibt dies alles mit male-
rifchen Mitteln weniger koloriftifch als
tonig. * Er erobert fich Farbe für Farbe.
doh fo. daß er eine jede auf einen
feinen Ton abftimmt. auf ein Grau.
das er am Meere auffuht. wo er es zu
gcwiffen Stunden bei einem beftinnnten
Wafferftande findet. Seine Grenzen
erreiht er. wenn er an die Geftaltung
der Hiftorie geht. ..Sanifon und Delila“
ift auch diesmal verunglückt.
lVon_ den Franzofen der Zinpreffio-
niftenfchule ift Buillard vertreten. der
feine fenfibeln Jnipreffionen der Ge-
famtftimmung in dünnen Farbflähen
auf den in die Wirkung einbezogenen
Malgrund feßt, lind Signac mit
Z Bildern. in denen er die Auflöfung
der Farben am weitcften treibt, Gleich

Mofaikfteinen find die blauen. roten.
griineu und gelben Farbtnpfen neben-
einandergefetzt. um durch ihr kontra-
ftierendes Gegeneinanderfpielen der
Stimmung. die Luft und das Licht der
Natur in gefteigerter Deutlichkeit wieder-
zugeben. Man kam von der Natur
und gelangte fchließlich durch technifche
Mittel zur Dekoration. Denn wer
denkt vor diefen Bildern nicht an
Ravenna? Der Unterfchied. daß hier
ein Raum mitgeftaltet wird. wiihrend
die Mofaiken nur Flächenfind. ift viel-
leicht weniger entfcheidend als das
lockere Ausgebreitetfein der Farben
nebeneinander. Es fehlt hier die linear
nmreißende Linie der Mofaiken. Jede
Shnthefe wird dem Beiehaucr iiberlaffen,
Aber bei aller Auflöfung tritt fie in
einer gewollten Entfernnn ein. und
die Natur behält dann iren gegen-
ftiindlichen Wert. 7
Die neue Malerei ift von vornherein
bewußt eine dekorativ-fliichenhafte; eine
Dekoration. gewonnen aus den durch
den Jutvreffionismus erworbenen Farben-
aufchauungeu. Damit ift gejagt. daß
die Natur jeden gegenftöndlichen Wert
verliert und daß die in Farben fchaffende
Vhautafie des Kitnftlers. eine unbe-
fchriinkte. ziigellofe ?Freiheit gewinnt.
lieber die Entfte ung diefer Malerei
hat Dr, Niermener im Vorwort des
Katalogs folgendes gefagt: ..Der 3m-
preffionisuius wurde abgelöft (U) durch
den Stil EEzannes. die logifche Steige-
rung Manetfcher optifcher- Snnthefen.
der die Malerei nach dem atmofphiirifchen
Abfolutismus der Landfchaftsknnft wie-
der als reine Farbfchöpfung begreifen
lehrte. Seine Kunft ftellte der neuen
Generation das Problem. die unfaßbare
Summe der optifcheu Scheinbar-keit des
Naturhilds in einfach-klare. vom Hauch
zartcfter Kontrafte innerlich durchwogte
Farbfliichen zufammenzuballeu. die
Funftionseinheit von tiörperichein. Luft
nnd Raum als gefchloffenen Farben-
wert zu faffen. Seine eigenen Schöp-
fungen oermochten in diefen geheimnis-
vollen Farbfchwebnngen das ovtifch-
geiftige aller körperlichen Welt. das
Jnunaterielle alles Materiellen zu offen-
baren. Indem fie der zerfplitterten
Vielheit des Wirklicheu den phantaftifch
fremden Schein des einfach Großen
gaben. baunten fie im farbigen Wider-

bild die unergriindliche Traumhaftigkeit
der Dinge. CSzaunes Malerei bedeutet
in der wuihtigen plaftifchen Konftruktion
und Vereinfachung der Formen die
Reaktion des tiefften romantifchen Ge-
fjihls gegen die deutlieh nordifchere Art
des Impreffionismus mit feiner fubtilen
Analytik der optifchen Erfäjeinung.
Hatte hier die Malerei die Vielheit nnd
Bewegtheit des Naturganzen 'in der
viel zerlegten Farbe und dem bewegten
momentanen Auftrag reflektiert. fo ant-
wortete das Bild CSzannes dem Natur-
eindrnck mit der Einheit des fchweben-
den Tous. Nach Cezanne gewann in
allerjiingfter Zeit Henry Matiffe Ein-
fluß anf die kiinftlerifche Jugend. indem
er aus den plaftifchen Konftruktioneu
CEzaunes die linearen Effenzeu og.“
Und mit dem Eifer des Theoreikers
fiir die neue Lehre eintrat. Auch feine
Bilder wirken wie Schulbeifpiele. Das
Bild ift ni>)t mehr eine Fülle fcheinbar
willkürlich gefeßter Farbpunkte oder
-flecken. fondern es wird in 2 oder 3
große Farbfliichen aufgeteilt. Die
kiinftlerifche Kraft äußert fich in dem
Rhntlunus. in dem die Flächen gegen-
einanderftebn und in dem die Körper
auf fie gefeßt find; dann in der Ab-
ftimmung der Farben. die einen befan-
dern Klang haben müffen. da man fie
in großen Flächen fehn muß. Man
will eine Form. aber nicht die natürliche.
fondern die fubjektio-dekorative. So ift
auch die Linie nicht formbildend. form-
ausdriickend. fondern ein dekorativer
llmriß oder Binnenlinie, die in ihren
Kurven den Charakter des Kiinftlers
verrät.
Daß die Erzeugniffe. die anf diefer
Bafis entft'ehu. untereinander fehr ver-
fchieden find. ergibt fich aus der bereits
erwähnten inbjektiven Freiheit. Wieviel
man herausholen kann. zeigen im Ge-
geufah zu den tro>en-nii>]ternen Bil-
dern von Henri Matiffe die des Ruffen
Kandinsky (Miinchen). Seine Werke
fnchen den perfönlichen Ausdruck einer
perfönlichen Stimmung in einer farbigen
Kompofition. So gibt er ein Vrefto
in grünen. blauen. roten. ockafnrbenen
Tönen. Wenn das Publikum auch
meint. daß nur ein Pathologe eine fo
gegenftandslofe Klexerei (Frage: Was
ftellt das vor?) fchnffen und ver-ftehn
kann -- vielleicht.
Aber die Bilder' er* .

innern an wundervolle nordifche Wand-
behänge. Das müßte man doch ge-
nießen. Man fucht aber immer Ber-
gleichsmöglichkeiten mit der Natur. nach-
dem man notdürftig dazu erzogen wor-
den ift. Hier verfchwindet das Vorbild
ganz. der Kiinftler empfängt feine Ge-
feße nicht mehr vom Objekt. der Spiegel
in der Blmntafie des Kiinftlers ift alles.
Es fchwiudet wieder die Wiffenfchaft
-und das ..Nacht-üben“ zugunften des
..Neubildeus“.
wäre freilich zu wiinfchen. daß
diefe neuen Bilder auch nen. d. h. ihrer
ihrer inuern Forderung entfprechend
gehängt worden. Sie gehören nicht in
einem Rahmen auf die Wand. fondern
ohne Rahmen in die Wand hinein.
nale. Zevönlanlc.
Jofef Kainz
Kaum zweinndfünfzigfährig. ift er_
auf einem* kurzen qualvollen Kranken-
lager geftorben. nachdem er noch ein
paar Wochen vorher. mit dem fichern
Tod im Herzen. in feltfam gehobener
Stimmung den Freunden verficbert
hatte. er fühle fich fo wohl wie nie
zuvor. Sein Hochgefühl entfpraug
der tröftlichen Gewißheit. daß er.
der mit all feiner Berühmtheit
manchmal bittere Not gelitten. fo viel
erworben hatte. daß er ein bürger-
(ich behagliches Leben führen und
feinen Neigungen leben konnte.
Und nun erfahren wir. daß er
fechzigtaufend Kronen (kaum fünfzig-
taufend Mark) in barem Gelbe
hinterlaffen hat. daß*fei'n Leben mit
50000 Kronen verficbert war. daß
eine Bibliothek zurückgeblieben ift.
die angeblich einen Wert von vierzig-
tanfend Kronen repräfentiert. und
er einen van Dhck befaß. der auf
fünfzigtaufend Kronen gefchäht wird.
Wie wenig reicht doch aus. einen
_Mann von ftarker Vhnntafie zu-
frieden zu machen! Als Kainz fo
kurz vor feinem Tode fich glücklich
pries. beftand zwifchen ihm und dem
Burgtheater ein vertraglofer Zuftand.
und er hatte an den Benfionsfond
der Hofbiihne kaum irgendwelche
Anfprüche.
Bemerkenswert ift auch. daß
Jofef Kainz. den die Nachrufe für
den größten Mimen diefes Jahr-
hunderts erklärten. von feiner Kunft
wefentlich geringer dachte und daß

feine Neigungen auf einem andern
Gebiet als der Schaufpielerei lagen.
Bau(Schlenther hat uns von diefen
Neigungen berichtet: Kainz *hatte
den Ehrgeiz. nicht felbft Komödie
zuzfpielen. fondern den andern zu
zeigen. wie es gemacht werden muß.
die Regie zu führen. fich die Stücke
felbft zu wählen. die er infzenieren
wollte. und fie im Notfall felbft zu
fchreiben oder zu überlegen. Er
fühlte fich da zu mehr oder minder
bedeuklichen Göttern und Halb-
göttern hingezogen. und da ihm
Schlenther auf diefen Wegen nicht
immer folgen mochte. kamen die beiden-
bald- auseinander, Zumal Kainz
kannte feinen Marktwert und feine
Wirkung auf die Kaffe zu gut. als
daß er fich nicht hätte an Schlenther
leicht rächen können. Eines
Tags verlangte er von Schlenther
eine fo exorbitant hohe Gage. daß
der Direktor ihm auch hier nicht
folgen konnte. Eines andern fchönen
Tags gab es im Budget des Burg-i
theaters ein beträünliches Defizit.
und die Direktionskrife. die zehn
Jahre latent gewefen war. wurde
aktuell. Dann kam .aus Hamburg *
Alfred von Berger - mit einem
abfolut feften Programm. Das
Programm hieß: Kainz follte von
feinen _ Gaftfpielreifen reuig ans
Burgtheater zurückkehren. Jch glaube.

er hat unter der Direktion Bergers
iiberhaupt nichtmehr gefpielt. Aber
wenige Tage ehe er ftarb. tvurde er
k. u. k. Negifieur des k. k. Hof-
Burgtheaters.
Ohne Kainz hätte fich Schlenther.
menfchlicher Berechnung nach. niemals
halten köttnen - ich meine. wenn
Kainz unter Schlenthers
Direktion geftorben wäre.
Ein folches Unglück hätte Schlenther
fo wenig überlebt. wie Baron Berger
es lange überleben ivird. Utid das
mag Schlenther mit feinem Schicha(
verfähnt haben. und dem toten Kainz
trägt er nun kaum noch etwas nach.
Unbedingt kann er als 'zuverläffige
Quelle dafür gelten. daß Kaiuz in
feinen legten Monaten der Meinung
war. mit feiner Kunft wäre etwas
nicht in Ordnung.
Ein großer Schaufpieler ift er ja
nie getvefen. aber der befte Redner.
den die deutfche Bühne je gehabt
hat. Er wäre der glänzendfte
Rechtsanwalt geworden. Ob er im
Gerichtsfaal auch E r f o lg e gehabt
hätte. vermag ich mit Beftimuitheit
nicht zu entfcheiden. Nach meiner
Meinung hätte er auf gelehrte
Richter fti'irker gewirkt als auf die
Gefchivornen. Er ivar ein pracht-
voller Dialektiker. der aber mehr
überredete als überzeugte. Mich
wenigftens hat er nie erwärmt.
Ihn zu fehn. war mehr ein Feft
für den Verftaud als fürs Gemüt.
Er ift ein ganz außerordentlicher
Techniker gewefen. ein Monti von
feltener Energie. für einen Mimen
ein .unerhört gebildeter. kultivierter
und kluger Menfch. An der Ge-
fchichte der Schaufpielerei wird er
aber tvahrfcheiiilich fpurlos vorüber-
gehu. Er hat viele Naihahmer ge-
fanden und hat dennoch keine
Schule gemacht. Denn feine Kunft
ivar groß. hoch. einfam und kalt.
Es fei noch angemerkt. daß er
fich fehr oft ..oerhaun" hat und
daß er in Rollen einen Geift hin-
einzulegen fiichte. der nicht dritt ivar.
und umgekehrt aus klarem Geift
eine Rolle machte. So war fein
Mephifto ein lieber Gafienjunge.
nicht der Geift. der ftets verneint.
Seine Auffaffung ivar äußerft in-

tereffnnt.aberfiewarnichtminderfalfäj.
Interefiant das ift das richtige
Wort für Kainz.
Jofef Kainz war der intereffaiitefte
Mime. dei; ich je kannte. [Z, [-1
*
'k
Dent Andenken Kaiiizens ift ein
foeben erfchiencnes Kunftblatt ge-
ividmet. das den vielen An-
hängern feiner Kunft eine will-
konimette Gabe fein wird. Das
von Ernft Vickardt auf den Stein
gezeichnete Bild (Verlag von Boll
u. Vickardt. Berlin. Vreis Mk. 3.-)
zeigt iii der Mitte das eindrucks-
volle. ungemcin lebendig atifgefaßte
Vorträt des Künftlers. aus dem
feine Augen voll innerfteii Lebens.
wie wenn fie die Geftalt einer neuen
Rolle erfaffen wollten. hervorlcuihten.
Und in dem oerfchwimtnenden
Hintergrund find zehn feiner mar-
kanteften und bekanntefien Dar-
ftellungen veretvigt: Hamlet. Carlos.
Romeo. Enrano. Antonius iifw.
Dem vorzüglich gezeichneten und
reproduzierten Blatt ivird die Kainz-
Gemeinde gewiß eine warme Auf-
nahme bereiten.

Schulhhgiene

Wie die Hygiene im allgemeinen unfer
modernes Gefellfchaftsleben beeinflußt. fo
hat von der Entwickling der hugienifchen

Wiffenfchaft und der Vopularifierung
hygienifcher Maximen die moderne Schule
befondere Vorteile gezogen. Es ift dabei
eine erfreuliche Tatfache. daß die fchul-
. hygienifchen Intereffen fchon frühzeitig
durch den deutfchen Kaifer Förderung er-
fuhren. Jm Jahre 1890 hat er auf einer
von ihm einberufenen Konferenz zur Be-
ratung von Fragen iiber das höhere
Schulwefen die bedeutungsvolle Frage
aufgeworfen: ..Was foll außer dem ratio-
nellern Turnen fiir die Schnlhhgiene ge-
fchehn?"
Ein oberflächlicher Vergleich der Schule
von heute oder vor 20 Jahren fagt
uns. daß wahrlich vieles geklärt und
vieles gefchaffen wurde. Andrerfeits ift
noch manches erft im Stadium der
erften Entwicklung. vieles ift noch ver-
befferungshedilrfiig. und einzelnes harrk
noch der notwendigen Klärung. Auf neue
erfolgreiche Bahnen kann uns indeffen nur
ein groß angelegter Anstaufch der Er-
fahrungen bringen. die man feither auf
dem Gebiet der Schulhhgiene gemacht hat.
Und diefer fvll in einer Weife. wie es
bis jeßt noch nie der Fall war. von der
Internationalen Hygiene-
Ausftellung Dresden191l ge-
boten werden.
Nach dem Programm der fchul-
hygienifchen Spezialausftellung und dem
Stande der Anmeldungen wird die Hygiene
des Schulgebäudes einen Raum in An-
fpruch nehmen. der die deufche Unterrichts-
ausftellung auf der Briifieler Weltaus-
ftellung bei-weitem übertreffen wird. In
Plänen. Modellen und Photographica
werden die Mufterfchulbauten Deutfchlands
fowie des Auslands vorgeführt. Alle
nur denkbaren Fragen. wie die Orien-
tierung der Gebäude. der Untergrund. die
Entwäfferung. Befchaffenheit der Bau-
materialien. Anlage von Spielplätzen und
Turnhallen. werden damit eingehend be-
antwortet. Es wird weiter ein lehrreiiher
Einblick in das Innere der Schule ge-
währt. Man fieht muftergiiltige Korri-
dvre. zweckmäßige Türen und Treppen.
geeignete Trinkgeleqenheiten. Wafchein-
richtungen. -Schulbraufebäder und der-
gleichen mehr. Dent Schulzimmer wird
efvndere Beriickfichtigung gefchenkt. Es

werden die Normen fiir Bodenfläche und
Höhe mit Beziehung auf die Zahl der
Schüler. färfTagesbeleuchtung und für
künftliche Beleuchtung gezeigt. ebenfo.
.. 1 97.14._-
e ' *zi
welcher Wand- und Deckenauftrich vorzu- “ - - ' ziehn ift und wie eine hygienifche Heizungs- ' f . ,FFF-
'3.7
und Liiftungseinrichtnng befchaffen fein - 'OF-x?
muß. Auch erfährt die Frage der Möblie- N x..
rung und der Reinigung der Schulzimmer
(ftaubbindende Oele. Vakuumreinigung) *- »
eingebe-one Erörterung. W
Der Frage der Hygiene des Unter- 7 .7 riehts wird von den verfchiedenfteu Seiten * ' *
aus nachgegangen werden. Zunächft wird e f * 4. “
eine lückenlofe Sammlung der Erfahrungen
verfucht_ werden. die man mit der
Unterrichtsdauer. der Aufeinanderfolge der
Stunden. des gefchloffenen Vormittag.:-
unterrichts. der Hausaufgaben ufw. gemacht* _ _ |
hat. Neben der Körperpflege. allgemeinem 4*;
Turnen. Schwimmen. orthopädifchen Turn- _ _ - i
ftunden wird die Abteilung ..Hygiene des
Unterrichts" das weite Gebiet der fchul-
mäßigen foziulen Einrichtungen. wie Wald-
fchulen. Ferienkolonien. Seehofpize. Schul-
fpeifnngen. Kinderhorte ufw, in Modellen. - '| "
Abbildungen ufw. vorführen. ' 7,
Wie in der Praxis die Erfolge der . fchulhngienifchen Beftrebungen fich im '
Stande- der Schularztfrage tviederfpiegeln.
fo wird auch auf der Internationalen
Hvgiene-Ausftellung Dresden 19](der
Bereich des .modernen Schularztes dies
erkennen laffen Als äußerer Rahmen
diirfte vielleicht der eines Schularztzimmers
gewählt werden. in der der medizinifche
Vertraueusmann der Schule dem Publikum
als Arzt. als* Hygieniker und als Lehrer
der Gefundheitspflege entgegenlritt. Er
hat den körperlichen und geiftigen All-
gemeinzuftand. die Körpermaße. das Ge-
wicht feftzuftellen. die einzelnen Organe.
Augen. Ohren ufw.. zu prüfen und in
gewiffem Sinn die Zahnpflege. die mit
er rationellen Ernährung des Kindes in
direktem Zufammenhang fteht. zu iiber-
wachen. Er ermittelt die Nichtfchulfähigen
und fucht die Ueberwachuugsfchiiler. die
Schulinvaliden und Schwachfinnigen her-
aus. Er hat die llnterfumungsbefunde
und Gefundheitsfcheiue einzutragen. die "
das Kind durch die ganze Schule begleiten.
kurz. cr fteht den Schulbehörden. der
Lehrerfchaft und. den Eltern der Kinder
beratend zur Seite. Es werden daher
außer den zur ärztlichen Unterfuchung
notwendigen Juftrumenten und Apparaten
auch die Gefnndheitsbogen. die Liften.
Formulare. DienftanweifungHen. wie fie in
verfchiedenen Städten in ebrauch find.
und weiter die zufammeufaffenden Berichte

iiber den fchulc'irztlichen Dienft vorgeführt
werden.
Eine weitblickende Volksgefundheitspflege
rnuß weiter daranf bedacht fein, daß dem
Schüler in der Schule in einer Weile die
. Notwendigkeit der körperlichen Erziehung
zum Bewußtfein gebracht wird, daß er
auch, wenn er die Schule verläßt, den
gefundheitsfehiidliehen Einflüfien entgegen-
zutreten weiß Man muß dahin kommen-
daf; der heranwactifende Menfch die Ele-
inente der Gefundheitöpflege beherrfcht, wie
etwa eine gute Hausfrau ihr Budget.
Deshalb wird von der Internationalen
Hygiene-Llusftellung ein befondrer Wert
auf die Zufammenftel'lung oon Anfehauungs-
material für den Unterricht in der Ge-
fundheitspflege gelegt. Die Sammlung
ftreift die Gebiete der Anatomie, der
Vhofiologie, der Schulkrankheiten, die
Fragen der Kurzfichtigkeit und Rückgrats-
oerkrüinmungen, die Fußoerkrüppelung
durch unzweckmäßiges Schuhwerk, die
Korfettfchfiden nfw. Durch gute Wachs-
modelle wird die Aufinerkfamkeit_ auf die
Infektionskrankheiten gelenkt werden.
Das Wohlbefinden deZ Saiiilers hängt
oft auch von der Art und Weife ab, in
der er außerhalb der Schule,'oielleirht dureh
Nebenunterriehh wie in Mufik, Spralhem
Handarbeiten nfw. in Anfprnch genommen
wird; ebenfo ift die Bekleidungsfrage nicht
ohne Einfluß darauf. Die Internationale
Hygiene-itlu'sfteflung gibt hierauf ebenfalls
in geeigneter Weife Antwort, wie fie fich
auch niit der hygienifchen Befehaffenheit
der Lehrperfoneu, die unter Uinitänden
rückwirkend fein kann auf den Schüler,
eingehend befaßt. Auch wird die Hygiene
der Internate auf der Ausftellung Beriick-
fiehtigung finden.
Die Internationale Hygiene-Ausftellung
Dresden 1911 oerfpricht nach alledem, ein
Markftein in der fchulhngienifchen Ent-
wicklung zu werden; fie ift eine unioerfelle
fchulhhgienifche Schau, der Großzügigkeit
und zugleich Gründlichkeit anhafteD p

Das glückliche Montenegro

Während alle Staaten Europas
ihre inilitörifchen Rjiftungen teuer' be-
zahlen niiiffein bekommt dae kleine Land
der Schwarzen Berge feine Kriegs-
werkzenge gefchenkt. Die ruffifche Bro-
teftion des iiingften Königs auf dein
Balkan wetteifert init der italieniicheu
Verwandtfchaft- uni die kriegerifehen
Söhne der Czernagora mit allen nur

erdenklichen Gaben in vervollkoininnetetn
Kriegsrnaterial zu iiberhöufen.- Die
bisherige höchft malerifehe Tracht der
Mannen die rote Jacke mit den Gold-
lixzenl die grellfarbige Schärpe. dieweißen
luitanellen und-der weiße Ueberwurf
nd abgefchafit; denn fie bildeten für
die modernen Gewehre ein auf zwei-
taniend Meter und weiter allzudeutliehes
Zielobjekt. Dafür kamen unzählige
Ballen graugriinlicher Militiirtuche ins
Land, wie fie jetzt fchon von einzelnen
Offizieren und liebnngskolonnen in
Italien und Rußland getragen werden.
Die zehn Batterien Gebirgsgefehiiße
und Maichinengewehre find als Ge-
fchenke des Zaren Nikolaus [|. öffentlich
verdankt worden. Da jedoeh der Zar
fich gleichzeitig als Freund und Förderer
des Friedens feiern läßti fo ift es nur
in der Ordnung, daß der Kanonen-
ipender gleichzeitig auch die Summe
anwies, eine große Kirche griechifehe
orthodoxen 'Ritus in Cettinje zu er-
vaun- deren Grundftein König Nicola
wiihrend feines Jubiläum? legte. Die
neuen Vofitionsgeichiiße- angeblich 40 bis
5() an der Zahl. find italienifehen
Fabrikate. Jetzt gehn ,zwei Batterien
Mörtel iin Kaliber von 240 .nrn von
Viaeenza und Rom iiber Bari und Neu-
Antivari. Der italieniiäie Kriegeininifter
Suingardi “hat diefes Material als anti-
auiert verkauft und die erlöfte Summe
in den Staatsfehatz abgeliefert. Gegen
diefe Manipulation ift uerfaffungsreehtlieh
wenig einznwendeu. Ale oorgeichobner
Käufer fungierte fiir einen fozial fehr
hohem körperlich kleinen Herrn ein ge-
wiffer Aftuto; diefer Naine ift fiir das
Vertrauensaint feines Trägers wertvoll;
Aftuto heißt u deutfch: „Sehlanfopf“,
l)r. raue digg (Mailand).

Treu und Glaube

Auf ein Juferat hin paehtete ein Mann
aus Hannover eine Jagd. In der Anzeige
heißt es: „Feldjagd- etwa 400 Helfern
gnte Hühner und Hafenjagd,"
Als fich herausf'tellte, daß die Jagd ganz
ausgefcboffen war, io daß im erften Wacht-
1 (il)

x
jahr nur zwei Hafen und fieben
Hühner gefhoffen wurden. verweigerte der
Pächter die Zahlung von 505 Mark. Er
wurde verklagt. uud das Landgericht
Hannover verurteilte ihn zur Zahlung.
Die Rihter- find wahrfcheinlich keine
Jäger. Sanft hätten fie den Schmerz
des Beklagten wohl eher gewürdigt. Trotz-
dem fhoffen fie in der Urteilsverkiindu'ng
mehrere -feifte Böcke. Es heißt nämlich in
den Gründen wörtlich; ..Das Gericht hält
den Einwand der argliftigen Täufhung
niht für berechtigt. denn d er Pä hier
miiffe fich doch klar gewefen
fein. daß bei Zeitungsannoneen
die zu verkaufenden oder zu
verpachtendenGegenftände oft
in übertriebener Weife ange-
priefen werden. und nahm niht an.
daß er fih auf das Inferat beziiglich der
Güte der Jagd verlaffen habe. Ia. er
habe wiffen müffen. daß man bei einer
Iagdpacht faft ftets eine bis zu einem ge-
wiffen Grade ausgefchoffene Jagd erhalte.
da der Verpiihter das Beftreben habe. aus
der Jagd wiihrend feiner leßten Pachtzeit
möglichft viel herauszufchießen." Hier
zweifelt man fchon. ob die Richter niht
doh ,Jäger find. da fie beftimint wiffen.
daß der Vorpähter fchon alles ausge-
fhoffen hat. Als erwiefen nahmen
die Richter an. daß tatfächlich in einem
ganzen Jahr nur 2 Hafen und 7 Höhner
erlegt wurden. Die gelehrten Juriften
wiffen fich das fehr gut zu erklären. Sie
fahren nämlich in ihrer Begründung überaus
weife fort: ..Zweifelhaft ift auch. ob die
Güte der Jagd beeinträchtigt gewefen ift.,
felbft wenn fie ansgefhoffen war. es kann
fiel) hier jedoch nur um einen v o r ii b e r-
g e h e n d en Zufiand handeln.“ Was be-
deutet ein Jahr inz Leben eines Volkes.
in den Augen der Juftiz (zumal da fie
blind ift). in der Gefhichte einer Jagd?
Es ift ein ganz unbilliges Verlangen d'cs
Beklagten. daß er mehr jagen wollte. als
zwei Hafen uud fieben Hühner -- fiir
luinpige 505 Mark! Shließlich muß der
Mann auch dafiir beftraft werden. daß er
erftens einer Zeitungsanuonee vertraut. zwei-
tens. daß er nach Anzeigen in den Zeitungen
blättert. und drittens. daß er überhaupt
Zeitungen lieft. denen vorfihtige und wirk-
lich kluge Menfhen. wie das die befagten
Hannoveraner Richter zweifellos find. kein
Wort glauben.

Dabei fällt einem leider nur ein. daß
auh der Pächter die Anzeige gelefen. daß
er fih alfo in gewiffem Sinne an der
Dummheit des Beklagten mitfchuldig ge-
macht hat und eigentlih auch verurteilt
werden könnte.
Diefer Meinung fcheint denn auch der
Anwalt des Beklagten gewefen zu fein.
und deshalb appellierte er an die Weisheit
des Oberlandesgerichts in Celle. Diefes
aber trat den Ausführungen der erften
Jnftanz bei und beftätigte das Urteil des
Landgerichts in Hannover.
In jedem Jahr werden in deutfchen
Landen Milliarden fiir Inferate aus-
gegeben. ganze Jnduftrien wiirden unfehl-
bar zugrunde gehn. wenn das Publikum über
diefe moderne Form der Ankündigung von
Waren diefelbe Meinung hätte. wie die
Hannoveraner und Celler Gerichte. Hätten
aber diefe Gerichte Recht. dann ginge es der
Jnduftrie noch weitaus beffer. als es ihr
tatfächlich geht. Dann würde mit den für
Inferate verausgabten Milliarden das
Hundertfache des wahren Wertes umgefetzt
werden. Die Richter in Hannover und
Celle glauben das auch und fühlen fich
niht berufen. diefem grauenvollen Rade
Halt zu gebieten. Sie fühlen in fich
niht die Riefenkraft. dem Schwindel. der
in den Anzeigen getrieben wird. 'venigftens
dort ein Ende zu mahen. wo fie ihn
faffen können. fondern verurteilt-n den
Befchwindelten.

Das ift gerecht. das ift fozial gedaht.
das beweift tiefes Verftändnis für die
Lebensbedingungen unfrer Juduftrie. So
wahr mir Gott helfe! Ich ihwöre es bei
der Weisheit der Gerichte von Hannover
und Celle. Zabinus. .
Geiftes- und Handarbeiter
Jin Zeitalter des fogenannten
fozialen Ausgleichs ftellt fih eine
fteigende Ungerechtigkeit gegen die-
höhere geiftige Arbeit ein. die geld-
lich iiberhaupt niht in ihrem
wahren Wert gelohnt wird. fofern
es fih niht um den Geldhandel
und die Spekulation. alfo ein ver-
hältnismäßig niedriges Betätigungs-
gebiet einerfeits oder um Forfcher
bezw. Erfinder handelt. deren Wirk-
famkeit handgreiflihenNußen bringt.
Kürzlich fuhr ein Zocker) von 22
Jahren in Ofenpeft in feinem
Kraftwagen fahrläffigerweife jemand
tot. Diefer Pferdejunge hatte
nachweislih 80000 Mark Jahres-
einkommen. befaß daher auh diefe
verhängnisoolle Mafchine zu Eigen-
tum. Bisher wurde der Reihs-
kanzler. auch ein Bismarck. geringer
befoldet. Der zu trauriger Be-
rühmtheit gelangte fchwarze Boxer
hat_ fich im letzten Fauftkampf eine
Million - erprügelt. Aber auh
wenn man vom Sport abfieht.
der in diefen ungefunden Formen
eine Zeitkrankheit ift. finden wir
ähnlihe Erwerbsverhältniffe. die
den geiftig Tätigen dem gelernten
oder unausgebilde'ten Handarbeiter
nachftellen.
Jm Baugewerbe ftehn fih in
Berlin die Vorarbeiter auf jährlih
6000 Mk. Sie wohnen teilweife
iiber Frankfurt a. O. hinaus in
Landhäufern. die fie an Stelle ihrer
alten Bauernkaten errichtet haben.
Denn fie waren einft Landarbeiter.
Ein preußifher Landrat erhält noch
heute 1200 Mark Anfangsgehalt
.und kann unmöglih mit feinen
Pferdegeldern für fein Dienftgefährt
auskommen, Vergleicht man fein
Vorbereitung und Stellung im
Staate und der Gefellfhaft mit
dem Erziehungsaufwand " eines
beffern Maurers. der fhon mit
:25 Jahren folhe Einnahmen
erreichen kann. fo tritt der finan-

zielle nnd foziale Gegenfaß
grell hervor, Es ift rihtig. daß
jene Grundfäule der Staatsver-
waltung am fhlehteften bezahlt
wird, Aber der geldlihe Wider-
fpruh zwifhen Leiftung und Ent-
lohnung bei andern Shihten von
.Kopf- und Handarbeitern ift niht
geringer. Wir riihmen uns der
wiffenfhaftlichen Fortfchritte in der
Jnduftrie. die die Stärke unfres
Großgewerbes gegenüber dem Wett-
bewerbe des Auslands bildet.
Troßdem bezahlen wir unfre In-
genieure immer f hlehter. und es wird
daher öffentlih vor diefer Laufbahn
gewarnt. die eigentlich den Stolz
unfrer induftriellen Entwicklung
bedeutet. Bei gleihetn Alter werden
Werkmeifter und Verarbeiter höher
als ftudierte Chemiker und Ju-
genieure befoldet. da das Angebot
den Studierten den Lohndruck ge-
ftattet. Der iibervolle Beruf zwingt
zur Annahme jedes Poftens,
Es ift kein Zufall. daß gerade
die akademifch Gebildeten unter
der Ueberfhähung der Handfertig-
keit und der Halbbildung und der
Minderahtung wirkliher wiffen-
fchaftlicher Kenntniffe leiden. Die
Boltsfhullehrer waren früher geld-

lich ficherlich nicht auf Rofen ge-
bettet. und es ift ihnen die gegen-
wärtige. recht anskömmliche Ge-
haltsgeftaltung bei Erlangung wich-
tiger fozialer Vorteile wohl zu
gönnen. Aber eine ungerechtfertigte
Ueberhebung diefes Standes kann
nicht geleugnet werden. Troh aller
Vielwifferei ift und kann die femi-
nariftifche Erziehung nur eine un-
oollftiindige Halbbildung herbei-
fiihren. die auch manche Anmaßlich-
keiten diefes' freilich befonders
fchweren Berufs erklärt. Aber
der am meiften belaftete Landlehrer
ift weniger anfpruchsooll als der
befonders durch die günftigere Um-
welt geftellte Stadtlehrer, Doch
hier handelt es fich immerhinum
ein geiftiges Gebiet. wo' die Minder-
begiinftigten mit Recht fich empor-
ringen und auch einfeitig Vorteile
fiir fich einheimfen. die ihrer geiftigen
Stellung nicht ganz entfprechen.
Ganz unbillig ift indeffen die
fozialiftifche Geringfchc'ißung der
Kopfarbeit. obwohl die Sozial-
demokratie in urteilslofer Anbetung
vor Marx und Engels auf dem
Bauch liegt. von denen'Marx wohl
ein f>zarfer Denker war. aber
wiffenfchaftlich längft überholt und
widerlegt ift. dagegen Engels ein geift-
reiwelnderVhrafenheld. Laffalle.fein
Volksgenoffe. war viel bedeutender.
aber auch ein eitler Arbeiterfiihrer
mit entfchieden - ariftokratifchen
Neigungen. deffen friiher Tod daher
vielleicht zu 'bedauern ift. Bis-
marcks Jntereffe fiir ihn war durch-
aus berechtigt.
Das Reichstagswahlrecht hat
geiftig verwiiftend gewirkt. Jeder
grüne Burfche von 21 Jahren hat
diefelben politifchen Rechte wie der
größte Gelehrte. der edelfte Wohl-
täter. derbed'eutendfte Staatsmann.
der genialfte Klinftler und der er-
folgreichfte Feldherr. der nicht ein-
mal. aus freilich triftigen Griinden.
das aktive Wahlrecht befißt. Diefer
blühende Unfinn kann auch auf
die Dauer nicht beftehn. foll nicht
unfer Volk im gröbften Materialis-
mus oerfinken. Diefe Arbeiter-
herrfchaft fteht an Schadlichkeit der
Regierung des Geldfacks gleich. den

fie doch bekämpfen will. Die gei-
ftigen Kräfte unfres Volkstums
miiffen erft wieder in dem ihnen
gebührenden Maße gewertet werden.
ehe eine Befferung unfrer ver-
fahrenen. politifchen. fozialen und
damit auch nationalen Verhältniffe
zu erhoffen ift, Alle Achtung vor
der gefchickten und tapfern_ Fanft.
die fich jedoch nicht felbft lenken
kann. fondern des Kopfs bedarf.
der erft das Ziel der körperlichen
cFähigkeiten zu beftimmen hat. Furcht
vor der rohen Gewalt war doch
fonft nicht deutfche Art. jeßt aber
fcheint diefe fchlotternde Angft in
Schwung zu kommen.l '
|(urcl u. Ztrantr.

Neuere Kunftliteratuc

Wohl auf keinem andern Gebiet der
Literatur gibt es fo viele Neuigkeiten
zu regiftrieren. _wie auf dem der bil-
denden Kunft gewidmeten. Es wimmelt
hier von wiffenfajaftli'chen und popu-
lären Arbeiten. von Reproduktionswerken.
Katalogen und Zeitfrhriften. Mono-
graphien-Sammlungen fpeuden in regel-
mäßigen Zwifchenräumeu ihr mehr oder
minder dicke Bände. junge Doktoren
bringen ihre mehr oder minder fleißigen
Erftlingswerke an die Oeffentlichkeit.
kurz. es ift jeßt die regfte Betriebfam-
keit vorhanden. wo noch vor zwei Jahr-

zehnten jede größere Arbeit Auffehn erregte. Wir wollen aber unfre verehrten Lefer keineswegs mit einer Titel-Aufzählung nebft hinzugefiigten Zenfur-Noten langweilen. fondern fie nur auf einige wenige Erfcheinungeu von Bedeutung aufmerkfam machen.

An die Spitze fetzen wir die nenefte Michelagniole-Biographie von Karl Fren*). nicht weil fie das nenefte ..Künftbuch“. fondern weil fie das bedeutendfte der letzten Jahre ift. Ju ihr hat ein fleißiger und begabter Hiftoriker die beften Früchte feiner Lebensarbeit zufammengetragen. Gerade wenn man Freu kennt. dann ift diefes Buch eine befondere lleberrafchuug. da es das Temperament des Berfaffers nur durch die Abwefenheit toter Stellen verrät nnd feine profundc Gelehrfamkeit nur in ihren Refultaten zeigt. Der bisher erfchienene erfte Band fiihrt den Lefer bis in die Nähe des David. da diefe Periode aus öußerlichen Griinden in den zweiten Band verwiefen werden mußte. Wir lernen des Künftlers Abftammung kennen, feine Schulung durch Ghirlandajo nnd Bertoldo. feinen Aufenthalt iii-der Nähe des großen Lorenzo. feine Flucht. feinen Aufenthalt in Belogna. feine erfte römifche Periode. Aber diefe altbekannten Lebens- und Entwicklungsetappen find mit frifchem Inhalt erfiillt. lleberall hat man die Empfindung. von einer fiäjern Hand geleitet zu werden. So fehr auch der Verfaffer fiir den Kiinftlcr begeiftert fein mag. dein er die beften Jahre feines Lebens geweiht hat. fo hält er fich doch von aller Ueberfchwänglichkeit fern. er bleibt der kühl wägendeHiftoriker. der auch die eignen Mitteilungen des Meifters. die uns in Condivis Biographie oder in Michelagniolos Briefen aufbewahrt find. einer fcharffinnigen Kritik unterzieht.

Freilich wiirden nicht alle Lefer des Buchs fich mit feinen Ergebniffen einverftanden erklären. Nach wie vor wird der Berliner Giovannino von diefem oder jenem dem Michelagniolo abgefprochen werden, wird ein andrer Gelehrter die Madonna an der Treppe. den Petersburger kanernden Knaben und andre nicht genau datie'rten Werke

*) Verlag Karl Eurtius.

dem Oeuvre Michelagniolos anders ein-
fügen. als es Frei) getan hat. aber
jeder Lefer des Buchs wird bei der
Lektüre die angenehme Empfindung
haben. auf der Höhe der nenften ge-
lehrten Forfchnng zu wandeln. und dem
Berfaffcr Dank wiKeii fiir die an' enehme
Form. in der er i m feine Forfchungs-
refultate darbietet. Der Fachgenoffe
aber wird immer wieder zu den gefon-
dert erfchienenen Quellen und For-
fchungen greifen. die ihm eine iiber-
reiche Fülle von Material zugänglich
machen und die Anscinanderfeßnngen
mit andern Spezialforfchern iiber wich-
tige ftrittige Fragen enthalten. Eine
weitere (Jkrgänzung diefer gewaltigen
Biographie bildet das ebenfalls ven
Frei) herausgegebene Corpus der
Haudzeichnungeu von Michelagiiiolo**).
voir dem jetzt die Hälfte vorliegt.
Auch nicht ganz neu ift ein andres
kunftgefchichtliches Buch. das bei aller
Gelehrfamkeit doch ebenfalls jeden kunft-
begeifterten Laien auziehn muß. da es
Fragen behandelt. die zu den interef-
fanteften Problemen der Aefthetik »ge-
hören. Wir meinen „Die Kunft des
Porträts" von Wilhelm Waetzoldt.***)
Um aus der Fülle des nicht nur äußer-
lich ftarken. fondern auch inhaltlich
reichen Bandes ein Kapitel herauszu-
greifen. weifen wir auf die geiftreiche
Behandlung des Vroblems der Aehnlich-
keit hin. Waeßoldt betrachtet den Be-
grifi der Vorträtähnliäjkeit auf feinen
hiftorif en und äfthetifcheu Geltungs-
bereich in. geht auf die Verfchiedenheit
in der Sehfahigkeit ein. die Berichieden-
heit in der Auffaffnng und Darftellung.
die einzelnen Vhafen in der Entftehung
des Porträts und ihre Bedeutung fiir
die Aehnlichkeit. Er bringt Kilnftlerurteile
iiber die Aehnlichkeit herbei. zeigt. wie
wichtig es ift. daß der Kjinftler den
geiftigen Inhalt feines Modells kon-
genial erfaßt. kurz. er faßt das cProblem
von fo verfchiedneu Seiten, weiß feine
Ausführungen durch Beifpiele fo gut
zn belegen. daß der Lefer wirklich be-
reichert wird.
Zum Schluß noch einige ganz
neue Bücher. die eben die Vreffe

**) Verlag Julius Bard. Berlin.
***) Verlag Ferdinand Hirt 8c Sohn.
Leipzig.

verlaffett haben. Der Bafeler Kunft-
forfcher Vaul Ganz hat eine Auswahl
von Handzeichuutigen von Hans Holbein
dein Jiingern herausgegeben. und zwar
als dritten Band der Haudzeichntingen
großer Meifter. den Oettinger! mit
Ehadowiecki begann und Bode mit
Haitdzeichuuugen altholländifcher Genre-
ntaler fortfetzte. Auch in in diefetii
Band ift das Hauptgewicht auf die
Wiedergabe der ausgewählten Zeich-
niitigen gelegt. Mit geradezu ver-
bliiffender Treue find die Originale in
Lichtdruck nachgebildet. eine Verlockung
für jeden Fälfcher. Es ift natiirlich.
daß die in Bafel aufbewahrtenÖeich-
nungen einen befonders breiten atitn
einnehmen. aber da fie in hohem Grade
eharakteriftifch fittd und zu ihnen auch
die Skizzen zu Holbeins Monumental-
malereien gehören. die Holbein von feiner
intereffatiteften. nicht immer getiug ge-
wiirdigten Seite zeigen. fo wird man
darüber nicht böfe feiti. Zti den ein-
zelnen Zeichutingeu gibt Ganz gute An-
nierkungen. die über die Beftitnniiiug
der Zeichnung. ihre Ausführung tiftv.
unterrichten. Die knappe Einleitung
kann natiirlich Holbeins Bedeutung als
Zeichner nicht erfchöpfen. aber fie fkizziert
doch die Entwicklutig des genialen
Künftlers in gefchickter Weife. Jit-
tereffant ift es. daß Ganz gründliche
Studien Holbeins iti Oberitalieti als
durchaus ficher anninmtt. obwohl auch
er diefe fchon läiigft vermutete italienifche
Reife Holbeius durch keine Urkunde be-
legen kauti.

Sehr viel Intereffe wird das große
Werk von Ludwig Jufti iiber Giorgione
erweckcti. 1lmgibt doch diefen genialen
Meifter der beriickende Duft des Ge-
heimnisvollen. und es erfchien bisher
leichter. einen großeti Roman als eine
kleitie gelehrte Biographie über den
Venetianer zii febreibeti. Jnfti weift
nach. daß das fichere Oeuvre des
Meifters vollft'cindig ausreicht. um feine
tünftlerifche Entwicklung Schritt fiir
Schritt ztt verfolgen. Es ift geradezu
ein Vergnügen. Jnfti zn folgen. wie er
ails dein geficherten Material einen
feften Untergrund fchafft. um auf ihtii
mit Steinchen. die er von allen Seiten
herbeiholt. ein Monuntetit anfziifiihren.
das des Malers würdig ift Freilich.
genaue Angaben-über Giorgioues Her-

kunft. die Zahl feiner Lehrjahre. feine
Einkünfte. Zahl und Namen feiner
Liebfteu. feine Lieblingsfpeifen. feine
kleinen Lebensgewohnheiten kann uns
auch Iufti nicht tnacheti. aber klar und
deutlich ftellt er feine kiitiftlerifche Ver-
föitlichkeit vor tius hin. Alle Nebel
falleit. tvir fehn einen bei allem Träume-
rifcheu aktiven und lebensfroheti genialen
Künftler. der die Malerei feiner Heimat-
ftadt nicht nur neue Wege führt. fon-
dern auch fiir die gefamte moderne
Malerei eine Bedeutung hat. wie tinr
ganz wenige große Kiitiftler neben ihm.
Das Buch lieft fich bei aller Gelehrfam-
keit außergewöhnlich gut. Die klare
Darftellung wird hier und da durch eine
burfchikofe Wendung oder eine leichte
Bosheit belebt. ohne daß diefe Ingre-
dienzen ftöreitd wirken. Die Attordnuug
des Buches ift gefchickt und eigenartig.
Der erfte ftärkere Battd enthält den
eigentlichen Text. der zweite die Doku-
mente. alfo Ouellenfehriften und Ab-
bilduttgen. die auf diefe Weife nebeti
dein Text in beqtieinfter Art benutzt
werden können.

Alle hier angezeigten Bücher find in
gefchtnackvoller Weife ausgeftattet. Es
wäre aber eine Ungerechtigkeit. wenn
man die Bücher des Bardfchen Ver-
lags tiicht befonders erwähtten wollte.
Bard beweift iii ihnen wieder. daß er
nicht bloß ein gefchmackvoller Bücher-
inacher. fotidern tveit mehr als das -
ein Kiinftler ift. der fich in atiffteigettder
Richtung zu immer höherer Vollkommen-
heit entwickelt. fo daß tvir tio viele
reiche tittd fchöne Gaben von i nt er-
warten köntten.

l)r, lZrnZt falls.

Vergangenes und Künftiges aus der Chemie

Wieder hat uns der Akademifche Verlag
in Leipzig mit einem fehr beachtensiverten.
alle Gebilde-ten gleich intereffierenden Buche
bedacht Es ift betitelt: Vergangenes
und Künftiges aus der Chemie. - Satan
vor einiger Zeit von dem berühmten. auch
dem größern Laienpublikuin bekannten.
chemifchen Fvrfcher Sir W. Ramfat) ver-
faßt. hat es Prof. Oftniald. Leipzig. unter-
nommen. es aus dem Englifcheu ins
Deuifche zu übertragen. Wohl kein gc-

Männer unfer Juicreffe verdienen.
Sehr eingehende Details erfahren wir aus
dem Leben der vor kurzem dahingefchiedenen
beiden Forfcher. feines Landsmanns Lord
llelvin und des Franzofen Verthelot. die
vom Gefchick fo reich begabt und be-
giinftigt waren.
In dem ..Ehemifche Effais" betitelten
Abfehnitte fpricht er über Entdeckungen und
Erfindungen. wie und wodurch fie ent-
ftanden. und wozu felbft die kleinften
und fcheinbar nnbedentendften fpäter gefiihrt
haben.
Das Wefen der neuern Entdeckungen.
eigneterer als Prof. Dftwald konnte fich
dazu finden - fagt diefer do-h felbft im
Vorwort. daß er. auf Grund feiner
20 jährigen Freundfchaft und als Fach-
kollege mit den Gedanken und Arbeiten
des Verfaffers vertraut. hofft. eine fachlich
und vor allem perfönlich getreuere Wieder-
gabe der Aenßerungen des großen Forfchers
gegeben zu haben. als es vielleicht eine
noch fo getreue Wortübcrfeßung getan
hätte.
Born englifchen Original nnterfcheidet
fich das Werk durch Hinzufügnng einer
von Ramfah auf Wunfch von Vrof. Oft-
wald verfaßten Autobiographie. Wir
treten hier in gleicher Weife dem Forfcher
wie dem Menfchen Aamfah näher. Wir
lernen feine Vorfahren kennen. die zutn
roßen Teil fehr bekannte Chemiker waren.
fo daß er felbft fagt: ..Das darf man.
glaube ich. fagen. daß das. was ich von
chemifcher Begabung befiße. ein Erbftück
meiner Vorfahren von beiden Seiten ift.
Er macht uns bekannt mit feinen Lehrern
und Freunden. er zählt uns die Arbeiten
der Forfcher auf. die ihm felbft zur An-
regung und Weiterarbeit dienten. Wir
fehu ta ein an innern und äußern Ehren
fo überaus reiches Leben vor uns, Vor
allem jedoch lernen wir den augenblicklichen
Stand feiner fo intereffanten Arbeiten
kennen. fogar feine Gedanken und zu-
künftigen Vrobleme teilt er uns mit.
Am Schluß feiner Biographie zitiert er
ein von ihm etwas abgeändertes Wort
von Robert Bahle: Der Sohn folcher
Eltern zu fein. wie mein Vater und meine
Mutter waren. eine folche Gehülfin zu
haben. wie meine Frau ift. hat mir ein
Glück gebracht. das ich mit größter Dank-
barkeit anerkennen muß; mein Geleit und
meine Laufbahn entfprechen fo fehr meinen
Neigungen nnd Abfichten. daß. wenn mir

die Wahl erlaubt gewefen wäre. ich
fchtverlich Gottes Beftimmung geändert
haben würde.
Hier beginnt nun das englifche Original
mit gefchichtlichen Effais. Es fchildert
uns meifterhaft das Jugendalter der
Chemie. macht uns mit den Theorien der
Chemiker aller Zeiten bekannt. fchilderk. wie
fie chronologifch entftanden. was für Licht
und Schattenfeiten fie hatten. Es
folgen dann fehr eingehende Biographien
der größten englifchen Chemiker. die auch
befondcrs infolge der feffelnden Schilderung
des perfönlichen Lebens diefer großen
der Hertzfchen Wellen. der drahtlofen
Telegraphie. der Röntgenftrahlen. des
:ltadinms tc.. wird hier auch dem
gebildeten Laien auf meifterhafte Art
und Weife erklärt. Bon der Schilderung
der großen Bedeutung und der Folgen des
Erkennens der periodifchen Anordnung
der Elemente durch Mendelejeff kommt
Ramfau dann wohl zum intereffanteften
Teil feines Buches. nämlich zur aus-
führlichen Befchreibung feiner und feiner
Schüler Arbeiten; von denen die Er-
kennung der weitern Beftandteile der Luft.
des Heliums 2e. und vor allem der
Umwandlung des Radiums in Helium.
des Kupferfnlfats in Lithium die be-
kannteften find. - Sodann entwickelt
er feine eigenen. fehr verftändlichen
Theorien über die Entftehung des Nord-
lichts und fiihrt das Wefen der Elek-
trizität auf Aeußerungen des ostnolifchen
Drucks zurück.
Zum Schluffe feines Buches zieht er.
der felbft lange Zeit an deutfchen Uni-
oerfitäten ftndiert und auch promoviert
hat. ausführliche. intereffante Vergleiche
zwifchen den englifchen und deutfchen
Bildungsftätten, Er erkennt freimütig
die Erfolge nufrer akademifchen Freiheit
an und rät feinen Landsleuteu. das Shftem
des „Wettbewerbs“ fallen zn laffen. was
u dem Nachteil führte, daß jeder fich vor
feinen Fachfollegen ängftlich verfchlöffe.
ftatt fich im Juteteffe der Wiffenfchaft ein-
ander mitzuteilen. Es fallen auf den
Univerfiiäten Menfchen erzogen werden.
die das Wiffen um feiner felbft willen
liebten.
Zum Schluß mag noch erwähnt werden.
daß das Buch mit einem vorzüglichen Bild
des Verfaffers ausgeftattet ift.
l)r. .Arthur bornet.

Schelliugs Werke.
Auswahl in 3 Bändern mit 3 Porträts
Schelling-I und einem Geleitwort von
Prof. Arthur Drews- herausgegeben
und eingeleitet von Otto Weiß.
2300 Seit-:nf 8*, brofch. M. 207-, in
3 foliden Halbfranzbtinden geb. M. 25,-
Numerierte Luxusausgabe in Ganzleder-
handen M. 35,-. Leipzig, Berlag von
Fritz Eckardt.

Die Naturphilofophie Schelling? war
Jahrzehnte hindurw der Bergeffenheit an-
heimgefallen. Nur wer die deutfche Ro-
mantik niiher ftudierte, der fand in den
Literaturgefrhichten in diefem Abfchnitt auch
einen Hinweis auf Schelling und feine
„romantifche“ Philofophie oder gar ein
Kapitel* das fich auafchließlich mit diefem
Denker der Aefthetiker befchc'iftigte. Nur
einige erlauchte Geifter wiefen uon neuem
nachdrücklich auf ihn hin. .ttuno Fifcher
fchrieb ein ftets bedeutfam bleibendes
Werk über ihn, auch Eduard von Hartmann
verdanken wir eine tiefgriindige Darftellung
feines Wirkens. In diefem Falle hatte
wohl eine Wefensoerwandtfchaft mit dazu
beigetragenf daß diefe Darftellnng in fo
oollendeter Weife geglückt ift. Und wiederum'
hat jetzt ein Schüler Eduards von Hart-
mannn - Profeffor Arthur Drews in
Karlsruhe - eine ünßerft fublime Ein-
leitung zu der oben genannten neuen
Schelling-Ausgabe, die Lilo Weiß in forg-
filltigfter Liebe redigiert hat, verfaßt. Die
moderne inoniftifche Bewegung. deren
eigentlicher Genius und c„fcirophet wie
grundlegender Bhilofoph wiederum Eduard
uon Hartmann mit feiner Lehre oom Un-
bewußten ift, hat das Feld fiir Schelling
und feine Ideen und Ideale wieder einiger-
maßen uorbereitet. Auch find neuerdings
einige andre Arbeiten von Schelling er-
fchienen. Fechner ging feine eignen felt-
famen Wege; aber auch er war in man-
cher Beziehung ein Nachfahre Schellings.
Beider„Jdentitäts-Vhilofophie" geht fchließ-
lich auf Spinoza zurück und, wenn man
will, auf noch viel ältere Denkerf auf alt-
deutfche und endlich altgriechifche Mhftiker
und Naturphilofophen. Gerade der ino-
derne Monismus hat auch Beziehungen
ur alten noch nicht dualiftifchen Philo-
fophie der Vorfokratiker und zur Weltauf-
faffung der RenaifianeeF der Giordano
Brunof Pico oon Mirandola u. a. Kein
Wunden daß in diefem Kreife auch das
leuchtende Geftirn des Romantik-rs Schelling

wiederkehrt. Charakteriftifch für unfre 'Zeit
und ihre Denker - fie ift wie die der
Romantiker eine an Zukunftsideen iiber-
reiche, ja geradezu von geifriger Elektrizität
geladene Ueber-gangszeitf die auf ihren
Meffias mit taufend Sehnfiichten wartet --
ift die fluktuierende Unbeftimmtheit ihres
philofophifchen Wefens. Dasfelbe Sump-
tom charakterifiert Schelling. Seine An-
fchauungen find in ewiger Entwicklung.
Vom abfoluten Ich Fichtes ausgehend,
kommt er zum abfoluten Objektf - der
Natur; deren geiftige Wefenheit und Suh-
jektioitiit, ja Souveränität er jedoch bald
anerkennen mußt - in feiner „Jdentitüts-
lehre", in der Seele und Natur, Denken
und Sein als identifch edacht werden und
fo mit der alte Gegegenfzaß, der „Dualis-
mus"„ iiberbrüat erfcheint. Ich kann hier
nicht des nähern darauf eingehnf zumal
gerade in der Jdentitcitslehre der objektive
Gipfelpunkt der Bhilofophie Schellings
erreicht ift; nur das möchte ich wenigftens
noch andenten, daß diefer geiftuolle Denker
fich felbftoerftiindlich mit diefen Grgebniffen
beruhigen konnte, weil dabei der Menfh
das Ich, das alte Ideal, zu kurz wegkanr.
Notwendigerweife gelangte Schelling weiter
zu einer c'ifthetifchen und ethifchen Welt-
anfchauuug in feinen Ideen über die Be-
deutung dcs Menfcheu als höchfte ,Offen-
barung Gottes, iiber die künftlerifche und
ethifche Betätigung des Menfchcn (ogl.
„Vhilofophifche Unterfuchungen iiber das
Wefen der menfchlichen Freiheit", 1809).
Die neue Ausgabe - drei ftattliche
Bände in fehr würdiger Ausftattung -
enthält auf zirka 230() Seiten alle wich-
tigen und für die Gegenwart bedeutung's-
vollen Schriften unoerkürzt nnd zwar:
- Band Die Schriften zur Natur-
philofophie. '
„ .l[: Die Schriften zum Iden-
titatsfnitcm,
„ [|[; Die Vhilofophie der Kunft,
die Schriften zur Freiheits-
lehre und eine Auswahl aus
der pofitioen Whilofophie.
Die ausführliche Einleitung des Her-
ausgebers geht auf das Leben, die ge-
fchichtliche Stellung und Bedeutung
Schellingö ein und entwickelt feine Philo-
fophie im Hinblick auf die Schriften in
ihrer chronologifchen Reihenfolge Die
Einleitung folk das Eindringen in die
Werke Schelling? an jedem Punkt in

gleiher Weife ermöglichen. Ausführliche
Perfonen- und Sachtegifter erhöhn den
wiffenfchaftlichen Wert der Ausgabe. Die
Seiteneinteilung ftimmt mit der Original-
ausgabe (1856-61) iiberein.
[ions [Karmann.
Leffing-Gefellfhaft E. V.
Das neue Programm der L e f f i n g -
G e f e l l f h aft. das wir hiermit
veröffentlichen. umfaßt unter dem Ge-
famttitel ..Stätten der Kultur“
einen Zvklus von 8 Vorträgen. der
uns durch berufene Perfönlihkeiten die
Eigenart der Entwicklnn und den
weitern kulturellen Einflu einer Reihe
von Städten und Ländern vorführen
foll. nnd zwar von Berlin. Wien. London
nnd Paris; die Schweiz. .Japan und
China.
Es werden fprechen: H erman n
Heijermans iiber Berlin. Era ft
Z ahn iiber die Schweiz. A d olf
Ge l b er iiber Wien. W. Fred iiber
London. Dr. Käthe Schirmacher
iiber Paris. Geheimrat von
Heffe-Wartegg iiber Japan. Dr.
(tl e o r g W e g ene r iiber China.
Den Schluß der Reihe wird ein
Vortrag des Grafen von Hoens-
brach iiber ..die Kultur und ihre
Feinde“ bilden.
Fiir die beiden Vorträge. die weit
entfernte Kulturländer behandeln. fteht
eine Auswahl charakteriftifhcr Licht-
bilder zur Verfiigung.
Die Leffing - H o h f h u l e fiihrt
auf dem Gebiete der Knuftgefhichte
folgende Vortragsreihen mit Lichtbildern
vor: Architektur von Dr. Rudolf

Fiir den gefamteu Inhalt verantwortlih: l)|-. E. Friedegg iu Schöneberg -
Druck von Rihard Falk. Berlin W. 66. Lcipzigerftr. 1Z5/1li.

Bern o ulli; Einfiihrung in die
Kunftfchäße der Nationalgalerie und
Moderne Plaftik in Einzeldarftellungen
von Dr. Mar O s b o r n; Venedig von
Fritz Stahl. Literatur wird gelehrt
durch Eonftantin ilpert; Moderne
Literatur. Lnrik. oman. Drama bis
zur Gegenwart durh Wilhelm
Lerzog; Heinrih von Kleift. fein
eben und feine Werke. Dr. Walter
B l o e m lieft iiber das moderne Theater.
Die Befichtigung einer großen Berliner

Bühne. Lichtbilder und Rezitationen
werden diefen Vorträgen einen befondern
Reiz verleihen.
lieber philofophifche Themate lefeu:
Dr. Erich (k- v e r t h: Eine Einfiihrung
in die Philofophie. und Dr. Ernft
H offm ann iiber Nießfhe. - Ferner
fprehen Oberftabsarzt Dr. E. Bartl)
iiber Phpfiologie der Stimme und
Sprache und Dr. Max Burkhard t
iiber das deutfhe Lied und feine Ent-
wicklung bis zur Gegenwart.
Sonderzuklen mit befchränkter Hörer-
zahl finden ftatt von Louis L a g a r d e:
Französifche Sprehiibuugen fiir An-
,fänger mit grammatikalifher Vorbildung
und franzöfifhe Sprehiibuugen fiir
Vorgefhrittene. die fhon fprechen
können. Von Dr. Arthur P akfh er:
Jtalienifcher Sprahzvklus als Ein-
fiihrung in die italienifhe Sprache.
Die Mufeumsfiihrungen in der National-
galerie und im Kaifer Friedrih Mufeum
übernimmt auh in diefem Quartal
Dr. Max Osborn.
Ausfiihrlihe Programme werden auf
Wunfh kofteulos zugefandt durch das
Bureau der Leffing-Hochfchule: Berlin W.
Potsdamerftr. 13:3.
niht Riickporto beiliegt.

Franz von Defregger:
Ein junger Tiroler
(Nach einem unverÃ¶ffentlichten
Oelgemiilde)

unaE511 am
~
Deufj'che Halbmonat-.sj'chriï¬
?Wegebm WWCWWW
MÃ¶nOSWMMMWM?
55. Zahrg. 8d. 155 Heft 5 Srï¬es U0vemberheft x910

.O 11 (fern â€žK tv â€œ '
GEV-39)* jng-YH'YRYYH eremlglmg
unYMeMnqg-Hochjchufe SucYerl'm*

Das ruffifch-japanifche Bündnis
Der am 11. und 12, Juli bekannt gewordene Vertrag befteht aus
einem dünnen Varagraphengerüft *oon drei Stangen: Eifenbahnkonvention
in der Mandfchurei, 8tatu8 quo, gemeinfame Abwehr eines jeden diefen
ZtatuZ gefährdenden Ereignifies, Quer über diefe drei Stangen ift ein
Brett genagelt mit der Auffchrift: „Zur Wahrung des Friedens in
Oftafien!"
Die Worte find mit folcher Vorficht aus der Apotheke der harmlofen
Hausmittel gewählh daß fie den wahren Inhalt zu verbergen fcheinen:
der Vertrag will eine fchädliche Konkurrenz zwifchen den ruffifchen und
japanifchen Bahnen in der Mandfchu-Vrooinz oermeident fchiißt gemein-
fame Handelsinterefien oor und verrät erft durch den dritten Artikel- daß
norgefaßte Meinungen und politifche Abfichten diefe Abmachungen ver-
urfachten. Sollte nämlich der neu ftabilierte Zuftand bedroht erfiheinen-
fo werden gemeinfame Maßnahmen ihn aufrecht erhalten. Was find das
für Maßnahmen? Die allgemeine Fafiung des Artikels 3 läßt vermutenf
daß im Geheimartikel 4 angegeben wird- worin diefe Maßnahmem wie fie
beide Vertragfchließenden belieben, beftehn fallen. Gemeint kann nur fein:
Abtreibung jeder drohenden Macht durch oereinte Gewalt; der Vertrag
vom 4, Juli bedeutet alfo ein Bündnis. „Rußkoje Slooo“ berichtet
fodanu von einer weitern Geheimklaufel. Darnach verpflichten fich .beide
Mächte zu gemeinfamem Widerftandx um jede (Genehmigung Chinas zur
Anlage einer Eifenbahn oder eines induftriellen Etabliffements oder eines
Bergwerks an eine fremde Macht zu verhindern- wenn eine folche Anlage
den ruffifchen oder japanifchen Interefien widerftreiten follte. Diele Klaufel
würde nicht nur die „offne Tür“ verriegeln- fondern auch das größte
Reich auf Erden feiner Souveränität berauben.
Mögen nun die Geheimartikel 4 und 5 exiftieren oder nichh diefes
politifche Abkommen zwifchen zwei Großmc'ichtem die einander noch vor
wenigen Jahren in blutigem Kriege bekämpften- muß großen Eindruck auf
die politifche Welt machem teils direkt durch feine Tragweite in Oftafien-

teils durch die hervorgerufene Erfchütterung und die Rückwirkungen diefes
Bündniffes auf Amerika und auf die Zentralmächte Europas.
Der Vertrag ift das Werk des am 6. Juni 1906 von Madrid nach
St. Petersburg oerfeßten Botfchafters Rt. Han. Sir A. Nicolfon- des
Barons Dr. J. Motono und des Minifters A. V. Jswolski. Sir Artur
Nicolfon arbeitete während der Tragikomödie von Algeciras als der er-
bittertfte Feind des Deutfchen Reiches gegen Herrn von Radowißt Bismarcks
bekannten „Jagdhundi der von jedem Vürfchgang ohne Beute heimkehrt“x
und gegen den Grafen Tattenbachl dem die Franzofen wegen feiner Jn-
telligenz und Grobheit den Spißnamen „Der hinkende Teufel" aufgetrieben
hatten. Am Manzanares fteekte Sir Artur den langen Alfons fofort in die
Tafcha zauberte den Vertretern des armen Landes im Handumdrehn eine
ftarke Kriegsflotte vor Augen und fchuf der Battenbergerin ihren triumph-
artigen Einzug in das Land der Hidalgos. Monfieur Andre Tardieu
fpendete dern Fünfziger aus Salisburns Schule das Loby er habe feine
wertvollfte Arbeit „ftets geräufchlos“ geleiftet. Jin Stillfchwcigen liegt
das Geheimnis des Erfolgs. Ueber die bis ins Jahr 1906 zurück-
gehenden japanifch-ruffifchen Unterhandlungen oerlautete kein Sterbens-
wörtchen. Der Mord am Fürften Jim der als oerwegener Abenteurer
begonnenx dann ein fchlauer Staatsmann geworden wart um als ordinärer
Güterfpekulant auf Korea privater Rachfucht zum Opfer zu fallen- er-
innerte darauf daß fich jener greife Diplomat einmal mitten im Winter
in Charbin mit dem ruffifchen Finanzminifter Kokowzew zufammengefunden
hat. Jn der Mandfchurifchen Eifenbahn inveftierten die ruffifchen Groß-
fürften namhafte Kapitalien.
Daß der Vertrag fo rafch zuftande kamt muß Wunder nehmen; denn
es waren Hinderniffe bei Seite zu räument die noch vor wenigen Jahren
unüberfteigbar fchienen. Jm Dezember vorigen Jahres wurde zum erften-
mal von einem Bündnisvertrag zwifchen Japan und Rußland gefproehen-
als ein Trupp ruffifcher Studenten nach Nippon fuhr und dort die herz-
lichfte Aufnahme erlebte. Allein im Reich der aufgehenden Sonne gab es
von Anfang an Beutel die voll Mut fofort nach dem ruffifchen Krieg eine
japanifch-ruffifche Gefellfchaft ins Leben gerufen hatten lediglich zum Zweck-
zwifchen den beiden Kaiferreichen freundfchaftliehe Beziehungen anzuknüpfen.
Diele Gefellfchaft hatte indeffen kein Glück. Um ihre Auflöfung zu ver-
hindern- griff die japanifche Regierung ein und gab ihr außer durch Zu-
führung erklecklicher Geldmittel durch den Beitritt des Minifterpräfidentenx
des Marquis Katfura- des Verkehrsminifters Barons Goto- des .Kriegs-

minifters General Teranhi und fogar des fteinalten Feldmarfchalls Yamagata neues Leben. Die Erweckung diefer Gefellfchaft in Tokio mit ihren Filialen in der Mandfhurei. wo kurz zuvor Ruffen und Japaner kommerziell fih aufs heftigfte bekämpft hatten. bildete den Prolog der Verföhnung. Als auf diefes Vorangehn zu Tokio ebenfo prompt in St. Petersburg durh Bildung eines ruffifh-japanifchen Komitees geantwortet wurde. reifte Baron Motono heimwärts. erftattete Beriht und holte neue Informationen. Der Bündnisplan wurde auf breiter Bafis aufgebaut.
Shen im Juli 1907. nah Unterzeihnung des franzöfifch-japanifhen Vertrags. ftand nämlih im ..Chuo“ zu lefen: ..Der Vater diefes Vertrags ift unfer Bündnis mit England. die Mutter Englands Latente eorciiala mit Frankreih. feine nähfte Frucht wird der Vierbund fein. der England. Frankreih. Rußland und Japan eint. Dann fhwindet den Chinefen die Möglihkeit. aus der Eiferfuht der uneinigen Großmähte Vorteil zu ziehn und die Politik der Hinderniffe und des Fallenftellens fortzufeßen: fie haben dann niht mit einer vereinzelten. durh die Rückfiht auf Rivalen gelähmten Maht zu tun. fondern mit vier einigen und mähtigen Nationen.“ Die Abweifung nämlih. die Japan bei den Chinefen gefunden. hatte die gelben Männlein gezwungen. das Bündnis mit dem Moskorviter zu fuhen.
Schon zur Zeit des Boxeraufftands hegte Japan den grandiofen Plan. die Hegemonie über alle Völker der gelben Raffe zu übernehmen und an der Spiße einer 700 Millionen zählenden Völkermenge und mit einer Riefenarmee niht nur alle Europäer aus dem fernen Offen zu verjagen. fondern auh alle ihre Kolonien und Befißungen in Afien abzunehmen. Damals ließ Wilhelm ll. feinen Alarmruf gegen die gelbe Gefahr erfchallen: ..Völker Europas. fhüßt eure heiligften Jntereffenl“ Japan arbeitete ohne Raft an der Regeneration des ..Himmlifhen Reiches“. erzog die hinefifhe Jugend. die an der Univerfität von Tokio ftudierte. fhickte feine Offiziere als Jnftrukteure unter Chinas Truppen und fhob die Untertanen des Mikado in alle Verwaltungszweige des weiten Kaiferreihs. Bei diefer eifrigen Propaganda erwies fih jedoh ..lei main lautete‟ der japanifhen Nahbarn. Jhr Auftreten als Gebieter mißfiel den klugen Kindern Kong-Fu-Tfees. China ging rafch von der Begeifcerung. womit es das Angebot der knapp feit einem Menfhenalter europäifierten Japaner angenommen hatte. zur offnen Abneigung über. Der kleine Shulmeifter war über Nacht zum Feind. zum Spion. Ausbeuter und Tyrannen geworden. gegen den man die Augen offen behalten müffe. gerade weil er

allzeit von feiner unintereffierten Freundfhaft redete. Bald traten Ereig-
niffe ein. die einen Abgrund zwifhen beiden Ländern aushöhlten: Die
Affäre mit dem Dampfer Tatfu Maru. deretwegen China. obwohl das
Reht auf feiner Seite ftand. fich auh noch entfhuldigen mußte. die
Boikottierung Kantons. der dem Handel fhweren Shaden brahte. die
willkürlihe Befeßung der Pratas-Infeln durh die Japaner. obwohl diefe
Infeln feit undenklihen Zeiten China zu eigen gehörten. und endlih die
Eifenbahnfragen. lauter Zwifhenfälle. die fih innerhalb kurzer Zeit ab-
fpielten.
Das völlige Reoirement der japanifhen Politik begann an jenem
Tag. als in Erfüllung feines neuen Programms China die Offiziere.
Profefforen und Verwaltungsbeamten japanifher Abftammung zu entlaffen
begann. Dadurh wurde Iapan rafh und mit Gewalt in Rußlands Arme
getrieben. Vorher hatte es ein ftarkes China erfehnt. um zu gelegner
Zeit die koaliierten Intereffen der Europäer in Afien zu werfen; zu diefem
Zweck war anno 1907 fogar die Berftändigung mit den Anhängern
Muhameds erfolgt: die japanifhe Botfhaft beim Sheik ül Islam und
Padifhah in Konftantinopel. Diefer Shritt fiherte den Anfpruh auf
die Protektorrolle des Islam in der afiatifhen Diafpora vom Nil bis
zum Ganges: alle Mufelmänner blickten hoffnungsvoll auf Iapans Sonnen-
aufgang, In China wohnen ungefähr 20 Millionen und in Britifh-
Indien angeblich 70 Millionen Muhamedaner. Solhe. ..Bundesgenoffen“
muß man fih warm halten,
Nahdem jedoh das ein Jahrzehnt heiß erfehnte Bündnis mit China
unmöglih geworden war. fuhte Iapan fih mit Europa gegen China zu
verbünden. Napoleon l. hat das Wort geprägt. daß der Ruffe den Tar-
taren in Europa vorftelle; deshalb erfheint der Ruffe dem Afiaten als
der ihm am nähften ftehende Europäer. Bon dem Tag an. als ihm das
Leitfei(über das hinefifche Ungetüm entglitten war. mußte fih Iapan die
Frage ftellen. was wohl ihm felbft bevorftehe. wenn erft die 400 Milli-
onen Zopfträger es fertig brähten. fih zu einer ftarken Nation mit euro-
päifhen Ordnungen zufammenzufhließen. diefe Maht. fo nahe vor feinem
Infelreih und furhtbar durh ein Heer von 10 Millionen Soldaten.
Das hieß die nahe Gefahr, Im Weftbezirk des Stillen Ozeans lauert
die zweite. die entfernte: die Philippinen ftark befeftigt. Kalifornien. Kanada
und Auftralien hatten in offener Mißahtung dem ..gelben Affen“ die
Tür verfehloffen. und namens der alten Nothelfer in Finanznöten fpricht
Iakob S. Schiff in New-York fogar den Baterfluh über feine undank-

baren und ungeratenen Söhne im fernen Weften. Was blieb da noch übrig? Mr- Louis Aubert. der Verfaffer zweier Bücher über Japan. antwortet: ..Japan muß weiter rüften und fich den europäifchen Mächten nähern. von denen es nichts zu fürchten. dafür aber Geldhilfe zu erhoffen hat. Jm Bund mit England. Frankreich und Rußland kann es den Vereinigten Staaten. Deutfchland und China Trotz bieten und zunächft Zeit gewinnen.‟ Gegen Amerika ftählt Nippon feine Kriegsflotte. Und um Großbritannien bis zum Auguft 1915 bei feinem japanifchen Bündnis feftzuhalten. fchließt der Mikado' fein Bündnis mit dem Zaren. Der nordamerikanifcbe Staatsfekretc'ir Knox merkte das heimlich angefponnene Techtelmeihtel und begehrte darum die Neutralitätserklärung der Mandfchu-Bahnen. Der fchlaue Amerikaner wollte noch in der legten Stunde die Füchfe ausräuchern. die fich heimlich in jenem nördlichen Winkel des himmlifchen Reichs eingeniftet hatten. Knox erlitt eine glatte Abweifung. Kaum ift endlich der ruffifch-japanifche Vertrag ins Reine gefchrieben. da wird auch fchon Sir A. Nieolfon von St. Petersburg als Nachfolger von Sir Charles Hardinge in Foreign Office nach London berufen. Sir Artur kann fein Alibi beim Unterzeichnungsakt des Vertrags nachweifen. während feine Freunde. Rußland und Japan. fich als Gefellfchafter einer Ausbeutuugsfirma en groß in der Mandfchurei breit machen. und Rußland obendrein die Erlaubnis zur ..friedlichen Durchdringung der Mongolei‟ oon Altai Tomsk bis Hulan und Hfin-min-tun erhält. d. h. eines Landgebiets. beinahe fo groß wie das europäifche Rußland felbft. Gleichzeitig fchreitet Japan offen zur Einoerleibung Koreas.*

Mit dem Vertrag vom 4. Juni 1910 ift das Ende des Vanmongolismus eingetreten.

Das von allen Seiten bedrohte China feßt feit geraumer Zeit feine Hoffnungen auf Onkel Jonathan. Noch vor wenigen Jahren boikottierte man die amerikanifchen Produkte in den chinefifchen Höfen. und mehr als eine Drohnote flog von Wafhington nach Peking. Jeßt find die Veziehungen vorzüglich und geftalten fich mit jedem Tag intimer.

Jn Wafhington läßt man keine Gelegenheit oorübergehn. fein weitgehendes Wohlwollen für China an den Tag zu legen. Onkel Jonathan fchenkte dem gelben Nachbar zehn Millionen: es war der Verzicht auf die fainofe Entfchcidigung nach der Boxer-Erhebung. Als vollendeter Kaualier erklärte der Amerikaner die Summe für übertrieben. ?eine eacieann qui entretiennent familie! Bald kamen reiäjere Gefchenke in Form vorteil-

*) Die Annex-ion ift mittlerweile gefchehn.

hafter Zollinterpretationen zu Gunften chinefifrher Waren und namhafte
Dienfte internationaler Art. Daraus folgte mit Naturnotwendigkeit. daß der
Botfchafter des Sternenbanner-Freiftaats in Peking vom Nimbus des
höchften Vreftiges umftrahlt ift und einen unbegrenzten Einfluß ausübt.
Ein Vorfall beweift das. Anno 1908 unterhandelten die erften Geld-
märhte Kantons wegen der Finanzierung des Anlehens für die Eifenbahnen
von Kanton nach Hanku und Seu-Tfänian. Die Gruppe beftand zur
Hauptfache aus englifchen Finanzmännernf die gleichzeitig auch Deutfche
und Franzofen an dem Gefchäft beteiligten in der Annahme. daß damit
der Erfolg nicht ausbleiben könne. Der bei Seite gelaffene Amerikaner
fühlte fiä) gekränkt, Da genügte es nun. daß in Abwefenheit des ameri-
kanifchen Botfchafters William W. Roekhill deffen Sekretär H. V. Fletcher
einen Befuch beim Wai-Vn (Minifterium der auswärtigen Angelegen-
heiten) marhte und das englifch-deutfch:franzöfifche Eifenbahnunternehmen
mit all feinen Vorftudien und Opfern an Zeit und Geld flog in die Luft.
Vorn Ende des [enten Jahrs datiert der wißigc Ausfpruch eines Ham-
burger Exporteurs: „In Peking hat weder der Rex (Deutfchlands Bot-
fchafter) noch der Vapft (Frankreichs Botfchafter) etwas zu fagen. dort
kommandiert allein der Amerikaner.“ - Das jiingfte Blaubuch des
Kabinetts oon St. James über Tibet beftätigt. wie iiber alle Maßen
fchwierig Großbritanniens Verhältniffe in China geworden findf das alle
Verträge mißachtet und allen Britenfeinden zu Willen ift.
Dem japanifch-rnffifehen Vertrag vom 4. Juli 1910 wird in ab-
fehbarer Zeit ein minefifw-amerikanifcher Vertrag folgen, der auf handels-
politifrhem Gebiet feine Achfe einfeßen dürfte. Schon vor zwei Jahren
lancierte der „New-York Herald" die Idee einer GinefifG-amerikanifchen
Allianz. Damals haben allein die Vereinigten Staaten von Amerika fich
auf Chinas Seite geftellt. indem fie den Grund und Boden* worauf
Japan und Rußland ihre Schienen legten. als Chinas Eigentum erklärten.
Diefer falomonifche Spruch des eomune Zenge wurde von Chinas Vrefie
mit Jubel aufgenommen. '
Da Rußland feinen Rücken in Oftafien gedeckt weiß. genügen ihm als
afiatifche Garnifon die drei fibirifchen und die zwei in Turkeftan ftehenden
Armeekorps vollauf. während es mit dem ganzen Gewicht feiner Garde
(3 Dioifionen), feiner Grenadiere (3 Dioifionen) und feiner *24 regulären
Armeekorps (zu je 2 Dioifionen) an der deutfchen und öfterreichifchen
Grenze feinen Einfluß in Europa und insbefondere auf dem Balkan
geltend machen kann und wird. „Noooje Wremja" hat fchon die handfrhuh-

bewehrte Fauft gezeigt: „Die Intrigen der europäifehen Zentrolmacht in Kleinafien und Werften haben ein jähes Ende und befchiißen gleichzeitig Europa vor der Politik abenteuerlicher Sprünge und ke>er Anmafzungen."
Der Zarenbefuch in Raeeonigi verriet A. V. Jswolskis neue Orientierung nach dem Weften. König Viktor Emanuel [ll. ift der Schwiegerfohn des neuen „Königs" von Montenegro. Montenegro gewährt den Führern des Albanefenaufftands- an deffen Bezwingung fich die türkifche Heeresmacht langfam verbluten follr einen fichern Zufluchts-ort und verweigert kraft feiner Beziehungen zu Rußland und Italien die Auslieferung der Flüchtlinge. So hat fich Rußland die Möglichkeit ge-fichert- das glimmende Feuer auf dem Balkan- wo die Griechen und Bul-garen den Augenblick zum LoÖfÖlagen kaum erwarten können. ftündlich zu einer turmhohen Flamme anzublafen.
Fiir die deutfche Diplomatie kam der Abfchluß des Bündniffes vom 4. Juli 1910 nicht überrafchend. (Jouuerner 0'681 prärojr. Schon zu Neujahr foll die Weifung ergangen fein- drei Städte im Often- B„ K. und M„ zu Feftungen erften Rangs zu erheben. Als Staatsfekretc'ir hielt Alfred von Kiderlen-Wc'ichter feinen Einzug in die Berliner Wilhelm-ftrafze, Der tapfere nnd humorvolle Schwabe befand fich feit dem 21. Januar 1900 auf dem beften Beobachtungspoften von Europas Oftem in 'Bukarefß und genoß das Glückr in König Karol. dem ausgezeichneten Kenner des Volkans und feiner Bewohner. einen weifen Berater und gütigen Gönner gefunden zu haben.
Fiir den Augenblick wird natürlich durch das jüngfte Bündnis Japans mit Rußland im politifchen Antliß gar nichts geändertf dem Anfcbein nach bleibt alles beitn Altenx auch in der Mandfchurei. Bei diefen Verträgen wie beim modernen Kauderwälfcl) der Diplomatie fpielen die Schlagworte: „Ztaiug quo, Souveränität. offene Tür" u. a, eine wichtig tnende Rolle. [Wi-ca (Zac und der ZiatuZ Nordchinas wird gerade durch den neuen Vertrag von Grund aus geändert. Wo find der Immo Marokkos vom 1. März 1905 und die Souveränität feiner kaffeebraunen Majeftät- des Vrophetenenkels Abdul Aziz- geblieben?
Unterm Schatten eines hochragenden Worte vollziehn fich ftill die bedeutendften politifchen Umwälzungen.
l)r. [fräi-12 [ix-p.

Vrof. Dr. Ferdinand Meile((Darmfiadt):
Johannes Schlaf und die koperni-
kanifche Weltanfchaunng

Unter dem Titel „Meine fachmännifchen Kritiker“ hat Johannes
Schlaf im erften Oktoberheft diefer Zeitfchrift einen Auffaß ver-
öfientlichh in dem er von den vielen Kritikem die feine eigentiimlichem
in „Nord und Süd“ veröffentlichten Anfchauungen iiber die angebliche
Unhaltbarkeit der kvpernikanifchen Weltanfchauung hervorgerufen haben-
zwei zu widerlegen fuchh nämlich eine von Herrn Dr. Courvoifier
in Berlin und eine von mir herriihrende, Da von den 13 Seiten des
Auffaßes fich acht mit meiner Kritik befchäftigem kann mir wohl
nichts übrig bleiben- als in diefer Angelegenheit nochmals zur Feder
zu greifen. Ich tue das mit innerftem Wid erftreben; wenn
ich es troß diefes Widerftrebens tue, fo leitet mich dabei nur der
Wunfch in den Lefein diefer Zeitfchrift, die doch wohl nicht alle auch
Lefer der „Frankfurter Zeitung“ find- in der am 1. 8. meine Ent-
gegnungen erfchienen- und auch in Herrn Schlaf felbft nicht den Ge-
danken aufkommen zu laffenj ich wiffe nun nichts weiter zn erwidem
Herr Schlaf fei im Rechte und der große Kopernikus ein fiir allemal
abgetan. Ich werde die Sache fo kurz wie möglich machen. - Außer-
dem bemerke ich von vornhereim daß ich in diefer Angelegenheit nun
nichts weiter fchreiben werde, Fiir mich ift die Sache abgetan. Wenn
Schlaf noch weiter dariiber fil-reiben will„ kann ich es natürlicher-
weife nicht verhindern; auch ich bin nicht imftande, jemand zu iiber-
zeugen- der fich nicht überzeugen laffen will.

Aus den Griindenj die Vrofeffor Meif el felbft hier anfiihrt. fühlen wir uns
verpflichtete den Ausführungen des von uns horhgefchiißten Gelehrten Raum zu
geben. Damit fchließen wir aber endgültig die Debatte iiber die „Unhaltbarkeit
der Kopernikanifchen Auffaffung“. Die Redaktion.

Prof. Meifel
Zunächft führt Herr Schlaf eine Stelle aus einem Newcomb-
fchen Auffaße über „Geheimniffe des Kosmos“ an- in der diefer
berühmte Gelehrte darauf hinweift- daß die heutige Aftronomie eine
große Anzahl wichtigfter Fragen nicht zu beantworten bermöge. Das
weiß ein jeder- auch wenn er nicht der berühmte Ne w c omb ift; und
diefes Schickfah noch nicht alle Fragen beantworten zu 'können- teilt
die Aftronomie mit jed er andern Wiffenfchaft. - Dann fiihrt Herr
Schlaf fort: „Alfo hat die kopernikanifche Aftronomie troß jahrhunderte-
langer Arbeit- und troßdem ihr fehr vollkommene Methoden und
Werkzeuge zu Gebote ftehn- ni(hts darüber ausgemachh daß unfer
Sonnenfhftem auf das Sternbild der Leier zuftrebt! Und fie hat
ferner in Wahrheit nich ts darüber ausgemacht, ob die räumliche
Ausdehnung des Kosmos eine unendliche ift . . ,“ ,Ia- wer hat denn
jemals behauptet- daß die kopernikanifche Auffaffung auf alle Fragen
Antwort zu geben vermöge? Sie will nichts weiter- als das Shftem
der Sonnex der Planeten und ihrer Satelliten in möglich ft ein-
fa cher Weif e d arftellen- und das ift ihr glänzend gelungen.
Mehr wollte und mehr konnte fie nicht leiften. Ihr Vorzug vor
andern Darftellungeni beifpielsweife der Th ch o sx liegt nur
in ihrer Einfachheit und Durchfichtigkeitx die überhaupt erft aftronomifche
Berechnungen ermöglichte. Sie kann ja nicht einmal - und es wun-
dert mich- daß Herr Schlaf fich diefe Feftftellung hat entgehn laffenl
- die e r ft e C* n t ft e h u n g der Bewegung der Planeten und Monde
erklären. Die Newtonfche Ableitung der Bewegungsgefeße aus
dem Gravitationsgefeß feßt fchon geradlinige Bewegungen als im
Augenblick des Beginns der Betrachtung vorhanden voraus. W i e
diefe Bewegungen entftanden find- wiffen wir mit der kopernikanifchen
Anfchauung fo wenig, wie ohne fie. - Will Herr Schlaf hieraus
vielleicht auch eine Anklage gegen den großen Newton fchmieden?
All unfer Wiffen ift Stückwerk und alle wiffenfchaftlime Arbeit ift
nichts andres als das S treb en- der Wahrheit näher zu kommen,
„Worüber Herr Profeffor Meifel mich belehren wollte- das wußte
ich felbft, Nämlich daß- wenn die Erde um die Sonne läuft- die
Planeten und Jupiter in Bezug auf die Erde in Epizykloiden gehn-
während ihre tatfächliche Bahn, alfo um die Sonne herum- eine *-
von ihren Exzentrizitäten abgefehn »- kreisförmige fein würde.“ So
fchreibt Johannes S ch l af auf S, 32 in feinem angeführten Auffaß.
Das ftimmt nur leider nicht ganz. ?DasF worüber ich ihn belehren

wollte7 wußte Herr Schlaf nicht. Denn wenn er es gewußt hätte-
fo hätte er in feinem erften Auffaß nicht-mehrmals an mindeftens
drei Stellenx die Behauptung ausgefprochem daß nach der koperni-
kanifchen Theorie der Jupiter in der Oppofition ftillfte h n müffef
während er tatfächlich in diefer Stellung das Maximum feiner rück-
läufigen Gefchwindigkeit erreicht. Hierin zeigte fich ganz klarx daß
Herr Schlaf von dem wirklichen Zufammenhang der wahren
und der fcheinbaren Bewegung keine Ahnung hatte. Um ihm diefen
Zufammenhang klar zu machem habe ich meine „fogar mit zwei
Zeichnungen‟ verfehene „lange Ausführung‟ gemacht; fie war tat-
fiichlich durchaus notwendig. In feiner in der „Frankfurter
Zeitung“ vom 12. Auguft veröffentlichten Entgegnung gab dann Herr
Schlaf den Jrrtumh der ihm paffiert war. bereitwilligft zu-
einen Irrtum, der jemand. der auch nur in den elementarften Ele-
menten der Aftronomie zu Haufe ift- niemals hätte paffieren können.
Wie das im anftändigen Kampf üblich ift- bin ich nachdem mein
Gegner feinen Irrtum einmal zugegeben hatte- in meinem zweiten
Auffaß vom 15. Auguft auf diefen Bunkt dann nicht weiter zurück-
gekommen. Wenn Herr Schlaf jetzt aber fo tut, als ob meine diefen
Vunkt betreffenden Ausführungen ganz überflüffig gewefen- nicht durch
feinen groben Fehler veranlaßt worden wären- wenn er in dem Lefer
den Glauben zu erwecken fucht- ich hätte in übel angebrachter Schul-
meifterei eine ganz unnötige Belehrung an den Mann bringen wollen-
fo muß ich dagegen energifch proteftieren. Das war nicht hübfch von
Herrn Johannes Schlaf.
Aber Herr Schlaf hat nicht nur d amals nicht das Wefen
der relativen Bewegung begriffen- nein- er begreift es auch he u t e
noch nicht; das geht aus feinen weitern Ausführungen unzweifelhaft
hervor. - Gr bemängelt meine Definition der Bewegung eines Vunkts
als einer relativen Lagenänderung gegen andre Bunkte und will fie
ftatt deffen als den Zuftand „einer grad- oder krummlinig fich voll-
ziehenden Veränderung bezw. Weitemückung feiner jeweilig momen-
tanen Lage im Raum‟ definieren. Gerade das alfo, was für die
relative Bewegung w efe ntlichz nämlich die L a g e n v e r -
änderung gegen andre Vunkte- will er ftreichen! Als Beifpiel
fiihrt er die Bewegung des Jupiter an- ohne einzufehny daß deffen
Umlauf die dann auch nur eine relative Bewegung gegen alle
andern Himmelskörper ift- und daß, wenn Jupiter allein im unend-

lihen Raum fhwebte. von feiner Bewegung iiberhaupt niht gefprochen
werden könnte. *- Daß es. wenn mehrere fich bewegende Punkte vor-
handen find. ganz gleihgültig ift. auf welhen von ihnen man die
Bewegung der übrigen bezieht. fieht Herr Shlaf. weil ihm eben
der Begriff der relativen Bewegung vollftändig fehlt. natiirlih auh
nicht ein. Er will daraus eine ..Bankrotterkläruug der Aftronomie“
ableiten. Ah nein. Herr Shlaf. die Aftronomie brauht fich wirklih
noh niht bankrott zu erklären. weil Sie in das Wefen der Bewegung
niht eingedrungen findl - Damit Sie aber fehn. daß ih mit meiner
Auffaffung niht alleinftehe. will ih Ihnen hier eine Aeußerung des
auh von Ihnen als „berühmt“ bezeihneten Aftronomen Newcomb
mitteilen. Newcomb fhreibt in feiner ..Populären Aftronomie“
(Deutfh von Dr, Rud. Engelmann. Leipzig 1881. S. 46) über
Kopernikus: ..Freilih hat er einen ftrengen Be weis für die Rihtig-
keit feiner Theorie niht gegeben und auh niht zu geben vermoht.
Er wollte und konnte nur zeigen. d aß f ein e Annahme die Be-
wegungserfheinungen am Himmel und namentlih die Bewegungen der
Planeten weit einfaher und natiirliher erkläre als
das Ptolemäifhe Shftem.“ - Das ift vollftändig rihtig; nur in
diefer Einfahheit und Dnrhfihtigkeit liegt der Vorzug des koperni-
kanifhen Shftems vor jedem andern; an und für fih aber ift es.
wenn ih das Planetenfhftem fiir fih. abgefehn von feiner relativen
Bewegung gegen die Fixfternwelt. betrahte. ganz gleihgültig. ob ih
die Bewegungen feiner einzelnenGlieder anf die Sonne. die Erde oder
meinetwegen auf den fiebenten Saturnsmond beziehe!
Wie vollftändig unklar Herrn S ch l af das. worauf es hier
allein ankommt. nämlih der Begriff der Bewegung. ift. zeigt fih fo
reht handgreiflih in feiner geradezu köftlih naiven Frage: ..Sollte
es denn nun aber nahgerade noh fo gar fhwer fein. die wirklihe.
die abf o lute. zentrale Relation der kosmifhen Bewegung.
die maßgebendften und n ötigend ften. zu finden?‟ - Ah. Herr
Shlaf. das ift niht nur fhwer. das ift einfah unm ö g lih. und
zwar deshalb. weil es eine abfolute Bewegung gar niht
gibt oder fie doch wenigftens fiir uns abfolut unfeftftellbar ift. Fiir
den auf einen Himmelskörper feftgebannten Menfhen gibt es eben
nur relativ e Bewegungen. Abf o l'ute Bewegungen könnte nur
ein auf einem im Weltraum unveränderlih feften Punkt lebendes
Wefen feftftellen. Wo ift diefer Punkt?

Brof. Meifel

Was die ..Berfrühung des roten Flecks". auf die Herr Schlaf
fo großes Gewicht legt. betrifft. fo hat ihm ja Herr Dr. Courvoifier
fchon die ganz richtige Antwort gegeben. daß die Differenz zwifehen
der wahren und der „runden" llmlaufszeit fich im Laufe eines
Monats fchon zu der von ihm beobachteten Verfrühung von etwas
über 5 Stunden führt. - Ich felbft habe mich auf diefen Bunkt
nicht näher eingelaffen. weil ich feine Beobachtungen nicht nachprüfen
konnte. Sollte aber wirklich eine ungewöhnliche Bewegung des
roten Flecks wahrzunehmen fein. fo läge es doch wahrlich näher. diefe
Erfcheinung auf eine fpontane. aus unbekannten Urfachen erfolgte Be-
fchleunigung der Bewegung des Flecks auf der Jupiteroberfläche zurück-
zurückzuführen. als aus ihr auf die Unrichtigkeit der kopernikanifchen
Weltanfchauung zu fchließen.
Nun. ich bin mit diefer Angelegenheit zu Ende. Ich zweifle
nicht daran. daß Herr S ch l af nun wieder etwas fchreiben wird.
Aber. wie fchon gefagt. ich werde dann nicht wieder antworten,
Wegen diefer Sache ift wahrlich fchon mehr Papier. Tinte und
Druckerfchwärze verfchwendet worden. als fie wert ift! Herrn S ch la f
von der Verkehrtheit feiner Anfchauungen überzeugt zu haben. bilde
ich mir freilich nicht ein; das wiirde wohl felbft einem Newton oder
G auß nicht gelingen!

Friedrich Haafe
Fein
als Rat
V
'"-
U
Ãœ
(K
c
8.2.-
.ZZ
NU
DW
*--
â€œ'32
8D-,-
-

aF**"** â€œ
/ exterxc(.
/ y* 0|' 7..: x
UWWZKZT?
r 0-
** -.(75 OOBV!â€œ

Georg Hirfthfeld: * Die Nixe vom Güldenfee
Ein Märchen der Gegenwart
Comer-'Nr bei' 8. Zebottlä'neler, Zenker. [/erlagoanxtalt, Nee-lin 79W.
Fortfeßung
„Q heißes Gift! Ia. hier ift Gold. das fühl ich!‟ flüfterte Se-
baftian.
„Sprich nicht." bat Freia. „Kein Wort. Sanft ift dein Leben zu
Ende. Veiß die Zähne feft aufeinander. Nur noch wenige Schritte-
dann kannft du ftehn bleiben. Dann handle ich für dich.“
Er gehorchte und flehte im innerften um Rettung. Rettung. nicht um
Reichtum. Schlotternd blieb er ftehn. Zunächft fah er nur einen Feuer-
fchwalh der gigantifch loderte und ihn zu erfaffen drohte. Dann aber
erkannte er eine fefte. ruhende Muffe darin. Der goldfchuppige Drache .
war es. Neben feinem furchtbaren Haupt floß aus fchwarzem Geftein
wie flüffiges Licht die Quelle. Sie legte nur einen kurzen Weg im Sicht-
baren zurück. Nach wenigen Metern nahm die Erde fie fchon wieder in
fich auf. und fie verfchwand in neue Unendlichkeiten. Sebaftian iaumelte.
Der Drache fah ihn und fprühte ihn mit feinen grünen Funkelaugen an.
» Er wc'ihnte fich verloren. Doch Freia trat vor ihn him und mit beiden
Händen eine ungeheure Mufchel fchwingend. näherte fie fich dem Scheufal,
wie einem böfen Hund. der an fie gewöhnt war.
„Will fie ihn füttern?‟ war Sebaftians erfter Gedanke. „Um ihn
zu beruhigen?“
„Geraltl" rief Freia. „Ich grüße dich. alter Spielkameradl Wir
haben uns lange nicht gefehnl“
„Was willft du. liebe Nichte?“ brummte der Drache.
„Gib mir Goldt“
„WeshalbV“

„Ich möchte damit fpielen. Ich langweile mich fo im Güldenfee.“
„Was will der Menfch? Du haft ihn heruntergefchleppt!“
„Der Menfm? . . Or der! . . . Laß dire oerratenl Geralt. Mit
dem fpiel ich auch. Jft es nicht hübfäz? Wenn ich ich ihn nicht mehr
mag ertränk ich ihn.“
Der Drache grinfte. „Mit Gold und Menfchen fpielft dn . . .
Nimm nur. Aber fchnell. Damit ich das blöde Gefichi nicht mehr fehe.“
„Der Arme] Ich fürchter ich bekomme ihn nicht lebend wieder ans
Licht.“
„Dann wirf ihn mir doch lieber gleich ins Maul. Ich habe noch
nicht gefrühftückt.“
„O nein- du Schlemmer! Daraus wird nichts! Nein! Das ift
mein Le>erbiffenl“
Haftig und doch nig-ft fo ängftlich- das fie ihre wahre Abficht ner-
raten konnte, ließ Freia während diefer Worte ihre Mufch:l doll Gold
laufen. Dann dankte fie dem Drachem der fie zärtlich betrachtet hatte-
trat zu Sebaftian zurück und riß ihn wieder in den fchwarzen Gang. Ießt
leuchtete aber die Glut des geraubten Goldes darin- und dem Menfchen-
herzen wurde es allmählich leichter. Sobald Sebaftian Mut fchöpfte, kam
ihm auch die Klarheit feines Wefens zurück- und da er das fabelhafte
Glück verwirklicht fahf beftürmten ihn alsbald auch böfex giererfüllte Ge-
danken. Wenn ich es ganz in meine Gewalt brächtq daß fie mir täglich,
ftündlich in die furchtbare Grotte fteigt und Gold forderti fooiel ich will!
Sie ift ein Weib und liebt mich] Arglos ift fie! Wenn ich ihr drohe- fie
zu oerlaffenl kann ich alles von ihr haben! Das Goldi das unten fließt-
macht mich reicher als Vanderbilt. Ich werde der mächtigfte Mann auf
der Erde. Kein Hotelier! Wie lächerlich! Ich werde ganz andre Dinge
gründen! Und wenn ich genug habei laffe ich fie in ihrem See fißenl
So tobte es in ihm„ während er eilig neben feinem Schußgeift
weiterfchritt. Als fie aber Hand in Hand durch das gurgelnde Waffer
aufwärts fliegen und endlichr endlich wieder das Blau des Himmels über
fich erblicktenr vergaß er fein böfes Trachtenr und überwältigtx nun erft
ihrer Güte und Schönheit ganz bewußt- fank er auf feftem Boden zu
Freias Füßen. Erfchüttert weinte er lange. Sie fah auf ihn herab und
ftreichelte fein tief geneigtes Haupt. Dann fagte fie: „Ermanne dichy alles
ift gut gegangen. Wenn du mehr brauchfh hole ich mehr. Da du mir
jetzt glauben wirfti werde ich auch .ohne dich in die Grotte fteigen. Sieh

her - das Gold ift fchon erfiarrt. Nun fchaff es fort. daß die
Filcbersleute diä) nicht überrafchen."
Er betrachtete fcheu die fchimmernde. bröcklige Muffe. Ruhe und
Faffung kamen jeßt über ihn. Er wollte der Reiterin würdig bleiben und
nur nach der Erfüllung feines erften Wunfches ringen. Ermaß er dann.
was der fchon für ein märchenhaftes Glück war? Ein Hotel! Sebafiian
Befißer eines Hotels! Aber noch etwas anderes und Höheres meldete
fich in ihm und ließ die beffere Seite feines Wefens fiegen. Das wun-
derbare Weib vor ihm. das alles für ihn tat - wie freute ihn feine
Liebe. Welche Wannen. unermeßlich von keinem Mann genoffenX er-
warteten ihnl Er fchauderte vor fich felbft zurück. Was war er? Was
war fie? - -
Er näherte fich ihr und verncigte fich tief. in edler Haltung. „Danh"
fagie er leifc.
Sie lachte. „Danke mir damit- daß du hier bleibft! Weiter will
ich nichts! Ich will die Zeugin deines Glücks werden! Wann fehe ich
dich wieder?"
„Morgenl"
„Haft du einen Namen? Wie nennt man den?"
„Sebaftian"
„Wunderlich aber fchön. Sebaftian. Ich heiße Freia."
Er ftarrte fie an und führte ihre Hand zum Munde empor. Dann
drückte er mit heißen Lippen einen Kuß darauf. Seltfam fchloß fich in
diefem Augenblick der Ring ihrer alten Gefühle zufammen. Antwort!
Jeßt kam fie ihr näher. Näher in oerwirrender Macht und Glut.
Ihr Antliß brannte - fie riß fich los. Doch war er ihr nicht
grami fondern jauchzte darob. der IliätfelhafteF und eilte wie ein Sieger
mit dem Goldfchaß heim.
Freia aber kehrte in ihren See zurück. Sie wollte auf der Sand-
bank ruhn- Kühlung und Schlnmmer fuchen. Den hätte fie freilich nicht
gefunden. wenn fie den alten Gloß bemerkt hätte. der fchon Zeuge ihres
Abfchieds von dem Menfchen gewefen war und feßt mit einem traurigen
Seitenblick an ihr norüberglitt.
lll.
„Weißt du auchf daß ich viel für dich getan habe?" fragte Freia am
nächften Abend ihren Schüßling. nachdem fie lange geplaudert hatten.
„Ich habe zum erftenmal gelogen."

..Warum denn. weil du dem ekelhaften Drahen da unten was vor-
gemaht hnft? Der lügt doh auh!“
Sie fhüttelte ernft den Kopf. ..Nein. Sebaftian. Weißt du niht
- es gibt kein Tier. das lügt.“
..Erlaube. Wir zwei find halt keine Tiere.‵‵
..Ih bin es mehr. als du denkft. Aber laß. Erzähl mir lieber
von deinen Plänen.“
Er mußte erft ein leifes Fröfteln überwinden. das ihn zuweilen in
ihrer Nähe ergriff. auh in Augenblicken. wo er fie ganz herzlih und
menfhlih lieb hatte. Er ftüßte den Kopf in die Hand und befann fih.
Sie betrachtete ihn dabei mit großen. fragenden Augen. Lift er? Die
erfte Grazie und Frifhe. die er gehabt. bevor er fie kennen gelernt hatte.
war fort. Er überlegte und rehncte nur immer. mit ftarrer. geröteter
Miene. Doch alles. was er als Ergebnis ausfprah. hatte Hand und
Fuß. Er wußte fhon den fhönften Bauplaß am See. er kannte den
rihtigen Arhitekten. und was in das fertige Hotel hineingehörte. fprah
er fo felbftoerftändlih aus. als ob er ein gewiegter Wirt und Unternehmer
wäre. Freia begriff zwar das meifte niht in feinen fprudelnden Reden.
bat ihn aber niht mehr um Erklärungen. da fie den ohnehin Ueberreizten
niht noch fhwerer beladen wollte. Ihr war es nur holde Mufik. diefes
feltfame bunte Nachrihtengewirr aus dem unbekannten Menfhenleben. dem
fie fih verwandt fühlte. Oft genügte es ihr. nur den Klang zu hören.
das Spiel feiner lebhaften Züge zu betrachten und zu wiffen. daß fie es
ihm gegeben. was ihn fo glücklich mahte. Freilih - das Dunkelfie in
ihr wurde niht heller. Die Antwort blieb unbefriedigt. Sein Handkuß.
der ebenfooiel Wonne wie Shmerz in ihr aufgerührt. wiederholte fich
niht. Er wagte es niht mehr. fie zu küffen. von Ehrfurht und von
etwas anderm noch. was nur Furht war. ohne Ehre. bedrängi. Sie
aber. die jeßt oft in ihren grünen Wafferfpiegel fah. glaubte. daß er den
Shimmer ihrer jungen Glieder. den Duft ihres blühenden Körpers. das
Leuhten ihres Goldhaars gar niht beahtete. Sie hütete fih. ihre dumpfe
Traurigkeit darüber zu ftark werden zu laffen. um niht unaufmerkfam für
feine begeifterten Reden zu werden. Sein Tadel hätte fie verftört.
Ueberhaupt war fie feiner nie ganz fiher. Ieden Abend bangte fie fih
von neuem. ob er wiederkommen würde. Und als er eines Tags aus-
blieb - er war auf einen hohen Berg geftiegen. um einen Ueberblick über
_ das Land zu gewinnen. erklärte er ihr fpäter - da faßte fie fhon den
angftvollen Entfhluß. fih durh den Ueberfluß deffen. was ihn zu ihr zog.

ganz an ihn zu feffeln. Sie wollte fich ihm zum Frondienft verdingen. täglich zur Goldquelle herunterfteigen. den Drachen. wenn es fein müßte. erfchlagen und unendliche Scheiße fördern. um feiner gewiß zu fein. Doch kaum war ihr der Gedanke gekommen. als fie auch fchon die Bein feiner tiefen Erniedrignng empfand. Sie wußte. daß fie ihrer und feiner Seele damit Unrecht tat. Aber wie. das begriff fie fo wenig. wie die Bedeutung des Goldes für den Menfchen. Als er ihr dann am nächften Abend wieder gehörte und fie feine geliebte Geftalt in ihren Armen von den Mühn des Tages ausruhn ließ. gelobte fie fich insgeheim. die böfe Macht des Goldes zu überwinden und ehrlich zu bleiben. wie fie immer gewefen war. Dies erfchien der reinen Kraft ihres Herzens als der richtigfte Weg zu feinem Befiß. und fie glaubte. mit einem ftolzen Entfchluß dem Menfchentum in ihrer Natur näher zu kommen.

Er bat fie um Urlaub. da er nach Wien müßte. um das große Werk vorzubereiten. Wien! Er hatte ihr viel von diefem Ding erzählt. das für fie zum Begriff der großen Stadt wurde. Wenn man ihn dort fefthielt? Die Menfchen den Menfchen. Hatte fie dort noch Macht über ihn? Aber fie glaubte feinen Schwüren. Nicht weil fie fo emphathifch waren. fondern weil ihr unmittelbarer Scharfblick erkannt hatte. daß ihm gar nichts andres einfallen konnte. als zu ihr zurückzukommen. Am Güldenfee war feine Zukunft. feine neue Heimat. Nur daß er fie mit der Abficht beruhigte. fie in Wien zu verleugnen. nirgends einzugef'tehn. woher fein Reichtum ftammte. das fchmerzte fie anfangs. Sie ließ es ihn nicht merken. um nicht wieder die wohlfeile Entfchuldigung ihrer Unbegreiflichkeit für andre Menfchen zu hören. Dahinter fteckte bei ihm noch etwas andres. etwas. was er nicht zu fagen wagte. Sie war nicht nur unbegreiflich für feine Brüder und Schweftern. fie war ihnen auch furchtbar und eine fchuldlofe Feindin ihres Glaubens. Umfonft hatte fie Sebaftian verfichert. das fie das innigfte Bedauern für die Leiden des Gekreuzigten empfinde, Daß fie zwar nicht begreife. warum die Menfchen das Bild des Schmerzes ftatt feiner Bergeffenheit verehrten. wohl aber das Höchfte der Menfchen. fo wie fie jeßt wären. darin erblicken könnte, Sobald fie auf diefe Dinge kam. wurde Sebaftian blaß und verhielt fich feltfam ablehnend. Als fuchte er nach einer Schranke zwifchen fich und ihr. die er fonft nicht brauchte. Es war nicht recht von ihm. daß er fie an feinem Heiligften. oder doch an dem. was er am meiften fürchtete. nicht teilnehmen ließ. Aber fie verftand ihn wohl als Men f chen noch nicht genug. Sie hoffte auf die allmähliche Klärung der Zeit. Einft

würde er darüber lächelm daß er fich ihrer gefchämt hattet und tiefer
blicken als feine kurzfichtigen Brüder. Nun log er um ihretwillen in
Wien. Aber hatte fie nicht auch um feinetwillen den Drachen be-
logen? - -
Sie ließ ihn ziehn. Kaum hatte fie ihm zum legten Mal gewinkt
und tränenden Auges fein Verfwwinden am Felfenoorfprung der Talftraße
deobachteh als fie fich fchon oon ihrem alten Oheim angerufen hörte.
Gloh mußte den Aufpaffer gefpielt haben. Nun war er plößlich da und
machte ein unfchuldiges Geficht. Das ärgerte fie.
„Bift du esx Gloß?“
Der Karpfen lächelte mit fchief gezogener Schnute, „Habe ich mich
fo verändert Freia?
„Neim nein. Ich auch nicht.“
„Das freut mich.“
„Du kommft zu einer ungewohnten Zeit.“
„Ießt kommt dir niemand recht, Meine Kinder haben fich bitter
beklagt und die Enten. fogar die Libellen. Du kennft fie nicht mehr.
Du bift wie eine der ftolzen Sildfrauen. die zuweilen oon den Bergen
niederfteigen, den See nur als Bad benußen und verfchwinden. Nuny
heute blickft du ja freundlicher drein. Wird es jeßt anders? He? Ift
die Luft endlich rein?“
Freia ließ fich auf dem Baumftamm niedert der Sebaftian täglich
getragen hatte. So fühlte fie feine Nähe. Das gab ihr Mut und Ent-
fchloffenheit. Gloß mochte noch fo felbftficher feinen dicken Kopf aus dem
Waffer ftecken und fie anftarren - fie war hoch iiber ihm. und die zier-
liehen Füße übereinanderfchlagend. wickelte fie fich feft in den goldnen
Mantel ihrer Haare. Stolz blickte fie auf ihn nieder. „Oheimt du meinft
den Menfrhem nicht wahr? Mit dem du mich täglich gefehn haft? Ich
oerleugne ihn nicht. Ia) liebe ihn und will ihm zu feinem Siege ver-
helfen.“
„Zu was für einem Siege?“ fragte der Karpfen behutfam. doch
kaum feine Erregung meifternd.
„Das wirft du fchon fehn.“
„Freim ich bitte dich bei Wodans. deines Ahnherrn Haupt7 zu was
für einem Siege?!“
„Und wenn du alle entfchwundenen Götter Walhallas anrufen würdeft
- ich fagte es dir nicht!“
„Wirft du Chriftin?“

„Was ift das?“
„Du weißt es nicht und liebft einen Menfchen?"
„Q nun weiß ich. was du meinft! Nein. törichter Fifehj ich bleibe.
was ich war?“
„Und ich, du Kobold. du arges. falfches Zwittergeziicht. ich werde
erfahren. was dein Freund hier vorhat!“
„Gedulde dich nur ein wenig. Hindern wirft du es nicht!"
„Das wollen wir fehn!“
Er tauchte unter und oerfchwand. Sie fchieden zum erftenmal in
Feindfchaft.
Es tat ihr leid. Aber fie fühlte. daß es nur der Anfang war vom
neuen Leben. Sie mußte mit vielem brechen. um vieles zu gewinnen.
Was wußte folch ein Fifchkopf? Später verföhnte fie ihn fchon wieder
und das andre einfältige Wafferoolk auch. Wenn fie nur Geralt. den
Drachen. gewann. Der gewaltige Hüter des Goldes war der einzige, den
fie fürchtete. Einmal hatte fie ihn betrogen - wie ftellte fie es die
andern Male an? Denn Sebaftian brauchte mehr Gold. viel mehr. als
die erfte Mufche(getragen. Das hatte er ihr noch wie eine Mahnung
kurz vor dem Abfchied gefagt. Ießt fand fie ja Zeit. ihren Kriegsplan
zu überdenken. Niemand kümmerte fich um fie - fie wurde gemieden.
So rächte fich Gloß. Mit Bitterkeit empfand es Freia. daß fie als Ver-
räterin galt. ohne etwas verfihuldet zu haben. Sie konnte es nicht als
Schuld anfehn. für den Geliebten alles zu tun, was in ihrer Macht ftand.
War das. was Liebe hieß. etwas Höheres und Stärkeres. als was Tiere
empfinden konnten, fo follte es fich auch erweifen und fie befrein aus
dem dumpfen Vanne der Tierheit. -
An einem Junimorgen kehrte Sebaftian zurück. Aenßerlich verändert.
umarmte er Freia. Seine Kleidung war auserlefen, fein Körper wunder-
fam duftend und gepflegt, Er hatte eine ftolze. felbftfiihere Haltung be-
kommen und erzählte ihr mit lebhafter. etwas fremd klingender Stimme.
daß er diesmal nicht allein gekommen fei. Der Architekt fei mitgekommen.
ferner fein Bruder aus Wien und ein fehr begüterter Herr, den er an
feinem Unternehmen beteiligen wollte. Freia intereffierte fich nur für den
Bruder. „Den will ich fehn!‟ rief fie. in die Hände klatfchend.
„Ger-n. gern.‟ erwiderte er zerftreut. „Aber er fieht mir nicht ähn-
lich. Mein Papa hat ihn mitgefchiekt. weil er fein Mißtrauen nicht
los werden kann und doch das Gefchäft nicht verfäumen möchte. Ver-
ftehft du?“

„Nein/i fagte Freia kleinlaut.
„Jft auch egal. Die Hauptfache ift jeßt der Riedelt mein Architekt.
c?rh fag dir. der Riedel ift ein Mordskerl.“
„Was ift das?“
„Sapperlot, fo kommen wir nicht weiter! . , , Verzeih mir! Ich
bin ein bißl nervös! Alfo jetzt gefchwind das Wichtigfte. Freial Ich muß
wieder Geld haben!"
„Golds"
„Jm ja! Wir fangen fofort mit dem Bau an! Uebers Jahr foll
er daftehn! Nun. wirft du es fchaffen?"
„Gern“
„Das ift gefcheit. Da fällt mir ein Stein vom Herzen, Wann
krieg ich es?“
„Warte ein wenig.“
Sie machte fich von ihm los und verfchwand. Er war von der
fchnellen Erfüllung feines Wunfches ganz verblüffh dann aber fühlte er.
daß fie etwas verlegt gewefen. und zu feiner Reue gefellte fich Mißtrauen.
Wie wenn doch alles Spuk war? Wenn fie ihn jeßt täufchte und nie
mehr zum Vorfehein kam? Ießt. wo er alles eingefädelt hatte„ dem Ziele
ganz nahe? - - Das Herz ftockte ihm. und er ftarrte unoerwandt auf
die filbernen Wafferblafem die au der Stelle aufftiegem wo die Rixe ver-
fchwnnden war. So hatte er feiner Winzigkeit eine furchtbar bange-
Stunde zu danken. Endlich raufchle es im Waffer. und Freia erfchien.
mit ernfter Miene ihm die Mufchel mit neuem Golde bietend. In iiber-
ftrömender Dankbarkeit befragte er fie. wie es diesmal zugegangen fei.
„Nicht (eicht/' erwiderte Freia. Erfchrocken fah er ihr Antliß bleicher als
eine Verle werden. Nichts verriet fie ihm fonft und hatte es doch fchwer
gehabt. o„ zum Verzagen fchwer. fchon beim zweiten Male, Der Drache
hatte fie mit boshafter Erwartung kommen fehn, „Willft du wieder
Gold?“ war feine erfte. fähnarrende Frage. „Für den Menfchen?“
„Nicht fiir den Menfchen. lieber Geralt. Für mich.“
„Nun gut. du follft es haben. Aber gib mir zum Lohn dafür den
Menfchen.“
„Das kann ich nicht!“
„Gefällt er dir fo fehr ?“
„Er mißfällt mir nicht.“
„Ohm du verftehft dich aufs Lügen? Meine Schlangen haben mir
erzählt. daß du täglich dein Stündchen mit ihm haft!“

„Ich oerachte dein Gewürm!“
„Und mich!“
,.Nein. Geraltl“
,.Beweife mirsl“
„Ich oerachte kein Wefen. das ich oerehre!“
„Du fchmeichelft mir um des Menfchen willen!“
„Leb wohl! Du fiehft mich niemals wieder.‟
,.Halt! Noch einmal fülle deine Mufchel! Doch dann nie mehr!
Nie mehr! Verftehft du? Nie!"
Er hatte feinen furchtbaren Rachen aufgetan. zum Beweife. daß er
auch fie nicht fchonen würde. Faft vergangen war fie in der höllifch-
grimmigen Glut. Rafch aber hatte fie dennoch die Schale gefüllt und mit
kurzem Dank den Rückweg befchritten. Nun war fie wieder bei Sebaftian
und wußte tli>)l. ob fie beim dritten Mal wiederkehren würde. Er aber
achtete angefiäfis des Goldes nicht auf ihre Angft und Hinfälligkeit.
Im glücklichen Bewußtfein der unfehlbaren Helferin küßte er fie fchnell
und entfernte fich mit dem Schatz. für den Abend fein Wiederkommen
oerfprechend.
Am Güldenfee wurd: es lebhaft. Die Männer aus Wien fpazierten
beftändig auf den Uferwegen umher und befichtigten alles. wie Händler
eine ausgebreitete Ware, Mit ftummem Staunen laufchten die Tiere im
See auf ihre erregten. unoerftändlichen Debatten. Sebaftian fiihrte das
Wort. Der Architekt und der Kapitalift waren ernfte. fcharffinnige Zu-
hörer. während Franzl. Sebaftians Bruder. deffen Reden und Ausfehn
fo albern. wie feine Kleidung waren. immerfort ftörte. Er krähte zwecklofe
Zwifchenbemerkungen. die er für wißig hielt und allein belachte. Ueber-
haupt lachte er immer. und das runde Stück Glas. das er in die cFalten
des rechten Auges klemmte. fiel ihm beftäudig auf den Bauch hinunter.
Freia hatte zuerft den Architekten für Sebaftians Bruder gehalten und
war ganz entfeßt. als fie ihren Irrtum einfah. Auf Franzls perfönliche
Betanntfchaft verzichtete fie - fie hatte eigentlich Sebaftian bitten wollen.
den Bruder in fein Geheimnis einzuweihn. Jeßt blieb fie den ganzen
Tag allein. Nur gegen Abend kam die eine felige Stunde. wo der Freund
ihr gehörte. Sie hatte eine Frage an ihn. die fie immer wieder oerfchob.
weil fie ihn zu verlegen fürchtete. Sobald aber Franzls Gemecker von
der Fifcherhütte herübertönte. kam fie ihr auf die Lippen: wann wird es
wieder ftill am See? - Es war feltfnm -* fie freute fich an feiner
Freude. fie erregte fich durch feine Erregung. aber was er oorhatte. blieb

ihr doch fremd. Sie wagte nicht, ihm einzugeftehn. daß fie fich fürchtete
- nicht vor ihm. fondern vor den andern Menfchen. Wann wird es
wieder ftill am See? - Sie hatte die Empfindlichkeit der Tiere. die oon
den Menfchen für fo unempfindlich gehalten werden. Was ihren Gehör-
nerven gemäß war. Wind und Wetter. konnte noch fo heftig braufen -
fie fchlief wie in Mutterarinen dabei. Jeder künftliäfe Lärm wurde ihr
zur Qual und Geißel. Was tut ein Menfch. aus feinem Element geriffen?
Er ftirbt nicht. fondern wird gewöhnlich und findet fich ab. Das kleinfte
Fifchlein aber. auf den Sand geworfen. zuckt in namenlofer Bein und
oerendet fchnell. Freia mußtex als es immer lärmender wurde. als täglich
neue Menfchen herauffamen. mit fchwerbeladcnen Fahrwerken und feltfamen
Geräten, mehr als an fich felbft an die Fifche denken. Allef die ihr jeßt
grollten. verbargen fich tief im Grunde und fahn die Sonne kaum. Es
ftieg etwas Böfesf ein dunkler. warnender Ruf an jenem Abend aus der
Tiefe zu den Ohren der Nixe empor. Wie klangen die Laute? Sie
glaubten fie fchließlich zu verftehn. .Du haft uns ausgeliefert' , . . Wenn
nur Gloß nicht käme und ihr ins Geficht fagte. was ihre böfe Leidenfchaft
getan. Freia duckte fich angfwoll zufammen und hielt fich die Ohren zu.
Dann endlich kam Sebaftian, Aber ihre Frage ftellte fie nicht.
Fortfeßung im nächften Heft.

Hans Benzmanu:

Montaigne

Der Name Montaigne ift in vieler Munde. jeder hat das
Empfinden. als bedeute er etwas ganz Befonderes. als wäre fein Träger
einft ein Weifer und Glückliher. ein Repräfentant des Menfhen-
gefhlechts gewefen. Montaigne war das alles in der Tat. er war
noch mehr. er ift ein Menfh unter Kreaturen und Sklaven. Empor-
kömmlingen und Strebern gewefen. ein Menfh in einer Zeit. in der
Menfhenwiirde nihts galt. weder Königen noh Prieftern. gefhweige
denn Landsknehten gegeniiber. und weiter: er war ein Lebenskünftler.
ein Realpolitiker. ein über den Dingen Stehender. weil er mitten in
ihnen ftand und doh niht von ihnen berührt wurde. obwohl er fie
wohlweislih beahtete und ahtete, Er war auch feiner Bildung.
feinem geiftigen Status nah ein Kind feiner Zeit. Er beherrfht das
ganze Rüftzeug der Humaniften. er zitiert aus faft allen damals be-
kannten griehifhen und lateinifhcn Dihtern und Schriftftellern. er
entnimmt feine Beifpiele am liebften der alten Gefhihte. aber auh
gern der neuen und neueften. Aber es kommt darauf an. wie er
diefes reihe Material verwendet hat. wie er es in Beziehungen fest
zur Gegenwart. zu ihren und feinen Borftellungen. politifhen und
ethifhen Anfhauungen. Es kommt darauf an. wie er d arftellt.
wie er die Dinge. *alte ewige Gefhihten. mit dem lebendigen Geifte
feiner Perfönlihkeit durhfeßt. totes lebendig maht. alfo wie er zu
uns fpriht. und hier komme ih auf den Menfhen zurück: er fpriht
niht wie ein Humanift. niht wie eine Perriicke zu uns. wie ein Ma-
gifter und Bakkalaureus. fondern wie ein Menfh. wie er felbft. - er
fteht als einer der wenigen bereits im Geift und Stil modern emp-
findenden Menfhen auf der Shwelle zweier Zeiten . . .

Montaigne wurde geboren im Jahre 1583. auf dem Stammfhloffe
der Familie in der Gascogne. Sein Leben verlief fehr ruhig. Den
Hintergrund bildeten die graufamen Religions- und Bürgerkriege feines

Zeitalters. Er war fpäter Mitglied des Magiftrats von Bordeaux.
Einige feiner Reifen in Frankreich. Aufenthalt am Hofe. fpäter Reifen
nach der Schweiz. nach Deutfchland und Italien brachten Abwechslung
in fein einförmiges Leben*). Zinn Bürgermeifter von Bordeaux gewählt.
nahm er das Amt auf Geheiß des Königs an und ftarb nach vier
Jahren. 1592 - fehr berühmt als Schriftfteller. als weifer Magiftrat
und kluger Staatsmann und Diplomat. jedoch nur in engern Kreifen
bekannt und gefchätzt.
Montaigne veröffentlichte zuerft eine vortreffliche Ueberfeßung der
natürlichen Theologie des Rahmundus Sebondus (Baris 1569). 1580
die erften zwei Bücher feiner ..Effahs“ (2 Bände. Bordeaux). 1588
gab er bei einem Aufenthalt in Boris eine neue um einen Band ver-
mehrte Ausgabe feines Werkes heraus; in diefer Zeit lernte er Fräulein
de Gournah kennen. die fpätere Herausgeberin feiner ..Effahs“. die
fich ihm fo eng anfchloß. daß er fie feine Adoptivtochter nannte. Was
Montaigne dachte und empfand. zeichnete er nach Zufall und Laune
auf. und fo entftand gleichfam ein pfhchologifches Gemälde. in dem
feine eigne Verfönlichkeit den Mittelpunkt bildete und das einen Schuß
von praktifcher Lebensweisheit enthält. Ju feiner Weife auf die Rela-
tivität alles Denkens anfmerkfam. gelangt er zu jenem Skeptizismus.
den er in feiner Devife: „Due suis-je?“ ausdrückte. Vascal fagt
hierzu: ..Da er nicht fagen wollte. ich weiß nicht. fagte er: Was
weiß ich? und machte fo den Zweifel zu feinem Wahlfpruch.“ Man
hat jedoch mit Recht darauf hingewiefen. daß die Frage ..was weiß
ich?“ nicht fo fehr der Ausdruck eines religiös-philofophifmen als viel-
mehr eines perfönlichen Bekenntniffes ift -- perfönlich in dem Sinne
von Charakter. Veranlagung. Die Unentfchiedenheit des hochintelligenten
Denkers und Beobachters allen Lebenszeichen gegenüber hat Form in
diefer Frage gefunden, ..Montaignes Skeptizismus ift der des ge-
funden Menfchenverftands. der zur Mäßigung und Duldfamkeit fiihrt
. . Wenn aber Montaigne guter Rohalift und Katholik ift. weil
im praktifchen Leben die Gewohnheit (continue) Lehrerin (mann-33e-
(ren-0.2) ift. fo erhält er fich theoretifch als Republikaner und als
Geift. der Gott als eine Macht anerkennt. die ..freundlich die Ehren-
erweifung und Ehrenbezeugung entgegennimmt. in welcher Geftalt und

*) Er hat dFfe_ Reifen in einem befchrieben. das als Band 7 der fpäter
erwähnten deutfchen Gefamtausgabe der Schriften Moutaignes von Wilhelm
Weigand erfchienen ift.

Weife dies auch gefchehen möge“, Seine Vhilofophie ruht nicht auf
der Grundlage eines chriftlichen Bekenntniffes: foweit die eigne Lebens-
erfahrung in Betracht kommt- ift feine Weisheit die des natürlichen
Menfchem foweit fie auf literarifchem Weg erworben ift- die des
Altertums.“
Die „Effahs‟ des Montaigne find mehrfach ins Deutfche iiber-
feßt worden, Wenn ich nicht irre, find fie auch in die Reclamfche
Univerfal-Bibliothek aufgenommen worden. Wir haben eine klaffifche
Ueberfeßung Bodesx des Freundes Leffings, Diefe Ueberfeßung ift
nur wenigen Literaturfreunden und Liebhabern bekannt, Bode verfucht
es nicht- „den Geift des Originals in einer altertiiinlichen Sprache
zu bieten- fo wie Regis es berfucht hat, die Werke Rabelais in einer
Nachdichtung wiederzugeben , . .“ Es ift zu begriißen- daß von diefer
ausgezeichneten Ueberfehung neuerdings eine Neuausgabe erfcheint:
„Michel de Montaignes gefammelte Schriften“-
hiftorifch-ktitifche Ausgabe mit Einleitungen und AnmerkungenF unter
Zugrundelegung der Uebertragung von Johann Joachim Bode heraus-
gegeben von Otto Flake und Wilhelm Weigand (mit einer
Einfiihrung von Wilhelm Weigand und einem Vorträt- Miinchen und
Leipzig, Verlag von Georg Müller). Diefe Neuausgabe erfcheint in
einer einmaligen Auflage von 1500 Stück- fie ift in der Ausftattung
ganz im Stile der Zeit Bodes gehalten- in Druch Vapier und Ein-
bandf und ift als ein Meifterwerf moderner Buchausftattungskunft zu
bezeichnen. Zugleich erfcheint eine andre deutfche Gefamtausgabe
„Michel de Montaigne. Verfuche‟. Ausdem Franzöfifchen
übertragen und eingeleitet von Wilhelm Vollgraff. mit Buchfchmuck
von Arthur Graß (Verlag von Wiegandt &5 Grieben). Auch diefe
Neuiiberfeßung erfcheint in fehr würdigem- äfthetifch fchönem Gewande-
fie ift in großem Format gehalten- der Ganzledereinband - in reichem-
dunkelblauem Leder - wirkt in der ftrengen- einfachen Stilifierung
1 der Vreffungen außerordentlich vornehm und fein. Diefer Ueberfeßung
liegt eine franzöfifche Ausgabe zugrunde die die von Montaigne im
Jahre 1588 veröffentlichte Faffung des Werkes gibt und daneben auch
die nach feinem Tode vorgefundenen- von ihm felbft herriihrenden Er-
weiterungen und Berichtigungen des Textes enthält. Die Zufäße
Montaignes find im Texte markiert.
Man darf Montaigne nicht zu jeder Zeit lefen- nicht ftundenlang
hintereinander fort , . . Seine Manier- Beifpiele fiir die Wahrheit

feiner Sentenzen aus der Gefchichte. Sage und Voefie aller Zeiten und
Völker beizubringen - fo pikant und perfönlich er auch berichtet. er
ift immer mit feinem Efprit bei der Sache - ermiidet doch auch.
Man kann in der Tat die moralifchen und geiftvollen Auffäße Mon-
taignes Sentenzen vergleichen. die allen Lebensverhältniffen gleichfam
als deren ethifche Shnthefe entnommen find. Er fpricht in abgerundeten
vollftändig felbftändigen Kapiteln. z. B, iiber die Standhaftigkeit.
..iiber die Konflikte bei der Zufaminenkunft von Königen‟. ..iiber die
Gewohnheit. und daß man herkömmliches Recht nicht leicht ändern
foll“. ..iiber das Schulmeiftertum“. ..von der Stärke der Imagination“.
„Bhilofophieren heißt fterben lernen“ ufw. Er beginnt ftets mit ein
paar einführenden. erklärenden Bemerkungen. dann öffnet er den reichen
Schatz feiner Zitate und Notizen und reiht - allerdings immer. wie
gefagt. in einer fein künftlerifch perfönlichen Form - Beifpiel an
Beifpiel. Dies entfpricht der Entftehung der ..Berfuche‟. Sie find
in feiner Bibliothek entftanden. er verfah feine liebften Bücher mit
Randbemerkungen und Schlußbetrachtungen. ..Die erfte Anregung gab
ihm jedesmal ein entlehnter Gedanke. dem fich die zweite und dritte
Entlehnung anfchloß. dann aber hatte er keinen andern Rottenfiihrer.
um feine Stücke zu ordnen. als den Zufall: wie meine Träumereien
fich mir darbieten. häufe ich fie an. bald drängen fie fich in Menge
heran. bald kommen fie langfam hintereinander hergetrödelt; ich nehme
vom Zufall das erfte befte Argument. fie find mir alle gleich gut. uud
ich halte fie nie fiir unwert. fie vollftiindig zu erfchöpfen.“ - Aber
diefe leichte Art der Konzeption. der immer ein Bedürfnis. eine Not-
wendigkeit zugrunde lag. die niemals einem Zwang entfprang. verlieh
den ..Effahs“ ihren eigenen Reiz. Zu der außerordentlich natürlichen.
mehr heidnifchen als chriftlichen Denkweife kam diefe natürliche kunft-
lofe und doch kraft ihrer Grazie. kraft ihrer Einfachheit fein künftlerifch
wirkende Form. Epiktet. Seneca und Sextus Empiricus find feine
Meifter. Und feine Weltanfchauung kann man eine ftoifche nennen.
..Die Menfchen werden mehr gequält durch die Meinungen. die fie
von den Dingen haben. als von den Dingen felbft“. fagt er mit
Epiktet.
Auf eins wird in den vielen Auffäßen über Montaigne nicht allzu
oft hingewiefen. auf feinen frifchen und feinen und manchmal ftarken.
ja genialen Humor. Der Menfch an der Scheide zweier Kulturen.
zweier Zeitalter tritt uns auch in diefer Beziehung faft breitfpurig in

den Weg. Die ganze helle Freude des Mittelalters am Derbfinnlichen
lacht breit nnd ungeniert auch aus Montaignes ..Effays“ - vgl. z. B.
„Ueber die Einbildung.“ Holzfchnittartig zeichnet er köftliche erotifche
Szenen hin. Diefe Szenen find ihm fo wichtig. fo bedeutfam. wie
alle andern menfchlichen Dinge. ebenfo felbftverftändlich. Aber zweierlei
merkt man ihnen doch an: eine befondere Freude an diefen Schilde-
rungen. fo daß die Farben noch fatter werden. Licht und Schatten
und die Konturen noch mehr hervortreten - und dann: ift Montaigne
wirklich fo ganz unbefangen? - oft ift es. als maskierien die Szenen
den Splitter. nnd hinter dem breiten gefunden Lachen des alten
Menfchen kichert verftändnisinnig der Sarkasmus des neuen . . .
Ein Signum mehr. wie fehr diefer feine. kluge und doch natürliche
Menfch zu uns gehört.
Und doch -
Wir haben uns nichts mehr zu fagen:
Die Wildheit einer einz'gen Nacht
Hat alle Liebe fortgetragen -
Die hohen Berge find verflacht --
Statt wilder Wellen nun ein müdes Meer -
Die Kluft. die zwifchen uns ift. überdacht.
Nur noch ein liebes Wort. das kalt und fchwer
Ins Schweigen fällt -
Und doch - und doch - ich liebte dich fo fehr!
[Belalim-ä [westen

Karl Goldmann:
Die Gefchichte der Vittoria Accoramboni

Jch bin kein Märchenerzähler. auch fonne ich mich nicht in dem
hochmiitigen Vertraun. die wilde Schönheit irdifchen Gefchehens durch
künftliche Ordnung veredeln zu können. und doch muß ich. um Eure
Behauptung: Selbftverleugnung fei ftets Sache der Ueberlegung. nie
des Herzens - zu widerlegen. eine Gefchichte erzählen. deren Wider-
hall in Akten und Prozeffen bekannter ift. als jener. den fie in einer
großen Seele fand. die dadurch zu Tode verletzt. königlich geftärkt und
zu edler Majeftät erhoben wurde. -

Vittoria Accoramboni war im Alter *von 19 Jahren von folch
mächtiger Schönheit. daß die römifchen Grafen und die Gefandten der
fremden Höfe. wenn fie dem Papft ihre Aufwartung zu machen hatten.
den vors() uecebio, wo Vittoria mit ihren Eltern wohnte. langfamer
paffierten. Es befand fich in diefer Auffahrt im März des Jahres 1585
der Fürft Paolo Orfini. ein Schwager des Großherzogs von Toskana
und bei der Curie fein Beglaubigter. der Vittoria fah und fofort ent-
fcheidend im Bann ihrer Schönheit ftand.

Noch am felben Nachmittag fuchte er ganz offen und ohne die
Zurii>haltung. die hohen Staatsbeamten jener Zeit auch bei Privat-
angelegenheiten geboten war. alles anszuforfchen. was ihm wiffenswert
war über Vittoria und ihre Familie. Er traf dabei auf Fra Pantaleo.
einen armen Priefter von S. Maria Maggiore. der in der Sucht. durch
Mächtige Macht zu erlangen. dem vornehmen Fremden feine Dienfte
anbot. Durch ihn erfuhr Orfini. daß Ottaoio. der Vater. im bot-go fehr
geachtet fei. ein Mann von leidenfchaftlichem. aber nicht weitfehendem
Geift. der immer wieder zu einer gewiffen gutmiitigen Dankbarkeit
gegen das Schickfal. das ihm in dies heitere Leben half. zurückkehre.
Einige Güter in der Umgebung Noms habe er verpachtet. und von diefen
Einkünften lebe die Familie. der noch ein meift von Rom abwefender
Sohn angehöre. und die Mutter, Diefe. aus dem niedern Adel der
römifchen Provinz ftammend. fei dem bürgerlichen Sinn des Mannes
fremd. worin fie von einer zahlreichen. ärmlichen. aber adelsftolzen Fa-
milie beftärkt werde. Daß Vittoria Accoramboni an reinem Wuchs und
mächtig edler Gefichtsbildung mit den gefeiertften Schönheiten der Zeit
einen Vergleich nicht zu fcheuen brauche. bezweifle kein Römer, Das Gefchlecht
follte väterlicherfeits ja aus Traftevere kommen. das noch immer Geftalten

. . C. L. B o g el :
Zwei ï¬ÃŸende Knaben
(Galerie Dresden)

von dem gefchmeidig ftarken Wuchs. Antliße mit dem bezwingenden Blick
antiker Heroen im Verfall feiner Straßen leuchten läßt. Ueber Bittorias
Anlagen fei weiter nichts bekannt. wohl aber über ihre Neigung. die einem
fehr jungen. noch unuerdienten Menfhen gehöre: Francesco Peretti. dem
Neffen des Kardinals Montalto.
Am Abend des gleichen Tages. da der Frater dem Fürften diefe
Berichte gab. kniete im dämmernden St. Peter unterm Aveläuten Donna
Olympia. des Ottavio Accoramboni Gattin. eine zierliche Dame von
fchnellen. nicht unvornehmen Bewegungen und mit kleinen. liftigen Augen.
Jhr näherte fih Fra Pantaleo, Er kniete neben ihr nieder und bot
ihr. fie vorfichtig anredend. feine Dienfte an in allen religiöfen An-
gelegenheiten. in allen Gewiffens- und Bertranensfragen. Donna Olumpia
blickte ihn von der Seite an: ..Ich fehe Euch zum erften Mal. und anh
Jhr werdet mich niht näher kennen; wenn Jhr alfo mir zu Gefallen
fein wollt. fo habt ihr etwas im Hintergrund lauern. Jch kenne Euch.
Jhr Priefter!“
Der Frater machte ein Kompliment: ..Alle Ehre. ja alle fchuldige
Hohachtung Eurer Erfahrung“. fagte er verbindlich lächelnd. ..aber Jhr
kanntet noch keinen unfres Standes. Donna. der Euch und Euerm Haufe
fo herzlich wohlgefinnt war. wie Euer ergebener Diener.“
..Und welchen Preis verlangt Jhr als Bezahlung?“ fragte die Dame
und beendete durch das Zeichen des Kreuzes ihre Gebete. ..Jch weiß.
Jhr Priefter tut nichts umfonftt“
Der Fratone verzog fein Geficht zu einem ergebenen Lächeln: ..Als
einzige Belohnung verlange ich. befcheiden aus der Ferne mit anfehn
zu dürfen die Befriedigung einer fiirforglichen Mutter. die Heiterkeit
einer kindlichen Tochter. ja den Aufftieg einer Familie zu Glück und Größe.“
Und gefchmeidig feßte der Priefter auseinander. daß ein vornehmer
Herr. ein Fürft. beinahe herzoglihen Bluts. keinen heißern Wunfch kenne.
als den: fich der Familie und vor allem der bewunderten Tochter nähern
zu dürfen. Nicht als ob er den Cicisbeo fpielen wolle. den Galan. den
Berführer! Jhm. der ein großer Kenner alles Schönen fei. genüge es
gewiß. fich an Bittorias Wefen zu erbaun. Selbft wenn - doh wie
unwahrfcheinlich fei dies - felbft wenn das Verlöbnis der Tochter mit
dem jungen Peretti den auf Großes gerichteten Abfihten der Familie und
befonders der Mutter nicht entfprähe. werde der Fürft niemals diefen
Bund zu ftören wünfchen.
Das könne er gar nicht. erwiderte. indeffen fie ihre Erregung unter
Gleichgiltigkeit zu verbergen fuhte. die Dame, Denn beffer als die Ge-
liebte eines Fiirften fei die Tohter doch die Frau eines zwar bürgerlihen.
aber vortrefflichen Jünglings. der als Neffe eines vielleiht der Tiara
entgegenfhreitenden ehrwürdigen Kardinals die größten Ausfihten auf
Reichtum und Ehre habe.
Auf diefes hatte der Frater zweierlei zu antworten: Einmal. wer
könne wiffen. ob der Fürft. der von dem. was er fich in den Kopf

gefeht. niemals laffe. nicht höhere Abfichten habe; fodann. wie fehr feien
doch die Anfirhten dariiber geteilt. ob der genannte Kardinal zu den
Bapabili gerechnet werden dürfe. Doch wie dem und jenem auch fei.
alle Entfcheidung bleibe ja doch der Mutter vorbehalten.
Diefe entfchied denn auch nach kurzem. heftigem Ueberlegen. fie
werde ohnehin am folgenden Sonntag in S. Braffede beten und könne
nichts dagegen haben. wenn auch der Fürft feine Andacht dort halte;
follte er diefe Gelegenheit nicht ungenüßt oortibergehn laffen. fo werde
fie am wenigften die .Bekanntfchaft zurückweifen. denn was gebe es Ed-
leres. als den Verkehr mit Großen?
Nach diefer Unterredung begab fich Donna Olympia in den borgo
und beriet mit ihrem Sohne Mario. Diefer haßte den jungen Beretti.
feit es ihm mißlungen war. ihn in das Bereich feiner Jntereffen zu
ziehn. Jedermann wußte. daß Mario mit den die Campagna beherr-
fchenden Banditen in Verbindung ftand und daß er. fo oft er aus dem
freien Land nach Nom kam. dort ihre Gefchäfte beforgte. aber niemand.
nicht einmal der Baier wagte es. diefem Bermegenen offen entgegen zu
treten. Seine wilde Schönheit und Kraft erfchreckten. Mario begriff
fofort. daß Beziehungen zu Orfini ihm willkommener fein müßten. als
die. die fich zu dem Kardinal ergeben konnten; denn diefer hatte ge-
fchworen. er werde. wenn er je auf den Bapftthron gelange. den Ban-
diten auf die Bappeln der Campagna helfen.
So fand ohne Wiffen des Vaters in dem uralten Kirchlein
S. Braffede die Begegnung ftatt. bei der die weltmännifche Liebens-
würdigkeit des Fiirften die Mitglieder der Familie - denn Mario fehlte
nicht - über fi>x felbft erhöhte. Vittoria trat aus ihrer bürgerlichen
Unbefangenheit in das Verlangen nach der großen Welt. die Mutter
ward fich bewußt. daß fie bis jetzt nicht am rechten Blah und eigentlich
für höheres beftimmt fei. und Mario empfand mit Genugtuung. daß der
fo viel ältere und mächtige Fiirft ihm faft wie feinesgleichen entgegen-
kam. Ein Befuch ward verabredet und erfolgte am nächften Tag.
Der Borgo geriet in höchfte Aufregung. als der prächtige Wagen
vor dem Haus der Accoramboni hielt. indeffen der ftattliche und wiirde-
polle Fiirft im Brunkgemach oerweilte. Niemand jedoch war erftaunter
als der Vater Ottaoio.
Dem Fürften erfchien die ruhende Schönheit Bittorias animalifch
großartig wie die eines antiken Junohauptes; er war diefem großen.
träumenden Auge verfallen. Mit dem feften Vorfah. Vittoria an fich
zu feffeln. kofte es. was es wolle. oerabfchiedete er fich. nachdem er die
Familie in feinen Balaft geladen hatte.
Als er das Haus oerlaffen und unter dem Toben der Jugend die
Karoffe beftiegen hatte. geriet der Vater Ottaoio in unbeherrfchte Wut
und packte Donna Olympia fo heftig an. daß fie auffchreiend in einen
der Staatsfeffel zurückwich. deren weinroten Brokat der vornehme Gaf
noch eben gelobt hatte. -

..Zu diefem Fenfter hinaus in Deiner ganzen Belzoerbrämung. mit
Deinem ganzen Staatskoftiim. Du Kupplerin. die Du mein Haus zu
Grunde richteft!“
..O welch roher Mann.“ fchrie Donna Olympia auf. die fich vor
wenigen Augenblicken noch an der vornehmen Gelaffenheit des Fiirften
erbaut hatte.
..Schilf-_zt mich. meine Kinder.“ rief fie noch lauter. als .Öttavio näher
trat. ..er ift närrifcb geworden.“
..Ich will Dir meine Narrheit zeigen. daß Du vernünftig wirft!“
fagte das Haupt der Familie und lief. ohne anzuhalten. in einem fort
das Gemach hinauf und hinab in feiner ganzen Tiefe.
..Die Tochter eines guten Mannnes willft Du zur Dirne eines
Ftirften machen. Schamlofe.“
..An folches denkt der Fiirft gar nicht. Wenn er Abfichten hat.
find es höhere.“
..Wenn er Abfichten hat.“ heulte Ottavio. ..Ich Öttaojo Accocam:
boni. angefehn in Rom. geehrt im Borgo. foll auf die Abfichten eines
nobeln Wiiftlings warten miiffenl Und wenn er noch beffere haben
follte. als er nur haben kann: Seht ihr denn nicht. daß das ein Mann
von meinen Jahren ift. wißt ihr denn nicht. daß er Witwer und Vater
eines fchon zwanzigjährigen Sohnes ift.“
..Weshalb zählft Du auf. was wir alle längft wiffen?“ fragte
Mario und trat vor die Mutter.
..Hiiiaus“. fchrie der Bater und trat auf ihn zu. aber obfchon
Mario fich nicht entfernte. fprach er zu ihm weiter. Ob fie denn ganz
ehrlos feien. ob fie zu Schurken an dem jungen Francesco werden wollten.
Echr miiffe fich vor diefem edeln jungen Menfchen fiir feine ganze Familie
f ämen.
In diefem Augenblick ftreckte fich. um den Verlauf des Befuchs '
kennen zu lernen. das fiißliche Geficht des Fra Vantaleo durch die
leicht geöffnete Tür; Ottavio machte einen Schritt zu ihr, Das Geficht
oerfchwand wie ein Spuk.
..Die Bfaffen. die Bfaffen.“ heulte Ottavio. ..ein Bfaffengeficht
fchaut bereits ins Spiel. Da ift es höchfte Zeit.“ Und er erklärte feierlich.
fo lange er atme. bleibe er Herr in feinem Haufe. und fo beftimme er
jeßt. daß am nächften Sonntag die lang aufgefchobene Hochzeit Vittorias
mit dem jungen Beretti gefeiert werde.
Sie fand auch ftatt. obfchon der Fiirft. durch Fra Banfaleo unter-
richtet. den Vorfchlag hatte machen laffen. Vittoria folle im Haus feiner
Mutter aufgenommen werden. Beim Feft erfchien die Braut in ge-
laffenem Glück. Ottavio in väterlicher Riihrung. und nicht einmal Donna
Olympia fchien unzufrieden. als während des Brunkmals der Kardinal
zu Ehren feines Neffen erfchien und die Hochzeitsgefellfchaft fegnete.
Die Wonne der erften Tage war noch nicht verraufcht. als der
Kardinal feinen Neffen zu fich in feine Gärten dicht bei S. Maria Mag-

giore rufen ließ. Es war die Zeit der fcheidenden Sonne. und ihre
Strahlen entlockten der Fülle des Laubwerks eine Flut grüngoldenen
Lichts. Der Kardinal durchfchritt. geftüßt auf feinen Neffen. den durch
Taxus und .Lorbeer gefchnittenen fchmalen Gang. der zu einer weißen
Mauer am Ende des Gartens führte. Als die beiden aus dem grünen
Schatten in die Brandung des Lichts traten. erfchienen fie wie Götter
oder Riefen. obwohl des Kardinals mächtige Glieder gebeugt und gar
der Neffe ein junger Menfch von feinen Gliedern war. Der Kardinal
fchritt fchneller als fonft und fprach entgegen feiner Gewohnheit unaus:
gefeßt und eindringlich zu Francesco. Er fei im Grunde gegen diefe
Heirat, Der hertfchende Vapft fei alt. die Zukunft dadurch unficher.
ein Nachfolger könne die Verhältniffe umgeftalten; wer dabei etwas
erlangen wolle. miiffe im rechten Augenblick frei fein; kiihne. auf fich
felbft gefiellte junge Leute könnten dabei rafcher handeln als durch Weib
und Familie gefeffelte. Jndeffen fei noch nichts verloren. und wenn er.
Francesco. fich dem Iheim in allem füge. ohne zu fragen warum. könne
er vielleicht nach groß und mächtig werden.
Vor allem habe er fich vor Orfini zu hüten; ihn zu reizen. könne
Verderben bedeuten; ein längerer Aufenthalt in Frascati oder Ariccia
fei vorläufig für die jungen Eheleute das Befte,
Zu diefem Rat bewog den Kardinal nicht weniger die Sorge. es
könne dem geliebten Neffen durch Orfini etwas gefchehn. als die weit-
blickende Furcht. mit diefem. dem Verwandten der Medici. in verwickelte
Verhältniffe gefiellt zu werden. Denn damals fah Veretti bereits. daß
die Zeit zur Verwirklichung feiner ungeheuern Vläne nahe fei und daß
die Gewalt feines Innern. die bald darauf wie ein Sturm über Europa
hinbraufen follte. nicht mehr lange unter der Hülle von Demut und
Hinfälligkeit zufammengepreßt bleiben werde.
>12 *
.,
Unter den großen Lamentationeu der Dante Olympia. die von
einer Abreife nichts wiffen wollte. gefchahn die Vorbereitungen dazu.
Schwermiitig iiber die Ereigniffe wider ihren Willen begab fich die Dame
- man war in die Ofterwoche eingetreten - in die Kapelle Sancta
Sanetorum und begann mit vielen andern Gläubigen die heilige Treppe
hinaufzuknien. Anf der Mitte der fchlichten Stufen angelangt. fühlte
fie fich leife am Aermel berührt. Es war Fra Vantaleo, Er ließ nicht
ab. während der von allen Seiten tönenden frommen Klagegebete nach
der Urfache ihres fo erkennbaren Grams zu forfchen. und tröftete fie erft
mit dem ach fo fehweren Leiden des Herrn. der hier an diefer Stelle.
ja vielleicht gerade auf diefer Stufe die fcharfen Geißelhiebe empfangen
habe. Dann meinte er. wer mit Innigkeit daran zu denken vermöge.
brauche die Hoffnung nicht aufzugeben. Er verftehe wohl. wie das
liebende Herz einer Mutter gequält werden müffe durch den Gedanken.
ihr Kind werde niemals zu der erhofften Größe gelangen. aber ,

Donna Olympia unterbrach ihn: Dennoch fei es nicht unmöglich.
daß der Kardinal Papft und damit der Neffe weit über die andern er-
hoben werde.
..Montalto - Papft - niemals!“ fagte der Frater laut und fcharf.
und fein Gefichtoerzog fich in Haß. ..Eher trage ich die Tigra als der Tretefel.“
Diefe Bezeichnung hatte fich Peretti bei denen erworben. die an
feine Milde. ja beinahe Unterwiirfigkeit glaubten. aber zu ihnen gehörte der
Frate nicht. feit ihn der Kardinal wegen irgend einer kupplerifchen Un-
tat mit dem Galgen bedroht hotte. Er fah in ihm vielmehr den Löwen
im Schafspelz und entfeßte fich vor mancher herrfcherhaften Gefte. die
aus der demütigen Hülle drohte.
„Und gewiß und wahrhaftig kann Peretti niemals zur Tigra
gelangen? Jhr. der Ihr hier in Rom alle Geheimniffe wißt. könnt Euch
darin nicht täufchen?“ fragte nochmals die Dame.
„Niemals. niemals. niemals“ verficherte feierlich der Frate.
„Ihr könnt mir das befchwören?“ fragte Donna Olympia. indef en
fie auf den Knieen eine Stufe höher rückte.
„Ich fchwöre es bei dem heiligen Blut. das fich über diefe Schwelle
ergoß“. fagte der Priefter und rutfchte nach.
„So fegne die Hölle diefe Heirat.“
Darauf erzählte fliifternd der Frate. daß der Fürft über den voll-
zogenen Bund außer fich fei und gefchworen habe. er hätte Vittoria zu
feiner Frau gemacht; Vittoria Fürftin Orfinil Gäbe es denn gar keine
Möglichkeit mehr. wiffe fie._ die Mutter. denn gar kein Mittel und fei
es noch fo verzweifelt? Vielleicht könne Mario den entfcheiden Rat
erteilen.
„Ich wünfchte. diefer Peretti mit feinem Kardinal wäre nie ge-
boren worden. Ich kenne keinen Rat. Mein Jammer hat mich an das
Ende meiner Kräfte gebracht. Befprecht Euch mit Mario!“
Sie waren auf der oberften Stufe angelangt. wo Chriftus mit den
Worten ecce homo dem Volke gezeigt worden war, Unter Schluß-
gebeten erhoben fie fich von den Knieen; andre Gläubige rückten nach.
Mario machte von felbft den Vorfchlag. der junge Peretti müffe -
befeitigt werden. Als er in Bedenken zurückfallen wollte. fragte ihn der
Frate. ob er es für ausgefchloffen halte. daß Peretti zum Papft erwählt
werde; in diefem Falle könne ihn und feine Genoffen kein andrer fchiißen
denn Orfini; diefer habe ihm ohnedies höhere Ehren zugedacht. als er
fich denken könne.
Mario rief: „Er muß fallen“ und fchwur. er werde Francesco. das
Unglück feiner Familie. mit eigener Hand töten. doch der cFrate bat ihn
wohlwollend. er möge doch dies nicht auf fich laden. Wenn fchon der
junge Menfch aus dem Wege geräumt werden folle. könnten Untergebene
Orfinis fich ungleich beffer darum annehmen als die eigenen Verwandten.
Die Mutter Francescos hieß Camilla und war. obwohl die Schwefter
eines fo ehrwürdigen Kardinals. ihr ganzes Leben lang fo miihfelig und

ka'rglich geblieben wie damals. als fie nach langen Schwankungen des
Gefchicks mit dem endlich zum Generalprokurator feines Franziskaner-
ordens ernannten Bruder nach Nom kommen durfte.
Einige Nächte nach dem Hochzeitsmahl hatte fie einen Traum. in
dem fie die Leichen Vittorias und Francescos in bejammernswertem
Zuftand auf dem Erdboden liegen fah. Jhr Bruder. der Kardinal.
fprengte auf herrlichem Pferd und in mächtigem Trab zu ihnen hin. ritt
aber. da er fie erreichte. ohne fie zu beachten. weiter. In diefem Augen-
blick entfalten fich aus dem Leib feines Roffes gewaltige Flügel; es
ftieg mit dem Kardinal raufchend in die hohen Lüfte. immer höher und
trug ihn zu einer im fernften. im lichteften Himmel leuchtenden Wolke. aus
der fich ihm eine Hand entgegenftreckte.
Beunruhigt durch das unerkla'rbare Geficht bewog Camilla die vor-
nehme Dame Olympia. als die erfahrenere und gleichfam als Schußgeift
im Haufe des jungen Vaars zu verweilen bis zu feiner Abreife.
Diefe hätte am nc'ichften Tag ftattfinden follen. allein um die Mitter-
nacht wurde heftig an die Haustür geklopft und Francesco verlangt,
Einer feiner beften Freunde liege fchwer verlegt ganz in der Nähe hinter
S, Maria Maggiore und bediirfe rafcher Hilfe. die Francesco. von dem
man wußte. er habe fich mit der Medizin befaßt. gewähren miiffe, Aus
fiißem Schlaf erweckt. geleitete Vittoria den Gatten die Stiege hinab.
da erfchien in ihrem Dunkel. bleich vor Schrecken. die Mutter Camilla.
An ihr Traumgeficht erinnernd. flehte fie den Sohn mit bewegten Worten
an. fich nicht dem Dunkel diefer ftiirmifchen Nacht preiszugeben. Jhr
Jammer riß Vittoria und felbft Donna Olympia mit fich fort; diefe
wurde von plößlichem Entfeßem - vor den Augen. die danach aus-
geblickt. erhob fich jeßt als ein Ungeheuer der Mord! - fo heftig ergriffen.
daß ihr die Sprache gelähmt war,
Francesco indeffen riß fich mit den Worten. wenn das Leben von
einem Traum fich beftimmen laffe. fo bedeute es ni>)ts. von den
Flehenden und trat. begleitet von einem Diener. in die Nacht, Die
Fackel. bei deren lautlos fla>erndem Schein die Frauen unter Schrecken
machten. war noch nicht niedergebrannt. als die Nachricht hereingetragen
wurde. man habe Francesco mit famt dem Diener. von vielen Dolchen
durchbohrt. an den Stufen der S. Maria Maggiore gefunden.
Das einzige Ziel des Kardinals Montalto war. am Ende feines
Lebens die Kraftfülle. die er in fich aufgefpeichert fühlte. ungehindert
entfalten zu dürfen und mit ihr die Menfchheit zu umfaffen. Auf dem
Wege zu diefem Ziel fchritt das Schweigen voran. und das eigene Herz
mußte verftummen, Aber Montalto. der im Grunde von der Natur des
Feuers war. brannte darauf. einmal diefes Schweigen brechen und
wenigftens einen Menfchen zum Vertrauten feiner Pläne machen zu dürfen.
Er hatte in dem Neffen. obfchon diefer noch jung war. einen Menfchen
feiner Art. Feuer feines Feuers erkannt. und wie an eine Erlöfung glaubte
er _an den Moment. da der Jüngling. fprachlos vor Erftaunen. zu feinen

Zielen mit fortgeriffen werde, Aber noh hatte er die Zeit. fih mit-
zuteilen. niht für gekommen erahtet, Jetzt. da fie nahe fchien. hatte er
Francesco verloren.
Was ein Wille zu gewaltigen Taten und ein einfamer Weg diefem
großen Kardinal an Menfchlihem gelaffen hatte. war von ihm an Fran-
cesco und die Shwefter verfhwendet worden. und obfhon feine Seele
fih vor der fhneidenden Kälte des Shmerzes zufammenpreßte wie Waffer.
das gefeiert. war er auh jeht der giitige Tröfter. Er hielt die zitternde
Hand der plößlich ganz alt gewordenen Shwefter in der feinen und wih
niht von ihr. bis den Toten die Erde deckte. Sanft und voll Liebe fprach er zu
ihr. indeffen fie weinte. aber da er die erfte Naht wieder allein war. fuhte
er vergeblih den Frieden des Schlafs.
* *
sk
Als während der nähften Tage die Kardinale vor dem fchlihten
Haufe Perettis vorfuhren. ihm ihre Kondolenz zu bezeugen. erftaunten
fie alle, Sie trafen Peretti betend oder an Arme Almofen verteilend
an. ruhig und beherrfcht in Haltung und demiitig im Wefen wie immer.
Als man ihn laut bedauerte. lehnte er höflih ab mit dem Wort. ein
höherer Wille habe dies fo gefiigt. wer von diefer Erde gefhieden. fei
zu beneiden. niht zu bemitleiden. er felbft fehne fih darnah. dem ge-
liebten Neffen zu folgen; da der Kardinal San Sifto. der Neffe des
regierenden Papftes. fih erbot. die Rihter. ja den Papft. fofort anzu-
rufen. fragte er mit fanfter. trauernder Miene. ob denn Rache den Toten
lebendig machen könne; diefe folle der demütige Menfh ruhig der Allmaht_
iiberlaffen.
Die Befucher wußten wohl. daß Peretti mit dem Neffen alles ver-
loren hatte. was ihm menfhlih nahe ftand; iiber fein Benehmen ver-
blüfft. bewunderte ihn ein Teil. während andre über ihn lahten.
Die Bewunderung fiegte über den Spott. als im nähften. von den
meiften Kardinalen befuhten Konfiftorium Gregor Alll, vor jeder Amts-
handlung auf Peretti zutrat und ihm feine Trauer kundgab. der Kardinal
aber befheiden zurückwich und das Berfprehen des Papftes. es werde
aufs ftrengfte nach dem Täter geforfht werden. dankend zurückwies.
daran erinnernd. daß auch Chriftus den Verfolgern vergeben habe.
Zu diefem wunderbaren Benehmen gab dem Kardinal niht allein
die Ueberlegung reht. fih vorläufig die Medici niht zu Feinden zu mahen.
fondern auh der Erfolg. den er damit bei den Kardinalen fand. Gleih-
viel. ob fie feine Haltung für eht oder für gefpielt hielten. iu jedem
Falle entfprang fie einer folch eifernen Beherrfhung der eigenen Natur.
daß diefer Mann groß fein mußte. entweder an Demut oder an Ber-
ftellung des Herzens. Der mähtige und reihe Kardinal Faruefe. der
Peretti ftets verahtet hatte. fah ihn ungläubig und erftaunt von der
Seite an. und der Papft fagte. als ernah Shluß des Konfiftoriums
in der Gruppe der mähtigften Kardinale dem Ausgang zufhritt. indem

er auf das unfcheinbare Ordenskleid anfpielte. das Peretti ftets trug:
Wahrlich. er ift doch ein großer Bruder!
Allein diefe bewunderte Selbftbeherrfchung. die Peretti hier aus
Ueberlegung fih erzwang. follte fpäter. da fie aus reinem Herzen kam.
ungleich majeftätifcher. ja aus Ueberwindung zurErhebung des Selbft werden.
el(*
*
Den Vater Ottavio hatte der Fall Francescos. den er mehr als
feinen Sohn liebte. fo gebrochen. daß er. an Körper und Geift hinfiechend.
das Haus nicht mehr verließ und fih weigerte. feine Familie zu fehn.
der er mißtraute. Er duldete nur den Fra Pantaleo um fich. der fih
in feinen Leiden an ihn hecangemacht hatte und ihn mit erbaulichen
und erhebenden Worten zu tröften verfuchte. Gerade die Shickfals-
fhläge. die man niht begreife. feien von Gott zu einem Zweck verhängt.
der fih erft fpäter herrlich offenbare, Allein Ottavio war diefen Er-
wägungen nicht zugänglich. er verfank immer mehr in Furcht vor dem
an Unreht ungeheuern Schickfal und erwartete zitternd feinen zweiten
Streich.
Diefer erfolgte bald. die vordem blühend entfaltete Familie gänzlich
auseinanderreißend. An Fra Pantaleo gewöhnt und von diefem mit
Bedacht feiner Familie entfre'mdet. merkte der Baier Ottavio es kaum.
daß Vittoria und ihre Mutter das Haus verließen; der prächtige Palaft.
in dem die hochbetagte Mutter des Fürften mit vielem Gefinde haufte.
nahm fie auf. Die Shußlofen - fo nannte Donna Olympia fih und
die Tochter - befuhte täglih der Fürft. Er fprah wenig und betrahtete
meift Vittoria mit ernftem und fanftem Blick. wie ein giitiger Vater.
Was Bittoria angeht. fo war fie ganz Shinerz. aber nicht göttlich erftarrt
wie Niobe. fondern hilflos. wie ein leidendes edles Tier, Diefer ohn-
mächtige Zuftand hatte es der fchnell entfchloffenen Mutter leiht gemacht.
Vittoria der Einladung des Fürften geneigt zu machen. Wenngleih nun
Vittoria. wie diefe Blätter nah zu verzeichnen haben. gar bald fich von
der Trauer um den jungen Gatten zu feinem Mörder wandte. fo war
ihr Leid dennoch kein oberflächliches. fondern es war wirklich und tief.
Wie ein verwundetes Tier den Schmerz bis in die feinften Fafern auf:
nimmt. dann aber. wenn die Wunde verheilt. ihn nicht mehr kennt. fo
litt und erftand von ihrem Shmerz Vittoria Accoramboni.
Das Gericht. das Gregor)(lll. über den Fall Peretti eingefeßt
hatte. war zu keinem Ergebnis getätigt und wollte bereits auseinander-
treten. als das Aergernis. das Vittorias Ueberfiedlung erweckte. und die
Erregung des Bolkes den Papft zum Borgehn zwang: Vittoria wurde
wegen Berdachtes der Mitfchnld und wegen Verletzung der gebotenen
Trauer von den Sbirren geholt und in der Engelsburg in Haft behalten.
Alle Mittel. die Orfini dagegen verfuhte. ja die Jntervention
Toskanas. mit der er drohte. mußten vor der entfeffelten Wut des
Volkes wirkungslos bleiben. und fo befchloß er. indeffen er Bittora durch

.
beftohene Wähter reihlih verforgen ließ. das nächfte Konklave abzu-
warten. denn der Bapft fank von Tag zu Tag mehr in fih zufammen.
Das Konklave fand ftatt aht Tage. nachdem Gregor >(Ill. unter
großem Vomp war beigefeht worden. und mit diefem Tag. an dem die
Inhaber der Gewalten fih auf unbeftimmte Zeit einkerkern ließen.
begann nah taufendjährigem Brauch die Volksfreiheit. Die Gefängniffe
wurden geftiirmt. die Gefangenen befreit. unter ihnen Vittoria durh
Paolo Orfini. Er fhob felbft den Riegel zu ihrem Kerker zurück. und
ein Diener hielt der vom eindringenden Licht Geblendeten ein pran-
gendes Kleid entgegen. das Gewand einer fiirftlichen Braut. War es
da ein Wunder. daß fie. dankbar bewegt. erfchüttert. in die liebevoll
geöffneten Arme fank. die fih ihr entgegenftreckten!
Geriihrt durch die Leiden. die 'Vittoria eigentlich um feinetwillen
trug. und mit der entfhiedenen Abfiht. jeden weitern Widerftand aus-
fihtslos zu mahen. hatte der Fiirft die fofortige Hochzeit befhlvffen.
Sie wurde noch während des Konklaves gefeiert. und der junge Fiirft
View. Baolo Orfinis Sohn. der von der Univerfität Salerno mit Eil-
pferden herbeigejagt war. um diefe Ehe zu verhindern. kam zu fpät.

r.- *
r.:
Zu Beginn des Konklaves hatte der Kardinal Felix Veretti keine
der Parteien fiir oder gegen fih. aber nah der erften Woche hatte er.
obwohl fheinbar ruhig und abgefhloffen in feiner Zelle fihend. die eine
an der andern zerfprengt. Nah Ablauf der zweiten Wohe exiftierte
keine der drei großen Parteien: Farnefe. Medici und San Sifto in
dem Sinne. daß zwei von ihnen. vereinigt. hätten die Wahl diktieren
können; bald darauf fchien es. als verfage jede einzeln und als habe
das Konklave jede Richtung verloren; in Wirklichkeit war jetzt Verein
der eigentliche. wenn auh ungefehene und geheime Leiter. Er fpielte.
nachdem die mähtigern Kardinale niht mehr in Betraht kamen. mit
der Wahl derer. die durch. Tugenden wie Greifenhaftigkeit. Unter-
würfigkeit oder Jndifferenz der bereits ein Koinpromiß fuhenden Mehr:
heit angenehm fein konnten. rief aber im rehten Augenblick den fih
fchon herabfenkenden heiligen Geift zurück und hatte damit auh die
kleinem Gegner ausgefhloffen.
Er faß am Abend des dritten Sonntags vor dem mit Shriften
bedeckten Tifh feiner Zelle. als die Kardinale Alexandrin. Efte und der
cFranziskanergeneral hereintraten und erklärten. fie hätten befhloffen.
ihn zum Vapft zu mahen und bereits einen großen Teil der Kardinäle
fiir diefe Wahl gewonnen: Beretti erblih. erhob fih und trat ab-
wehrend einen Shritt zurück. Welhe Verantwortung fei es doh. einem
fo alten und leidenden Mann. der gewiß niht mehr lang zu leben habe.
eine folhe Laft aufzubürden! Wie fie glauben könnten. er vermöge fie
noh mit Kraft und gar allein zu tragen, Nur dann könne er mit ihnen
fich einigen. wenn er das fefte Berfprehen erhalte. daß fie ihn niht im

Stiche laffen. fondern treulich ihn beraten und mit ihm gemeinfam
regieren werden.
..Wir werden Euch nicht verlaffen. Eminenz. darauf könnt Ihr
bauen wie auf Chriftus“ rief in ausbrechendem Triumph der Kardinal
Alexandrin.
..Nun gut. aber fagt. wie fteht es mit den Kardinalen Farnefe
und San Sifto?“
..Ihre Parteien find über ihren Kopf hinweg zum größten Teil
fiir Euch gewonnen. fie felbft können fich nicht widerfehen. fobald fie
fehn. daß wir ohne fie die Wahl machen.“
..Und feine Eminenz der Kardinal Medici?“
..Ihn zu gewinnen. ift nicht ausgefchloffen. infofern Ihr die Zu:
ficherung gebt. Eure Sache gegen fein Haus nicht weiter zu verfolgen.‟
..So fagt ihm. daß ich nichts weiter begehre als den Frieden.
Droht ihm mit der Wahl einer Kreatur Farnefes. den er fürchtet.
Sucht ihn auf - fogleich - er ift nah der Schwelle.“
Wirklich fchlich der Kardinal Medici von der Zelle Berettis weg.
als die drei Verbündeten heraustraten. Er war ein großer hagerer
Greis mit den iiberlegten Manieren eines Diplomaten. Mit einem
Blick verftand er die Situation. Da er nnter den Verbündeten den
Franziskanergeneral fah. den er haßte. reckte er fich höher und fchoß
einen halben Blick tötlicher Verachtung auf ihn herab. Der Franzis-
kaner aber. klein und beleibt. in feiner fchlicbten Kutte. erwiderte durch
einen noch hochmiitigern Blick. der. obfchon er von unten kam. über
den großen Medici hinwegfah.
..Die Wahl ift gemacht. Eminenz.“ zifchte der Franziskaner. ..und es
ift der dringende Wunfch Eurer Freunde. Ihr möget Euch nicht durch
nuhlofen Widerftand felbft fchaden.“
Durch die weife Taktik Berettis hatte Medici das Veto Toskana-s. das
in feiner Hand lag. bereits in einem vorhergehenden Wahlgang verbraucht
und war fo feiner fta'rkften Waffe beraubt. Aus Furcht. die drei Ver-
bündeten wiirden ohne ihn die Wahl vollenden und den künftigen Vapft
beherrfchen. iiberredete er fich fchnell. deffen friedliche Gefinnung gegen
fein Haus fei echt. und ließ fich überrnmpeln. Unter dem fchmalen.
fpißbogigen Gewölbe des engen Gangs. der zwifchen den Zellen lief.
wurden mit leifer Stimme die Schlußverhandlungen geführt. deren Re-
fultat ein fchwacher. von den verbündeten Kardinalen regierter Bapft
fein follte.
Als am nächften Morgen das Skrutininm für Beretti 24 Stimmen
erreichte. erhob fich diefer. ohne die formelle Vollendung des Wahl-
'gang's abzuwarten. feurig wie ein Iiingling. fchritt kraftvoll zum Altar
und fchleuderte den Stock. auf den er fich ftets geftiißt hatte. mit weiter
Geberde hinter fich. Hierauf nahm er dem Kardinalkämmerling die
Tiara aus den Händen und feßte fie fich gegen den uralten Brauch
felbft auf. Die Kardinale. die ihn fo fahn. waren wie vom Bliß getroffen;

Farnefe. der in diefer einen Gebärde die Wendung der Dinge erkannte. proteftierte. aber Veretti rief dröhnend: die Wahl ift nach Form und Inhalt gut und begann mit mächtiger Stimme das Tedeum zu fingen. in das die Kardinale einftitnmten. Er' befahl die augenblickliche Adoration und fchritt. nachdem die Verfammlung fich wieder erhoben hatte. hoch aufgerichtet. majeftätifcl). ein Herrfcher. mit weit ausgeftreckten fegnenden Armen dem Ausgänge zu. fich dem Volke zu zeigen,

>lc 4- *

Als im Vatikan das entfcheidende Skrutinium abgehalten wurde. rannte Fra Vantaleo wie ein flüchtiger Wolf durch die Straßen und heulte durch die Gemächer des Fiirften Orfini. die Wahl ftehe feft. Veretti werde Vapft. Orfini verlachte ihn erft. als aber das Volk die Erwählung durch die Straßen fchrie. machte er fich mit den fchwerften Vorwürfen auf zu feinem Onkel. dem Kardinal. Diefer. durch den völlig unerwarteten Umfchwung gänzlich gebrochen. faß fpiß und lahm wie ein alter Rabe in einem großen gefchnißten Stuhl und hielt fich durch ftärkende Getränke aufrecht, Er gab dem Neffen in allem vollftändig Recht und riet ihm. fo rafch als möglich mit der jungen Gattin und allen Schäßen Rom zu oerlaffen, Das Lamm habe fich in den Löwen verwandelt. und die Vranke des Löwen fei erhoben.

Unter Befchwörungen. Bitten und Drohungen verlangte auch Fra Vantaleo fofortige Flucht und außerdem den Schuß der Gefandtfchaft für feine Verfon. Aber der Fiirft. ftolz und nicht gefonnen. vor einem Manne zurückzuweichen. den er ftets als untergeordnet betrachtet hatte. befchloß. zu bleiben,

3.-

zt:

Als der junge Fiirft Viero die Geftalten des Fra Vanta'leo und der Donna Olympia im Haufe feines Vaters fah. fuhr er diefen mit rafchen und heftigen Vorwürfen an, So weit alfo habe ihn blinde Leidenfchaft zu einem kalten Götterbild gebracht. daß er diefe Spukgeftalten in dem alten fürftlichen Haufe dulde. daß er den Bloß. von dem die edle Mutter habe fcheiden müffen. an ein völlig fremdes Gefchöpf verrate. Der Vater. durch diefe Erinnerung im Herzen bedrückt. antwortete kalt. daß jedes Alter nur feine eigenen Angelegenheiten verftehn könne und daß er dem Sohne wünfche. er möge in keinem Anftoß erregen.

Vittoria fuchte der junge Fürft nach Kräften zu meiden; wenn er mit ihr zufammentraf. betraäjtete er fie mit lauerndem Blick. und feine kalte Höflichkeit war beinahe verleßend. aber gegen Donna Olympia. die feit ihrem Einzug ins Fürftenhaus eine goldgeftickte Haube trug. zeigte er folch unverhohlenen Abfcheu. daß Vaolo Orfini ihr durch Fra Vantaleo den Vorfchlag machen ließ. fie möge fich mit einer angemeffenen Venfion fchleunig in ihr früheres Heim zurückziehn.

Sofort fuhr die Dame auf und ftiirzte in die Gemächer Vittorias - Viera Orfini. der fie in diefer Lage fah. verglich fie mit einem

wütenden Aeffchen. Die Tochter blieb fo kalt wie Stein bei den leiden-
fchaftlichen Klagen. ja fie hielt es felbft für das Befte. daß die Mutter zum
Pater zuriickkehre. der. gealtert und von Sinnen. ihrer bediirfe. Die
Dame Olympia bekreuzigte fich vor folchem Undank und wiinfchte den
jungen Peretti ins Leben zurück. aber die Tochter blieb feft. Sie haßte
die Mutter. nachdem die erften Wochen der neuen Ehe oerfloffen waren.
und feit fie die offene Verachtung fah. die der vornehme junge Fürft
Olympia entgegenbrachte. Diefe fuhr feßt gegen Fra Pantaleo los; der
Priefter krümmte fich erft wie ein Wurm unter den Peitfchenhieben ihrer
Anklagen. bäumte fich dann aber auf als ein haßerfiillter Dämon und fluchte
ihr alle Schuld an dem Tod des jungen Peretti zurück. bis fie gänzlich
zerbrochen. den Palaft verließ. um Troft und Halt zu fuchen bei dem
alten verwirrten Mann. der unaufhörlich um Francesco klagte.
Vittoria war von dem lauernden Auge des jungen Ftirften gebannt
wie eine Schlange von dem Blick ihres Befchwörers. Sie fiirchtete ihn
und wiinfchte dennoch. er möge zu ihr fprechen. Er fcbien ihr ftolz.
kühn und graufam. und wenn die Liebe fie mit Paolo Orfini vereinte.
fuchte fie in den Zügen des Vaters die kiihnern des Sohnes. Piero
aber reifte. ohne Abfchied zu nehmen. plötzlich ab. angeblich. um in Sa-
lerno feine Studien fortzufeßen.
she
zu
3.:
Einige Wochen waren verfloffen. Unterdeffeu war Felix Peretti in
der ungeheuern Geftalt Sixtus des U. am Horizont aufgeftiegen wie eine
Wolke. die erft unfcheinbar über dem Meer erfcheint. bald aber den
ganzen Himmel überzogen hat. Die großen Pläne. die er fo lange im
Herzen oerfchließen mußte. fchleuderte er jetzt über Nom hin: Erneuerung
der abfoluten Zentralgewalt des Papftes. völligen Umfturz der alten
taufendjährigen Verwaltung. Wiederherftellung des verfallenen Gerichts-
wefens. neue Stellungnahme zu den proteftantifchen Mächten. Vernichtung
der Briganten Latiums. Erhaltung eines neuen Rom. Orfini. durch die
ihm gegeniiber bewahrte Ruhe diefes fo tatkräftigen Papftes erfchreckt.
entfchloß fich. Klarheit herauszufordern und fuhr zu der erften großen Audienz
vor. Der neue Papft faß inmitten einer großen Schaar geiftlicher und
weltlicher Würdenträger auf dem Thron und unterhielt fich aufs an-
geregtefte mit den Kardinalen Medici und Farnefe. Auf ihre Bemerkung.
fie feien erftaunt. Seine Heiligkeit aus der frühern Hinfälligkeit zu folcher
Frifche erftanden zu fehn. hatte er ihnen geantwortet. ja. er fei darüber
niemals im Zweifel gewefen. daß die Papftgewalt einmal die kräftigfte
Medizin für ihn fein werde. und er fühle die Kraft in fich. nicht nur
die Kirche. fondern die ganze Welt zu regieren. als Orfini mit Gefolge
eintrat.
Der Berfammelten bemächtigte fich hohe Erregung. Medici und
Farnefe wurden unruhig. der Papft blickte auf. Orfini trat langfam
näher. erhobenen Hauptes. und ließ fich vor dem Thron in die Knie
nieder. Da richtete fich Sixtus hoch auf; aus erzernen. undurchdringlichen

.Zügen floß fein ftarker Bart. feine Augen fchloffen fich langfam. So
faß er. ein Richter. der die Tiefen feiner Seele nach dem Urteil abfragt.
und fchwieg. bis alle den Saal verließen. -
Einige Kardinale erzählten. es habe fich der neue Bapft kurz nach
der Erwählung und bevor er fich dem Volke gezeigt. nach dem alten
Brauch vor dem Altar niedergeworfen. aber er habe dabei nicht die
Lippen bewegt. fondern nur ernft und feft das Kruzifix betrachtet. Jn
diefem einen Blick hatte Beretti der mächtigen Gewalt gedankt fiir die
weite Entfaltung feiner Lebenskrüfte. die nun ins Unendliche greifen
konnten. und fiir die kommende Rache. Aber fo mächtig feffelten ihn
die großen Pläne und die neuen Berhältniffe. daß er die Ueberlegung
immer wieder abbrach und das Urteil verfchob. Da nun Orfini eintrat.
erwartete der Vapft. daß feine Trauer. fein Verlangen nach Naehe und
fein Gefühl fiir Gerechtigkeit fich neu in ihm erheben und ihm Donner
und Blitz in die Hand geben würden. Aber dies gefchah nicht. So
tief er auch in fich blickte. er fand die lang zurückgehaltenen Gefühle
nicht mehr; es war. als habe er mit feiner Erhebung aus dem ge-
wöhnlichen Menfchentum auch alle menfchliche Leidenfchaft abgeftreift.
und nur ein einziges ftarkes Gefühl wehte in ihm: das Bewußtfein
feiner Schöpferkraft, -
Er erhob fich und verbrachte die Nacht fchlaflos in einem weiten
und kühlen Gemach beim Hof San Damafus, Wie Jsrael mit dem
Engel. fo rang er die Nacht mit feinen ftarken Gedanken. Er fuchte
fein tiefes Leid um den teuern Menfchen und fand es nicht mehr. er
fuchte den feurigen Wunfch nach Rache. und er traf in feiner Tiefe
auf Flammen von einer Kraft. diefe Welt zu läutern. .
Er fragte fich. ob Hochmut ihn über die Jnnigkeit der Trauer
hinausgehoben habe. und ob er noch reinen Herzens fei.
Der Morgen kam und der Bapft trat an das hohe Fenfter. Schon
trafen die erften Sonnenftrahlen die Kuppel des heiligen Petrus. Sie
erfchien frei. in fich vollendet und fo leicht. als wolle fie. erwärmt von
den andringenden Strahlen. einer Sphäre gleich entroll'en. Sixtus fah
in ihr das Symbol des alten menfchlichen Kulturkreifes. der über den
Zeiten thront. wie fie über Nom. Der Glanz. den fie unter der höher
fteigenden Sonne annahm. blendete den Vapft. aber aus dem unter ihr
ruhenden Schatten fchienen ihm riefenhaft die Geftalten Trafans. des
.Kaifers Karl und des Bapftes Hildebrand zu wachfen und die Gewaltige.
Kathatiden gleich. zu tragen.
Da fah- er alle menfchlichen Leidenfchaften tief unten - zerftiebendes
Wellengekräufel. verfliegender Schaum des Meeres! - wie etwa ein
Gott auf fie herabfehn mag. und fühlte fich von großer Laft befreit.
Nach jener Audienz reifte Drfini fchleunig ab und rief die Inter-
vention feines Schwagers. des toskanifchen Großherzogs. an. Diefem
gab der Bapft zur Antwort. er fei gekommen. die Gerechtigkeit auf
Erden wieder herzuftellen. wie Mofes vom Berge Sinai. aber gerade.

weil er das ttrinzip der allgemeinen Gerehtigkeit verfolgen wolle. ftelle
er das eigene Intereffe und die Privatrahe zurück. außerdem fei er
davon überzeugt. daß diefe Sahe den Keim ihres Berfalls bereits vom
erften Augenblick an in fih trage.
Trotz diefer Zufiherung traute Orfiui dem gewalttätigen Papft
niht und reifte mit Vittoria weiter nah Salö am Gardafee. wo er
einen Palaft befaß,
An die Abreifenden hatte fih Fra Pantaleo geklammert. Längfi
hegte der Fiirft den tiefften Widerwillen gegen ihn. aber er wagte es
niht. ihn günzlih fallen zu laffen; er nahm ihn unter dem Titel eines
Beihtvaters mit fih.
In Salö erkrankte Lrfini fhwer. Die Erregungen der leßten
Monate. das Zerwiirfnis mit dem Sohne raubten ihm die Kraft. fih
zu erheben. Außerdem begann. je mehr er fih felbft verfallen fah.
immer ftärker wiiteude Eiferfuht an ihm zu freffen. Er zog den Fra
Pantaleo wieder in fein Vertrauen und ließ Vittoria duch ihn bewahen.
Diefe flammte jetzt in Haß auf; die Eiferfuht des Gatten zeigte
ihr erft die verlornen Freuden. fie betrat niht mehr das Krankenzimmer.
und die Nacht. in der Orfini fterben mußte. vereinte fie mit dem jungen
lebensfrohen Baron *iallavicini von Solo.
Der Fürft hatte Vittoria einen bedeutenden Teil feines Vermögens
vermaht; daher fiirhtete fie noch mehr den Haß des graufamen Piero.
Sie rief den Shuß der Republik Venedig an. zu deren Gebiet Salo
gehörte. Die Dominante. auf der Hut. den Weg Sixtus des l7. zu kreuzen.
fragte bei diefem erft vorfichtig an. doh da er erklärte. an diefer Sahe
und an ihren Folgen habe er weder Rehte noh Pflihten. ward der
Shuß zugefagt.
r"- Es war eine Naht. finfter und ftürmifh wie jene. die den jungen
Peretti fallen fah. als vor dem Palaft am Ufer des Sees ein Trupp
von Reitern erfhien. Vittoria. fhnell erweckt. rief in das Dunkel hin-
unter und gebot den Bewaffneten. den Frieden des Haufes zu ahten.
da befahl eine entfhloffene Stimme die fofortige Oeffnung des Tors,
Vittoria erkannte den jungen Piero. Sie fank auf das Lager zurück.
und unentrinnbares Todesgrauen befiel fie. wie damals. als Francesco
hereingetragen wurde.
. Den Kolben. Blöcken und Eifenftangen der Stürmenden widerftand
das Tor; fie legten Feuer an. es zu durhbrennen. Da erbot fih. im
Dunkel kauernd. der Frate. das Tor zu öffnen. gegen eidlihe Zufiherung
freien Abzugs fiir feine Perfon. Sie ward ihm zugefagt. und die
fhwere Pforte knarrte. Die Bewaffneten drangen ein, Als Erfter ward
Fra Pantaleo erftohen, Er fhnellte hin und her wie ein Fifh.
dann ftreckte ihn ein ftarker Hieb zu Boden. - -
Piero drang hinauf. Zufammengekauert auf ihrem Bett. lag
Vittoria. Piero riß fie empor, ..Niht." rief fie. ..ih weiß zu fterben". und
wandte ihm ihr Antlitz zu. Nah in der Todesangft fhien ihr Blick in

l'. J' Friedrich Haufe
als Cardinal Richelieu

feinen kalten Zügen etwas zu fuchen. Sein Dolch durchfuhr fie und
warf fie zu Boden. Dann wandte er fich dem_Erbe zu.
Da die Tat in ihrem Gebiet und noch dazu an einer ihrem
Schuh unterftellten Berfon verübt worden war. ließ die venezianifche
Regierung den Reitern bei Vicenza durch Militär den Weg verlegen
mit der Aufforderung. fich dem Gericht der Republik auf jedes Urteil
hin zu übergeben. Auf die entfchloffene Weigerung des Führers Piero
Orfini und feiner Gefährten. die junge Leute aus dem fiiditalienifchen
Adel waren. trieb man fie in die Stadt Padua zurück. Dort ver-
fchanzten fie fich in dem ftc'irkften Balaft. den fie in der Eile erreichen
konnten, Drei Tage lang hielten fie fich verwegen und tapfer. dann
kamen aus Venedig Berftärkungen. Bei dem nun folgenden gewaltigen
Sturm der Belagernden fand Piero Orfini mit feinen Tapferften und
Treueften den Tod. die andern ließ die Republik nach Kriegsrecht an
Ort und Stelle enthaupten.
Der Kurier. den die venezianifche Regierung mit den Schilderungen
diefer Ereigniffe an den Bapft fandte. durchfuhr bei feinem Eintritt durch
die porta popolo die Maffenquartiere der zehntaufend Arbeiter. durch
die Sixtus den Obelisken des Ealigula vor St. Beter fchaffen ließ. und
paffierte auf feiner Fahrt zum Vatikan die Trümmer jener Stadtviertel.
die der Bapft hatte niederreißen laffen. um den gewaltigen Straßenzug
vom Bineio zum Lateran zu ziehen.
Sixtus 1/, ftand jeßt als Lenker in dem großen Streit. den er
zwifchen den alten katholifchen und den proteftantifchen Mächten herauf-
befchworen hatte. und hielt gerade mit dem englifchen und fpanifchen
Gefandten Konferenz. Er unterbrach fie. als Venedigs Bote gemeldet
wurde. und las aufmerkfam die Berichte. Er verharrte einige Zeit in
tiefem Schweigen und wandte fich hierauf wieder den Gefchäften zu.

Geheimrat Friedrich Haufe:
Meine erften Schritte auf der Bühne
Am 18, Iuni 1845 betrat ich in der Urania zum erftenmal die
weltbedeutenden Bretter als „Herr von Malesherbes“ in den ..Rofen des
Herrn von Malesherbes“ von Koßebue. Das ging auch ganz gut. und
ich hatte die Freude. daß mein fo lieber und guter Vater mich an jenem
Abend fpielen fah - zum erften und leider leßten Male in feinem
Leben. Leicht mag ihm nicht dabei ums Herz gewefen fein!
Mein Mut wuchs. -
Beim zweiten Male gab man mir dafelbft eine unbedeutende Neben-
rolle in dem Töpferfchen Schaufpiele ..Die Gebrüder Fofter,“ Unter den
wenigen Worten. die ich zu fprechen hatte. befand fich auch die Vhrafe:
..Gebt mir ein Glas Ale.“ Ich. der ich mich abfolut noch nie mit der
englifchen Sprame befchäftigt hatte. fagte alfo frifch und fehr laut: ..Gebt
mir ein Glas Aahlel“. worauf mir ein homerifches Gelämter antwortete.
Von da an lernte im die Angft kennen. und als ich in einer Ritter-
komödie zu melden hatte: ..Rings um die Burg ftehn verdächtige Haufen
Reiter - mitten darinnen der Hauptmannt“. übermannte mich die Be-
klommenheit derartig. daß ich unter ftürmifchem Gelächter ftoßweife nur
herausbrachte: „Rings um die Burg - liegen - mehrere verdächtige
Haufen. mitten darin der Hauptmann!“ f
Dadurm war im für die Urania bei meinem jedesmaligen Auftreten
der Gegenftand herzlichen Gelächters. und als ich in einer der nächften
Vorftellungen. „Vreziofa“. hätte fagen follen: ..Seht. im Mondfchein
fißet fie mit der Zither ftill im Arm“. fuhr es mir bei unausfprechlicher
In den nämften Tagen, am 1. November. vollendet Friedrich Haufe fein 85. Lebens-
jahr. Bei diefem Anlaß erinnern fich viele des um die Biihnenkunft hochverdienten
Mannes. Der Kreis feiner Freunde und Verehrer ift groß. Wir hoffen. unfern
Lefern mit den Bildern Haafes eine Freude zu machen. die wir in diefer Nummer
bringen. Wir drucken hier ferner einen Auffaß aus der Feder Haafes. der den
köftlichen Humor des unvergeßlichen Kiinftlers fpiegelt. Der Auffaß entftatnmi

Angft heraus: „Seht. im Mondenfcheine fitzet fie uud zittert mit den Armen!“ An demfelben Abend vervollftändigte ich meine Dispofition zum Verfprechen noch einmal. indem ich ftatt: ..Eine Taube fißt fie unter Naben“. fagte: „Ein Rabe fißt fie unter Tauben!“ - Ich war alfo damals ein - fich viel verfprechender Kiinftler.
In diefe Zeit der damaligen Uraniavorftellungen fällt auch meine Bekanntfchaft und das Zufammenwirken mit Albert Hoffmann. dem Begründer des „tkladderadatfchs“. der einzigen. fatirifchen Zeitfchrift. die das Jahr 1848 iiberdauerte und zu fo großer Bedeutung gedieh. daß fie den Herausgeber nach und nach zum Millionär machte. Auch der gute alte Ludwig Menzel begann um diefe Zeit feine fchaufpielerifche Laufbahn auf der Uraniabiihne.
Höchft ehrenvoll. daß diefes kleine Gefellfmaftstheater. das nun fchon vor ein paar Jahren feine hundertjährige Gedächtnisfeier auf der Bühne des königlichen Opernhaufes zu Berlin begehn konnte. eine fo auffällige Zahl namhaftefter Bühnengrößen zu zeitigen vermochte. Man bedenke: die Crelinger. Gefchwifter Stich. Crüfemann. Döring. Berndal. Hilte. Kahle. Poffart. Matkowsky. Pauline Ulrich - (e tutti quaritj. Noch heute findet manches bildfame Talent dort Anregung zu klinftlerifchem Schaffen. darf fich zum erften Mal öffentlich der Beurteilung aus: fetzen. - es ift der erfte Fliigelfchlag. der oft in den hellen Aether hebt - oft ftill wieder zur Erde trägt!
Auch im Berliner Königlichen Gießhaufe hinter dem Zeughaufe gab es ein kleines improoifiertes Prioattheater. das in dem tiefen Dunkel der untern Räume diefes Haufes von dem Obergießermeifter Fifcher auf Bitten feiner zwei hiibfchen Töchter. die fich der Bühne zu widmen gedachten. aufgeftellt war. Beleuchtet konnte nur die Bühne werden. und zwar durch Oellampen; der Zufchauerraum. in dem allerlei Bänke und Stühle durcheinander ftanden. konnte faft dunkel genannt werden. weshalb man denn auch mitunter allerlei unartikuliertes Gekreifche zu hören bekam - wahrfcheinlich nur diefer Dunkelheit wegen. Hier fpielte ich auch Komödie mit meinem Mitfchiiler bei Tieck - Emil Börde - dem
den Memoiren Haafes. die vor mehr als einem Jahrzehnt bei Richard B o ng (Berlin. Leipzig. Wien. Stuttgart) erfchienen find. In diefem Buch, das unter dem Titel ..Was ich erlebte“ feinerzeit freudig begrüßt wurde. erzählt er in einer Reihe lofe verkniipfter Kapitel. was er gefehn. erfahren. empfunden. gewollt. Wir werden es dem befcheidenen Mann nie vergeffen. was er außerdem g e ko nnt hat,
Die Redaktion.

Sohn eines Berliner Königlichen Baurats und fpätern Gatten der rühm-
lichft bekannten Königlich Sächfifchen Kammerfängerin Nen. Würde und
ich waren um die gedachte Zeit Tieäs einzige Schüler.
Die Bühne in dem erwähnten Gießhaufe war fo niedrig. daß man
bedeckten Hauptcs beinahe die Soffitten berührte, Eines Tages .wurde
,.Fridolin. der Gang nach dem Cifenhammer“ aufgeführt. Bürde
fpielte den Grafen Felfeck. ich den rothaarigen Böfewicht, Bürde fah
recht hiibfch aus und fand das auch, Er trug ein ohnehin hohes Barett
mit noch höherer Feder. Auftreten und mit der Feder fofort in die
Soffitten fahren. war eins, Barett und Feder lagen ihm zu Füßen.
Unwillig ftiilpte er fich das Barett fchnell wieder auf. doch in der nächften
Sekunde wird es ihm durch die feindliche Soffitte gleich wieder vor die
Füße gelegt. wodurch die tragifche Wirkung feines Spiels beträchtliche
Einbuße erlitt. denn ftiirmifches Gelächter begleitete diefen nicht vorher-
gefehenen Unfall.
Bitrde war eine liebenswiirdige Natur. geiftreich. und hatte viel
gelernt. Wir mochten uns fehr gern und teilten nicht felten das leßte
Viergrofäfenftück. wenn wir nach einer der herrlichen Vorlefungen unferes
vergötterten Meifters .Tieck hungrig fein Lefezimmer verließen. Denn fo
viele geiftige Genüffe er uns auch bot. fo wenig materielle gab es für
zwei ftets hungrige Jiinglingsmagen. die fich unmöglich mit zween
Brotfchnittchen zufrieden ftellen laffen. auf denen eine Jllufion von Butter
und gehacktem Ei lagerte.
Aber Schrullen. unglaubliche Schrullen beherrfchten den Kunftgenoffen
damals. So behauptete er zum Beifpiel gläubig. daß in dem Leibe
des Menfchen fich zwei Walzen befänden. die große und die kleine Walze.
welche auf die Lungentätigkeit beim Sprechen den größten. nachhaltigften
Einftuß übten und für den Schaufpieler von allergrößefter Wichtigkeit wären.
Könnte ich den lieben Menfchen doch noch einmal fprechen. vielleicht.
daß ich erfiihre. wie er heute iiber das Walzwerk im menfchlichen Leibe
denkt und auch über manches andre, Tieck fah die Vollkommenheit in
der größten überhaupt zu erreichenden Harmonie aller einzelnen Teile
mit dem beabfichtigten Ganzen.
..Das ift auch Jhre Aufgabe. lieber Haafe“. fagie er nicht felten.
„auch der darftellende Künftler. der Neptäfentant des dichterifchen Werks.
muß diefe Aufgabe erfüllen. will er auf die Würde eines Künftlers be-
rechtigte Anfprüche erheben. und für Sie ift die Erfüllung diefer Aufgabe
das fchwerfte. fchwieriger als für den Maler. Bildhauer. felbft Dichter.

Sie follen Material. fhaffender Meifter und Kunftwerk zu gleicher Zeit
fein! Und wenn Sie all das in vollkommenftem Maße werden. fo bleiben
Sie doh nur ein Teil des Ganzen. und erft in der vollkommenften
Harmonie aller Teile zum ganzen erwähft das vollkommene Kunftwerk.
Der Künftler muß ein Virtuos fein. und Sie wiffen. was dies eine
Wort in fich fhließt: 'ir - uirlus -- uirtuoßuß!“
Iawohl wußt ihs. habs ftets gewußt. aber nie in dem Sinne danah
gehandelt. wie fpätere herbe und oft reht ungegorene Behauptungen
es mir und zu gleiher Zeit auh Bogumil Dawifon niht felten vorwarfen.
Ih werde und muß fpäter noch einmal auf diefes Thema zurück-
kommen. weil ih im Laufe der Jahrzehnte allzuviel Irrtümer. niht felten
Torheiteu. felbft dummes Zeug über den Begriff ..Virtuofentum“ leider
zu lefen bekam und doh auchlefen mußte. um darüber mitfprehen zu
dürfen.
Tragikomifh erfeheint es mir heute. wenn man mih niht felten als
den leßten Vertreter der fogenannten ..alten Shule“ bezeichnete. die -
gottlob - überwunden fei. während Dawifon und ih viel. fehr viel
Bitteres zu hören bekamen über die ..allzu realiftifhe“ Rihtung. welhe
wir in unfrer Spielweife zu Tage treten ließen. ..Vernunft wird Unfinn.“
Einmal wurde im Königlichen Shaufpielhaus Shakefpeares
..Heinrich 17.“. neu einftudiert. angezeigt. Herr Döring - Falftaff!
Mein Freund Hermann. der Bruder Guftav Rihters. und ih fahn uns
bedeutungsvol(an; das mußten wir doh unbedingt erleben. Aber wie?
Ohne Geld! Das geht niht! ..Weißt Du.“ meinte Hermann. ..der
Guftav hat in feinem Büherfpind mehrere große wertvolle Lexika ftehn.
Wie denkft Du dariiber. wenn wir felbige Lexika ..verkloppen?“
..Ia. wie foll ih dariiber denken? Wenn Du meinft - verkloppen
wir alfo die Büher!“
..Beim heiligen Klopftock. fo feisl“ Gefagt >- getan!
Ein Antiquar an der Gertraudtenbrücke kaufte mir. da ih allein
in den Laden geftoßen wurde. die vier Büher ab. und ih erhielt dafür
zwei Taler.
Dörings Falftaff entzückte uns. und ein Abendbrot nah der Bor-
ftellung in dem Wurftkeller bei Niquet reftaurierte uns zu einer Fortfeßung
nähtlicher Bummelei. denn ih muß es nur geftehn. daß ih im geheimen
auh ein überaus leihtfinniger Kerl war. und erft in ganz lehter Zeit.
- alfo wie gejagt - in ganz lehrer Zeit ein Ausbund von Tugend
und jedweden moralifhen Vorzugs wurde,

Zwei Tage fpäter entftehtin Guftavs Zimmer plößlih ein Mordsfkandal,
..Wo find meine Lexika. wer hat meine Lexika weggenommen?“
Soklingts. die beiden Verbreher furchtbar mahnend. ins Nebenzimmerhinüber,
..Hermanm haft Du meine Lexika?“
Und nun entwickelt fih die ganze Nihtsnußigkeit meines Freundes
Hermann. Mih vorfchiebend. erzählt er fhnell ein ganzes Märchen von
Erfindungen. wälzt alle Shuld auf mih. daß ih es wäre. der die Büher
verkauft und das Erträgnis mit ihm ..vergeudet“ hätte,
..Die Büher muß ih wieder haben - meine Büher - oder ich
weiß niht. was ih tue!“ So fhäumte Guftav.
Hermann zieht mih ins Rebenzimmer und fagt ernfthaft zu mir -
diefer Tartüffe: ..Du fiehft. Friß. es geht uns an Hals und Kragen!
Komm gleih mit mir nah der Gertraudtenbriicke und laß mih handeln.
Geh auf alles ein. was ih fage. und zeig. ob Du Talent fiir Deine
Komödien-Karriere haft oder niht!“
Wir betreten alfa die Bibliothek des Antiquars an der Gertraudten-
brücke - es war ein offenes. luftiges. freundliches Flurgefhäft.
Hermann flüftert mir zu: ..Stell Dich dämlich!‟
Run. dazu bedurfte es nicht viel. denn ih hatte keine Ahnung.
was gefhehn follte,
..Wie kannten Sie fih“. herrfhte Hermann den betroffenen Büher-
frißen an. ..wie konnten Sie fich unterftehn. diefem Menfhen. den die
Natur als Jdioten kennzeichnet. vier wertvolle Büher abzukanfen? Sehn
Sie fih den tief beklagenswerten Jüngling an! Wird Jhr Auge niht feuht?“
Während diefer Reden affektierte ih nun. den Heuhler begreifend.
Mienen und Gebärden eines Trottels. Hermann. mih ziemlih puffend.
fuhte mih fheinbar zu beruhigen. indem er zu mir fprah: ..Sei nur
ruhig. Frißhen. es gefhieht Dir nihts!“ Ein neuer Puff. ih fhnitt
wieder Gefihter. ..Aber mit dem Menfhen da muß ein warnendes
Beifpiel ftatuiert werden. damit junge Lente niht wiederholt in ihr Unglück
rennen! Geben Sie die Büher wieder heraus. oder ih gehe von hier
direkt auf die Polizei!“ Diefe kategorifche Drohung wurde meinerfeits
durch allerhand Gebärden und Augenverdrehuugen begleitet.
Eingefhüchtert und voll ängftliher Beforgnis. gefhah das Unglaub-
liche. daß ein fliegender Antiquar vier gekaufte Büher umfonft wieder
herausgab. welhe wir unter homerifhem Gelähter. Bruder Guftav die
Begebenheit erzählend. feiner Bibliothek feierlih einverleibten.

Knut Hamfun:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderers.
Einzige berehtigte Ueberfehung aus dem Norwegifhen von Pauline Klaiber

Fortfeßung
..Nein. es ift eine Käferart.‟ erwidere ih; ..wenn man fie auf den
Rafen legt und einen Stein drauf legt. dann leben fie weiter.‟
Grindhufen meint: ..Ja. das ift wohl möglich.“ aber er verweilt
in Gedanken keinen Augenblick bei dem. was ih gefagt habe.
Da feße ih meinen Gedankengang felbft fort: ..Aber wenn man
auh noh eine Ameife unter den Stein tut. dann wird nah einer kleinen
Weile kein Käfer mehr da fein.“
Der Wald und der Fluß raufhen weiter; es ift. als hätten fih zwei
Ewigkeiten über irgend etwas geeinigt. aber bei Sturm und Gewitter. da
liegen fie im Krieg miteinander.
..Jawohh fo ift es.“ fagt Grindhufen fhließlih. ..am vierzehnten
Auguft werden es zwei Jahre. feit ih den lehten Brief bekommen habe,
' Es war eine fhöne Photographie drin. eine von Olea. die in Dakota.
wie fie es nennen. wohnt. Es war eine bunte Photographie. aber ih
hab fie niht verkaufen können. Na ja. mit Gottes Hilfe werde ih fhon
durhkommen.“ fagt Grindhufen mit einem Shmaßen. ..Doh was ih
fagen wollte. was bekommft du am Tag?“
..Jh weiß es niht.“
Aber da fieht mih Grindhufen mißtrauifh an; er denkt. ih wolle es
nur niht fagen.
..Na ja. es kann mir ja auh einerlei fein.“ fagte er dann. ..Zh
habe nur fo gefragt.“

Um ihn zufriedenzuftellen. rate ih ins Blaue hinein.
..Ah. ich werde wohl ein paar Kronen bekommen. fo zwei 'bis drei
Kronen. denke ich.“
„Ja. das wirft du fhon bekommen.“ fagt er mißgünftig. ..Ich bin
doch ein alter Flößer.“
Aber jezt bekommt er wohl Angft. ih könnte feine Unzufriedenheit
weiter tragen; denn er fängt an. den Ingenieur Laffen zu loben. und
fagt. der fei ein in jeder Beziehung braoer und rechter Mann und werde
mich gewiß niht überoorteilen. ..Wie wäre das möglich? Wie ein Vater
ift er zu mir gewefen. fooiel kann ih fagen.“
Der Ingenieur ein Vater für Grindhufen!
Es klang über die Maßen lächerlich aus dem alten zahnlofen Munde.
Ich hätte ficher von diefem Manne dies und jenes über den Ingenieur
erfahren können. aber ich fragte nah nichts.
..Hat er nihts davon gefagt. daß ich bald in die Stadt hinunter-
kommen foll?“ fragte Grindhufen.
„Nein“
..Manchmal läßt er mih holen. und dann handelt es fih um gar
nihts Befondres. er will nur ein wenig mit mir fhwaßen. Ia. ein groß-
artiger Menfhl“
Es wird Abend; Grindhufen fhwaßt wieder und krieht dann in feine
Hütte hinein. um fich fhlafen zu legen.
*'- *'-
*|-
Am nächften Morgen machen wir die Sperre frei.
..Komm. geh noch ein Stück mit. weiter hinauf!" fagt Grindhufen.
Ich gehe mit; noch ungefähr eine Stunde fehn wir die Häufer und
Felder eines Gebirgshofs droben im Walde. Da mußte ih unwillkürlih
an das Schaf denken.
..Haft du hier in der Nähe das Schaf gefunden?" frage ich.
Grindhufen fieht mich an.
..Hier. ah nein. Es war fehr weit von hier. ganz an der Grenze
von Trooatn.“
..Liegt Trovatn niht im Nachbarbezirk?"
..Ia. freilih. Deshalb ift es auh eine Ewigkeit von hier entfernt.“
Aber jeht will Grindhufen mich niht weiter mitnehmen; er bleibt
ftehn und dankt mir für meine Begleitung. Ih könne gut bis zum Hofe
mitgehn. wende ih ein; aber Grindhufen fagt. er wolle gar niht auf den

Hof. da gehe er nie hin. und von hier könne ich geradeswegs nam Haufe
gehn.
Da drehte ich um und ging denfelben Weg wieder zurück. den ich
gekommen war.
6.
Was ich hier zu tun hatte. war gar keine rechte Arbeit. und es be-
friedigte mim nicht. Immerfort ging es den Fluß hinauf und wieder
herunter. da und dort wurden ein paar Balken losgeftoßen. dann gings
weiter. und nach jedem Gange landete ich wieder in meinem Logierhaus
in der Stadt. In diefer ganzen Zeit konnte ich nur mit dem Gepäck-
träger oder Hausknemt des Gafthaufes reden. wo der Ingenieur wohnte. einem
dicken Manne mit Kinderaugen und Fäuften. die genau elf Zoll fpannen
konnten. Als kleiner Burfme fei er einmal geftürzt und habe fim ein
Loch in den Kopf gefmlagen. erzählte er. deshalb fei er in diefem Leben
aum zu nichts zu gebrauchen. als zum Ziehn und zum fchweren Tragen.
Mit diefem Manne unterhielt im mim ab und zu. aber fonft mit niemand
im Orte.
Ia. das kleine Städtmenl
Wenn der Fluß angefmwollen ift. geht ein donnerndes Raufchen
mitten durch die Stadt und teilt fie in zwei Hälften. Auf der Nord- und
Südfeite wohnen die Menfchen in ihren hölzernen Häufern. und fie haben
gewiß jeden Tag ihr. wenn auch fpärliches Auskommen. Von den vielen
Kindern. die über die Brücke gehn und in den Läden kleine Einkäufe
machen. geht keins barfuß; fimer leiden nimt viele von ihnen Not. und
es find lauter nette Kinder. Auch große aufgefchoffne Mädel gibt es da.
und die find am ergößlimften von allen; luftig und mager und von ein-
ander und von ihrer eignen kleinen Welt ganz in Anfpruch genommen.
Manchmal halten fie fich auf der Brücke auf und fehn den Flößern drunten
auf den Sperrbalken zu; dann helfen fie denen. die an den Balken fchieben.
bei ihrem Sang ho-a-hool Sie kimern und ftoßen einander an.
Aber es gibt gar keine Vögel hier.
Nein. es gibt keine Vögel hier. und das ift fehr merkwürdig. Wenn
an ftillen Abenden die Sonne untergeht. liegt der ganze weite Kanal mit
feiner tiefen. unbeweglichen Wafferfläme im Abendgolde da; Mücken und
Schmetterlinge fchweben darüber. und die Bäume am Ufer fpiegeln fim
darin; aber auf den Bäumen find keine Vögel. Vielleimt ift das Raufmen
.des Wafferfalls. das alles bctäubt. fchuld daran. und die Vögel können

nicht gedeihn. weil fie fich nicht fingen hören können. Und deshalb find
die einzigen lebenden befchwingten Wefen. die hier zu finden find. nur
Mücken und Fliegen. Aber Gott mag wiffen. warum wir in unferm
Städtchen auch von den Elftern und Krähen fo gemieden werden!
Jede kleine Stadt hat ihre eigne tägliche Begebenheit. die die Leute
in Anfpruch nimmt. - dafür hat ja auch jede Großftadt ihre Prome-
nade. An der Weftküfte ift es das Poftfchiff. Wie fchwer fällt es einem.
wenn man an der Weftküfte lebt. zu der Zeit. wo das Poftfchiff anlegt.
von der Brücke fern zu bleiben! Hier in diefem. drei Meilen von der
See entfernten Städtchen. das ringsum nur von Bergen und Felfen um-
geben ift. haben wir den Fluß. Ift der Fluß heute Nacht geftiegen oder
gefallen? Werden heute die Stämme von den Schranken weggeftoßen?
Ach. wie eifrig wir find! Wir haben allerdings auch eine kleine Eifen-
bahn; aber damit ift nicht viel los. fie fährt. fo weit fie kann. und bleibt
dann ftecken wie ein Kork in der Flafche. Und ihre winzigen Wagen
find recht behaglich; aber die Leute fchämen fich ihrer. weil fie lächerlich.
alt und oerkriippelt find. Ia. man kann nicht einmal mit dem Hut auf
dem Kopf aufrecht darin fißen.
Aber außerdem gibt es wahrhaftig auch einen Marktplaß. eine Kirche.
fowie Schul- und Poftgebäude. und droben am Fluß gibt es ein Säge-
werk und eine Holzfäzleiferei; und Kaufläden gibt es fogcir unglaublich viele.
Ia. wir haben fehr vielerlei. Ich bin zwar fremd hier - wie auch
fonft überall --. aber ich könnte noch eine Menge Sachen aufzählen. die
wir außer dem Fluß noch haben. Jft das Städtchen wohl friiher einmal
eine große Stadt gewefen? O nein. feit dritthalbhundert Jahren war es
fchon immer ein kleines Städtäfen. Aber einftmals hat hier ein großer
Herr gewohnt. einer. der über allen Kleinen ftand. der Herr. der mit dem
Diener hinter fich dahergeritten kam. ein Großgrundbefißer. - jeßt find
alle gleich. höchftens ftehn wir mit dem Ingenieur Laffen nicht ganz auf
gleichem Fuße. mit diefem Floßinfpektor. der erft im Anfang der Zwan-
ziger ift. der fich aber zwei Zimmer in feinem Gafthaufe mieten kann.
Ich hatte nichts zu tun. und da ertappte ich mich auf folgenden.
Grübeleien: .
Hier im Orte fteht ein großes Haus; es mag wohl zweihundert
Jahre alt fein. nämlich das Haus des Matadors Ole Olfen Ture. Dies
Haus wirkt wahrhaftig überwältigend. auch durch feine Größe; denn es
hat zwei Stockwerke. und feine Langfeite nimmt ein ganzes Straßenoiertel
ein. Es wird jeßt als Warenlager benußt. Zu der Zeit aber. wo es

gebaut wurde. gab es noch Riefenbäume in den Wäldern hier. drei Quer-
balken gaben fchon Mannshöhe; fie find ganz mit Eifen und Erz durch-
zogen und keine Axt kann hineinhaun. Und drinnen in dem Haufe find
Säle und Keller wie in einer Burg. Der große Ture hat ficher wie ein
Fürft hier regiert.
Dann kamen andre Zeiten; die Häufer wurden nicht mehr fo groß
gebaut und nicht nur zum Schuh gegen Kälte und Regen. fondern auch.
daß man feine Freude daran hätte. wenn man fie anfah.
Auf der andern Seite des Fluffes fteht ein altertümliches Haus. das
eine feine. gut abgewogne Empireveranda hat. mit Säulen und Dach.
Der Stil ift nicht ganz durchgeführt; aber das Haus ift doch fehr fchön
und hebt fich wie ein weißer Tempel von der grünen Bergwand ab.
Und noch ein Haus hab ich gefehn. bei dem ich unwillkürlich Halt
machte. Es fteht auf dem Marktplah. und feine Flügeltüren nach der
Straße haben alte Türknäufe und gefchnißte Rokokofpiegel; aber die
Rahmen um diefe Spiegel find im Stil Louis x71. kanueliert, Auf der
Kartufche über der Tür fteht die Jahreszahl 1795 in» arabifchen Ziffern.
- damals war die Uebergangszeit hierher gekommen. Es hat alfo ein-
ftens in diefem Städtchen Leute gegeben. die mit ihrer Zeit gegangen find
ohne Dampf und ohne Telegraph.
Aber fpäter baute man die Häufer zum Schuß gegen Schnee und
Regen. zu nichts anderm. Die waren dann nicht groß und auch nicht
fchön. Da handelte es fich nur darUm. ein Unterkommen für Weib und
.Kind zu fchaffen. fonft um nichts. Und von jenem ärmlichen Volke drohen
in den Alpen. das in feiner Gefchichte nie etwas gewefen ift und nie
etwas hervorgebracht hat. lernten wir darauf pfeifen. wie eine menfchliche
Wohnung von außen ausfähe. wenn fie nur von herumzigeuneruden
Reifenden gut befunden würde. Warum follte das Gebäude dort an der
Bergwand eine gewiffe Tempelfchönheit und Ruhe haben? Und warum
fteht das große. große Haus aus Ole Olfen Tures Tagen noch immer
unangetaftet da? An feiner Stelle wäre Plug für zwanzig Wohnhäufer.
Herunter ift es gekommen. bankrott ift es geworden. und jeßt freun die
Schuhmacher fich. - nicht weil wir alle gleich groß. fondern weil wir
alle gleich klein find, Ach. das geht nur uns an!
-i- 1.-
4e
Auf der langen Brücke läßt es fich fo gut fpazieren gehn. weil fie
einen Bretterboden hat und topfeben ift. ja. hier können alle Damen

hübfh darüber hintrippeln. Die Brücke ift auh nah beiden Seiten frei.
deshalb ift fie auh der befte Ausfichtspunkt für uns Neugierige.
Von der Sperre aus dringen allerlei Zurufe von den Flößern zu
uns herauf; diefe fhinden fih gewaltig mit den Balken ab. die fich an
den Klippen und Steinen im Fluffe feftgerammt haben, Ein Balken um
den andern kommt von oben dahergetrieben und fhließt fih denen an.
die fhon vorher feftfaßen; die Sperre wähft immer mehr an. manhmal
ftaun fih mehrere hundert Stämme an einem Plaß im Fluffe. Aber
wenn alles gut geht. können fie diefe Flößer in verhältnismäßig kurzer
Zeit frei mahen. Wenn es das Unglück will. wird wohl auch ein un-
glückliher Flößer den Strom hinunter in deu Tod mitgeriffen, r
Zehn Mann ftehn mit Bootshaken an dem Stauplaß. alle mehr ode
weniger tropfuaß. je nahdem fie mit hineingeriffen worden find. Der
Obmann bezeichnet mit ausgeftrecktem Arm den Stamm. der an der Reihe
ift; aber manhmal fehn wir oben auf der Brücke. daß die Flößer drunten
uneins werden, Bei dem Lärm können wir zwar nihts hören: aber wir
fehn. daß wegen des einen oder andern Stamms. den die eine Partei zuerft
losmahen möhte. eifrig hin und her geredet wird. Ein erfahrener Flößer
hat zuerft angefangen. zu mucken, Ich. der feine Sprahe kennt. meine.
ihn ganz zäh und gelaffen fagen zu hören: ..Es handelt fih nur darum.
ob wir niht den dort zuerft nehmen follten." Sofort rihten fih zehn
Augenpaare zugleih auf den Stamm und verfolgen deffen Weg. der in
ein wahres Storhneft von andern Stämmen hineinführt. und wenn die
Flößer fih einigen. werden zehn Bootshaken auf einmal hineingefhlagen.
In diefem Augenblick ftehn die Bootshaken da. wie die Saiten an einer
Harfe. alle Männer rufen zugleich; Hol Der Stamm wird geftoßen und
gleitet ein Stückheu heraus. - neues Zufaffen. neues Rufen. und der
Stamm gleitet wieder ein Stück weiter heraus. Es ift. als kämpften
zehn Ameifen um ein Zweigleiu. und fhließlih treibt der Stamm den
Fall herunter.
Aber es gibt auh Stämme. die beinahe niht zu bewegen find. und
doh muß oft gerade fo ein Stamm und kein andrer zuerft genommen
werden. Dann verteilen fih die Flößer rings herum. fie bohren ihre
Bootshaken überall ein. wo der Stamm nur in dem Storhneft fihtbar ift.
die einen ziehn. die andern fhieben. und wenn er trocken ift. wird er mit
Waffer übergoffen. damit er glatt werde; dann ftehn die Bootshaken niht
mehr regelmäßig da. wie die Saiten einer Harfe. fondern liegen kreuz und
quer darüber. wie ein Spinnengewebe.

Manhmal fhallt den ganzen Tag hindurch der zehnftimmige Ruf der
Flößer zu uns herauf; er wird nur von den Mahlzeiten unterbrochen. ja
bisweilen können wir ihn mehrere Tage hintereinander hören.
Dann dringt plößlih ein andrer Ton an unfer Ohr. Axtfhläge find
es. Ein ganz verflixter Stamm hat fih manhmal fo verkehrt hingelegt.
daß er abfolut' niht herauszubekommen ift; und doh hält er gerade die
ganze Stauung zufammen. deshalb muß er gekappt werden. Viele Axt-
fhläge find niht nötig. Unter dem ungeheuern Druck. der auf ihm liegt.
knickt er bald ab; dann gibt das ganze gewaltige Storhneftnah und
beginnt fih zu drehn. Jn diefem Augenblick halten alle Flößer inne; fie
ftehn nur ruhig da und paffen wohl auf: wenn der Teil der Stauung.
auf dem fie ftehn. [osgeht. müffen fie rafher als die Kaßen fein und fih
durch einen Sprung auf eine fihere Stelle hinüberretten. An jedem Tag
und zu jeder Stunde hat die Arbeit der Flößer ihre furhtbare Spanung.
-- ihr Leben oder ihr Tod hängt von ihnen felbft ab.
"k "l
4c
Die Stadt felbft aber. die ift lebendig tot.
Es ift etwas Wehmütiges um eine tote Stadt. fie gibt fih den
Anfrhein. als lebe fie. Jn Brügge ift es gerade fo. in diefer großen
Stadt vergangner Zeiten. fowie auch an verfhiednen andern Orten in
Holland. in Süddeutfhland. * in Nordfrankreih und im Orient. Wenn
man in einer folchen Stadt auf dem Marktplaße fteht. fagte man fih
wohl: ..Sieh. einft ift diefe Stadt lebendig gewefen. und ih fehe fogar die
Menfchen wieder in ihren Straßen herumwandelnl“
Es ift höhft fonderbar: unfre Stadt liegt ganz weltverloren. von
hohen Felfen eingefchloffen. und doh find fiherlih anh hier die Frauen
fhön und die Männer ehrgeizig. wie an allen andern Orten. Das Leben
nur ift fo wunderfam hier. es hat kleine. gekrümmte Finger. hat Maufe-
augen. und feine Ohren werden Tag und Naht von dem ewigen Raufhen
des Wafferfalls erfüllt. Ein Käfer kriecht duch Heidekraut; da und dort
fteht ein gelber Halm in die Höhe. das find gewaltige Bäume für den
kleinen Käfer. Zwei Kaufleute aus der Stadt wandern über die Brücke;
fie wollen gewiß auf die Poft. Heute find fie miteinander ausgegangen.
um zufammen einen ganzen Bogen Briefmarken auf einmal zu kaufen.
denn dann bekommt man Rabatt. und den wollen fie einheimfen.
Ach. die Kaufleute in diefer Stadt!
Jeden Tag hängen fie ihre fertiggenähten Kleider heraus und ftellen
ihre Stoffe und Waren in ihre Schaufenfter; aber nur fetten fehe ich

einen Kunden ihre Tür öffnen. ..Ab und zu kommt doh wohl ein Bauer
vom Tale drüben. den ein Gefhäft in die Stadt führt.“ dahte ih am
Anfang. Und da hatte ih rihtig gedaht: Heut hab ih einen Bauern
gefehn; und was für ein merkwürdiger. komifher Anblick war das!
Er war angezogen wie die Leute in unfern Märchen: trug eine Joppe
mit filbernen Knöpfen und graue Beinkleider mit einem aufgefeßten Hofen-
boden von fhwarzem Leder. Er lenkte einen winzig kleinen Heuwagen mit
einem winzig kleinen Vferd davor. und in dem Wagen ftand eine kleine rot-
gefleckte Kuh. die wohl für den Schlähter beftimmt war. Alle drei. der Mann.
das Vferd und die Kuh. waren ganz klein und fchienen aus der Steinzeit zu
ftammen. Wie unterirdifhe Wefen. die eine Reife unter die Menfhen
mahen. fahn fie aus; ich erwartete beinahe alle drei vor meinen Augen
verfhwinden zu fehn, Da bricht die Kuh auf ihrem Liliputwagen in ein
lautes Muh! aus; und felbft diefer Ton klang wie aus einer andern Welt.
Ein paar Stunden fehe ih den Mann wieder. aber ohne Vferd und
ohne Kuh; er geht jeßt bei den Kaufleuten umher und macht feine Ein-
käufe. Dann begleite ih ihn zum Sattler- und Glafermeifter Vogt. der
zugleih Lederhändler ift. Diefer vielfeitige Kaufmann will mih zuerft be-
dienen; aber ich fage. ih wolle mir gern einen Sattel fowie etwas Glas
und Leder anfehn. deshalb hätte ih keine Eile; und da wendet fich der
Kaufmann wieder an den unterirdifhen.
..Die beiden Herrfhaften find doh wohl miteinander bekannt?‟
..Jft der Mann hier aus der Stadt?“
..Ja. das kann fchon fein.“
Das ganze Negifter: Wind. Wetter und Shneebahn. Frau und Kinder.
fteht beim Alten; dann kommt der Jahresertrag dran. dann der Fluß. der
in einer Wohe um ein Viertel gefunken ift. dann die Viehpreife. die
fhlehten Zeiten. Sie fangen an. das Leder zu befiihlen. und betrahten es
genau. fie beriechen es. biegen es und reden noch weiter darüber. Und
wenn dann endlih ein fhmaler Streifen abgefhnitten und gewogen wird.
meint der Unterirdifhe. das fei einmal verflixt fchwerl Es müffe im ganzen
gerechnet werden. die kleinen Fetzen dürfen niht mitgezählt werden. Darüber
difputieren die beiden eine gute Weile. wie es Reht und Brauch ift. Wenn
das Leder dann fhließlih bezahlt werden fell. kommt zuerft ein Lederbeutel
zutage. auh wie aus den Märhen; ein Heller um den andern wird mit
den Fingerfpißen vorfihtig und umftändlih herausgeholt. dann wird das
Geld von beiden Teilen wieder und wieder durchgezählt. dann macht der

Unterirdifche mit einer ängftlichen Bewegung feinen Beutel zu: jeßt hat er
nichts mehr.
..Du haft ja noch kleines und großes Geld. ih habe eine Banknote gefehn.“
..Eine Banknote? Nein. die will ih niht wechfeln laffen.“
Reue Difputation. ein langes Hin- und Herreden; fie laffen auf beiden
Seiten etwas nach. fie teilen. - und der Handel ift abgefhloffen.
..Das ift ein ganz verflucht teures Stück Leder!“ fagte der Käufer.
Und der Verkäufer erwidert:
..Reim du haft es billig bekommen. Dafür mußt du aber ein ander-
mal auch an mih denken. wenn du wieder in die Stadt kommft.“
Spät am Abend fehe ich den Unterirdifhen von feiner Reife unter
die Menfhen heimwärts fahren: die Kuh ift bei dem Schlächter geblieben.
der kleine Mann hat Backen und Säcke in feinem Wagen. er felbft aber
humpelt hinterdrein. und fein lederner Hofenboden fchlägt bei jedem Schritt
eine Falte. Ob es nun Gedankenlofigkeit ift. oder ob er in guter Gefellfchaft
gewefen ift und zu viele Gedanken bekommen hat. - um den Arm trägt
er ein zufammengerolltes Stück Leder wie einen Ring.
So ift alfo wieder Geld in die Stadt hereingeftrömt. Ein Bauer
ift dagewefen und hat feine Kuh verkauft und den Kauffchilling fiir andre
Dinge ausgegeben Das merkt man gleih überall; fogar die drei Rechts-
anwälte geben zu. daß in der Stadt mehr Geld im Umlauf ift. Die Stadt
lebt von unproduktiver Arbeit.
Jede Wohe werden in den Lokalblc'ittern Häufer zum Verkauf an-
geboten. und auf dem Gericht liegt eine Lifte über die Matrikularfummen.
die als Steuerpfand verkauft werden follen. Was foll denn das? Ach
eine ganze Menge Häufer in der Stadt find verkäuflich! Das unfrucht-
dare Felfental mit feinem großen Fluß kann diefe im Abfterben dahin-
fiehende Stadt nicht mehr ernähren; eine Kuh ab und zu reiht niht hin.
In folhen Zeiten miiffen die Häufer hingegeben werden. die Schweizer-
häufer. die Ställe. Wenn an der Weftküfte in einer kleinen Stadt aus-
nahmsweife einmal ein Hof ausgeboten wird. dann ift das ein großes Er-
eignis im Ort; da verfammeln fich die Eingeborenen eifrig an der Ma-
krelenbrücke. oder fie ftecken die Köpfe zufammen und tufheln miteinander.
Hier in nnferm Städtchen. das ganz ohne Hoffnung ift. erweckt es
keinerlei Aufregung. wenn einer ermatteten Hand ein Hof entgleitet. Ießt
bin ich an der Reihe. ein andresmal ift ein andrer dran. Und alle Menfhen
find gleichmäßig unbetrübt darüber.
K
*|-
*

Der Ingenieur Laffen kam in meine Wohnung und fagte:
..Seh deine Mühe auf und begleit mich nach dem Bahnhof: es muß
ein Koffer abgeholt werden.“
..Nein." erwiderte ich. ..das iu ich nicht.“
..Was. du tuft es nimt?“
..Nein. dazu ift der Knecht im Gafthaus da. Im gönn ihm den Verdienf "
Mehr brauchte es nimt; der Ingenieur war nom fo jung. daß er mich
nur fmweigend anfah. Da er aber eine zugänglime Natur war. gab er
mich noch nicht auf. fondern veränderte den Ton.
..Ich mömte aber gerade dich dazu haben." fagte er. ..und du könnteft
es wohl tun."
..Das ift etwas andres. Dann tu ich es.“
Ich feße alfo meine Müße auf und bin bereit.
Er geht voraus nach dem Bahnhof. ich hinterdrein. Wir müffen
noch zehn Minuten warten; dann kommt der Zug. der aus drei winzigen
Wagen wie aus der Spielfchamtel heraus befteht; ein paar Vaffagiere
kriechen tief zufammengeduckt hervor; aus dem leßten Wagen kommt eine
Dame. auf die der Ingenieur zufchreitet. ihr zu helfen.
Im gab nicht fo genau darauf Acht. was dort vorgiug; die Dame
war verfchleiert und hatte Handfchuhe an und reichte dem Ingenieur zuerft
einen gelben Staubmantel hin. Sie fmien etwas verlegen zu fein. denn
fie fagte nur ein paar leife Worte: aber da der Ingenieur im Gegenteil
laut und ungeniert fpram und fie überdies bat. den Smleier abzunehmen.
faßte fie Mut und tat. wie ihr geheißen worden war.
..Erkennft du mich wieder?‟ fragte fie.
Da wurde ich plöhlim aufmerkfam. Das war Frau Falkenbergs
Stimme; ich wendete mim um und fah ihr gerade ins Gefimt.
Ach. wie fchwer ift es. fim alt und abgedankt zu fühlen] In dem
Augenblick. wo ich wußte. vor wem im ftand. dachte ich an nimts weiter.
als an meine eigene gealterte Verfon; daß ich nur ordentlich daftünde. nur
tief genug grüßte. Nun war ich zwar der Befiher von Blufe und Hofen
aus jenem gereifelten 'Sammet. den die Arbeiter füdlim im Lande gebrauchen.
und diefer Anzug war vollkommen neu und fmön; aber ich hatte ihn leider
heute nicht an. Wie mich das ärgerte und bedrückte!
Fortfeßung im nächften Heft

Rund
Ein berühmtes Dementi
Bon Heinrich von Pofchinger. der
unter 'Bismarck im üieichsdienft tätig
war und dem erften Kanzler zwanzig
Jahre lang. von 1878-1898.
nahe ftand. wird in den nächften
Wochen bei Carl Konegen in Wien
ein neuer Band erfcheinen: der zweite.
fehr ftarke Teil' des Werkes: ..Alfa
fprach Bismarck.“ Das Buch. deffen
Aushängebogen uns vorliegen. ent-
hält kaum irgend etwas. was nicht
fchon irgendwo gedruckt worden
wäre. foll offenbar auch nichts
Monumentales fein - wer könnte
heute auf diefem Gebiet dergleichen
noch leiften. wo über die Bismarck'-
literatur felbft fchon eine ganze .Lite-
ratur exiftiert. In f eineinleßten Sam-
melband gibt nun 'Pofchinger nichts
anderes als eine zufammenftellende
Ergänzung zu den öffentlichen Reden
des Fiirften Bismarck. Die neue
Publikation enthält gewiß manches
überflüffige Detail. bringt aber auch
fehr feine Reminiscenzen. ift
natiirlich -* wie alle Literatur von
Pofchinger - kein großes Gemälde.
das uns hier geboten wird. fondern
eher eine Buchausgabe jener Ab-
fälle. die die Tagespreffe unter
„Vermifchten Nachrichten“ bringt.
Es find ganz oder halb vergeffene
Erinnerungen. die hier in anfpruchs-
lofer Art. ohne befondern Aufpuß.
ausgegraben werden.
Sehr intereffant ift eine Unter-
redung Bismarcks mit dem .Kriegs-
ichau
berichterftatter William Nuffel in
Berfailles. Jiuffel hatte. als Ber-
liner Vertreter der „Times“. am
23. Juli 1870 die Erlaubnis er-
halten. als Korrefpoudent des in jenen
Tagen überragend größten Londoner
Blattes im dentfchen Hauptquartier
den Krieg mitzumachen. Bismarck
meinte zwar. er befitze nicht die
Macht. eine folche Erlaubnis zu
verabfolgen. das wäre Sache des
Kriegsminifters. und im allgemeinen
hatte diefer den Zeitungs-Bericht-
erftattern den Zutritt zum Heer ver-
boten. :ltuffel follte aber eine Aus-
nahme fein. Bismarck nahm fich
dann noch mehr als eine Stunde
Zeit. dem Engländer die Lage und
feine Anficht über Frankreich. Fran-

zofen. französif che Staatsmänner und
den Kaifer auseinanderzufeßen. auch
einen Rückblick zu werfen auf die
Gefchichte franzöfifcher Einmifcbun-
gen in deutfche Angelegenheiten
fowohl. wie auf feine eigene Politik
bei feinen Begegnungen mit Kaifer
Napoleon. Auf Luxemburg an-
fpielend. machte der Staats-
mann die Bemerkung: ..Damals
hätten die Franzofen. wenn fie nicht
fo töricht gewefen wären. Luxem-
burg kriegen können. denn ich bin
überzeugt. daß Deutfchland nicht
von mir verlangt hätte. Krieg an-
zufangen.“
Nuffel bekam bald darauf feine
Legitimationen zugeftellt und wußte
fogar Beziehungen zum Kronprinzen

anzukuüpfen. Am 10. Oktober hatte
er wegen einer Nachricht. die ihm
der Kronprinz gegeben. eine längere
Unterredung mit Bismarck. Der
Staatsmann war _diesmal fehr
zurückhaltend. Auch der Diplomaten
Gunft ift wie eine Wiege. Wer
heute Hofianuah fagt. ruft morgen
Crucifige. Die Unterhaltung zwif chen
Bismarck und Ruffel fpielte fich nach
Bofchinger folgendermaßen ab:
Bismarck: Was wiinfcheu Sie?
Ruffell: Jch muß eine Frage
wegen eines Telegramms an Sie
richten. das ich eben durch einen
Zufall gelefen. das mit Eurer
ExzellenzNamen veröffentlicht wurde
und befagt. daß mein Bericht über
die Begegnung des Königs und des
Kaifers der Franzofen nach der
Schlacht von Sedan unbegründet fei.
Bismarck: Jch habe mein Leben-
lang meinen Namen nicht unter
ein Zeitungstelegramm gefetzt.
Ruffel: Aber hier fteht er gedruckt.
Bismarck: Bon mir ift die Er-
mächtigung. diefes Telegramm ab-
zufertigen. nicht ausgegangen. Ich
hätte einen folchen Ausdruck niemals
auf einen von Jhnen gefchriebenen
Bericht angewandt. zum mindeften
nicht. ohne Sie friiher davon ver-
ftändigt zu haben. Der Gebrauch
meines Namens in diefer Mitteilung
war faktifch ein unermächtigter.
Laffen Sie mir den Ausfchnitt. ich
werde Erkundigungen einziehn.
Ruffel: Somit darf ich mit Ihrer
Ermächtigung nun wohl erklären.
daß das der Reuterfchen Agentur
übermittelte Telegramm ohne Jhr
Wiffen und ohne Jhre Genehmigung
uun erfchienen fei?
Bismarck: Es ift zuweilen un-
gelegen. daß derartige Berichte ver-
öffentlicht werden; Referve täte not.
Als ihm darauf der Korrefpondent
vorhielt. daß fein Bericht aus aller-
befter Quelle komme. daß er ihm
offenbar zur Berichtigung irriger
Darftellungen über denfelbeu Gegen-
ftand anvertraut wurde und daß es
für ihn. um feiner Ehre willen.
eine Lebensfrage fei. daß er das
angebliche Dementi Bismarcks in
feinem Namen dementieren dürfe.
antwortete Bismarck: Meine Auf-

merkfamkeit auf Jhr Telegramm. richtiger gefagt. auf deffen Ueber: " feßung in deutfchen Blättern. wurde durch den König gelenkt. der es für unrichtig erklärte und den Wunfch ausfprach. es berichtigt zu fehn, Jch meinerfeits gab bloß im allgemeinen Jnftruktionen über eine darüber zu machende Mitteilung. Jhr Name follte darin nicht genannt werden. und gewiß nicht der meine. um die .Nichtigkeit Ihrer Darftellung in Abrede zu ftellen.

Ruffel erwiderte darauf. daß feine Information von einerStelle ftamme. die dem Thron die nächfte fei. und daß er alle Mitteilungen. die er von diefer hohen Stelle empfangen. unmittelbar nach dem Gefpräch niedergefchrieben hätte: Eure Exzellenz werden mir darin zuftinimen. daß ich den Namen jener erlauchten Verfon in diefe Kontroverfe nicht hineinziehn darf. und fo bitte ich denn nochmals nicht etwa um die Erlaubnis. meinen urfprünglichen Bericht dem Kommunique gegeniiber aufrecht halten. fondern nur um die Erlaubnis. erklären zu dürfen. daß Eure Exzellenz Ihre Genehmigung weder zu diefer Form der Berichtigung noch zur Anfügnug Jhres Namens gegeben haben.

Was der Korreipondent da ver-
langte- ift wahrlich nicht zuviel
gewefen. Er rechnete bei diefer Form
der Erklärung damit„ daß das
Publikum nun fchon felbft wiirde
unterfcheiden können- wem es zu
glauben habe. Bismarck aber machte
eine ausweichende Bemerkung: Ich
werde mich nach allen nähern Um-
ftc'jnden erkundigen laffen.
Muffe(erwiderte zäh: Aber Eure
Exzellenz haben mich bereits wii'fen
laffen- daß, das Kominunique' in
feiner gegenwärtigen Faffung ohne
Ihre fpezielle Autoriiation telegra-
phiich verbreitet worden ift. Es ift
fiir mich von äußerfter Wichtigkeit-
daß die Welt-dies erfahre„ und ich
bitte um die Erlaubnis» mit Hilfe
des auswärtigen Amts ein Tele-
gramm entfprechenden Inhalts an
die „Times“ richten zu dürfen.
Bismarck wich mit einer bei Dip-
lomaten fehr beliebten Wendung
aus: ,Ich bin eiligt fprechen Sie
morgen auf der Kanzlei vor. Ich
werde bis dahin erfahren haben-
wie und auf weffen Geheiß dies
Kommunique telegraphiert wurde.
Zu dem fprech ich heut abend den
König und werde Veranlaffung
nehmen- durch ihn felbftin Erfahrung
zu bringen- in 'welchen Punkten der
von Ihnen herriihrende Bericht un-*'
genau ift- damit Sie eventuell in
der Lage find- diefe Ungenauigkeit
korrigieren zu können.
Bismarck reichte Ruffel zum Ab-
fchied nicht die Hand; erft als er
die Hand des Korrefpondenten in
Erwartung diefer Ehre ausgeftreckt
fahr ergriff er fie. Dann wandte
er fich und fchritt auf die Präfektur
zu„ während Ruffel nach Haufe eilte
und ein an Reuter und die Times
gerichtetes Telegramm befördertei
das aber niemals erichienen noch
iiberhaupt empfangen worden ift.
Am nächften Morgen ging Nuifelx
ftatt in die Kanzlei- direkt zu
Bismarck und erfuhrx daß der Graf
„keine Gelegenheit gefunden“ habe-
in der Depefmenangelegenheit mit
dem König zu fprechen. Undt ganz
kurz angebundeir meinte er: ift
iiber diefen (Zlegenftand fchon genug
gefagt worden, Sie kennen meine
Meinung von der Diskretiom deren

fich_ alle jene befleißigen fallen-
die in die Nähe hoher Verfonen an
Höfen und Heerlagern gebracht
werden. Sie find nicht oorfichtig
genug gewefen.
:liuffel bemerkte darauß daß der
(Siegenftand auf den Bismarck hin-
zudeuten fcheinet wohlbekannt fei-
daß Berichte iiber die Begegegnung
des Königs von Preußen mit Jia-
poleon aus denielben Quellen auch
in andre Blätter übergegangen feien
und daß was er mitgeteilh von
andern wiederholt worden wäre.
Dabei erwähnte er ganz beidnders
einen Namenx der Bismarck' in ent-
fchieden böfe Laune oerfeßte. Mit
der Hand auf den Tifch fchlagendx
rief er: Ich will ein folches Audi-
torium fortichaffen laffen. Als aber
der Engländer Bismarck daran er:
innern» daß er bei nerfchiedenen
Gelegenheiten iiber die wichtigften
Gegenftände mit größter Offen-
heit zu ihm gefprocheiu ohne daß er
jemals aus den Mitteilungen des
Kanzlers Kapital gefchlagen oder
fich ihm ionft aufgedrängt hättet
bemerkte Bismarck kurz und grob-
anziiglich: Wenn ich zu Jhnenfpreche-
dann weiß ichx daß es Ihr Gefchäft
ift- der Welt mitzuteilen- was ich

Jhneu gejagt habe. und danah rihte
ih mich ein. Mih kümmert es
nicht. wenn Sie jedes Wort. das ih
zu Jhnen geredet habe. veröffent-
lihen, Aber wenn folche - wie
diefer und _jener (dabei nannte er
mit großem Nachdruck Namen) zu
Jhnen reden. folltenSie beffer wiffen.
was Sie zu tun haben.
Ruff el fragte'f chlagfertig: Und was
würden Sie von niir denken. wenn
ih anh das veröffentlihte. was Sie
eben jetzt gegenmich geäußert haben?
Da aber mahte Bismarck dem
Wortwehfel ein Ende mit dem üb-
lichen Hinweis auf den beliebten
Zeitmangel: Meine Minuten find
koftvar. Jh habe Jhnen mehr Zeit
gewidmet. als ih Gefandten und
felbft gekrönten Häuptern widme.
Ruffel: Jch etfhien heute hier
auf Eurer Exzellenz eigene Weifung
und habe keinen Berfuch gemacht.
Sie länger feftzuhalten. als Sie ge-
neigt wären. mit mir zu fprehen.
Mit diefen .Worten verbeugte er
'fich und ging. *
Den Standpunkt der Regierung
hat Bismarck während der beiden
Unterredungen am klarften präzi-
fiert. indem er fagte: ift zuweilen
unbequem. derartige Berihte ver-
öffentliht zu fehn, Eskaun einen
aber kaum Wunder nehmen. wenn
ein Journalift und ein Ausländer
dazu. der eine wihtige Nahriht
an fein Blatt geben konnte. plötz-
lih kein Berftändnis für die deut-
fhen Staatsnotwendigkeiten zeigt
und auf feinem guten Reht befteht.
Bei feinem Verleger. der den Stand-
punkt des Publikums feinen Be-
amten gegeniiber zu vertreten hat.
würde er auh kaum Berftändnis ge-
funden haben. wenn er ihmfolgenden
Brief gefhickt hätte: Meinen am
13. September gefchriebenen Beriht
über die zwifhen dem König und
dem Kaifer im Shlvß Bellevue
ftattgehabte Unterredung halte ich
trotz des eben erfhienenen. die Rih-
tigkeit meiner Mitteilung in Abrede
ftellendenTelegrammsin allen feinen
Teilen aufreht. Der Kronprinz
felbft hat mir alles erzählt. Offiziere
waren zugegen. anh Ober-ft Walker.
der nötigenfalls meine Angaben be-

ftiitigeu wird. Der Beriht foll aber
vorläufig angezweifelt werden. und
meine Stellung hier legt mir und
Ihnen die Pflicht auf. diefem po-
litifhen Gebot (deffen Richtigkeit
oder Unrichtigkeit wir niht zu prüfen
haben) uns unterzuorduen.
Gewiß. es ift noh nie ein Menfh
an dem Dementi einer politif'chen
Nahriht geftorben. aber von fhwe-
rem wirtfhaftlihem und materiellem
Schaden könnte mancher Korrefpon-
dent einLiedchen fingen. Es iftRuffel
niht zu veriibeln. wenn er fih über
die Angelegenheit eine andre Mei-
nung bildete als Bismarck. er wurde
dringlich bis zu einem Grade. der
von Bismarck als Zudringlihkeit
empfunden werden mahte. und
fhließlich fah er fih gezwungen.
feine Berfailler Korrefpondententage
fortzufeßen. ohne die f o dringend gefor-
derte und für unerläßlih angefehene
Ehrenreparatur erfahren zu haben,
Er blieb bis zuletzt in Berfailles.
und wir können es ihm fehr gut
nahfühlen. wenn er im Laufe der
Wohen manhmal die Empfindung
hatte. daß das Nichterfheinen jenes
Reftituierungs-Telegramms ihm in-
feiner journaliftifhen und vielleiht
anh gefellfhaftlihen Stellung Ab-
bruh getan hatte,

Der Staatsmann ging auh aus
diefem Kampf als Sieger hervor.
aber niht von Jiehts-. fondern von
Mahtwegen. und es ift eine ganz
deplacierte Kritik Ruffels. er habe
in diefen beiden Unterrednngen mit
Bismarck den Beweis geliefert. der
Diplomatie feines Vaterlandes durch
Eintritt in die Korrefpondenten-
Karriere keine erhebliche Kraft ent:
zogen zu haben. Es ift eben nicht jeder-
manns Art. fein. wohlerzogen und
liebenswiirdig zu fein. wenn man
feinem Gegner am liebften an den
Kragen möchte. Gerade Bismarck
konnte fackgrob werden. wenn ihm
etwas niht paßte. und hätte er fih
,in allen Lebenslagen zu beherrfhen
verftanden. dann wäre er wohl mit
llilhelrn ll. beffer ausgekommen,
Nebenbei ift noh anzumerken. daß
fich Bismarck in der ganzen An-
gelegenheit mit einem Leichtfiun be-
nommen hat. der des oberflählichften
Journaliften würdig wäre. Er ver-
fprah Ruffel. mit dem König die
Sahe zu befprehen. und hat fhließ-
lih eine Gelegenheit zu der Unter-
rednng offenbar nur deshalb niht ge-
funden. weil er fie niht gefucht hat,
Was mir aber als das wichtigfte er-
fheint. ift die von Bismarck zu-
gegebene Tatfache. daß er fih um
den Tatbeftand wenig gekümmert
hatte in dem Augenblick. wo er den
Auftrag gab. das Dementi zu er-
laffen. Er recherhierte niht lang
und breit. fondern der kurz an-
gedeutete Wunfh des Königs war
ihm der Befehl. einen Mann. der
fih auf die Informationen des
Thronfolgers ftjißte. der Gewiffen-
lofigkeit einer falfhen Beriht-
-erftattung zu zeihn.
*-1-
7)-

Der Durchbruch einer franzöfifhen
Armee durch die Schweiz

Vom Sommer 191() ift ein wichtiges
Ereignis pvlitifh-ftrategifcher Natur zn
verzeichnen.
Ein Vorftoß der franz öfifh en
Slidarmee von Lvon iiber
Genf und von Dijon nnd Be-
fa n c; o n V a l l o r b e, der fichznmVor-
nlari'cb iiber Bern-Solothurn-Olten_
Brugg nah Eglifan und S ch a ff-

hanfcn gcftalten foll. nm iiber die
nenn Schweizerbriicken von Bafel,
Rheinfelde. Waldshut. Eglifan. Shuff-
haufen und Etzwilen den Rhein zu
iiberfchreiten und dem dentfchen Heer
in der linken Flanke anf den Linien
Donaueihingen-Snlz-Tiibingen-S t u tt -
gart und Tjlttlingen-Niedlingen-ll l m
zu erfcheinen q ift nach den Schweizer
Manövern ini Sommer 1910 höchft un-
wahrfcheinlih geworden.
Der Wlan. der dentfhen Armee in
die Flanke zu fallen. hatte bisher für
die franzöfifhen Heerfjihrer etwas Ver-
lockendes. Das direkte Hervorvreheu
ans dem Vogefenloh von Belfort und
Montbeliard ftößt nämlich fchon nach
einem Marfh von 45 Kilometern auf
ein fhwer zn iibcrwindendes Hindernis:
der Rhein als breiter. naffer Graben
vor der Bergfeftung des J ft e i n e r
K l o tz e s. "Biß fich. der Feind an
diefem vorgeihobenen Fort des niht
zu forcierendcn Shwarzwaldmaffivs
feft. fo riskierte er. daß ihm die von
Meß und Straßburg fiidlih marfhie-
renden Truppenmaffen in die linke
Flanke fallen und den Rückzug auf
Befancon und Lnon avfhnitten. Jeder
Verfuh. zwifhen Bafel und Colmar
» eine Brücke iiber den Rhein zu fhlagen.
muß angefihts der fortifikatorifchcn
Zwickmühle vom Jfteiner Klotz und
Straßburg als halsbreherifhes Wagnis
bezeichnet werden. Es lag darum die
Verfuhung fehr nahe. daß der in der
Offenfive fich gefallcnde Feind alles
daran feßen werde. die n e n n
Schweizerbriicken iiber den
Rhein fiir fih zn benutzen.
Als erftes Erfordernis einer glück-
lichen Operation war die Rafchheit des
Einbruhs bei Genf und Vallorbe und
'der Vorniarfh der franzöfifhen Ein-
*237

dringlinge auf Freiburg in der Schweiz
zn verlangen. Allein fchon bei diefer
nnerläßlichen Bedingung kam die
'„promänacle miliiaire ä Zeiafiliouoe“
frühzeitig ins Storken: Die fchweizeriiche
Armee ift der franzöfifchen Rafchheit
der Mobilifation überlegen; denn jeder
fhweizer Bürger hat ein Gewehr iamt
Munition zu Haufe; fchon auf der Höhe
von Eftavaher-Vaherne-Freibnrg kam
der Bormarfch zum Stchn. an der
Saane wurde blutig gekämpft. und die
lieberfchreitung der Aare gelang erft
nah fhweren Opfern. Dann aber
folgt ein wahres Spießrutenlanfen!
Die Mannfchaften von Neuenburg.
Solothurn. Bafelland. Baielftadt nnd
Argan faßten den Feind. hinten durch
den Jura gedeckt. in der linken Flanke.
während das Gros der Schweizer Armee.
mit der uneinnehmbaren Gotthardfeftung
im Rücken. das fchwierige Gelände von
Bern his Bafel fo trefflich ansnußte.
daß der Feind auh nicht eine Stunde
lang Ruhe hatte und jeden Zoll Boden
auf feinem Vorriicken nordoftwärts durch
Ströme von Blut erkaufen mußte.
Dabei fah er fortgefetzt feine Riickzugs-
linie bedroht.
Das Refnltat diefer Manöver. deren
Aufgabe mit löbliher Deutlichkeit dahin'
lautete: ..Im Kriege zwifchen Frankreich
und Deutfchland verfncht eine franzöfifche
Lftarmee. unfre Grenze bei Genf und
Vallorbe zu iiberfchreiten und. unfre
Neutralität nicht achtend. in die fiid-
dentfche Flanke des deutfhen Gegners
zu fallen“ - ergab folgende erfreulichen
Tatfachen: 1. Die vier fchweizerifchen
Armeekorps find nach dem überein-
ftimmenden Urteil der fremdländifchen
Offiziere eine fo ftarke Macht. daß die
Schweiz ihre Neutralität felbft zu
fchiißen vermag. 2. Wenn die fran-
zöfifche Oftarmee mit weniger als fieben
bis acht Armeekorps den Einbruch ver-
fncht. kommt fie iiberhaupt niht bis an
den Oberrhein zwifhen Hauenftein und .
Schaffhaufen. Eine dem fchweizer
Heer weit überlegene Truppenmacht,
die dicht anfgefchloffcn marfchieren muß.
bedarf zur tteberwindnng der nur
280 Kilometer langen Strecke von Genf
(Drbe) bis nach Shaffhaufen rund drei
Wochen; denn die Flußläufe der Saane.
Aare. Emme. Wigger. Renß. Limmat.
Glatt und Thur geftalten fih zn na-

tiirlichen Abfchnitten einer fehr wirk-
fanien Verteidigung durch Ausnutzung
des coupierten Termins. 4.-Hat die
franzöfifche Armee den Rhein zwifchen
Waldshut und Randegg glücklich iiber-
fchritten. fo befindet fie fich niht nur
in einem ftark dezimierten und völlig
abgeheßten Zuftand. fondern auh ftra-
tegifch in iibler Lage: Bor fich die
fchwierigen Väffe des badiichen Schwarz-
walds und hinter fich die immer noch
kainpffähigen bier Armeekorps der
Schweiz. Ieder Rückzug hinter den
Rhein müßte mit der Entwaffnung
und Gefangennahme der Franzvfen
durch die fhweizerifche Armee nach dem
Vorbild der unglücklichen Truppen
Bonrbakis im Winter 1871 fein not-
wendiges Ende nehmen.
Die fchweizerifche Eidgenoffenfchaft
hat erkannt und gezeigt. daß von ihrer
Einwohnerfchaft 2.5 M i l l i o n e n
Deutfhe find. denen nur 750000
franzöfifche und 280000 italienifch
ip'rehende Bürger gegeniiberftehn. Alle
Artigkeiten der franzöfifchen Republik.
wie fie beim Befuch des Vräfidenten
Mr. A. Fallieres. in Bern zutage kamen.
vermochten nicht die Wachfamkeit der
fchweizerifchen Realpolitiker einzu-
fchläferu; ihr Grundfos lautet: Schütze
dich durch ein in den Waffen gut ge-
fchultes Volk felbft. das ift beffer als
alle papiernen Verträge iiber die inter-
national allgemein anerkannte Neu-
tralität. Sollte aber ein Anfhluß in
der höhften Not an einen der großen
Militärftaaten notwendig werden. io
wird das weder Italien noch Frank-
reich fein. Diefer Sinn und diefe Be-
dentun der ftrategifch nnd politifch
fehr le rreihen fhweizer Mannöver iin
Sommer 1910 find fiir das deutfhe
Bolt hoch erfreuliche Dinge.
1).'. l-'. l..

Bapa Sarto gegen die Inbelfeier
des einigen Italiens

Die „Ewige Roma“ begeht im Früh-
jahr 1911 ihre 50jährige Jubelfeier als-
Hauptftadt des einigen Italiens. In
den Tagen des 25.. 26. und 27. März
1861 feßte Camillo Renfv di Eavour im
erften Parlament des Königreichs Italien
den Antrag des Abgeordneten Bon
_1.

Compagni durch: ..Das Varlament ftellt
feft. daß die öffentliche Meinung der
Nation die Vereinigung Roms als Haupt-
ftadt mit Italien unter Bewahrung der
Würde und Unabhängigkeit des Vapftes.
der vollen Freiheit der Kirche und im
Einverftändnis mit Frankreich verlangt. “
Die aus lauter Katholiken beftehende
Kammer nahm diefen Antrag mit allen
gegen drei Stimmen an.
Am 8. September 1878 übergab der
General Vonza di San Martino dem
Banff Vins cx. im Vatikan ein eigen-
händiges Schreiben Viktor Emanuels ll..
worin eine giitliche llebereinkunft iiber
die Abtretung der Stadt Rom unter den
ehrenhafteften Formen vorgefmlagen war;
dem Vapfttum follte das ganze rechte
Tiberufer als fouveränes Eigentum ver-
bleiben. Der geiftige Verfall Bio Nouos
fmien jedoch damals fchon fo weit vor-
gefchritten. daß er marianifchen Vifionen
Glauben fchenkte. „als Gottes Stell-
verteter und unfehlbarer Lehrer aller
politifchen Moral“ das königliche Hand-
fchreibeu fiir unwiirdig eines Sohnes der
katholifchen Kirche und königlimer Lo-
yalität“ erklärte und den italienifmen
außerordentlichen Botfmafter mit der
Weisfagung entließ: ..Im heiligen Rom
werdet Ihr niemals einziehn.“ Am 14.
September vcrbjirgte fich der General
Cadorna bei dem päpftlichen General-
Kanzler fiir die perfönlime Sicherheit
des Va tes. Ani Vormittag des 20, Sep-
tember ielten die italienifmen Truppen
durch die Brefche bei der Vorta Via
ihren Einzug. Nur das linke Tiberufer
follte befeßt werden. Vom Borgo wurde
erft auf die direkte Einladung des Kar-
dinal-Staatsfekretärs Antonelli und auf
dringlimen Wuufch des Vapftes felber
Befiß ergriffen; denn die Knrie befürchtete
von den um die Fortdaner ihres 'Lotter-
lebens beforgten päpftlimen Zuaven die
Plünderung des Vatikans. Bis zum
30. September wurde von beiden Teilen
über die notwendigen Geldoperationen
aufs freundfmaftlichfte verhandelt. Erft
als Italiens Unterhändler Baron Blanc
fich protokollakifm verpflichtet hatte. die
kolloffale,Smuldenlaft des längft bank-
rotten Kirmenftaats auf die Schultern
des jungen Italiens zu übernehmen.
fuhren urplöhlim die Iefuiten in ihrer
„Ciriltü cattolica“ mit dem Iammerruf
los. der Vapft müffe zu feiner eigenen

Sicherheit fofort Rom verlaffen. um als
fichtbares Oberhaupt der Religion fich
der mriftlimen Welt gegen die frei-
maurerifche Revolution zu „erhalten“
In köftlichem Widerfprum mit diefen
religiöfeu Vorfpiegelungeu brach Auto- -
nelli gleichzeitig die Verhandlungen mit
dem Baron Blanc durch die Bemerkung
ab: ..Es handelt fim in diefer Sache
gar nicht um die Intereffen der Religion.
fondern um die völkerrechtswidrige Be,-
raubung eines Souveräns“ (Speetator-
brief des Vrofeffvr Xaver Kraus vom
1. Mai 1896).
Trotzdem feither vierzig Jahre ver-
floffen find. hält gleichwohl die Katie
mit Zähigkeit am 76. Lehrfaß ihres
Svllabns vom 8, Dezember 1864 feft:
Die w eltliche Herrfmaft des Statt-
halters Ehrifti fvll als Hauptaufgabe
für das Wohl und die Freiheit der
Kirche gelten.
Diefer Vroteft gegen die Neuordnung
der politifmen Dinge Italiens nimmt
fich feltfam'aus im Munde der Väpfte
Maftei-Ferretti. Vecci und Sarto; denn
ihre Smmeichler werden nicht müde.
diefe drei Häupter der Kirche als
italienifche Vatrioten zu feiern. wie
feit dem 19, November 1523
die Kirme iiberhaupt nur Italiener -
39 Mann hom -- zu ihrer oberften
Leitung berufen hat.
Der Biirgernceifter von Rom. Ernefto
Nathan. fpielte in feiner Gedächtnisrede
zum 20. September 1910 auf das öku-
menifme Konzil au. worin der Vapft
mit dem Dogma von der Infallibilität
d. d. 18. Juli 187() entgegen dem Rat
der gelehrteften Theologen Neramann.
Häfele und Döllinger die oerblendenden
Höhen feiner dogmatifmen Allmamt er-
ftieg. um dreiunddreißig Iahre fpäter
den taufendjährigen Kirchenftaat zu ver-
lieren. deffen Bürger fich vergeblich neun-
undfiebenzigmal gegen die ungeremte
und wahrhaft unmeufchliche' Verwaltung
erhoben hatten.
Mit Stolz riihmt Herr Nathan den
kulturellen Anffmwung des modernen
Rom: die zahlreichen neu gegründeten
Schulen können die Menge ihrer Zög-
linge nicht faffen. während die Kirchen
leer ftehn.
Gegen diefe angeblim ..ruchlofen
Läfterungen des Abgefandten vom Groß-
Kadofch und der grünen Schlangen der

Freitnauerei“ erhob fich der iibelberatene
Papft in Perfon und richtete an feinen
Vikar von Rom. den Kardinal Pietro
Refuighi. ein eigenhändiges Schreiben;
darin bezeichnet der zehnte Pius den
den 20. September 1870 als den Tag.
..an dem die heiligen Rechte der päpft-
lichen Souveränität unter die Füße ge-
treten worden find.“ Die Fabel der
Conftautinifcheu Schenkung wird nicht
herangezogen. dafiir aber die gefautmte
C-hrifteuheit aufgefordert. fich mit Ge-
betcn an den Allerhöchften zu wenden.
..auf daß cr feine oou imnter giftigern
Verleumdungen verfolgte Kirche ver-
teidige.“
Dieter Brief foll die Jubelfeier des
einigen Italiens ftören.
Zu welchem Zweck?
Es foll küuftlich eine Entriiftnugs-
bewegung unter den Gläubigen des
katholifcheu Erdballs für den verfolgten
und beraubten. gefangenen und be-
fchintpftcu Papft ins Werk gefetzt werden.
unt den verrottetett Kirchenftaat. der
unter dem Jubel aller Kulturvölker ver-
fchwuttden ift. von ueuettt aufznrithten.
Dagegen fteht die gefamte politifche
Welt vereint. In den Dreibund-
verträgen zwifcheu dein Deutfchen Reich.
Oefterreich-Uugarn und Italien ift Rom
als Hauptftadt Italiens uud Refidenz
der Sabaudiichen Monarchie verbiirgt.
Das gleiche gefchah von Seiten Frank-
reichs. England, Rußland famt dem
Reft der europäifcheu Staaten toollen feit
Jahrhunderten nichts von einem Papft-
könig wiffen.
Dem Leichnam des weltlichen Papft-
tums gönne man endlich ein ehrlich
Begräbnis. Das Gefchrei der gemieteten
Klageweiber und des bezahlten Gefindes
kann über die wahren Empfindungen
und die wirkliche Lage der Hinter-
bliebenen niemand tänfthen. -
Der nufmtchtbare Proteft läuft nur
darauf hinaus. die politifche Partei der
Klerikalen in Gritttm und Haß zu er-
halten.
lind fo etwas heißt Religion?
Zpectettor alter.
Rumänifches
Seit längrem gilt Rumänien am
Balkan als Geueralagent der Firma
Dreibund. Ueberall dort. wo man den
Einfluß des Dreibuuds nicht gerne
wachfenfieht. nndiiberall dort. wo Orient-

friede und Integrität der Türkei den
eigenen Sonderwiiufchen entgegettftehn.
begegnet man Rumänien mit Mißtrauen.
Und ehe noch die Wahrheit über die
jiingfte tiirkifch-rumänifche Vereinbarung
bekannt wurde. klebtc ihr fchon die
Marke an: Made in Germany . . .
Heute weiß man wohl. daß diefe Kon-
vention einen durchaus friedeusber-
fichernden. defeufiben Charakter hat.
Rumänien foll _ im Fall cities bul-
garifchen Angriffs gegen die Türkei -
neutral bleiben. aber durch Mobil-
machung feiner Streitkräfte verhindern.
daß dem Gegner der Türkei Hilfe uud
Unterftiitzung - iiber Rumänien hin-
,weg zugeführt werden. Daß diefe Zu-
ficherung eine wefentliche Stärku u g
der türkifche-n Sache bedeutet. foll
nicht geleugnet werden. Aber gleichzeitig
verfteift fie die Friedensausfichten.
da ein bulgarifcher Vorftoß gegen die
Türkei unter folchen Umftändett höchft
unwahrfcheinlich wird.
Es beweift wenig tieferes Verftändnis
fiir die politifrhe Lage des Balkans.
wenn ein großerTeil der wefteuropäifchen
Preffe es unbegreiflich fittdet. daß Ru-
mänien. als von keiner Seite bedroht.
einen militärifchenAnfchluß au die Türkei
fuchte. Rumänien hat doch das größte
politifche Eigenintereffe daran. daß der
aggreffiofte der Balkauftaaten. Bulgarien.
fich nicht zu einem Großbulgarien ans-
wachfe ttud das Gleichgewicht ztt fla-
wifchen Gunften ftöre. Die Vereinbarung
zwifchen Rumänien und der Türkei er-
fcheiut daher logifcherweife weit eher
für eigene Rechnung der Rumänen ge-
macht. als über Ordre des Dreibuuds.
Die Türkei kann Rumänien allerdings
keine nennenswerte direkte Gegenleiftung
bieten, Denn die Begiinftigung von
etwa 100000 Kttßowalachen in Make-
donien. derett größter Teil noch daztt
reine Nomaden. Hirten. die mit ihrer
Herde iiber den gattzeu Balkan wandern
und der Minderheit nach feßhafte Kauf-
lante (darunter zwar ein'gge Millionäre)
und Bürger find. ift ketue zttreicheude
Kompenfatiou. Rumänien hat es feiner-
zeit - als es darnach ansfah. daß
Makedonien unter den ftiirmifchen. fla-
wifchen Anwärtern geteilt werden wiirde.
fiir nötig erachtet. in realer Wcife daran

zn erinnern. daß es auch ein Wörtchen
anf dem Balkan dreinzuredenhabe. hat
Gelder nnd fonftige Unterftiißungen fiir
die inakedoruncänifchen Entlaven in Make-
donien geopfert. Kirchen und Schulen
errichtet - aber die Frage doch niemals
als einen rumäuifch-nationalen Wert
betrachtet.
DagegendriicktdieFragederRuniänen
in Ungarn. die ftarke Kontingente bilden
und bei der bekannten Behandlung der
Nationalitäten in Ungarn. einefortgefeßte
Stimulation des runiänifchen Chanvinis-
mus vor-ftellt. vielfach auf die Volitif
Rumäniens. Die Staatsklugheit des
Königs nnd feine Regierung gerät nur
allzuoit in Widerfprnch mit der nationalen
Politik. die ihren Todfeind in Budapefr
fieht. Nur durch äußerfte Vorficht und
politifcbe Bedachtfamkeit vermag König
Karol ' feinen Friedenskurs einzuhalten.
So fieht es in Wahrheit um die Buka-
reifer Generalagentur der Dreibunds-
politik ans. n, Z,

Der Deutfchenhaffer

*ver ift doch Maurice Barres?
Der Schriftfteller. der authentifche
Mitteilungen. die ihm von zwangs-
weife im dentfchen Heere dienenden
Elfäffern zur Verfiigung geftellt
werden. zu chanviniftifchen Romanen
verarbeitet und gegen jede An-
näherung. die der Barbar verfuchen
follte. aus den Sätzen feiner Bücher
die unfichtbaren und doch fo dro-
henden Baftionen des Oftens
auftürmt?
Was waren das doch für un-
diskutierbare Bücher. zugleich un-
gerecht und fentimentalifch. in denen
man entfchuldigend die Auftren-
gungen eines Don Quichotes des
lateinifchen Raffegedankens (aber
der deutfche Michel wirft fi in
die gleiche hagere Verkleidung). in
jedem Fall aber wieder einmal den
Beweis fehn konnte. daß die Fran-
zofen der objektiven Ruhe unfähig
ind.
Wenn Barrss noch mehr war
als ein Franzofe. der den Berluft
der beiden ,Provinzen nicht vergeffen
kann. woher follte es der Zeitungs-
lefer bei uns wiffen? Nicht jeder
ift Literat. der die Lockung fühlt
und nach Weften zieht. Aber es
war vorauszufehn. daß einer zurück-

kehrend den andern Barres mit-
bringen wiirde. Franz Blei ver-
anlaßte die Ueberfeßung der 1894
erfchienenen Ideologie: „l)a Jung,
(le la nolupiä et (ie in m0rt.“
.Der Ueberfeßer. der nur mit den
Jnitialen A. v. K', zeichnet. hat
mit einer prächtigen Feinfühligkeit
übertragen. der Verleger. Julius
Zeitler. mit feiner grundfäßlichen
Sorgfalt ausgeftattet.
Die *Ueberrafchung mußte für
den. der nur den banalen Revanche:
fchriftfteller kannte. eine außer-
ordentliche fein. Statt des Natio-
naliften tritt ihm einer jener
Künftler entgegen. in denen fich
alle tiefen Stimmungen des Lebens
zu dem vorbildlichen Entfcheidungs-
kämpfe treffen und eine Berföhnung
auftreben. die nie endgültig fein
wird und von der Menfchheit
immer wieder verfucht wird. Nach
dem ..Amateur der Seelen“. dem
erften Maffiv in diefem Buch.-
..Vom Blute. von der Wolluft und
dem Tode“. weiß* man. daß in die
Reihe. die Stendhal begann. die
Reihe der lhrifchen Analytiker. die
den ideellen Typus des modernen
_Menfchen fucht. ein neuer Eben-
bürtiger eingetreten ift. Vielleicht
ein *noch ftärkerer? fragt man fich
nach den Wundern diefer Brofa.
Ob' ein Werk. auf das man nun
fo begierig wurde. die Brobe aus-
hält und auch auf der letzten Seite

noch des Altgewordenen das un-
gebeugte Individuum triumphiert?
Aber das Individuum in feinem
Verhältnis zur Welt ift das
Barresfche Problem, Und zwar
tritt es als die Antithefe ..Roman-
tifch oder klaffifch?“ auf. Beiden
gehört feine Neigung: zum Roman-
haften lockt ihn die Stimme feines
Bluts. zum 'beruhigten Leben
zwingt ihn die cForderung feiner
Vernunft. Was aber heißt im
einzelnen romantifch bei ihm? Das.
was den dionhfifchen Künftler aus:
macht: Die Liebe zur Ferne oder
die Angft. an einem Punkte Wur-
zeln faffen und die Horizonte der-
blaffen fehn zu miiffen; die Freiheit
zu den vielen Möglichkeiten. wenn
fie auch nicht benutzt werden follte;
die Erlaubnis. auf dem Punkt un-
mittelbar oor der Entfcheidung be-
harren zu dürfen. Die Klaffik ift
die Ordnung. die Bändigung, Die
Romantik aber gehört den Bar,-
b a r e n.

Barbaren. das find nicht die
Vhilifter und Bürger. das find alle.
die anders fein wollen. als wir:
in der von der Nation. der
Zeit. der heimatlichen Land-
fchaft gefeßten Grenzen, Aber das
Romantifche ift fo fchön. und ein-
mal gab fich ihm Barre'rs hin und
fchrieb dies Buch vom Blute und_
den verwandten tiefen Dingen.

Es war feine Befreiung pom Bar-
barifchen. das fich bei diefem iin-
gewöhnlichen Kiinftler auf feltfamen
und doch logifchen Wegen als die
Schönheit. das Klingende. der
Taumel. der Zliaufch. die Seligkeit
herausftellt.

Um fich wieder ins Leben zu-
riickzufinden. gibt es nur eins: was
Barres „aceeptation“ nennt: den
als notwendig erkannten Abfchied
von der Jugend. vom fingenden
Blute: Die gewollteKlaffik
(Umwertung der Werte: der Kiinftler
ift der Barbar. der Bürger ift
Klaffiker. wäre es vielmehr. wenn
er wiißte. warum er es fein will).
Und hier fpielt der nationaliftifche
Gedanke hinein und will im Zu-
fammenhang begriffen fein. Barres
ift ein Sohn des* alten Herzogtums'

Lothringen. und das Land feiner
Väter. der Geift feiner Raffe weift
ihm feine Grenzen. Fiir Barres
ift alfo Lothringen die Klaffik und
Toledo die Barbarei (oder das
bebende Wunder). Fiir den Sohn
_des T'ajo ift Toledo mit feinem
grellen. gelben Licht. das den
Menfchen nicht kerniger als den
Häuferkanten fcharfe Konturen gibt.
die Klaffik und Lothringen mit
feinen gefchwungenen Hügeln und
fanften *Lbftbäumen die Romantik,
Wer nicht klaffich fein' will. ift
„entwurzelt“.
In der Klaffik haften die Kräfte
der ..nationalen Energie“. Darum
fcheut Bartels in der Behandlung
der klaffifchen Frage nicht die
Lächerlichkeit der zähen Konfequenz.
Wenn zwei dasfelbe tun , ,
Ift danach Barres wirklich nur
der Nationalift. der Deutfchenfeind.
als den wir ihn kennen? Bor
allem ift er Kilnftler und Schrift-
fteller. Fiir den Nationaliften aber
finde ich zwei Entfchuldigungen.
Der Schriftfteller will mehr fein
als Schriftfteller: ein Teilnehmer
an den Lebensfragen feiner Nation.
ein Aufftachler. ein Prophet ihres
Blutes. das heißt. glaube ich. ein
Lob fpenden. Auch Schiller fühlte

diefen Drang iiber die Raffe hin-
aus, Zum Zweitenr was ftößt den
Lothringer an der neuen Verwal-
tung feiner Heimat ab? Seiten
des deutfchen Wefeusr die wir
felbft ja in Deutfchland bekämpfen:
die bürokratifche die militariftifchey
die gewalttätige die aufdringliche.
Weifen wir ihm doch auch die
andrer die alter vielgerühmte und
oft dergeffene: daß wir fremde Art
in ihrem Kern oerftehn- daß wir
iiber fubfektioe Zufälligkeit hinweg-
fehn können.
Zur Einfiihrung in Bands läßt
fich übrigens die Auswahl empfehlen,
die der Verlag Blond in Bari-Z
unter dem Titel ,i/ingtejnq anneeß
(io 'ie inter-nike. ?6388 cb0i5i88“
neulich hat erfcheineu laffen. Die
Einfiihrung Henri Bremondci ift
ein Mufter an Umficht und Ver-
ftiindnis und von pfhciwlogifchem
Wert. Dabei ift das Buch zu
einem Preis zu haben! den wir
nur bei franzöfifchen Veröffent-
lichungen kennen: 530 Seiten koften
:ZL/e Frank. Bitte nachmachen!
0U0 i-laice (paris).
Zur Mozattfeier in Salzburg
vom 29. Juli bis 6. Auguft 1910
Nennen wir nur Salzburg fo fängt
es in der Seele any zu klingen, Hell
leuchtet die Note Mozart aus dem
Akkord heraus. Wunderfam ift es, wie
hier Name und Vorftellung, eine Ver-fon
nnd eine Sache natiirlich-nnzertrennbar
zufammen gehören. Wie ini baulichen
Charakter der Stadt deutfcher und
italieuifcher Stili deutfche nnd italienifche
Empfindung eigenartig harmonifch ber-
eint find„ fo gibt es dazu nur ein voll-
endetes Seitenftiickr da28 ift die italienifch-
deutfche Oper dom großen Sohne
Salzburgs, feiner, Wolfgang Amadeus
Mozart! - Wie die landfchaftliche Um-
gebung der Stadt in ihrer majeftötifehen
Hoheit, daneben aber liebenswiirdigen
Heiterkeiti mit fiidlicher Helle ausftrahlii
fo haben wir das kiinftlerifche Gegen-
bild in der Mufik Mozartsi ihre Größe
und Reinheitf mit folchem Liebreiz
gepaart- befeeligt. Salzburg wird oft
verfchleiert durch Regen wie eine
fchöne Fratn die zeitweife ihr reizendeÖ
Antlitz verhiillti um es dann aufs Neue
dem entziicftcn Befehaner zu zeigen.

So kann man Mozarts Maiik auch
deuten- den edeln Dulder berftehn,
deffen Leben ein Kampf war mit dem
irdifchen Ungemaa); doch der triibe
Nebel ward immer wieder vom Sonnen-
lichte feines göttlichen Genius durchhellt.
Seine Seele warf goldreine Körneriaat
ins Ackerland der Menfehheit.
Hier ift ganz befonders der Ort und
die Gelegenheih tief zu bedauerm daß der
moderne Zeitgeif't vielfach vom rechten
Sinn fiir wahre Schönheit der Mufik
ablenken möchte. In der Tonkunft
unfrer Tage drängt fich eine Richtung
hervor. die man als verliere*F
hhfterifch bezeichnen mußt da wird
man gereiztr nicht befriedigtf erhitzh
nicht erwärmti herabgezogen, aber nicht
erhoben. Der größte Irrtum, der je
begangen werden konnte, ift, die Mufik
durch die Voefie ergänzen zu wollen. Die
Mufih die freieftc aller itiinfte, die nur
im feinften Geriift der Seele wnrzelt,
follte plößlich ihrer Schwefterkunft wie
eine Sklavin untergeordnet werden,
oder im Gefamtwerk anfgehn. In einer
indifchen Legende wird uns erzählte wie
die Götter in ihrem Wandeln auf
Erden daran zu erkennen feini daß ihre
Fnßfohlen nie vollftiindig den
Boden berühren. Mag die Kunft noch
noch fo menfchlich fein, diefe unendlia)
bedeutungsuolle Diftanz muß fie ein-
halten, will fie göttlich bleiben- nah
oder fern der Erde - fie muß fchweben.
Gerade das hat man ihr rauhen wollen.
Wahrlich, fie muß gefunden! Im un-
feligen Hoffen und Jagen unfers Jahr-
hunderis muß es die Mnfik feine woran
der Menfchi den Alltagsftaub abfchiittelnd„
fich erbaun kann. Leider hat ein
großer Teil des Publikums es verlernt,
Mozart zu wiirdigem zu verftehn,
Nur wenige können ihn heut noch fingen.
Das kommt daheri daß dic modernen
Kompofitionen- mic einigen riihmlichen
Ausnahmem nicht mehr den .bei canto“

pflegen. Shen Wagner ftellt große
Anforderungen an das Organ der
Stimme. aber bei ihm handelt es fih doh
anch um hehre Knnft. niht aber dort.
wo man Zerrbilder darbietet. die den
Namen Mufik nicht verdienen. Darum
hinweg mit allem Jrrwahn. zurück.
vorwärts. hinauf zu Mozart!
Bei vielem llurichtigen des Heut-
zutage hat die moderne Mnfil freilicl)
manchen guten Bauftein herbeigetragen.
in tehnifcher Beziehung befonders. So
wäre es das Ideal. mit unferu modernen
Ausdruclsmitteln im Geifte Mozarts zu
fhaften.
Sehn wir Mozarts Kauft rcht tief
in die wunderbar hellen Kinderaugen.
Laufcheu wir feinen herrliheu
Shöpfnugen in Andacht!
' Denn -- Mozarts Mufik ift felbft wie
eine Heimat.
lind wer der Töne Welt mit kühnem
Geift
Durchmeffen. bis anihre fernften Grenzen.
1lnd tviedcriehrt zu Mozorts Melodien.
Dein rühren fie das Herz wie Jugend-
glück.
Dem füllen fie das Ang mit fiißen
Tränen.
Katharina 'an Kammer-58cm!
Die Juriftifhe Fakultät der Uni-
verfität Berlin von ihrer Gründung
bis zur Gegenwart.
Mit 45. handfhriftlichen Wid-
mungen. Herausgegeben von Otto
L i e b m a n n. Feftgabe der Jahr-
hundertfeier der Unioerfität. Verlag '
von Otto Liebmannn. Berlin.
Der Herausgeber und Verleger der
Deutfhen Juriftenzeitung. Otto Lieb-
mann. der fchon lange vor Kaifer
Wilhelm ll. Doktor juriZ i10n0ri3
cnußa war. hat als Feftgabe zur
Jahrhundertfeier der Friedrich-Wil-
helm-Univerfität ihrer juriftifchen Fa-
kuliit ..in höchfter Bewundrung für
das in einem Jahrhundert zu des
Neihcs Wohlfahrt. des Nehtes För-
derung und Einheit gelciftete" ein
großes Stammbuh gewidmet. in das
450 Juriften und Nichtjuriften ihre
Meinungen über dieJuftiz eingetragen
haben! Der Herausgeber wollte mit
der Feftgabe bekunden. welhen Ein-
fluß die Nehtswiffenfhaft undihre
erfte Vertreterin. die Berliner Fa-
kultät. nicht nur auf die Vertiefung

der Wiffenfchaft. die Förderung der
Gefeßgebung. fondern auh auf
unfre nationale Volitik. auf das ge-
famte öffentliche Leben ausgeübt hat.
und welhen Anteil der deutfhe
Juriftenftand an der Jubelfeier
nimmt. Es haben fih u. a. einfluß-
reihe Staatsmänner und Volitiker.
auh fremder Nationen. Vertreter der
VerwaltungundderjuriftifhenVraxis.
die bedeutendften Nehtsgelehrten.
qus der Juftiz hervorgegangene. ihr
abtrünnig gewordene Männer in
hervorragenden Stellungen. darunter
Vertreter des Handels und der Vreffe.
geäußert. und auch die. die durch
Ehrenpromotionen der Nehtswifien-
fhaft zugefellt find, Es find Grüße
und Glückwiinfhe zum Ehrentage
der Fakultät geworden - der Dank
der deutfchen Juriften an die Fakultät.
Die Widmungen find. als Aeuße-
rungen berühmter Männer. natürlich
fehr intereffant. wertvoll aber wird
man diefe Hobelfpäne kaum finden.
Den Widmungen geht eine rehts-
hiftorifhe Abhandlung voran. die in
großen markigen Zügen ein Bild der
Fakultätsgefhichte von der Gründung
der Univerfität bis zur Gegenwart
gibt.. Was der Vublikation aber
einen dauerhaften Wert verleiht. find
viele neue Urkunden und Briefe. die
in die Gründungszeit der Hochfhule
Einblick gewähren. in die Gelchihte
der Hochfhule. vor allem auh in

den Werdegang und das Schaffen
ihrer bedeutendften Dozenten. Nach
eifrigem Studium der Archive und
der ihm in iiberreicher Zahl zur Ver-
fügung gefiellten Briefe und Urkunden
hat Liebmann die bisher nicht ver-
öffentlichen Stücke ausgewählt. hat
diefe Stücke. dem Charakter eines
Stammbuchs getreu. in Faffimile
wiedergegeben. und fo ift ein Bild
entftanden. das uns die menfchliche
Größe. die wiffenfhaftlihe Bedeutung
der frühern Dozenten und ihr Ver-
hältnis zu einander klar macht.
Bedeutende Künftler haben fiir
das rnonumentale Werk wertvolle
Gaben beigefteuert. Zeichnungen und
Bilder. die den Inhalt ungemein
beleben.
Auch fonft ift der Buchfhmuck
reich. und wenn diefes dicke Buch
nicht fchon andre vorzügliche Quali-
täten hc'itte. müßte man es als ein
hervorragendes Produkt unfres Buh-
druckkunftgewcrbes loben.
1).'. fur. 5. 1:.

Kurzgefaßte Grammatik der
Weltfprache Efperanto
Im Auftrag des ..Verbandes
Deutfher Efperantiften“. zufammen-
geftellt von Friß Stephan. Leipzig.
im Selbftverlag des Verfaffers er-
fchienen. 32 Seiten ftark. gegen
Einfendung von 15 Pfennig frei
zu beziehn vom ..Deutfhen Efperanto-
Inftitut“. Leipzig. Kochftr. 61.

Die Zurückhaltung. die“ man noch
vor einiger Zeit gegeniiber der
neuen Weltfprache zeigte. und die
wohl hauptfächlich darin begründet
war. daß die Deutfhen in der Er-
lernung fremder Sprachen eine
größere Aera beherrfhen als die
Ausländer und ihnen dadurch zur
Anknüpfung von Bezehungen im
Ausland vor andern ein großer
Vorfprung erwuchs. ift neuerdings
einem ftetig wachfenden Intereffe
gewihen. Teilweife haben auh
Schulen bereits den Unterricht in
diefer Weltfprache eingeführt. wie
dies beifpielsweife in Leipzig der
Fall ift. Zur Verbreitung der
Kenntnis des Efperanto trägt wohl
in erfter Linie viel die Leichtigkeit
bei. mit der fie zu erlernen
ift. Ferner gibt es eine Reihe

von kurzgefaßten Grammatiken.
von denen fich die oben er-
wähnte ihrer überfichtlihen Zu-
fammenfaffung wegen zur Anfchaffung
fehr empfiehlt. Die Anhänger
der Sprache find bereits in iiber
2000 Vereinen organifiert. Die
Regeln des Efperanto find in
dem Heftchen in 5 Lektionen
leicht faßlich zufammengeftellt und
an der Hand verfchiedner Beifpiele
erläutert. während fih den Uebungen
noch ein unterhaltender Teil mit
Proben in Profa und Poefie an-
fchließt. '

Die Haiiidlkinder.

Roman. Von Rudolf Hans Bartfch.
Leipzig. Verlag L. Staackmann.

Rach den wundervollen ..Zwölf aus
der Steiermark“ ift es kein Aufftieg zu
nennen. Nach gar iiberrafchend kurzer
Zeit brachte der junge Rudolf Hans Bartfch
mit dein fo jungen Ruhm fein Werk
heraus. Es ift ein Buch vom alten und
neuen Oefterreich. von deffen Jugend und
Zukunft. In einer Wiener Familie oer-
fucht der Dichter. die Beftrebungen. Wege.
Ideale und Ziele diefes großen Reiches
darzuftellen. zumindeft das öfterrcichifche
Deutfhtum und das Wienertum zu ver-
körper-n. Er hat recht hoch gegriffen und
übers Ziel gefchoffen. Der frifche. drauf-
gängerifcheIugendmut diefes jungen Dffiziers

hat forfch die Aufgabe angepackt. hat aus
ihr gemacht. was er konnte. und ift darob
manchmal über ernfte Fragen flüchtig hin-
weggegangen. Ift manchem tiefernfteu der
in Oefterreich fo zahlreichen Probleme be-
egnet. das er nicht löfcn konnte. kaum
?efthalten wollte. Aber das lokale Kolorit.
das öfterreichifche Gemütsleben. den weichen
fentimentalen und leichten Wiener Ton
hat er mit Liebe feftgehalten und gezeichnet.
Der alte Haindl. der thpifche Wiener.
ein froher Genießer. hat drei Söhne und
eine Tochter. Mit Weib und Kindern
zieht er aus der Stadt und fiedelt fich
auf einem Berge. in einem nach altväterifcher
behäbiger Art erbauten Haufe an. Hier
erzieht er die Jungen fürs Leben. für
fein Oefterreich. das feine Liebe. feine
Hoffnung tft. Es find drei oerfchieden geartete
Menfchen: der Lebehaindl. der ältefte Bub.
dem Vater nachgeraten; der Geifthaindl.
ein Träumer und Denker; und der Kampf-
haindl. ein Tatmenfm. Realift und Kämpfer.
Schon in jungen Jahren gehn fie feelifch
auseinander. Der Lebehaindl plätfchert ins
Schlemmerlebcn hinein; der Geifthaindl
wird ein Einfamer und Vhilofoph; der
Kampfäaindl ftürmt in die politifme Arena.
Und ihr Schickfal ift ein Weib. das der
Lebehaindl vergeblich begehrt. der Kampf-
haindl als Gattin zu kurzer unglücklicher
Ehe heimführt und der Geifthaindl als
fpätes Liebesglück in die Arme fchließt
und bald verliert. Als müde. reife
Männer find fie fmließlich im Berghanfe.
dem ..Ofterhäufl“. vereint. ohne dem
Vaterland das gegeben zu haben. was der
Alte erträumte: Taten und ftarke Führung.
Selbftredend gibt diefer Umriß des
Buchs Fülle nicht: die tiefpoetifmen
Bilder. die feinen Szenen und bezeichnenden
Einzelzüge, Und vor allem nicht die
leidenfmaftliche Liebe. den ftolzen Glauben
und tatfrohen Mut. die das ganze Buch
durmklingen. Es ift kein wahrhaft aus-
gereiftcs. fchlackenfreies Werk; aber das
Zeugnis einer unftreitig bedeutenden Be-
gabung. Deutfchöfterreich kann Freude
haben an feinem Rudolf Hans Bartfm.
klugo nu.

Francois Rabelais:
Gargantna und Vantagruel,
Verdeutfcht von Hegaur und Owlglaß.
(München. Albert Langen.)

Man hat diefen Roman des fröhlimen
Weltkindes in der Mönmskuite das Buch
des fechzehnten Jahrhunderts genannt.

Mit Unrecht: denn diefe neue Ueberfehung
beweift uns. daß es eins von den Ewig-
keit-Zwecken ift. die une ftets fo modern
anmuten. als wären fie gerade erft ge-
fchricben worden. Das Empfinden des
modernen Menfmen gegenüber pfäffifcher
Heuchelei und klein-menfchlicher Brüder-ie
und Verlogenheit ift nahe verwandt dem
Haffe der geiftigen und religiöfen Refor-
matoren aus dem Anfang des fechzebnten
Jahrhunderts. Dem Verlage von Albert
Langen ift für diefe glänzende Nachdichtung.
die mit Recht all das fortläßt. was
heute nur noch mit Hilfe eines Kommen-
tars verftändlich wäre. aufrichtig zu danken.
Nabelais hat ein Remt darauf. ein deut-
fmer Klaffiker zu werden. wohl verftanden.
nicht im Sinne von Töchterfmulleiierinnen.
fondern der Menfmen. die wahr gegen
fich felbft fein können und denen nichts
Menfchlimes fremd ift. Bisher liegt die
Ueberfehung der ..Gargantua“ und der
erften beiden Bücher des ..Bantgruel" por.
Gleichen die noch fehlenden beiden Bücher
des ..Vantagruel“ und das ..Vantagruelifche
Vrognoftikon“. die hoffentlim recht bald
erfcheinen werden. ihren Vorgängern. fo
befißen wir ein neues Meifterwerk der
deutfchen Ileberfehungskunft.
fine' Georg Wenclriner.

Klaffiker der Kauft.
Bd. nur, Memling von Karl
V o l l. Deutfche Verlags-Anftalt
Stuttgart. Gebunden 7 Mark.

Ein guter Gedanke und feine konfe-
quente Durchführung find fiir jeden
Verlag ein Griff in den Glückstopf.
So bedeutet jeder neue Band der
Klaffiker der Kunft eine angenehme
Ueberrafchnng für die Laien- und Ge-
lehrtenwelt. und daß der Verlag daher
nicht zn kurz kommt. beweift die fran-
zöfifche Ausgabe. die jeßt bei Hametta
in Varis zu erfmeinen beginnt. Nur
möchte ich nom einmal meinen Wunfch
vertragen. ob der Verlag fich nicht ent-
fchließen könnte. iu einer Anzahl der
Exemplare die Abbildungen lofe zu
liefern. Für den. der vergleichen will.
ift das Umblättern recht läftig; ein
Nebeneinanderlegen erleimtert die Arbeit
unglaublim.

Der vorliegende Band iiber Hans
Memling dankt feine Zufamtnenftellung
und Lebensbefchreibnng Karl Voll. Die
Wahl gerade diefes Autors als Bio-
gra'phen eines Metuling ift befonders
glücklich. Wir wiffen von dem Meifter
als Menfchen recht wenig. ttttd ein
großer Teil deffeu. was uns -als fein
Oevrre vorgeführt wird. ift nicht an-
fechtbar. Darum war es notwendig.
zum Biographien eine Perföttlichkeit zu
z wählen. bei der fich Feinfittn ttttd Eigen-
fittn in der Form ausgefprocheuen
Temperaments vereinigen. Der Bio-
graph eines Memling muß in das
Leben durch die Werke hineiudringen.
und er muß ihn lieben. ttnt überall die
Hand diefes feinen. wirklichen Charak-
ters zu erkettnett. der fich gern an an-
dre attfchtniegt. ohne fich felbft zu ver-
lierett.
Fiir mich ift der Name Mentliug
mit der Erinnerung an Brügge uu-
trennbar verbundett.
Nie kann ich den Eindruck vergeffen.
da ich vom Dom. wo ich iiber die im
Gebet gebengtett Hänpter von Beginnen
(Nonnen) uttd Waifenmädchett mit ihren
roten Händchen hinweg Michelangelos
Madonna (nach Condivi von flätnifchett
Kaufleuten aus dettt Haufe Moscrott
t beftellt) bewundert hatte. mich ihrem
feierlichen Zuge anfchließeud. das Jo-
hannishofpital betrat.
An den Wänden faßen alte Männer
mit Schifferbärten. den Rofeukrattz in
der Hand. die milden Strahlen einer
Septemberfonne genießend; zu ihren
Füßen fpielte fchnnrreud ein Käßchen.
und tttttt öffnete fich die Tür. uttd ich
ftand in jenem kleinen Rauttt Metnlings
Werfen gegeniiber.
Auch aus ihnen fprach jene milde.
fonuige Stittttttuttg. die mich eben erfiillt
hatte. attch auf ihnen liegt. wie ein
hufchender Hauch. ein Schein von
alternder Kunft. nnd dennoch eitte Höhe.
die uns wie zu einem herrfehenden
.Haupt anfblicken läßt. Und feine
Marien fittd auch wirklich Köttiginnen.
fie tragett. wenn fie. i r Kind im Schoß.
die Anbetung der agier entgegen-
nehmett. königlich reiche Kleidung. uttd
die Heiligen in ihrettt Gefolge find ein
Hofftaat aus Fiirften und Prinzeffinnen,
Diefe Liebe für höfifches Wefett und
höfifche Pracht fiihrt Voll auf den Aufent-

halt am Burgunder Hof zurück.
Seine weiche. anfchmiegettde Art
ftellt ihn an die Wende zweier künft-
ler'tfchett Zeitalter. Als Schüler Dirk
Bouts ift er der Fortfeßer der alten
ftrengeu Richtung. der van Ehck und
Rogier. aber aus eigenem fchettkt er
diefetn Stil die milde Lieblichkeit. die
an den Kölner Meifter Wilhelm gemahnt.
und die. unter dem jüngern Gefchlecht
der Niederländer zur Manier geworden.
den Niedergang der Kunft bringt.
Es wäre eitte verlockende Aufgabe.
an der Hand Volls und teilweife im
Gegenfatz ztt ihm das ganze Werk ztt
durchwandern. aber diefes fiihrte mich
iiber meine Aufgabe hinaus. Nur
mancherlei. was mir befonders am
Herzen liegt. fei ausgefprochen. Voll
gibt uns attf der erften Seite Memlings
Jugettdbild aus dem Alter des Duke
of Devonfhire; ich mö>)te. obgleich das
Bild von mancher Seite angezweifelt
wird. auf dent Pradobild ..Anbetung
der heiligen drei Könige“ (S. 45-46).
rechts ins Fenfter hitteiublickettd. fein
Portrait kurz. vor feinem Hiufcheiden
erkennen. Es find die gleichen Züge.
wie auf dent Bilde als fiinfuudzwanziger.
nur gereifter. und der ..gefräßige Blick“
des Malers tritt mehr zu Tage. Die
Flügel bei Dttvetts Bros (friiher Kann)
find viel zu hart fiir den Meifter. und
trotz aller Beweife. kann ich weder das
Münchner Bild der ..Sieben Freuden
Mariä“ (S. 32-83) noch das'Turiner
Bild der ..Paffiont' (S. 92-93)
fiir Memlittg aufbrechen. Es liegt in
dem größten Teil der Figuren eine
Steifheit - einzelnes. wie die Pferde
in der Schwemute. nehtne ich aus -
die niir feitter elegantett Art ganz ent-
gegen fcheittt. Auch der Altar bei
Kaufmann (S. 55-55) und das Bild
Palazzo Daria dürften Schiilerhättden
ihre Entftehung verdanken. Von
Porträts möchte ich das Briiffeler
(S. 20) ttnd das Florentiner (S. 22)
eher einem italienifchen Meifter (Piero
de Cofimo?) als Memling geben. Doch
ich möchte utich nicht attf kunftkritifche
Diskuffionen einlaffen oder Zuerkenttt-
niffe ausfprechen. die allzufchwer zu be-
weifen find. ich müßte denn ä la
Lermolieff von Hand- und Nägelformett
reden. was itttmer den lattgweilt. der

erwartett daß von Knnft
werden fall.
Nur eine kurze Bemerkung ici ge-
ftattet; fie gehört nieht ganz zur Suche,
muß aber einmal ausgefprochen werden.
llnire Zeit- die dai-Z Vraktifche vor
allem wertet- glaubt erft die Welt cr-
fehloffen und Entfernungen überwunden
zu haben; da muß jedem auffallen, wie
viel Befteller von Werken Mcmlings
Italiener find. Auch damals war die
Welt nicht viel größer als heute, die
Verbindung von Land zu Land ging
nicht io fchnell wie ietzti aber dafiir
war die Zeit, die mehr gebraucht wurde,
ein gutes Sieb- in dem nur das Wert-
volle ins Ausland gelangte, Die Ent-
fernnng fchiirfte die Augen fiir Grad-
unterfehiede. Heutzutage geniert man
fich nichtT in demfelbeu Blatt an derfelben
Stelle iiber Goethe zu fprechein wo
tagsvorher Henermaunß von den Clowns
im Zirknö Buick) geredet hat, Aueh
Diftanz hat ihr Gutes. Wie nah
übrigens auch damals fchon alle Haupt-
plätze in Girona zu einander lagen, iei
aus einigen Beifpieleur wenigen fiir
vieler erwiefeu.
Schon um die Mitte des fiinfzehnten
Jahrhunderts baute man in Görlitz in
Schlefien den „Schönhof“ und in
Krakau eine Kapelle am Dom 'von
Vanna Maria in italienifchen Renaiffance-
formeni beides Orte- die fcheinbar ab-
ieitsi fern im Oftent liegen,
Enea- Silvia Viecolouiinh fpiiter
Bar-ft Wins ll., hielt im Auftrage der
Kaufmannsrepnblik Siewa eine Rede
zur Hochzeit eines Jagelonenfiirften.
nnd fein Lehrer Filelfo, der jahrelang
am Hofe Johannes Valeologos in
gefprochen
Konftantinopel gelebt hatte, der mit
Sultan Murad perfönlieh bekannt warF
iprach 1424 am Hofe Wladislawß [l. in
Krakau gleichiam ein Kranzgedicht *in
lateinifehen Werfen.
Sannazaros Hirtenlied Arcadia lieft
wenige Jahre nach feinem Erfrhcinen
(1841) der Franzofc in feiner Sprache,
wie der Engländer in englifcher ileber-
tragnng, und Cervantes Jugendwert ift
nichts anderes als eine Ueberdichtnng
diefe's italienifchen Epos,
Gerade fo war es mit den bildenden
Kiinften. die Werke und Namen der
großen Meifter waren gebannt in allen

Landen, um* die Zwifchcnitufen wurden
bei der Entfernung nicht gefehn, das
ift tein Nachteil, fondern ein Vorteil.
Doch zurück Meuiling. Das Buch
ift eine wahre Freude, wenn ich auch
nicht weiß! ob wir das ganze Wert des
Meifters vor uns haben- ob wir es
iiberhaupt fchon ganz iiber-fehn; denn
z, B. zu den Porträts S, 24 und S. 25
diirfte fieher in irgend einer Vrivat-
galerie das Gegenftjich eine thronende
Maria oder ein Heiligen zu finden fein, '
Trotzdem glaube ich, daß auch ein
neues Bild mehr uns nichts neues ver-
raten wird. und daher ift die Zufammen-
ftellimgdbefriedigend nnd in allem er-
en
op .
Der Text ift dem Ganzen angepaßt-
denn Voll ift ein Meinling ver-
wandter Charakter; in ihm eint fich
Mildes mit dem Hartem und daher
war e13 wie felten einer, berufen- uns
in des Meifters Leben und Knnft ein-
zuführen, .
Kobert (Zorn-est) (Florenz).

Mufikbeigabe

Wlbll'lZlTG-ZXUC,
(paul flame-t).
l-*t-itr kit-alt.
[Lt-dig el.bio3!oiteor|,ot'.o etz-attack..
Gesang.
Lao-ru, gie'. mit (keine 'ik achtet-t... in 'ai-oub'iuteklui, 'ik
Manier. ,F

Q .
.odkoj - - tet. io lied - 'oN-oi - o. Wei

x test* kuäe'x um! latex-cam l

8o italia' .lu .tun im -» - met-mich ze - lei
W
w
Wenz-.t too. Z7 F. .EW-jk'kö'ü't'f

Mnfikbeigabe

----> KDK-*M
call nun im - - mer nei-no klar-ci wird "nd - - ten in aer-

W
'kein - e - bei' hans.-
units" im) r'.- cti'lF-m Faxen-eo/_x

2 5.0

Zu unfrer Mufikbeigabe
Fritz Free.
Wer auf die Konzertprogramme un-
frer Sänger und Sängerinnen etwas
achtet. dem muß aufgefallen fein. daß
auf ihnen in den letzten Jahren der
Name Fritz Fle ck in immer fteigendem
Maße erfcheint, Es muß demnach in
deffen L i e d e r n ein eigner Reiz liegen.
daß fie fich verhältnismäßig fchnel(ein-
gebiirgert haben. Sieht man fich nun
eine größere ,Zahl von ihnen an. fo
erkennt man fe r bald. daß fie dem Vor-
tragenden in hohem Grade Gelegenheit
geben. wenn ich fo fagen darf. fich ans-
3uleven. Sie find nämlich in erfter
Linie mit der Abficht gefchaffen. den
Stimmungsgehalt der vertonten Ge-
dichte durchaus zu erfchöpfen. Flecks
Akkorde erfcheinen uns aus “der be-
treffenden Stimmung durchaus heraus-
eboren und entfernen fich daher nicht
elten von den Regeln. die die offizielle
Harmonielehre vorfchreibt. jedoch ohne
daß der Hörer dies mit Befremden em-
pfindet.
Man betrachte daraufhin einmal das
von mir gewählte Lied ..Wiiitergaiig".
deffen Abdruck von der Mainzer Ver-
lagshandlung B. Schotts Söhne in
liebenswiirdi er Weife geftattet worden
ift. Das fe r kurze Lied beginnt in
Ges-dur und fchließt in V-dur. ohne
daß dem Ohr dabei Gewalt angetan
wiirde. Nicht bloß find die Worte des
Dichters im allgemeinen treffend durch
die Mufik charakterifiert. fondern auch
im einzelnen mufikalifch erfchöpft. Wie
wundervoll ergänzen fich dabei Gefang-
ftimme und Klavierbegleitung! Fleck hält
immer darauf. daß die Stimme durchaus
melodifch gehalten ift. und gibt nie. fo f org-
famund reichhaltig er auch dasKlavier be-
rückfichtigt. ein bloßes Klavierfti'tck. zu
dem die Gefangftimme noch einige
ziemlich iiberfljiffige Vhrafcn hinzu-
deklamiert. Jedes Wort kommt bei ihm
zu feinem Recht. niemals wird auch die
richtige Deklamation der Melodie zu
Liebe gebeugt, Alles erfcheint zudem
bei ihm gefund und uugekiinftelt, Da-
durch nnterfcheidet er fich fehr zu feinem
Vorteil von Hugo Wolf. deffen Lhrik
unverkennbar fonft auf ihn einge-
wirkt hat.
Wenn auch Fleck gelegentlich. fo
Z. B, in der ..Hitfarenbraut". von er-
rifchender eiterkeit und fonnigem
Humor erfiit ift. fo liegt ihm das

träumerifch-zarte doch beffer. Je mehr
er einen gewiffen Stimmungszaubet
heraufbefchwören kann. um fo gelungener.
um fo poetifcher werden feine Lieder,
Man kann dies namentlich fo recht an
feinen am meiften gefungenen Liedern
.,Königskinder". .. crbftbeginn“. ..Früh-
lingsabend“. ..Ab eits“. ..Aus meiner
Ingendzeit“. ..Vifion“. „Heimkehr“. um
nur einige hervorzuheben. erkennen,
Jedes feiner Lieder. zu denen neuerdings
auch einige mit einer Violine außer der
Klavierbegleitung getreten find. in-
tercffiert; vielleicht aber hat fich fein
Talent am beften in den bei Schott er-
fchienenen Duetten „Seelen“. ..Vifiou“.
„Vorherbft“ und „Kitnftlerliebe“ ee-
fchloffen,
Bisher liegen von ihm nur Vokal-
kompofitionen im Druck vor. fiir deren
Verbreitung außer dem genannten Ver-
lage vor allem und zuerft Challier
iu Berlin eingetreten ift. Der Ver-
öffentlichung harrt aber z. B. auch ein
Streichquartett. dem bei feiner Erft-
aufführung allgemein Phantafie und
große Geftaltungskraft nachgeriihmt
worden ift. Ana) foll Fleck. der übrigens
feine Lieder meifterhaft auf dem Klavier
zu begleiten verfteht. neuerdings fich
an größere Orchefterkompofitonen gemacht
haben. in denen fein großes technifches
Können fich noch offenkundiger zeigen

diirfte als in feinen Liedern; ficherlich
werden aber auch diefe Jnftrnmental-
kompofitionen von der großen Er-
findungskraft. die in dem jungen Ton-
kiinftler lebt und die doch die Haupt-
fathe ift. ein beredies ZengniZ ablegen.
Ueber fein Leben und feinen Studien-
gang ift nicht viel zu fagen. Er ift
ein Weftpreuße (geboren am 24, Oktober
1880), hat aber fait feine ganze Jugend
am fonnigen Rhein verlebt und lebt
heute als freier Komponift in Köln.
Sein erfter Lehrer in der Theorie war
Arno Kleffel. der eben trotz feiner fiebzig
Jahre noch an die Königliche Hochfchnle
fiir Mufik in Charlottenburg berufen
worden ift; fpäter hat Fleck bei Paul
Geisler in Vofcn. dem leider faft ganz
in Vergeffenhcit geratenen bedeutenden
Komvouiften. dem Schöpfer der feiner-
zeit geradezu Auffehn erregenden fin-
fonjfchen Dichtung „Der Rattenfänger
von Hameln“. ftudiert, fowie auch bei
Haus Vfißner. der bekanntlich. trotzdem
er felbft ein Neutöner ift. im Unterricht
den ftrengen Sah vor allem pflegt.
Weit rafcher als manches andre
junge Talent ift Fleck übrigens bekannt
geworden; frühzeitig hat er das Ju-
tereffe von Max Schillings gewonnen;
neuerdings hat er in dem Dresdner
Verlagsbuchhändler Otto Schambach.
der fouft feine Tätigkeit nur päda-
gogifchen Werken zuwendet. einen regen
Förderer gefunden. So konnte in
Dresden ein eigner Fritz-Fleck-Abend
ftattfindeiu der übrigens auch, verdienter-
maßen, dem jungen Komponiften viele
neue Freunde erwarb.

prof. l)r. num. »Altmann

Fiir den gefamten Inhalt verantwortlich: l)r. E. E. Friedegg in Schöneberg »-
Redakteur der Mufikbeigabe: Alex Jadasfohn in Berlin. - Druck von Richard Falk.
Berlin W. 66. Leipzigerftr, 115j16,

Max von Liebermann:
SelbftportrÃ¤t
Nach einer Radierung
(Zu unferm AuffaÃŸ Liebermann als
Radierer)

' am
WSW
Keuffche Halbmonaksfihrifi
WHMDZCWWW

't '" 'Mi an.
Möunö'Suö ZZ'MHJMFWW?
55. Zahrg. 8d. 155 Heft 4- Yweitez Wavemberheft 1910

.Or an (ferneuenFtun vereint 1m
Ã¶etYF'eF ing-Gefellli'hulxk g g
mii) effing-HoehfchufegucYerlirr.
W-

Maximilian Harden:
Berliner Diplomatie

Jch foll Jhnen über ..Berliner Diplomatie“ etwas fchreiben? Damit kann doch nur ein Diplomatenthpus gemeint fein. der für die dentfche Hauptftadt fo charakteriftifch wäre. wie andre Typen für die Hauptftädte andrer Reiche find. Den aber. glaube ich. gibts nicht. Als Bismarck gehn mußte. wurden alle Fäden abgefchnitten. die in die Vergangenheit zurückreichten, Jetzt. fagt man. foll. was vor zwanzig Jahren zer-fhnitten. wieder zufammengeknüpft werden. Auh wenn es gelänge. würde ein Berliner Diplomatenthpus kaum entftehn. Niht etwa nur. weil der zur Wiederaufnahme der Tradition berufene Herr ein Schwabe ift. Berlin ift ja nicht in dem Maße wie andre Hauptftädte das Zentrum. die dominierende Stätte Deutfhlands; oft fein Hirn. nie (bis heute) fein Herz. Und unter dem Herzen (fagt die Volksfprache) ent-wickelt fich die befondere Wefensform. Wir haben unter den jüngern Diplomaten fehr tühtige Leute; nüchterne. von Vhrafennebeln in ihrer Sehfchärfe niht behinderte Männer. die wiffen. daß heutzutage die Be-obachtung und richtige Beurteilung von Wirtfchaftsrevolutionen für die internationale Volitik wichtiger find als Hofperfonalien. und die fih ernfthaft deshalb mühn. die innere Struktur und Leiftungsfähigkeit. die Kraftquellen und die 10ei mina-*i8 resistentiao in den Ländern. in denen fie beglaubigt find. gründlich kennen zu lernen, Ein fpezififch Berlinifhes wird man in ihnen niht finden. Braucht man auch nicht. Uns kann genügen. wenn fie deutfh find. nie das Bewußtfein verlieren. daß ihre Aufgabe ift. ihrem Vaterland Vorteile zu fihern. und wenn ihnen von Berlin aus geftattet ift. draußen die im Vreußen Frißens

des Zweiten und Wilhelms des Erften nie fehlende Gewißheit zu
zeigen. daß für national Notwendiges und gegen national Unerträglihes
das Shwert gezogen wird. Darf man in diefem Sinn bald wieder
von Berliner Diplomatie reden. dann können wir getroft fein; darf
mans niht. dann hilft alle Behendheit. aller Fleiß niht vorwärts.
Denn eine Diplomatie. die niht den Mut zum letzten Entfhluß hinter
fich fühlt. die ftets mit dem ftiirmifhen Gefeufz eines für die (nur den
andern nüßlihe) Friedenswahrung ängfilih Beforgten operieren muß.
ift zur Ohnmacht verdammt.

- -..Ä-_.- .

Katharina von Vommer-Efche:

Berliner Uriftokratie

Der ariftokratifche Salon ift immer ein Spiegel des Hoflebens.
Die Mufik bei Hofe macht den Ton in den ariftokratifchen Salons.
Bismarch der fo gar nicht ein Hofmenfch war. drückte das einmal im Prioatgefpräch in feiner manchmal draftifchen Art fo aus: „Unfre Ariftokraten find oft nur Wiederkäuer. Was ihnen in der hohen Hof*-atmofphäre verabreicht wird„ behalten fie eine Weile. dann kauen fie es wieder. Und das Allgemeinbefinden wird nach dem Genuß von feinfiem Ragout aux truffes und andern Delikateffen beffer fein als nach dem Konfum gewöhnlicher Kofi. die mit Zwiebeln ftark oerfeßt ift. Bei einer an gewiffen Höfen zufammengedrängten Wocheniiberficht - o wehy da find die reoenants fehr fatal! Wir Menfchen haben nun einmal manches vom Affen. Wie da oben ins Horn geblafen wird. genau fo rutets in den Salons nach. Haben wir es nicht ganz deutlich in Frankreich gefehm daß der Hof die Achfe ift„ um die fich die ariftokratifchen Cereles drehen? Ms Frankreich noch Königreich war. welche hochoornehme Gefelligkeit des altfranzöfifchen Adels gab es da - freilich auch einen allzugroßen Luxus und wüfte Sittenr die fchließlich zum Untergang des Königtums ihr gutes Teil beitrugent“

Die hochgefchiißte Tochter des in den 70 er Jahren des vorigen Jahrhunderts verftorbenen Generalfteuerdirektors von ?Kammer-Eiche. die vor kurzem bei E. S. Mittler .fc Sohn (Berlin) die Memoiren ihrer vornehmen Mutter hat erfcheinen laffen. ftellt uns in liebenbwiirdiger Weife diefe Zeilen zur Verfiigung. Frau von Vommer-Efche hat fie zum Teil aus den Tagebiichern ihres Bruders, des auch fchon toten Vrovinzialfteuerdirektors Robert von Vommer-Efcha zufammengeftellt. Die Redaktion.

Napoleons Kaiferreih trieb nur Treibhausblüten des Salons. und
fo groß er gewefen ift. er blieb doh nur ein Parvenükaifer. und der
Mangel des unkäuflihen. ehren. alten. blauen Bluts wurde ihm oft
vorgeworfen.
Zu den feinften Salonbildern des vorigen Jahrhunderts - fein
ä la Meiffonier - gehörten die Soireen der Gräfin Wolkenftein-Troft-
burg, Die Gräfin lebt heute noh. Sie war als Gräfin Haßfeld ge-
boren worden und in erfter Ehe mit dem Grafen Shleinih vermählt.
Als Gräfin Shleiniß fpielte fie die allererfte Rolle in der Gefellfhaft.
Es ging dort ungemein elegant und nobel zu. ein wenig franzöfifher
Firniß war wohl vorhanden. aber die Dame des Haufes hatte mehr
tiefen. deutfhen. goethifchen Geift als man gemeiniglih unter efprit
verfteht, Sie war eine überaus vornehme Dame. eine Lady - wie
ja auh neben manhem andern Fremdwort ladvlike ihr Lieblingswort
war. Sie war eine leidenfhaftlihe Verehrerin Friedrihs des Großen
und liebte wie er das Franzöfifhe. Sie lud zu ihren exquifiten
„Diners“ ein. es gab „Menüs“ bei ihr. fie bat niht die Herren
Leutnants zu fih. fondern die ..Premiers“. Sie war trohdem eine gute
deutfhe Frau. Schließlih liegt das Deutfhtum doh tiefer als auf den
Lippen. Der Graf wurde nur auf den Einladungskarten erwähnt. er
blieb bei den Soiräen feiner Gattin unfihtbar. er wurde auh in der
Konverfation niht erwähnt. die lediglih der reizenden Gräfin galt.
An der Gräfin war ein männliher Diplomat verloren gegangen - in
ihrer zweiten Ehe hat fie in Petersburg und in Paris Gelegenheit
gehabt. fih als Diplomatenfrau zu bewähren. (Der erfte Gatte ift
Hausminifter des erften Kaifers gewefen.)
Wodurh fih der Salon Shleiniß vor andern auszeihnete? Die
Gräfin haßte vor allem die Langeweile. Sie konnte aber auh allein
zehn Menfhen unterhalten. Freilih war fie bei aller beftrickenden
Liebenswürdigkeit ftolz. ja beinahe hohmütig. und fo fehr fie eine ge-
würzte Unterhaltung liebte. fo duldete fie es doh niht. daß die Grenzen
des Anftands überfhritten würden. Darum liebte fie auch die trois

8061-88 nicht: die fchöne Gräfin Verponchen die Gräfin Dankelmann
und Frau von Vrillwiß, Nur bei ganz großen Empfangen lud fie fie-
widerft-rebend. ein.
Bei einem großen Hoffeft - es war knapp vor einer Soiräe im
Hausminifterium - fagte die Gräfin Schleiniß denn auch zur Ver-
poncher: ,Unsre amje, bei mir ift ftets angenehme Temperatur. aber
ziemlich kühl - der vielen Menfchen wegen. Nuny ich warne Sie recht-
zeitige damit Sie fich nicht erkalten. nicht frieren. Ihre Büfte nicht zu
fehr exponieren!“ Mittlerweile aber hatte fich Adolf Menzel mit
feinem Skizzentafchenbüchlein an die Gräfin Verponcher herangemacht.
Das bemerkte die Gräfin Schleiniß und wandte fich an Menzel mit der
Bemerkung: .,Ja. ja. lieber Freund. ganz recht fo. denn bei mir fehlt
Ihnen die Gelegenheit, Sie haben ja wohl gehört: bei mir gibt es
keinen Akt!“
Die Gräfin befaß die große Kunft. immer die paffendften Elemente
zufammen einzuladen. Als geborene Haßfeld verfammelte fie zunächft
die nerfi'hiedenen Linien diefes uralten fchlefifchen Adelsgefchlechts um
fich die zur Zeit des Karnevals immer in der Refidenz weiltenr ferner
das diplomatifche Korps. Die Gefellfchaft war fehr cxklufiu. nur der
Adel verkehrte bei ihr - freilich nicht nur der Geburtsz fondern auch
der Geiftesadel.
Richard Wagner war ein gern gefehener Gaft. Jin Salon der
Gräfin Schleiniß fpielte und las der Schöpfer der Zukunftsmufik zum
erftenmal den Nibelungenring vor.
Der Königin Augufta war die Gräfin Schleiniß fehr fhmpathifch.
Man kann fich auch fchwer eine beffere Repräfentantin fiir das Haus-
minifterium denken. „Ein gutes Huhn“ nannte Bismarck ihren Gatten.
„Er pickt nur Sand- die Perlen findet die feine Henne.“
Die Königin Augufta. die edle Tochter Weimars. liebte befonders
die Brinzeffin Viron von Curland. geborene Fiirftin Metfcherskh, Ihr
Bruder ift übrigens der Verfaffer eines in der Folge fehr bekannt ge-
wordenen ftark nihiliftifchen Buches und wurde deshalb von der liebens-

würdigen Prinzeffin ignoriert. Jhr Gemahl. Prinz Biron. war der
Typus eines leichtfinnigen Lebemanns und darum überall gern gefehn.
Die Ehe war nicht fehr glücklich aber der Salon der Prinzeffin einer
der allereleganteften Berlins. freilich doch ein wenig andrer Art als der der
Gräfin Schleiniß, Das Palais ftand an der Ecke der Behrenftraße
und der Charlottenftraße. Hierher kamen insbefondere die diverfen
Familien Radziwill. die Creme des katholifchen. polnifch angehauchten
Adels.
Die Nadziwill felbft machten auch ein großes Haus am Parifct
Platz: Fiirft und Fiirftin Anton Radziwill - die Fürftin war eine
Franzöfin. eine Gräfin Caftellana. Königin Augufta hatte fie befonders
ins Herz gefchloffen. Die Fürftin war eine liebreizende Dame. eine
große Kennerin der fchönen Kiinfte und befaß eine wundervolle Elfen-
beinminiaturfammlung, Fiirft Anton verehrte den König fehr„ foweit
ihm. dem ftrengen Katholiken. feine Liebe zu Rom das erlaubte.
Das zweite Haus Radziwill war* das des Prinzen Ferdinand.
Seine Gattin war eine Gräfin Cror). Dorthin kamen die fchwiirzeften
Adeligen, befonders die ultramontanen Grafen Oppermann. Jn diefes
Haus hat Bismarck nie feinen Fuß gefeßtr denn man tufchelte. daß hier
unter der Maske heitern Geplauder-Z preußenfeindliche Politik gemacht
werde.
Der dritte Salon Nadziwill war der des Fürften Wilhelm. Seine
Gemahlin war eine Muffin. die dunkle. unergriindliche Augen hatte.
Sie fchrieb heimlich. 'fogar recht bedenkliche Dinge - etwa im Stil des
Abe Mirand. Der Gatte war gutmiitig und ftand unter dem Pan-
toffel der pikanten und amiifanten Safcha. Bei diefen Radziwill ging
es fehr bunt zu, Vertreter des Uradelsx junger Adel und fonft Menfchen.
die die Frau „nett“ fand. Tiefen Mixedpickle-Kreis nannte Bismarck
treffend „ruffifches Kompott“,
Die ältefte Tochter diefes ungleichen Ehepaars heiratete eines
Tags den alten Fürften Witcher von Wahlftatt - zum allgemeinen
Gntfeßen der Gefellfchaft. Der alte Fiir-ft befaß zwar das prachtvolle

Palais Blüher am Brandenburger Tor. war ein einfaher Millionär.
aber geizig und galt für einen Blaubart. Eine Frau nah der andern
ftarb ihm. Daß fih die fchöne Elifabeth zu der Heirat entfchloß.
darüber wunderte man fih allgemein. Im Palais Blüher gab es
keine nennenswerte Gefelligkeit. Dergleichen koftete zuviel. Dafür
glänzte der Fürft defto öfter in fremden Salons. Er hatte nihts. rein
nichts von dem alten. famofen Marfhall Blüher. der fih wohl öfter
im Grabe umgedreht haben würde. wenn er gefehn hätte. wie fih
Fürft Blaubart in feinem Palais aufführte.
Vom alten pommerfhen Adel glänzte im Winter der Salon des
Grafen Behr Behrenhof. der eine reizende Gattin hatte. eine geborene
von Eranow. Dort fand man faft ausfhließlih Agrarier. Die Abende
beim Grafen Behr Behrenhof hatten mehr den Charakter von Routs.
von parlamentarifhen Sprehabenden.
In der Wilhelmftraße waren oft die Fenfter des fürftlih Pleßfhen
Palais feftlih beleuhtet. Auh dort fand fich der Hort des fhlefifhen
Adels zufammen. Hier wurde auf die ftrengfte Etikette gehalten. der
Ton war exklufio bis zur Steifheit - bis in die jüngfte Zeit. wo der
junge Fürft eine Amerikanerin heiratete.
So gab es in der Zeit Wilhelms l. und Auguftas eine exquiftte
fellfhaft in Berlin - wenn auh keinen Uradel. wie z, B. in Oefterreich.
wo es eine ganze Reihe von Häufern gibt. die älter find als die Habs-
burger felbft. Heute fteht es um die Ariftokratie in Berlin fchlehter.
Der alte Graf Henckel von Donnersmarck z. B. hat eine Ruffin bürger-
licher Herkunft geheiratet. Die Gräfin fcheint bei Hofe niht fehr beliebt
gewefenzu fein. und trop aller Mühen und Koften hielt fich der Salon Henckel-
Donnersmarck nicht mehr in dem Rahmen der vornehmften Ariftokratie.
Ein andrer fhlefifher Ariftokratenfalon hat auch feine Pforten gefchloffen:
der der Gräfin Mallzahn Militfch. die am Parifer Plaß ein kleines.
aber vornehmes und gefelliges Haus hielt.
Vom alten Uradel fiht der größte Teil zu Haufe auf feinen Herren-
fißen. Diefe Herrfchaften kommen niht einmal mehr zum Karneval

nah der Refidenz. Warum? Die Antwort klingt etwas nühtern:
Die Zeiten find fhleht. auh den Agrariern geht es niht gut. teils
wahrhaftig niht gut. teils angeblih. Der alte friederizianifhe Adel
hält fih jedenfalls fern von Berlin. fo Lucius Wallhaufen. der für
feine hervorragenden Leiftungen auf dem Gebiete der Wohltätigkeit den
Freiherrntitel erhielt.
Stark frequentiert ift der Salon des ..Königs Stumm“. der früher
ein einfaher. reicher Bergwerksbefißer war. Aber dorthin kommen andre
Kreife. als in der Aera Bismarcks in einen Berliner Salon kamen.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Alb. Eulenburg:
Die nervöfe Berlinerin -
Sie wollen von mir etwas über die ..nervöfe Berlinerin“ wiffen?
Jft die Berlinerin wirklih fo „nervös“. wie fie es ihrem Rufe nah zu
fein fheint? - ift fie es in foviel höherem oder auh nur in demfelben
* Grade wie andere Großftädterinnen? und find die Großftädterinnen
es tatfählih fo viel mehr als ihre Shweftern in der Kleinftadt und
auf dem Lande? Shwierige und noh lange niht fpruhreife Fragen.
zu deren Entfheidung oder auh nur Beantwortung ih mih niht in
geniigendem Maße kompetent fühle. Um einmal ein ganz ..un-
parteiifhes“ und objektives Urteil zu hören. wandte ih mih mit der
Vorfrage über die Nervofität der Berlinerin ganz vor Kurzem einmal
an eine hoh intelligente. meift im Auslande lebende ruffifhe Dame.
die Jahr für Jahr längere Zeit in Berlin zuzubringen und mit den
verfhiedenften Gefellfhaftskreifen Fühlung zu nehmen pflegt. Was
ih da zu hören bekam. war allerdings fo wenig ermutigend. daß ich
es nur andeutungsweife und auszugsweife wiederzugeben wage; es
lief ungefähr darauf hinaus. die Berlinerin fei ..ein Herdentier“. laufe
jeder Mode nah. da fie eigener Individualität entweder entbehre- oder
zu diefer Individualität kein Zutrauen hege - und fo fei auh ihre
..Nervofität" nur etwas Anerzogenes. von der Mode gemahtes. zum
..guten Ton“ gehöriges und darum angeeignetes oder erkiinfteltes.
Jh bin natürlih weit entfernt. diefem abfprehenden und einfeitigen
Urteil auh nur im Entfernteften beizupflihten.
Suhen wir einen etwas weiteren und freieren Ausgangspunkt
der Betrahtung zu gewinnen. fo finden wir ihn in dem Hinblick auf
jenen großen Gefamtorganismus und die Gefamtfeele der ..Großftadt-

bevölkerung“ mit ihren fo eigenartig befchaffenen Welt- und Lebens-
anfchauungen. ihren fo unendlich erweiterten Horizonten, fo ver-
mehrten Bedürfniffen. fo viel höher geftellten Endzielen und Aufgaben.
fo viel reichern Mitteln ihrer erfolgreichen Durchführung - in einem
Worte. mit ihrem fo unendlich gefteigerten Arbeits- und Erwerbs-
leben _ dem auf der andern Seite ein nicht minder gefteigertes und
verfeinertes. mit einer nicht auszufäföpfenden Fülle neuer Reizkombi-
nationen fortwährend herandrängendes Vergnügungs- und Genuß-
leben ausgleichend. ergänzend, aber auch gefahrbringend gegenüber-
geftellt ift. Gerade diefe ungeheuerliche Steigerung 'des Arbeits- und
Erwerbslebens auf der einen. des Genuß- und Bergniigungslebens
auf der andern Seite bereitet mit den aus ihrer angeftrebten Vereini-
gung und Verknüpfung entfpringenden fchweren Schädigungen des
Nervenlebens den* Boden für die mannigfachen Erfcheinungen, die wir
als Züge der „Großftadtnervofität“ anzufprechen pflegen und die
diefer ihr in den taufendfältigen Reflexen des Großftadttreibens
immer und immer fich wiederfpiegelndes, dennoch ftets neuartiges und
feffelndes Bild geben. Gilt das fchon von den Großftädtern über-
haupt »- wie viel mehr noch von der fine fleur der Großftadt. dem
weiblichen Teil ihrer Bewohnerfchaft. der Großftädterin. Mag auch
ihr „Arbeitsleben" (foweit von einem folchen iiberhaupt die Rede fein
kann) und ebenfo ihr „Genußleben" wenigftens zum großen Teil ganz
anders geartet fein als das ihres männlichen Partners - das End-
produkt der Erfchöpfung 'durch Arbeit und Genuß bleibt bei beiden
im Wefen das Gleiche. So erwächft. als natürliches Gefchöpf auf dem
Boden der Groß- und Weltftadt. die „nervöfe Großftädterin", der diefe
und die folgenden Bemerkungen gerecht zu werden verfuchen.
Man mißverftehe mich aber nicht. Wenn von der „nervöfen
Großftädterin“ fo gemeinhin und 'mit einer Selbftverftändlichkeit ge-
fprochen wird) als ob das (in ärztlichen Augen nicht gerade fchmiickende)
Beiwort zum innerften Wefen feiner Trägerin gerade fo notwendig
gehörte wie etwa - um von intimeren Dingen abzufehen - Riefen-
hut und Riefeneoifiire. Boa und Riefenmuff zu ihrer zeitgemäß voll-

endeten äußeren Erfheinung: fo muß gegen eine folche unglimpfliche
Verallgemeinerung doh entfhieden Proteft eingelegt werden. Wie es
ja glückliherweife an Frauen und felbft an „Damen“ in Großftä'dten
niht fehlt. die. weit entfernt. allen exzentrifhen Modeforderungen un-
bedingt Heeresfolge zu leiften. auh die ihrem inneren Wefen ent-
fprehende Harmonie der äußeren Erfheinung zu wahren befliffen find
- fo gibt es unter unferen Mitbürgerinnen hoffentlih in noch weit
anfehnliher Zahl auh ..nervenreine“ und ,.nervenfreie“. das heißt
folhe. die. unangekränkelt durch „Nerven“ im pathologifh-ärztlihen
Sinne. unangefohten durh den Straßenlärm und die taufendfältigen
Drohungen und Lockungen der Großftadt. ihren Weg dahinwandeln
und in Zukunft dahinwandeln werden, Wenn ih felbft weniger von
ihnen zu fehen Gelegenheit hatte. fo war das wohl nur die beklagens-
.werte Shattenfeite meines nervenärztlichen Berufes. da ja bekannt-
lih nur ..die Kranken des Arztes bedürfen und niht die Gefunden“.
Aber ih nehme natiirlich ohne weiteres an. daß fich unter leßteren die
fämtlichen Leferinnen 'diefes Auffaßes befinden werden. Die Anwefen-
den find auh hier von vornherein ausgenommenl
Wenn nun alfo mit diefer vorausgefehten Einfhränkung von einer
..nervöfen Großftädterin“ gefprochen werden kann - gibt es einen
feftftehenden Typus oder mehrere Typen einer folhen? - und wie
find fie befhaffen? - Demjenigen. der fih in Groß- und Weltftädten
niht bloß flüchtig umgefehen. fondern in den verfhiedenften gefell-
fhaftlihen Kreifen bewegt hat. wird fchwerlih entgangen fein. daß
- wie 'der Typus der Bewohnerinnen verfchiedener Großftädte iiber-
haupt ein grundverfhiedener ift. wie etwa Pariferin und Newporkerin.
Nömerin und Petersburgerin. felbft Wienerin und Berlinerin ganz
verfhiedenen Erd- und Himmelftrihen anzugehören fheinen - fo
auh. und im Zufammenhange damit. der weibliche Nervofitätsthpus
diefer Großftä'dte vielfah ein eigenartiges. örtlich und national be-
dingtes Sondergepräge darbietet. Jedem Nervenarzt find aus der
internationalen Literatur. wenn niht aus eigener Beobachtung diefe
fpezififchen Verfhiedenheiten im Erfheinungsbilde der Hyfterie ge-

läufig. die *ja doch fchließlirh nur einer und zwar eine befonders hohe
und merkwürdige Entwickelungsform weiblicher Nervofität darftellt,
Mit den durch Charcot und feine Schüler verewigten großen Hhfterifchen
der Varifer Salpetriere können die unferigen - welche Fortfchritte fie
auch inzwifchen gemacht haben - noch immer nicht konkurrieren (am
niiihften kommen ihnen noch, foweit ich es zu beurteilen vermag- gewiffe
polnifche und ruffifche Hhfterieformen) - und das Charcotfche geflügelte
Wort von dem „paquet ae nel-f8“ fcheint für jene allerdings rei-ht eigent-
lich gefchaffen. - Aber fehen wir von diefen exotifchen Weltftadterzeug-
niffen ab; bleiben wir auf gutem heimifchen Boden und unferen lieben
Mitbürgerinnen. die uns ja mit den mannigfaltigen Störungen ihres
komplizierten Nervenapparates auch fchon geniigend zu fchaffen machen.
Auch bei ihnen läßt fich deutlich verfolgen, welchen Einfluß der in der
großftädtifchen Atmofphäre erzeugte Reizungs- und Genußhunger auf
Entwickelung und Aeußerungsformen der Nervofität nur allzuoft aus-
übt. Am meiften tritt dies natürlich bei jener vermeintlich vom Glücke
begünftigten und privilegierten Oberfchicht. den upper ten ihoußaoäß,
hervor- bei denen die Begriffe „Arbeit“ und „Vergnügen" zufammen-
zufallen fcheinen. da ihre Arbeit eigentlich im Vergnügen oder in der
Jagd nach Vergnügen befteht. und fie diefes fogenannte Vergnügen viel-
mehr als anftrengende Arbeit pfliihtmiißig - ein Lieblingsausdruck
dafür find ja die „gefellfihaftlichen Pflichten" - und gewerbsmiißig
betreiben. Man kann diefe armen. unglücklichen Opfer ihres altruifti-
fchen Betätigungsdranges, diefe Märtyrerinnen der Nächftenliebe. des
Gefellfchafts- und Wohltütigkeitsfports nicht aufrichtig genug bedauern.
Sie ertragen das Märtyrertum zerrütteter Nerven und oft die furcht-
barfte Nervenfolter mit einem Heroismus. der höchftens durch den Ge-
danken an den fchönen. ihrer harrenden Lohn gelindert und verklärt
wird. Freilich, worin befteht oft diefer „Lohn“. diefer Anfporn zu fo
herrlichen Taten der Selbftüberwindung? Sehr eindrucksvoll war mir
in diefer Beziehung ein Fall- den ich bald nach meiner Ueberfiedelung
hierher - mit dem hiefigen Gefellfchaftstreiben noch wenig vertraut -
vor einigen zwanzig Jahren erlebte. Es handelte fich um eine (in-

Lebrun:
Die beiden Ã¤lteften Kinder der
Marie Antoinette

zwifhen längft verftorbene) Dame aus den beften hauptftädtifhen Krei-
fen. zu 'der ich in größter Eile entboten wurde. da fie nah einer im
Gefellfhaftstrouble verbrahten Nacht in fchwere ..nervöfe Herzkrämpfe“
verfallen war. die ihre und der Umgebung lebhaftefte Beforgnis wach-
riefen, Nachdem ih die zunähft nötigen Linderungs- und Beruhigungs-
rnittel angewandt und verordnet. unterfagte ih der Dame felbftverftänd-
lich bis auf weiteres die Teilnahme an Abend- und Nahtgefellfhaften;
worauf fie mit derfelben unwiderftehlihen Beredfamkeit. womit fie noch
eben 'die furhtbaren Qualen ihres Zuftandes ausgemalt hatte. mih nun
anzuflehen begann. ihr nur für den kommenden Abend eine einzige Aus-
nahme zu geftatten; fie könne darauf unmöglih verzihten. da es ihren
Bemühungen gelungen fei. N. N.. einen damals in der Berliner Gefell-
fhaft fehr gefeierten Shriftfteller - ih nenne ihn niht. um der Be-
fheidenheit des noh Lebenden niht zu nahe zu treten - als Tifhherrn
zu erobern. Sie wolle auh erft um Mitternacht _ zu welher Zeit
programmgemäß das Souper beginnen würde - hinfahren und bereits
anderthalb Stunden fpäter zurückkehren . . .
Shmerzlich gedenke ih einer Dame von feltener Geiftesbildung.
deren freiwilliger Tod vor einigen Jahren viel beklagt wurde und die
ih am Abend vorher noch heiter und ftrahlend in einer Theaterpremiere
erblickt hatte.als ob fie von dem ganzen ihr fo vertrauten Kreife diefes
Premierenpublikums Abfhied zu nehmen gedähte. Erft in diefen Tagen
hörte ih zufällig von einer Dame. die den Vorabend einer fhweren.
lebensgefährlichen Operation noch feelenruhig (oder auh unruhig?) mit
ihrem Gatten im Metropole zuzubringen vermohie. Soll man hier
bewundern oder ahfelzuckend bemitleideni> Eins wäre vielleicht fo ge-
rechtfertigt oder ungerehtfertigt wie das andere. Shließlih bleibt. wie
fo vielen Aeußerungen unerwartet hervorbrehenden heißen und impul-
fiven Lebensdranges und ebenfo impulfiven Lebensverzihtes gegenüber.
eine auf Verftändnis refignierende. fanft nahfihtige Skepfis wohl allein
noh am Plaße.
Wenn von einem Typus nervöfer Großftädterinnen die Rede ift.
fo lenkt fih die Aufmerkfamkeit naturgemäß mit Vorliebe auf die zu-

meift ins Auge fallende Shiht großftädtifher Mondänen - beiläufig
auh der Demirnondänen. 'deren Nervofität fiher im großen und ganzen
niht geringer. wenn auh in ihren Aeußerungsweifen fehr verfhieden
gefärbt ift. Auf beide foll hier niht weiter eingegangen werden; der
erfte Typus wird ja allen Leferinnen. der zweite wenigftens manhen
Lefern aus eigener Anfhauung bekannt genug fein. Aber damit ift die
Zahl der thpifhen Entwickelungsformen großftädtifher weibliher Ner-
vofität noh weitaus niht erfhöpft. Wir haben noh. um nur einzelner
hervorragender und der Großftadt eigentiimliher Mufterbeifpiele *zu
gedenken. die nervöfe Künftlerin. vor allem 'die Bühnenkünftlerin - die
nervöfe Gefhäftsdame und kaufmännifhe Angeftellte. die den Shrecken
ihrer Dienftvorgefeßten wie des Publikums bildet -* die nervöfe Kühen-
beherrfcherin. deren Hhfterie längft als ..Kühenkoller“ eine in den Anna-
len der Nervenpathologie rubrizierte Berufsfpezialität darftellt - als
neuefte Unterthpen auh das nervöfe Kammermädhen. das in feiner
Gereiztheit die Kleinodien feiner Herrin beifeite fhafft. und - noch
fhlimmer - das nervöfe Kindermädchen. das feinen Affekt in Vergif-
tungsverfuhen an den ihr anvertrauten lebenden Kleinodien der Serr-
[haft und an diefer felbft ausläßt. *
Und. wie alle Gefellfhaftsfhihten. fo find in diefem triumphieren-
den Heereszuge der Nervofität alle Lebensepohen. alle Altersftufen ver-
treten. Jh will gar niht fo weit gehen. wie eine gewiffe. neuerdings
Anklang findende Wiener Shulrihtung. die die Nervofität bis in das
friihefte Säuglingsalter hinab verfolgt und ergründet. die allem dunklen
Tun und Gebaren des Säuglings auh bereits erotifhe Gefühlselernente
beigemifht findet. vor allem in dem Saugen felbft eine direkte erotifhe
Luftempfindung und in der (oft bis ins fpäte Alter hinein anhänglihen)
Gewohnheit des Lutfhens oder ..Ludelns“ - nah öfterreihifhem Sprach-
gebrauh - einen von nervös veranlagten Babys heißbegehrten und ge-
fliffentlih reproduzierten Wonnegenuß wittert. Aber gehen wir nur
um eine Altersftufe hinauf. fo ift das nervöfe Großftadtkind mit feiner
geiftigen Frühreife. feiner hohgefteigerten Erregbarkeit und Senfitivi-
tät. feinen wehfelnden Launen und Stimmungen. feiner Fahrigkeit.

Zerftreutheit. feiner körperlichen Unruhe. dem nächtlichen Auffchrecken
ufw.. eine den Aerzten und Angehörigen nur allzubekannte Erfrheinung
- und felbft die fchönften Muftereremplare kindlicher Hhfterie gedeihen
in der Atmofphäre 'der Großftadt bei den Mädchen (übrigens auch bei
Knaben) fchon in üppiger Fülle. Und dann kommt der nervöfe Back-
fifch. zumeift bereits recht ftark von verfrühten erotifchen Gefühlen an-
gekränkelt. bei deren praktifcher Jnfzenierung wir ihn beim Nachhaufe-
gehen (oder Nichtnachhaufegehen) aus der Schule. bei Konditoreirendez-
vous und in der Läfterallee des Zoo gelegenlich belaufchen können. und
deffen Bekanntfchaft uns ja übrigens auch die Bühne. dank Wedekind
und feinen Nachfolgern. neuerdings in fo erfreulicher Weife vermittelt.
Auch unfere Gerichtstribunale nicht zu vergeffen! Wer einen unferer
großen Sittenprozeffe mitgemacht. zum Beifpiel vor einigen Jahren den
Sternberg-Prozeß. dem werden diefe ganz unreifen oder halbreifen. faft
alle neroös-feelifch belafteten. oft geradezu perverfen Großftadtgefchöpfe
mit ihren unglaublichen und unglaubwürdigen. gelegentlich auch im näch-
ften Augenblick widerrufenen Zeugenausfagen und ihren noch unglaub-
licheren eigenen Erlebniffen ftets in grauenooller Erinnerung haften.
Gefchöpfe. denen nichts Menfchliches mehr fremd. freilich auch alles Weib-
liche längft abgeftreift ift. - Und weiter die aerni-rierge. deren Typus
Vrevoft in Yaris entdeckt. und von 'der uns Hans v. Kahlenberg in ihrem
vielumftrittenen ..Nixihen" ein fo würdiges heimifches Seitenftüak fo
fprechend ähnlich abkonterfeit hat; von den noch höher entwickelten lite-
rarifrhen Großftadtfrüchten der Marie Madeleine und ihrer talentärme-
ren Nachahmerinnen ganz zu fchweigen. _ Und im weiteren natürlichen
Verlaufe der Dinge die nervöfe Ehefrau und Hausfrau - über die allein
fich ja Bünde fchreiben ließen - 'die nervöfe Mutter - und leider auch
(denn das Alter fchüßt vor Rervofität fo wenig wie vor Torheit) die
nervöfe Schwiegermutter und felbft die nervöfe Großmutter; ja hier
finden fich mitunter fogar die verhärtetften und bösartigften Exemplare.
-- Ich möchte am Schluffe diefer langen Reihe nur einen in letzter Zeit
befonders „aktuellen“ und auch wiffenfchaftlich viel erörterten Thpus noch
kurz erwähnen. der gleichfalls der Großftadt angehört. weil man ihn

aus begreiflichen Gründen eben nur hier finden kann. Es ift der Typus
der „Warenhausdiebinnen", deren Zahl dem fteten Anfchwellen der Groß-
warenhäufer an Maffe und Umfang proportional in fortwährender Zu-
nahme begriffen ift- und bei denen wir wenigftens in der überwiegenden
Mehrzahl der Fälle eine zugrunde liegende krankhafte nervös-feelifche
Dispofition (die freilich die Zurechnungsfähigkeit nicht immer unbe-
dingt ausfchließt) anerkennen müffen7 wie das aus den übereinftimmen-
den Feftftellungen angefehener ärztlicher Beobachter unzweideutig her-
vorgeht. -
Nicht gerade frohgeftimmt und mit nichts weniger als befriedigten
Gegenwarts- und Zukunftsausblicken würden wir von diefem flüchtigen
Rundgange durch „die Welt- in der man Nerven hat'J Abfchied nehmew
wenn wir nicht auch einige tröftlichere Erfahrungen und Hoffnungen
wenigftens mitbringen dürften, In die tiefen Schatten fällt glücklicher-
weife auch viel Licht. Die Großftadt, die fo günftige Entftehungsbedin-
gungen der Nervofität 'darbietet- ihre Entwicklung fo unverkennbar be-
fördert- ift es doch zugleich die auch die Vorbeugungs- und Heilmittel
für jedenx der davon Gebrauch machen will, in feltener Fülle bereit hält.
Vor allem in der nirgends fo wie hier reich und überreich gebotenen
Gelegenheit zu jeder Art körperlicher und geiftiger Auffrifihung Abhär-
tung und Kräftigung wie fie uns namentlich in den immer zahlreicheren,
ihren Wirkungskreis immer mehr ausbreitenden Veranftaltungen für
Pflege der Körperkultur- für Gymnaftik und Sportbetrieb in fo überaus
erfreulicher Weife begegnet. Es fei- um nur ein paar der neuefien Er-
rungenfchaften auf diefem Gebiete namhaft zu machein an den Eispalaft
und an die Ortsgruppe Berlin des Vereins für Körperkultur (Sport-
luftbad Eichkampx fowie an das fich vorbereitende Stadion erinnert.
Freilich müßte von diefen „erftklaffigen" Verhütungs- und Heilmitteln
der Nervofität gerade zugunften des weiblichen Gefchlechts in noch weit
ausgiebigerem Maße Gebrauch gemacht werden, als es auch unter den
gegenwärtigen Verhältniffen immerhin fchon 'der Fall ift. - Als ein
weiteres erfreuliches Zeichen ift auch das wachfende öffentliche Intereffe
an aufklärenden Schriften und Vorträgen über die Gefahren der lange

und oft unterfchäßten. oft' fogar mit einem gewoffen Snobismus als einer Art höherer Dafeinsform angeftaunten Nervofität zu betraänen. Von feiten der Vreffe kann gerade in diefer Richtung viel gefchehen; es ift daher mit Dank zu begrüßen. wenn fie fich auch auf diefem Gebiete ihrer hohen Miffion bewußt bleibt. durch freimütige Aufdeckung vorhandener Schäden zum Beffern des Volksganzen erzieherifch und gefundheitfördernd zu wirken. '

Abend

Aus dem Waffer blickt die Nacht
Mir ins Aug. mein Ruder ruht;
Wieder ift ein Tag vollbracht -
Wieder einer. der mit lichten
Sonnenplänen ward begonnen!
Nacht. willft du den Toten richten?
Was mir tief im Sinne ruht.
Ift's ein Spiegel nur für Sonnen
Oder hat es eigene Glut?
Wird mein Ruder eines Tags
Siegbekränzt den Abend grüßen
Oder wird's zur Ruhe müffen
Feindoerfolgt und müden Schlags?
Seelang ftehn die welken Stunden
Eines langen Sommertags.
Halten einen Kranz gewunden.
- Hundert Kränze folcher Art
Sah ich euch aus Händen finken.
Händen. denen lang das Winken
Und das Kränzewinden ward!
tier-mann liesse.

Dr. Curt Glafer
Affiftent am kgl. Kupferftichtabinett:
Liebermann als Radierer
Ueber das Thema der Liebermannfehen Radierungen wurde, fo
reichhaltig die Literatur über den Künftler fonft fchon heut ift. bisher
noch merkwürdig wenig gefagt. Wohl exiftiert ein Katalog. von Schief-
ler verfaßt und im Jahre 1907 erfchienem aber im allgemeinen gilt Lie-
bermanns Tätigkeit als Radierer nur als ein Beiwerk feiner malerifchen
Lebensarbeit. Der Grund diefer auffallenden Tatfache liegt wohl in
nichts anderem als einer Gewöhnung an allzu fchematifche Scheidung der
künftlerifchen Berufsgattungen. gilt doch die Graphik als befondere Kunft-
art. und man vergißt allzuleieht. daß Rembrandt ein Maler war und
zugleich der größte unter allen Meiftern der Radiernadel. Und wie
Rembrandts Bedeutung nicht von feinen Gemälden allein aus gewürdigt
werden kann. fo wird man auch Liebermann nicht gerecht. wenn man
nicht feinen Radierungen den gebührenden Plaß einräumt. Denn ift
Liebermann als Maler heut der anerkannte Führer der jungen Genera-
tion in Deutfchland, fo gebührt ihm mehr noch als Radierer eine eigene
Stellung. So organifch fein gefamtes Schaffen zufammenhängt. hier
zeigt fich noch deutlicher die Selbftändigkeit feiner Kunft, die nicht aus
Nachahmung entftanden ift. fondern aus der Anpaffung eines eminent
*darftellerifch begabten Jngenieurs an die Forderungen feiner Zeit.
Das Stoffgebiet der Liebermannfchen Radierung ift das gleiche wie
das feiner Malerei. Liebermann macht nicht Gebrauch von den angeb-
lichen Freiheiten der Griffelkunft, die Klinger in feiner Schrift von der
„Malerei und Zeichnung“ proflamierte. und die in Wahrheit niemals
von einem Material abhängig find, fondern ftets nur von einem Tempe-
rament. So bleibt Liebermann auch in feiner Graphik ein Naturalift.
wenn man durch diefes böfe Schlagwort. das doch wenigftens ein Stoff-
gebiet gut umfchreibt. einen Künftler charakterifieren kann. der auf freie
Phantafietätigkeit. auf ein Schaffen ohne unmittelbar vorangegangenen

Natureindruck Verzicht leiftet. Und nennt man Liebermann einen Natu-
raliften. fo hat man in ihm felbft den beften Eideshelfer. faßt er doh
feine Kunft unter diefem Begriff in einem klugen und bedeutfamen Auf-
faß iiber ..Die Phantafie in der Malerei“. 'den er im Jahre 1904 in der
Neuen Rundfchau veröffentlichte. Fiir Liebermann bedeutet Phantafie
alles Schöpferifche. Perfönliche im Kunftwerk. ..Nur das. was feine
Phantafie aus der Natur herausfieht. maht den Künftler“. fagt er. und
an anderer Stelle: ..Je näher die Hieroglhphe - und alle bildende Kunft
ift Hieroglhphe - dem finnlichen Eindruck der Natur kommt. defto
größere Phantafietätigkeit war erfordert. fie zu erfinden.“ Man könnte
über diefe Auffaffung rechten. und auch Liebermann käme nicht iiber die
Tatfache hinweg. daß in der Erfchaffung des Adam von Michelangelos
fixtinifcher Decke noch eine andere Potenz lebt als in Manets vielbewun-
dertem Spargelbund. nicht eine literarifche. fondern eine ebenfo rein
bildnerifche Vhantafietätigkeit. die gerade diefe Situation erfand. - aber
für fein Reich 'darf man ihm unbedittgt beiftimmen. und jeder ftarke
.Künftler wird auch in dent. was er in Worten über feine Kunft äußert.
nur immer fein eigenes Wollen umfchreiben. So hat Liebermann in
feinem Sinne vollauf Reht. wenn er fagt: ..Der Maler hat nur die
Farbenfkala von fchwarz zu weiß auf der Palette. aus ihr folk er Leben.
Licht und Luft auf die Leinwand zaubern. ein paar Striche. ein paar un-
vermittelt nebeneinandergefeßte Farbenflecke fallen aus richtiger Ent-
fernung dem Befchauer den Eindruck der Natur fuggerieren. Nur die
Phantafie des Künftlers kann diefes Wunder bewirken.“ Und fo reinigt
Liebermann. indem er es aufnimmt. das Wort Naturalismus zugleih
von dem häßlichen Beigefchmack. den ihm der Anklang an das andere
Wort: Materialismus gibt. Denn es bezeihnet nicht wie diefes ein Ver-
hältnis zur Außenwelt. das den Dingen den Vorrang und objektive
Wirklichkeit gibt. fondern es ift vereinbar mit jedem Subjektivismus und
Idealismus der Weltanfchauung und Naturwiedergabe.

Was Liebermann als Phantafietätigkeit in 'der malerifchen Wieder-
gabe des Naturbildes bezeichnet. ift nichts anderes als all das. was in
das Bereich der künftlerifchen Umformung des Gegebenen zum Bilde be-
fteht. So darf man nicht überfehen. daß jede fcheinbare Naturabfhrift
in Wahrheit auf einer geheimen Ordnung der Elemente fich aufbaut. In
diefem Sinne find auch Liebermanns Bilder komponiert. Er baut und
wägt. verwirft Bilder und verfucht immer aufs neue. bis er eine Anord-
nung gefunden hat. die feinen Eindruck eines Naturvorgangs aufs fchla-

gendfte verfinnliht. Das allein bleibt als Sinn des Wortes Naturalis-
mus beftehen. daß es immer nur Gefehenes. Naturwirklihes ift. das die
Phantafie des Künftlers in Bewegung feßt. So ift das Stoffgebiet Lie-
bermanns ein begrenztes. und er felbft engt es nohmals ein. indem er
eine an Zahl nur kleine Reihe von Bildthemen immer e neu geftaltet.
Aber feine Kunft ift darum niht ärmer. denn noh nie hat jemand vor
ihm alle Shönheiten etwa der vielfältig bewegten Reitergruppe eines
Polofpieles oder einer Shar badender Knaben am Flußufer oder am
Meeresftrand fo voll ausgefhöpft wie Liebermann. Und gerade beim
Vergleich der einander folgenden. verfhiedenen Faffungen eines Themas
offenbart fih die ftarke künftlerifhe Oekonornie des fheinbar leihthin
fkizzierenden Jmpreffioniften. Man rühmt gern an Hans v. Marses.
daß er die einfahften Funktionen des menfhlihen Körpers aufs fhla-
gendfte zu verfinnlihen fuhte. In Wahrheit ift das weniger ein perfön-
lihes als ein allgemeines Problem bildender Kunft. und wenn es auh
niht das betonte Problem in Liebermanns Shaffen ift. fo rührt doh
auh er daran. So intereffiert es ihn. wenn er das Thema der badenden
Knaben behandelt. den verfhiedenen Stadien des Anziehens der Kleider
nahzugehen. Was in der früheren Faffung nur fehr allgemein aus-
gedrückt tvar. im Ueberwerfen eines Hemdes. das zudem nur wenig
durhftudiert fhien. das wird in den fpäteren Radierungen ausgebaut.
Dreimal in immer verfhiedenen Stadien das Ueberziehen des Hemdes.
zweimal das Anziehen der Hofe. und alle diefe Knabenfiguren in Vorder-
anfiht. Rücken- un'd Seitenanfiht zu einer lebendig bewegten Gruppe
verfhränkt. So ift das Polofpiel eine kunftvolle Gruppe galoppierender
Reiter. zwei als Mittelfiguren. in den energifhft wirkenden Hauptan-
fihten. der eine in fharfer Verkürzung dem Befhauer entgegen. der
andere bildeinwärts fprengend. und zu den beiden hin von links her der
Schwarm der Uebrigen auf galoppieren'den Pferden in allen Stadien
der Bewegung bis zu Augenblicksftellungen. die eben erft das menfhlihe
Auge der Momentphotographie abzulernen beginnt. Rehts ift freier
Raum. der nur durch einen einzigen der Mitte zufprengenden Reiter in
der Ferne belebt wird. Born ein breiter Shattenftreif. der den Mittel-
grund mit 'den Reitern hell fheinen läßt. Und das kühnfte von allem.
Liebermann hat hier. um den Eindruck momentaner Beweglihkeit zu er-
zeugen. gewagt. was bisher nur im großen Bilde verfuht wurde. allein
die Mitte fharf durhzuarbeiten. nah dem Rande zu unfharf zu werden.
um fo das Auge zu zwingen. die eine Rihtung einzuhalten. niht im

Bilde umherzufhweifen. fondern 'den Moment felbft zu erleben. wie bliß-
fhnekl eine entfheidende Wendung im Spiele eintritt. In' atemlofer
Spannung folgt man den Bewegungen der Hauptfpieler. unterfheidet
kaum deutlih. empfindet nur als Muffe die iibrigen. die heranjagen und
doh den entfheidenden Augenblick verfäumen.
Aber fo kunftvoll folhe Figurenkompofitionen find. fie bleiben doch
nur Mittel zum Zweck. Mittel zur Geftaltung des Raumes. der das zen-
trale Problem der Kunft Liebermanns bildet. Liebermann liebt die
weiten Flähen einer ebenen Landfhaft. die mit wenigen Tonftufen bis
zum Horizont gefiihrt wird. Und wenn er die Landfhaft belebt. mit
Häufern. mit Menfhen. fo ift es. um dem Auge die Maßftäbe zu geben.
die Staffeln. an denen es fih in die Tiefe zu taften vermag. Darum
gibt er nur verhältnismäßig felten die reine. unbelebte Landfhaft. fon-
dern "die Natur mit dem Leben des Menfhen in ihr. gleihgültig ob es
die Sportsleute find. als Polo- und Tennisfpieler. oder Reiter oder nur
die Sommerfrifhler am Strande. oder ob es Geftalten find. wie Millet
zuerft fie fhuf. Geftalten. die der Erde gehören. auf der fie wohnen.
Menfhen. die von einem Hauhe des Nichtvergänglihen umweht fhei-
nen. fo die Infaffen der Altmännerhäufer und Waifenfhulen Hollands.
die Neßflickerinnen. die mit dem Dünenboden felbft eins geworden find.
Es ift eine der allerfhönften Radierungen Liebermanns. vielleiht noh
einfacher und fhlagender als das berühmte Hamburger Bild. das mehr
an abfihtliher Pofe enthält(Die vorderfte Frau ift mit dem Erdhiigel.
auf dem fie fißt. gleihfam verwahfen. und die iibrigen in faft fih wieder-
holenden Gruppen bildeinwärts haften alle diht am Boden. mit ihm
eins und herniedergehalten von dem felbft fo niederen Horizont. Nur
eine Frau. auh fie in gebiickter Haltung. überfhneidet diefen Horizont
und macht feine drückende Tiefe damit noh fühlbarer. Und wie in
fhwahem Nahklang wiederholt fih auh diefes Motiv zwei. drei Mal
noh und immer leifer in der Ferne.
So baut Liebermann den Raum. fo gliedert er kunftvoll feine Korn-
pofitionen. Und hier liegen die Ausgangsprobleme feiner Kunft. die
man aufgenommen und verftanden haben muß. ehe man fih zu Licht und
Farbe wendet. die wie ein reihes. ftrahlendes Kleid über diefes Gerüft
des Bildaufbaus gelegt find.
Die Kunft der Liebermannfhen Palette ift eine Kunft des Valeurs.
Sie geht niht auf Farbe als folhe. auh niht auf ein Uebermaß von
Licht. fondern fie fuht. den Tonftufen nachzukommen. in denen eine von

Licht durchtränkte. farbige Welt dem Auge des Menfchen fich modelliert.
Liebermann ift nicht ein Kolorift. der die Welt in farbigen Gegenfätzen
fieht. fondern fein Auge ift auf die harmonifche Einheit der farbigen
Erfcheinung eines Raturausfchnittes eingeftellt. und das Medium der
Vereinheitlichung ift ihm nicht das Licht. fondern die Luft. Darum
malt Liebermann nicht den Sonnenfchein. der prall auf den Dingen
liegt und die Gegenfäße heraustreibt. noch den Schatten ftarke Kontraft-
farben gibt. fondern er malt eine von leifem Licht durchwobene Atmo-
fphäre. malt das fchummerige Halblicht unter dem dichten Laub der
Bäume und die dunftig lichtfaugende Luft über den Dünen und dem
Strände des Meeres.
Für Liebermann gehört die Farbe nicht zu den notwendigen Mit-
teln der Darftellung des Lichtes. In feinen beften Kohlenzeichnungen
ift nur in der einen Skala von Schwarz zu Weiß der ganze Reichtum des
Lichtes befchloffen. und mehr oft als in feinen farbigen Gemälden. Die
Farbe ift Liebermann ein fchmückendes Kleid. Es gibt kleine Paftelle
von ihm. die auf nichts als den Wohllaut eines faft füßen Farbenklanges
ausgehen. Seine Farbe hat ihre eigene Schönheit. eine Schönheit. die
oft ohne innere Beziehung zum Ganzen des Werkes bleibt. Das Problem
der Farbe fcheint nicht notwendig verknüpft mit den Problemen von
Raum und Licht, So wird es begreiflich. daß in Liebermanns Werk die
Zeichnung einen bedeutenden Faktor ausmacht. führt doch die Konfequenz
feines Schaffens eher von der Farbe fort als zu ihr hin. Liebermann
vermag fich am reinften und unmittelbarften auszufprechen. wenn er nur
mit der fchwarzen Kohle auf dem weißen Papier arbeitet. denn allen
Reichtum der Lichtftufen weiß er mit fabelhafter Sicherheit_ in die Ab-
ftufung der zwei Töne. Weiß und Schwarz. hineinzuzaubern.
Jin Vergleich mit einem der Neueren. der mit Entfchiedenheit über
die erfte Generation der franzöfifehen Jmpreffioniften. von der Lieber-
mann ausging. hinausweift. wird diefes Verhältnis zu dem Element der
Farbe noch deutlicher werden. Van Gogh hat auf feiner Palette nur die
ungemifchten. ftärkften Farben, Er feht fein Gelb und Blau. fein Rot
und Grün und Violett nicht. um Farben wiederzugeben. die die Natur
ihm bietet. fondern weil er fo feinen Weg findet. die ganze Lichtfülle der
Wirklichkeit im Bilde zu meiftern. Führt die künftlerifche Ausdrucksform
des Harmoniften in Uebergängen. aber auf unmittelbarem Wege zum
Schwarz-Weiß. fo braucht der Kolorift eine eigene und neue Methode. um
das. was er in der Natur fieht. ohne das Mittel der Farbe wieder-

zugeben. Auch Van Gogh bedient fich der Zeichnung aber fie ift für ihn
etwas der Malerei prinzipiell entgegengefeßtes. Sie ift ihm Abftraktioni
Kurzfchrift der Natur, Nicht Töne und Helligkeitftufen gibt er wieder,
fondern gleichfam Richtungskontrafte innerhalb der Wirkli>)keit. Er mo-
delliert mit kurzen, derben Strichen. So kam Van Gogh zu feinen groß-
artigen Rohrfederzeichnungem die innerhalb der gefamten neueren Kunft
als etwas einziges und unvergleichliches daftehen. Farbig wird man
diefe Zeichnung eines eminent auf Farben eingeftellten Künftlers nicht
zu nennen verfucht fein. Denn fie ift nicht durch langfam fortfchreitende
Sarmonifierung der im Naturbilde enthaltenen Farbenfülle entftandeni
fondern durch eine Umkehri durch Abftraktion von der Farbe, und wäh-
rend Liebermann fo recht in feinem Elemente fcheint. wenn er nur die
Kohle handhabt- fo kommt es oft- daß Van Gogh, wenn er eine Zeich-
nung anlegt- doch fchließlich zu Farbftiften greifti um wenigftens An-
weifungen unmittelbar auf das zu geben. was ihn am Bilde vor allem
intereffiert, Als Oberfläche ift Van Goghs 'Zeichnung ein gleichförmiges
Mofiak. Eine Form der Kalligraphie. wie fie die Federzeichnung Dürers
war, eine Umfeßung der Wirklichkeit. die die Mitarbeit des Verftandes
im Befchauer für ihre Auflöfung erfordert. Und wie Dürers Strich, fo
drängt auch der Van Goghs zum Holzfchnith während Liebermanns Hell-
dunkelzeichnung in der Radierung ihren adäquaten Ausdruck findet.
Denn wie der Holzfchnitt die ftarken Züge der Feder leicht wieder
gibt- fo ift die durch eine Reihe neuer Verfahren in ihrer Ausdrucks-
fähigkeit noch bereicherte Radierung imftandef alle Tonftufen- die das
empfindliche Auge verlangt- mit ihren Mitteln zu erzeugen. Und Lie-
bermann verftehi es wie keinerf alle Möglichkeiten zu nußeni alle Nuancen
der Kupferplatte abzugewinnen. Wenn man von farbigen Reizen der
Schwarz-Weiß-Kunft redet- fo paßt auf Liebermanns Radierungen vor
allen anderen diefes Wort. Aber gebraucht man das Wort, das unfere
Zeit. die fo gern mit Gleichniffen aus fremden Gebieten operiert, die von
Tönen in der Malerei redet und von Farben in der Mufik- geprägt hat,
fo [ei man fich klari daß kein metaphyfifches Geheimnis damit bezeichnet
wird. fondern ein 'deutbarer Tatbeftand nur durch ein methaphoriiches
Wort umfchrieben. In Wahrheit wird auch das empfindlichfte Auge
keine Farbe in das farblofe Blatt hineinzufeßen vermögen- zumindeft
wird es immer bei verftandesmäßiger Subftitution bleiben, wenn man
eine Laubwand grün fieht oder eine Wafferfläche blau. Was den allge-
meinen Eindruck der Farbigkeit erweckti kann allein die Fülle der Ton-

ftufen fein. für fie die Natur den Reichtum aller ihrer Farben braucht.
und die nun im graphifchen Kunftwerk allein auf die zwei Komponenten
des Schwarz und Weiß abgezogen find. Denn die Natur hat im vollen
Lichte Grün von allen Helligkeitsgraden und Blau und Gelb und alle
anderen Farben gleichermaßen. und aus all diefen Farben in ihren Ab-
ftufungen baut fich ihr Bild. Der Schwarz-Weif--Künftler kommt mit
der einen Skala vom hellften Weiß "des Papiers bis zum tiefften Schwarz
feines Vigmentes aus. und zwingt er in fie hinein allen Reichtum der
möglichen Tonftufen. fo erreicht er das. was man die Farbigkeit nennt.
daß das an die Natur und ihre Farben gewöhnte Auge in feinem Blatt
das natürliche Subftrat des Hell und Dunkel. die Farben. nicht mehr
vermißt.
Liebermann hat diefe Farbigkeit im denkbar höchften Maße. Es
gibt Zeichnungen von ihm. in denen man das warme Sonnenlicht auf
hellgetünchten Hauswänden oder unter dunkelbelaubten Bäumen fpielen
zu fehen meint. Und es gibt ebenfo Radierungen. in denen diefe ganze
Fülle farbigen Lebens fich zu fammeln fcheint. Das reichfte der Art viel-
leicht jener Biergarten in Rofenheim. den der Van in feinem erften Heft
veröffentlichte, Durch das dichte. fchwere Laub der Bäume bricht fich das
Sonnenlicht feinen Weg und ruht in hell fchirnmernden Flecken und
Bänken und Tifchen und dem Wirtshaus. 'das rückwärts das Bildfeld
befchließt. Farbig ift diefes Blatt. Farbig. weil es einen unerhörten
Reichtum an Tonftufen in fich fchließt. Aber nicht farbig in dem Sinne.
wie Menzel ähnliches gemalt hätte. mit dem ganzen fpringenden Leben
einer farbenfprühenden Buntheit. fondern von derfelben Farbigkeit. die
nach ihm alles übrige abwandelt. nicht den lokalen Charakter. fondern den
ach ihm alles übrige abwandelt. nicht den lokalen Charakter. fondern den
Helligkeitswert einer Farbe zum beftimmenden Faktor erhebt.
Der Biergarten in Rofenheim gehört einer heut fchon weit zurück-
liegenden Epoche in Liebermanns Schaffen an. Das Blatt ift in feiner
Behandlung der Tonwerte thpifch fiir eine große Reife feiner Radierun-
gen. Aber was von ihm gefagt wurde. ift doch nur von bedingter Gültig-
keit. denn Liebermanns Kunft ift nicht eine ftetige Größe. fondern wie
alles. was menfchichem Leben fein Dafein verdankt. einer Entwickelung
uterworfen. So gilt. was hier für die Hauptmenge feiner Radierungen
ausgefiihrt wurde. nicht mehr unbedingt auch für die der letzten Jahre.
ja. es fcheint. daß die Problemftellung jeßt zuweilen in ihr Gegenteil
umfchlägt.

Zwifchen den früheren und den fpäteften Radierungen Liebermanns
liegt eine Paufe von faft zehn Jahren. die nur durch vereinzelte Arbeiten
unterbrochen wird.- Die Hauptmaffe der Radierungen entftamnrt den
neunziger Jahren. Jn einem dreijährigen Abftand von den iibrigen fol-
gen 1900 zwei Blätter. der ..Karren in den Dünen". der für die Jnfel-
mappe gearbeitet ift. und der ..Kindermarkt". beides nicht vorzügliehfte
Leiftungen der Liebermannfchen Griffelfunft. Der Karren etwas lahm
in der Bewegung und nicht fo reif in den Tonftufen wie andere Blätter.
und der Kindermarkt im Räumlichen nicht ganz glücklich. von den großen
Booten des nah gefehenen Vordergrundes fiihrt kein Weg zu dem Mittel-
grund mit den Rindern. Nach einer vierjährigen Paufe folgt wieder ein
Blatt. die ..Badenden Jungen". die der Deutfche Kunftverein in feiner
Jahresmappe veröffentlichte und zwei Jahre darauf feßt endlich eine
erneute Tätigkeit in der Radierung ein. die bis in die legten Jahre hin-
einreicht und auch in der Gegenwart noch andauert.
Diefe leßten Jahre bringen nun einen deutlichen Stilwandel in
Liebermanns Radierkunft. Wie die Gemälde diefer Zeit eine neue Ent-
wiekelungsftufe der Liebermannfchen Kunft bedeuten. nicht mehr wie die
früheren Bilder ganz auf einen Ton gefiellt find. fondern auf ein paar
kräftig fpreehen'de Farben. die etwa in den bekannten Amfterdamer Ju-
denftraßen diefer Zeit' aus den Gemüfewagen oder Ladenfchidern bezogen
find. fo ift es nur konfequent. wenn auch die Umfehung diefer Bilder in
das Schwarz-Weiß nicht auf dem bisherigen Wege gefchieht. fondern nun
eine Umbildung des ftark Farbigen in das rein Lineare erfolgt. Wir
haben an dem thpifchen Veifpiel der Kunft Van Goghs gefehen. wie diefe
beiden Seiten einander bedingen. und es ift nicht undenkbar. daß der
ftarke Eindruck eben diefer Kunft es war. der diefe leßte Entwickelung
Liebermans auslöfte oder auch nur befchleunigte. Liebermanns Zeich-
nungen find nun nicht mehr Bilder in Schwarz-Weiß. fondern meifterlich
mit breitem Stifte hingefchrieben. Und die Radierung paßt fich diefer
neuen Ausdrucksweife an. auch fie arbeitete mit offenen. tiefgeäßten Stri-
chen. Es ift die gleiche Entwickelung. die Rembrandt durchmaehte und
die in den Anlagen des menfchlichen Geiftes begründet erfcheint. die dem
im Alter noch regfamen und entwickelungsfähigen Menfchen die leßte
Freiheit einer magiftralen Größe verleiht. Wie in Rembrandts fpäten
Radierungen. fo ift in denen Liebermanns der Strich nun offen und frei.
Auf Tonflächen ift ganz Verzicht geleiftet. Klare und überall durchfichtig
geäßte Linien find das alleinige Material diefer lebten graphifehen Ar-

beiten Liebermanns. An Shönheit find viele der friiheren Blätter niht
wieder erreicht. aber es ift eine Kraft der Strihführung in diefen Wer-
ken. die für alle Tonfhönheit der friiheren Radierungen entfhä-
digen muß.
Die ..Badenden Jungen“ der Kunftvereinsmappe gehören ihrem
Stile nah noh der friiheren Epohe an. Aber fchon die zwei Jahre da-
rauf folgende Umbildung des Blattes zeigt die neue Rihtung. Die dann
in der Kanallandfhaft und den Judenftraßen ihre bisher leßte Ausge-
ftaltung findet. Eharakteriftifh ift auh. daß erft jeßt das reine Figuren-
bild in die Radierung aufgenommen wird. das Samfonblatt gehört in
diefe leßte Zeit und ebenfo die zwei Selbftporträts und die zwei Brinck-
mannsporträts. alle in *dem klaren. meifterlihen Strih diefer leßten
Jahre gezeihnet.
Man wird von einem graphifhen Künftler niht erfhöpfend berihten
können. ohne auh auf feine Tehnik einzugehen. Und Liebermanns Teh-
nik ift fo eigenartig. fo bedeutfam. 'daß es niht zu gewagt fheinen wird.
ihn zu den Führern einer neuen Blütezeit der Radierkunft zu rehnen.
Mit der Erfindung der Radierung im Anfang des 16. Jahrhunderts
ging deren erfte. kurze Blütezeit zufammen. Der Name Altdorfers fteht
im Mittelpunkt. Das 17. Jahrhundert fah die reihfte Entfaltung der
Radierkunft. mit Rembrandt als führendem Meifter. Und wie beide
Male die Blüte der Radierung mit der Pflege der Zeihenkunft als eines
eigenen Zweiges der bildenden Künfte Hand in Hand ging. fo fand auch
die Gegenwart. 'die wie vielleicht noh nie eine Zeit die Skizze liebt und
die perfönlihe Handfhrift des Künftlers fucht. den Weg zur Radierung
wieder. Ju Frankreich waren es die Landfhafter von Fontainebleau.
in England Whiftler und fein Kreis. die die allmählih zur reproduzie-
renden Kunft herabgefunkene Radierung wieder zur felbftändigen künft-
lerifhen Ausdrucksform erhoben. Aber gingen die Franzofen im allge-
meinen zu fehr auf die volle Bildwirkung aus und fanden niht die
Leihtigkeit. die dem beweglihen Papier angemeffen ift. fuhten anderer-
feits die Engländer nur die raffinierten Effekte eben aus diefer Unftoff-
lihkeit zu ziehen. fo fand Liebermann eine eigene Sprahe. fchuf feine
Form der Radierung. die im weiteften Sinne die thpifhe Radierung
unferer Zeit heißen darf.
So beanfprucht Liebermann als Radierer einen eigenen Plaß. feine
Radierung bedeutet mehr als nur das Beiwerk einer reihen malerifhen
Tätigkeit. Und die neue Blüte der Radierung ift niht nur für Deutfch-

?Zw-ZNS :3L:ZS-3:9:: .ZZ ?ZL
. f
:mx-:xa- 3:369
„ZZ-:ZKM .JAM
F.‘

1 ll? x-
I. (MM... e .. , . | I x l
. I I .1 all 1“ l
L. , c.. '|1- Ix , A
-x - 8!» W?,
Ä, X. .o
"f1 .x II- I. x., 1"
. . x a , f..." _
,. -.1 l J y »7 \
.7 , x v k .I .
QM.. . x > 1 My
" ~ -t a .'- .
k. J 4 L x b»
w? r- I
2'. *4.. .. ii.) 4
F \ fl! 1.' I!
.y ' l I I ¢|(. I}
. c.,
)' "'-
I 7 I I ' . , .
., WI. , Z „MOON-.8*: .
II‘J‘ I IV . It
. . a, if. .f ..h
f , ..7713.
. c) . . . .
vv... If ?UHF
L. 'F ' M.
,x

* land wefentich mit feinem Namen verknüpft. denn kein anderes Land hat einen ebenbürtigen und gleich originellen Meifter ihm zur Seite zu ftellen,

Wenn es trotzdem verhältnismäßig lange Zeit brauchte. bis Liebermanns Radierungen ein Publikum fanden. wenn fich fogar noch heut bei manchen Sammlern ein gewiffer Widerftand ihnen gegenüber zeigt. fo hat dies feinen Grund weniger in ihren künftlerifchen Qualitäten felbft als in dem Charakter des Sammlertums. Graphifche Arbeiten wollen nicht für die Wand gefammelt fein wie Gemälde. die dauernd ihren Plaß im Wohnraum verlangen und erhalten. fondern für die Mappe und den Schrank. Und man kann bei allen Kunftgegenftänden. die fo gefammelt werden. bei japanifcher Kleinkunft ebenfo wie bei italienifchen Bronzeplaketten oder bei Kupferftichen beobachten. daß etwas von dem Unlebendigen des in Schachteln Eingefargten folcher Sammlungen fich leicht auch der Art. wie gefammelt wird. aufprägt. Solche Sammelleidenfchaften braucht fich durchaus nicht auf ein Verhältnis zur Kunft zu gründen und hat oft mit Briefmarkenfammeln verzweifelt viel gemein. Man trifft Japanfammler. die für Kunft überhaupt kein Organ haben. fondern nur etwa für technifche Feinheiten der raffinierten Lackkunft. und man trifft Kupferftichfammler. die nur Wert darauf legen. alle Zuftände eines Blattes zu befißen. die wohl für den Forfcher von Wichtigkeit find. für den künftlerifchen Genuß aber ohne Belang. Es kommt hinzu. daß der Sammler die Stücke einzeln in die Hand nehmen will. womöglich mit der Lupe betrachten. um fich der Sorgfalt und Sauberkeit der Arbeit zu erfreuen. Weniger der künftlerifche Wert als die Arbeitsleiftung wird gefchäßt. und die gleichmäßig arbeitende Kunft des Grabftichels wird im allgemeinen höher bewertet als der freiere Strich der Radiernadel. die ein weniger mühfames Handwerk erfordert. So wird auch von der Radierung eine gewiffe Sauberkeit verlangt. An Rembrandt haben fich die Sammler gewöhnt. wenn auch noch immer die großartigen. in freier Strichführung angelegten Werke feiner Spätzeit weit weniger gefucht find als die feiner gearbeiteten früheren Blätter. Aber über Rembrandt noch hinauszugehen ift den meiften eine arge Zumutung. und die eigene Technik. die Liebermann ausgebildet hat. fand nur allmählich ihre Freunde.

Liebermanns Radierungen wollen nicht Strich für Strich abgelefen fein. fondern mit freiem Auge und aus angemeffener Entfernung betrachtet. Ju der Nähe gefehen find alle diefe Blätter nur ein wüftes

Durcheinander von Linien und Flecken. Nirgends waltet eine fühlbare
Oekonomie im einzelnen. Das Ziel ift immer nur das Gefamtrefultatf
der Eindruck des Ganzen. Liebermann hat keinen Sinn für faubere
Technik und Schönheit 'der Strichlagen. Es fehlt ihm jeder kunftgewerb-
liche Geift- und es ift dies in unferer Zeit und zumal bei uns in Deutfch-
landf wo der bloße Gefchmackskünftler leicht allzuhoch bewertet wird- ein
wahrhaft erfrifchender Zug. Liebermann hat Figurenalphabete gezeich-
netf und jeder, der ein Herz für Buchdruck und eine fchöne Druckfeiie hat-
muß voll Abfcheu fich von diefen unfauber gekrißelten Blättern ab-
wenden. Nicht eine gerade Linie ift richtig gezogenf und die Formen
der Buchftaben felbft, die jeder Kunftgewerbefchüler geiftreicher erfindet.
find mit unregelmäßigen Strichen rafch hingefchrieben. Aber was be-
deutet die fchönfte Behrenstype als künftlerifcher Wert neben diefen
Initialen Liebermanns die als Bilder von einer entzückenden Feinheit
und einem erftaunlichen Reichtum der Erfindung find. Es wird niemand
daran denken- ein folches Alphabet zu allgemeiner Verwendung zu emp-
fehlen- aber diefe lebenfprühenden Buchftabenbildchen haben ihren Wert
als felbftändige Kunftwerkef die man mit Recht in einem eigenen Büch-
lein fammeln dürfte. Der befondere Reiz- den Liebermann hier fuchh
befteht in der höchften künftlerifchen Oekonoinief die in diefen Initialen
entfaltet iftf indem dem quadratifchen Raum mit feinen durch die Form
der Buchftaben gegebenen Teilungen die freieften Bilderfin'dungen ein-
gefügt werden.
Läßt fich hier immer noch von einem Standpunkt wenigftens- dem
des Buchgewerklers, ein gültiger Einwand gegen die ungebundene Form
der Initialen Liebermanns erheben- wenn auch der befondere Wert und
die Abficht diefer kleinen Kunftwerke damit nicht berührt werden- fo gibt
es gar keine Rechtfertigung 'dafürf daß folche Betrachtungsweife auch auf
Liebermanns Radierungen übertragen wird. Denn die Radierung ift
nicht ein kunftgewerbliches Brodukt- fie hat auf nichts außerhalb ihrer
felbft Rückficht zu nehmem fondern fie ift ein freies Kunftwerkf das allein
fich feine Gefeße vorfchreibt,
Ein Dürerfcher Kupferftich zieht nicht den kleinften Teil feiner
Schönheit aus dcm kalligraphifchen Gleichmaß der mit dem Stiche(in
das Kupfer gegrabenen Strichlagen. Eine Rembrandtfche Radierung er-
fcheint dan-eben wie ein wirres Gekrißelf und doch bleibt fie noch maßvoll
und 'durchfichtig verglichen mit dem Ueber- und Durcheinander von

Flecken und Punkten und Strichen. das eine Liebermannfche Radierung darftellt.
Charakteriftifih für die Arbeitsweife Liebermanns ift es auch. daß es von feinen Radierungen nicht eigentlich ..Zuftände“ im üblichen Sinne des Wortes gibt. Wohl unterfcheidet der Katalog ,von Schiefler folche. aber meift find von früheren Plattenzuftänden nur wenige Drucke. oft nur einer vorhanden. und immer ift der leßte Zuftand der einzige vom Künftler gewollte. Mit anderen Worten: Liebermann arbeitet nicht als Kupferftecher. der in wohlüberlegten Schichten die Arbeit fördert. der durch Ueberarbeitungen und Zufütze die Platte verwandeln kann. ohne daß doch der Eindruck fichtlich einem leßten und allein gewollten Ziele fich näherte. fondern Liebermann fieht nur eben 'diefes vor fich. fügt hinzu. tilgt durch Glättung mit dem Polierftahl - und bei feiner Maxime. Zeichnen ift Weglaffen. ift es kein Wunder. daß das leßtere überwiegt. - bis alles im Gleichgewicht ift.
Eine größere Rolle als die Plattenzuftände fpielen die Abdrucks-gattungen Liebermannfcher Radierungen. obgleich auch hier nur die eine. die den Abfichten des Künftlers am beften entfpricht. dem Druck der Auf-lage zugrunde gelegt wird. - Bei allen graphifchen Verfahren ift das Drucken ein wefentlicher Faktor in der Entftehung des Kunftwerkes. Der Künftler kann die fertige Platte nicht einfach aus der Hand geben und einem beliebigen Drucker anvertrauen. Denn es bedeutet einen we-fentli'chen Unterfchied. ob eine Platte etwa klar gedruckt wird. daß alle Schwärzen fich fcharf vom Weiß des Papiers abheben. oder ob die ganze Platte oder gewiffe Partien einen Ton erhalten. dadurch. daß das blanke Kupfer vor dem Drucken nicht ganz rein gewifcht wird. Für folche Fein-heiten im Drucken bedarf es genauer Vorfchriften des Künftlers und des Zufammenarbeitens mit einem verftändnisvollen Drucker. Das Publi-kum achtet bei uns auf folche Dinge noch zu wenig. Aber es gibt japa-nifche Farbendrucke. auf denen nicht der Künftler fich nennt und auch nicht der Holzfchneider. fondern der Drucker. der ftolz ift auf das. was er aus dem Handwerkszeug der Platten. die ihm vom Holzfchneider ge-liefert werden. gewonnen hat. Diefe Rolle fpielt der Drucker einer mo-dernen Radierung natürlich nicht. Aber wenn man Gelegenheit hat. eine Reihe von Frühdrucken einer Liebermannfchen Platte nebeneinander zu fehen. fo wird man über die Unterfchiede ftaunen.
Aber wie die Plattezuftände. fo bleiben die Abdrucksgattungen nur Verfuchsmaterial des Künftlers. Gilt es. einen Bildgedanken umzuredi-

gieren. fo wird nicht auf der alten Platte weitergearbeitet. fondern eine
neue begonnen. Denn meift bedeutet die neue Bearbeitung nicht Hinzu-
fügen. fondern Fortlaffen. immer fchärferes Konzentrieren auf das We-
fentliche und Notwendige. Wenn Platten aus Rembrandts Spätzeit in
frühen Zuftänden hell find und durchfichtig in den Lagen. um dann erft
überarbeitet und in Nachtftiicke verwandelt zu werden. fo ift die Abfolge
bei Liebermannfchen Radierungen die umgekehrte. So findet man die
vordere Figurengruppe der fchönen Radierung mit den badenden Jungen
am Meeresftrand. die der deutfche Kunftverein veröffentlichte. in eine
neue Redaktion des Themas übernommen. die die Beleuchtungsverhält-
niffe völlig umgeftaltet. War es das erfte Mal ein trüber Tag. der die
Farben ausgleicht und die Dinge in einheitlichen Ton kleidet. fo ift es
nun ein fonniger Mittag mit den ftarken Helligkeiten und wenigen
tiefen Schatten eines unbedeckten Lichtes. Und nun könnte kein Zug
mehr vo der Zeichnung der erften Anlage gebraucht werden. Jeder Kör-
per muß neu modelliert fein, Der Grad der Plaftik. den die Dinge
haben. ift verändert. An die Stelle gleichförmiger Rundung tritt das
Fläehige der hellbeleuchteten Teile auf der einen Seite. das ftark fprin-
gende der tiefen Schatten auf der anderen. Und der .Hintergrund wird
fparfamer belebt. um das Licht in größeren Flächen zu fammeln. Das
Meer ebbt zurück. und die ftarke Helligkeit eines von der Sonne befchiene-
nen weißen Meeresftrandes kommt zum Vorfchein.
Es hängt mit diefen Problemen der Lichtdarftellung und den ande-
ren Tonverhältniffen in den Blättern der Spätzeit. von denen fchon die
Rede war. unmittelbar zufammen. daß auch die Technik nun wefentlich
vereinfacht ift. Liebermanns fpäte Radierungen find reine Aeßungen.
Nichts mehr von den .Halbtönen und Tonflächen des Vernir mon. alles
ift lediglich mit dem Material der geäßten Striche ausgedrückt. und in
rafcher Folge fteigt die Tonfkala vom Weiß des Papiers zu den tief-
fchwarzen Flecken. die fich aus dicht aneinandergefügten Strichen bilden.
Frankreich hat troß Manet. der als Radierer in zu deutlicher Ab-
hängigkeit von Goha blieb. troß Rops. der wohl die Technik beherrfchte
und felbft vervollkommnete. aber künftlerifch nur felten wahrhaft Reines
fchuf. troß Legrand. der alle Fertigkeiten der Radierkunft meiftert. aber
zu fehr volle Bildwirkung anftrebt. um die feineren Reize einer perfön-
ichen Handfchrift zu wahren. - Frankreich hat keinen Künftler. der als
Radierer Liebermann an die Seite geftellt werden könnte. Liebermanns

Ahne ift Rembrandt. Und der Mittelsmann war vielleicht deffen fpäter
Erbe in Holland. Jofef Jsraels, Aber aus diefen wenigen Voraus-
feßungen hat Liebermann eine eigene und große Kunft gefhaffen. eine
moderne Radierung. und vielleiht die einzige Radierung in ttnferer Zeit.
die diefett Ehrentitel in vollem Umfange verdient. Und diefe Kunft durfte
er durh alle Stadien eines arbeitsreihen Lebens bis zur vollen Meifter-
fhaft emporführen. Nur wenigen der großen Künftler unferer Zeit
ift es vergönnt gewefen. ihre Kunft bis zur vollen Reife eines Alters-
ftiles zu entwickeln. Liebermann. der noh heute in voller Shaffenskraft
fteht. war diefes Shickfal gegeben. Und wir Mitlebenden dürfen uns
deffen freuen und noh manhes Werk feiner Hand erwarten.

Georg Hirfchfeld:
Die Nixe vom Güldenfee
Ein Märchen der Gegenwart

Fortfeßung
Bald zweifelte (Bloß nicht mehr- ob er zuviel befürchtet hatte. Der
Zweck des Menfchen konnte nicht länger nngewiß bleiben. Der größte
und fchönfte Bezirk des Ufers wurde zum Bauplan. In Baracken hauften
zahlreiche Arbeiten und Karpfenfepps Hütter die von den Tieren jeßt faft
geliebt wurde nahm fich recht heimatlos in dem Getriebe aus. Nicht
lange mehr konnte das verwitterte Zeichen der alten Zeit ftandhalten.
Aber auch außerhalb des Bauplaßes wurde vieles um und um geworfen.
Mächtige Jahrhundertbäume wurden gefällt und meinten ihr ftummes Harz
aus den Siümpfen, Wege hackte man in die zottige Moosbecke des
Waldes. Eine Quelle- die feit Ewigkeit in den See niederrann. wurde in
eiferne Röhren gefangen- zum Bauplaß abgeleitet und dort mit Eifer
* befudelt. Auch den Karpfenfepp fchien der allgemeine Wahnfinn ergriffen
zu haben, Er zimmerte feinen alten Kahn zurechß der feit Jahren am
Ufer faultex und fuhr die Männer auf dem See umheri den nie behelligien
Fifchen einen gewaltigen Schrecken einjagend. Ja es gefchah fogary daß
der ehrwürdige Gloßr der nicht rafch genug ausweichen konnte» mit dem
fchweren Ruder einen Schlag auf den Kopf bekam, fo daß er kläglich ver-
bunden umherfchwimmen mußte, Von feinem Schimpfen hallte der ganze
See wider. Frefferr der Hechß aber machte fich in diefen Tagen zum
erftenmal beliebt. Als Franzh Sebaftians Bruderx beim Bootfahren
zum allgemeinen Aerger nicht aufhörte- die wundervollen, jungfräulichen
Seerofen abzurupfen- näherte fich der Frechling, der unauffällig wie ein
Krokodil ausfehn konnte- feiner tauchenden Hand. Eben erklärte der
Wiener wiedery die fchönen Blumerln bringe er dem Fräulein Stephanie-

als der Hecht auh fhon heftig in feine gierigen Finger biß, Laut fhrie
der Rofenpflücker und wollte das Ungeheuer mit dem Ruder erfhlagen.
Doh hatte er nur den Erfolg. daß die allzu haftige Bewegung Karpfen-
fepps zerbeulten Hut abriß und die Sheltworte des Fifchers. der kein Blatt
vor den Mund nahm. fih auf den Wiener entluden. - -
Im Spätherbft wurde der Rohbau vollendet. Mit fieberhaftem Fleiß
arbeitete man darauf hin. das Hotel bis zur Winterpaufe fo weit zu
haben. daß im Frühling fofort die innere Ausftattung begonnen werden
konnte. Der nächfte Sommer follte fchon die feierliche Eröffnung
bringen.
Sebaftian blieb bis zum legten Arbeitstage zur Stelle. Sein Bruder.
der fich zu verkühlen fürchtete. war fchon lange nach Wien abgereift.
Auh der Kapitalift wollte erft zurückkehren. wenn es am Güldenfee kom-
fortabler würde. Sebaftian war eigentlich reich genug. um ohne das
Geld diefes Menfhen auszukommen. Er benußte ihn nur zum Stroh-
mann. damit fein Vermögen. das von der Börfe ftammen follte. niht
noh rätfelhafter fhiene. Als Mann der Ordnung. der feine Zeit
einteilte. nahm er Abfrhied vom Güldenfee. fobald Freia fich anfchickte.
ihre Grotte zum Winterfhlaf aufzufuchen. Am erften Mai. wenn fie fchon
munter wäre und der See vom Elfe befreit. wollte er wiederkehren. Sie
küßte ihn zum leßtenmal und fah ihn mit großen. fernen Augen an. Die
Lider waren ihr fhwer - weder fremde Bitte noh eigene Leidenfhaft
konnten jezt den alten Raturdrang hemmen. der fie fhlafen ließ. fchlafen
bis zum Frühling. Er blieb lange noch im Bann der fiißen. trägen
Shönheit. in der er fie zuleßt gefehn hatte. und als er allein war. fhien
ihn noh einmal die Kraft feines Geiftes verlaffen zu wollen. angefichts
des ungeheuer merkwürdigen Schickfals. in das er verftrickt worden. Als
er die Nixe niht mehr vor fich fah. drohte ihm die ganze Verwirrung
feines nüchternen Menfhentums. und er lahte ivild vor fih hin. wenn
er an ihre eifige Ruhe und an das Weltftadttreiben dachte. das ihn im
Winter erwartete. Dann aber biß er die Zähne zufammen und klärte fich
endgültig durch den Gedanken. daß Freia ihm vor ihrem langen Schlummer
einen gewaltigen Vorrat Gold gefördert hatte, - --
Nun fhlief der See. In der Tiefe träumten die entfhwundenen
Wefen von einem großen Glück und wußten niht. daß diefer Wintertraum
es war. Freia war an der Bruft des Geliebten. wie fie ihn fih ge-
fhaffen hatte. eingefhlafen. Es riefelte filberweiß auf Berge und Bäume.
unaufhaltfam. Diefe reine. tiefe Schlummerdecke blieb treu. Der Rohbau

des Hotels ragte feltfam, wie eine fchmerzliche Ruine- aus ihr empor.
In einer Baracke neben ihm war Leben. Rauch qnoll aus dem Schorn-
fteiny und die Winterwächter vertrieben fich mit Kartenfpiel die Zeit. Sie
hatten auch den Karpfenfepp mobil gemacht. Während fein Weib grollend
in ihrer einfamen Hütte faß und Fifche dörrte- hockte der Alte bei den
Städte't'l'l- lernte Schnaps trinken und torkelte im Mondenfchein fingenb
nach Haufe.
In einer tiefen Uferrinne hatte Gloß zenior es fich bequem gemacht,
Er durfte fich fo nahe ans Land wagen, denn er war geheiligt- ihn fing
man nicht. Er fand nur wenig Schlummer. Seine dunkeln- quälenden
Gedanken verließen ihn nicht nnd nahmen ihm die erfehnte Winterruhe.
Er liebte Freia wie nichts andres im See. Er zwang fich immer wieder-
ihr nicht zu zürneni fondern fie zu oerftehn. Daß fie den Menfchen liebte-
war ihm klare und was die Liebe diefes reinen Kindes vermochte- auch.
Aber wie hatte fie ihn reich gemacht? Von ihr mußte die Maän ftammem
die den Tölpe(plößlich begabter aus dem Güldenfee ein Menfchenmifrhmafch
zu machen, Gloß war ein erfahrener Karpfen - er kannte Fifche aus
andern- fernen Gewäfferm ja er war fogar mit einem Seefifch ner-
fchwc'igert. Diefem Schwager dankte er die Kenntnis was es mit einem
Hotel fiir eine Bewandtnis habe. Er unterfchäßte die Gefahren wahr-
haftig nicht. Am meiften grante ihm vor der Küche der Menfchen Er
fah ein großes Maffenmorden kommem wenn die Gefrc'ißigen Luft auf die
leckern Befißer des Waffers oerfpürten. Was war der Karpfenfepp da-
gegen _ ein Hotel oerwüftete alles. Aber noch war er bei Kräften.
Noch konnte er der Zukunft gefaßt entgegenfehn. Er wollte das Getier
des Sees organifieren - fie follten eher ins Waffer ftiirzem die Räuber,
und elend erfaufen, als feine Lieben fiir die Schlaihtbank gewinnen,
Nur daß Freia an all dem fchnld fein follte - das blieb ihm ein
brennender Schmerz, Er hatte die Schlangen von einer Goldquelle unter
den Bergen erzählen hören. Aber die Schlangen fchwelgten innnerfort in
glißernder Vhantafie - ihr Bericht war nicht zuoerläffig, Gloß war
fchließlich nur ein alter Fifch - er glaubte nichts andres- als was er
vor fich fah. Er griibelte und grübeltß während es fich über ihm hart
und froftig znfammenzog. Jeßt kam die lange Nacht. Ox fchlafen wollte
er- fchlafen. Und feine leßte Bitte wan daß fein liebes Nixenkind- was
fie auch für ihre Leidenfchaft begehn würdet nicht ihr Opfer werden
möchte! - -

Mit dem Frühling kam der Lärm zurück. Als der Himmel blaute
und es warm wurde. merkte das erfchrockeue Getier ftärker als je. daß es
wach geworden. Der felige Gruß an das Licht und das neu gewonnene
Leben blieb ihnen in der Kehle ftecken. Um Gloß fcharten fich ängftiich
Kinder und Kindeskinder, Diesmal grüßte cr die Nixe ni>)t. was immer
fonft die eigentliche Friihl'cngseinweihung gewefen. Diesmal bot er ihr
nicht feinen moofigen Rückenf um mit ihrer jungen Schönheit den Triumph-
riit an den Ufern entlang zu machen. Drüben war es überall laut
und gefährlich. Schwitzende. fluchende Handwerker trieben ihr Wefen.
mächtige Kiffen wurden aufgebrochen und entladen, Ein Gewirr von
abfonderlichen Geräten fchieppte man in das ausgetrockncte. ftolze Ge-
bäude. Alles wurde dekoriert und mit zauberhafter Schnelligkeit inftand-
gefeßt. Sogar ein Garten ließ fich kurz entfchloffen „gründen". Wo
nichts wuchs. feßte man einfach Waldbäume ein. die es fich gefallen laffen
mußten. unter Schmerzen von ihren alten Wurzelfafern geriffen zu werden,
Freia hielt fich. teils beichc'icnt. teils mit dem troßigen Entfchluß.
nicht wieder fchwach zu werden. im Schilf verborgen. Der Frühling,
auf den fie fich. in Sehnfucht erwachend. gefreut hatte. war es nicht -
das fah fie. Aber fie wollte auch nicht mit dcn unoerftändlichen Tieren
greinen. Lieber ganz einfam des großen Augenblicks harten. da er zu-
rückkam. der Menfch. dcr hier zu befehlen hatte. Sebaftian kam und war
ganz glatte Gefchäftigkeit. Auch feine Liedesbeweife für Freia waren
etwas glatter geworden. Zerftreut. mehr einer Vflicht als einem heißen
Wunfrhe folgend. kiißte er fie. täufchte fich aber nicht in der Wirkung der
Gefchenky die er ihr mitbrachte. Ein koftbarer Schildkrötkamm entzückte
fie, und fie hörte nicht auf. ihn durch ihr fchinunerndes Haar zu ziehn.
Eine dreifache Verlenkette. die fie freilich mehr als Spielzeug denn als
Schmuckftück auffaßte. brachte fie ganz außer fich. Er mußte im Aerger
lachen. als er fie dabei überrafchte. wie fie die vom Seidenfaden ge-
löften Verlen mit den Konfitüren mifchte. die er ihr in Wien gekauft
hatte, Das farbige Gewirr ergößte fie - das war alles. Sie oer-
ftand weder die Leckerbiffen zu genießen. noch den Wert der Perlen zu
fchäßen. Er fagte fich aber: Sie darf mit jedem Schuß der Welt fpielen.
fie ift die einzige auf Erden. die das darf. Das hob auch. da er ihr
Befißer war. fein eigenes Bewußtfein. und er fühlte fich ganz als Dämon.
als Welteroberer.
Haus und Garten. Ställe und Spielpläße. Wege und Wafferleitung
- alles wurde bis zum Sommer fertig. Der Architekt war Amerikaner

- er potenzierte die gegebene Zeit. Ießt fchwamm eine ganze Reihe neuer. zierlicher Ruderboote auf dem Güldenfee umher. und eine fefte Landungsbrücke :ragte fich weit in das heilige Bereich. Eines Abends ftoben die Fifche. die fich wieder einmal neugierig bis an die Oberfläche gewagt hatten. in wildem Entfeßen auseinander. Selbft Gloß Zenior verlor die Faffung und konnte nicht fchnell genug in die Tiefe tauchen. Ein unheimlicher Zauber hatte urplößlich die Nacht zum Tage gemacht. Die an hohen Stangen hängenden Glaskugeln auf der Uferftraße und der Landungsbrücke. iiber deren Bedeutung man fich fchon lange den Kopf zerbrechen hatte. flammten jäh in blendender Glut auf. Riefige Licht-garben warfen fie rings auf das fchwarze Waffer. Nun war auch der Nachtfriede hin. Aber mächtig. mächtig war der Menfch - das fühlten die geängftigten Tiere. die fich an aneinander fchmiegtcn. Er konnte die Nacht zum Tage machen. - -

Eines Abends kam Sebaftian oerftimmt zu Freia. Sie fragte ihn beforgt. und er erzählte ihr nach einigem Zögern: ..Ich hab fo viel Aerger mit dem Karpfcnfepp. Der alte Gauner will offenbar ein großes Gefchäft machen. Sein Hütterl liegt inmitten meiner Wirtfchaftsgebäudc. ich brauch den Plaz. aber er will ihn nicht hergeben. Wenn er auf die lehte Preisfteigerung nicht eingeht. wend ich ganz einfach Gewalt an. Da hilft ihm nix. Es muß hinaus. das Fifmergefindel."

Freia fah vor fich hin. Sie war um eine Antwort verlegen. Dann aber fuhr ihr doch eine heraus. ..Geht das?" fragte fie fchüchtern.

Da begehrte er auf. zum erftenmal. mit erfchreckender Heftigkeit: ..Liebe Freia. ich muß fchon bitten! Ich weiß ganz genau. was geht und was nicht geht! Das weiß man in Wien - am Güldenfee offenbar nicht] Adieu! Beruhige dich über das Schickfal eures Ureinwohners - ich laß ihm droben. möglichft weit fort. ein feftes Blockhaus bauen! Damit ich meine Ruh hab!“ Er verließ fie und kam am nächften Abend nicht wieder.

Am dritten verföhnten fie fich. Sebaftian war wieder guter Laune. denn der Karpfenfepp hatte fich. troß des Widerftandes feiner keifenoen Frau. mit dem legten Aufgebot einverftanden erklärt. Alsbald wurde die ehrwürdige Hütte abgebrochen und zu Brennholz gemacht. Bis das Blockhaus im Walde fertig war. was noch eine gute Weile hatte. brachte man die Fifchersleute in einem Stallgebäude unter. Der Mann fchien fich an feinem neuen Befiß zu weiden. aber das Weib nannte ihn ein Sündengeld und fluchte den ganzen Tag. Als Sepp wieder einmal be-

trunken heimkehrte. zerbrach fie ihm in plößlicher Raferei die Angelruten
und zerfchnitt fämtliche Netze. Die jüngern Fifche tanzten bei diefem
Anblick vor Schadenfreude. Gloß aber fagte düfter: „Ihr Toren. freut
euch nicht zu früh! Auf zwei Ehrliche werden hundert Unehrliche folgen!
Hütet euch vor den neuen Neven und Ruten!“
[7.
Das Kulturkunftftück war gelungen. Die erften Sommertage fahn
fchon das lebhafte Treiben am Güldenfee. Aus allen Richtungen kamen
die Menfchen herbei - und füllten das Hotel. das rafch zur Mode wurde.
Sebaftian hatte das Gefühl eines Gärtners. den an einem fchönen Morgen
alle feine Gewächfe mit Früchten begrüßen. Die ftürmifche Empfänglich-
keit für das. was er gefät hatte. rührte ihn tief, Im Sinne des Gärt-
nergleichniffes wirkten jezt die hübfchen. feingeklcideten Kinder. die-die
Uferwege belebten. wie füße. duftende Beeren auf ihn. die eleganten
Wiener Frauen je nach Alter und Geftalt wie Rofen. Veilchen. Sonnen-
blumen. und auch die verfchiedenen Gemüfeforten. vom vornehmen Spargel
bis zur groben Kartoffel. wußte er zu fchäßen. Er pflegte und begoß fie
alle mit demfelben Eifer. Schnell wußte er Befcheid. wie gut die Ernie
im Winter fchmeeken würde. Sein Vater kam. um das Wunder zu fehn
und. von dem Anblick geftärkt. nach Karlsbad zu reifen. Er war ein grauer
mühfamer Mann mit mißtrauifchen Augen. die über einen Zwicker blickten.
Geheuer kam ihm der Triumph feines unzuverläffigen Sohnes nicht vor.
aber er fah die Tatfachen und konnte nichts dagegen einwenden. Franzi
erfchien. tonangebend in Fragen der Eleganz und als Liebling der Hotel-
jugend. Er nahm dem Bruder die Sorgen für Tennispläße. Ruderfport
und Tanzbeluftigungen ab.
So wogte es bald und wirrte in taufend Beziehungen. Die hold
bewegte Trägheit der Oberfläche. Es wurde viel gelacht und geplaudert.
gefpielt und mnfiziert. Die Frifcheften widmeten fich dem Bergfport.
Führer wurden aus Tirol berufen. und bald war kein Felfen mehr unbe-
treten. Den Edelweißgarten der Wildfrauen plünderte man rückfichtslos
und wunderte fich noch. daß die ärgften Vandalen. vom Nebel verwirrt.
in die Tiefe gefchleudert wurden. Faft ebenfo erftaunte man darüber
und empfand es als einzigen Mangel des fonft fo vollendeten Hotels. daß
der Güldenfee feinen berühmten Fifchreichtum nicht hergeben wollte.
Sebaftian konnte noch fo große. heimtückifche Rehe verfenken laffen -

der Ertrag blieb winzig. und das fhlaue Gefindel hielt fich in Untiefen
verborgen. ..Shattn Sie. Herr Wirt.“ fagte eines Tages ein umfang-
reicher Kommerzienrat im Namen aller Unzufriedenen. ..jeden Tag Fleifh
und niemals Fifch an einer vornehmen Table cl'böte - das wird einem
doh zuwider.“
Sebaftian oerbeugte fih eilig. die ringgefchmückten Hände reibend.
..Wir haben ja Fifhe. Herr Kommerzicnrat. aber ih bin in der größten
Verlegenheit - fie reihen halt nicht fiir foviel Leut'.“
Der Millionär mahle ein unzufriedenes Gcficht. ..Hm . . . Meine
Kinder erzählen mir täglih. daß fie beim Spielen am jenfeitigen Ufer
die getvaltigften Karpfen fehn. Und Hechte. Und Aale. Nun? Sie
müffen halt weniger bequem fein. Herr Wirt. Glauben Sie denn. daß
die Fifhe fih abfihtlich verfteäen? Ein Elitepublikttm will eine Ab-
wechflung haben.“
Der Kommerzienrat wandte ihm den Rücken. und Sebaftian fühlte
Angftfchtveiß auf der Stirn. Er fah fhon drohende Konkurrenten ihre
Fänge in fein Glück fchlageu. Abhilfe mußte er fchaffen. denn wenn
einmal ein reicher Mann aus Wien Fifhe haben wollte. war nihts zu
machen. Dagegen war dem Kommerzienrat die ganze Naturfhönheit nichts.
Diefes verdammte Gefindel im See. Er wußte es ja - fie verfteckten
fih wirklih. Das Utterhörtefte aber war. daß Freia fie wahrfheinlih
unterftüßte. Freia. die ihm verpflihtet tvar. Doh er wagte nicht. es
ihr zu verbieten oder fie gar um Hilfe gegen ihre Stammesgenoffen zu
bitten. Sodald er auf diefes Gebiet kam. fah fie ihn nicht freundliher
als einen Verbrecher an tntd war fiir-keine Bernunftgri'tnde zu haben.
Er hatte fich fogar dazu eutfchließen müffen. ihr feine vegetarifche Lebens-
weife einzureden. datnit kein Abfheu in ihr gegen ihn aufkäme. Es war
eben das alte Dilemma - fie tvttßte im Grunde noh immer vom
Menfhen nihts. Sie machte ihn fih nah ihren Träumen zureht und
wollte in Sebaftian alles erblicken. was fie fchön und erhaben fattd. Ein
vegetarifches Speifehaus mit frontmen. dürftigen Hungerle'idern tvar das
Güldenfee-Hotel wahrhaftig niht. Das konnte es niemals werden. Je
ftärker und mächtiger er fich als fein Befißer fühlte. um fo peinlicher
bedrückle ihn die fhwächlihe Heuchelei. auf die er fih Freia gegenüber
eingelaffen hatte.
Die Fifchereifrage war übrigens nur ein kleines Symptom der großen
Gefahren. die er herauffteigen fah. Er traute der Nixe. aber mit ftet-
gender Angft erfüllte ihn das Bewußtfein von ihren wunderbaren Ver-

wandten. Eine Zentnerlaft wurde ihm jeßt. in den Tagen feines irdifchen
Glücks. das Wiffen von jener Welt. die außerhalb des menfchlichen Be-
griffsoermögens lag. Solange er alles nur als Mittel zur Erreichung
feines Zwecks betrachtete. hatte er es leichtfinnig hingenommen. Aber jeßt
war die Abenteurerzeit vorbei. Das. was ihm nicht mehr entriffen werden
durfte. galt es. zu halten. eifern auszubaun. Freia war ein gütiges.
wahres Kind. ihm treu ergeben -- ihrer war er ficher. Aber je mehr
fie fich durch ihre Leidenfchaft von den Ihrigen loslöfte. defto
mehr hatte er die Rache diefer Elementargeifter zu fürchten. Er hielt als
Menfch ihre Macht für unbegrenzt. Seitdem er wußte. daß ein Fifch
fprechen und den Fifcher betriigen konnte. traute er dem jüngften Karpfen
zu. mit feurigen Augen plößlich aus dem See zu fteigen und die Kinder
feiner Hotelgäfte zu verfchlucken. mochte er jetzt noch fo ängftlich auf dem
Grunde liegen. Der Hecht. der feinen Bruder angegriffen hatte. konnte
die rudernden Damen aus den Booten reißen. ihnen beim Baden - und
er follte ja durchaus eine Badeanftalt fchaffen! - die zierliäien Glieder
zerfleifchen. Fürchterliche Möglichkeiten. Es kam ihm fchon vor. als ob
die Mücken am Gilldenfee viel heftiger flächen als anderswo und daß die
Wefpen einen tötlichen Giftftachel im Schweife trügen. Wer wußte aber.
ob das niedere Gefchmeiß nicht auch mit den höhern Kräften der Natur
oerbündet wäre? Ob nicht auch Wetterwolken ihre Duldfamkeit verlieren und
den böfen Einflüfterungen Gehör fihenken. Ueberfchwemmungcn bringen.
zündende Bliße fchleudern wiirden? Ob nicht Lawinen von den Felfen
ftürzten und über Nacht verdorren ließen. was jeßt blühte? Selbft der
alten Erde war nicht mehr zu traun. Ein unwilliges Aufbäumen vul-
kanifcher Kraft. und fein ftolzes Haus fank in Staub zufammen.
Es war ein fürchterliches Schickfal. fo völlig einfam fich bewußt zu
fein. daß wirklich alles lebte und tätig war ringsum. Kein Menfch auf
Erden hätte ihn verftanden. wenn er fich ihm anvertraut hätte, Er wäre
unfehlbar ins Irrenhaus gebracht worden. jenem Wahnfinn ausgeliefert.
den er jeßt in fchlaflofen Nächten fürchtete, Warum ging er nicht zu
Freia und geftand ihr feine feltfame Bein? Weil er fie nicht durchfchaun
laffen wollte. wie er fich vor ihrer Liebe fürchtete. Er konnte mit ihr
nicht wie mit einem Menfchenkind fprechen. Dennoch - eines Abends.
als fie glücklich neben ihm auf dem Baumftamm faß und ihre Freun-
dinnen. die Libcllen. in der Luft herumjagte. rückte er dicht an fie heran.
legte einen Arm um ihren fchlanken Leib und ftellte eine fchlaue cFrage.
..Was mich fchon immer gewundert hat. Freia - ich hatt fa friiher keine

Ahnung. daß die Fifh' einen Verftand haben und reden können. wie ih.
Aber ih frag mih. wie können fie denn fo dumm fein. dem Karpfenfepp
ins Reh zu gehn? Sind fie denn wirklih niht fähig. den Alten famt
feinen Regen unfhädlih zu mahen?“ '
Freia lächelte traurig. ..Leider nein. Die Jungen und Unerfahrenen
niht. Außerhalb des Waffcrs vermögen auh die alten nichts.“
..Es ift alfo nur ein bißl Shlauheit. daß fie fih jezt unten am
Grund verftecken?“
..Ia. Selbfterhaltungstrieb -- keine Kraft. Du hältft es wohl für
Kraft. weil dir jede feinere Regung an ihnen wunderbar vorkommt?
Aber das liegt fiherlih nur daran. daß eure Ohren niht fein genug find.
um die Stimmen der Fifhe zu verftehn. Sie haben Stimmen. Sanft
find fie fo fhwah und gutinütig. wie du fie dir vorgeftellt haft.‟
..Aha . , . Aber fag mir. Freia - ich tu natiirlih jeßt einen ganz
neuen Einblick in die Natur. Den dank ih dir. meiner hohen Frau.
Aber ih bild mir ein. bei Euch in der freien Natur. da muß doh eigent-
iih alles in Zufammenhang ftehn - -“
..Gehörft du als Menfh niht auh zur freien Natur?“
..Das fhon . . , Aber niht fo wie ihr, Ihr habt ganz fiher ein
Geheimnis. Eine Parole möcht ihs nennen. Ihr unterhaltet euh alle
in einer Sprache. die wir nicht verftehn. Ich verfihere dir. daß ih ge-
radezu Rcfpekt vor meinem alten Pudel habe. feitdcm ih das weiß. und
daß ich niht mehr mit anfehn kann. wenn ein Fuhrmann feinen Gaul
peiifcht. Ih fag jeßt: du Vieh! (Zu mir felbft oder zu dem Fuhrmann
nämlih) Das Tier ift wahrfcheinlich gcfcheiter als du!“
..Das freut mih. daß ich dich zu diefer Empfindung gebraht
habe.“
Fortfeßung im nähften Heft.

Vrof. Dr. ing. Bruno Schmitz:
Die Berliner Wohnungsfrage
Ueber Berliner Architektur fchreiben- ift kein angenehmes Gefchäft.
Es heißh ein ziemlich trauriges Kapitel deutfcher Kunft auffchlagen,
Ich meine damit die allgemeinen Kunftzuftände Preußens. Wir haben
zwar nicht wenige Kitnftlen aber daneben 'macht fich der blutigfte
Dilettantismus breit. Viele öffentliche Gebäude und beinahe alle
privaten werden in Berlin buchftiiblich vom Maurermeifter auf-
geführt, .
Schuld daran ift hauptfächlich die Bodenfpekulation- der man bisher
nicht mit der notwendigen Schärfe zu begegnen gewußt hat. Infolge
der unerfchwinglich hohen Bodenpreife haben nicht nur die Mieten eine
fchwindelnde Höhe erklettert- fondern auch die Hauseigentümer felbft find in
einer böfen Lage. Sie kommen nicht auf ihre Rechnung wenn'fie bei
der Aufführung eines Neubaus auch noch die Koften der Arbeit eines
Künftlers ins Calcul ftellen follem und aus diefem Grunde wird bei
dem allergrbßten Teil der Bauten ein kleiner Architekt höchftens wegen
der Faffade in Anfpruch genommen.
Die Berliner Wohnungsfrage ift eine ftarke Kalamita't gewordenx
und ich erwarte fiir die nächften Jahrzehnte eine Befferung der herr-
fchenden Zuftände hbchftens durch eine - Revolution der armen
Schichten gegen die mittlern.
Während man friiherr vielleicht noch vor dreißig Jahr-eur ein Achtel
oder höchftens ein Sechstel feines Einkommens fiir Wohnungsmiete
verbranchtß muß man heute etwa ein Viertel des allerdings bedeutend ge-
fiiegenen Einkommens fiir Miete aufwenden. Die Folge davon ift die foziale

und hhgienifche Verelendung der untern Klaffen. die nicht mehr in der
Lage find. einen entfprechenden Teil ihrer Einkünfte fiir Kleidung. nährung und Erziehung der Kinder aufzuwenden. Weitere
Folgen davon find Unfauberkeit und Abnahme der Bolksgefundheit,
So fiihrt die Zufammenpferchung der Arheiterfchaft in den Mietkafernen
unfrer Großftadt Ä ungefähr 95 von hundert Wohnungen find Miet-
wohnungen _ zu den bedenklichften fozialen Schäden der Gegenwart.
und ich halte die neu eingeführte Wertzuwachsfteuer fiir ein ganz untaug-
liches Mittel im Kampf gegen unfre Wohnungsverlegenheiten und
gegen ihre unmittelbare Urfache. die gewerbswäßige Terrainfpekulation.
.Wie wenig die Wertzuwachsfteuer geeignet ift. der allgemeinen
Wohnungsnot abzuhelfen. geht daraus hervor. daß nach den Beftim-
mungen des Gefeßes über die Wertzuwachsfteuer die durch das Brach-
liegen von unbebauten Termins dem Befißer entgangenen Zinfen vom
Werizuwachs abgezogen werden. fo daß ein zehn Jahre brachliegendes
Terrain. das um 50 Prozent feines Wertes in die Höhe gegangen
ift. an Wertzuwachsfteuer ungefähr nur mit 31/2 Prozent vom Wert-
zumachs befteuert wird. Daß die Zinfen als Abzugspoften vom Wert-
zuwachs geltend gemacht werden. ift. dabei im großen und ganzen gerecht.
Wenn ruhig daliegendes Geld Zinfen trägt. ift nicht einzufehn. warum
ruhende Bodenwerte nicht auch Zinfen tragen follten. Bodenfpekulation
ift nichts ehrloferes als die Spekulation mit Wertpapieren. Außerdem
läßt fich dem Spekulanten kaum nachweifen. daß er die Möglichkeit
hatte. zu bebaun.
In Berlin find ,heute fchon für die nächften zweihundert. vielleicht
dreihundert oder gar fünfhundert Jahre Baupläne genehmigt. die eine
andre Entwicklung unfrer hauptftädtifchen Wohnungsfrage unmöglich
machen. Die erteilten Konzeffionen können naturgemäß unter normalen
Verhältniffen nicht einfach wieder zurückgenommen werden. Das käme
der Konfiskation von Privatvermögen gleich. Denn eine erteilte Bau-
konzeffion bedeutet fo viel wie bares Geld.

Rembrandt van Rijn:
Die Staalmeefter
(Galerie Amfterdam)

Die hohett Grundpreife bringen es auh ntit fich. daß bei uns
imnter höher gebaut wird.
Es ift nicht zu verkennen. daß die Mietwohnung der Berliner
Mittelfhicht heute nicht mehr fo abfolut unzulänglih ift. wie vor dreißig
oder vierzig Jahren. daß die Treppen heute breiter. daß Warmwaffer-
heizung. elektrifches Licht meift vorhanden find. alfo eine Modernifierung
der Berliner Bürgerwohnuttg angebahnt wurde. daß der Berliner
Bürger heute auch im großen und ganzen komfortabler wohnt als der
Parifer oder Wiener Bürger - die Wohnungen werden bei uns in
diefem Sinne reiher und bequemer. aber von künftlerifhem Empfinden
ift nie eine Spur.
Diefe kleinen Fortfchritte auf manchem Gebiet dürfen uns niht
hindern. eine Wohnungsreform als unbedingt nottvendig anzttfehn und
- leider - als etwas. was heute kaum mehr durchführbar ift.

Alberta von Buttkamer:
Mein Baterland+)
Deutfchland] das klingt wie Eichenraufchen hell.
Deutfchland! das klingt. wie wenn ein Felfenquell
Mit jähem Strahl aus großen Tiefen bricht;
Das dröhnt. gewitternd wie Vofaunenruf.
Wie Schildgeklirr. wie ftarker Roffeshuf.
Deutfchlandt das klingt wie Kraft und Luft und Licht!
Mein Deutfmland. tiefes Braufen wie vom Meer
Fährtaus dem Urgrund deiner Wälder her;
Und deiner Ströme Gang ift froher Tanz.
Und was im Wurzelgrund der Seelen lebt.
Und was vom Quellengrund der Dinge ftrebt.
Es zeugt von unerfchöpfter Tiefe Glanz.

*) Diefe Dichtung Ihrer Exzellenz der Frau Staatsfekretär Alberta von Vatt-
kamer ift bei den Kölner Blumenfpielen im Sommer diefes Jahres vrcisgekrönt
worden.

Doch weil du ftark bift. wähft dir Feind um Feind.
Die Neid und Ueberftolz und Ungunft eint.
Sie läftern: ..Shaut. der Mihe(fhläft und träumt!
Sein tiäpplein hängt ihm läffig iibers Ohr.
Er fingt niht mit im großen Völker-choc.
Weil er im Grübeln Tag und Tat verfäumt.“
So murren fie. Wir Andern lächeln ftill . . .
Die Flamme. die da immer leuhten will
Und funkenfpielend glüht. verzehrt fih bald.
Wir Deutfhen halten unfre Glut in Haft.
Gefhloffen ruht in uns die Leidenfhaft.
Emporgeriihrt. wähft fie zur Hohgewalt.
Habt Aht! D er Mihel ift ein Mihael
Von Erzesengelkraft - ein Treugefell.
Und fein gerehtes Shwert fchlägt- tief und gut , . .
Heia. wie fliegt zu Fetzen euer Spott!
Ein einzig Richtwort. fpriht der ftarke Gott:
Da fhäumt und drängt das alte Heldenblut!
Mein Volk! Du bift wie hohe Eihen ftark,
Von deinem jiingften Blatt zum Wurzelmark.
So giftlos ift dein blühender Lebensfaft.
Gewiß. ih weiß. es birgt der ftärkfte Wald
Diht neben Edlem manhe Mißgeftalt;
Und wurmzerfafert ift manh Baumesfchaft . . .

Jedoch du bift im Kern machtvoll und echt;
In deiner Vielheit bift du ein Gefchlecht
Bon Helden; nur die-wenigen find fchwach . , .
Gelind von Wort- gewaltig mit der Tan
Jin Denken tief- und ftill auf deinem Pfad-
Bift dux begeiftertr doch zum HÃ¶chften wach! . . .
Deutfchland! das klingt wie Eichenraufchen hell;
Deutfchland! das klingt, wie wenn ein Felfenquell
Mit jÃ¤hem Strahl aus groÃŸen Tiefen bricht!
Das droht- gewitternd- wie Bofaunenruf-
Wie Schildgeklirn wie ftarker Noffeshuf; *
Deutfchland! das klingt wie Kraft und Luft und Licht!

Geheimer Juftizrat Vrof. Dr. Kohler:

Schelling in Berlin

Es war eine der größten Taten des Minifteriums Altenftein. daß
es ihm gelang. den größten Denker Deutfchlands. Hegel. an die Uni-
verfität Berlin zu ziehen. Schon früher war von feiner Berufung
die Rede gewefen. die Sache hatte fich aber zerfchlagen; nun aber.
im Iahre 1818. verftand er fich dazu. den Aufenthalt am Neckar mit
Berlin zu vertaufchen, Diefe Ueberfiedelung war eines der wichtigften
Ereigniffe in der Gelehrtengefchichte. In Berlin erlangte er ja die
unbefmränkte Herrfchaft über die Vhilofophie. und fein Syftem. das er
in feiner bewunderungswerten Schrift über die Vhänomenologie 'des
Geiftes in faft poetifche Formen gezeichnet hatte. gelangte in Berlin zur
abgeklärten Darftellung. Immer mächtiger zog er feine Kreife. immer
mehr zertrümmerte er das fcharfe und tote Gebilde der ftofflichen Welt.
und was übrig blieb. das war der Gedanke. Der Gedanke ift die Welt.
er bildet fich von fich aus täglich weiter. in immer neuen Zügen bahnt
er fich feinen Weg durch die Gefilde des Himmels. durch das Dickicht der
Erde. bis er in Menfchen und in der Menfchengefchichte feine größte Aus-
prägung findet. Die trockene Hiftorie von damals wird aufgelöft. und
wie ein Falter fchwebt der Geift der Weltgefchichte an uns vorüber;
was Regellofigkeit und Willkür zu fein fchien. 'das wird zum Gefeß des
göttlichen Denkens. Nicht tritt die Menfchheit hervor in paradiefifcher
Erhabenheit. fondern zunächft in unvollkommenen Formen. die aber
in fich den Keim der Weiterbildung tragen. Das auf folche Weife in die
Weltgefchichte Eingetretene ftößt auf Gegenfäßen. die ihm den Weg
zu verfperren drohen; da ift es die Vernunft der Gefchichte. welche in
einer »glücklichen Löfung beider Thefen eine neue Stufe erreicht. von

der eine Weiterbildung anhebt. So ftrebt 'der Geift weiter und weiter. ohne Raft und Ruhe. immer eine Vollkommenheit in fich tragend. immer etwas von feinem Erdendafein abwerfend. zu immer neuen großen mächtigen Formen gelangend. Daß ift die Entwicklung. nicht ein bloßes Werden. fondern ein ftetiges Weiterbilden aus vorhandenem Keime. neues und neues geftaltend und 'doch immer die urfprünglichen Züge an fich tragend. Diefe ganze Lehre ift von einem glücklichen Optimismus getragen; Not. Elend und Jammer find vorübergehende Trübungen. die aber nötig find. um ein Weiterklimmen der Jdee zu ermöglichen. Die Entwicklung ift daher nicht eine bloße Aenderung. die an fich ebenfogut in das Verderben und in die Abgründe der Roheit und Verkommenheit führen könnte: ftets ift es der Engel des Lichts. der die Menfchheit geleitet. und mit Frohfinn können wir in die Tage der Zukunft blicken.
Ju diefer Entwickelung wirken die großartigen Jnftitute der Menfchheit mit lebensvoller Kraft. und insbefondere ift der Staat die hohe Aeußerung der menfchlichen Vernunft. Religion. Recht. Sittlichkeit. Kunft. alles gewinnt ein neues Anfehen. und was wir Kultur nennen. ift nichts anderes als die Aeußerung der menfchlichen Vernunft. die fich durchringt. um das Göttliche zu erlangen. - es nie erlangend. aber ihm ftets näher kommend.
Welche ungeheure Perfpektive. welche Gewalt des Geiftes. welcher endlofe Scharfblick. der alles menfchliche Wiffen fich dienftbar macht. um auf folche Weife das ungeheure Werden der Menfchheit näher zu befchreiben! Jugendlich durchftrömte diefe Jdee die Menfchheit. und zu einer Zeit. als das politifche Aufftreben niedergedrückt war. zur Zeit der Demagogenve'rfolgung. in der Aera Metternichs war Hegels Gedanke für die Menfchheit ein Segen und ein Glück. Der in ihr verfteckte Pantheismus übte feine belebende Kraft. die Vergöttlichung des Menfchen mußte dem ganzen Dafein des Erdenbürgers einen neuen Halt geben. und während die Romantik ringsherum zerflatterte und fich in märchenhaften Phantafien bewegte. während der Orient feine beraufchenden Düfte in die deutfche Literatur fandte. gab Hegel dem Dafein einen feften Halt und dem menfchlichen Leben Nerv und Nachdruck.

in Berlin Prof. Dr. Kohler

Was Wunder. daß feine Lehre wie eine Offenbarung die Menfch-
heit gefangen nahm. daß die ganze Philofophie. ja die ganze Wiffen-
ichaftslehre von Hegelfcheni Geift erfaßt wurde! Auch den Männern des
Staates mußte eine Natur von diefer kräftigen Gefundheit des Denkens.
welche ihren Jdeen eine mächtige Durchbildung verlieh und welche vor
allem lehrte. daß auch in den Unvollkommenheiten des menfchlicheu Le-
bens und in den diifteren Zeiten der Gefchichte die Weltvernnnft wirkt.
befonders genehm fein, *Der große Gedanke; Was ift. ift vernünftig.
mußte nach gewiffen Richtungen hin fafzinierend wirken und den Men-
fchen mit den Unvollkommenheiten des Dafeins verföhneu. Allerdings
ift diefer Sah Gegenftand vieler Anfechtung geworden. aber doch nur
von Seiten unphilofophifcher Geifter; denn was will er anders be-
fagen. als daß auch das unvollkommene Dafein ein notwendiges Mittel
ift in der Entwickelung der Menfchheit. und daß die Jdee nur durch
Trübungen hindurch zum Ziele gelangen kann.
So herrfchte er. der echte Schwabe. der niemals feinen füddeutfchen
Dialekt verleugnete und vom Schwabentum eine gewiffe Unbehilflich-
keit im Vortrag ftets beibehielt. der in der Vorlefung oftmals ftoekte.
fich räufperte und huftete. im Kreife feiner Schüler. auch den iibrigen
Wiffenfchaften reiche Anregung bietend. Der Jurift Gans brachte einen
Feuerbrand in die juriftifche Fakultät und verfcheuchte die. kühle Ruhe
Savignhfcher Vornehmheit und Referve, Mit Schleiermacher war Hegel
allerdings in ftetem Hader. und es ift begreiflich. daß eine fo gefehloffene
Natur wie Hegel mit einem unruhigen. jähen. von der Romantik er-
füllten Kopfe wie Sehleiermacher nicht eben harmonieren konnte. Jn
der pholifophifchen Fakultät aber fiihrte er das Wort; ein anderer Philo-
foph. der ihm irgendwie den Widerpart gehalten hätte. erftand nicht und
konnte nicht erftehen. und eine fo inferiore Natur wie Beneke war nicht
imftande. feine Kreife zu ftören: er wurde von dem Titanen zermalmt.
Als Hegel nach kurzem Krankenlager im Jahre 1831 ftarb. fühlte
man allgemein den ungeheuren Schlag. welchen die ganze Wiffenfchaft.
ja das ganze Kulturleben erfahren. Nie kam etwas ähnliches mehr auf
den philofophifchen Katheder; er war wie eine Sonne. die das ganze

Kulturleben beftrahlte. Nah feinem Tode zerteilte fih fein Reich ganz
wie das Reih Alexanders fih unter die Diadochen fpaltete. Die ver-
fhiedenften Rihtungen erwuhfen feinem Geifte. War es doh niht
anders möglich; denn wie konttte eine Philofophie der Jdee mit einer
einzigen Faffung auskommen? Die verfhiedenften Kulturformeu und
Kulturtheorien mußten fih unter ihre Fittiche flüchten und fo hat fih
die Reaktion auf fie berufen wie der pfhhologifhe Materialismus Feuer-
bahs. wie die arbeiteraufriihrerifhe Lehre von Marx.
Mit der *Zeit verlor man der Detailforfhung der Naturwiffen-
fhafteu und der Gefhihte allmählih den Hegelfhen Faden; denn es
fehlte der kongettiale Geift. der die Erruttgenfhaften der Neuzeit in
gleicher Weife zufammenfaßte. Als aber im Darwinismus eitte materia-
liftifhe Entwickelungslehre auftauhte. war es wie ein Wiederfhein He-
gelfcher Philofophie. und als in der Rehtsphilofophie der Neuhegelianis-
mus auftrat. mußte ntan zur Ueberzeugung kommen. daß fein Geift
noh unter uns lebt.

Geheimer Kommerzienrat Emil Jacob:

Die Induftrieftadt Berlin

Wenn ich es unternehme. dem Wunfche der Redaktion folgend. in diefer Spezialnummer über Berlin als Handels- und Jnduftrieftadt zu fchreiben. fo brauche ich wohl nicht erft befonders hervorzuheben. daß es fich im Rahmen eines folchen Artikels um nicht viel mehr handeln kann. als eine Skizze der wefentlichften in Frage kommenden Momente zu geben.

Zunächft muß folgendes vorangefchickt werden: unter Berlin als Stadt des Handels und der Jnduftrie kann niemals allein das kommunale Berlin verftanden werden. vielmehr niiiffen. wenn es politifch auä) ein Groß-Berlin leider noeh nicht gibt und nach Lage der Dinge wohl auch in naher Zukunft kaum geben wird. notwendig auch die vier großen Vvrortgemeinden um Berlin. unter denen die größte. Charlottenburg. die Biertelmillion bereits weit iiberfchritten hat. wie auch die vielen kleineren Vorortgemeinden bei jeder Betrachtung Berlins mit einbezogen werden. Die Berfchmelzung Berlins mit feinen Vorortgmeinden ift derartig eng. daß faft das ganze vornehmere Wohngebiet von Berlin anf dem Gebiet der weftlichen Borortgemeinden liegt. ohne daß es allen den Kaufleuten. die dort wohnen und ihr Gefchäft im Zentrum von Berlin haben. zum Bewußtfein kommt. daß die Stätte ihrer Berufstätigkeit und ihrer Wohnung in verfchiedenen Kommunen gelegen find. Darüber hinaus hat aber auch die Zahl der kaufmännifehen und Fabrikbetriebe. die fich in den mit faft beifpielslofer Schnelligkeit emporgebliihten Bororten niedergelaffen haben. immermehr einen folchen Umfang angenommen. daß auch in rein wirtfchaftlirher Beziehung

eine vollkommene Verfhmelzung eingetreten ift. der auh feitens der
Poft. der Gerihtsverwaltung ufrv. Rehnung getragen worden ift.
Diefes Groß-Berlin nun. das man nah dem Vorgehen des ftatifti-
fchen Amtes der Stadt Berlin vom Berliner Rathaufe aus als Mittel-
punkt durh einen insgefamt 44 Vororte umfaffenden Kreis rnit einem
Halbmeffer von 15 Kilometern zu meffen pflegt. beherbergt nah den Er-
mittelungen 1910 gegenwärtig etwa 8650000 Einwohner. Man muß
diefe Zahl mit der Ziffer vergleihen. die nach 'der Volkszählung vom
Jahr 1875 feftgeftellt worden ift. Damals hatte Berlin felbft etwa
950 000 und die Gemeinden der Umgebung nur etwa 150 000 Einwohner.
d. h. die Gefamtbevölkerung von Groß-Berlin beträgt heute mehr als
das dreieinhalbfahe wie vor 35 Jahren. (Bemerkenswert ifthierbei. daß
fih die Bevölkerung der Vororte feit diefer Zeit auf etwa das fieben-
fahe erhöht hat.)
Wenn man diefe Entwickelung Berlins feit der Gründerzeit vor
Augen hat. fo wird man begreifen. daß die Zahl der gewerblihen
„Hauptbetriebe“ in Groß-Berlin. die fih im Januar 1910 auf 249 631
belief. die des Königreihs Württemberg um ein ganz bedeutendes über-
fteigt und unter den anderen deutfhen Staaten nur hinter Bayern und
Sahfen nnd unter den deutfhen Provinzen nur hinter der Rhein-
provinz zurücktritt. Selbft wenn man die Vororte abzieht. bleibt noh
eine Zahl von etwa 181000 Hauptbetrieben gegen etwa 135000 im Kö-
nigreih Württemberg. Ganz gleihartig liegen die Verhältniffe. wenn
man die im Gewerbe tätigen Perfonen betrahtet. Es ift feitens des
Berliner ftatiftifhen Amtes berechnet worden. daß die Zahl der in den
vier Provinzen Oft- und Weftpreußen. Pofen und Pommern anfäffigen
Gewerbetreibenden zufammen noch niht vier Fünftel der Gewerbe-
tätigen Groß-Berlins ausmacht..
Befonders klar tritt diefe Bedeutung Berlins als Zentralpunkt des
norddeutfhen Gewerbefleißes in den Verkehrsziffern zutage. Der Güter-
verkehr auf den Groß-Berliner Wafferftraßen zufammen betrug im Ia-
nuar 1910 etwa 32 Millionen Kilogramm für abgegangene und etwa
227 Millionen für angekommeue Güter. Der Güterverkehr bei den

L4 Groß-Berliner Eifenbahn-Abfertigungsftellen belief fich während der
gleichen Zeit auf etwa 225 Millionen für abgegangene und 813 Millionen
Kilogramm fiir die angekommenen Güter charakteriftifclx da fie in ein-
drucksvoller Weife den Riefenbedarf, den ein Wirtfchaftskomplex von
81/2 Millionen Einwohnern hatt illuftrieren,
Unter 'den Gewerben Groß-Berlins nimmt die Jnduftrie die erfte
Stelle ein. Auf fie fallen nach der Volkszählung von 1907 : 52-97 Prozent
Berlins (des kommunalen Berlinsl während auf Handel und Verkehr
einfchließlich des Gaft- und Schankwirtgewerbes nur 25-77 Prozent ent-
fallen.
Hinfichtlich der Umfaß-Ziffern und kapitaliftifchen Bedeutung ift
unter den Berliner Jnduftrien wohl 'die Jnd u ftrie der Mafch j r
nen und Apparate (inkl. Elektrizitäts-Jnduftrie) fiih-
rend, die im Januar 1910 etwa 150 000 Arbeiter in 4500 Betrieben be-
fchäftigte, Naeh der Zahl der Betriebe und der befchäftigten Verfonen
ragt das Bekleidungsgewerbe am meiften hervor, in das man neben der
eigentlichen Konfektion auch die Wäfche-l Hüte-f Schuh- ufw.-Fabrikation
einzubeziehen pflegt. Die Zahl der befchäftigten Arbeiter belief fich in
dem Bekleidungsgewerbe iin Januar 1910 auf mehr als 160 000 und die
Ziffer fiir die Hauptbetriebe im Bekleidungsgewerbe- zirka 70 000 irn
Januar 1910- bedeutet mehr als ein Viertel färntlicher Hauptbetriebe in
Berlin und nicht viel weniger als die Zahl der Hauptbetriebe im ge-
famten Handelsgewerbe. Dominierend ift in der Berliner Bekleidungs-
induftrie die eigentliche Konfektion und Schneidereß die etwa 40 Brozent
der gefamten im Bekleidungsgeiverbe mit allen ihren Zweigen tätigen
Verfonen umfaßt. Sie ift das eigentliche Fundament des gefamten
Berliner Gewerbefleißes, da auf fie ja auch ein ganz bedeutender Teil
des Handelsgewerbes entfällt.
Jm Handelsgewerbe nehmen hinfichtlich der Zahl der befchäftigten
Berionen die Warenhäufer heute die bei weitem erfte Stelle ein. Jhre
rapide Entwickelung ift typifch für den nach europäifchen Begriffen ohne
Beifpiel daftehenden Auffchwung Groß-Berlins und zeugt auf der einen
Seite von der enorm gefteigerten Kaufkraft der Berliner Bevölkerung

und auf der anderen Seite von dem großzügigen Unternehmergeift. der
die Berliner Gefchäftswelt heute auszeichnet, Eine große Anzahl der
der Berliner Warenhaus-Firmen befißen zum Teil je vier bis fünf
Riefengefchäftshäufer in allen Gegenden Groß-Berlins. deren Gefanct-
zahl vielleicht 1/2. Hundert beträgt und die in der Regel je drei bis vier
Straßenfronten einnehmen und anftelle ganzer Häuferblocks getre-
ten find. Eharakteriftifch ift für das moderne Berliner Warenhaus
das Beftreben. nicht nur Maffenartkel im weiteften Umfange zn billigen
Vreifen abzufeßen. fondern auch höherwertige Waren zu führen und
gefchmackvoll zur Schau zu ftellen. Befonders bemerkenswert ift der Bau
der modernen Berliner Warenhäufer. die gewöhnlich von den allererften
Architekten ausgeführt werden und zum Teil zu den fchönften und hin-
fichtlich der Inneneinrichtung zu den luxuriöfeften Bauten Berlins
gehören.
Hand in Hand mit der Entwickelung der Berliner Warenhäufer
ging der Auffchwung der Berliner Spezialgefchäfte. Iahre hindurch ift
ein erbitterter Kampf geführt worden zwifchen den Warenhäufern und
den Spezialgefchäften. die fich durch die ftändige Ausdehnung 'der Waren-
hausbetriebe in ihrer Exiftenz bedroht glaubten. Heute haben fich die
Berhältniffe. wenngleich auch der Kampf nicht völlig beigelegt ift. in
wünfchenswerter Weife kryftallifiert. Es hat fich gezeigt. daß das gute
Spezialgefchäft. das in der Hauptfache Qualitätsware eines Artikels
oder einer begrenzten Anzahl von Artikeln in reichfter Auswahl zum
Verkauf ftellt. nicht nur neben dem Warenhaufe fehr wohl beftehen kann.
fondern innerhalb der Entwickelung des Großgewerbes im Detailhandel
ftets einen notwendigen und unentbehrlichen Vlatz hat, Der Kampf hat
für Berlin die ungemein fegensreiche Wirkung gehabt. daß dank der
gegenfeitigen Anftrengungen. die gemacht wurden. die Kultur des Ber-
liner Detailgefchäfts nicht nur im Vergleich zu früher auf eine höhere
Stufe gerückt ift. fondern ganz abfolut genommen. heute einen unbe-
ftritten hervorragenden Grad erreicht hat. An nichts ift diefe Entwicke-
lung in fo deutlicher Weife zu erkennen. wie an “den Berliner Schau-
fenfter-Auslagen. Der im vergangenen Iahre zum erften Mal veran-

ftaltete und in diefem Jahre mit noch größerem Erfolg wiederholte
SGaufenfter-Wettbewerb für Groß-Berlin hat fo recht die große Lei-
ftungsfähigkeit des Berliner Detailgefchäftes zum Ausdruck gebracht
und gezeigt. mit welch erlefenem Gefchmack. ja zum Teil mit welch künft-
lerifcher Vollendung man es heute in Berlin verfteht. die guten Waren
die man führt. verlockend und anziehend dem Auge des Befchauers zu
präfentieren.
Einen hervorragenden Anteil an dem Auffchwung des Berliner
Gefchäftslebens hat ohne Zweifel auch die Entwicklung des Ausftel-
lungswefens in Berlin. Während früher fachliche und gewerbliche Aus-
ftellungen in den verfchiedenften gerade zur Verfügung ftehenden Ge-
bäuden ftattfinden mußten. befitzt Berlin feit einigen Jahren die beiden
großartigen Ausftellungshallen am Zoologifchen Garten. in denen all-
jährlich eine Reihe hervorragender nationaler und internationaler Aus-
ftellungen ftattfinden un'd kaufmännifche und künftlerifche Anregungen
in reichftem Maße ausftrenen.
Nicht minder glücklich ift die Entwickelung in Berlin gewefen. fo-
weit fie die eigentliche Reklame betrifft. Anftelle gefchmacklofer Reklame-
manipulationen. wie fie früher häufig in die Erfcheinung getreten find.
machen fich in immer bedeutenderem Umfang künftlerifche Tendenzen
geltend. Es leben in Berlin eine Reihe von Künftlern. die fich faft
ausfchließlich der kaufmännifchen Reklame in der Dekorationskunft wie
in der eigentlichen Propaganda gewidmet und die z. B. in einigen ganz
hervorragenden Plakaten gezeigt haben. daß gerade durch künftlerifche
Vollendung im befonderen Maße eine kaufmänifche Wirkfamkeit erreicht
werden kann. Manche Schlacken und Unebenheiten. die fich zuweilen noch
zeigen. find die natürlichen Begleiterfcheinungen. die gerade ein Zeugnis
ablegen von der enormen wirtfchaftlichen Regfamkeit des modernen Ber-
lin und die allmählich. befonders in der Entwickelung der leßten Jahre.
immer mehr abgeftreift werden zugunften einer fortgefeßten Höher-
Entwickelung der gefchäftlichen. wie insbefondere der gefamten gefell-
fchaftlichen Kultur des neuen Berlins.

Zufammenfaffend kann man wohl behaupten. daß. naturgemäß
unter den Vorbehalten. die bei jeder Prognofe notwendig find. ein weite-
res fortgefeßtes Steigen der wirtfchaftliehen Entwickelung Berlins in der
Richtung der leßten vier Jahrzehnte zu erwarten ift. Selbftverftändlich
find auch die blühendften und aufftrebendften Wirtfchaftsgebiete in mehr
oder minder hohem Grade abhängig von der allgemeinen Konjunktur des
Weltmarktes; die Tatkraft aber. die feitens der Berliner Jnduftrie
und der Berliner Kaufmannfchaft in fo hohem Maße in der neuzeitlichen
Entwickelung Berlins zum Ausdruck gebracht worden ift. wie auf der
anderen Seite der bekundete wirtfchaftliche Scharfblick und die An-
paffungsfähigkeit an die gegebenen Verhältniffe laffen erhoffen. daß die
Berliner Kaufmannfchaft und die Berliner Jnduftriellen auch in Zu-
kunft fich in gleicher Weife wie bisher der Pflichten bewußt fein werden.
die ihnen ihre Stellung als entfeheidende Faktoren für die Entwicke-
lung der Hauptftadt des deutfchen Reiches auferlegt. und daß diefe
Reichshauptftadt fich einen immer höheren Rang unter den Großftädten
der Welt erwerben wird.

?ZZ-â€žsh :8??8QO32Z .ZS CID
:Jus-.YZF .ss-:TV:
â€žZZ-..753..- .MZ-.O
.rk-z-
F u..
F]
*k

Vrof. Engelbert Humperdinck:

Die Mnfikftadt Berlin

Die geographifche Lage Berlins bringt es mit fich- daß die Haupt-
ftadt 'des Deutfchen Reichs nicht die fouveriine Herrfcherin im Reiche der
Mufik ift. Die Produktion ift wie auf jede Hauptftadt naturgemäß auch
auf Berlin angewiefen. Der Erfolg einer Kompofition in Berlin allein
macht in vielen Fällen fchon den Erfolg in der Provinz. Aber neben
Berlin fpielen doch auch andere große dentfche Städte ein gewichtige
Rolle, Dresden z. B., Leipzig Miinchem Hamburg. Das finde ich fehr
erfreulich. So hat die öftliche Lage Berlins etwas Gutes.

Troßdem leiden wir - und das ift eigentlich felbftverftiindlich -
in Berlin an einer Ueberproduktion des Schaffens. Die Menge der
Konzerte, die im Laufe einer Saifon hier geboten werden, ift fchier
unüberfehbar* und ich habe die armen Mufikreferenten- die diefe er-
drückende Muffe von Mufik über fich ergehn laffen müffen- niemals be-
neidet. Dabei habe ich keineswegs die Meinung! "daß das Gebotene
irgendwie fchlecht ift. Der größte Teil ift gewiß vortrefflich.

Die Berliner Ueberproduktion gilt freilich nur für die Konzert-
mufik. Denn beim Theater ift gerade das Gegenteil der Fallf wenigftens
bei der Oper. In Berlin könnte getroft noch eine zweite Oper beftehen-
und es könnte fich wahrfcheinlich auch noch ein drittes Jnftitut bezahlt
machem das den Berlinern etwas gute Mufik verfchafft. Ich bin auch
überzeugtt daß es über kurz oder lang zu einer folchen Gründung kommt.
Ich habe mich fehr gewundert dariiber und es fehr bedauert. daß der
Wlan der Gründung der „Großen Oper" am Kürfürftendamm gefcheitert
ift. Angelo Neumann wäre auch der rechte Mann dafiir gewefen. ein
folches Haus künftlerifrh vortrefflich zu leiten. Er hat - troß feines

verhältnismäßig hohen Alters _ eine erftaunliche Arbeitskraft, befißt
den Schwung der Jugend, ift ein feiner Künftler und ein großes Organi-
fationstalent. Jch bin überzeugt, daß ihm das Werk gelungen wäre.
Man wirft der Kgl. Oper mit Recht vor- daß fie zu wenig bringt,
zu fparfam mit Neueinftudierungen, mit Neuinfzenierungen und Neu-
aufführungen ift. Wenn man aber gerecht fein will- muß man zugeben-
daß fie es gründlich beforgt, wenn fie etwas Neues bringt. Dann kann
man an die Leiftungen den höchften Maßftab anlegen Die kgl. Oper
verfügt iiber ein ausgezeichnetes Kitnftler-Enfemblel das Orchefter ift
wunderbar gefchult und hält mindeftens den Vergleich mit 'den Wiener
Bhilharmonikern aus. Die vortrefflichen Leiftungen unferer Hofoper
halten nicht nur den Vergleich mit den Leiftungen der Barifer Großen
Oper aus fie fteht weit iiber demr was in Baris dargeboten wird. Das
ift auch weiter nicht wunderbar: Denn die Kgl. Oper ift fchließlich das
beftdotierte Jnftitut von ganz Deutfchland,
Wenn ich von 'den Leiftungen der Kgl, Oper fpreche dann meine
ich damit hauptfächlich die fogenannte Spieloper. Die Aufführungen
der Werke Richard Wagners befuche ich nicht. Wagner fehe ich mir nur
in Bayreuth an. Aber auch die Aufführungen des Rings ftehen zweifel-
los auf einer fehr bedeutenden Höher und ich höre fie allgemein loben.
Es wird hier viel gute Mufik gemacht. Zum Beifpiel leiftet auch
die Regimentsmufik Anerkennenswertes. Die Fragef ob Berlin eine
Mufikftadt ift„ wiirde ich dennoch nicht zu bejahen wagen. Desgleichen
möchte ich auch die Frage verneinen- ob der Berliner fehr mufikalifch ift.
Mir fcheint überhaupt der eigentliche Berliner immer mehr von der Bild-
fläche zu verfchwinden. Ein richtiges B e r l i n e r Mufikpublikum haben
wir nicht. Der Berliner ftammt zum Teil aus Bayern. aus Württem-
berg, aus dem Rheinlandx aus Oefterreiclr aus Ungarn, aus Rußland.
Und fo gibt es hier kein einheitliches Publikum und keine einheitliche
Berliner Kunft. Das find Dinge. die erft kommen müffen. Und fie wer-
den kommen - vielleicht in zwanzig - vielleicht in dreißig Jahren. Die
Anfätze dazu find vorhanden.

_-

Knut Hancfnn:

Gedämpftes Saitenfpiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Ueberfehung aus dem Norwegifchen von Pauline Klaiber

(Foxx/regiert 7.910 bg ritt-ert Langen. Annie-Zr.

Fortfeßung

Während die beiden dort miteinander redeten. mußte ich auch unwillkürlich daran denken. warum der Ingenieur nun gerade mich am Bahnhof hätte haben wollen? Wäre es möglich. daß er fich das Trinkgeld für den Träger zu erfparen gedachte? Sollte es ausfehn. als habe er einen eignen Diener. und wollte er fich dancit brüften? Oder wollte er der gnädigen Frau eine Freude machen nnd ihr zeigen. daß fie hier Bekannte treffe? Wenn es dies war. dann war feine Abficht ncißlnngen. Als Frau'Falkenberg mich fah. ging ein Zug des Mißbehagens über ihr Geficht; fie glaubte fich natürlich vor aller Welt verborgen. und mm traf fie mich hier.

Dann hörte ich den Ingenieur fagen: ..Siehft du den Mann dort? Er will deinen Koffer tragen. Gib mir den Schein!“

Aber ich grüße fie nicht. fondern wende mich ab.

Nachher aber trintnphicrte ich in meiner fchlichten Seele über den Ingenieur und dachte: ..O. wie ärgerlich wird fie wegen diefer Takt-lofigkeir über ihn fein! Er hat ihr einen Mann vorgeführt. der bei ihr in Brot geftanden hat. als fie noch ein eignes Haus befaß. Aber diefer Mann war eine fein angelegte Natur. er wandte fich ab und kannte fie nicht! Gott mag auch wiffen. warum die Damen diefem jungen Windhnnd mit dem breiten Gefäß nachlaufen!“

Die Leute verlaffen den Bahnftcig. die Träger fiihren das Gepäck weg und legen es für den nächften Zug zurecht. Schließlich ift nie-

mand mehr in unfrer Nähe. Der Ingenieur und Frau Falkenberg
ftehn noch da und unterhalten fich. Warum ift fie gekommen? Ach.
was weiß ich! Den jungen Schwerenöter hat wohl die Sehnfucht
geplagt. und er wollte fie wiederhaben. Oder fie ift von felbft ge-
kommen. um ihre jeßige Lage zu erklären und fich mit ihm zu beraten.
Das Ende vom Liede wird wohl fein. daß fie fich verloben und
fchließlich heiraten. Herr Hugo Laffen ift natiirlich ein Ritter. und
fie feine Geliebte auf der weiten Welt. Daun können fie ihre Leb-
tage herrlich und in Freuden miteinander leben. bis an ihr Ende.
..Nein. das geht unmöglich!“ ruft der Ingenieur lachend. ..Wenn
du nicht meine ,Tante fein willft. mußt du meine Kufine fein.‟
..Pft!‟ fagie fie. ..Kann denn der Mann nicht gehn?‟
Da tritt der Ingenieur mit dem Gepäckfchein in der Hand zu
mir und fagt - er fpielt fich ordentlich auf und fpricht wie der Herr
Floßinfpektor mit einem feiner llntergebenen N:
..Trag den Koffer in das Gafthausl“
..Jawol)l.“ fag ich und zieh die Mütze.
:Dann trage ich den Koffer hinein. und unterwegs denke ich:
..So. er verlangt von ihr. fie foll fich'als feine Tante ausgeben.
feine ältere Tante! Da hätte er wiederum taktvoller fein können; ich
wenigftens wäre es gewefen. Ich hätte zu allen uud zu jedermann
gefagt: .Eine leuchtende Engelsgeftalt ift zu König Hugo gekommen!
Seht. wie jung und fchön fie iftl Sie fchlägt die grauen Augen fo
langfam auf. ja. fie hat einen vielfagenden Blick; aber wie Meeres-
leuchten fliiumert es in ihrem Haar. und ich liebe fiel Und feht fie
auch an. wenn fie fprichtl Ihr Mund ift lieb und gut. und manchmal
fteht er hilflos aus und lächelt. Ich bin heute König Hugo. und
fie ift meine Geliebte!“
Der Koffer war nicht fchwerer als manche andre Laft; aber er
hatte bronzierte eiferne Befchläge. und diefe eifernen Bänder riffen
mir einen Schlitz in meine Blufe. Da pries ich das Schickfal. daß
ich nicht meine Sammetblufe anhattel

7.

Es vergingen ein paar Tage; ich war meiner nußlofen Arbeit
allmählich überdriiffig geworden. Ich hatte ja nichts weiter zu tun.
als umherzufchlendern. und fo wandte ich mich an den Obmann der

Flößer und bat um einen Platz in feiner Abteilung, Aber ich bekam
eine abfchlägige Antwort.
Solche Herren vom Proletariat haben eine ganz verfluchte Mei-
nung von fich; fie fehn auf uns Feldarbeiter herunter nnd wollen
uns nicht neben fich dulden. Sie wandern von einem Wafferlanf zum
andern. führen ein freies Leben. bekommen bares Geld in die Hand
und können einigermaßen mit ihrem Wochenlohn auskommen.
Auch bei den Mädchen find fie willkonnneuer als wir. Ganz fo
verhält fich mit den Wegarbeitern. mit den Eifenbahnarbeitem. mit
allem Fabrikvolk. felbft den Handwerker halten die Flößcr für geringer
als fich. und der Erdarbeiter ift in ihren Augen ein Sklave.
Run wußte ich freilich ziemlich gewiß. daß ich jeden Tag in die
Flößerzunft hineinkonunen könnte. fobald ich nur ein Wörtchen davon
zum Jufpetior fagte. Aber einmal hatte ich keine Luft. diefem Mann
etwas Befondres danken zu müffen. außerdem hätte ici) mich darauf
gefaßt machen müffen. daß die guten Flößer mir das Leben fo fauer
wie möglich machen würden. - bis zu dem Tage. wo ich mir müh-
felig Refpckt verfchafft haben wiirde. und das hätte vielleicht mehr
Zeit gekoftet. als ich dafür drangeben wollte.
Außerdem kam der Ingenieur eines Tags mit einem Auftrag zu
mir. der fo fchmeichelhaft war. daß ich ihn recht gut ausführen
wollte.
..Nun herrfcht noch lange große Trockenheit.“ begann er fehr
höflich und fachlich; ..der Fluß finkt. und die Stämme ftaun fich in
Haufen. Ich möchte dich deshalb bitten. dem Manne flußaufwärts
und dem Manne flußabwärts einzufchärfen. fie müßten fich in diefer
Zeit die größte Mühe geben; und ich nehme als felbftverftändlich an.
daß du dasfelbe tuft.“
..Es wird jetzt wohl in allernächfter Zeit regnen.“ entgegnete ich.
nur um etwas zu fagen.
..Einftweilen aber muß ich mich fo einrichten. als wiirde es nie
wieder regnen." erwiderte er in jenem ernften Ton. den die Jugend
gern annimmt. ..Vergiß nun nichts von dem. was ich gefagt habe.
Ich felbft kann nicht überall fein. befonders jetzt. wo ich Befuch habe“
Da nahm ich den Auftrag ebenfo ernft wie er und verfprach. zu
tun. was in meiner Macht ftehe.
Aber das Faullenzerleben konnte ich nun alfo nicht verlaffen. und
fo wanderte ich flnßaufwärts und flußabwärts mit meinem Boots-

haken und dem Mtmdvorrat im Ranzen. Um mir felbft etwas Befriedigung zu erwerben. fhaffte ich mehrere Stattungen ganz allein auseinander. fang mir felbft das O-a-ho! vor. als wäre ich eine ganze Flößerabteilung und plagte mih mit vielen andertt zufammen. Auch Grindhufeu richtete ich den Auftrag des Jngenieurs aus. Der bekam einen ordentlihen Schrecken!
Aber dann trat Regen ein.
Nun tanzten die Bäumftämme Wafferfälle und Stromfchnellen hinunter. die Stättttne glihen großett hellen Schlangen. die bald den Kopf. bald den Shwanz in die Höhe ftrecken uud eine hinter der andern dahinfchießen.
Jetzt hatte der Ingenieur wohl forgenlofe Tage!
Was mih felbft attbetraf. fo gefiel es tttir weder in der Stadt noch in meinem Logierhaus. Jch hatte zwar ein eignes Zimmerchen. aber es war ztt hörfam nach allen Seiten; deshalb war es mir.da durhaus nicht behaglich. Außerdent wurde ich auch von den Flößern. die in dem Haufe wohnten. in allem ausgeftochen. So wanderte ich denn fleißig den Fluß entlang. obgleih es da nur wenig oder gar nihts für mich zu tun gab; oft fchlich ich mich nur davon. feste mich unter einen Felfenvorfprnug und ntalte mir aus. daß ich ein alter. von allen Menfhen verlaffttter Menfh fei. Abends fhrieb ich auh lattge Briefe an meine Bekannten. nur um ntih mit jemand zu unterhalten; aber ih fhickte die Briefe nicht ab. Ja. das waren unfrohe Tage. Mein größtes Vergnügen war. alle die kleinen Ereigniffe im Ort kreuz uttd quer _zu beobachten und niir das Meinige bei jedem einzeltten ztt denken.
Aber hatte der Ingenieur weniger Kümmerniffe? Es ftiegen mir allmählich Zweifel darüber auf.
Warunt fhlenderte er niht mehr früh und fpät mit der fremden _Kufine durh die Straßen? Bisweilett hielt er fogar die eine oder die andre juttge Dame auf der Brücke an und erkttndigte fich nach ihrem Befinden; das hatte er doch feit vierzehn Tagen nicht mehr getan.
Ein paarmal hatte ich ihn mit Frau Falkenberg zufammengefehn; fie war fehr jugendlih ttnd hübfch gekleidet nnd fah glücklih aus; ab und zu war fie auh wohl ein wenig ausgelaffen nnd lachte laut.
..So machen es die Frauen. wettn fie eben erft vom Weg der Tugend abgewichen find.“ dachte ih. ..Aber morgen oder übermorgen ift es vielleiht fchon niht mehr fo.“

Als ich fie dann fpäter wiederfah. ärgerte ich mich iiber fie. fo
leichtfinnig erfchien fie mir in Kleidung und Benehmen. Sie gefiel
mir nicht mehr fo gut wie friiher: der holde Reiz war weg. Wo war nun
die Zärtlichkeit des Blicks? Was jeßt darin lag. däuchte mir Frech-
heit. Ganz wütend fagte ich im Stillen zu mir: „Ihre Augen fehn
aus wie zwei Laternen vor dem Eingang eines Barietees.“
Ietzt war alfo das gute Einvernehmen zwifchen ihnen wohl etwas
in die Brüche gegangen; denn nun ging der Ingenieur öfter allein
fort. während Frau Falkenberg an ihrem Fenfter im Hotel faß und
hinausftarrte. Aus demfelben Grunde tauchte wohl auch der dicke
Kapitän Bruder wieder zwifchen ihnen auf; er follte wahrfcheinlich
noch fiir andre. als nur fiir fich gute Laune und Freude mitbringen.
Und der iiber alle Maßen ungefchlaihte Spaßmacher tat gewiß fein
beftes; die kleine Stadt hörte fein fchallendes Gelächter eine ganze
Nacht hindurch. Dann lief fein Urlaub ab. er mußte nach Moen
zurück. und der Ingenieur und Frau Falkenberg waren wieder
allein.
Eines Tags. als ich eben in einem Laden etwas kaufte. wurde
gefagt. der Ingenieur und feine Kufine hätten einen kleinere Zwift
gehabt. Ein Handelsreifender erzählte es dem Kaufmann. Aber der
reiche Ingenieur Laffen genießt fo großes Anfehn in der Stadt. daß
der Kaufmann die Gefchichte kaum glauben will und dem Schwäßer
zweifelnd entgegentritt.
..Sie werden wohl miteinander gefcherzt haben. Haben Sie es
felbft gehört? Wann war es ?t'
Nun wagte der Handelsreifende auch nicht mehr viel daraus
zu machen.
..Ich wohne Wand an Wand mit dem Ingenieur. und fo konnte
ich ja gar nicht anders: ich mußte es hören.“ fagte ei. ..Reim es
ift kein Zweifel. fie haben fich geftritten; ich will nicht behaupten. daß
es ein grober Streit gewefen fei. alles war im Gegenteil fo haarfcharf
zugefpitzt. wie es nur fein konnte. Sie fagte nur. er hätte fich fehr
verändert. und er erwiderte. er diirfe hier in der Stadt nicht fo tun.
wie er möchte. Dann bat fie ihn. einen Mann zu berabfchieden. den
fie nicht leiden könne. wahrfcheinlich einen von den Flößern; und das
verfprach er.“
..Nnn. das war doch nichts.“ fagte der Kaufmann.

Aber der Reifende hatte ficher mehr gehört; als er nun fagen
wollte; er fah mir ganz darnach aus.
Und hatte ich denn nicht felbft gemerkt; daß der Ingenieur ver-
ändert war? Er; der am erften Tag auf dem Bahnhof fo frifch und
frei gefprochen hatte; kam nun oft in hartnäckigem Schweigen daher;
wenn er ab und zu mit Frau Falkenberg auf der Brücke fpazieren
ging. Ia; ich fah es wohl; alle beide ftarrten nur gerade aus.
Lieber Gott im Himmel; aus welch fliichtigeni Stoff ift doch die Liebe
gemacht!
Im Anfang war Alles gut gewefen. Sie fagte fich wohl: „Wie
hiibfch ift es hier! Der Fluß und der Wafferfall find großartig; und
das Ranfchen klingt wunderbar; und hier ift eine kleine Stadt; Straßen
und Menfchen. Und da bift dn!“ Darauf antwortete er: „Ia, und
da bift du!“ Ach, wie lieb fie miteinander waren! Aber dann
wurden fie des Zuckerwerks überdriiffig; fie übertrieben; fie machten
die Liebe zu einer Ware; die man nach der Elle mißt; ja; fo dumm
waren fie. Ihm wurde es klarer und klarer; daß er in eine fchiefe
Lage kam. Die Stadt war gar fo klein und die Knfine eine Fremde;
auf die Dauer konnte er unmöglich ihr beftiindiger K'avalier bleiben;
und fo tagte er; fie müßten fich etwas voneinander losreißen; müßten
vielleicht dazwifchen - natiirlich nur ganz felten; verftehft du! -- ihre
Mahlzeiten im Hotel zu verfchiedenen Zeiten einnehmen. Sonft dachten
fich die Handelsreifenden wohl das ihre iiber diefen Vetter und diefe
Kufine. „Denn bedenke wohl; es ift eine kleine Stadt!“
Und fie; - nein; daß fie es nicht verftehn konnte! Die Stadt
fei doch jetzt nicht kleiner als im Anfang? Nein; nein; mein Freund,
du bift es; der fich verändert hat!
* >tc
3.:
Obgleich es nun tiichtig geregnet hatte und' die Flößerei ausge-
zeichnet vorwärts kam; machte der Ingenieur doch auch jeßt keine
Ausflüge flußauf- und flußabwärts; er fah aus; als fache er Vor-
wijnde; vom Haufe abwefend zu fein; und fein Geficht erfchien'jin diefer
Zeit ganz vergriimt.
Eines Tags befahl er mir; zu Grindhufen zu gehn und ihn
zu holen.

„Soll er nun verabfchiedet werden?“ dachte ich. „Aber Frau
Falkenberg hat ja Grindhufeir feit fie hier ift„ noch mit keinem Auge
gefehn! Was kann er ihr denn getan haben?“
Ich hole alfo Grindhufen. Er meldete fich fofort beim Jugenieun
und diefer feßte den-,Put auf nnd ging mit ihm aus. Droben am
Fluß entfchwanden fie meinen Augen.
Später am Tage kam Grindhnfen in mein Logierhaus nnd hätte
mir gern etwas erzählt; aber ich fragte nach gar nichts. Abends
fchenkten die Flößer Grindhufen Brantwein ein„ da konnte er nicht
länger fchweigen. Was denn das fiir ein Gefchwifterkind von dem
Jnfpektor fei, das er da auf Befuch habe? Ob es denn nicht bald
wieder abreife? - Das wußte niemand. Und warum fie denn ab-
reifen tolle? -- „Ach was, folche Gefchwifterkinder; das ift lauter
Humbug und das reine BerderbemN erklärte Grindhufen. „Es wäre
viel beffet; der nähme eine zu fich die er heiraten könnte; und das
hab ich ihm auch gefagt.“ - „Das haft du zu ihm gefagt?“ fragte
nun jemand. - „Jawohh das hab ich ich fpreche mit dem Jnfpektor
akkurat wie mit einem von euch.“ fagte Grindhnferh indem er fich
in feiner guten Stimmung ordentlich briiftete. „Warum meint ihr
wohh daß der Herr Jnfpektor mich hat holen laffen? O„ ihr bringt
es nicht heraus und wenn ihr Euch bis morgen fu'ih die Köpfe
darüber zerbrecht! Na alfo„ er hat mich nur holen laffen, um fich
mit mir zu unterhalten. Ich nur um fich mit mir zu unterhalten,
Das ift zwar nichts Befondres er hat es friiher auch fchon getan;
aber diesmal tat er es nun auch."
„Aber was hat er denn mit dir befprochen ?“ wurde gefragt,
Da tat Grindhnfen fehr wichtig und wollte zuerft nicht mit der
Sprache heraus.
„O ich bin nicht fo dumnn daß ich mich nicht mit einem Mann
unterhalten könnte/ fagte er. „und ich bin auch nicht auffäßig, fo
viel ich weiß. „Din Grindhnfem du haft ja wohl dies oder jenes
nötig/ fagte der Infpektor. .Hier haft du zwei Kroneu/ fagte er.
Ja„ akkurat, fo fagte er„ und wenn ihr mir nicht glauben wollt„ dann
könnt ihr hier die zwei Kronen fehn. Hier find fie , . ,"
„Aber worüber habt ihr denn gefprochen?“ riefen mehrere auf
einmal.
„Das follte Grindhufen wohl eigentlich nicht wieder erzählewFF
warf ich ein.

Mir war der Gedanke gekommen; der Ingenieur miiffe fehr ver-
zweifelt und unglücklich* gewefen fein, als er Grindhnfen durch mich
hatte holen laffen. Er war noch unerfahren in der Welt; und wenn
ihm irgend etwas in die Qnere kam; brauchte er gleich jemand; dem
er fich mitteilen konnte. Nun ging er niedergefchlagen umher; hatte
Mitleid mit fich felbft; es war; als wolle er allen zu verftehn geben;
welchen Kummer Gott ihm auferlegte; indem er ihn in feiner Luftig-
keit nicht weiter machen ließ. Diefer Sportsmann mit dem breiten
Gefäß war ja nur ein Zerrbild von Ingendlufh ein weinender Spar-
taner. Was fiir eine Erziehung er wohl gehabt haben mochte?
Ach; wenn der Ingenieur im reifen Alter ftiinde; wiirde ich
ficher mancherlei Entfchuldigungsgriinde fiir ihn gefunden haben; jetzt
haßte ich ihn wohl wegen feiner Jugend, Was weiß ich? Aber er
kam mir wie ein Zerrbild vor. '
Auf die vorhin erwähnte Bemerkung hin fah Grindhufen mich an;
und alle andern fahn mich auch an.
„Es ift wohl möglich; daß ich es nicht erzählen folh“ fagte
Grindhufen einlenkend.
Aber die Flößer widerfprachen.
„Warum foll er es nicht erzählen? Wir haben nicht die Abficht,
es weiterzutragen.“
„Neun“ fagte ein andrer. „Aber dn gehörft vielleicht felbft zu
denen; die klatfchen und dem Infpektor Flöhe ins Ohr feßen.“
Ießt bekam auch Grindhufen wieder mehr Mut; und er fagte:
„Ich fage; was ich will - beiniih du dich nur nicht -; ich er-
zähle akkurat, was ich will. Iawohh denn ich fage nichts; als was
wahr ift. Und wenn du es vielleicht wiffen willft; _fo wird der In-
fpektor auch niichftens zu dir kommen und dir eine kleine Neuigkeit
mitteilen. Ia; das tut er akkurat'H fagte er noch einmal. „Du
brauchft dich alfo gar nicht darum zu kümmern. Und was das an-
belangt; daß ich dies oder jenes erzähle; fo fage ich nur; was wahr
ift; vergiß das nicht! Iawohl. Und wenn du wiffen willft; was ich
weiß; fo ift fie dem Infpektor nur zum Kummer und Aergernis da,
und er kann ihretwegen nicht mehr in die Stadt gehn. Sieht das
nach einem Gefchwifterkind aus?“

„Reim nein." fagten die Flößen um Grindhufen zn beruhigen.
„Was meint ihr wohl„ warum er nach niir gefchickt hat? Ja„
ja„ da fiht der Menfch der mir den Auftrag ausgerichtet hat„ aber
man wird in den nächften Tagen fchon auch nach ihm fchicken„ fo viel
konnte ich vom Jufpektor verftehn. Mehr fag ich nicht. Und in Be-
ziehung auf das, was ich erzähla da kann ich nur fagen„ der Infpek'tor
ift wie ein Baier gegen mich gewefen„ und ich müßte aus hartem
Stein fein„ wenn ich etwas andres fagen würde. „Hön Grindhufem
es ift mir heut fo fchwer und traurig ums Herz, kannft du mir nicht
einen guten Rat geben? fagte er zu mir. - „Nein/ fagte ich „aber
der Herr Jufpektor wird fich fchon felbft raten können/ fagte ich; ja„
akkurat diefe Worte antwortete ich. - „Reim ich weiß wahrhaftig
nicht was tun/ fagt er dann; .aber dafiud diefe elenden Weiber
dran fchuld/ fagte er. - „Im wenn die Weiber etwas dabei zu tun
habem dann ift es nicht zum aushalteuj- fagte ich. - „Ja, das ift
wahr und wahrhaftig; fagte er. - „Aber der Herr Jnfpektvr wird
ja wohl tun„ was er für gut hält„ und ihnen dann ein paar hinten
aufmeffen/ fagte ich. - „Im bei Goth ich glaube, du haft Nechh
Grindhufen,F fagte der Infpektor aufgeräumt. '
Fortfehung im nächften Heft

Victor Holländer:
Die Berliner Operette
Eigentlich gibt es ja gar keine Berliner Operette. Das heißt: Sie
blüht im Verborgenen, ift der Oeffentlichkeit unbekannt! und die Theater-
'direktoren wollen durchaus nichts von ihr wiffen.
Wenn ich annehmef daß einer oder der andere von den Berliner
Komponiften den Ehrgeiz hättet eine richtige Operette zu fchreibem d. h.
daS- was inan heute darunter perftehtt dann könnte er die Sache nur
fo anfaffenx daß er fein Opus nach Wien fchicktet dort die Aufführung
und den Erfolg durchfetzte und 'dann erft nach Berlin zuriiokbrächte. Ohne
den Stempel des Wiener Erfolgs ift heute eine Operette in Berlin beim
Theaterpublikum und vor *allem bei den T h e a t e r d i r e k t o r e n
nicht beglaubigt, Kein Berliner Theaterdirektor hat den Mut* eine
Operette herauszubringen* die nicht vorher den Wienern gefallen hat.
Die Wiener Operette beherrfcht abfolut die Berliner Operetten-
bühnen: Fall- Lehar, Oskar Strauß. Die Berliner Operettenverhält-
niffe find fo ein getreuer Spiegel der Marktverha'ltniffe in Wien. So
find hier jeßt auch bei uns Reinhardt und Ehslerf ganz wie in Wien-
in den Hintergrund gedrängt. Wenn ein Theater in Wien einen
Operettenerfolg hatf dann hält es den Erfolg fo lange feftf wie nur mög-
licht verfucht 300 und 400 Aufführungen und fiir die anderen Operetten
ift der Weg in die Oeffentlichkeit perrarnmelt, Nach den Begriffe-1- die
ein Wiener Theaterdirektor infolge der Maffenauffiihrungen der Lu-
ftigen Witwe der Dollarprinzeffin und des WalzertraumZ heute bad
beginnt nämlich ein rechter Erfolg erft mit 400 Vorftellugen EU suite.
Wenn ei'ne Operette es in Wien zu nicht mehr als 50 oder fogar hundert
Aufführungen bringt, dann ift fie eben fo gut oder fo fchliinm wie durch-
gefallen.

Die Berliner Operette* Victor Holländer
Nun ift die Zahl der Operetten. die in einem Jahr durchfallen
können. kaum begrenzt. Die Ausftattung einer neuen Operette koftet
nämlich gar nicht fo viel Geld. wie man denkt. Es laffen fich dazu die
älteften Kuliffen verwenden. ohne daß das Publikum 'davon etwas merkt.
und ich habe mir von Leuten. die es wiffen müffen. erzählen laffen. daß
ein Wiener Theaterdirektor erft in diefem Jahr eine Operette nach fechs
fchwachen Proben zur Aufführung gebracht hat. Nun weiß auch der routi-
nierte Theaterdirektor nie. was fich auf dem Programm halten. nicht
einmal. ob eine einzelne Nummer gefallen oder abfallen wird. Bei den
Proben kann man da regelmäßig die verfchiedenften Meinungen der
Mitwirkenden und fonftigen Beteiligten hören. und es kommt in der
Regel anders. als man fichs gedacht hat. Die Erfahrung lehrt. daß ein
befeßtes Haus auf einen gefprochenen oder gefungenen Wiß anders
reagiert. als ein Auditorium von Schaufpielern. Regiffeuren. Mufikern
und Kritikern. Schließlich ift fogar die Aufnahme am erften Abend
nicht abfolut maßgebend für das fernere Schickfal einer Operette. und ich
erinnere nur daran. daß die Kritik dem Walzertraum nach der erften
Aufführung ein kurzes Dafein vorausgefagt hat. Der große Erfolg
hängt von taufeud undefinierbaren Faktoren ab. von denen kein Menfch
vorausfagen kann. wie fie zufammenwirken werden. Selbft die ältefte
Erfahrung lehrt uns nicht viel mehr als daß auch die ältefte Erfahrung
trügt.
Da jeder Theaterdirektor unter folchen Umftänden mit Nieten
rechnet. nimmt er eine unendliche Anzahl neuer Kompofitionen an.
immer in der ftillen Hoffnung. daß 'die Komponiften nur möglichft lange
follten warten müffen. So herzlos find die Bühnenleiter.
Paris produziert heute nichts Nennenswertes auf dem Gebiet der
Operette. im Gegenteil werden die Wiener Operetten auch nach Paris
exportiert und erfreun fich dort faft derfelben Beliebtheit wie bei uns.
Meine Meinung ift es nun nicht. daß diefe Zuftände ewig dauern
werden. Erftens ändert fich 'der Gefchmack des Publikums. und vor un-
gefähr zehn Jahren lag die Operettenproduktion auch in Wien ganz dar-
nieder. Das heißt: es wurden auch damals Operetten gefchrieben. aber

fie machten auf das Publikum keinen befonderen Eindruck. Lehars
..Raftelbinder“ war der erfte große Erfolg. welcher den allgemeinen Bann
brach. der auf der Operettenkompofition lag. Jch erinnere nur an den
feinen „Opernball" von Richard Heuberger. der es meines Wiffens auf
mehr als Z0 ev MitE-Aufführungen nicht gebracht hat. Uebrigens hatte
die Operette in ihren klaffifchen Tagen niemals fo gefegnete Zeiten wie
heute. Bei den Werken von Johann Strauß. von Millöcker. von Offenbach
waren fünfzig Aufführungen hinter einander eine Seltenheit. und die
Operetten. deren Hauptrollen Girardi heute kreiert. gibt es auch jeßt
kaum je hundert Aufführungen. ..Der Zigeunerbaron“ z. B.. ..Der
luftige Krieg“. ..Die Fledermaus". die doch eine außerordentliche Lebens-
fähigkeit hatten und noch heute verdienten. öfter gefpielt zu werden. find
zunächft höchftens 70 mal nacheinander gefpielt worden.
Eines Tags kann fich fehr leicht wieder eine gewiffe Operetten-
müdigkeit beim Publikum einftellen. Ferner aber ift es auch fehr wohl
möglich. daß die Wiener Operette in ihrer heutigen Geftalt den Men-
fchen. die ins Theater gehen. nicht mehr gefällt. Und ich halte es nicht für
ausgefchloffen. daß es dann auch eine Berliner Operette geben wird.
Warum follte anch ein Berliner Komponift nicht eine Operette fchreiben.
und warum follte das Berliner Publikum nicht ein folches Opus ver-
tragen können? Jch kenne einen Berliner Komponiften. der fich feit
Jahren darum bemüht. eine richtige Operette zu fchreiben. zum Unter-
fchied von den Singfpielen. die man hierzulande Revuen nennt. Genau
genommen hat doch fchließlich die Operette keine einzige Eigenfchaft. die
ein Berliner Komponift bei einigem ernften Willen auch aufbringen
könnte. Wir find nicht flacher. nicht gewöhnlicher als die Wiener.
lieben die Melodie genau fo fehr und empfinden auch nicht anders als
unfere Bundesgenoffen an der Donau. “
Wenn die Berliner den Ehrgeiz haben werden. eine eigene Ber-
liner Operette zu haben. werden fie das auch erreichen können.

Profeffor Artnr Kampf
Die Kunftftadt Berlin
Eine Kunftftadt kann man Berlin kaum nennen. Dazu ift die Stadt
zu groß) die Meufchen dazu zu arbeitsfann haben zu wenig Zeit) und die
Künftlerkolonie ift im Verhältnis zur Einwohnerzahl zu klein, Das ift
übrigens in andern Großftiidten nicht andersx mit Ausnahme oon Paris)
und felbft in den Provinzftc'idten haben fich die Verhältniffe in der leßten
Zeit in ähnlichem Sinne gewandelt. Ich denke dabei z. B. an Diiffel-
dorf) deffen Kunftbewegung ich etwa feit dreißig Jahren genau verfolgen
konnte. Die Jnduftrie hat fich dort in den leßten zwanzig Jahren ge-
waltig geändert. fie ift maßlos geioachfem der Künftler find es kaum
mehr geworden. und fo hat das Bild geioechfelt. Vor dreißig Jahren
war Dliffeldorf ein Kunftzentrum„ heute ift es ein Jndnftriemittelpnukt.
Nichtsdeftoweniger gibt es in Berlin viele Menfchem die fich fiir
künftlerifche Dinge lebhaft intereffieren. und es gibt auch eine ganze
Reihe reicher Leute. die Kunftwerke erwerben,
Wir haben hier einige fehr große Prioatgalerien. die freilich nicht
fo alt und fo berühmt find„ wie gewiffe Prioatgalerien von Paris. London
oder Wien, Das kommt daher) weil Berlin eben eine weitaus jüngere
Stadt ift. Trotzdem hat wohl Berlin die bedentendften Prioatgalerien
Deutfchlands z. B. Galerie Earftanjem Mauern-Zx Arnhold) Eduard Simon)
James Simon) Moffe. Huldchinsku etc.
Zn früheren Jahrhunderten war es der Adel und die Kirche) welche
die Kunft und die Kiinftler förderte) heute hat der Bürger diefe hohe
Miffion übernommen) vor allem der Jndnftrielle und Kaufmann,
und unter diefen hauptfc'ichlich die Juden.

Prof. Kampf Die Kunftftadt Berlin

Miinchen ift heute nicht mehr die Kunfthauptftadt Deutfchlands.
wie es das bis zur zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts
war. Dank einer größern Zahl reicher Leute. die lebhafte Nachfrage
nach Kunftwerken halten. und dank der Tätigkeit leitender Perfönlichkeiten
der Berliner Kunftinftitute befindet fich Berlin in einer bedeutfamen Ent-
wicklung. fo daß wir im Mittelpunkt des Kunftlebens und Kunfthandels
ftehn und darin fogar Paris und London Konkurrenz machen. Unfre
Mufeen. die jüngften Europas. ftehn in der vorderften Reihe und haben
internationale Bedeutung.
Obwohl es in Berlin viele Menfchen gibt. die fich fiir Kunft inter-
effieren. fo hat der Berliner Künftler es dochzfchwerergals feine Kollegen
in andern Städten. da das Getriebe und Haften der Millionenftadt ein
wirkliches Genießen von Kunft faft unmöglich macht.
Nicht ernfte und große Kunft. fondern nur Tagesfenfationen haben
Ausficht auf. allerdingsZvoriibergehenden. Erfolg.
Wie überall. fo ift es auch bei uns. die Mode in der Kunft. ddie
das geftern Gefchaffene heute verwirft. Parteien und Cliquen fchafft und
das Publikum confus macht.

Rund
Loan Gambetta
Nach den Enthiillungen von Madame
Juliette Adam
Im neueften Band ihrer Erinne-
rungen; „Rotes "attention ae la
rer-anche“ (Nachdem die Rache auf-
gegeben worden) zerftört Mm, Juliette
Adam das Gößenbild das die republi-
kanifche Legende bon dem berühmten
Volkstribunen; dem Organifator der
Maffenerhebung nnd fchlauen Bor-
bereiter der blutigen Abrechnung niit
dem fiegreichen Deutfchland. auf dem
Altar der Volksgnnft errichtet hat.
Gambettw der feurige Redner des
quartier laiin; Bohämien der Jour-
naliftif und Advokatiir, hatte der erften
Einladung zu den erlefenen Diners im
internationalen Salon der Madame
Adam Folge geleiftet und war als
nonchalanter Siidländer in einer ab-
getragenen Jacke iiber dem gelben
Flanellhemde erfchienen; Kravatte; Wefte
und Uhr fchienen dem Volksredner der
,Studentenkneipen iiberfliiffige Eitel-
keiten.
Als echter Italiener - Gambetta
wurde einem Geuuefer Kaufmann] von
einer Vrobenzalin zu Cahors geboren
-* wandelte fich der Volitiker rafch zum
echten „Variier“ mit allen Eigenfchaften
und Laftern. die unter diefer Bezeich-
nung begriffen werden.
Seine Bewunderung fiir die Damen
und fiir die Huldinnen bedenkliche!!
Rufs . . „ von denen eine feinem ge-
heimnisvolle!! Tode nicht fernftand;
haben den Politiker und Barteifjihrer
wiederholt in fchlimme Lagen und Ge-
fahren gebracht. Ein Skandal abfcheu-

fcbau
licher Art bedrohte ihn gerade wiihrend
feines epifchen Kampfes gegen den
Marfchall Mac Mahon. als die allge-
meinen Wahlen die Niederlage des
Marfchalls und - gleichzeitig mit dem
Tode des Hiftorikers Adolphe Thiers -
den Triumph der Republik befiegelten.
Damals wurde die Kandidatur von
Jules Grävh fiir die Vräfidentenwiirde
mit Hochdruck betrieben.
Mm. Adam rettete ihren Schiißling
in einer Form; die ziemlich romanhaft
klingt. Im „Figur-o“ war eine ver-
hiillte Drohung gegen (Hambetta er-
ichienen; man zifchelte von Enthjillnngen.
die das .Idol der Volksgunft *von
feinem hohen Biedeftalherunterfchmettern

mußten. Eine alte Freundin Gambettas
briitete Rache dafiir; daß fie einer
jiingern geopfert worden war; und ver-
fuchte gleichzeitig aus ihrem Vrivat-
handel ein fchöues Stück Geld heraus-
zufchlagem was galante Damen allzeit
gebrauchen können; fie hatte darum
Schritte getan, um die bloßftellenden
Brieffchaften Gambettas erbittertftem
Feinde; Mr, E. Rouher; anzubieten.
Eines Abends kam Mr. Girardin
zu Mm. Adam, um ihr alles zu be-
ftätigen; was ihm in diefer trüben An-
gelegenheit Mr. Spuller. Gambettas
Getreuefter, im Geheimen anvertraut
hatte. Es handelte fich um eine fichere
Jeanne Marie V. . . . - Madame de
la Rue Roquelin - die in der Halb-
welt auch mit einem Adelstitel para-
dierte: fie nannte fich La romtcffe de
Saint-M.... Im Jahre 1869 beiaß
fie fchon ein Vermögen von ca. 40000
Frank Rente; fie dachte daran; fich zu-

riickzuziehn. Mit der liftigen Bitte um
juriftifche Ratserteilung hatte fie fich
Gambetta genaht. ihn in ihre Neße
gezogen und war feine Freundin ge-
worden. Ihr Verhältnis hatte bis zum
Jahre 1876 gewährt. dann war fie
einer jiingern geopfert worden.
Girardin und die andern Freunde
baten Mm. Adam. alles aufznbieten.
um zu verhindern. daß jene Dokumente.
die Gambetta mehr als lächerlich machen
mußten. feinen Feinden in die Hände
fielen. Mm. Adam ließ darum fofort
Mr. Gambetta rufen und fragte ihn:
„Was ifts mit jenen Briefen?"
„Jch weiß nicht mehr genau“. er-
widerte lleinlant der Volkstribun. „aber
unter jenen Briefen befinden fich einige.
worin ich recht fcharfe Urteile iiber be-
kannte Berfönlimkeiten abgebe. Dann
diirfte mir jene Dame auch verfchiedene
Staatsdokumente entwendet haben. Und
dann . . . und dann . . . Ja. da ift
vor allem eine Photographie. die ich
ihr mit einer Widmung gefchenkt habe.
mit einer Widmung. die mir in diefem 4
Augenblick höchft fatal werden könnte . . .
grad heraus: es wäre mein Ruin!“
So fuchte denn Mm, Adam die fa-
mofe Gräfin de Saint-M. .. auf. jene
Dame. von der Gambetta zu fagen
pflegte. daß fie am Tage feine Mutter
fchien und am Abend feine Schwefter.
„Was enthalten jene Schriftftiicke?“
fragte die Schriftfiellerin.
„Es find Staatsdokumente und Briefe
von Damen Ihres Standes.“ antwortete
die verlaffene Geliebte. ..Staatsdoiu-
mente mit Randgloffen von feiner Hand.
und außerdem ift noch ein Bild dabei
mit einer Widmung. einer eigenhändigen
Widmung von Gambetta. die ihn icht
fchwer gerenn diirfte . . .“
„lind das alles wollen Sie jeßt an
feine Feinde verkaufen?“
„Rächen wil(ich mich. Ich war
feine Freundin in fchlimmen Tagen
und in guten. und jetzt bin ich fort-
gejagt worden wie eine Magd.“
..Sie haben ihn alfo fehr geliebt?“
„Mit all der Leidenfchaft und Hin-
gabe. deren eine Frau fähig ift.“
Der Brei-Z fiir die bedenklichen
Schriftftjicke war fchon mit den Tod-
feinden dcs Volkstribunen vereinbart:
dreißigtaufend Frank. Allein Mm.
Adam wußte fo meifterhaft den Ton zu

treffen. der den Weg zum Herzen der
Berlaffeuen fand. daß die „Gräfin‟ den
Blau des fchmachvollen Handels fallen
ließ. Sie begniigte fich mit fechstaufend
Frank. deren fie im Augenblick dringend
bediirfe. Mit allerhand Zweifeln und
Verzögerungen und nach langem Zau-
dern mit vielen Ansfliichten wurde
endlich der verhängnisvolle Backen Mm.
Adam überreicht. Nachdem die zwei
Blinde(Briefe und Staatsurknnden
übergeben waren. ergriff die „Gräfin
de Saint-M. . .“ haftig eine Briefhiille
und zog daraus die fanwfe Photographie
hervor. die fie der Schrifterfteherin briisk
vor die Augen hielt, Die eigenhändige
Widmung Gambettas lautete;
.n ma petit keine que j'aime plus
que la finance.‟ (Meiner kleinen
Königin. die ich mehr liebe als Frank-
reich.) LSon Gambetta.
Daß Gambetta die „reranche“ auf-
gab und im geheimen Einverft'a'ndnis
mit dem Fiirften Bismarck feinen Freund
Waddington als Abgefandten Frank-
reichs zum Kongreß nach Berlin fandte.
kann Mm. Adam ihrem berühmten
Freunde ni>ft verzeihn. Die erften
Fäden zwifchen dem eifernen Kanzler
und dem fiidländifchen Bollsmann
waren durch die Frejfrau Her-cke(von
Donnersmarck. geborene Vaiva. ge-
fponnen worden. Frankreich legte die

Hand auf Tunis und entzweite fich da-
durch gründlich mit Italien.
Bald fiihlte fich der „Politiker“ aus
Eahors wie ein Grand Seigneur des
alten Regiments; „der Patriot Gambetta
war geftorben." klagt Mm. Adam. Der
ehemalige Volksmann im gelben Flanell-
hemde zeigte all die grotesken Lafter
des Emporkömmlings, Zuerft nahm
er Frankreichs beriihmteften Koch. Mr.
Trompette, in feine Dienfte. der fiir
ein Jahresgehalt von 36000 Frank
feinem Herrn durch die mit allem
Raffinement gewjirzten Speifen zuerft
eine ungefunde Beleibtheit anhing.
Das Schlemmerleben mit feinen Aus-
fchweifungen im Trinken und in der
Liebe und die fchweren Havanna? mit
ihrem moofigen Deckblatt brachten dem
ruhelofen Geift die Schlaflofigkeit; der
Morphiuingennß fiihrte zu einem Nerven-
leiden. Schließlich war Gambettas
ftarke Konftitntion durch Schandinns
Spirochaeten und den Alkohol. durch
die drogenjiberreiche Nahrung. durch
das Nikotin und das Morphinm nnter-
grabeu; er hatte keinen guten Tropfen
Blute mehr im Leibe. Der „Löwe der
Vogefen" war fett. aber kraftlos und
unficher geworden: er wollte in ficber-
haftet Haft politiiche Erfolge iiber Er-
folge innerhalb kiirzefter Frift erzwingen
und befnehte „fogar" _ alfo fenfzt
Mm. Juliette mit Bitternis - das
Hotel der Deutfchen Botfehaft iu Baris.
Die „Rache" trat völlig in den Hinter-
grund vor der großzügigen Kolonial-
politik in Afrika, die Jahrzehnte fpäter
die Republik naeh Madagaskar und
Marokko fiihrte.
In jenen Tagen befnchte Gambetta
zum letzten Mal den Salon der Mm.
J. Adam und ließ fich zum Scherz die
Karten fchlagen.
Die Prophezeiung lautete diifter:
„Zuerft kommt der moralifche Sturz.
und ihm folgt die Ermordung.“
„Seltfaml“ - murmelte Gambetta.
„man hat mir wiederholt voransgefagt.
daß ich eines gewalfamen Todes fterben
werde." -- - -
Wenige Wochen fpäter krarhte der
winzige Revolver in der Hand von
Mademoifelle LEonie Läon - aus
Verfehn?“ I7. I„
Der wahre Todestag Dante
Alighieris y

-Jn Ravenna. wo das weftrömifche
Kaifertum feine legte Zufllueht gefunden
hat. wo Thumelicus. der Sohn des
Cheruskerfiirften Hermann. als Gladiator
heranwuchs, wo Odoaker. der kiihne
Führer der Heruber..durch Mörderband
fein Leben verlor. wo fiir die Hünen-
geftalt des Gothenkönigs Theodorich das
maffive Grabmal errichtet wurde. hat
Dante fein letzte-Z Afhl und die Ruhe
fiir Zeit nnd Ewigkeit gefundem der
Bhilofoph. Politiker und Voet, der
die Idee diefe? Kaifertums zu neuem
Leben zu erwecken nerfuchte.
Der dreimal zum Tode verurteilte
Flüchtling hat um die Jahreswende
1316/17 die Gaftfreundfchaft des Herrn
Guido von Volcnta. Gebieters iiber
Ravenna und Ceroia. angenommen.
Der Dichter hat hier Voetik und poli-
tifche Rcdnerknnft gelehrt. Als feine
Schüler wurden ermittelt: Guido Vo-
lenta. Viera di Giardino. Menghino
Mezzani. der im Bricfwechfel mit An-
tonio da Ferrara und Francesco Ve-
trarea trat. nnd Bernardo Cannaceio.
der umZ Jahr 1357 die Grabfchrift:
„fa-e trio-rarehiee“ auf Dantes Urne
meißeln ließ.
Das liebliche Jdnll. Dantcs Tochter
Beatrice fei bon Florenz nach Ravenna
geeilt. um den alternden Vater im Exil

zu tröften und nach feinem Tode Zu-
flucht in eincniiiloftcr zufnchen. von wo
aus fie in der Stille den rafch wachfenden
uncrmeßlicheu Ruhm ihres Vaters und
die U11gere>)tigteit der Menfchcn be-
trachten konnte, hat leider der ftrengen
Kritik nicht Stand halten können. Dante
ift einfam. von der Ehegattin und allen
Familienmitgliedern verlaffen, in der
Verbannnng geftorben) und zwar am
Abend des Kreuzerhöhungsfeftes im
Jahr 1321.
Das Todesjahr 1321 war nie be-
ftritten wie das Geburtsjahr: Mai 12657
wohl aber der Tag feines Hinfäzeidens.
(Z. Villani läßt Dante im Juli. andre
im Mai hingehn. Diefer Irrtum kommt
daher. daß einige die KrenzxErhöhung
(14. September) mit der Kreuz-Auffin-
dung (Z. Mai) verwechfelt haben.
Nach Boccareio ftarb Dante im „Sep-
tember am Kreuzes-tag.“ Filippo Villani
und Benoenuto von Zinola haben die-
felbe Angabe. Ebenfo die von Pelli in
Siena eingefehene Handfchrift und der
Codex Paris 69.
Wegele und Scheffer-Boichorft haben
beide irrtümlich den 21, September ge-
nannt.
Die tathdlifche Kirche feiert diefes
Feft fchon Jahrhunderte vor Dantes
Tod am 14. September.
Nun heißt. es aber in den zu-
verliiffiqfien Handfchriftem die iilter als
das Jahr 1360 find, daß Dante eine
Stunde nach Eintritt des Abends am
Meuzerhöhnngsfeft feinen letzten Atem-
zug getan habe. Diefe Angabe ift be-
deutfamf denn fie löfcht das Datum des
14. September.
Einzig und allein maßgebend fiir
Berechnung wichtiger Ereigniffe im
ganzen Mittelalter ift der Kalender der
katholifchen Kirche. Nach der Lehre
der Kirche beginnen die Fefte mit der
an ihrem Vorabend gefnngenen Vefper
(Vigil) und fchließen nicht etwa um
Mitternacht des Kalendertags, fondern
mit Ausgang der Vefper des Fefttags
felbft.
Das Feft der Kreuzerhöhung begann
am 13, September mit der Vefper (Vigil).
und daraus folgt. daß Dante in der
Abendftunde zwifchen 7 und 8 Uhr des
13. September 1321 feinen Geift aufgab,
Diefe Taifache beftiitigt G. del Vir-
gilio in feiner Grabfchrift fiir Dante:

„Wille trecentiä ter Zeptem Mumjniz
anniZ act aua 8eptembri8iclibu8 azira
reait.“

Der Herr Radennas. Polenta. hat
die Bahre feines Gaftfrcnndes mit dich-
terifchenc Saimnck geehrt und auf die
Bruft des Toten fein Buch gelegt, ob
die „Monarchia“ oder die „Göttliche
Komödie". ift nicht mehr zu ermitteln.
Die Leiche ift fodann anf der Schulter
von Ravennas angefehenften Bürgern
ins Klofter der ..Mindern Brüder“ ge-
tragen und unter allgemeiner Wehklage
beftattet worden. Darauf kehrte Guido
von Polenta mit feinem Gefolge in
Dantes Wohnhaus zurück und hat dort
nach altem Brauche die Gedämtnisrede
auf deffen hohe Wiffenfchaft und Tugend
gehalten zum Troft feiner Schüler und
Freunde; gleichzeitig verfprach er - falls
ihm Leben und Macht gefriftet wiirden -
ein wiirdiges Denkmal fiir den großen
Florentiner aufzurichten.

Allein fchon das Jahr darauf wurde
Guido von Polenta aus Ravenna verjagt.
Anno 1329 ließ der Kardinallegat
Bertrand de Pager Dantes „Monarchia“
als häretifch verbrennen und wollte die
Gebeine ihres Autors im Minoritentlofter
ausgraben und verbrennen laffen. Alfa
berichtet der Jurift Bartolo von Saffer-
rato. Nur dem cnergifchen Eingreifen
des vornehmen Florentiners Pino della

Tofu und des Herrn Oftagio da Polenta
war es zu verdanken. daß Italien von
diefer Schwach verfchont blieb.
pp-
Unfre Spezialnnmmer Berlin *
Die vorliegende Nummer follte
ein möglichft gefchloffenes Ganzes
fein. follte ein Spiegel des viel-
geftaltigen. vielfarbigen Bildes Ber-
lins werden. follte die Hauptftadt
des Reichs. ihre Schönheiten und
Fehler. beleuchten. Eine folche
Riefenarbeit konnte natiirlich auf
begrenztem Jiaum nur höchft un-
oollkommen gelingen. Wir wollens
fpäter vielleicht noch einmal ver-
fmhen und das Bild ergänzen.
indem wir demnächft noch eine
:lieihe der wertvollen Beiträge ab-
drucken werden. die diesmal zurück-
bleiben' mußten. - Oberbürger-
meifter Dr. Kirfchner und Bürger-
meifter Dr. Reicke. die die Güte
hatten. uns für diefes Heft Bei-
träge aus ihrer Feder zuzufagen.
konnten in lehrer Stunde wegen
Ueberlaftung mit Amtsgefchäften
ihr Berfprechen leider nicht erfüllen.
Efperanto
Wohl alle Lefer von ..Nord und
Süd“ werden fchon manchmal von
diefer Weltfprache gelefen und
gehört haben. deren Fortfchritte
in den letzten drei Jahren fo ge-
waltig waren. daß es wohl an-
gebracht ift. einige Zeilen dariiber
zu fchreiben.
Die Weltfprachenidee ift durch-
aus nicht erft eine neuzeitliche.
fondern fchon vor Jahrhunderten
haben fich große Männer. wie z.
B. Leibnitz. Bacon und andre be-
müht. diefe Idee zu verwirklichen.
Aber erft der Neuzeit blieb es
vorbehalten. das Weltfprachenpro-
blem zu löfen. und dies Berdienft
gebührt dem Warfchauer Arzte Dr.
L. L. _Zamenhoß der unter dem
Pfendonmn ..Doktoro Efperanto“
im Jahre 1887 ein *irojekt zur
.Löfung des Weltfprachenproblems
veröffentlichte; diefe Sprache. nach
dem Pfeudvnrun ihres Berfaffers
..Efperantott genannt. findet jet-_zt
bei zweifellos nüchternen und ob-
jektiven Sprachfvrfchern Anklang.
und man betreibt eine fehr ener-
gifche und gefchickte .Agitation. um

alle Kreife fiir den Gebrauch diefer
Sprache zu gewinnen. denn man
ift fich längft dariiber einig. daß
ganz befonders fiir die Wiffenfchaft.
fiir den Handel und Verkehr eine
Weltfprache durchaus erwtinfcht. ja
fogar oft notwendig ift. Man hatte
fich friiher mit der Meinung ge-
tragen. Englifch wiirde die Welt-
fprache werden. aber es ift bezeich-
nend. daß die Engländer felbft
nicht daran glauben und auch ver-
niinftig genug find. nicht damit
zu rechnen. ift undenkbar. daß
jemals eine der lebenden Sprachen.
wie z. B. Deutfch. Franzöfifch.
Englifch. Italienifch. Spanifch.
:iiuffifch ufw. die Weltfprache wer-
den könnte. denn diefe Sprachen
find zu kompliziert. als daß jeder
Menfch eine von ihnen neben feiner
Mutterfprache erlernen könnte. Eine
Weltfprache muß äußerft leicht er-
lernbar fein. wei(es fonft eben nicht
möglich ift. daß fie-von jedem
Menfchen erlernt werden kann.

Rundfchau

Efperanto ift eine fehr leicht
erlernbare Sprache. denn der Er-
finder hat mit viel Gefchick und
Mühe feine Sprache fo auszu-
arbeiten ner-ftanden. daß ihre
Grammatik c'iußerft einfach ift.
Daß fich der Wortfchaß und die
Ausdrucksweife an die lebenden
Sprachen aulehnt. trägt ebenfalls
dazu bei. die Erlernbarkeit und
Verwendbarkeit im praktifchen Leben
zu erleichtern. Jeder Sprach-
»kundige wird das ohne weiteres
unterfchreiben.
Aber troß aller feiner Vorzüge
wiirde Efperanto doch nie die
Weltfprache werden. wenn es ihm
nicht gelungen ware. in allen Erd-
tetlen und Staaten Anhänger nnd
Borkärnpfer zu finden. Es gibt
heute in mehr als vierzig Sprachen
Efperanto-Lehrbücher. und in jedem
Erdteil. in jedem Land. in jeder
nur halbwegs bedeutenden Stadt
finden wir heute bereits
Esperanto-Vereine. deren Gefamt-
zahl zurzeit zwifchen 171)() und
2000 fchwankt, Mehr als 10()
Esperanto-Zeitungen (darunterfolche
in Japan. Chile. Mexiko. Peru.
Brafilien. Columbien)- verbreiten.
lehren und pflegen Esperanto. und
mehr als hundert bedeutende Zei:
tungen haben bereits ftändige
Esperanto-Rubriken (z. das
„Echo“). Weit mehr als 1000
Schulen lehren diefe Weltfprache
fchon. und auf eine kürzlich er-
gangene Rundfrage antworteten
51 frauzbfifche Handelskammern.
daß fie die Esperanto-Bewegung
fördern; nur eine erklärte fich zu
wenig informiert. um fiir Esperanto
eintreten zu [können,
Mc'ichtig fchreitet die Bewegung
vorwärts, Die LeipzigerHandelshoch-
fchule hatfeit dem leßtenSemefterden
Unterricht des Esperanto in das
Lefeprogramm aufgenommen. auf
der jeßt in Brüffel ftattfindenden
Weltausftellnng ift eine Esperanto:
Ausftellung. und folcher Erfolge
kann fich das Esperanto noch hun-
dertfach rühmen.
Ju der letzten Ofterwoche fand
in Paris ein katholifcher Esperanto-
Kongreß ftatt. auf dem 17 Nationen

vertreten waren. und auf dem als
alleinige Kongreß: und Verhand:
lungsfpraaie Esperanto gefprochen
wurde. Ju Paris erfcheint bereits
feit fieben Jahren unter dem Titel
..Espero Katholika“ (Die katholifche
Hoffnung) eine nur in Esperanto
redigierte Monatsfchrift. Außerdem
erfcheint dort „Le Eatholiqne
Esperantifte“ in Franzöfifch und
Esperanto. und in Amfterdam der
..NederlandaKatholiko"(Der nieder:
ländifche Katholik) in Esperanto
und holländifch.
Schon heute leiftet Esperanto
der internationalen Polizei und
den Miffionen nnfchiißbare Dienfte;
allein in Dresden wird es bereits
von über 160 Firmen für Aus-
landskorrefpondenz verwandt. Nam-
hafte Firmen. wie z. B. Sende]
&Naumauw Yenidze. Hüttig. A.-G..
die Süchf. Bbhmifche Schiffahrts:
gefellfchaft. Schokoladen : Rüger.
Tinten-Bernhardt u. a. haben be-
reits Kataloge und Profpekte in
Esperanto erfcheinen laffen. Es
ift natiirlich wiinfchenswert. daß
jeder. der fich für Esperanto
intereffiert. es auch erlernt. In:
tereffenten können gegen Eiufendung
von l5 Pi. in Briefmarken ein

Esperanto-Lehrbuch mit aufklären-
den Schriften vom BerbandDeutfcher
Esperantiften (Gefchäftsftelle: Leip-
zig. Kochftr. 61) portofrei erhalten,
bei!: Zrevban (beiprig).

Fürften unterm Volk

Wir in Deutfchland erleben doch
noch hie und da. daß fich die
Fürften unters Volk mifchen und
den Kontakt mit der Außenwelt
nicht fcheun. Ohne Abfperrungen.
wie fie in Bad Nauheim diefen
Sommer in den Fiirftentagen not-
* wendig wurden oder notwendig
fchienen. begeben fich deutfche
Fiirften in die Bäder. und es
macht faft den Eindruck. als ob
fie fich wohl fühlten. einmal der
höfifchen Zwangs. ledig zu fein.
Unauffällig wurde im vergangenen
Sommer eines Tages ohne vor-
herige Ankündigung eine grün-
weiße Flagge auf dem ftirftlichen
Badehotel im Kurpark von Littl-
dungen gehißt, Diefes Mufter
eines kleinen. vornehmen. im
amerikanifchem Stil gehaltenen
Luxus-Hotels beherbergte den greifen
Herzog von Sachfen-Meiningen in
feinen Mauern. und gewiß haben
fehr wenige von den ca. 12000
Kurgäften Wildungens. die ,thei-
lung von ihren Leiden fuchten.
bemerkt. daß der alte Herr
in der grünen Lodenjarke. der
täglich mehrmals ohne .Be-
gleitung zur Quelle hinunterlief.
mit den Brunnenmädchen fchc'ikerte.
fein Waffer trank und dann. fo
gut es fein Alter erlaubte. mit
feinem gelben Hund die Berge
hinaufkraxelte. ein deutfcher Fiirft
war, Jch, bin ihm oft auf ein-
famen Waldwegen begegnet oder
ich glücklicherweife
riiftigern Schritt
gehe als er. überholt. und er
fah gar nicht fo unnahbar aus.
daß man ihn nicht hätte anfprechen
und nach dem Wege fragen mögen
oder eine Unterhaltung iiber das
Wetter. das dort allerdings immer
fchön zu fein fcheint. hätte anfangen
können. Ich kann nicht Fiirften-
diener fein. fonft hätte ich mich
vielleicht dumm geftellt und getan.
als wüßte ich nicht. wer er fei.

und mich ihm vorgeftellt! Dahin-
gegen war zu gleicher Zeit
in demfelben Hotel in dem-
felben Bade ein ruffifcher
Fiirft namens Orloff. aber nicht
der. der in Friedberg diefen
Sommer Dienft getan hat. das
fett Jahren feine Waffer in aller
Herren Länder verfendet. Diefer
ruffifche Fiirft hielt es anders.
Mit kaßenartiger Gefchwindigkeit
pflegte er täglich auf fein Auto-
mobil zu fpringen. das Steuer
felbft in die Hand zu nehmen und
neben feinem Diener davonzu-
faufen. Erft wenn er mehrere
Stunden vom Bade entfernt in
einfamer Gegend angekommen war.
pflegte er das Automobil zu ver-
laffen und feine Spaziergänge
zu machen. Hinten auf dem Auto
war immer ein Koffer aufgefchnallt.
fodaß es immer den Eindruck
machte. als reife der Fiirft im
habe ihn. da
noch einen
Auto ab. *Aber er kam immer
wieder. Ob es ein Friihftücks:
körbchen war. das er' da hinten
anfgefchnallt hatte? M dazu war
es bedenklich groß. - oder gar
Boinbenfchuß? - Hat diefer arme
*Fiirft wirklich Angft vor den harm
[ofen Wildau ger Kurgäften gehabt

oder por den Eingebornen Wal-
decks? Ü Wie anders unfer
deutfcher Herzog! Es war eine
Freude; zu konftatierem wie ihm
täglich die .nur beffer bekam. Kein
Wunder; denn er faß ungeniert;
frei von allem Zwang bei der
Kurmufik in der Sonne und tat
wie unfresgleichen. Man fah es
ihm ordentlich an; wie wohl er fich
fiihlte in den fchdnen. deutfchen
Wäldern; wie gern er noch die
ausfichtsreichen Berge beftieg und
wie froh er war; :llienfch unter
Menfchen zu fein.
Max.

Dresdner Mufik

Unfer altberiihmter Kreuzchor und
fein derzeitiger Kantor; Kgl. Mufik-
direktor Otto Richter; ließen die
Einweihung des neuen Nathanfes
nicht vorübergehu; ohne einen tiefern
Blick in die Vergangenheit zu werfen;
fich felbft einige Jahrhunderte zu-
riiekzuverfeßeu. Damals gabs Rats-
mufiker; Stadtzinfeniften und einen
Stadtfmulfingerchon die bei allen*
wichtigen kommunalen Ereigniffen
ihr töueud probaturn eot erklingen
ließen. Diefe fchönen Gebräuche
find leider ganz verfchwunden; aber
zur Stunde; wo ungeheure Menfchen-
waffen unfer neues Rathaus ftaunend
umftanden, und erwartungsvoll dem
Aufziehn der Natsgäfte harrten;
da ift eine folche fchöne Sitte wieder
aufgelebt: das Turmblafen. Während
der Kreuzchor im Feftfaal des neuen
Gebäudes fich zum Vortrag der
Bachfchen Motette: „Singt dem
Herrn ein neues Lied“ riiftete; er-
tönten vom Turm eine ganze Reihe
fchöner alter Stücke; von denen
einige. wie es denn damals fo üblich
_laß wohlgelingenL-F;
gewefen; „zum Singen oder zum
Spielen“ eingerichtet waren. Das
Programm hatte der Kreuzkantor;
feinen bezopften Vorgängern darin
auch ein Denkmal feßeud; entworfen;
es beftand aus Hans Leo Haslers
„rhythmiichem“ Choral „Wo Gott
zum Haus mit gibt fein Gunft“
(1610); Heinrich Schüßs Symphonia
faera von 1651 O hilf; o Herr;
einer Sonate

für zwei Chöre (auch zum Spielen)
von Giovanni Gabrieli (1587);
Bachs Kantatenhhmnus „Auß fchmet-
ternde Töne der muntern Trom-
peten!“ aus dem König Augnft lll.
gewidmeten Drama per muaiea
und fchließlich Julius Ottos Sachfen-
lied. - Das war am 1. Oktober;
der Trompetenton fcheint aber leider
auch in alle hiefigen und auswärtigen
Konzertbureaus gedrungen zu fein;
als Lebens: und Tätigkeitswecker.
denu kaum war er oerklnngen.
ftiirzten auch fchon Virtuofen und
Kiinftler aller (Ton:)Arten auf unfre
Stadt zu und fingen an, uns; die
wir fo gern friedlich beieinander-
fißen. aufzumuntern zu teils luftigem„
teils traurigem Mufikgenießen und
Disputieren. Zuerft galt es freilich
eine Ehre'nfchuld abzutragen und
den lieben, noch kämpfefrohen
Draefeka der nun 75 Jahre alt
geworden ift; aber noch immer fein
junges Herz freudig fcl)lagen fühlt,
den fo allem neuzeitigen Mufiktreiben
abholden, jedoch nicht zu den fchnei-
digften Rittern der Lißt-Wagnerfchen
Schule gehörenden Schöpfer der
Symphonia tragiea. würdig an
feinem Ehrentage zu feiern. Das
gefäiah in ausreichender Weife durch
zwei große Symphoniekoiizerte;
deren eins vom Berliner Blüthner-
34()

Orchefter ausgefiihrt ward. mehrere
kleine mufikalifche Feiern und ein
Kirchenfeftkonzert. in dem die neuefte
Meffe vom Chemnißer Lukaskirchen-
chor unter Georg Stolz eine fchöne
Aufführung erfuhr. Dann aber
praffelten die Bianiften los. gleich
zwei oder drei an einem Tage. die
Sänger zirpten oder brüllten. kurz.
es war ein tolles Wetttnufizieren.
Wir haben es bis zu 5 großen
Konzerten an einem Tage gebracht!
Bon befondern Ereigniffen fei eine
treffliche Aufführung von Lißts
..Legende von der heiligen Elifabeth“
durch die Drehffigfcbe Singakademie
unter Vrof. Höfe(genannt. die
400. ftilooll geratene Aufführung
des „Lohengrin“ im Opernhaufe.
eine fchöne Reueinftudierung von
Mozarts „Entführung“. die unfern
prächtigen Baffiften Zottmauer viele
Ehrungen gab. die Tanzabende
Duncan-Sach.iroff-Dalcroze. mehrere
Kompofitionsabende. von denen
namentlich der von Vrof. Albert
.Kluge mit feiner Baffionsmufik
a. capella hervorzuheben ift. und
chließlich noch die fehr beifällig auf-
genommene Uraufführung des
ledigen Gatten mit feinen hübfchen.
einfehmeicknlnden Melodien von
Guftav Wanda.
l)|-. (ic-org kaiser.

Ein Brie von Johannes Schlaf

Weimar. den 6 11. 1910

Sehr geehrter Herr Doktor! Jn der
Entgegnung. die Herr Prof. Meifelunter
dem Titel „Johannes Schlaf und die
kopernikanifche Weltanfchauung" im 1. No-
oemberheft von „Nord und Süd" gegen
meinen im 1. Oktober-heit erfchienenen
Auffah „Meine fachmännifchen Kritiker“
veröffentlichte. erklärt er. daß er „mit
diefer Angelegenheit zu Ende“ fei. und
auch die Redaktion will in einer beigefügs
ten Fußnote mit diefer Entgegnnng Prof.
Meifels die Debatte über die ..Unhalt-
barkeit der kopernikanifchen Auffaffung“ in
„Nord und Süd“ beendet fehn.
So wäre denn in der Tat die Debatte
als folrhe beendet. und ich kann denn auch
keineswegs daran denken. diefe Zeilen als
eine Fortfehung der Disknffion einzufenden.
Dennoch aber kann ich unmöglich außer-
ftande gefeht fein. gegen gewiffe Aus-
legungen von Herrn Prof. Meifel eine
Verwahrnng einzulegen. die mir Vorwürfe

umuten. welche ich mir weder vor mir
felbft noch vor der Oeffentlichkeit. einer
Oeffenilichkeit fogar. die nun bereits feit
einem Vierteljahr einen weitgehenden und
von Tag zu fich nur mehr fteigernden
Anteil an meiner Jupiterfeftftellung und
der Debatte nimmt. die fich ihr feither
angefchloffen und beftändig weitergeht.
gefallen laffen darf. -
Und mit diefer Verwahrung bitte ich
Sie denn. *Sie. der feinerzeit incine Ju-
piterfeftftellung annahm und mir und
meiner Sache bisher ftets ein bereit-
williger Beihelfer waren. mich zu Wort
und Rechtfertigung kommen zu lafien!
Eine weitere Debatte mit Herrn Vrof.
Meifel aber folleu diefe Zeilen dann nicht
mehr bedeuten. Würde fie doch auch
vollftändig zwecklos fein; denn wie diirfte
ich. nach der Art. wie Vrof. Meifel mir
entgegnet hat. jemals hoffen. ihn zu über-
zeugen! K- Eine Abficht zu folcher Ueber-
zeugung haben alfo die nähern Darlegungen
des folgenden Zufaminenhanges nicht: fie
follen lediglich dazu dienen. meine Ber-
wahrung und öffentliche Rechtfertigung zu
ftiihen gegen Ausführungen. die mir ge-
radezu uachfagen. daß ich die Gepflogen-
heiten. die fich im Bereich einer anftändigen
Kontroverfe geziemen. außer Acht gelaffen
hätte.
Herr Vrof. Meifel zitiert einen Sah
von mir. der fich auf S. 32 des 1. Oktober-
heftes von „Nord und Süd" in-meinem
Auffahe ..Meine fachmännifchen Kritiker“
findet. Er lautet: ..Worüber Herr Prof.
Meifel mich belehren wollte. das wußte
ich felbft. Nämlich daß. wenn die Erde
um die Sonne läuft. die Planeten und
Jupiter in Epizhkloiden gehn. während
ihre tatfächliche Bahn. alfo um die Sonne
herum. eine - von ihren Exzentrizitäten
abgefehn. - kreisförmige fein würde."
?Zn diefem Sah gloffiert Herr Prof.
Mei el folgendermaßen:

„Das ftimmt nur leider nicht ganz.
Das, worüber ich ihn belehren wollte,
wußte Herr Schlaf nicht.“ Herr Prof.
Meifel macht mir dann den Vorwurf, ich
hätte in meinem erften Auffaße („Nord
und Süd“, 1. Auguftheft) an mindcftens
drei Stellen die Behauptung ausgefprochen,
daß nach der top. Theorie der Jupiter
in der Oppofition ftillftehn müßte,
wiihrend er tatfc'ichl'ch in diefer Stellung
das Maximum feiner rückläufigen Bewegung
erreiche. Damit erwicfe fich, daß ich oon
dem wirklichen Zufammenhang „der wahren
und der fcheinbaren Bewegung keine Ahnung
hatte.“ Um mir diefen Zufnmmenhang
klar zu machen, habe Herr Prof. Meifel
feine lange Ausführung mit den zwei
Zeichnungen in der „Frankfurter Zeitung“
vom 6. Auguft gehabt. Zeh hätte dann
ebendort in der Nummer vom 12. Auguft
den Jrrtuinf der mir paffiert, „bereitwilligft"
zugeftanden. „Wie das im anftiindigen
Kampfe ll) üblich ift, bin ich in meinem
zweiten Auffaß vom 15.Augnft auf diefen
Punkt dann nicht wieder zurückgekommen.
Wenn Herr Schlaf jeht aber f0 tut (l),
als ob meine diefen Punkt betreffenden
Ausführungen ganz überflüffig gewefen,
nicht durch feinen groben Fehler oeranlaßt
worden wären, wenn er in dem Lofer
den Glauben zu erwecken fucht tl), ich hätte
in übel angebrachter Schulmeifterei eine
ganz unnötige Belehrung an den Mann
bringen wollen, fo muß ich dagegen ener-
gifäf proteftieren. Das war nicht hübfch
von Herrn Johannes Schlaf."

Jch erkläre, daß diefe Auslaffung des
Herrn Prof. Meifel eine Beeinträchtigung
meiner fachlichen Reputation in diefer
Angelegenheit bedeutet, die ich mir ganz
unmöglich öffentlich fo mit Ausfchluß
jeder Verwahrung gefallen laffen darf!
Urn fo weniger. ale fie fichf genau zu-
gefehn, mit nichts rechtfertigt!

Was den „groben Fehler" bezw.
Elementarfchnihcr betrifft, den ich mir tat-
fc'iehlich in meinem Auffaß im l. Angriff-
heft von „Nord und Süd“ habe zu
fchuldcn kommen laffen. fo fteht es damit
foh daß ich ihn bereits oor der Kontro-
verfe- die ich mit Herrn Prof. Meifel in
der „Frankfurter Ztg." hatte, öffentlich
gage-.ftanden habe. Nämliä) in einem Auf-
faß in den „Leipziger Neueften' Nach-
richten" vom 5. Auguft. Ich hatte Herrn
Prof. Meile(in der „Frkft Ztg." vom
12. Anguft zwar nicht auf jenen Auffah

der „Leipziger Neueften Nachrichten", wohl aber darauf im allgemeinen aufmerkfam gemachh daß er mir des langen und breiten einen Elementarfehnißer nachgewiefen habe» den ich inzwifchen bereits öffentlich eingeftanden hätte. Nun kommt aber noch hinzu, daß Prof. Mecfel, wie er das iiberhaupt unfre ganze Kontrooerfe hindurch fortwährend getan hat, wieder einmal iiber eins glatt und* oollftändig hinweggeht, nämlich dariiber, daß iehin jenem Auffah der „Frkft, Ztg.“ vom 12. -Auguft der Mitteilung. ich hätte meinen Elementarfchnifzer inzwifchen öffentlich eingeftanden, ausdrücklich hinzugefügt hatte: „Nämlich anftatt mit wirklicher Aufmerkfamteit auf den Hauptinhalt meines Auffahes (im erften Auguflheft aon „Nord und Süd“) einiugehm auf die Feftftc-llung der Jupiterfchleife und die tatföchlich rückläufige Bewegung Jupiters, begnügt auch er (Herr Prof. Meifel) fich, mir ein Verfahren ausführlich und breit nachzuweifen, da? zu korrigieren fchließlich ja doch wohl die Intelligenz jcdcs halbwegs gefcheidten Menfchen genügt haben wiirde."
So ftcht die Sache. Prof. Meifel aber wird leider nicht gewahr, daß er fich ein Zugeftändnis von mir zureehtlegt, das gar nicht vorliegt, nämlich ein befondere?- Zugeftiindnis gerade an die gegen meinen Schnitzer gerichtete Ausführung feines Auffaßes in der „Frkft- Zur" vom 6. Auguft. die ich .alfo vielmehr angefichts meines bereits öffentlich erfolgten Zugeftändniffes. und andrerfeits'deshalb als völlig überflilffig ablehnte, weil fie über das eigentliche Wefen meiner fo wichtigen uud fo auffallenden Jupiterfefteflung binwegging!
Wie verhält es fich nun aber weiter damit- - daß Herr Prof. Meifel iu feinem zweiten Auffah, vom 15, Auguft „auf diefen Punkt dann nicht weiter zurückgekommcn fei“'?
Nunx mir fiir meinen Teil ift wirklich nur fo viel bewußt, daß Prof. Meifel trotz _feiner nachträglich-2m gcgenteiligen Behauptung dennoch noch einmal auf ihn urüägekommen ift und daß er das einfach oergeffen hat! Und er ift fogar aber: mals mit der bereits gekennzeichneten Ausführlichkeit „auf diefen Punkt“ zurückgekommen! Odec ich wüßte anders nicht* wie folgende Stelle, die ich aus feinem Auffaße nom 15. Auguft wörtl ch hierherfehe, zu oerftehn fein follte: „Wenn mich

auch das warme Lob (nun. nunll. das
Herr Schlaf meinen Ausführungen (weniger
doch wohl ihnen. als dem eingehenden
fachlichen Intereffe als folchem. das Herr
Prof. Meifel mit feinem erften Auffaß
an meiner Jupiterfeftftellung befundet
hatte!) fpendct. aufrichtig freut. fo fehe ich
doch mit Bedauern. daß er den Kern der
Sache . . . immer noch nicht richtig ver-
ftanden hat - es bleibt niir nichts übrig.
als das Wefen der relativen Bewegung
von Grund aus zu erklären.“ Was denn
nachher auch recht ausführlich gefchieht
Ich denke alfo: Herr Prof Meifel
war. entgegen feiner jeßigen Behauptung.
demnach noch mal ..auf diefen Punkt“ zu-
rückgefommen. Infofern nämlich feine
Ausführungen über relative Bewegung
und ihr Wefen fich ja. feiner eignen aus-
drücklichen Erklärung nach. als Nachweis
..meines groben Fehler-:1“ (des bewußteu
Schnitzer-s) darftellcn wollen!
Wenn ich nun alfo in meinem Auffah
im 1. Oktoberheft vou ..Nord und Süd“
noch einmal erklärt habe. daß Herrn Prof.
Meifel-s Ausführungen iiber relative Be-
wegung auch in feinem zweiten Auffah
vom 15. Anauft überflüffig und durch
mein fogar fchon vor feinem erften Auffatz
(vom 6. Auguft) erfolg'tes öffentliches Zu-
geftäudnis meines Schnißers erledigt war.
überflülfig war zudem deshalb. weil Herr
Prof. Meifel verabfätnmt hatte. auf das
eigentliche und wefen lichfte meiner Jupiter-
feftftellung einzugehn. fo weiß ich wahr-
haftig nicht. wiefo mir Herr Prof. Meifel.
und noch dazu gleich iu einem fo anzüg-
lichen Ton. daraus einen Vorwurf macht!
Ich könnte ja doch beim beften Willen
nicht anders. als Herrn Prof. Meifel. fo
lange er überhaupt dabei bleiben würde.
immer wieder darauf anfmerlfam machen.
daß alle diefe feine Ausführungen über
relative Bewegung völlig überflüjfig find.
da er im übrigen beftc'indig unterlaffen
würde. was unter allen Umftändeu nicht
unterlaffen werden darf. wenn die Kontro-
verfe Sinn und Berftand haben foll:
nämlich vor allen Dingen erft
mal auf meine Hauptfache und
auf meinefpeziellernIupiter-
feftftellungen einzugehn und
fie zu uuterfuchen!
Was ich im iibrigen hier alfo mit aller
Entfchiedenheit zurückzuweifen habe. ift der
Umftand. daß Herrn Prof. Meifels Mit-
teilung den Anfchein erweckt. ich hätte

ihm in meinem Auffaß vom 12. Auguft
lediglich klipp und klar und ..bereitwilligft*
meinen Irrtum zugcftanden! Herr Prof.
Meifel hat, durchaus unzuläffiger Weife.
unterlaffen. feine Mitteilung dahin zu er-
gänzen. daß ich. bereits damals.
und nicht erft in meinem Auffaß im
1. Oktoberheft von ..Nord und Süd“. ihm
erklärt habe: feine langen und breiten
Ausführungen über den Schnitzer und
über Relatioität feien ü b e rf l ü ffi gt
- Ich follte meinen. das gibt der Sache
ein recht fehr andres Geficht!
Mit aller Entfchiedenheit
und allem Nachdruck vet-wahre
ich mich dagegen. daß ich. etwa
gar in einer Weife. die einer
anftändigeu Kontronerfe ent-
gegen fei. erft nachträglich mit
jener Erklärung der Ueber-
fliiffigkeit von Herrn Prof.
Meifels Ausführung über
relative Bewegung gekommen
fell Sondern es ftehtjetzt aus-
drücklich und uachgewiefener-
maßen feft. fo daß ich Herrn
Prof. Meifel von Anfang an
zur eigentlicheuSachc gerufen
h a b e !
Es fei mir jetzt nur gcftattet. mich
gegen den Ton zu verwahren. deu
Prof. Meifel bei Gelegenheit der dies-
m-iligen weitern Ausführung über relative
Bewegungen anwendet.
Er fagt. um zunääjft den fachlichen
Zufammenhang *noch einmal in Erinnerung
zu bringen: ..Er (Schlaf) bemängelt
meine Definition der Bewegung eines
Punktes als eine relative Lagenoeränderung
gegen andre Punkte uud will fie ftatt
deffen als den Zuftand einer grad- oder
krummlinig fich oollziehenden Veränderung
bezw. Weiterriickung feiner jeweilig momen-
tanen Lage im Raum definieren. Grade
das alfo. was für die relative Bewegung
w efe n t l i ch . nämlich die Lagenver-
änderung gegen andre Punkte. will er
ftreirben.“
Ich tnöäfte Herrn Prof. Meifel hier
‚wohl in aller Höflichkeit um gefälligfte
Aufklärung erfuchen. warum er denn hier
abermals über eine. wahrlich durchaus
rechtfchaffcne und richtiger Feftftellung bloß
fo hinwcgfchweigt. anftatt fie oorerft ein-
mal gehörig zu berückfichtigen? Und
warum er überdies meine eigentliche De-
finition von Bewegung. die ich in Paren-

thefe hinzugefügt habe- und die Bewegung
in jedem wefentlichften Betracht oon
V ola rität aus definiertf fo abfolut
wortlos übergangen hat?!
Wenn Herr Prof. Meile(hier mich fo
fcharf angehende Dinge durchblicten laffen
wollte wie; ich hiitte meinerfeits die
Kontroverfe nicht anfti'iadig durchgehalten,
fo hätte er weiß Gott denn doch wohl
nur alle 11rfache gehabtf etwas gewiffen-
hafter und weniger nachliiffig und
drüberhinwegfihweigend fich zu verhalten!
Jm iibrigen aber ift es noch nicht
mal wahr, daß ich den fo kompletten
Unfinn begangen hätte! „gerade das, was
fiir die relative Bewegung w e f e n t l i ch f
nämlich Lagenoeriinderung gegen
andre Bunkte," . . . zu „ftreichen"! Wie
könnte ich das und hätte ich-Z gekonnt, da
uns doch jeden Augenblick eine folche
Lagenoeränderung oon “punkten unmittel-
bar finnfiillig ift! Ich habe außerdem
Herrn Vrof. Meifels Definition von Ve-
wegung weniger „bemängelt“, wie er fich
auszudrücken beliebt* fondern habe fie
pofitiv als unrichtig nachgewiefen!
Und dagegen meine lediglich fehr rich-
tig e und fogar einzig mögliche Definition
von Bewegung gefteht! Denn die Lagen-
ueränderung eines' Punktes gegen andern
ift nicht das Wefen der Bewegung, fondern
lediglich ein Merkzeichenf an dem
wir Bewegung konftatieren können!
Wieder habe ich einmal mit allem
Nachdruck zu riigen, daß Herr Prof.
Meifel über die wefcntlichften Ausführungen
einfach hinweagegangen ift! Ich fürchte
aber, daß daran mit Ausdrücken wie „ge-
radezu köftlich naive Frage" durchaus
nicvts beffer gemacht ift! - Bekümmere
fich doch Herr Prof. Meifelf was zudem
nichts weiter als feine Pflicht ift, ge-
fälligft erft einmal um das, was ich we-
fentlich ausgeführt habe, gehe er doch erft
ordentlich fachlich darauf ein, alsdann mag
es fich erweifen, ob er noch einen Augen-
blicf iiberhaupt imftande fein wird7 nur
mit folchen herabfehenden Redensarten wie
„geradezu köftlicl) naioe Frage“ zu kommen!
Daß Herr Vrof. Meifel auch diesmal
die „Verfriihung des roten Flecks" en
bagalelle und mehr als en bagatelle
behandeln kann natiirlich kaum noch
Wunder nehmen, fo fpaßhaft es nach-
gerade auch wirken muß! Er zieht nun
eben einmal endlos feine „Relatioität der
Bewegung" da in die Breite und fieht

dabei weder rechts noch links.
Ich denke, 'nach wie vor bleibt es
dabei: auch Hern Prof. Meifel hat meine
Jupiterfeftftteflung fo wenig wiederlegt, daß
er fogar iiberhaupt fo aut wie gar nicht,
oder doch, wie mein Auffatz im l. Ok-
toberheft handgreifliai genug nachgewiefen
hat, in geradezu befremdlicl) unzureichender
und fchwächlicher Weife auf ihre eigent-
lichen Ausführungen und die fo wichtigen
planetarifchen Zuftändlichkeiten Jupiter-s
eingegangen ift, die ich für die Zeit vom
10. Mai d. J. bis zum ll. Juni nach-
gewiefen habe]
Wie wenig ich aber Veranlaffung habe-
mir eine Tonart und zudem eine fo nach.
(affige Kontroverfe bieten zu (offen, wie
Herr Prof Meifel fie mir zugemutet hat-
dafiir in Kürze noch eine weitere Bett-affi-
gung, die meiner Feftftellung hinfianlich
der Vlaneten-Jiiickläufigkeit inzwifchen noch
fehr auffallend zugute gekommen ift.
Mars hatte im vorigen Jahr feinen
1. ftat. Punkt im Auguft. Ca. einen
Monat fpäter, im September, zeigten fich
jene fo auffallenden und auffehnerregeudm
Anomalien feiner Oberfläche, die damals
von Prof. Hale beobachtet wurden. -
Ferner: Jupiter hatte feinen 1. ftat,
Punkt dies Jahr am 1. Februar. Wieder
fingen ca. einen Monat darauf jene fo
auffallenden und auffehuerregenden Ano-
malien feiner-Oberfläche an, fich zu zeigen,
die damal? von Vh. Fauth in Landsftubl
beobachtet wurden. Außerdem nom 1. April
bis zum 7. Mai - wo er fehr auf-
fallenderweife fo ganz plötzlich wieder ver-
fchwand »- jene gänzlich ungewöhnliche
Schriigzone, die oon dem Aftronomen
Bolton beobachtet wurde. _ Drittens:
Mit großer Spannung erwartete ich aus
guten Griinden für Ende September oder
Anfang Oktober irgendwelche Nachrichten
iiber Anomalien auf dem Saturn, der im
Auguft d, J, feinen l. ftat. Punkt
hatte und augenblicklich rückläufig ift.
Nun, promt wurden meine Erwartungen
erfüllt! Denn in Bd. 186 Nr. 4445.5
der „Aftrom Nachrichten" brachte der
Florenzer Aftronom Mentore Maggini eine
Mitteilung für eine hochintereffante leuch-
tende buckelfd'rmige Vrotuleranz, die fick;
in der Nacht vom lt). bis zum 23. Sep-
tember auf dem fiidlichen Acquatorbaud
fteheud auf den tliingfchatten proji-
zierte und von der er eine„ der Mitteilung

beigegebene. Photographie
hattet
Mehr als auffallend ift hier an gleich
drei Daten der Umftand. daß fo durchaus
* feltene und zum Teil feltfame Anomalien
-fich gerade immer einen Monat nach dem
l. fiat Punkt gezeigt hatten. um übrigens
von da ab fiir eine ganz beftimmte Zeit
der Riickliiufigkcit anzudauern oder noch
weitern Platz zu machen; wie dies na-
mentlich auf Jupiter fich ereignete! Nam-
lich bis zu einem Zeitpuntt. der wieder
nicht über ca. einen Monat vor dem
2. fiat. Punkt hinausgingl
Ich denke. es ift zu verftehn, was ich
meine. Nämlich foviel. daß jene Ano-
malien die Refultate einer gerade in diefem
Zeitraum jedesmal einfehenden weftliehen
Strömung find. die das Nefultat. einzig
das Nefultai einer tatfcichlich nach Weften
zurückgehenden Bewegung der Planeten ift
und die die im iibrigen beftündig weiter
beharrende und vorherrfchende gewohnte
öftliche Strömung bis zu einem gewiffen
Grade fo lange irritiert. bis der Planet
um den 2. ftat. Punkt herum wieder in
feine gewohnte öftliche Umlaufsrichtung
hinein konnte. womit ja die Urfache einer
weftlicheti Gegeuftrömung in Wegfall
kommen mufi!
Ganz unmißverftcindlich erhellt das
aber noch daraus. daß feine Schriigzoue
auf Jupiter z. B. als ein direktes Jnein-
ander weftlicher und öftlicher Strömung
erkannt wurde] Und auch die Saturn-
protuleranz bot fich deutlich als eine
blafenförmige Auftreibung. die nur durch
aufgenommen
eine zweifeitig aufeinandertreffende Ober-
flächenftrömung zuftandekommen konnte.
Zn fernerm lieberfluß bin ich aber
durch augenblickliäje weitere Beobachtungen.
die ich feit Juli am Saturnfchatten mache.
in der Lage. den unwiderleglichen Nach-
weis zu leiften. daß Saturn fein Licht
ganz unmöglich von einer in der Mitte
des Suitems ftehenden Sonne empfangen
kann. fondern daß er einzig von einer
in der Ekliptik kreifenden Sonne beleuchtet
wird. fo daß wir den Saturnfchatten von
der Mitte des Shftems aus erblickenl
Es fteht demnach fo. daß ich einer
Nachprüfung meiner Jupiterfeftftellung bei
der nächftjiihrigen Rückliiufigieit Jupiters.
die ich nachgerade wohl von den Aftro-
nomen zu verlangen das befte Recht
habe. mit aller Ruhe entgegen-

fehu darf! Auch mit meiner Saturn-
feftitellung. die ich fo bald wie möglich
veröffentlichen werde, wird die Aftronomie
fich abzufinden haben.
Soviel! - Jch hoffe. daß meine Aus-
führungen dem* wie nachgewiefen wurde.
nichts weniger als gerechtfertigtc-n. ja un-
ftatthaften Eindruck. den Herrn Prof.
Meifels Ausführungen auf den Lefer. zu
meinem ganz entfehiedenen und noch dazu
unverdienten N a ch t e i l. hervorrufen
müffen. in der geeigneten und gebotenen
Weife modifizieren werden,
Mit ausgezeichneter Hochachtung
Jhr fehr ergebener
_[0i13l1l188 Zcnlat.

Aufruf
zu einer Sammlung für ein
Fritz Reuter-Nationalmufeum

Am 7, November 1810 wurde Fritz Reuter geboren.

Als Huldigung fiir den großen Mecklenburger. deffen ..olle Ka-
mellen“ in Nord und Süd durch ihren Humor und ihr tiefes Gemüt
volkstiimlich geworden find. hat der Unterzeichnete eine Fr i ß .N e uter-
Hundertjahr-Ausftellung in Berlin veranftaltet. die
dort am 12. Juli 1910. dem Tode-stage des Dichters. im K 1'i n ftler-
haufe eröffnet worden und Anfang Oktober ins Abgeordneten-
ha us übergefiedelt ift. Hier nun. inmitten der fnftematifch geordneten
Sammlung von Büchern. Bildern. Schriftftiicken. Skulpturen. perfönlichen
Andenken und Erinnerungen jeder Art. die eine anfchauliche Wanderung
durch fein Leben und Schaffen gewähren. wurde am 7. November die
Wiederkehr feines hnndertften Wiegenfeftes gefeiert. '

Auf dem väterlichen Schreibfekretär. woran unfer Poet feine Haupt-
werke gefchriebeu hat. ift ein Buch ausgelegt mit der Aufforderung:

Seht. Freunde. euch an Reuters Pult.
Tragt ab hier eine Ehreufchuld.
Wenn euch gefällt. was rings ihr fcht.
Daß Sein Mufeum draus cutfteht!
So jung as old. man iimmer 'rau.
Un gew icdein' all wat hei kann!

Biele Befucher haben Baufteine geftiftet. aber noch lange nicht
geniigend zur Verwirklichung eines Neuter-Mufeums.

Das vaterländifche Unternehmen ift von angeiehenen Perföulichkeiten
und Preßorgauen mit lebhafter Zuftimmung begrüßt worden. So fagt
der Reichsbote: ..Der Beranftalter trägt fich mit dem Plan. ein Reuter-

Mufeum zu begründen; was um fo mehr zu wiinfchen wäre als die
vielen wertvollen Sachen jetzt in aller Welt verftreut find; im Brioatbefiß
fich allgemach verlieren wiirden uud nur in ihrer Vereinigung das An-
denken an den großen Sohn Mecklenburgs voll und ganz der Nachwelt
überliefern können/H und die Mecklenburgifche Landeszeitung: „Die
Reuter-Ausftellung ift eine Sehenswürdigkeit erften Ranges und hohen
Charakters. die Dauer und Beftand haben follte; nicht wieder verfchwinden
dürfte; fie fcheint fo gefiigt und gebaut zu fein; als wäre fie nicht fiir
etliche Monate gefchaffem fondern als wiirde hier fchon ein Reuter-
Mufeum uns erfchloffem das ja leider noch immer auf fich warten läßt.
Wo wirds erftehn? und wer hilft? Kein befferes Monument könnte
unferm Frißing errichtet werden. als ein Neuter-Nationalmufeum.“
Dies; wie die Begeifterung der Ausftellungsbefucher; fpricht offen
dafür; daß es der wahrhaftige Wunfch vieler Verehrer und Berehrerinnen
Frih Reuters ift; ihm eine bleibende Weiheftiitte zu bereiten; wo fie alle
immer aufs neue Anregung empfangen und des mecklenburger Klaffikers
wie feiner Schöpfungen dankbar gedenken.
Zu folchem idealen Zweck mögen die Gaben reichlich fließen! Die
Neichsbank und ihre fämtlichen Zweiganftalten
nehmen Einzahlungen auf Girokonto „Reuter-
Nationalmufeu m“ *- für die Einzahler koftenfrei - entgegen.
Wie fagt doch Fritz Reuter?
‚Doch wat ein' gelben will; dat gew hei bald!“
Berlin W., Geuthinerftr. 15;
7. Nov. 1910; am 100. Geburtstage Reuters.
' prof. l)r. Aarl Theodor Gaederg.
Diefen Aufruf befürworten u. a.: Reichsbankpräfident Wirkl. Geh.
Nat Han enft ein. Dr. BSc-ingriier; Amtsgerichtsrat; Vorfißender des
Vereins für die Gefchichte von Berlin. B o d e n„ Herzogl. Brannfchweig.
Geh. Legationsrat. Dr. Hu g o B ö t tg er„ Herausgeber der Burfchen-
fchaftlicheu Blätter. Fehr. v. Brandenftein. Großherzogl. Mecklen-
burgifcher Gefandter. F ii r ft v o n B ü l o w, Prof. Dr. F el ix D ah n;
Geh. Juftizrat. Dr. D r öfch er. M. d. R. Dr. v, Eu cke n- Adden-
haufen; Großherzogl. Lldenburg. Gefandter. Ern ft Friedel;
Geh, Reg-Rat; Stadtältefter von Berlin; VorfitzenderF des Vereins
Brandenburgia. Dr. Ludwig Gang h ofer. Gta ef; Amts-
gerichtsrat; M. d. N. Prof. o. Großheim; Geh. Baurat. Bräfident
der Akademie der Künfte. Dr. Oskar o. Öaf e. Geh. Hofrat,

Dr. K l ii g m a n n. Hanfeat. Gefandter. v, K r ö ch e r. Wirkl, Geh.
Rat. Bräfident des Abgeordnetenhaufes. K ü h n e r. Stadtrat von
Eifenach. Dr, L e n tz e. Finanzminifter. Syndikus L i n ck. M. d. R.
Dr. Baut Lindau. Fehr, v. Maltzan-Bockatel. M. d. R.
Dr. N e b e. Großherzogl. Sächf. Mia-Direktor. H e r m a n n N i e ß e n.
Bräfident der Deutf chen Biihnengenoffenfchaft. v. O e r tz e n. M. d. R.
und des Abgeordneteuhaufes. E r n ft V e te r s - H o l d o r f. Vrofeff or
Ludwig Vietfch. Dr. Wilhelm Raabe. v. Reftorff.
Major a. D.. Vorfitzender des Vereins Mecklenburger Herren. Dr. V e t e r
R o f e g g e r. Dr, S a r r a z i n. Geh. Ober-Baurat. Vorfißender des
Allgem. Deutfchen Sprachvereius. S ch mi e d e r. Oberbürgermeifter von
Eifenach. Frhr. v. S ch o r l e m e r. Minifter für Landwirtfchaft. Vrof.
Dr. Richard Schroeder. Geh. Hofrat. Alfred Schultz-
E n g e l h a r d. S ch u ft e h r u s. Oberbiirgermeifter von Charlottenburg,
Friedrich Spielhagen. Julius Stettenheim. Albert
T r a e g e r. Geh. Juftizrat. M, d. R. und Abgeordnetenhanfes.
v. Treuenfels-Klenz. M. d. R. Vrof. Johannes Trojan.
F r a n z W a g n e r. Juftizrat. Vorfitzender der Vereinigung alter
Burfchenfchafter, K u rt W a l t h e r. Rat. Generalbevollmächtigter der
Reuterfchen Erben. Dr. W e n d l a n d t. Mitglied des Abgeordneten-
haufes. Dr. Adolf Wilbbrandt. Juli_us Zimmermann.
Ehrenbürger von Sternberg.

83111-42" (1N ZaÃ¤lscksp WSWZWWM
Maus dk. Jebajm-Zob-a-Lvaob
0i9|0 dk. U'kocvvekg
'oe-'18|'e |)-. Mlksobvet-Z
Mer-*eoxjmmokn'ocbe Pr. Mikocbvape
''aus .cab-q
IpeioÃŸfimmot- '(ebkl
''sinkeÃŸtauranv :able-mom'
NDMFZDLO.-

811.1 2

YZ .u

M i I l a i s :
MÃ¤rchenerzÃ¤hler
...U-

WS“
cDeutfehe Halbmonarsfbhrifi
Wegeben bMyrEumRaölmier

..._
*7,7.
, ,_.z
„..- .. *.-
- . Org. *

MäuudSüdsMistxmxliesres
55, Zahrg. Bd. 135 Heft 5 Erftes Dezemberheft l9l0

,Or an {Yerncuenji n v re'n' n
6e1gfâ€™effiug'69efefffflÃ©ajgf e l [gu g
U117) â€žC eFFjnZ-Hoch [chufe gu Serum

Regierungsrat Kurd von Strauß:

Oefterreich

Der Sommer fiihrte mich zu einer nationalpolitifchen Studien-
reife in das oftdeutfche Kaiferreirh, die zugleich eine Erholung in der
herrlichen Alpennatur bedeutete, Reicht doch das Hochgebirge bis zum
Semmering und faft vor die Tore Wiensf das fich die Berliner Stadt-
däter mit feiner weitfchauenden Gemeindepolitik in Beziehung auf
Lungen einer großftiidtifchen Steinwüfte (Waldi Vark und Wiefen) zum
Vorbild nehmen follten und wirklich fortfchrittlich wiirden. Dabei ift
das alte Wien mit feinen engen hohen Gaffen und gewölbten Erd-
gefchoffen troß aller baulichen Schönheit wenig gefund, wiihrend die
leidigen Berliner Arbeiterkafernen beffer als ihr Ruf find. EZ ift drin-
gend erwünfchtf daß der Reichsdeutfche nicht nur in die Schweiz, fondern
auch in die gleich fchönen und malerifchen öfterreichifchen Ulpenländer
zieht- die durch die Tauernbahn jetzt auch eine verbefferte Verbindung
mit Deutfchland aufweifen, Die Reife aus Oftdeutfchland in die öfter-
reichifchen Alpen im weiteren Sinne ift kürzer und billiger als nach der
Schweiz- höchftens ins Salzkammergut gelangt der DurchfGnittZreifende
aus Deutfchland,

Schon in Auffee- obwohl nur 20 Minuten mit der Bahn vom Hall-
ftätter See und 1 Stunde zu Fußf gehört der Reichsdeutfche»zu den
Seltenheitenf troßdem hier erft die alpine Sihönheit Oberfteiermarks
beginnt. Der Paris-Wiener Zug durchfährt bezeichnenderweife nachts
das Gefäufe den Durchbruch der Enns zwifchen den Firnen des Hoch-
fchwebs und des Gr, Buchfteinsr der landfchaftlich der Schweizer Aara-
fQlumt gleichfteht. Kein Reifender fieht diefe? Meifterftück der Natur.
Nicht weit davon flammt ein Berg wie ein lohender VulkanX ein tat-
fc'ichlicher Feuerbergf der Erzberg bei Eifenerzf wo im Tagbau das Eifen
durch Ausfchmelzen gewonnen wird. Doch genug der Naturfch'onheit der
füddeutfchen Oftmark, die uns dank Bismarcks genialem Weitblick auch
wieder politifch nahe gerückt ift- als ob 1866 das Band nicht zerriffen

hätte. Als ich am denkwürdigen Sonnabend vor mehr als Jahresfrift
im Frühjahr in Wien weiltej wo die Antwort auf das Ultimatum von
Serbien und der Krieg erwartet wurde da erfcholl die Stadt von Be-
geifterung für das ftammesgleiche Weftreich mit feiner Nibelungentreue.
Auch die zunächft bedrohten Magyaren mußten Deutfchfreundlichkeit
vorfchüßenf während tfchechifche Regimenter ziemlich offenkundig meu-
terten und ihrem flavifchen Gefühle für das ferbifche Brudervolk freien
.Lauf ließen.
In diefem Spätfommer wurde wirtfchaftlich und fogar von den be-
fonders zweifelhaften Ungarn die Nibelungentreue zum zweiten Male
in fo kurzem Zeitabftand bewiefen. Am Geldbeutel ift jedermann emp-
findlich und Deutfchland befißt noch kein Rentnervermögen, nur ein
fteigendes Arbeitseinkommen. Die Geldhilfe war nicht minder bedeut-
fam und traf in eine Zeit der Kapitalknappheitf wiihrend in Paris Geld-
flüffigkeit herrfchte, In beiden ernften Fälleni wo das Dafein des
Donauftaates auf dem Spiele ftand, wurde der Beiftand ohne die For-
derung irgendeiner Gegengabe geleiftetf insdefondere keine Gewähr da-
für verlangti daß daß führende Volkstum der Oftmark, da2 das Reich
erft gefchaffen und dann erhalten hatte, den ihm gebührenden Vlaß im
Staate und in deffen Leitung wieder empfingef um ihn dauernd zu be-
fißen. Bülow begann mit diefer vorausfeßungslofen Unterftüßung des
Genoffenf die im eigenen Lande die Slavenflut fchwellen und die
Deutfchen vergewaltigen läßt, wiihrend die Magyaren in offenem Ge-
feßesbruche unfere Brüder entrechtem obwohl einft hauptföchlich das
alte deutfche Reichsfchwert ihren Staat erobert und vom Türkenjoch
befreit hat.
Auch der neue Kanzler folgte diefer etwas gar zu vertrauenßfeligen
Spurl die auf der deutfchfreiheitlichen Seite Oefterreichs mit Recht kein
Verftändnis gefunden hat. Man war dort freudig bereitl ftaatliche Ge-
währ für die gefchichtliche deutfche Vorherrfchaft zu geben. Nur die
deutfche Klammer hält das volklich buntgefcheckte Oefterreich zufammenr
das die Ergänzung des deutfchen Weftreiches bildetf was ja auch in der
gemeinfamen Heeresfprache zum Ausdruck kommt, deren Gebrauch der
Thronfolger von feinem militärifchen Gefolge auch im Vlaudergefpräche
verlangt. Die dienftlichen 60 Befehlsworte find aber ein mangelhafter
Sprechkitt-_da ihnen die Regimentsfprachen entgegenfteheni in denen
fich das eigentliche militärifche Leben abfpielt. Ungarn hat fogar die
Dreiftigkeit. für feinen ganzen Erfaß magyarifch als Regimentsfprache

.u fordern- und diefen (maßlofen Unfpruch bewilligt erhalten- die
2% Millionen Deutfch-Ungarn find daher kriegerifch fogar im Reichs-
heer - Magyareny wie die gefamte Honved (Landwehrx obwohl der
herrfchende Stamm nur ein Drittel der ungarifchen Bevölkerung aus-
macht und 1 Million iogenannte Magyaren bloß äußerlich magyarifierte
Deutfche find- wie auch in der anderen Reichshälfte 1 Million Deutfcher
vertfchecht findf was die urtichechifchen cFührernamen wie Jungmann,
Heroldf Greger- Rieger- Freßl- Niederle u, a. m. fchlagend beweifen.
Die nieder-er rohere- aber kräftigere Kultur hat die höhere Gefittung
und deren Träger aufgefogen- was befonders deutfches Schickial zu [ein
icheint. Am widerftandsfähigften haben fich die Mofelfranken erwiefen-
die Siebenbürgen im 13. Jahrhundert befiedelt und gegen die Türken
gehalten haben, Diefe deutfche Wacht auf den Karpathen tut noch heute
ihre Pflicht als äußerfter Vorpoften unferes Stammes im Donauftaat.
Das harte bajuvarifche Holz der anderen Südoftmärker ift ziemlich weich
geworden und die gemütliche Schlaffheit neben dem Vergnügungshang
ift eine Eigentümlichkeit der Oefterreicher geblieben. Die thüringiich-
fränkifchen Deutfchböhmen find fchon tatkräftiger und bilden das wirt-
fchaftli>)e Rückgrat nicht nur ihres Kronlandes.*)
Bekanntlich haben unfere Volksgenofien und gerade die jetzt am
meiften deutfchbewußten und opfermutigften durch die unterfchiedslofe
Gewährung ftaatsbürgerlicher Rechte an die übrigen kulturell noch gänz-
lich unentwickelten Völkerichaften des weiten Reiches ihr eigene-Z natio-
nales Mißgefchick berichuldeh das fie bei richtiger Erkenntnis der natio-
nalen Leidenfchaft der flavifchen und magyarifchen Staatsgenoffen vor-
ausfehen mußten. Unter der Flagge eines falfchen Liberalismus trennte
fich das ftaatSverräteriiche Ungarn vom Hauptftaate und unterwarf die
anderen Mehrheitsvolkheiten feiner unauSgebildeten mongoliichen
Sprache; find doch die Magyaren die nächften Verwandten der Türken
und Finnen und ihre Sprache die ungefchlachtefte Europas, ohne jedes
wirkliches Schrifttum, was die beiden andern finnifch-ungarifchen
Stämme wenigftens aufweifen können. Dazu ift die Rafle glücklicherweife
ftark flaoifiert und germanifiertt fo daß blonde Haare und blaue Augen
keine Seltenheit find. Die Aufdrängung der magyarifchen Sprache er-
fcheint daher bei diefen kaum noch echten Mongolen als eine befondere

*) Teutfch, Bilder auB der vatcrlündiichen Gefchichte, 2 Bdc. Der Verfaffet- der
Sohn des berühmten SachfenbifchofR ichildert die kraftvollen Geftalten der deutfchen
Siebenbürgner mit echter Heimatsliebe und deutfchem Volksgefiihl,

Anmaßung. zumal fie gefeßlich gar nicht feftgelegt ift. Aber fchon als
Staatsfprache für das ungarifche Gemeinwefen ift fie ein gefchichtlieher
Widerfinn. da bis 1848 Latein die Amtsfprache war und fodann unter
Bachs vielfach verkannter einheitlicher Verwaltung das Deutfche mit
Recht bis zum Ausgleich von 1867 an feine Stelle trat. den nur ein Aus-
länder. wie der preußenfeindliche Ränkefchmied. der Sachfe Beuft. zum
ichweren Schaden des Oefterreichertums fchließen konnte
Hierzu kommt. daß die magnarifche Regierung eine Preßtäufchung
im großen Stil auf die Steuerkoften der nicht magyarifchen Völker-
fchaften treibt. der gerade in Deutfchland felbft die unabhängigften Zei-
tungen ahnungslos zum Opfer fallen. Der unechte Magyare Graf Khueu.
ein einfamer Tiroler. hat die Banater Schwaben bei der leßten Reichs-
tagswahl in regierungsgewohnter Weife betrogen. indem er ihre opfer-
willigen Bemühungen zur Befeitigung feiner Gegner annahm und ihre
Kandidaten zu unterftützen feierlich verfprach. um ihnen dann im letzten
Augenblicke mit Gendarmenhilfe Regierungskandidaten entgegen-
zufeßen. Dies nennt man in Ungarn Worttreue und Wahlfreiheit. Die
irregeleitete deutfche Preffe freute fich des Wahlfieges. der keinen Deut-
fchen in den ungarifchen Reichstag brachte. Diefe Vorgänge müffen das
amtliche Deutfchland zur Borficht mahnen. zumal das ungarifche Amts-
blatt die deutfche Geldhilfe damit begründete. daß der ungarifche
Staatskredit fo gut wäre. daß wir ihm gern 1/2 Milliarde anvertrauten.
Nein. der ungarifche Staatskredit ift nicht beffer als die üble Pefter
Börfe. aber der deutfche Banater Bauer verdiente Unterftüßung. Alles.
was an der ungarifchen Regierung ehrlich und nicht kavaliermäßig
liederlich ift. ftammt von den Deutfchen. die teilweife in magyarifcher
Sprachvermummung die Minifterien füllen. aber nicht als felbft-
bewußte deutfche. fondern als rückgratlofe Regierungsdiener. die ihre
angeftammte Sprache dienftlich verleugnen. In diefer Ausnußung des
deutfchen Elements liegt die Stärke des Magyarentumes. das von
großer pvlitifcher Begabung ift. die wir uns zum Vorbild nehmen follten.
Denn nationale Rückfichtslofigkeit ift eine Tugend. die gerade unfere ge-
fährlichften Widerfacher. die Engländer und Franzofen. in für uns un-
liebfamer Weife befitzen und zielbewußt betätigen.
Diesfeits der Leitha liegt das Verhältnis fiir die Deutfchen nicht
weniger ungünftig. Sie find felbft gefpalten. Was der deutfche Libe-
ralismus früher gefündigt. hat er jeßt national trefflich wettgemacht.
Die deutfÖ-freiheitlichen Parteien haben fogar die ftarke chriftlich-foziale

Vartei foweit mitgeriffen- daß fie fich deutfch gebärden muß und wohl
auch die Mehrzahl ihrer Anhänger fich diefer nationalen Pflicht immer
mehr bewußt wird. Der feudale Grundbefiß- eine fehr gemifchte Gefell-
fchaft höchft zweifelhafter ausländifcher Herkunft, macht ebenfalls mit
den Feinden des Deutfchtums gemeinfame Sache fchielt aber ftets nach
der Hofburg, ift alfo auf Befehl des Thronfolgers ficherlich im Ernftfal]
fügfam, Auch wollen wir die volksbewußten deutfchen Edelleute mit
großem Befiß nicht vergeffen, wie die Auersperg* Noftiz u. a„ die treu
zu ihrem Volkstum ftehen, Auch hier wiirde ein fonft uneigennüßiger
Druck aus Berlin fehr heilfam fein, da er dem Wohl des öfterreichifrhen
Gefamtftaates gilt„ deffen Führung nur deutfch fein kann. Wir dürfen
und brau>)en daher gar nicht zaghaft mit unferen wohlgemeinten Wün-
fchen zu fein, nachdem wir folche Proben unferer Selbftlofigkeit gegeben
haben.
Unfer reichsdeutfcher LiberaliZmuS und gerade der fogenannte ent-
fchiedene oder demokratifche follte doch mehr feinen Gefinnungs- und
Volksgenoffen in Oefterreich beifpringen und nicht in der Vreffe die
Gefrhäfte der Tichechem Polen und Magyaren beforgen- die ihrerfeitst
ob reaktionär oder fozialdemokratifch in erfter Reihe ftetS nur national
gefchloffen find. Wir find leider ein unpolitifches Volk und mjiffen erft
durch widrige Schickfalsfclfläge zu eigenem VolkZbewußtfein geprügelt
werden wie in den traurigen Zeiten vom 30 jährigen Krieg bis zu den
Befreiungskriegen. Schon jeßt werden wir wieder lau und vergeffen
bereits die jüngftet ziemlich gelungene Einkreifung des feligen englifchen
Königs und lieben kaiferlichen Oheimst der bloß das öfterreichifche Glied
zu einer Sklavenkette nicht mehr fchmieden konnte. Die Kanißfche
Koalition ift aber auch heute noch nicht ausgefchaltet. Die zahlenmäßige
Mehrheit des Donauftaates ift undeutfch und deutfchfeindlich.
Alfo die Sicherung der deutfchen Vorherrfchaft in beiden Reichs-
teilen des Habsburgerftaates ift die Vorausfeßung der Bündnistreue.
Ruthenen, Rumänen und Serbokroaten können fich zum eigenen Vorteil
mit den führenden Deutfchen berftändigen. Dann wird aus der nieder-
deutfchen Mehrheit eine Minderheit- die leicht bei entfprerhender Tat-
kraft niederzuhalten ift. Darauf müffen wir im Reiche beftehen. Statt
deffen nehmen wir auf einen Wiener Wink auf die galizifihen Polen
Rückficht und führen da?- doeh mit Mühe befchloffene Enteignungsgefeß
nicht durch, obwohl die rührigen und in ihrer Volksliebe bewunderungs-
würdigen Volen allein in den leßten Monaten faft 100 000 Morgen

deutfchen Grund und Boden im Often erworben haben. Ueber die Zu-
deutfchen Grund und Bodens im Often erworben haben. Ueber die Zu-
kunft der deutfchen Herrfchaft entfcheidet aber dort in unferem Rechts-
ftaat die Ackerfcholle. die der Vole nicht nur fefthält. fondern mit un-
geheuerem Ueberpreis noch durch Käufe aus deutfcher Hand mehrt. Die
bisherige Schwächlichkeit unferer Reichsleitung liegt auf der Hand.
Ueberall find wir zurückgewichen. nach großen Worten und mangelnden
Tatenl Jeßt wird es aber endlich Zeit. die alten Schatten auszuweßen.
Das Gefchick hat uns in der gegenwärtigen Weltlage eine günftige Ge-
legenheit befchert. die wir nicht wieder verpaffen dürfen.

Gelage

Schwellet. ihr Rofen.
Ueppig rot umkränzt der Säulen Schaft.
Kühlet fanft der Zecher heiße Stirnen.
Die. entflammt vom Maffiker. dem firnen.
Allgewaltig preifen Baechus Kraft.
Schwingt euch im Tanze.
Wilder noch _fchalle der Flöte Ton!
Löft jeßt. ihr Mädchen. den taumelnden Reihen.
Auch Aphroditen ihr Opfer zu weihen. '
Eh noch diefe Götternacht entflohn.
Dankbar genießet
Und befingt noch in fernfter Zeit
Jene Himmlifchen. die auf Stunden
Lethe fpendeten. um zu gefunden
Jiu Vergeffen eurer Sterblichkeit.
[Achat-ci [frieaverg.

Alfred Gold:

Eugen Spiro

Niemals wird man das Eigentliche der Malerei als Kunft- ihr
Beftes- das2 was fie von der willkiirlichen Handhabung eines Vinfels
unterfcheiden begreifenj wenn man nicht wenigftens einmal es empfunden
hate daß in jedem ernfthaften Bild- es fei groß oder kleine etwas von
Unendlichkeit liegt. Nennen wir es ruhig „Unendlicl)keit"! Es ift die
farbige Fülle der Dinger ift das Meer finnlicher Eindriirke- in dem alles
Sichtbare rings nm uns frhwebt. Der richtige Maler weiß fich gar nicht
zu faffen vor der verwirrenden Menge naturgeborener Motive und bei
jedem Motiv vor der Flut von Nuancern von Lichd Luft und von Farben-
relationen. Was die Wirklichkeit - auch die erträumte - erft möglich
macht- was fie trägt und einhiillt- ift der Raume und fchon diefer Raum
allein, fo viel oder fo wenig man davon nehmer ift gegeniiber der
Fläche- die dem Pinfel ja allein zur Verfiigung ftehh etwas Unermeßlirlws
etwas Unendliches. So banal es auch klingt„ es ift wahr: Die drei
Dimenfionen diefer Welt verbiirgen felbft noch im ileinften Naturausfchnitß
den man wählte dem Malerange einen nniiberfehbaren optifrhen Reichtum.»
Und mit dem Reichtum den Kampf, Und jedes kiinftlerifche Bild bleibt
alfa ein Ringen mit einem Stück Unioerfum das etwas nie ganz Ve-
fiegbares ift. (Nur Dilettanten empfinden nach alledem noch das Be-
dürfnis nach einer „vierten" Dimenfiion in der Kunft!)

. Es mag nicht ganz leicht feine eine folche kunfttechnifch präzifierte
Auffaffung der Malerei- wenn fie auch jedem Gebildeten gefiihlsmäßig
vertraut ift- aus diirren Worten heraus klar werden zu laffen. Und
doch mußte ich hier zumindeft den Verfurh dazu machem und zwar gleich
zu Beginn, Denn ich darf hier Einiges von einem jungen deutfchen
Maler erzählen* der mit feinen Malereien heute mit an der Töte des
großen Heers deutfcher Kiinftlen an der Frontlinie der Bekanntheit, der
Berühmtheit wohl gar angelangt ift„ und es ergibt fich„ daß fich der
Weg diefes Künftlers den Wegen derer anfchließh die gerade den

optifch unerfchöpflichen Reichtum eines Naturalisfchnitts mit immer ftör-
kerer Lebhaftigkeiti immer beffen immer noch „richtiger“ einfangen wollen.
Die Gefchichte der Malerei zeigt folche neuen Anfiiße zum Kampf- dem
ewigen Kampf zwifchen der Begrenztheit eines Bildes und der un-
begrenzten Problemfiille der Wirklichkeih immer wieder. Immer wieder
gibt es Malerepochen und Meifter- die das traditionelle Arrangement
bei der Wiedergabe eines Motios» die hergebrachte Formeh oerfchmähen.
Die erften Italiener- die mit der Mofaiktechnik brachem eben um die
Riiumlichkeit malen zu kdnneih waren Beifpiele dafiir. Die erften Nieder-
länder waren es auch. Dann war es Belasquez- der realiftifche Kühle.
Dann Rembrandtx der Bhantaft. Immer wieder mußte fich das Wunder
der Näumlichkeiti der Kbrperliehkeit- mit dem :die Malkunft' fich abzufinden
hat„ einer neuen Meifterkombinatioin einer neuen Arte das Rechenexempel
zu löfenh bei dem Einen etwa einer mehr flächenhaften und abkiirzenden-
bei dem andern dagegen einer fpielerifchen und raumerfinderifchen Manier
fügen. Immer wieder proteftierte irgend ein ftiirmifches Temperament
gegen den Akademikerfrieden und die iiberkommene Kornpofitionsnianieu
mit denen man an der grnndfiißlichften aller malerifrhen Aufgaben vor-
überging, Einer der leßten diefer Broteftler und Neufchöpfer- einen der
noch fortwirkt/ war Edouard Manet. Und eben zu Maney dem franzöfifchen
Naummaler- dem ,Lichtfinden dem koloriftifrhen Gigantem fteht Eugen
Spiro in der innigen Beziehung des treuen„ vielleicht heute treueften
Kenner-*Jr des Bewunderers und * freilich nicht znnftmiifzig - des Schülers.
Wie belehrend- fich fiir einen Augenblick in den Geift zu verlegen,
der das Handwerkszeug folch eines modernen Malers im Sinn der
Franzofen- eines Realifien- dirigiert! Er will korrekt und oerftiiudlich
in der Naturwiedergabe und will doch nicht gefchwc'ihig- nicht langweilig
fein. Einheitlich foll das farbige Kleid wirkem das man dem Bild gibt-
und das Geheimnis diefer Harmonie die Mifchung darf doch auch wieder
nicht durchfchaut werden; fonft wäre fie oerpufft. Ein ewiges Vilnieren
und Wählern ein einiges Verwerfen beunruhigt die Kunft des wahrhaften
Künftlers. Seine Gefchicklichkeih mag fie auch die verbliiffendfte fein„
befreit ihn vom Kampf nicht; fie oerfchärft diefen Kampf vielleicht noch,
Der prüfende Gefihmack läßt ihm die Hand nicht zur Ruhe kommen,
Der Impreffionismus (die Improvifationskunfh die Flecktechnik) ift ja
fiir die Naturdarftellung- fiir die Landfchafn die Lichtftudie ein Hilfs-
mitteh zweifellos. Der Impreffionismus gibt Stil. Aber ein fertiges
Rezeptl eine Schablone mit Gebrauwsanweifung darf man in ihm nicht

vermutenl am allerwenigften bei dem fleißigen Spiro- dem Unermiidlichem
der niemals eine alternde Mode mitmacht. -
Das ift in der Tat wichtig für diefen Künftler. Ohne die Kenntnis
der Vorausfehungen. auf denen er frißt- wiirde man zu ihm wie zu der
ganzen ringenden Jugend der er angehörtx nicht den perfönlichen Kontakt
finden- der über die bloße Anerkennung des Könnens. der Wichtigkeit-
der Begabung hinausreicht. Und doch muß man das - muß hinter
die Tüchtigkeit fehn könnenx die fiir den »Oberflächlichen manchmal
allerdings nur wie eine gut angewendete Gefchicklichkeit ausfieht. Spiro
ift zweifellos auch und fogar vor alleine „gefchi>t.“ Es wäre Unfinn-
leugnen zu wollen. daß man bei einer nur flüchtigen Bekanntfchaft zumal
mit feinen friihern Arbeiten diefen Eindruck bekommt. Aber nur ein Teil
feiner Begabung wird damit ausgedrückt. Er ift mehr. Und es gilt-
will man gerecht gegen ihn fein- feine Entwiälung. die ihn von der
heimatlichen Breslauer Kunftfchule nach München an die Akademie in
die Malklaffe Franz Stucks- fiihrt- ihn von München wieder nach der
Vaterftadt Breslau, wo er Freunde und Aufträge finder und von hier
nach Berlin von Berlin nach Paris geleitet- und die ihn in Paris
dann fefthielt und noch fefthc'ilt- es gilt. diefe Entwicklung zu verftehn.
Ta nun kommt uns die zeitliche Reihenfolge feiner Bilder zu Hilfe.
Vielleicht kann man im Schaffen Eugen Spiros- der erft in der
Mitte der Dreißiger fteht- fchon drei Zeitalter uiiterfcheidem die einander
abgelöft haben und doch als Baufteine feiner Kunft nicht wieder ver-
loren gehn.
Da ift die Grundlager ohne die Spiros Kunft gar nicht denkbar
erfchiena die Gefchultheih das akademifche KönnenX das dem Anfänger
fchon von Albert Bräuerr dem fchlefifchen Kunftfanatiker- dem gediegenften
Lehrer (der Sonderling Brauer war intereffanter Weife das Modell zu
Gerhart Hauptmanns Michael Kramer!)r gleich auf den Weg mitgegeben
worden ift, Diefes technifche Können geht iiber das Mittelmaß hinaus;
es gräbt fich fo tief einx daß es der elementaren Schwierigkeiten zu
fpotten fcheint- fie herausfordert; es greift mit naioem Vertrauen nach
den großen koloriftifchen Atelieraufgaben - ein wenig akademifch zuerft.
wie etwa bei Jofeph Block auch. dem .Berlinerx der gleichfalls ein
Brauer-Schüler wart und es gab gerade den Arbeiten Engen Spiros,
die man als feine erften in den Ausftellungen fah etwas faft Virtuofen-
haftes, Dazu kam noch der Einfluß von München. Die dekorativen
Töne der Luitpold-Gruppe- der „Scholletß färbten auf ihn ab. Spiro

malte damals die Dame im duftigen Straßenkleid mit Hut- die gegen
den Wind anfchreitet. Er überrafchte mit dem im Gefchmack ein wenig
fchottifch anmutenden großen Bildnis eines jungen Sportsmanns- nnd
-er gab ferner ein fehr ähnliches Porträt Richard Muthers- das uns
neben der Eleganz jener andern Arbeiten freilich ein wenig zu trocken
anmutete.
Dann tritt das Leben Spiros in einen größern Kreis ein. An die
Berliner Sezeffion findet er Anfchluß; in einem Vorort der Großftadt-
-am Ufer eines der fchönen Grunewald-Sem fchafft er fich ein Garten-
idhll im Bunde mit einer Kiinftlerim deren Temperament ihm für das
neue Milieu neue menfchliche Anregungen mitbringt. Und nun tritt
etwas einc was auf den erften Blick verblüffend, aber dem Vfhchologen
begreiflich fein wird. Nun wird Spiros Kunft nämlich fchlichter; im
größern Lebensrahmen bekommt fie mehr Selbftbeherrfchung mehr Reife.
Der Kiinftler konzentriert fich in feiner Berliner Zeit ftark auf Freilicht-
probleme. Er malt Gartenbilder mit einer Art Jmpreffionismus- die
bei aller Frifche etwas Geglc'ittetesr Sinnig-Nuhiges wenn auch freilich
nie Bhlegmatifches hat. Die zahlreichen Bildniffe der Schaufpielerin
Tilla Durieux- auf der Gartenbanh in ihrem Zimmer- in ihrer Rolle
als Salome find aus diefer glücklichen Zeitx die in in ihrem weitern
Verlauf allerdings zu einer Verzärtlung oder Berweichlichuiig zu einer
Abrundung und Ausfchmiicknng feiner Motive hätte fiihren können.
Daneben gehn Spiros folide Borlrc'itarbeiten- wie etwa im famofen
Bildnis des jung verftorbenen Schauipielers Valentin- ihren Weg und
vielleicht wäre er bei diefem Zweig der ihm befonders gut znfagtx ohne
Unterbrechung gebliebeiu wenn nun nicht fein Bruch mit Berlin eingetreten
wäre. Künftlerifch hüutet fich Spiro wieder einmal. Nach der Seineftadt*
die ihn feit langem fchon angezogen hab fiedelt er über.
Sicherlich ift kein Bild im bisherigen Oeiwre des jungen Malers
charakterjftifcher für feinen Sprung nach Paris als das Selbftbildnis
mit dem Hutx vor allem wenn man es mit friihern mehr idealiftifchen
Selbftportriits von ihm vergleicht. Man muß es allerdings mit feinen
Farben kennen. Den Kopf mit dem Kneifen einen raffigen- nervöfen-
fpißvärtigen Malerkopf fieht man- wie er mit angefpanntem Blick aus
dem Rahmen hervorlugt nnd wie er unter einem Licht blinzelh das ein
.ganz neues» ein weltftadtgebleichtes- ein pariferifches mehr das Licht der
.eigentlichen Jntereffantheit in der Malerei ift. Nur in Paris kann ein

Kopf mit einem Mal etwas fo Problematifches. halb von Bohdme und halb
von Dämonie. annehmen. Ultraviolett werden die Schatten und wird
das Schwarz der Palette. Mit der Keckheit. die fich nur der Begabte
erlaubt. wird fogar der fchwarze ..Ehapeau Melon“ nahezu blau gemalt.
Damit beginnt nun eine Spiro-Epoche. die jeßt eben erft mitten
im Werden. in einiger Umbildung. Vertiefung ift. und fo verbietet es fich
im Grunde. auch fie fchon analnfieren zu wollen. Man fteht vor einer
Erfcheiuung. der Blüte vergleichbar. die den Tag ihrer Vollendung noch
erwarten darf. die noch manches verfpricht. Daß fich Spiro an die
Schule Manets. wenn das Wort Schule hier überhaupt ftatthaft ift.
anfchloß. habe ich eingangs erwähnt. aber damit ift nicht gefagt. was
aus ihm felbft dabei wurde. Noch weniger - was aus ihm werden
wird. Manches fteht feft. Der ganz richtige kribblige Jmpreffionismus.
der Impreffionismus in Reiukultur. hat Spiro auch in Paris nicht
erobert. Der liegt ihm. dem Mann der breitern Gebärde. der tief-
tonigern Farben. der Liebe zur Realität. zum Bleibenden. Dauernden.
nicht fo recht. Die paar Landfchaften. die er da gemalt hat. Aufichten
aus der Bretagne. Proben einer fchwereu uud gründlich ftudierten Mutter-
erde-Stimmung. oder der helle und fröhliche und entzückend gemalte
Parifer Atelierhof in der Sonne. zeigen eher Anklänge an das breit-
flächige. ftumpfe. wie vom Malgrund aufgefogeue Kolorit eines Eezanne.
der auch nicht dem Impreffionismus verfchrieben war; und dazu kommen
nun bei Spiro noch die weit zahlreichern Kopf- und Porträtftudien im
gefchloffenen Raum. feine Inter-leurs. die im Halbfchatten liegen. die
..Liefer-in“ etwa. die ..Raucheri11.“ die Kinderftudie in der von oben ge-
fehenen Zimmerecke. die Dame mit dem grünen Band. auf bereit Gefichts-
zügen etwas vom Kolorit einer Mufchel leuchtet, All das aber entfernt
fich bei Spiro nun ganz fachte wieder von der richtigen Modernität. von
der Lichttechnik. von der impret'fioniftifchen Wahrheit. Ie mehr der
Maler darin vorfchreitet. defto deutlicher wird fogar feine Neigung zu
einer gewiffen altmodifchen Konzentriertheit in der breiten und kräftigen
Farbenmaterie. An Fantin-Latours Raumftimmuugen. in deren Luft
etwas von einer eigenen Süßigkeit liegt. mag man denken. Selbft eine
Art Biedermeiergefchmack. freilich modernifiert uud vergeiftigt. gewinnt
auch Macht über Spiro. Wie er folch einen Fraueukopf mit Vorliebe
aus fchattigen. fchwereu Farbtönen aufbaut. kupferrotes Haar etwa mit
dunkelblauen Reflexeu zufammenbriugt. wie er diefes Blau iu feiner
ganzen Tonleiter bis zum Violett und zum Lila immer betont. immer

wieder fucht- das läßt fogar an die Tapifferien einer Zeit denkent für die das
die Mode und zwar die neuefte war.
So fehe ich Spiro im Ganzen. Er ift ein kunftlluger Können ein
Talent für die Formfchönheit vor allemy fiir die Technih und wenn ihn
fonft nichts bekannt gemacht hättet feine meifterhafte Kopie der Manetfchen
„Olympia“ müßte geniigen- feinen Namen uns einzuprc'igen, In einem
mehr artiftifchen Lander als es Deutfchland ift„ wäre es wohl auch fo.
Spiro ift eine auffallend formale Begabung. Aber während folche
Kiinftler fonft fürchten miiffen- zwifchen der Flachheit und der Bizarrerie
zu zerflatternx hat er es vermorhn fich eine gebildete und vertiefte
Manier- mag fie zuweilen auch bourgeoife anmutent was uns nicht das
Schlechtefte dünktr und eine unanfechtbare Solidität anzueignen. Zumindefi
für feine Porträts läßt fiäz das endgültig fagen. Als deutfcher Porträt-
maler fteht Spiro auf einem weithin geficherten Voften.

.
'

iro
Eugen Sp
Selbftbildnis (1907)

V. Knsmin:

Der Landftreicher

Eine Erzählung. Aus dem Ruffifchen überfeßt von H. Röhl,

Vor kurzem kam ich in die Lagex meine Hilfe einem Jakuten angedeihn zu laffen, der fich auf der Straße die Glieder erfroren hatte. Dies rief mir einen Fall ins Gedächtnis zurüch der mir vorkam- als ich bei den Goldbergwerken des in Irkntsk wohnhaften Großinduftriellen Sibirjakow angeftellt war und das dortige Krankenhaus leitete.

Ich bemerke daß fich diefes Krankenhaus in vorzüglicher Ordnung befand und der Bergmerksbefißer zu feiner Unterhaltung keine Ansgaben fcheute; infolgedeffen ließen fich darin nicht nur feine eignen Arbeiter und die Bauern aus den benachbarten Dörfern gern behandeln- fondern es kamen auch nicht felten Kranke aus andern Gegenden hiugefahrem fo daß mein Enipfangszimmer jeden Morgen voller Menfchen war,

W Als ich mich eines Tags mit dem Empfang der Kranken befchäftigte- bemerkte ich unter ihnen einen den untern Volksfchichten angehörenden Mann- deffen klägliche Geftalt- deffen mageres- ausgemergeltes Geficht mir fofort anffielen. Dem Aeußern nach fchien er etwa fiebzig Jahre alt zu fein; er trug einen zerlöcherrem abgenußten langfchöfzigen Rockh um den dürftige Refte einer Gurtbinde gef'chlungen waren; die plnmpen Stiefel waren gleichfalls ganz defekt nnd völlig durchniißt. Offenbar hatte fich der arme. Kerl von weit her zu nnferm Bergwerke gefchlepph und dabei war es fchon fpät im Herbfte und das Wetter naßkalt und windig. Er ftand daf mit dem kleinen verfilzten Bärtehem auf beide Hände geftiißt- in denen er einen langen Knotenftock hielt- und wartete mit ftumpfem Gleichmut- bis er an die Reihe käme.

Ta ich bemerkte daß der arme Menfch halb tot gefroren war und fich vor Müdigkeit kaum auf den Beinen hielt- trat ich zu ihm

und richtete an ihn die übliche ärztliche Frage. Statt der Antwort
warf er fich mir zu Füßen. Neben mir ftand meine Heilgehilfin,
eine Frau- die ein außerordentlich mitleidvolles Herz für die Kranken
hatte.
„Ich habe ihn fchon vorhin gefragtfN fagte fie. in der Abficht.
etwas zu Guuften des alten Mannes zu tun. „Es fehlt ihm eigent-
lich nichts; er bittet bloß um die Erlaubnis. fich erholen zu dürfen
denn er ift obdachlos und wandert als Bettler umher. Er ift jeßt
furchtbar erfchöpft.“
Der Alte lag unterdeffen auf den Kniecny murmelte etwas,
lächelte und zupfte bald an feinem grauen Bärtchen. bald an dem
aufgekuöpfteu Rockkrageu.
Er flo'ßte mir tiefes Mitleid ein- uud ich ordnete fogleich ant daß
er in ein Bett gelegt werden und zuerft ein Gläschen Schnaps mid
dann etwas Warmes zu trinken bekommen follte. Soviel Barmherzig-
keit hatte der arme Mcnfch gar nicht erwartet; er weinte beinahe vor
Freude. Er blickte nach den iu der Ecke angebrachten Heiligenbildern
hinx bekreuzte fich und machte fich dann, immer noch lüchelndh eilig
daran, feine Mütze. den Querfach die Faufthaudfchuhe und irgend-
welchen Bindfadentram. den er Gott weiß wozu gebrauchte. vom Fuß-
boden aufzuraffcn,
Auf diefe Weife wurde der Laudftreicher Jufaße des Kran-
kenha fes.
Er gab auf ein Bauer aus einem der Nachbardiftrikte zu fein
und Vhilaret zu heißen. Zrgcudwclchen fchriftlicheu Ausweis hatte er
jedoch nicht bei fich, Nach feiner Angabe war ihm fein Paß in einer
Herberge geftohleu worden.
Bilaret war wirklich mn* infolge der ununterbrocheucm fchweren
Märfche erfch'ovft und heruutergcfommeu gewefen. Nachdem er
etwa einen Monat im marinen Zimmer mid bei guter Nahrung
verbracht hattef hatte er fich völlig erholt und gekrüftigt. Aber wiihrend
diefer Zeit war bereits Schnee gefallen und eine tiichtige .Kälte ein-
getreten. Wie follteu wir ihn bei feiner mangelhaften Bekleidung
wegfchicken? Ich bot ihm auf er möchte noch im Krankenhaus bleiben
und wenigftens folange wartem bis die kültefte Zeit vorüber wäre.
Das nahm er gern an.
Im Krankenhaufe hatten ihn in kurzem alle ohne Ausnahme lieb
geloouiiem weil er ein fo ftillet; bcfcheidner Mcnfch wat; vou überaus

heiterer Gemiitsart und dazu noch äußerft redegewandt, Wenn ich ins
Krankenhaus kann fand ich regelmäßig um Vhilaret eine Gruppe meiner
Patienten verfanimelt; alle die nur irgend auf den Beinen warem
hockten mn fein Lager herum und hörten ihm mit folcher Aufmerk-
famkeit zw daß fie oft nicht einmal meine Ankunft bemerkten.
„Was erzählt er ihnen denn eigentlich? Wohl Märchen?“ fragte
ich einma'l die Heilgehilfin,
„Nenn er erzählt feine Erlebniffe: wie er nach Moronefh und
nach dem Klofter in Jrkutsk ging um da zu beten„N antwortete die
Heilgehilfin,
„Sieh mal an! , . . Ta hat er alfo fchon viel durchgemacht?“
„Gewißl Was hat der in feinem Leben nicht fchon alles er-
fahren! Wenn er zu erzählen anfängt. dann kann man fich manchmal
geradezu frank lachen. Und dann wieder erzählt er folche riihrfame
oder fromme Gefehichten - hören Sie nur felbft mal zu - ordent-
lich wie ein gebildeter Menfch.“
Bhilaret intereffierte mich lebhafh und ich ließ mich einmal mit
ihm in ein Gefvrcjch ein.
„Wander-ft du fchon lange fo in der Welt umher, Alterchen?“
fragte ich ihn. '
„Jin fchon lange. Wohltäterl Wohl fchon zwölf Jahre bin ich
auf der Wanderung“ antwortete Vhilaret.
„Familie haft du wohl nichh daß du da auf deine alten Tage
ein Unterkonnuen finden könnteft?“
„Nein . , . nein . , .“ erwiderte er mit einem eigentiimlichen
Kopffchiitteln, „Früher hatte ich ja ein Hans und eine Familie . . .
alles hatte ich, Aber Gott hat mich gewiß für meine Sünden ftrafen
wollen; jetzt ift niir nichts davon geblieben. Zwei Söhne hatte ich;
der eine ift in einem Fluffe ertrunkein er war als Lotfe ant einem
Tampfer angeftellt. und den andern haben die Zwangskolomfteu tot-
gefchlagen. Meine Frau ift auch bald darauf geftorben; es war da
fo eine Krankheit bei uns im cHarfe. Und dann ift mir bei einer
Feuersbrunft mein Häuschen mit allenn was darin wat; verbrannt , .
Alles war zu Afche geworden . , . ja. ja! . . . Gott weiß gewiß
was er tut . . . Nein. Wohltäten ich habe keine Angehörigen!“ fiigte
Vhilaret feufzend hinzu und faßte mit zuckenden Bewegungen nach
feinem Bärtchen.

..Da ift alfv von deiner ganzen Verwandtfchaft nichts auf der
Welt mehr übrig?“
..Doch. ja. ich habe einen leiblichen Bruder; aber der kümmert
fich nicht um mich. Solange ich noch Kraft hatte zum Arbeiten. da
konnte ich nicht über ihn klagen. er gewährte mir Unterhalt; aber als
meine Kräfte dahinfchwanden. tat er es nicht mehr, .Bei diefen Zeiten.*
fagte er. .kann man kaum einen überzähligen Hund durchfi'rttern. ge-
fchweige einen Menfchen.“ In diefem Hcrbft kehrte ich auf meiner
Wanderung bei ihm ein und fagte: .Erlanbe doch wenigftens. daß
ich mich ein bischen anfwäune. lieber Sidork Aber nein. er erlaubte
es nicht. er ließ mich nicht eimnal auf feinen Hof.“
..Es fällt dir gewiß manchmal recht fchwer. bei deinen Iahren
fo herumzuwandern?“ fuhr ich fort. zu fragen.
..Das ift nicht fo fchlinnn. Wohltäter. ich bins gewohnt. . .
Zur Winterzeit . . . nun ja. da kann es ein bischen unangenehm fein
. . . Aber in der warmen Jahreszeit tut es mir nichts. da ift es ganz
ichön. Einen Biffen Brot bekommt titan immer von guten Leuten.
Wenn die Stiefel entzweigehn. nun. dann flickr man fie felbft in Ruhe-
ftunden zufauunen. fo gut es eben geht. Und wird man müde vom
Umherwandern. fo legt man fich flugs irgendwo aufs grüne Gras
unter einen Strauch. Da fühlt man fich fv frei) fo wohl. Die
Vögelchen fingen auf den Zwei.,en lin und her; die Bienlein fnmmen
und fliegen um einen herum. Die liebe Sonne wärmt einen manchmal
fo fchön - man möchte am liebfteu gleich auf dem Fleck frei-ben
wenn Gott die Seele holen laffen [wollte. Nein. Wohltäter. das ift
wunderfchönl“
..Wohin wirft du jetzt wandern?“
„Ich? Nun. folange es noch Winter ift. ftreife ich umher. wo
es fich gerade trifft; aber dann im Frühling will ich. wenn Gott es
zuläßt uud mit meinen Sünden Geduld hat. wieder nach Irkutsk
gehn. um dort bei dem w.1ndertätigen Heiligenbilde zu beten.“
..Wohl wegen cities Geliibdes. nicht wahr?“
..Nein. Wohltäter. nicht daß ich ein Gelübde getan hätte. fondern
ich wandre fo bei diefen Orten umher und verfuche. ob ich Vergebung
für eine Sünde erlange.“
..Was ift denn das fiir eine Sünde?“
..Was für eine Sünde? Ach. befter Herr. ich möchte am liebfteu
nie davon reden . . . Es ift eine fo große Sünde. daß man keine

Vergebung findet* und wenn man in alle Ewigkeit wallfahrtet und
betet. Ja auch fterbm läßt mich Gott um diefer Sünde willen
nicht. Da ift nichts zu inachem der böfe Feind hat mich verleitet und
fein Spiel mit mir getrieben , , .“
Dies erregte meine Neugierde, Ich forderte Vhilaret aufx mir zu
erzählen- was fich eigentlich mit ihm begeben- und in welcher
Weife denn der Feind des Menfchengefchlechts fein Spiel mit ihm
getrieben habe. Anfangs ftränbte er fich ein wenig; aber dann
gab er nach. Ich feßte mich zu ihm ans Bett und machte mich fertig-
feine Erzählung nnznhören.
Allmählich fammelten fich um uns anch viele Kranke die troß
meiner Anweienheit ihre Neugier fchlechterdings nicht bezwingen konnten.
Auch meine Heilgehilfin trat fpd'ttifch lächelnd herzu„ und zn ihr ge-
fellte fich meine Krankenwärterim die fich ihr Handtuch über die
Schulter geworfen hatte.
„Es mag wohl fchon an acht Jahre her feinf“ fo begann Vhilaret
feine Erzählung nachdem er mit gefenktem Kopfe ein Weilchen ftill
dagefeffen hattet „da wanderte ich nach Zrkutsk, um dort zu Gott zu
beten. Nun- es ift kein kurzer Weg- das weißt du felbft- und dann-
wie marfchiere ich! Eine Stunde geh icht und drei Stunden muß ich
mich'erholen. Als ich aus diefer Gegend hier aufbracln hatten die
Bauern noch nicht angefangen- zu pflügenx aber als ich nach j.nen
Gegenden kam- da fehe ich: Wahrhaftig- der Winter ift fchon ange-
gangen! Na, fchön, ich geh alfo einmal fo auf meinem Wege . , .
Die Oertlichkeit ift aber dort fehr waldreich. Manchmal kann man
von einer Anfiedlung zur andern dreißig Werft gehn; da wird man
müde! So wandte ich alfo anf meinem Wege hin- und es war fchon
fo gegen Abend es fing anx dämmrig zu werden. Nun, das macht
nichtst denke ich bei mir; fo Gott willx fchleppe ich mich fchon bis
zur Nacht noch notdürftig nach einem Dot-fe. Ich geh und geh; da
feh ich: eine furchtbare dunkle Wolke kommt vor mir heraufgezogen
und fchiebt fich am Himmel in die Höhe gerade auf mich zu„ ordent-
lich blau-fchwarz. Ehe ich noch recht hatte um mich bl cken können-
da heulte auch fchon der Wind losx der Schnee ftiirzte in Maffen herab
- und auf einmal- Herr du„ mein Gott- war ein Gewirbel und Ge-
fiöber- und es wütete ein folcher Schneefturm - nichts von Weg,
nichts von Tageslicht, gar nichts war zu fehn - na fo etwas! In
der Zeit von einer halben Stunde waren folche Shneeberge zufammen-

geweht - es war fchauerlichl Jch lebe doch nun fchon über fiebzig
Jahre auf der Welt. aber einen folchen Schneefturm habe ich feit
meiner friihften Kindheit nicht kennen gelernt. Ich ging weiter. aber
wohin ich ging. das mochte Gott wiffeu; es war alles Tunkelheitl
Ich kämpfte mich vorwärts; aber ich hätte damals ohne Beichte und
Buße umkommen müffen. wenn mir nicht Gottes Diener. der wunder-
tätige Nikola. geholfen hätte. denn fowie ich nur feinen Namen an-
gerufen hatte. da wars. als ob mit einem Mal alles anders wiirde:
ich hörte. wie wenn in nicht allzu weiter Ferne ein Hund kläffte. und
da fchiinmerte auch feitwärts ein Lichtchen. .Nun/ denke ich. .Gott
fei Dankl* Ich ging alfo drauf los. und ich war noch nicht eine
Werft gegangen. da fehe ich: es liegt ein Dörfchen da. nur ein ganz
kleines Dörfchen. fo ein Ausbau; etwa zehn kleine Gehöfte liegen da
an den Wald angelehnt. und das Lichtchen brennt in einem diefer
Bauernhäuschen. Das war ja fchön. Ich trat alfo an das Fenfter
heran und klopfte mit dem Stock an die Scheiben. .Erlaubt. fagte
ich. einem Wandersmann. fich aufzuwärmen. um Chrifti willen!' Da
fah eine junge Frau heraus. die machte ein fo klägliches Geficht. wie
wenn fie krank wäre. .Komm herein/ fagte fie. .Großväterchen. um
Chrifti willenit Jch ging hinein. betete vor den Heiligenbildern. feßte
mich auf die Bank und fah mich um: in dem Häuschen war 'keine
lebende Seele. bloß diefe junge Frau. Nachdem fie mich herein-
gelaffen hatte. flieg fie felbft wieder auf den Ofen und legte fich hin.
Ich fehe: fie liegt da. das gute Frauchen. und ftöhnt. - .Was fehlt
dir denn/ fage ich. .liebe Frau? Bift du krank? - .Ja. ich bin
krank. lieber Mann!“ fagte fie. .Sieh nur. wie mir das über den
Hals gekommen ift. meine fchwere Stunde ift auf einmal da. und
nun trifft es fich gerade. daß mein Mann mit nach der Stadt auf
den Jahrmarkt gefahren ift und vor morgen Abend nicht zurückkoinmt.
Und in dem ganzen Ausbau.* fagt fie. .find nur die ganz alten Leute
und die kleinen Kinder zuriickgebl-ieben; hier kann man fterben. es hilft
einem keiner! Sie ftöhnte und ftöhnte. .Du bift wohl ein Bettler.
Alterchen?" fagte fie. .Nicht wahr? - .Ja. das bin ich. liebe Frau;
ich bin auf einer Wallfahrt nach Jrrkntsk/ - .da möchteft du gewiß
gern etwas effen. du bift wohl beim Wandern hungrig geworden?l -
.Wie follte ich nicht hungrig geworden fein. liebe Frans fage ich.
.Was hat unfereins zu effect? Man kaut ein Stückchen trocknes Brot.
das ift dann die ganze Nahrung. Gib mir etwas zu effen. wenn du

mir eine Wohltat erweifen willft,F - .Aux fagt fie- lieber Mann. hör
mal zuj was ich dir fagen will. Ich will dir zu effen und zu trinken
geben- und außerdem will ich dir noch 10 Kopekcn fiir die Weiterreife
geben; nur tu niir einen Gefallen- erweife mir einen Liebesdicnft/ -
xGernx liebe Frau. Was foll ich dir denn fiir einen Dienft erweifen?*
- -Sieh mal. mein Guten' fagt fie- .da liegt fo etwa fiinf Werft von
hier ein Torfj und in dem Dorfe- da wohnt fo eine kluge Frau; Groß-
mutter Altiitfchicka heißt fie, Tic hilft hier in der ganzen llmgegend
bei allen Entbindungen. Alfoß fagt fich ,fpanue unfer Vferd an- Wohl-
tiiterj fahr hin und :lol fie niir her. Sag nurj es hätte dich fo
eine junge Frau aus dem Ausbau gefchickt; fie weiß fchon. Wenn du
aber dahin konnnfh dann branchft du nur zu fragen; jedes kleine Kind
wird dir ihr Haus zeigen. Tu mir die Liebej guter Mann; ich will
auch mein Lebelang zu Gott fiir dich betenl' - -Gern/ fage ichj yliebe
Frau. Warum foll man einem guten Menfchen nicht in der Not helfen?
Ich werde hinfahren." - Nun gut; ich ftcckte eine Laterne an- fuchte
mir auf dem Hofe- was ich nötig hattej und fpannte das Pferd vor
den Schlitten. Die junge Fran fagte mirj wie ich fahren follte. und
ich fuhr los. lind da war auch zum Glück das Wetter ein bißchen
beffer geworden: ja fogar der Mond fchaute ab und zu am Himmel
hervor. Ohne weiteres fand ich das Dorf und ließ mir zeigen- wo
Großmutter Altiitfchicka wohnte. Ich fuhr bei ihrem Haufe vor und
klopfte mit dem Veitfchenftiel an das Fenfter, - -Jft die Großmutter
zu Haufe?" rief ich. - Ein junges Mädchen fah heraus, - .Was foll
fie denn?' - -Ja. da hat mich fo eine junge Frau hergefchickt; die
liegt in Kindsnöten; da foll fie behilflich fein/ - Komm doch herein
in die Stube/ fagte fiel -fie ift zu Haufe; fie wird fich gleich fertig
machen!“ .Ich ging hinein und betete vor den Heiligenbildern, In der
Stube waren Leute. Ein Bauen jedenfalls der Befißer des Haufesj
faß auf der Bank und fchärfte ein Beil auf dem Schleifftein- und feine
Frau wirtfchaftete am Ofen mit der Topfgabel herum. Zwei Kinder
waren da: das Mädchen- das :nich durchs Fenfter gefragt hattex und
dann kroch da noch fo ein kleiner Junge auf dem Boden herum. -
-Gott zur Hilfe!“ fage ich, -Wo ift die Großmutter? - -Da ift fie.
lieber Mann- fofort!“ Ich fah hin: da fteigt vom Ofen eine ganz alte,
alte Frau herunter; ihr Rücken war wie eine Sichel gekriimmt- die
Haare ftruppigj ein Auge hatte fie nur. Nun war fie heruntergeftiegen
und - ach Hetrje! - hinkte durch das Zimmer. - -Gleich/ fagt fie-

-lieber Mannx ich will mir nur erft den Belz anziehn/ - -Na fchön,'
fie zog fich den Velz auh wickelte fich ein Tuch um den Kopf und
band fich einen Gurt um den Leib. - -Na/ fagt fie, -nun wollen wir
uns aufmachen* q Sie ging aus der Stube ohne vor den Heiligen-
bildern zu beten. lind immer hinkte fie beim Gehn fo eigenti'nnlich
mit den Beinen . . . -Was ift das fiir ein fonderbares altes Weib?
denke ich. yGott bewahre einem es wird doch keine Hexe fein?" Denn
folche nichtswiirdigen Biefter gibt es in jener Gegend maffenhaft. Da
fieht man z. B. manchmal: es geht ein Schwein im Dorfe umher,
aber was das fiir eine Sorte Schwein ift- das mag Gott wiffen; keiner
erkennt das Tier als fein Eigentum. Da kann man fich fchon denken-
daß das eine Hexe ift„ die da ihr Unwefen treibt und fich in ein Schwein
verwandelt hat, Na- alfo gut: ich half diefem Weib in den Schlitten
hinein. feßte mich felbft auf den Kutfcherfitz, nahm die Zügeh und wir
fuhren los. Draußen aber war das Wetter wechfelnd: bald hellte es
fich für ein Weichen ein klein bißchen auf, bald fing es wieder ang fich
zu beziehn und zu wirbeln und zu ftöbern, und alles war wieder
dunkel. So fuhren wir alfo dahin. Aber ich drehte mich ab und zu
um und fah nach ihr hing nach der Alten; ich dachte: .Wenn fie nur
nicht irgend welchen Unfug treibt: das fähe ihr ganz ähnlich." Und
ich merke: auch mein Bferd bewegt immer fo eigentiimlich die Ohren
und dreht den Kopf und fchielt nach ihr hin. Sie aber fißt da und
fchwankt immer von einer Seite nach der andern- und immer murmelt
fie etwas vor fich hjn- immer murmelt fie . , . -Oh- oh/ denke ich
bei min .die Gefchichte ift unheimlich; da fahre ich gewiß eine Hexei*
Ich hieb fortwährend mit der Beitfche auf das Vferd ein: hAch. du
mein liebes Tierchen, rette mich ans der Not!“ Wir jagen nur f.
dahin, gerade wie in der Butterwoche. Da fehe ich: nun- Gott fei
Dankx wir find bei dem Ausbau angekommen! IaT und was meinfk
du nun wohl. lieber Herr? (Hier ließ fich Vhilaret durch feine eigne
Erzählung fo fortreißen- daß erx ohne fich deffen bewußt zu fein- mich
mit dem Finger vor die Bruft ftieß), -Kaum fuhren wir in den Aus-
bau einh kaum waren wir am erften Haufe vorbei- da fchleudert plößlich
mein Schlitten ohne fichtbare Veranlaffnng feitwärts und dreht* fich
auf einem Flefie herum, fo daß fich fogar das Vferd nur mit Mühe
auf den Beinen hielt. Und in demfelben Augenblicke geht es auf
einmal hinter mir: ‚Hah--hah-ha! Klatfch-klatfch-klatfchl' Weißt
du, gerade wie wenn eine Gans zu fchnattern anfängt und mit den

Flügeln fchlägt. Herr 'du mein Goth Herr du mein Gott! Mein
Vferd bekam einen Schrech fchlug aus fchiittelte mit dem Kopfe nnd
tagte mit dem Schlitten davon- heidi; haft du nicht gefehn! Eine ganz
wunderbare Gefchichte! Ich drehte mich auf meinem Siße um und
fehe: die Alte ift nicht mehr auf dem Schlitten - fie ift weg! Magft
du es nun glauben oder nicht, fie war weg!*
„Aha- fie hatte fich in eine Gans verwandelt *uud war davon-
geflogen? Na fo etwas!" rief die Krankenwärterin und fchlug erftaunt
die Hände zufainmen.
„Na fah da fieht mans ja . . , es war wirklich eine Hexe gewefen!"
bemerkten die verwunderten Zuhörer,
„Was denn auch fonft? Offenbar eine Hexe . . . Du haft ja
gehörh Onkel Vhilaret erzählh daß es da maffenhaft welche gibt."
„Ach du mein Gott! Das war ja angft und bange zu werden!
Dei Nacht! Nein- Kinder!"
„Anfangs dachte ich mir noch nichts SchlimmesC fuhr Vhilaret
fort, der mit großem Genuß die Wirkung wahrnahnn die feine Er-
zählung auf die Zuhörer hervorgebracht hatte. „Ich meinte foF fie
wiirde wohl in dem AugenblickF wo mein Schlitten fo ftark gefchleudert
hattex in den Schnee gefallen fein. Ich hielt das Vferd an und fchrie:
-Großmutter- komm!" Aber nein- wer nicht kommh ift meine Groß-
mutter. xWas ftellt das vor?' denke ich bei mir. „Sie wird fich doch
nicht irgendwie verleßt haben? Da fei Gott vor! Sie ift fo wie fo
lahm und kann vielleicht nicht alleine aufftehn. Ich muß
fie fchon aufheben' denke ich. Es half nichts, ich wendete mit dem
Schlitten um und fuhr zurück. Ich fchrie: Großmutter! Hef he! Groß-
muttert* Eine Werft weit fuhr ich zurück; ich rief„ ich rief- ich fuchte-
ich fuchtß - nichts zu finden! Und dabei war die Gegend ganz eben,
flaches Feld- und auch der Mond wardarnals wieder hervorgekommen,
einen vorbei laufenden Hafen hätte man bemerken müffen, gefchweige
denn einen Menfchen, Da num mein lieber Hera" erzählte Vhilareh
wieder zu mir fich wendend, „da fchwand mir nun jeder Zweifel- was
ich da für eine Großmutter nach dem Ausbau .gefahren hatte . . . Und
eine folche Angft packte mich daß mir fogar die Eingeweide in Un-
ordnung kommen, Ich fprang wieder in den Schliten und jagte zurück;
,O Goth laß mich nur recht fchnell wegkommen!* Ich merkte es gar
nicht, wie ich an dem Neubau vorbeifaufte. Ich jagte immer weiter
und trieb das Vferd wie ein Wahnfinniger; aber wohin ich jagte- das

wußte ich felbft nicht. Meinen Querfach der bei der jungen Frau in
dem Baueinhaufe geblieben warf hatte ich ganz vergeffen; ihr Vferd
ließ ich mitten auf dem Felde ftehm und ich lief davon. Wo ich
nachher übernachtete in welchem Dotfe, das weiß ich nicht.“
Vhilarets Zuhörer fchauderten und verzogen ihre Gefichter. Man
fah ihnen am daß ihnen ein Zittern der Angft über den Leib lief; nur
meiner Heilgehilfii'i kam es lächerlich von wie der Alte :damals vor
der Großmutter Alriitfchicka ausgeriffen war. „Ja. du haft jetzt gut
lachen/t fagte der Erzählen als er das bemerkte. „Aber mir tvar
damals gar nicht zum Lachen zu Mute. Ich wußte kaum von meinen
Sinnen . . .“
Mir war die Gefchichte nicht minder intereffant als den andern;
aber vor allem hätte ich gern bald gehörh welche Sünde er denn
fchließlich bei der ganzen Sache begangen hatte.
Bhilaret wifchte fich nach feiner Gewohnheit mit der Handfläche
den Mund und fuhr fort: „Nun gut . . . Auf die Art gelangte ich
fchließlich nach Jrkutsk. Es verging nach jenem Vorfall eine ziemliche
Zeit; denn faft den ganzen Winter über faunuelte ich dort Almofen,
und dann im Frühling befiel mich fo eine Krankheit -- ich mußte
lange liegen- und als ich mich auf den Rückweg machte. war es fchon
beinah Mitte Sommers. Und es traf fich fo. daß ich wieder durch
eben jenes Dorf durchkanh wo jene Großmutter Altiitfihicka gewohnt
hatte. Ich gehe alfo hindurch; es war gerade die Zeit der Feldarbeit
und alfo natiirlich im Dorfe niemand zu fehn; nur die Hunde bellten.
weil fie einen Fremden fpiirtem und hier und da wateten kleine
Kinder; die Hemden hoch hebend„ in den Vfiißen umher, Und auf
einmal regt fich in mir die Neugier. „Ich follte mich doch einmal bei
jemand erkundigen/ denke ich bei mir. .was eigentlich damals mit der
Großmutter paffiert ift- ob fie mit mir zum Vergnügen ihr Spiel ge-
trieben hat„ oder ob ich fie wirklich unterwegs irgendwie verloren habe?
Ich fehe mich um, und da fißt vor einem Haufe fo eine alte Frau auf
der Bank und wärmt fich in der Sonne; da ging ich zu ihr hin.
‚Erlaube liebe Frau/ fagte ich, „einem Fremdem fich ein bißchen aus-
zuruhn/ - „Seß dich„ lieber Mann* Ich feßte mich hin. Ein Wort
gab das andre und fo kommen wir in ein Gefpräch. „Aber was ich
dich noch fragen wollte liebe Frau/ fagte ich„ „bei euch wohnte hier
im Dotfe fo eine kluge Frau; fie hieß Großmutter Altiitfchicka; lebt
die jeßt noch oder nicht? - „Da kommft du zu fpäh lieber Mann/

fagt fie. .die ift fchon lange tot/ - .Wie lange denim?" - .Nun. tm
leßten Winter ift fie geftorben; fo bald nach Mariä Fürbitte/ -
.Woran ift fie denn geftorben?* frage ich. - .Ach. lieber Mann/
antwortet fie, .danach frage nur lieber gar nicht! Das ift eitte fo
wunderbare Gefchichte; cities ganz fchrecklichen Todes ift fie geftvrben;
Gott möge jeden gekauften Ehriftenmeufchen davor bewahrenl' -
.Wie ging das denn zu. liebe Frau?" frage ich. - Nämlich. verftehft
du. das Ding ließ mir keine Ruhe. und ich war fehr gefpanttt, -
In. lieber Manu/ fagt fie. .das ift eine fo entfetzliche Sache. daß
felbft es zu erzählen furchtbar ift . , . Der Böfe hat fie aus ihrem
Haufe entführt! - .Aber um Gottes Willen. tvas redeft du da. liebe
Frau?" .Nein nein. es war fchon fo . . . Sie tvar ja* fagt fie. .als
Hebeamme tätig; ttttn und folche Perfvnen (das weißt du ja felbft)
können ohne Hilfe des böfen Feindes nicht fertig werden. Da hatte
fie fich denn jedenfalls niit ihm eittgelaffen. ntit dent böfen Feinde. und
fich offenbar fehr tief mit ihm eingelaffen. Einftmals kattt er zu ihr
angefahren uud entführte fie auf einem Schlitten. Mit feinen eigenen
Händen hat er fie hineingehoben. Ihre Schwiegertochter hat es felbft
erzählt: ..Vor meinen Attgen" fagt fie. ..ift es gefchehn. Es katu da
fo ein alter Mann tttit grauem Haar angefahren; Gott ntag wiffen.
was das fiir einer getvefen ift. In der hiefigen Gegend hatte ich ttie
jemand gefehn. Da ift es wohl ficher. daß es der Böfe war; wer
follte es fonft auch gewefen fein?" - Ich höre das ntit an und denke:
.Herr Iefus Ehriftus. bezieht fich ihre Erzählung etwa auf mich. wie
ich damals aus dem Ausbau herfuhr. um die Großmutter zu holen?
Nun fich mal an!" denke ich bei niir. .Ich wollte ein gutes Werk
tun uttd bin ein Teufel geworden!" Uttd ich tvar nun noch gefpannter.
- .Was hat fich denn da weiter zugetragen. liebe Frau?t frage ich.
.Nm als er fie tveggeholt hatte. der Teufel." attttvortet fie. .da war
fie feitdem wie von der Erde verfchwttnden. Man fnchte nach ihr;
aber wo follte man fie fachen? Konnte titan fie etwa findett. wenn
fie bei ihm war? Er hatte ja anfcheineud ganz harmlos gefagt. er
wolle mit ihr nach dem Ausbau fahren; da liege eine Frau in Kinds-
nöten. die habe ihn hergefchickt. damit die Großmutter ihr Hilfe leifte.
So lief man denn alfo zu jener jungen Frau hin; aber da ftellte fich
heraus. daß auch diefes arme Weib in jener felben Nacht geftorben
war. Ob die Großmutter bei ihr gewefett war oder nicht. das tnag
Gott wiffen, So war nun.* fagt fie. .unfre Großntutter Altiitfchicka

den ganzen Winter über berichwunden. Man hatte auch fchon auf-
gehört nach ihr zufuchen, Da machten fich/ fagt fie- hin diefem Früh-
jahr die Bauern in dem Ausbau daran, einen Ziehbrunnen mit neuem
Obergebälk zn verfehnF und ein Bauer ließ fein Beil da hineinfallen -
in den Ziehbrunnen. Er kletterte hinein- um es wieder zu holen- und
wie er nach unten kam- da fah er: es fteckte ein Menfch in dem Zieh-
brunnen, die Beine nach oben geftreckt! Was war das für ein fchauer-
liches Rätfel? Sie zogen den Körper heraus: Herr du mein jeh- Herr du-
mein jelx das ift ja unfre Großmutter Altiitfchickal Ganz- wie fie
damals weggefahren wat; im Belz- einen Gurt um den Leib, fo fah
fie noch aus! Alfo dahim lieber ManmF fagt fieF -dahin hat der
böfe Feind fie verfteckt. Er hatte gewiß gefag't: „Duh Großnmtter,
bift fchon lange dem Teufel verfallen- und auch jener jungen Frau
werde ich dich nicht helfen laffen; mag auch fie ohne Beichte und Buße
fterbeu." Das werden fo feine Ueberlcgnngen gewefen fein. - Dies
erzählte mir die alte Frau. -Und auch 1ms/ fagte fiel xhat er einen
folchen Brei angerührh der nichtswürdige Satan- daß das ganze Dorf
feine liebe Not hatte- ihn auszulöffeln; denn die vom Gericht haben
faft eine Woche bei uns gewohnt; immerzu ftellten fie Nachforfchungen
und Unterfuchungen an. Es war noch eine Gnade von Gott, daß fie
gegen einen andern Anklage erhoben. Und kannft du dir das denken-
lieberMann?“ fagt fie- -felbft mit den Gerichtsperfonen hat er damals
feinen Spaß getrieben- der böfe Feind, Denn der Schreiber des Unter-
fuchungsrichters betrauk fich bei dem Gemeindefchreiben der feinen
Namenstag feierte- bis zur Bewußtlofigkeit nnd ift infolgedeffen bei
uns im Dorfe geftorben; und der Unterfuchungsrichtei; der hat hier
ein ganz fchiefes Geficht bekommen und ift damit in die Stadt wieder
zurückgefahren/ - „Sa wie ich es dir jeßt mitteile- mein lieber Herr“-
wandte fich Vhilaret zu mir- „fo hat es mir die alte Fran erzählt;
aber mir wars- als würde mir mit Meffern im Herzen hernmgebohrt;
fo traf mich jedes ihrer Worte, Und es war doch auch kräukend
weißt du- daß fie mich fiir den Teufel angefehn hatten! -O weht“
dachte ich bei mir- -du bift es- der dies angerichtet hat- Bhilaret Kus-
-mitfch. Nicht die Großmutter- fondern- ohne Zweifel- dich hat der
Böfe damals betört. Wärft du nicht auf diefe dummen Gedanken
geraten- fo hätteft du nicht verfchuldet daß die Großmutter im Zieh-
brunnen ertranh und auch die junge Frau wäre vielleicht am Leben
geblieben. -O weh, o wehl' Du haft um nichts und wieder nichts

zwei fchuldlofe Ehriftenfeelen ins Verderben geftiirzt. Der ganze Her-
gang war mir nun verftändlich geworden. mein lieber Herr; nämlich.
da mein Schlitten damals fo gefchlendert hatte und der Ziehbrunnen.
an dem wir vorbeifuhren. kein Obergebälk hatte. fo hatte fie fich jedenfalls
nicht mehr halten können. war vom Schlitten gefallen und da hinein-
geplumpft; und ich hatte gedacht. daß da eine Gans zu fchnattern an-
fiuge und mit den Flügeln klatfchtel Ich erinnere mich nicht. was
mir die alte Fran noch weiter erzählte. Jch fprang von der Bank
auf und lief. fo fchnell mich meine Füße tragen konnten. aus dem
Dorfe hinaus. Ich dachte: .Wenn fie nur nicht am Ende noch Verdacht
fchöpfen und dir den Brozeß machen! Daun fäßeft du in der Vatfche
und tönnteft im Gefängnis verfaulenl* Wie ich an dem Haufe vorbei
kam. wo die Großmutter Altiitfchicka gewohnt hatte. fteht da ihre
junge Enkelin am Torweg und hält ihr Brüderchen auf dem Arm.
Sie taten mir furchtbar leid. Ich hatte iu der Brnfttafche drei Vfeffer-
kuchen; die hatte mir ein reifender Händler gefchenkt. Gott gebe ihm
dafür Gefundheit; die holte ich heraus und teilte fie mit ihnen. .Dal
Ihr atmen .Kindercheni' fagte ich. .Da follt ihr wenigftens ein bißchen
Süßes zu effen bekommeni* Ich ftreichelte ihnen deu Kopf. dann ging
ich davon. Aber natürlich. fich felbft und dem göttlichen Gerichte kann
man nicht entfliehu. Seitdem habe ich keine Ruhe mehr. mein lieber
Herr. Diefe Stunde quält mich. und ich weiß mir keinen Ratdagegen!
Sie fangt an meiner Seele bei Tag und bei Nacht. Es ift mir überall.
als ob jemand zn mir fagte: .Vhilaret Kusmitfch. du haft zwei fchuld-
lofe Ehriftenfeelen ins Verderben geftiirzt/ Was habe ich nicht alles
dagegen getan? Totenmeffen habe ich für fie halten laffen. und einem
Vopen habe ich meine Siinde gebeichtet. - aber nein. fie tuartert mich
und nagt an mir und läßt niir keine Ruhe. Einmal konnte ich es
gar nicht mehr ertragen. Ich ging zum tlnterfuchungsrichter. fiel ihm
zu Füßen und erzählte ihm alles. wie es gewefen war. .So und fo
ift es zugegangen. Wohltäter.“ fagte ich; .mag man utich nach dem Ge-
feß aburteilen. Ich werde jede Strafe auf mich nehmen; dann wird
fich wenigftens mein Gewiffen endlich beruhigen können* Nun. der
hörte mich an; dann lachte er nur: .Geh deiner Wege. Alterchen/
fagte er. .Tanke Gott. daß niemand bei diefer Gefchichte in Anklage-
zuftand verletzt ift. Und rede dariiber zu niemand. Um deinetwillen
die Sache noch einmal wieder anfzuriihren/ fagte er. .hat keinen
Sinn* Seit der Zeit. mein lieber Herr. fo fchließt Bhilaret feine

Erzählung „wandre ich immer umher und bete um Vergebung
diefer Sünde."
„Acln mein gues Alterchen; mein gutes Altenberg" dachte ich;
als ich diefe Eefihichte gehört hatte; „wäre ich an Stelle diefes Unter-
fuchungsrichters gewefen, fo weiß ich auch nicht; ob ich mich entfchloffen
hätte; einen Stein auf dich zu werfen! Wie oft kommt es vor; daß
wir unfern Nächften erwiirgem erftechen und erkranken; zwar nicht mit
einem Stricke; nicht mit einem Meffer und nicht in einem Ziehbrunncn
felbftverftändlich, aber fo auf eine feine; weltkluge Art; und wir reifen
darum doch nicht nach dem Klofter in Jrkutsk; ja wir beten nicht
einmal im Stillen." '
Hierauf blieb Vhilaret noch etwa drei Wochen bei mir im Kranken-
haufe; und ich fand ihn; wie bisher; beftiindig von neugierigen Zu-
hörern umringt. Aber in der letzten Zeit hatte ich den Eindruck, als
ob er fich fortfehnte; er rieb fich oft die feuchten Augen und lag
meift auf feinem Bette. ,Ich erfuhr dann (man daß er fogar die
Nahrung zuriickweife.
„Was ift denn mit dir; lieber Freund? Du bift doch nicht etwa
krank?" fragte ich ihn einmal.
„Neun Wohltäterl Gott fei Dank!" antwortete Vhilaret. „Es
ift etwas anderes: laß mich von hier weg; erweife mir die große Gnade!“
„Warum denn? Sehnft du dich fort?"
„Im ich fehne mich fort; Wohltiiter. Es fällt mir aufs Herz;
wie lange ich hier fchou geblieben bin, Wenn man fo lange ftill
fitzt; dann verlernt man am Ende ganz das Wandern.“
„Willft du denn wieder umherwandern?"
„Was ift da zu machen; Wohltäter? Diefes Schickfal wird mir
ja wohl bei der Geburt fo zugeteilt fein."
„Aber es ift ja Winter und kalt!"
„Das tut nichts; daran bin ich gewöhnt. Wenigftens habe ich
dann Gottes Welt vor Augen; wohin es mir in den Sinn kommt;
dahin gehe ich; fo fühle ich mich freier. .Ich danke dir, daß du einem
atmen Menfcheu ein Obdach gewährt haft.“
„Wann willft du denn weggehn?“
„Morgen früh; wenn du es fo erlaubft."
Ich war felbftverftiindlich damit einverftanden; um fo mehr; da die
iibrigen Jufaffen des Krankenhaufes den ausfcheidenden Vhilaret durch

gemeinfame Beiftenern mit einem alten Anzug ansriiftetem der immer-
hin wärmer wan als der; den er bei feiner Ankunft getragen hatte.
Am folgenden Tage faß ich morgens am Fenfter und trank Tee-
als Vhilaret auf der Freitreppe des Krankenhaufes erfchieu, In der Hand
trug er eben jenen Stock, mit dem er in das Krankenhaus gekommen
war; iiber feiner Schulter hing derfelbe Ouerfaakj den er damals vom
Fußboden aufgehoben hatte. Das Wetter war an diefem Tage gar
nicht fchön: es ftiirnite und fchneite. Bhilaret ftieg die Stufen hinunter
und bliebj fein Bärtchen auf den Stock ftiißeudj ein Weilchen ftehn;
dann nahm er die Minze ab- verbeugte fich nach allen Himmelsgegendem
verbeugte fich befonders tief nach meinen Fenftern hin nnd ging weg-
das Eeficht etwas fchräg ' altend- da ihm der Wind gerade entgegen blies.
Wohinj du armer Kerl? Wo wirft dn diesmal deinen Wander-
fiab hinftellen und deine Muße von Hirfchfell aufhängen? Aber dir
ift das wohl alles gleich- wenn du nur das Glück haftj einen guten
Menfchen zu treffen.

Georg Hirfchfeld:
Die Nixe vom Giildenfee
Ein Märchen der Gegenwart

Fortfeßung
„Ja- ja. Jch bin überhaupt ein befferer Menfch durch dich ge-
worden. Aber das war es man, worauf ich hinaus-wollt'. Ich mein*
halt folgendes: Ich ftellt' mir vorx daß ihr nicht nur untereinander zu-
fainmenhiingt, fondern auch fehr gute Beziehungen zu den gewaltigen
Herrfchaften da droben unterhaltet. Ich meiner zu denen- welchen der
Menfch nie beikornnien wird. Wolken- Stürme, Lawinen und folche
Sachen. Wie gern täten wir einen polizeilich geftempelten Vertrag mit
den Geftrengen machem damit wir vor ihnen ficher find. Aber wir
fprechen verfchiedene Sprachen. Wir verftehen fie nicht und fie uns
nicht. Jhr aber wißt wohl immerx was da oben los ift- und könnt' damit
anfangen! wie mit einem Riefenfpielzeug, was ihr wollt? . . .“
„Nein- Sebaftian.“
„Nicht?i"
„Ich kann nur von mir fprechen. Ich bin freilich unempfindlich
gegen die Elemente -“
„Alfo doch . .
„Aber ich vermag nichts über fie."
„Und die anderen?"
„Die Tiere? Die wiffen nur, was im See gefchieht. Das ift ja
das Große an euch Menfchen, daß euer Geift überblickh was euer Körper
nicht erreicht. Ich gebe dir deine Frage zuriich Sebaftian. Seid ihr es
nichh die allmählich die Mächte des Himmels beherrfcheu werden?“
„Hin . . . Allniählichl . . . Wenn ich an die drahtlofe Telegraphie
und an das lenkbare Luftfchiff denke - da haft du eigentlich recht. Ich

Z â€žm3 ,Jo-.ZF ZG
â€žZAM :am-S 1c.

möcht' mich aber nicht deutlich dariiber ausfprechen. Jedenfalls - den
größten Begriff haft du doch von uns Menfchen?"
„Den allergrößten. Aber du wirft - -"
„Nun? Was?"
Sie fchmiegte fich plößlich an ihn- und ihre tiefent blauen Augen
näherten fich bittend den feinen- während der Duft ihrer weichem golde-
nen Haare ihn umhüllte. „Du wirft mir zuliebe deine Macht bezähmen?
Nichtf Sebaftian? Du wirft den armen Fifchen nicht länger nachftellen
laffen und den böfen Männern verbieten- Vögel zu fchießen? Sieht du
darfft mir nicht böfe fein. Dich kenne ich. Ich weiß, daß es nicht dein
eigener Befehl ift- den See mit Netzen zu erfüllen und das Fifchbolk in
fo namenlofe Angft zu bringen. Man will es von dir. Du haft ja nicht
die furchtbare Begierde der anderen Menfchem zu worden und von er-
mordeten Gefchöpfen zu leben. Das tut bei uns nur der Verbrecher,
der Hecht."
„Ich hab' dir doch fchon gefagt, daß ich ein Vflanzeneffer bin."
„Gewiß Aber ich bitte dich trotzdem für meine Freunde Sebaftian.“
„Hm . . . Ich tu', was in meinen Kräften fteht." Er erhob fich.
„Bift du böfe? Willft du fchon gehen?"
„Jat Freier. Bös' bin ich nicht. Aber ich muß ins Hotel zurück.
auß- mnn mein Kind.“
Er zog fie heftig an fich und bedeckte ihr waffergekühltes Geficht mit
brennenden Kiiffen. Sie ftarrte ihn an, halb entfeßt, halb von einer
neuen- wunderbaren_ Wonne durchglüht. Wie anders war jeßt plößliä)
fein Kußl Wie verwandelt feine jähe Umarmung] Jeßt erft hatte fie
den Mann in ihm gefühltt zum erfteumal in diefer Stunde. Er iiber-
ftieg dast was wie eine unfichtbare Mauer zwifchen ihnen geftauden
hatte. Die „Antwort" kamf die Antwort! Was hatte das Wunder be-
zweckt? Sie überlegte! als fie allein war, jedes Wort! das der heutige
Abend zutage gefördert hatte. In ihren Antworten mußte etwas ge-
legen habem was ihn endgültig befreit und die Schranke feiner ehr-
fürchtigen Scheu befeitigt hatte, Aber fo angeftrengt fie fich auch darauf
befann - es wollte ihr nicht einfallenf was es war. Sie hatte das Ge-
fühl, als ob fie heute wie fonft gewefen fei, *Und dennoch die glühenden
Sterne über ihr am Nachthimmel fagten es ihr- fie war jetzt anders.
Heute war fie Sebaftians Menfchenfchwefter geworden. -- -
Der Wirt hatte fich niemals glücklicher gefühlt- als an diefem
Abend. Freia hatte die Furcht von ihm genommen - das war noch

mehr als ihr Gold. Sein erfter Gedanke war. den Fifchfang nun fofort
fhftematifch zu betreiben. Er kannte die Verftecke der geängftigten Tiere
>- gut. fo follten Taucher kommen und die Scheiße *zeutnerweife fördern.
wenn es nicht anders gehen wollte. Auf Sebaftians 'lO-iv_ (i'bäfe durfte
an keinem Tage mehr der Fifch fehlen. Je abenteuerlichet die Koften
wurden. mit denen er die Wünfche feiner Gäfte beftritt. um fo größer
wurde ja die. Reklame. Ueberhaupt. es war wieder eine Luft. zu leben.
Wolke blieb Wolke. Wind blieb Wind. Fifch blieb Fifch. Vogel *blieb
Vogel. Und was das allerbefte war: Weib blieb auch Weib. *Die
ahnungslofe Freia hatte fich heute um ihren Nimbus gebracht. Endlig'
hörte das unwürdige Zagen und Zittern in ihm auf. Er hatte fich heutle
als Mann gefühlt. als er fie in feinen Armen gehalten. das Weib in
feiner Gewalt. Das durfte. das konnte nicht mehr anders werden. Den
gefährlichen Drachen. der die Goldquelle bewachte. follte fie jeßt ge-
fälligft allein befuchen W mit dem wurde nur fie fertig. Jin iibrigen . . .
Ja. im iibrigen! - Nun tauchten neue. dringende Fragen vor dem
unternehmenden Manne auf. während er ganz allein. mit den haftigen
Schritten eines Gliicklichen. am nächtigen Ufer wanderte. Fragen. die
ihn weich und fehnfuchtsvoll ftimmten. Jeßt war ja alles Aeußere ge-
fichert. jetzt hatte er Zeit zu folcher Stimmung. Jedenfalls wollte er
fich davor hüten. zu kalt berechnend an Freia zu denken. Ganz abftreifen
durfte er die geheimnisvollen Kräfte des Märchens nicht. fonft brachte er
fich am Ende um den Kern feines Sieges. um fein menfchliches Glück.
Er liebte Freia - ja. fie war ihm das Höchfte auf der trocken ver-
'.'tandenen Welt. Er dankte ihr alles. aber er wollte nicht länger nur die
Göttin. die Wohltäterin in ihr fehen. Er wollte fie befißen. Darum
hatte es ihn ja fo befeligt. fie heute zum erftenmal als Menfchenkind und
fich als ihren Gebieter zu fühlen. Seitdem er unwiderleglich wußte.
i
t
daß der Natur zu trauen war - was hinderte ihn da noch. fich zn *
ihrem Herrn zu machen? Jn Klarheit. herausfordernd. Schmied feines
Glückes - fo ftand er aufrecht vor den durch und durch erkannten Din-
gen. Er war in feinem ..Gauben" den Mitmenfchen weit voraus. Er
durfte jeßt alles wagen, Und jenen einen. leßten Schritt. der ihm kurz
vorher noch ungeheuerlich erfchienen. den tat er jeßt auch. Der König
Menfch follte in ihm handeln. nicht fragen. Als Sebaftian fein Zimmer
auffuchte. ftand es in ihm feft: Er trennte Freia von ihrem Element.
von ihrer Herkunft - er zog die Geliebte ins Menfchenleben und machte
fie zu feiner Frau. - -
e BWWm*-m a"

Am nächften Abend fchon ging er mit pochendem Herzen zu ihr und
brachte ihr ein Gefchenk mit, von dem er fich den größten Eindruck ver-
fprach, Es waren die erften, in feinem Garten erbliihten Rofen. Freia
nahm fie und rief in unmittelbarem Mitleid: „Tu haft fie gepflückt?“
„Aber Kind; wie foll ich fie dir fonft bringen?“
„Du hätteft fie noch laffen fallen. Sie find fo blaß und fchwach.“
Er war verleßt nnd antwortete mit erzwungenem Lächeln: „Es ift
mein Verhängnis. daß ich's dir nicht recht machen kann."
Sie umarmte ihn rafch. „So war es nicht gemeint! Ich danke
dir] Ich weiß ja. ihr fchenkt euch immer tote Blumen.“
„Du haft manchmal Ausdrücke -l"
„Ich will lernen, mich iiber-alles zu freuen. was euch freut . . .“
Er fah fie priifend an. „Warum denn? Du bift doch ein anderes
Wefen als wir? Du bift eine Nixe.“
Sie ließ ihn los; ihre Arme erfchlafften; und fie fenkte tief ihr
reines Haupt. „Schleudere mich nur immer in die fremde; kalte Geifter-
welt zurück“. fagte fie leife mit einer feltfam rührenden Stimme. „Fühle
dich nur immer in deinem ftolzen Glück; ein warmer. alles liebender»
alles leidender Menfih zu fein, Du wirft fchon fehen - ich komme noch
dahin. wo du bift. Denn das - ich hab' es dir doeh nie gefagt. Sebaftian
- das ift mein tieffter Wunfch."
„Freial“ Er umfchlang fie wieder. „Willft du das - meinet-
wegen?"
Sie fah ihn mit ihrer großen Klarheit an. „Deinetwegen - ge-
wiß."
Er zweifelte, ob fie wußte. was Liebe war. denn er felbft glaubte, es
genau zu wiffen. Seine Bewußtheit hütete fich jeßt; zu fchnell zu fein.
Er fah den Weg zu ihrem Befiß geebnet; aber er wollte fich auch fiir
immer gegen Rückfchläge fichern. So ließ er die Scheiniiefe feines
dunklen Blickes auf ihr ruhen und fagte: „Freiaf du darfft dich nicht
wundern. daß ich dich noch immer als fremd empfinde. Wirfft du mir
nicht vor, daß ich Blumen tötete. um dich zu erfreuen? Nennft du
nicht meine Mitmenfchen Verbrecher und Mörder; weil fie fich durch
Jagd und Fifchfang die Nahrung verfchaffen, die fie nötig haben? Ich
weiß auch. es tut dir im Junerften leid, daß du mir zu meinem Hotel
verhalfen haft, Schüttle nicht den Kopf, Freia *v es entftellt dir deinen
See. und meine Gäfte hältft du für freche Eindringlinge. Den fcheuß-

lichen Drachen haft du belogen um meinetwillen, Was für eine Sünde. Freia."
..Spotte nicht. Sebaftian.“
„Jcb fpotte nicht _- ich möchte nur. daß du die Macht des Menfchen begreifft."
Sie ftützte den Kopf in die Hand. ..Die begreif' ich."
..Aber du follft fie auch anerkennen. fiir etwas Gutes halten! Das ift's! Ein Jäger ift kein Verbrecher. ein Fifcher ift kein Mörder. und wer in den kleinen Sachen lügt. der ift in den großen um fo wahrer!“
Er hatte fich in Eifer geredet und betäubte die zweite Stimme in fich. die ein vernehmliches ..Na. na" hinter feine Behauptungen fetzte. Jetzt war er im rechten Fahrwaffer. jeßt überwand er fie und machte die Gottheit zum Weib. ..Weißt du. was es heißt: Herr fein? Als .Herren find wir nämlich eingefeßt über fämtliche Tiere und Dingel"
..Von wem?“
Er ftutzte einen Augenblick. dann erwiderte er rafch: ..Du glaubft. mich wahrfcheinlich mit diefer Frage zu erfchlagen. aber ich kann dir fchon eine Antwort darauf geben! Ich kann dir fchon jagen: bon uns felbft! Auf den lieben Gott laß' ich mich nicht mehr ein - der ift Glatt-eis fiir einen tiichtig marfchierenden Menfchen! Nein. Freial Wir felbft haben uns als Herren der Erde eingefeßt. und das fühlen wir!“
..Warum ift dann der Gott. den ihr anbetet. ein gefolterter Menfch am Kreuz?"
..Aber das - das ift es ja eben! Begreifft du denn das nicht? Wir haben keine andere Religion als unfere Ueberzeugung. unfere Lebens-aufgabel Dafür leiden wir. dafiir werden wir gekreuzigtl Das chrift-liche Mitleid ift nicht für die Vflanzen und Tiere dal Unter uns - berftehft du wohl - unter uns Menfchen. da kennen wir alles. was du uns borwirfft. Da lieben wir uns. da helfen wir uns. wir Menfchen einander] Aber damit wir das können. müffen wir nicht um die felbft-verftändlichften Mittel jammernl Wir nehmen. was uns gehört! In unferer Welt! Ia. ja. du liebe Fran! Du haft ja fchon fo viel von unferer Welt - o mehr. als du meinftl Sei nur nicht halb. denk' nicht an den Fifchfchwanz. den du gehabt haft! Komm' ganz zu uns hinüber! Eitel Schönheit und Freude gibt es bei uns auch nichtl Das mußt du dir nicht dorftellenl Wir haben auch unfere Schmerzen. unfere Sünden] Aber die fangen halt ganz wo anders an] Und ich. fo viel kann ich dir

fagenh ich weiß da ebenfo Befcheid wie du in deiner Welt] Ich hab'
mich da ebenfo anftändig benommeni"
Sie blieb ganz ernft vor feiner lachenden Weisheit. Sie dachte nach
und fenkte die unrflorten Augen. Dann fchlug fie fie plößlich wieder
auf. und er wich faft zurück vor dem durchdringenden Strahl ihres
Geiftes. „Du meinft alfo. ich muß mich endgültig losfagen von allem.
womit ich jeßt zufammenhcinge. um ins Menfchenleben zu gelangen?"
Es durchfchauerte ihn vor der Nähe des Zieles. „Ja, Freier". er-
widerte er mit bebender Stimme. „Wenn du den Willen d a z u haft -
dann - -“
„Dann?“
„Tann liebft du mich ja . . . wie ich dich liebe.“
Ohne Verwirrung. ohne den klaren Blick von ihm zu laffen. fagte
fie einfach: „Ja, Sebaftian, Da haft du ficher recht. Die Liebe muß in
uns beiden diefelbe fein, Sonft ift es keine Liebe.“
Das Verfta'ndnis ihres großen Mißverftändniffes war wie eine be-
täubende Sonnenglut. die den Gaukler unanfhaltfam in ihren Bann-
kreis zog und darin vergehen ließ. Sebaftian hatte jeßt feinen ehr-
lichften Augenblick. Er fchluchzte und demütigte fich vor ihrer Reinheit.
_Das tat fein heißes Wiener Gefühl. Sein kühler Allerweltsverftand
aber fpielte ihm fofort den Streich. ihm zu fagen „nun bift du bei der
Sonne u gefchwindelt oder nicht gefchwindelt - bleib'. Mag's kommen.
wie's geht." Der brachte ihn fofort wieder in die Unehrlichkeit zurück.
_ „ W i r v e r ft e h e n u n s *J flüfterte er. mit heißem Griff ihre
Rechte umfvannend. ..Entfchließe dich. Freia - der Augenblick ift da.
Neiße dich los von der Tierheit und werde mein Weib.“
Es durchfchauerte fie. ..Meine Mutter hat mich vor den Menfchen
gewarnt“. wollte fie ihm faft fagen. Aber ihr graute vor diefer Ein-
gebung _ fie wollte fich nicht mehr warnen laffen. Denn fonft ent-
fchwand ja die füße Lockung. die das ein z i g e war, So viel Menfchen-
art. um dies zu wiffen. hatte fie fchon. Liebe. Liebe. Sie hielt feine
Hand feft. fah aber zur Sonne empor. in die glühende Quelle des Lichtes.
..Wir werden Kinder haben. Kinder mit Sonnenaugen“. fagte fie.
und ein verklärtes Lächeln kam auf ihre Züge.
Da jubelte er auf. denn er glaubte. Vater folcher Kinder werden zu
können. Er kniete vor ihr. ..Dein Geftändnis. Freia! Deine Hoff-
nung] Deine Liebe! O. darauf hab' ich gewartet!“ Er umklammerte
fie. -

Sie aber erwachte jeßt gleichfam. Verwirrt fah fie ihn an. „Jft es
denn nicht ein ungeheueres Wagnis, Sebaftian? Bift du dir klar dar-
überj was du tun willft? Bei dir leben foll ich? Unter den Menfchen
leben? Wo? Wo?“
„In meinem Haufe. Freial Als die holdefte Wirtin, die das
Güldenfeehotel fich erträumen kann!“
„Aber ich werde ja nichts verftehenl Ich werde dir ja nie etwas
recht machen) O. ich fehe taufend Verlegenheiten, in die ich dich bringen
werde!“
„Keine fo fchlimm. mein Lieb. wie die. in der ich bis jeßt immer
war. wenn ich dich verleugnen mußte] Nichts gegen die Bein. unfere
einzige Stunde. die wir haben. von Spionen umlauert zu wiffen. von
Gäften. deren Neugier fogar das Leben eines Wirtes kennen will! Ich
glaub' ja fchon kaum noch an die Unfichtbarkeit, die du uns beiden gibftl
Nein. nein. das muß anders werden! Sichtbar, fichtbar! Und es kann
nur anders werden. wenn ich dich zum Menfchen mache! Mich zum Gott
zu machen. ift dir ja leider nicht möglich! Jetzt lachft du] Schau' - es
wird ja alles nicht fo fchwer fein! Richie dich nur nach mir, halt' dich
nur immer an meine Liebe!"
„Weiter habe ich nichts!" Sie nmfchlang ihn in füßer. wilder
Angft.
„Du Närrchen", flüfterte er, fie küffend, „Glaubft du denn, daß ich
was anderes habe? Ich will ja nur das goldene Märchengliick. das du
mir gebracht haft. ganz an mich fetten. Ich will dir ein bißl dankbar
fein können. denn das kann ein armes Menfchenkind nur als Menfch.
O. deine erften Worte. die werd' ich nie vergeffen. Kinder werden wir
haben! Kinder mit Sonnenaugenl Freial Wir feiern unfere erfte
Nacht] Ich bleib' heut bei dir, mögen fie drüben fliiftern und fragen.
foviel fie wollen] Was gibt mir denn die ganze Welt dafürj wenn ich
meine erfte, heilige Liebeszeit verlier'? Meinen Frühling bei dir. du
Erwachte? Nein. du Schöne. Allerfchönftel Komm' her zu mir! Laß
es fchimmern und verfließen. das feuchte Silber da unten, das dir ein
kaltes Herz hat geben wollen und fcheitern mußte an deiner Menfchen-
beftimmung. Bleib' bei mir auf Erden, Komm' in mein feftes Haus.
Ein Sehnen und Aengften ift das Leben nicht - ein Haben und Glück-
lichfein! Das Menfchenlebenl Freial Das Menfchenlebeni“
Sie hing an feinem Munde. Er hielt fie und trug fie durch den
Wundertraum der Nacht, Als der Morgen graute. ging ein Fifcher-

knabe fingend den Uferweg entlang. Er glaubte fich mit den Vorboten
der Sonne. einem pfeifenden Vogel. einem rafchelnden Frühtvind. allein.
Er wollte nach den Neßen fehen. die er am Abend zuvor verfenkt hatte.
Als er an den vom Blitze gebrochenen Baumftatnm kam. blieb er ftarr
vor Entfeßen ftehen. Nichts deutliches fah er. nichts. was er glaubhaft
fpäter erzählen konnte. Nur die fchattenhaften Umriffe zweier fich um-
fchlungen haltender Geftalten. Eitt nacktes Weib. ein irdifcher Mann.
Sein Märchenbuch hatte ihm wohl den Streich gefpielt. dergleichen vor
fich zu fehen. Er bekreuzigte fich. rannte davon und hatte fich doch nicht
getäufcht. Was diefes Kind gefehen hatte. war die erfte Sichtbarkeit
eines reinen Geheimniffes. das ehedem unfichtbar gewefen.
.
* '
7.
Am nächften Tage erfrthren die Hotelgäfte. als fie ihren Wirt in
bochwichtigen Angelegenheiten - Arrangement einer Ruderregatta und
Illuminativn zur Kaifersgeburtstagsfeier - fprechen tvollten. daß Se- '
baftian plötzlich verreift fei. Diefer Schritt inmitten der Hochfaifon
überrafchte allgemein. Franzl. der Bruder. fchien unterrichtet zu fein.
Da er fehr geheimnisvoll tat. beftürmte man ihn tttit Fragen. Als die
Wienerinnen herausbekommen hatten. daß er dem Wirt Stillfchweigen
gelobt hatte. fanden fie leichtes Spiel. Sie fchworen ihm eittfach die
gleiche Verfchwiegenheit. die er feinem Bruder gefchworen hatte. Da
veruahmett denn die hübfchen. eifrig zufamtnengefteckten Köpfe. was fich
am Güldenfee vorbereitete. Herr Sebaftian hatte fich verlobt. Dies
war nun nicht nur die Aufklärung feines feltfamen. in fich gekehrten
Wefens in den (eßten Wochen - es gab auch mit einem Schlage Licht in
die reizvolle. aber doch bedenkliche Unklarheit feiner ganzen Verhältniffe.
Sein plößlicher Schaßgräberreichtum ftatnmte alfo weder von der Börfe.
was die Ehemänner der neugierigen Frauen als erfahrene Mitftreiter
auf jenem Schlachtfeld längft bezweifelt h'atten - er war auch nicht dem
Teilhaber aus Wien zu danken. der keinesfalls fo ergiebig war *-
Reichtum. Pracht und Gelingen des Hotels waren einzig die Mitgift der
geheimnisvollen Braut. Franzl wußte nicht einmal ihren Namen. Er
behauptete. fie nie gefehen. erft kurz vor-des Bruders Abreife von ihrer
Exiftenz erfahren zu haben. Nur zwei ihrer Eigenfchaften hatte ihm
der Eilige. die Reifetafche in der Hand. noch mitgeteilt: fie war märchen-

haft fchön und märchenhaft reich. Auch glaubte fich Franzi zu erinnern-
daß fie aus Brafilien ftammte und im Hamburger Hafen mit ihrem
Bräutigam zufainmenträfe. Sie ftände offenbar ganz allein auf der
Welte denn kein Verwandter wiirde die beiden zum Güldenfee begleiten.
ihre Hochzeit im Hotel follte im Beifein der Gäfte diefes Sommers ge-
feiert werden. q
Die Damen waren entzüclt. Das konnte ja die originellfte Hochzeit
ihres ganzen Lebens werden. Ihre gefpannte Erwartung und Ehrfurcht
vor der fchönen Ausländerin unterdrückten nicht das weibliche Ueber-
legenheitsgefjihl- als echte Wieneriunen die Erotifche bei ihrem Gatten
noch ausftechen zu können. Die Männer aber beranfchten fich fofort
daranx ihrer Abenteuerreihef die fie fchon recht müde gemacht hatte, noch
ein erlefenes anfiigen zu könnenf die kühnen Zauber der Urwaldfchön-
heit- einer Goldkönigin aus dem Tropenland.
Nach einigen kaum ertragenen Wartetagen fuhr endlich die erfehnte
Boftkutfche vor. Die Hotelgäfte waren faft vollzählig am Portal ver-
fanunelt und begrüßten in verkehrter Weltordnung ihren Wirt. Elaftifch-
voll fröhlicher Jugendkraft fprang Sebaftian aus dem Wagen und war
in zarter Sorge einer verfchleierten Geftalt beim Ausfteigen behilflich.
Hundert Blicke haftetcn an ihr. Das war fie. Das war die Braut. Ein
fchlankes, jungftolzes Wefen mit Bewegungen* wie man fie nie gefehen
hatte - das fiihlte man im erften Augenblick. Es lag etwas wunderfam
Gerundetes, Selbftverftändliches in der Haltung diefer Braut, in der
Betätigung ihrer Gliedmaßen- in ihrem Gange. Ein Adel paradiefifcher
Naturkraftt ein vollendeter Wohllaut gleichfam. Sie entfchleierte fich,
und man prallte faft zurück- als man ihr die Hand reichte und in ihre
Augen fah, Es war ein tiefesr in den Grund der Seele züngelndes Blut-
feuer in diefer kleinen Handt und die nachtblauen Augen fahen einen an
wie Sterne, die bei Tage einem Menfchenantlitz gehörtenf undx wenn es
dunkeltef wieder ihren eutrückten Dienft im Weltenraum leiften mußten.
War die Braut des Wirtes von diefer Welt? Beruhigend einigermaßen
war es für die ehrfürchtig Erfrhrockenen- fie in den feinen Kleidern ihrer
eigenen Mode zu fehenf obwohl die Koftbarkeiten alle nicht anders und
nicht fefter an ihr hingen- wie die halb geborftenen Schalen reifer Nüffe
in Oktobertagen. Wie fie lächelte, wenn fie fpraäji Sie griff gleichfam
mit unbeirrten Kinderhänden nach dem verborgenen Herzen - ein Ent-
rinnen und Anzweifeln war unmöglich. Die Sonnenftrahlen fchienen
ihre hohe Gefialt abfichtlich zu umfpielen und fie zu begleitent wohin fie

fich wandte. rafch. ohne Erdfchwere. Als fie an Sebaftians Arm im Hotel verfchwand. haßten fie fämtliche Frauen und liebten fie zugleich. Sie kränkten fich tief darum. denn fie wußten. daß Haß und Liebe der höchfte Triumph der Wirtin war.
..Aber aus Brafilien ift fie nicht!“ rief Frau von Seligmann ftöh-
nend. ..Das foll mir keiner einredenl Jch halte fie einfach für eine Varifer Kokettel“
..Mit ihrem blonden Walkürenhaar?“ meinte die Baroneffe Silcher und lachte ironifch. ..Aber meine Liebe! Sie ift aus Skandinavien natürlichl“
..Da kommen Sie der Wahrheit fchon näher". erklärte Herr von Seligmann. der mit gichtigen Schritten herankam und gar ftumpffinnig ausfah. fo hatte er fich in Sebaftians Braut verliebt. ..Das junge Mädchen ftantmt aus Jsland. wie ich foeben erfahren habe. Franzl war falfch unterrichtet.“
..Aus Jsland? Da find doch die großen Vulkanel"
..Hekla und Krabla - jawohl. Aber nun wollen wir zu Tifch gehen. meine Damen." -- -
Fortfeßung im nächften Heft.

.
Otto C. Artbcmer:
Sklaverei in Marokko
Wo Anhänger des Propheten zu finden find. gibt es auch Sklaven.
Nichts erfcheint dem frommen Moslim ungereehter. ja unheiliger und
finnwidriger. als das Verbot des Sklavenhandels. wie ihn beifpiels-
weife die Türkei unter dem Druck europäifcher Mächte erlaffen hat. Die
Inftitution des Sklavenhaltens ift durch Koran und jahrhundertealten
Brauch* geheiligt. und wo ungläubige Chriftenfeelen wenig oder gar
keinen Einfluß haben. blüht fie öffentlich und uneingefchränkt durch
Rückfichten auf Fremde. So in Marokko.
Troßdem dies ..Eefchäft" in den leßten Jahrzehnten bedeutend
nachgelaffen hat. werden immer noch alljährlich einige hundert Neger
aus dem Süden gebracht. und zwar aus verfchiedenen Strichen zwifchen
Wendekreis und Aequator. Diefe Schwarzen ftehen auf denkbar nieder-
fter Kulturftufe. Fragt jeden. der mit Schwarzen zu tun hat. Forfchet
und Kaufmann. Weiße und Araber. Miffionare und Schiffsmannfchaften.
jeder wird es beftätigen. Und wer je einen wirklichen Sklavenmarkt
gefehen hat - viele Europäer dürften es nicht fein! * weiß. daß man
niemals herzzerreißende Gefühlsfzenen fieht. wie fich der weichherzige
Europäer vorftellt. Man darf patriarchalifche Orientalen nicht mit
Amerikanern verwechfeln. Onkel Toms Hütte nicht in den Orient ver-
pflanzen, Die Form der Sklaverei im Islam ift himmelweit entfernt
von dem. was Abendländer darunter verftehen. Der Mohammedaner

Otto C. Artbauer. der im Begriff fieht. in Begleitung des Oberleutnants
Emil Kraft von Helmhackcr zur Erforfchung des in taufendjähriges Dunkel ge-
hjillten Landes ..Tibefti“ eine große Reife in die Sahara anzutreten. läßt foeven
bei Strecker är Schröder in Stuttgart ein Buch erfcheiuen. in dem er uns
fchildert. was er auf feinen jahrelangen Wanderungen in Marokko gefehn und
gehört hat. In einer farbenvrächtigcn Sprache malt der Wiiftenwande'ee

behandelt unter allen Umftänden feinen Sklaven als Glied der Familie.
Er befchafft deffen Unterhalt. er kleidet und pflegt ihn. wenn er er-
krankt. Der orientalifche Familienvater verheiratet feine dunkelhäutige
Dienerfchaft und forgt für die Kinder. die mit feinen eigenen aufwachfen
und gleich diefen gehalten werden. Andererfeits ift nur der Druck fühl-
bar. der Leiden fchafft. Negerfklaven fühlen aber den moralifchen Druck
der Unfreiheit nie. den pekuniären äußerft felten. Warum foll fich alfo
der kindifche Schwarze nach Freiheit fehnen? Damit er felbft den
rauhen Kampf ums liebe Dafein aufnehmen muß? Dazu ift er viel zu
pfiffig! Wird er von feinem Gebieter fchlecht behandelt. fo gibt die ver-
hältnismäßig große Bewegungsfreiheit. welche Sklaven überall. befon-
ders in Marokko genießen. genügend Möglichkeit zur Flucht. Doch
kommt dies felten vor. Jin Gegenteil! Wenn nach mehrjährigem
bravem Dienft der .Herr feinem Negerfklaven die Freiheit fchenkt. wie
alte Sitte es erfordert. fo ift hundert gegen eins zu wetten. daß der
Freigelaffene den iiblichen Freibrief feinem Herrn zurückgibt mit der
Bitte. er möge ihn „aufheben“. weil er freiwillig weiter im Haufe ver-
weilen will. an das er gewohnt ift.
Der größte Suk er Rkuk Marokkos befindet fich naturgemäß in
Marrakefch. in der füdlichften .Hauptftadt des Landes. wo die uralte
Karawanenftraße aus den ..fchwarzen" Ländern mündet. Da Sklaven-
handel in Marokko abfolut gefetzmäßig ift. werden auch die Märkte mit
menfäflicher Ware offen abgehalten. Jeden Mittwoch. Donnerstag und
Freitag wird das vorhandene Material ansgeftellt und an den Meift-
bietenden losgefchlagen.
Ein gitterbedeckter Gang hinter dem Bafar der Wollenweber fiihrt
zum arkadenumfäumten .Hof einer geräumigen Okalla. An den Wänden
ftehen oder lauern Kaufluftige. ftimmkräftige Ausrufer führen Neger
beiden Gefchlechtes umher. ihre Vorzüge preifend. ..Seht diefe Schul-
tern. diefe Muskel! O Gott. welche Kraftl“ So ruft ein Händler..
auf einen kohlfchwarzen Sohn des palmenreichen Südens zeigend. ..Zeige
deine Arme. o Freund!“ ruft er ihn an. und der Schwarze läßt grinfend-

die rauhen Sitten des Landes der Widerfpriiche. Wenigen nur ift cs gegeben. den
Lefcr fo zu feffeln. wie er. Mit größter Spannung folgen wir dem fcharfen Be-
obachter in jedem der 27 Kapitel. Eins der intereffantefteu fcheint uns der Ab-
fchnitt iiber die Sklavenmiirkte zu fein. das wir hier reproduzieren, Viele vortreifliche
Abbildungen fchmiicken das Buch. das wir allen Freunden guter Lektüre empfehlen.
Die Redaktion.

feine Muskel fpielen, Ein anderer Ausrufer hat junge Mädchen. „O
über diefe ungeknickten (d. h. jungfräulichen) Blumen] Mögen fie den
Harem eines Vafchas zieren! Wo ift der. dem Allahs Güte Reichtum
gefehenktl?“ Diefe Sorte Blumen ift nämlich ein bischen teuer] Wieder
ein anderer hat ältere Arbeitsfklavinnen: „100 Duros. 100 Rial. wer
braucht Hilfe fiir die Gebieterin feines Haufes? Guten Kuskuffu kann
fie kochen und Durra reiben und Brot backen! 10() Taler] Sie ift gar
nicht fo alt!" meint er treuherzig zu einem Käufer. „nimm fie. wenn
fie nicht folgt. fchickft du fie mir wieder!“ Ein vierter führt an jeder
Hand einen Knaben und verfucht fie möglichft günftig loszufchlagen,
„O wie fleißige Wächter find dies. von ftarken Eltern und wohlgeformtl
Wie müffen Gerichte münden. die von ihnen aufgetragen werden! We-
nige Jahre und fie find groß und ftark wie die Valmen des Bab Duk-
kala! In folcher Tonart werden Säumige aufgemuntert. Da findet
man ftämmige Sudanhünen. weißbärtige Neger. deren gekräufelter
Mannesfclnnuck fonderbar das fchwarze Geficht umrahmt. Knaben aller
Altersftufen. daneben kleine Mädchen. auch reifere Frauen mit kleinen
Kindern. Dies natürlich nur fiir den Fall. daß fie geradewegs aus
dem Süden kommen. alfo noch keinen mohammedanifchen Gebieter
hatten; denn. wird die Sklavin Mutter. fo darf fie nicht verkauft werden.
hat fie vom Gebieter einen Sohn. wird fie fogar frei. Auch viele
welke Frauen von abftoßender Häßlichkeit mit Ziegenbrüften und wirren
Haarfträhnen. Unter des Südens furchtbarer Sonne welkt die Frau fo
rafchl Die meiften Negerinnen kommen direkt über den Atlas oder von
den Gebieten nördlich des Senegals. felten werden welche von ihren
Herren zum Verkauf gefchickt, Denn der marokkanifche Städtebewohner
liebt Negerinnen in feinem Harem. nur peknniäres Mißgefchick - oder
Freude an Abwechflung - bewegt ihn zu deren Verkauf. Es fei er-
innert. daß weibliche Sklaven nach den Worten des Koran ihrem Ge-
bieter auch gefchlechtlich zu Willen fein müffen,
Der Verkauf vollzieht fich wie jedes andere Gefchäft. Es ift eine
abfolut öffentliche Sache. und man benimmt fich auch danach. Das
Publikum befühlt Arme und Beine der zu Kaufenden. prüft Muskel-
ftärke und Kenntnis der arabifchen Sprache (ohne welche der Sklave um
vieles geringer wertet). fieht nach den Zähnen und fucht das Alter zu
fchäßen, Der entblößte Oberkörper wird bei Männern und Frauen
gründlich betaftet. und diefe laffen es ruhig über fich ergehen. Sie wiir-
den es wohl merkwürdig finden. wenn man nicht fo verführe. und haben

nur den einen Wunfch. in ein reiches Haus zu kommen. wo viele Sklaven.
alfo wenig Arbeit. aber gute Koft und zahlreiche Gefellfchaft ift. Jft
der Neger fatt. braucht er nicht zuviel zu arbeiten. und bekommt er
wenig Vrügel. fo ift er feelenvergnügt und kümmert fich wenig darum.
ob fein Herr Si Mohammed oder Hadfch Achmed heißt. ob er von Freun-
den oder Verwandten getrennt wird oder nicht. Ich fah junge Nege-
rinnen ihr Kind ohne weiteres von der Bruft weggeben. zufrieden. wenn
fie fich dafür mit bunten Lappen behängen durften. Händler und Käufer
feilfchen aus Leibeskräften. Erfterer hebt die Vorzüge. letzterer fucht
die Mängel des betreffenden Kaufobjektes hervor. wie fchwächere Körper-
formen. Alter. unfchönes Geficht. was der Ausrufer mit feinen Gehilfen
ftets fofort zu widerlegen fucht. Nicht anders wie Roßtäufcher im ge-
fegneten Europa! Sind die beiden endlich einig. fo maäjt der Käufer
noch Vorbehalte. unter denen er den Kauf eventuell wieder rückgängig
machen kann. z. B. wenn der Sklave faul ift. zuviel ftiehlt oder bei weib-
lichen. wenn fie nafchhaft find oder nachts durch Schnarchen den Ge-
bieter wecken. Dann wird der Kauf vor dem Kadi abgefchloffen. und
der Sklave zieht mit dem neuen Herrn in deffen Heim.
Das alles fpielt fich in aller Ruhe und vollkommen gefchäftsmäßig
ab. Selten fieht man ergreifende Szenen. und allemal nur. wenn folche
Diener verkauft werden. die lange in einem Haus geweilt und den Herrn
wechfeln müffen. den kaum anderes als plößlicher Ruin zu diefem Schritt
veranlaffen kann. In diefem Fall gibt es allerdings auf beiden Seiten
gleichviel Tränen. die aber oft beim Neger viel fchneller trocknen als
beim Herrn, Wirklich traurig ift dann meift nur derjenige. der durch
Aufenthalt in einem vornehmen Haufe fozufagen bereits zum Menfchen
erzogen wurde. Selbft der Sklavenhändler ift freundlich mit feiner
fchwarzen Ware und füttert fie gut. da fie fonft nicht fo gut ausfehen
wiirde. alfo weniger teuer zu verkaufen wäre. Der Orientale kennt
feinen Vorteil und liebt Geld ebenfo wie der Abendländer.
Weitaus die meiften Sklavenhändler find wohlhabende Leute. be-
fonders wenn fie die Ware direkt und nicht durch Zwifchenhändler zu er-
werben verftehen. Doch nicht immer heimfen fie reichen Verdienft.
Krankheit und befonders auf befchwerlichem Transport zahlreiche Sterbe-
fälle fchmälern den Verdienft mitunter ganz gewaltig. auch kann es vor-
kommen. daß manche entlaufen und ins Korps der Buwachir eintreten.
in das Negerregiment. das in einer Stärke von etwa 3000 Mann bei
Mekines hauft. Dorthin Geflüchteten darf nicht nachgeftellt werden.

denn die Buwachir find eine Art Leibgarde des HerrfcherT Kerntruppen-
die bei jeder ernften Gelegenheit zuerft herbeigezogen werden. Ent-
lanfenen Sklaven gegeniiber mögen wohl Roheiten vorkommenx auch
während des Einfangens der fchwarzen Ware und wiihrend des an-
ftrengenden Marfches aus Adrar oder von Timbuktu; doch die Händler
wiffen wohb daß mißhandelte Sklaven abgehärmt ansiehen und fchlechte
Vreife erzielen, fie find daher im eigenften Jntereffe möglichft wenig
hart mit ihren Schüßlingen. Gefchäft ift eben überall Geichäft.
Noch einer Art Sklaven fei gedacht die wohl faft nur mehr in
'Marokko zu finden ift: der Eunnchen, Sie find allerdings in allen
Farben vertreten! Denn wie es im eigentlichen Orient regelrechte
„Venfionate" gibt- in denen gekaufte Mädchen zu repräfentablen
Haremsdamen erzogen werden- fo findet man im mohammedanifchen
Abendland Fabriken aus denen Ennnchen herausgehen. Mit Gewalt
werden Knaben in zartem Alter entführtf häufig unter glänzenden Vor-
fpiegelungen unerfahrenen Eltern abgekauft; einmal in Händen ge-
wiffenlofer Händlerf miiffen fie den vorgezeichneten Weg auch bis uns
Ende gehen. Mit fortfchreitender Kultur werden die Bedauernßwerten
immer feltener- infolgedeffen wenden diefe Menfchenjäger alle Mittel
an, um neues Material zn erlangen vor keinem Gewaltmittelf auch vor
Raub fchrecken fie nicht zurück, wenn anders» nichts zu erreichen ift. Denn
Befchnittene werden hoch bezahlt nnd giit gehalten. Faft alle haben fich
infolgedeffen in ihr Schickfal gefunden und trachtew ihm die möglichft
angenehmen Seiten abzugewinnen. Ihnen müffen Eitelkeit oder Freu-
.den an reichbefeßter Tafelf Geldgier oder Ehrfurcht und anderes das
erfeßenf was menfchliche Graufamkeit und Gewinnfucht ihnen genommen.
Viele hängen ihr halbzerftörtes Leben an Politik oder zetteln mehr oder
minder harmlofe Intrigen anf viel Unheil im Sultanspalaft verfchnlden
diefe Halbmänner, Manche von ihnen fpielen voll nnbewnßten Sehnen-Z
Liebesromane voll Leidenfchaften- Begierden und ohnmächtiger Wut,
deren Ende meift Blutvergießen heißt. Wer K-aftraten kennen lernt-
fühlt zuerft Mitleid mit den armen Gefihöpfem die fich gar bald alZ un-
verträgliche- heimtiickifche Charaktere zeigen. Mit fchlaffen Gliedern
und bartlofen Gefichterm entweder erfchreckend hager oder übermäßig
beleibt, fchleichen fie umherf laffen ihre hohe Fiftelftimme hören und
ekeln normale Menfchen durch widerliche Eigenfchaften an. Arme Ge-
fchöpfe! Und doch kommen viele zu Ehren und hoher Stellung, -
„Bad el bala aleikl Fern bleibe dir alles Uebel!“ So fpricht der

Hausvateri wenn ein neuerworbener Sklave oder eine Sklavin die
Schwelle feines Heims zum erftenmal überfchreitet. Damit find fie auf-
genommen in die Hausgemeinfchaft und haben Aufbruch auf Schuß
und Schirm gleich jedemx der unterm felben Dache wohnt. Diefe Worte
werden gefprochen werden, folange Mohammeds Religion beftehen wird,
und foweit der Islam herrfchd gibt es und wird es zu allen Zeiten
Sklaven geben, Möge man zudringlichen Vertretern europäifcher
Mächte in Fes und Stambul und Teheran die verbindlichften Ver-
fprechungen machen, das Halten unfreier Dienerfchaft ift mit den Eigen-
heiten des mohammedanifchen Orients fo verknüpft- daß Allahs Weis-
heit noch oft und oft den Ait el Kebir fenden muß, ehe der letzte Sklave
verfchwunden fein wird.

Knut Hainfun:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderers.
Einzige berechtigte Ueberfeßung aus dem Norwegifchen von Pauline Klaiber
Wozu/right ZAM öh either-k Langen. Urmel-tc.
Fortfeßung
Noch nie hab' ich einen Menfchen nach nur fo ein paar Worten fo
aufgeräumt und luftig gefehen; es war eine wahre Freude. es zu fehen.
Und ihr könnt mir gleich den Kopf abfchlagen. wenn nicht jede Silbe.
die ich gejagt habe. wahr ift. Jch faß auch gerade fo da. wie ich jeßt
dafitze. und der Jnfpektor faß dort . . ."
Und Grindhufen fpann weiter an feinem Garn.
'
1 *
Am nächften Morgen. ehe es ordentlich Tag geworden war. wurde
ich von Ingenieur Laffen auf der Straße angehalten. Es war erft halb
fünf Uhr.
Jch war vollgeriiftet. mit Bootshaken und meinem Mundvorrat im
Ranzen. zu einem Marfch flußaufwärts. Grindhufen trieb fich noch in
der Stadt umher. und ich wollte auch feinen Diftrikt abmarfchieren. ganz
hinauf bis zum Felfengipfel; deshalb hatte ich doppelten Mundvorrat
mitgenommen.
Der Jngenieur kam offenbar aus einer Gefellfchaft. er lachte und
redete laut mit zwei anderen Herren. und alle drei waren ziemlich be-
fchwiplt-
..Geht nur voraus!" fagte er zu den beiden andern; dann wendete
er fich an mich und fragte: ..Wohin willft du?"
Jch gab ihm Auskunft.

Eugen Spiro
DamenportrÃ¤t (1908)

..Da weiß ich ja gar nichts davon. Nein. diefe Mühe brauchft du
dir nicht zu machen. Grindhufen wird das fchon beforgen. und ich in-
fpiziere außerdem felbft dort. Wie kannft du übrigens folche Vläne
machen. ohne mir ein Wort davon zu fagen?"
Damit hatte er eigentlich Recht. und ich bat um Entfchuldigung,
Da ich außerdem wußte. wie gern er den Chef fpielte und kommandierte.
hätte ich klüger fein können.
Aber meine Entfchuldigung reizte ihn nur noch mehr; er fühlte fich
beifeite gefeßt. wurde zornig und fagte:
„So etwas darf nicht wieder vorkommen. Meine Arbeiter haben
nur das zu tun. was ich ihnen befehle. Jch hab' dich hier angenommen.
weil ich dir helfen wollte; aber ich brauchte dich durchaus nicht und
babe jetzt auch keine Verwendung mehr für dich."
Ich blieb nur ganz ruhig ftehen und fah ihn an.
„Du kannft heute noch auf mein Kontor kommen. dann rechnen wir
ab.“ fuhr er fort.
Damit wendete er fich zum Gehen.
So. alfo ich war der. der verabfchiedet werden follte! Jetzt ver-
ftand ich auch Grindhufens verblümte Reden. Frau Falkenberg hatte
es wohl nicht ertragen können. durch mich beftändig an ihre Heimat er-
innert zn werden; und da hatte fie ihn fo lange bearbeitet. bis er mich
verabfchiedete.
Aber hatte denn nicht ich mich damals auf dem Bahnhof fehr fein
benommen. als ich mich. anftatt fie wie eine Bekannte anzureden. ab-
wendete? Und hatte ich fie je gegrüßt. wenn ich ihr auf der Straße be-
gegnete? Wäre da nicht eigentlich eine Feinheit der andern wert ge-
wefen?
Und hier ftand nun auch diefer junge Ingenieur und kündigte mir
mit übertriebener Heftigkeit meine Stelle. O. ich glaubte ihn fehr gut
zu verftehen. Nun hatte er fich feit mehreren Tagen mit diefer Auf-
gabe abgequält. dann hat er fich eine ganze Nacht hindurch Mut an-
getrunken; nun vollbrachte er fie. Tat ich ihm unrecht? Vielleicht; und
ich ftritt mit meinem eigenen Gedankengang. Wieder fiel mir ein. daß
er jung und ich alt war. und daß ich gewiß deshalb voller Neid fei.
Deshalb gab ich ihm auch keine fpißige Antwort. fondern fagte nur:
..Ja ja. dann nehm' ich den Mundvorrat wieder aus dem Ranzen
heraus."
Aber der Ingenieur wollte es wohl ausnüßen. fo lange er mich
feft hatte. Er erinnerte fich wohl an die Gefchichte mit dem Koffer

..Es ift aber auch fo eine Sache. wenn man bei einem Auftrag eine
(ibicblägige Antwort bekommt.“ fagte er. ..das bin ich nicht gewohnt.
Und da ich mich nicht darauf verlaffen kann. daß fich dies nicht wieder-
holt. ift es am beften. du gehft.“
..Jawohl." fagte ich.
Jn diefem Augenblick fah ich eine weißgekleidete Geftalt an einem
der Fenfter des Hotels. und ich dachte. das werde Frau Falkenberg fein.
die uns beobachtete. Deshalb erwiderte ich nichts mehr.
Aber nun fchien dem Ingenieur einzufallen. daß er mich doch nicht
nur fo auf die Straße feßen könne; wir mußten ja noch abrechnen. und
er mußte alfo noch einmal mit mir zufammentreffen; er änderte deshalb
feinen Ton und fagte: ..Na - komm' im Lauf' des Tages und hol' dir
dein Geld. Haft du dir überlegt. was du haben willft?“
..Nein. das muß der Herr Jngenieur felbft beftimmen.“
„Ja. ja.“ fagte er milder geftimmt, ..Eigentlich bift du ganz gut
zu haben gewefen. das kann ich nicht anders fagen. Aber verfchiedene
Umftände - und überdies ift es nicht allein in meinem Kopfe ge-
wachfen. du weißt. die Weibsleute . . . die Damen mein ich *-"
Ach freilich war er noch jung. - und er verfagte fich nichts]
..Na - guten Morgeni" fagte er. während er mir plötzlich zunickte.
und ging weiter.
B '
'
Aber der Tag verftrich mir zu rafch; ich ging in den Wald und ver-
weilte da fo lange in der Einfamkeit. daß ich mir meinen Lohn nicht
mehr beim Ingenieur holen konnte; nun. es eilte auch nicht. ich hatte
Zeit.
Was follte ich nun anfangen?
Unfere kleine Stadt hatte mir zwar nicht befonders zugefagt; aber
jetzt wurde fie mir plößlich intereffanter. und ich wäre gern noch eine
Weile dageblieben. Zwifchen zwei Menfchen. die ich nun feit mehreren
Wochen aufmerkfam beobachtete. bahnten fich Verwirklungen an; nie-
mand konnte wiffen. ob nicht im nächften Augenblicke noch viel mehr
gefchehen wiirde. Zuerft überlegte ich. ob ich nicht bei einem Schmied in
die Lehre gehen follte. damit ich die Stadt nicht zu verlaffen brauchte;
aber teils hätte mich dann die Arbeit den ganzen Tag feftgehalten und
mich in allen meinen Bewegungen gehemmt. teils hätte mir die Lehre
zu viele Jahre meines Lebens geraubt. und gerade an künftigen Jahren
wurde ich allmählich arm. '

So ließ ich einen Tag nach dem andern vergehen; es wurde wieder
fonniges; trockenes Wetter; ich wohnte in meinem Logierhaus; flickte
meine Kleider und ließ mir in einem Gefchäft einen neuen Anzug
machen. Eines von den Mädchen im Haufe kam eines Abends zu mir
und bot fich an, mir meine Sachen zu flicken; aber ich war eher zum
Scherzen aufgelegt nnd zeigte ihr; wie gefchickt ich felbft bei diefer Arbeit
fei. „Sieh hier; diefen Fleck] Und hier. den!“ fagte ich,
Nach einer kleinen Weile kam ein Mann die Treppe herauf und
ergriff meine Türklinke.
„Macht auf da drinnen!" rief er.
„Das ift Henrik; einer von den Flößern/ tagte das Mädchen,
„Ift er dein Liebfter?" fragte ich.
„O nein; weit gefehlt, lieber gar keinen als fo einem“ erwiderte fie.
„Macht auf; fag' ich!" rief der Mann noch einmal auf dem Flur.
Aber das Mädchen war mutig und fliifterte:
„Laß ihn nur da draußen ftehen!“
Da ließen wir ihn ftehen und machten nicht auf. Aber meine Tin*
bog fich förmlich; wenn er fich wie wütend dagegenftemmte.
Nachdem wir dann; das Mädchen und ich, über die Flickfchneiderei
und iiber ihre Liebhaber genug gefcherzt hatten; mußte ich hinaus und
den Flur unterfuchen; ehe fie zu gehen wagte. Aber draußen ftand kein
Mann mehr.
Es war jeßt fpät geworden; ich ging hinunter in die Wirtsftube.
Da faß Grindhufen mit ein paar Flößern und trank.
„Das ift er/ fagte der eine Mann von mir; Henrik war es wohl
und er wollte nun feine Kameraden gegen mich aufhetzen. Ia; felbft
Grindhufen machte es den andern nach und berfuchte mich zu ärgern.
Der arme Grindhufen! Er ging jeßt in einem einigen Kaßeu-
jammer umher und konnte ihn gar nicht mehr loswerden. Mit dem
Ingenieur Lafien hatte er eine zweite Zufammenkunft gehabt; fie waren
wie beim erften Male flußaufwärts gewandert; hatten dann wieder bei>
fammengefeffen und fich unterhalten. Als Grindhufen von diefem
Gange zuriickkam; zeigte er ein neues Zweikronenftiick; das er bekommen
hatte; und dann hatte er fich wieder betrunken und wieder mit dem Ver-
trauen des Ingenieurs geprahlt. Auch an diefem Abend fiihlte er fich
groß und mächtig wie ein Schiffer; der im Eismeer überwintert hat;
und er hätte felbft vor dem König den Hut nicht gezogen.
„Komm' und ieß' dicht" fagte er zu mir.

Ich feßte mich.
Aber zwei von den Flößern wollten mich nicht in ihrer Gefellfchaft dulden- und als Grindhufen das merkte fchlug er einen andern Ton an; er wollte mich reizen und deshalb noch mehr von dem Ingenieur und feiner Kufine offenbaren.
„Bift du verabfchiedet werden?" fragte er micht wobei er den andern zublinzeltef damit fie aufmerkten.
„Jar“ antwortete ich.
„Nat das hab' ich fchon feit mehreren Tagen gewußt, aber ich habe nichts gefagt. Jax ich darf fagenf ich wußte es vor allen andern auf der Welt; aber hab' ich vielleicht auch nur eine Silbe davon verraten? „Gib' mir einen guten Ratx Grindhufen/ hatte der Jufpektor zu mir gefagt. „Willft du ftatt des andern Mannes. den ich verabfchieden will- eine Weile hier in der Stadt bleiben?" fragte er. - „Jar das kommt nur darauf an, was der Herr Jnfpektor mir befiehlt.“ fagte ich. Ganz akkuratf Wort für Wort- fo habe ich ihm geantwortet. Aber hab* ich je eine Silbe davon gefagt?"
„Bift du denn verabfchiedet worden?“ fragte jeßt einer der Flößer.
„Jar“ antwortete ich,
„Aber was das Gefchwifterkind anbelangtf fo hat der Infpektor mich auch darum gefragt/ fuhr Grindhufen fort; „denn er fragt mich einfach in allem um Rat; und beim letzten Malt wo wir miteinander flufzaufwärts wandertenf fchlug er fich ihretwegen mit der Fauft aufs Knie. Jawohh und nun könnt' ihr euch ruhig bis morgen früh die Köpfe zerbrechen. Großartig verlangt fie es im Effen und Trinken und fonft allem, das koftet jede Woche viel Geld; aber fie reift nicht ab. Vfui] Jar das fag' ich gerade heraus.“
Aber die Tatfachef daß ich verabfchiedet worden war, fchien die Gefellfchaft fehr günftig für mich zu ftimmen; die einen hatten vielleicht Mitleid mit mirt die andern aber freuten fich wohh weil ich hier nun bald von der Bildfläche verfchwand. Einer von den Flößern wollte mir von feinem Branntwein einfchenken und verlangte ein Glas vom Schenkmädchen. „Ein ganz reines Glasf verftehft du!" Selbft Henrik hegte keinen Groll mehr gegen mich und ftieß mit mir an. Wir blieben fehr lange beieinander fitzen und klatfchten weiter.
„Aber jetzt mußt du dir dein Geld holen-fl fagte Grindhufen zu mir. „Der Jufpektor foll dir doch wohl nicht mit dem Gelbe nachlaufen?“ fügte er hinzu. „Er hat noch etwas Geld bei mir ftehen,“

tagte der Jnfpektor, „aber er meint vielleicht ich falle es ihm bringen
und ihn bitten, es gefälligft anzunehmen/ fagte er.
8
Aber der Ingenieur kam troßdem und bat mich, das Geld anzu-
nehmen; beffer konnte es nicht kommen, Das war übrigens ein Sieg-
den ich nicht gefucht hatte, und er war auch gar nicht hervorragend.
Der Ingenieur kam zu mir ins Logierhaus und fagte:
„Ich möchte dich bitten- mit mir zu kommen- damit ich dir dein
Geld geben kann. Und dann ift auch ein Brief mit der Voft an dich
gekommen.“
Als wir in des Jngenieurs Kontor tratenf war Frau Falkenberg
drin. Ich war außerordentlich überrafchh verbeugte mich aber und
blieb an der Tür ftehen.
„Bitte, feß' dich!“ tagte der Jngenieun während er an den Tifch
trat und den Brief fuchte, „Hiert bitte! Neinf feß dich und lies deinen
Brief! Ich will indeffen deinen Lohn zufammenrechnen.“
Ja- felbft Frau Falkenberg deutete auf einen Stuhl.
Warum fahen beide fo gefpannt aus? Und warum waren fie nichts
als Höflichkeit mit bitte! bitte! zwifchen jedem zweiten Wort? O, ich
follte es gleich erfahren! Der Brief war vom Kapitän Falkenberg.
„Möchteft du dies?" fragte Frau Falkenberg und reichte mir ein
Vapiermeffer.
Es war ein kurzer und guter Brieff fonft nichts. und der Anfang
war fogar ein wenig fcherzhaft.
Ich fei von Oevrebö friiher abgereift, als er gedacht hätte, und
jedenfalls fei ich ohne mein Geld fortgegangen. Wenn ich den Eindruck
bekommen hätte, er fei in Geldberlegenheit und könne mich nicht vor
dem Herbft bezahlenx und wenn ich ihn deshalb fo rafch verlaffen hätte,
fo hoffe ert ich werde meinen Irrtum einfehen. Und jetzt möchte er mich
bitten, falls ich nicht wo anders feftgebunden fei, fo bald wie möglich
wieder zu ihm zu kommen. Das Wohnhaus und die Wirtfchaftsgebäude
follten einen neuen Anftrich bekommen* fpäter komme dann die Herbft-
arbeit draußen, und zum Schluß wäre es ihm recht lieb, wenn ich das
Baumfällen iibernähme. Alles ftehe nun prächtig die Felder hoch und
die Wiefen dicht, „Ich bitte dich, mir fo bald wie möglich auf diefen
Brief zu antworten freundlich grüßend Kapitän Falkenberg.“
Der Ingenieur war mit feiner Berechnung fertig; er drehte fich
auf dem Stuhle um und fah an die Wand. Dann tat ert als fiele ihm

plößlich etwas ein. und er wendete fich rafch wieder zum Tifche. war lauter Nervofität, Frau Falkenberg betrachtete ihre Ringe auf-
merkfam; aber ich hatte das Gefühl. daß fie mich im geheimen die ganze
Zeit über betrachte. Wie verfcheucht beide ausfaheni
Dann ergriff der Ingenieur das Wort:
..Ia. was ich fagen wollte. Der Brief ift von Kapitän Falkenberg.
wie ich fehe, Nun. wie geht es ihm? Ich kenne feine Handfchrift."
..Möchten Sie den Brief lefen?“ fagte ich plößlich ganz freundlich
und reichte ihm das Schreiben hin.
..Gott bewahre. ich danke. das verlang' ich nicht. Es war nur . ,
Aber er nahm den Brief doch. und Frau Falkenberg trat zu ihm.
während er las. und fah ihm iiber die Schulter.
..So. fo.“ fagte der Ingenieur und nickte. ..Nun. dann geht es
ihm ja gut. Ich danke.“ fagte er und wollte mir den Brief zurückgeben.
Aber Frau Falkenberg faßte die Sache anders auf, Sie ergriff den
Brief und ftudierte ihn felbft. Das Papier zitierte ein wenig in ihrer
Hand.
..Ia. und nun die Abrechnung." fagte der Ingenieur zu mir. ..Bitte
hier ift dein Geld. Ich weiß nicht. ob du zufrieden bif ."
,.Doch. ich danke." erwiderte ich.
Der Ingenieur fchien erleichtert zu fein. weil Kapitän Falkenbergs
Brief nur mich allein anging. Er wollte mir meine Verabfchiedung
aufs neue etwas leichter machen und fagte:
..Ra ja. aber follteft du wieder einmal hierherkommen. dann weißt
du. wo ich zu finden bin. Mit der Flößerei ift es fiir diefes Iahr ohne-
dies zu Ende; es ift in der leßten Zeit wieder fehr trocken gewefen."
Frau Falkenberg ftand noch immer mit dem Briefe da. Aber fie las
nicht mehr. denn ihre Augen bewegten fich nicht. fie ftarrte nur naeh-
denklich in den Brief hinein. Woran mochte fie in diefem Augenblick
denken?
Der Ingenieur warf einen ungeduldigen Blick auf fie. während ein
leichtes Lächeln um feine Lippen fpielte. und er fagte:
..Du willft doch wohl den Brief nicht auswendig lernen? Der Mann
wartet ja darauf."
..Entfchrildigel“ fagte Frau Falkenberg. indem fie mir den Brief
haftig und verlegen reichte. ..Ich hab' mich vergeffen.“
..Ia. das mußt du getan haben.“ bemerkte der Ingenieur.
Ich verbeugte mich und ging.

An den Sommerabenden wimmelt es von Spaziergängern auf der
Brücke: Lehrer. Kaufleute. .Honoriatorentöchten Kinder find da. Ich
warte bis zum Abend. wo die Brücke verlaffen ift. dann geh' ich auch hin
Brücke: Lehrer. Kaufleute. Honoriatorentöchter. Kinder find da. Ich
donnernde Raufchen hinein. Eigentlich möchte ich nur immerfort dem
Raufchen zuhören; aber mein Gehirn ift von all dem Müßiggang
und dem vielen Schlafen fo ausgeruht. daß es unzählige Dinge findet.
mit denen es fich befchäftigt. So war ich geftern abend in allem Ernft
entfchloffen. zu Frau Falkenberg zu gehen und zu fagen: ..Reifen Sie
mit dem erften Zuge ab. gnädige Frau!" .Heute aber hab' ich mich über
diefe törichte Idee ausgelacht und fie rnit einer andern vertaufcht:
..Reifen Sie felbft mit dem erften Zug ab. mein Herr! Sind Sie etwa
ihresgleichen und ihr Ratgeber? Nein! Na alfo. was man tut. darf
nicht gar zu fchlecht zu dem paffen. was man if
An diefem Abend behandle ich mich weiter nach Verdienft. Ich
fumme zuerft eine Melodie vor mich hin. kann aber kaum felbft einen
Laut davon vernehmen. Der Wafferfall übertönt mein Lied. ..Du follteft
immer an einen Wafferfall gehen. wenn du ein Liedchen fummen willft."
fag' ich in einem kränkenden Ton zu mir. und nachher lache ich über
mich.
Mit folchen Kindereien fchlag' ich meine Zeit tot. Ein Wafferfall
mitten im Lande ift von demfelben Nußen für's Ohr wie die Brandung
an der Küfte. Aber die Brandung dringt mit fiärkeren oder fchwächeren
Stößen auf uns ein. das Raufchen des Wafferfalls dagegen legt fich
gewiffermaßen wie ein Nebel vor's Ohr; es ift ganz unnatürlich in
[einer Einförmigkeit. ohne alle Vernunft. ein Ungeheuer von Geift-
lofigkeit. Wieviel Uhr kann es fein? Unmögliäj zu erkennen! Jft es
Tag oder Nacht? Ja. es ift. als habe man einen Stein auf zwölf Taften
einer Orgel gelegt und fei feines Weges gegangen.
Mit folahen Kindereien verkürze ich mir die Zeit.
„Guten Abend!“ fagt Frau Falkenberg und fteht plötzlich neben mir.
Ich war nicht überrafcht; mir war. als hätte ich fie erwartet. Nach
dem Benehmen mit dem Briefe ihres Mannes mochte fie gut auch noch
weiter gehen.
Nun konnte ich mir zwei Gründe für ihr Kommen denken: ent-
weder war fie gut und weichmütig geworden. als fie fo direkt an ihre
Heimat erinnert wurde. oder fie wollte den Ingenieur eiferfüchtig
machen. Er ftand vielleicht in diefem Augenblick an feinem Fenfter und

beobachtete uns. und ich war ja nun doch nach Oevrebö zurückberufen worden, Viellei>jt hatte fie raffinierterweife den Ingenieur auch geftern fchon eiferfüchtig machen wollen. als fie den Brief des Kapitäns ftn-dierte.
Aber es fah nicht danach aus. als folle ich auch nur mit einem von meinen fcharffinnigen Gedanken recht bekommen. Mich hatte Frau Falkenberg gefucht. und zwar. um fich bei mir zu entfchuldigen. daß fie meine Verabfchiedung veranlaßt hatte. Ach. wie gleichgültig ihr diefe Kleinigkeit hätte fein follenl Hatte fie nicht fo viel Ernft in fich. daß fie einfehen konnte. in welcher elenden Stellung fie fich jeßt befand? Zum Kuckuck. was ging denn ich fie an!
Zuerft dachte ich. ich wolle ein paar kurze Worte fagen und auf den Zug deuten; aber dann war ich doch freundlich wie mit einem Un-zurechnungsfähigen und wie mit einem Kinde.
..Du reift jetzt wohl nach Oevrebö." fagte fie. ..nnd da wollte ich gerne - hm. Es tut dir wohl fehr leid. daß du von hier fort follft. - Nicht? Nein. nein! Aber etwas weißt du nicht; ich bin fchuld daran. daß dir gekündigt worden if ,“
..Das tut nichts.“
..Nein. nein. aber nun weißt du es; und da du nun wohl wieder nach Oevrebö gehft. wollte ich es dir gerne fagen . . . Du wirft ja be-greifen. daß es ein wenig unbehaglich für mich war . . . daß . , .“
Sie ftockte.
„. , , daß ich hier war. Ia. das war unangenehm."
. . daß ich dich fah. Ich meine. nur ein wenig unbehaglich. weil du wußteft. woher ich war. Da fragte ich den Ingenieur. ob er dir nicht kündigen könnte. Zuerft wollte er nicht. aber dann tat er es doch. Ich freue mich. daß du nach Oevrebö kommft."
,.So?“ fagte ich, ..Ia. wenn aber die gnädige Frau jeßt wieder heimkommt. wird ihr mein Anblick dort ebenfo unbehaglich fein wie hier. *
..Heim?“ erwiderte fie. „Dorthin geh ich nicht mehr."
Es entftand eine Vaufe.
Sie hatte die Stirne gerunzelt. als fie dies fagte,
Dann nickte fie. ja. fie lächelte fogar ein wenig und wollte gehen.
„Na ja. du verzeihft mir alfo. nicht wahr?“
..Haben Sie irgend etwas dagegen. daß ich zu Kapitän Falkenberg reife?" fragte ich.

Sie blieb noch einen Augenblick ftehen und fah mir voll ins Geficht.
Was war nun das Richtige? Dreimal hatte fie Oevrebö genannt.
Meinte fie. ich könnte bei Gelegenheit dort ein gutes Wort für fie ein-
legen? Oder wollte fie mir für meine Bereitwilligkeit. die Reife dort-
hin zu unterlaffen. nicht verpflichtet fein?
„Nein, nein. ich hab' nichts dagegen.“ erwiderte fie. ..Geh du nur
hinl“
Damit ging fie.
Soweit ich es beurteilen konnte. war fie jeßt weder fentimental
noch berechnend gewefen; aber fie hätte gut beides fein können. Und
was hatte ich nun wieder von meinem Verfuch. vertraulich zu fein? Jch
hätte es beffer wiffen und diefen Verfuch gar nicht machen follen. Ob
fie hier bliebe oder wo anders hinführe. das ging mich nichts an. Mochte
fie doch]
..Du lauerft und horchft.“ fchalt ich mich felber. ..Du bildeft dir
ein. fie fei fiir dich nur wie die Literatur. und du fühlteft es doch lebendig
in deiner verdorrten Seele auffprießen. als fie freundlich gegen dich
war und dich mit ihren beiden Augen anfah. Jch bin fehr nieder-
gefchlagen und befchämt über dich. und morgen reift du abi“
Aber ich reifte nicht ab.
Fortfeßung im nächften Heft

Opfer der Politik

„. , . , Wer fühlt noch größeres Leiden
Als der; dem fchöuer Zeiten Bild erfeheint
im Elend“
Da nte; Hölle ll, Vers 121 n. 1U.

Die Revolution in Liffabou hat zwei Frauen zur Flucht genötigt;
Maria Pia; Brinzeffin von Saoonen; Witwe des Königs Luiz l.,
und Marie Amelie von Orleans; Witwe des Königs Carlos l..
deren Leben ein reich gefchiitteltes Maß von Unglück; Elend und Jammer-
enthält; die geifteskranke Jialienerin wird bei ihrer ältern Schwefler
Clotilde Marie Therefe Louife in Monealieri bei Turin ihren Lebens-
abend verbringen; der fchönften und geiftoollften von Viktor Emanuels ll,
Töchtern; der das fchrecklichfte Loos zufiel; und die in Frank-
reich und Italien als die „Märtyrerin vom Haufe Savonen“ verehrt
wird.

Alle drei Frauen find .Opfer der hohen Politik; alle drei, aus-
geriiftet mit fchönen Gaben des Leibes und Geiftes; wurden durch
„Staatsintereifen“ gezwungen; ungeliebte Männer zn heiraten; die.
mittelmäßigen .Intellekts und wurmftichigen Charakters. " fich diefer Auf-
gabe unwiirdig zeigten und nach einem Leben voll böfer Streiche unter
Flächen und Verwiinfchungen oder gar durch die Kugeln politifcher
Mörder ftarbeu und ihre Witwen in Armut und fchiefem Anfehn zurüä-
ließen, bis in fpätern Tagen die Wahrheit fich Bahn brach,
Das Schlimmfte hat vielleicht Clotilde erlebt,

1'- *
1.-

Jm Herbft 1858 war der Minifterpräfident Camillo Venlo Graf
Cavour von Blombieres nach Turin zurückgekehrt; den Bündnisoertrag
zwifchen Piemont und Frankreich mit Napoleons des lll. eigenhändiger
Unterfchrift in der Tafche. Der Franzofenkaifer verpflichtete fich darin,
im kommenden Frühjahr mit 150000 Mann feiner beften Truppen nach

Italien zu kommen und den Oefterreichern die Lombardei zu entreißen.
Eilends wurde das kleine Heer Sardiniens auf 60000 Mann gebracht.
Ju einer Geheimklaufel hatte Napoleon lil. eine Bedingung
geftellt- die durch ein verfiegeltes Schreiben feinem Verbündeten König
Viktor Emanuel ll. mitgeteilt wurde.
Am Weihnachtsgbend 1858 erklärte er feiner älteften Tochter Clotilde,
geboren am 3. März 1843- daß fie Ende Januar 1859 den Prinzen
Peter Napoleon Bonaparte den Better des oerbiindeten Kaifers von
Frankreich heiraten werde. Ein Miniaturgemälde in reichen mit
Brillanten gefchmiickter Faffung zeigte die einnehmenden Züge eines
jungen Mannes. der dem großen Korfen überaus ähnlich fah. Am
Neujahrsabeud follte fich der Bräutigam in Perfon der Familie
vorftellen.
Mit bangen Erwartungen fah die Braut dem Abend entgegen.
Der König war fchweigfamer und finfferer denn je; die neuefteu Poften
aus Frankreich meldeten- daß das franzöfiiche Heer nichts weniger als
kriegsbereit fei. Die Königin zeigte oerweinte Augen. Der Abend kam
mit dichtem Schneefalh der ganze Hofftaat war oerfammelt, als der
Zeremonienmeifter Seine Kaiferliehe Hoheit den Prinzen Peter Napoleon
anmeldete. Es erfchien ein unterfeßter. dicker Herr mit einem verlebten
Nußknackcrgefichn afchfahler Haut und tiefliegenden Augen; auf kurzen
Beinen torkelte der Franzofe einige Schritte vorwärts und fiel dann
der ganzen Länge nach zu Boden; Se. Kaiferliche Hoheit war völlig
betrunken. Die rauhe Wirklichkeit des wahren Peter wirkte gleich dem
graufamften Hohn auf das idealifierte Phantafiegemälde mit den Brillanten
auf dem Rahmen. Noch am gleichen Abend verfchwand die fechzehn-
jährige Braut aus dem Königsfchloß von Turin. In fcharfem Froft
und durch tiefen Schnee war fie in ihrer Herzensangft zu den Nonnen
der „Cnperga“ emporgeeiltf wo die Fürften der Saooher ihre Familien-
gruft haben: Lieber fterben! - Erft nach drei Tagen wurde die Flüch-
tige entdeckt und zurückgeführt unter Aufgebot eines militärifchen Ge-
leits- wie es der Tochter eines Soldateukönigs gebührt. Der ftrenge
Vater eröffnete der zitternden Tochten daß er ihre Hochzeit auf den
30. Januar 1869 feftgefeht habe. Als die weinende Tochter von ihrer
Mutter Abfchied nahmx fliifterte ihr diefe als Troft die Worte ins Ohr:
„Mein liebftes Kind. du kannft nicht unglücklicher werden als deine
Mutter!“

Das Schickfal hat diefe Prophezeiung nicht eingelöft, Viktor
Emanuel ll. zog als ruhmgekrönter Krieger in Mailand und Florenz-
in Neapel, Palermo und Venedig ein und fchläft als erfter König des
einigen Italiens und als „Pater des Paterlandes“ den ewigen Schlaf
im Pantheon der antiken „Romat urbs mundi.“
Prinz Peter Bonaparte wurde alsbald von Napoleons des [ll. Hofe
verbannt- weil er feinem leiblichen Betten dem Kaifer- aus deffen Privat-
kabinett ein Bündel Eintaufend-Frank-Billetts im Gefamtbetrag von
einer Million geftohlen hatte. Dielen Streich enthiillte fchon andern
Tags der Chef von Napoleons Geheimpolizeir der liftige Korfe Pietri:
„Seine Kafferliche Hoheit oerfpielten heute Nacht 35000 Louisdor und
zahlten zum erftenmal nicht mit Anweifungen- fondern bar in neuen-
foeben aus der Staatsdruckerei gekommenen Eintaufendfrank-Billetts.“
Niemand befaß diefe neueften Scheine außer dem Kaifer. - -
Der traurige Ruhm des Diebs geniigte nicht.
Um den Hof zu ärgerm ftiirzte fich Prinz Napoleon- dem die
Parifer den Namen „Plon-Plon“ beigelegt hattem als Nadikaler ins
politifche Lebenx riß als ordinärer Pamphletift aller Orten Händel vom
Zaun und war binnen kurzer Frift in eine Unmenge von Streitigkeiten
verwickelt. Zur Austragung eines Ehrenhandels empfing er die Kartell-
träger eines politifchen Gegners und fchoß argliftig den unbewaffneten
Schriftfteller Felix Noir nieder. Zweimalhunderttaufend Parifer gaben
dem Opfer des „Mörders“ das letzte Geleite. Nur mit größter Mühe
konnte die Freifprechung des angeklagten Prinzen oon den Gefchworenen
in Orleans erlangt werden. Der Leibarzt des Angeklagten bezeugte,
daß er eine leichte .Nöte auf der linken Wange des Prinzen gefehn
habe; diefe könne von einer Ohrfeige hei-rühren! Damit war die
Liige des feigen Mördersr er habe von Noir einen Backenftreich erhaltenr
glaubhaft gemacht- obwohl die neuen Handfchuhe an den Händen des
Toten nicht die mindefte Falte aufwiefen. - -
Mit feinen Geliebten- darunter der berüchtigten Cora Pearly zeigte
fich der Prinz in öffentlichen Ausfahrten und lebte fchließlich getrennt
von feiner Gattiin deren Mitgift er im Spiel durchgebracht. Eine
Scheidung war unmöglich weil beide Gatten die katholifche Religion
bekannten.
Endlich am 18. März 1891- ftarb der rohe Unholn der feine
fanfte Gemahlin auch körperlich zu mißhandeln pflegtex an der durch
Liebes- und Trinkerausfhreitungen erworbenen fortfchreitenden Paralhfer

verfchärft durch Siiuferwahn. In ftummer Huldigung begrüßten die
Parifer die fcheidende Prinzeffin Elotilde. Eine Million Frank hatte fie
als Mitgift. zwei und eine halbe Million als Erbfchaft von Mutter und
Bafe nach dem fchönen Frankreich gebracht; arm kehrte fie in das Schloß
von Moncalieri oberhalb Turins zurück. das ihr famt einer reichlich be-
meffenen Leibrente der Bruder Humbert. der Gtitige. als Witwenfiß
angewiefen hat.
>9-
*
„Er ift ha'ßlich. univiffend und langweilig.“ fenfzte Elotildes jüngere
Schwefter Maria Pia. als ihr König Luiz l, von Portugal als Frei-
werber um ihre Hand gemeldet wurde. Ihr Herz hatte einen andern
gewählt; allein das „Staatsintereffe“ verlangte. daß fie nicht herab-
fteige. fondern das Staatsintereffe verlangte es auch. daß ihr Lieblings-
bruder Amadeus die Königskrone von Spanien anuahm; jene Herrlich-
keit währte vier Jahre. und als der oerjagte Spanierkönig im Frühjahr
1875 nach Turin heimkehrte. war der flotte Reitergeneral. der anno
1859 die brillante Attacke gegen nngarifche Hufaren geritten hatte. ein
gebrochner Mann. der fchon mit fünfundvierzig Jahren ins Grab ftieg.
Die Prunkliebe des Gatten. die Freigebigkeit im großen Stil und eine
unbegrenzte Wohltiitigkeit brachten die lebhafte nnd witzige Maria Pia.
das Patenkind des Papftes Pius l)(.. frühzeitig in ein fchiefes Licht
bei ihren Untertanen von Portugal. Ein liftiger Privatfekretär hatte
ihr. der des portugiefifchen'oerwickelten Miinzfnftems gänzlich unkundigen
Fürftin. die Ueberzeugung beigebracht. daß „1 contos Milreis“ (gleich
ca. 5000 Frank) die kleinfte im Lande gangbare Banknote fei. Diefer
Irrtum wurde bei ihr mit der Zeit zur fixen Idee, Ihr Gatte zeigte
nicht das mindefte Jutereffe fiir die geiftigen Güter feines Volkes. Als
die Nation im Jahre 1880 die Jahrhundertfeier ihres großen Dichters
Camoäns mit füdländifchem Enthufiasmus beging. verkroch fich der
König in fein Schloß Cintra; er hat nie eine Strophe der Luifiaden
gelefrn. Als ihr Gatte ftarb. vom Volke unbetrauert. war fie - Maria
Pia ift am 16. Oktober 1847 geboren - 4-2 Jahre alt. Daß ihr
Pate. Papft Pius ix.. ihren Vater mit dent großen Baunfluch belegte.
als diefer in den päpftlichen Sommerpalaft auf dem Quirina(zu Rom
eiuzog. gab ihrem innern Gemütsleben den erften Stoß. Ihre lawinen-
haft anfihwellenden Schulden zahlte von Zeit zu Zeit der gute Bruder
Humbert. bis ihn die Reooloerkugel des Anarchiften Gaetano Bresci
wegraffte. Nach dem Trauerfpiel von Monza verdiifterte fich ihr Gemüt:

fie wurde einfam und wortkärg. Die Fiirforge des königlichen Haufes
von Savouen-Carignan wandte fich von der Tante in Portugal ab und
der Familie Betrouitfch Niegos in Eettinje zu. Sie war vergeffen.
denn weder ihr Gatte noch ihr Sohn durften den nahen Verwandten in
Nom den Befuch erwidern; das hinderte des Vapftes Verbot. Dann
kam der Tag des 1. Februar 1908. und fie fah mit eignen Augen den
Sohn im Arfeual von Liffaban als blutige Leiche; drei Kugeln hatten
ihm die Halsfchlagadern zerriffen. und daneben den oielgeliebten Enkel
Luiz. einen geiftoollen und vorzeitig ernften Jüngling. Die totbringende
Kugel hatte diefem den Kopf durchbohrt und das linke Auge aus feiner
Höhlung herausgefchlagen. das nur noch durch eine dünne Membran
mit der Wange zufammenhing. Diefer griißliche Anblick brachte bei
Maria Via den Wahnfinn zum Ausbruch, Seither leidet die phhfifch
Gefunde zeitweilig an Wahnideennnd Halluzinationen. Aber ihr fcharfer
Verftand und die tiefe Menfchenkenntnis blieben ihr treu. Mit den
fchwlichlichen Negierungsverfnchen ihres Enkels Manuel ging fie nicht
einig. Sie fagie ihm ins Geficht: ..Man gründet fein Regiment nicht
auf den Klerus. auf das Heer und den Adel. wenn der Klerus ver-
derben. das Heer untreu und unzuverläffig und der Adel blind ift!"
- und verließ den Hof.
Als die Revolution ausbrach und der in Todesaugft zitternde
Enkel Manuel die Großmama von Eintra nach Marfa zur Flucht ab-
holte. erwachte in der Tochter des großen Königs das kriegerifche Blut
der Savohen-Carignan. und fie rief aus: ..Man geht nicht von der
Stelle. fondern kämpft!"
Nur mit Lift und Gewalt konnte fie zum Strand von Ericeira
gebracht werden; dort bat fie einen Fifcher um ein Stück Brot. Mit
diefem Stück Brot als der einzigen Gabe ihres Adoptivvaterlandes oer-
ließ Maria Via nach 48jährigem Aufenthalt Portugal und betrat im
Morgengewand am 6. Oktober den königlichen Valaft des Gouverneurs
Sir Archibald Hunter in Gibraltar mit den Worten: ..Ich bin die
cTochter des König-Ehrenmanues Viktor Emanuel ll. von Italien."
Ihr Vaterland hat feine Tochter im Unglück nicht oergeffen.
In der Nacht des 5. Oktober war von Schloß Roffore bei Vifa
das Staatstelegramm an den Hafen-Kommandanten von Taranto ab-
gegangen. daß das ftärkfte Schiff der italienifchen Kriegsflotte zu cTajo
abzufahren hätte. Schon zwanzig Stunden fpäter lief das Schlacht-

fchiff „Regina Elena“. mit Kohlen und Munition wohl oerfehn und
86() Seefoldaten und Matrofen Bemannnng. klar zum Gefecht. unter
Volldampf weftwärts.
Am Morgen des 8. Oktober rief der Donner aus fchweren Ge-
fchi'ißen die unglückliche Fliichtige ans Fenfter. und fie fah nach langen
Jahren die Flagge ihres Vaterlands. das im Bund mit Großbritannien
ihr Schuß verlieh und fie mit ficherm Geleit heimfiihrte. Am Strand
von Jtoffore ift am 18. Oktober die ehemalige Königin von Portugal
von ihrem Neffen König Viktor Emanuel [Il. ftumm in die Arme ge-
fchloffen worden; denn Italiens König ift ein großer Schweiger und
kluger Staatsmann, '
*- K Q-
„Er ift ein Schlemmer. in jungen Jahren fchon fo dick wie Falftaff.
ein Faulpelz und liederlicher Tagedieb!“ Alfo rief die fchlanke. bild-
fchöne und elegante Brinzeffin Marie Amelie Louife Helene von
Orl e aus aus. als der Kronprinz Carlos l. um ihre Hand anhielt.
Die am 18. September 1865 auf Schloß Twickenham geborene Brin-
zeffin zählte einundzivanzig Jahre. als fie gezwungen zum Altar fchritt;
ihr Vater Louis Philipp von OrlEans gebot: „Wir verzichten nicht auf
deu Thron von Frankreich. und das Familienintereffe geliietet. daß du
einen regierenden Fiirften heirateft.“ Die Ehe war unglücklich. Schon
mit 25 Jahren wog König Carlos l. einhundertzehn Kilo. und diefes
Gewicht wuchs fpäter ins Groteske. Von der Mutter hatte der junge
König. der mit zwölf Millionen Frank im Jahre nicht anskam. das
Lafter der tollen Schuldenmaäjerei ererbt. Jn fiinf Jahren- betrug
feine perfönliche Schuldenlaft 15 Millionen Frank; fie wurden durch
Vorfchiiffe aus der feit 1892 bankrotten Staatskaffe gedeckt und durch
erdichtete Voften im Staatshaushalt oerfchleiert. Dilettaut in der
Malerei. pinfelte der König in den 24 Mußeftundeu feines Tages die
Figuren feiner Freundinnen im Evakoftiim und ließ feine Gemälde in
Yaris prämiieren.. wo die Mitglieder der Juri) für die ..Miihewaltung"
mit Chöaues von 10000() Frank bedacht wurden. Gleich dem Belgier-
könig Leopold huldigte der Bortugiefe Carlos dem Grundfaß. daß Paris
die einzige Stadt in Europa fei. wo man richtig zu leben verftehe.
Jazwifchen hanfte feine Gemahlin mit ihren Knaben auf Schloß Eintra;
fie zeigte ihren Wert und Mut. as fie mit eigener Lebensgefahr eine
Badende vom Tode des Ertrinkens errettete, Ganz unglücklich aber war

Marie Amelies Einmifchnng in die Politik Portugals: fie begiinfiigte
offen die verhaßte Gefellfchaft Jefu und rief viele Taufende von den
aus Frankreich vertriebenen Mönchen und Nonnen als ihre lieben Lands-
leute nach Portugal. obwohl hier durch Gefeß vom Jahre 1864 alle
Orden und Kongregationen ausdrücklich verboten find.
In jahrzehntelangen Demiitigungen und Leiden glaubte das in
tiefer Unwiffenheit gehaltene Volk von Portugal - Portugal zählt
78.7 Prozent Analphabeten -. in der Monarchie des Haufes Braganza
die Wurzel aller feiner Uebel entdeckt zu haben; in der blutigen hebung vom 4. Oktober riß es diefe Wurzel aus. indem es eine wahn-
finnige Greifin. eine hochfahrende und bigotte Franzöfin im Winnen-
fchleier und einen uubärtigen Jüngling außer Landes jagte.
Von den 8 Millionen Francs ihrer Mitgift konnte die ehemalige
Königin Marie Amelie nur dürftige Trümmer retten; fie rief von Gi-
braltar aus fiir fich und ihren Sohn die Hilfe und Gaftfreundfchaft
ihres Bruders Philippe Robert an. der als Sonderling auf dem Schloffe
Wood-Norton in England lebt. Um jenem einfamen und kalten Schloffe
im nebelreichen Lande zu entfliehn. hatte fie das Opfer gebracht. den
Portugieferkönig wider den Rat ihres Herzens zu heiraten; jetzt muß fie
als die Erftgeborne den jiingern Bruder. als das Haupt der Agnaten.
bitten. um in jenem verhaßten Schloffe ein Ajol für ihre alten Tage
zu erhalten.
* * *
Kein größer Frauenleid denn auf Königsthronent
l)r. limits bipp.

Rund
Mexiko.
Das drakonifche Regiment des Dik-
tators Vorfirio Diax hat aus dem zer-
rütteten *Land Merito, das nach der
Kaifertragödic alle Anzeichen des totalen
Znfammenbruchs aufwies, eine welt-
marktfähige Republik gemacht. Das
ift nicht zu lcugnen. Auch wenn man*
die angewandten Mittel nicht alle billigt.
Ueber Todeeurteile wegen geringfügiger
Diebftäble und Ränbereien; iiber oini-
nöfe Geldftrafen fiir Delikte gegen kauf-
männliche Ehrlichkeit. iiber Unterdrückung
vieler politifcher Rechte des Volkes. nur
um in der arbeitsfthenen hifpanifch-indi-
aiiiichen Mifchraffe den Hang zur Vortei-
politik auszurotten u. dgl. ni„ läßt fich
allerdings kritifieren, Wer jedoch das
Mexiko kannte. dem fich eines fchönen
Tages ein naiv-idealiftiich veranlagter
europäifcher Vrinz als iiaifer vorftellte,
jener Habsburger. der ohne politifche
Unterftjißnng. ohne Geld, ja ohne
Landeskenntniffe. nur mit fchönen Vor-
fäßen und dem päpftlichen Segen ans-
gerüftet. zu regieren vermeinte. kann
verftehn. daß das Shftein Diaz feine
Berechtigung hatte.
Die erfolgreiche Entwicklung* des
thpifchen Räuberftaats zum geachteten.
kreditwiirdigen Mexiko von geftern - denn
heute zeigt es fchon wieder bedenkliche
Riickfälle - fchien fogar das Urteil
der hiftorifch-kritifchen Forfclmng zu
widerlcgcn, die die Renaiffance
einee Volkes. das felbft wie das fpanifch-
amerikaniiche fo fchwer mit Eigenichaften
belaftet. die einer kulturellen und wirt-
fchaftlimen Wiedergeburt cntgegenftchn;
fich überdies noch fo innig mit der Ver-
fallsraffe der Indianer bermifchte, ja
geradezu fiir ausgefäiloffen erklärt hatte.
Der Charakterdes jetztansgcbroäiencn
Aufftands. der fich gegen Diaz richtet;
enthüllt zwei Tatfachen; die des In-
tereffe der Weltpolitik im allgemeinem

fcltau
wie jenes der mannigfachen kommer-
ziellen und finanziellen Verbindungen
Deutichlands mit der Diazrepublik ini
befondern herausfordern.
Das eine Faktum innerpolitiicher
Natur ift die überaus leichte. fofort
über dreiviertel des ganzen Landes
reichende Verbreitung einer Bewegung
gegen das Stiftetn; dem Mei-ifo heute
feine Bewertung verdankt. Alle Ge-
f-penfter des heißen und ungeiunden

Blutes der Miichraffe. des Widerwillens
gegen Ordnung Arbeit und reellen
Aufbau, des leidenfchaftlichften Ehr-
geizes und Neides. der Hobfncht; die
einen rat-*hen Verfonenwechfel fordert.
find fofort wieder aufrecht gewefen.
Bürgerkrieg. Lockerung aller innern
Ordnung. Varteikämpfe. dic unter Diaz
eiferner Fanft fchon im Keim zurück-
gedrängt wurden; drohn. Mexiko wieder
jenen berüchtigten lateinifch-ameritani-
fchen Republiken anznreihu. die ftets ,
neben der Regierung fäion die Gegen-
regierung aufweifen und auch ernähren
miiffen.
Die zweite Bedrohung des Begriffs
Kultnrmexiko kommt von außen. von
dem großen l-lmfchwnng her. den der
Imperialismus in die Politik der be-
nachbarten Vereinigten Staaten brachte.
c'Fiir feden Kenner amerikanifchcr Ver-
hältniffe zweifellos und unverkennbar
wird die Bewegung gegen das Regiment
Diaz aus der liniert angeblafeu. Das
entfchuldigt aber die undankbaren Mexi-
kaner keineswegs. Denn wäre hier
nicht ein fo giinftiger Nährboden fiir
llnruheknlturen in der Raffe erhalten
worden; wäre Mexiko tatfächlich der
regenerierte Staat. fiir den er gemeinig-
lich in der Außenwelt; dank Diaz. galt,
hätte der Wafhingtoncr Imperialismus
keinesfalls fo leichtes Spiel gehabt;
wie etwa der Republik Vanama gegen-
iiber. Die Etappen der Unionspolitik
zeichnen fich jedoch _nur allzndeutlieh
_--

an. Antiamerikauifche Knudgebnngenf
an derGrenze bedenkliche Ruheitörnngen,
Bewegungen mit der Spitze gegeualles.
was Mexikos Stärke ansuiachte -*
endlich notwendige Kräftevorfehrungen
von der linionsieite und fchließlich
Intervention in der Maeke volitiieher
Polizei. Wie draftifch nuterfcheidet fich
do.h das Verhalten der Vereinigten
Staaten gegen jenes Mexiko, das plötz-
lich aller Monroe Doktrin trotzend, von
Frankreich- als neues Nachbartaiferreich
an der llnionsgrenze errichtet worden
war, gegen die geradezu feindielige
Haltung von jetzt gegeniiber der bis-
herigen Ordnungsrevublik unter Vorfirio
Diai! Damals herrfchte in Wafhington
noch der alte volitiiche Zug vor, der
keine gewaltfamen Ervanfionen kannte,
der fein vanamerikanifches Ideal darin
fah* daß fich andre felvftäudig entwickelte,
kräftige amerikauifche Staatein ob
angeliächfiich oder lateinifcb. freiwillig
nur aus Möglichkeitsmotiven der großen
Mntternnion anichließen. - Die Ver-
einigten Staateu begegnete!! zwar dem
abenteuerlichen Kaiferreich damals mit
einigem Mißtrauetn beguiigten fich aber
mit Vaffivität gegen alle Finanz- und
fonftigen Nöte des Nachbar-names. ia
Staatsiekretär Shermann fand es nicht
einmal der Mjihe wertx ein Machtwort,
gegen die nulzloie und unfiunige Tötung
Marimiliaus zn fvrechen. lind heute?
Die ganze amerikauifch-mexrfanifche
Grenze itroßt von wie aus der Erde
geftampfteuilnionstruvven,amerikauifche
Schiffe ftehn bereit. die merikanifchen
Häfen zu befehen *- die revolutionäre
Anti-Diaz-Vartei erhält Waffen und
Munition aus den llnionsftaatenf »-
mit einem Wort: die Vereinigten
Staaten wollen kein erftarktes, feine
Selbfrcindigteit auch gegen den großen
Nachbar betonendes Mexiko! das der
Verwirklichung der panamerikaniichen
Ideen entgegenfteht, Denn wie follten
andre, entfernterc, die Unterredung weit
weniger nötig erachteudeStaaten davon
überzeugt werden, daß es ja doch
kein Eutrinuen- kein Aneweicheu gegen
die Anerkennung der Vormachtsftelluug
der Union gäbe - wenn fich ein Land
der unmittelbaren Naaibarfchaft, wie
Mexiko, immer felvftändiger entwickelte?
Zn den imperialiftifchcn Vereinigten
Staaten hat man allen Grund dariiber

befriedigt zu fein, daß Mexiko fofort
- auf einen Funken hin - wieder in
Brand gerät und die alte Wirtfchaft
wiederznerftehn droht.
Ob es nun Vorfirio Diaz, der per-
fönliai ein Greis iit, gelingen wird,
diesmal noch der Bewegung Herr zu
werden oder nicht, ändert nichts an den
erwähnten Tatfachern die maßgebend
bleiben miiffen fiir die künftige Be-
wertung von Mexiko.
kirhr, hl. u. Ztetten.

Eine Gefchichte des deutfrhen
Liberalismus*)

Auffällig daß bisher eine Ge-
fchichte des dentfchen Liberalismus
fehlte daß es in uuferm Schrift_-
tum nur die „Gefchichte des Li-
beralismus und der dentfchenReirhs-
verfaffung“ von Richard Nudel
(Guben 1891) gab„ ein Buch zwar
voll von uüßlichen Kenntniffen-
aber nach Umfang und Anlage
nicht geeignett den Lefer- der fich
genauer zu unterrichten wiinfcht-
zu befriedigen. Ich nahm mit
von ein Hausbueh zu verfaffen
fiir alle, die fich beruflich mit
Politik befchäftigen.
Wie war der große Stoff zu
behandeln? Vor allem mußte ge-
zeigt werdem wie der neue oder
moderne politifche Geift entftand
nnd heranreifte. Deshalb gab ich
zur Einleitung: eine Vorgefchichte
des deutfchen Liberalismus von
der Reformationszeit bis zum Be-
ginn der neuzeitlichen politifchen
Reform rnit der Wiedergeburt des
preußifaien Staates - 1517 bis
1807. Einesteils eine Vorgefchichte

*) Gefchichte des dentichen Liberalismus
von Oskar Klein-Hattingen. 1 Band:
Bisq871. 511 Seifert mit 16 Bildern.
Buchverlag der „Hilfe“ in Berlin-
Schöneberg.

in der Theorie oder eine Dar-
legung der Wandlungen der Lehre
.om Staat- vom Auftreten des
Weftfalen Johannes Althufius an
bis in die Zeit der deutfchen Auf-
klärung; andernteils eine Vor-
gefchiihte in der Praxis- zu zeigen-
wie der reifende neue Staatsgeift
vom Zeitalter der Reformation bis
zur Anflöfung des deutfchen Reichs
in der deutfchen Staatspraxis zur
Geltung kam, Dann von der
Vorgefchichte zur Gefchichte. Mein
erfter Band umfaßt die Zeit von
1807 _1871; fiir fie ergaben fich
nach 'den Epochenr den Wende-
punktetu dieAvfchnitte 1807-1849-
1849-1866 und 1866-187),
Ueberdenkt man diefe Zeitab-
fchnitte: was für ein Leben hat
der deutfche Liberalismus da ge-
habt? Um hier nur von der po-
litifcben Entwicklung in dem deut-
fchen Hauptftaat zu fprechen -
wie fchwer hat fich zu jeder Zeit
die politifche Vernunfh das fiir
das allgemeine Wohll die ann-8
erinnern Zweckmäßige durchge-
feßt! Das Schiäfal des Libe-
ralismus ift der Beleg fiir das
Wort „mit wie wenig Weisheit
die Welt regiert wird“. Das Bild
zur Geftaltung des Staats
ift immer das gleiche: hier die
Liberaleny die allefamt das Ziel
habenr ein konftitutionelles Staats-
wefen zu gründen oder auszubauny
die konftitutionelle Monarchie her-
zuftellenr ihnen gegeniiber der König
erfiillt von dem Diinkel des
Gottesgnadentums- und neben dem
Könige ftets gegen das liberale
Biirgertum- der Adele der feine
Sonderoorteile im Schatten der
Krone zu bewahren und zu mehren
fuchh das Junkertuml das am
Gottesgnadentum teilhabenl das
im Staate taufendfach bevorzugt
fein will und das deshalb den
nioellierenden Liberalismus der
den Rechtsftaat will- in der Seele
nicht ausftehn kann. Nicht zu
vergeffen das Pfaffentum- die
Firma „Thron und Altar.“
Der König „von Gottes Gnaden“
- was andres könnte nach der
Abficht des giitigen Himmels fein

Beruf fein- als Führer feines
Polls zu werden? Aber was fiir
Führer, die auf den Blättern
unfrer Gefchichte verzeichnet find!
Friedrich Wilhelm der Dritte
brachte den preußifchen Staat an
den Rand des Abgrunds- indem
er fich auf den Adel ftiitzte- der
hochmiitig auf das Bürgertum
herabfah und die entfcheidenden
Staatsreformen verhinderte. Ja-
1806 faß in Preußen die un-
männlichfte Unfähigkeit auf dem
Thron; mit Recht nannte Napoleon
auf St. Helena das Berliner
„Juftrument des Herrn“ einen un-
glaublichen Schwacbkopf. Weil
der dritte Friedrich Wilhelm kein
Führer wart fondern einer oon
den Königen- mit denen der Himmel
die Völker aus Ungnade befchenkh
deshalb war es für den Korfen fo
leichh das königliG-preußifcheStaats-
gebäude umzuwerfen. Danach
kam die Auferftehungszeit des
deutfchen Liberalismus. Nach dem
Frieden von Tilfit ließ der tief
gefunkene König große Reformen
zur ja er gehörte da nach Zu-
ftimmung und Mitwirkung zu den
Reformatoren des Staates. Aber
als die Zeit der Not ooriiber wart
nach den Befreiutigskriegem da faß

Friedrich Wilhelm der Dritte wie:
der auf feinem Wolkenthron. Die
Verfaffung. die er verheißen hatte.
blieb aus. der Weg der liberalen
Reformen wurde verlaffen. und fiir
die politifche deutfche Einheit war
der König in der Zeit des Deut-
fchen Bundes fort und fort der
unfelige Hemmfchuh. Unter einem
folchen Führer gab es fiir das
Vaterland auf politifchem Gebiet
kein Heil. Als Friedrich Wilhelm
der Vierte den Thron beftieg. hatte
' es da der Himmel mit dem prett-
ßifchen und mit dem deutfchen
Volk.beffer gemeint. als vorher?
„Fritz“ war anders als fein Vater.
war eine Mifehung ans einander
entgegengefchten Eigenjchaften; das
heißt: je nach Stimmung und
Umftänden konnte er bald „fo“.
bald „anders“. Sein Charakter-
bild ift bekannt genug. Wie der
Himmel dazu kam. diefem :einer
ninxte die Führung des preußijchen
Bolks zu übertragen. das ift fein
Geheimnis. Bei dem bald from-
men oder betbriiderliehen.'bald fri-
voten Friedrich Wilhelm dem
Vierten war der Hauptpunkt feines
politifchen Denkens der gleiche wie
bei feinem Vater; auch ihm war
das Königtum keine menfchliche.
fondern eine göttliche Einrichtung.
Daher fein Schimpfwort von der
Rückenmarksdarre des Liberalismus.
daher fein krähwinkliges Herrjcher-
gebahren iin Beginn einer neuen
Zeit. des Werdens Preußens zum
Jnduftrieftaat. Wie wütete der
phrajenreiche König gegen ..das
böfe Gelüft der Zeit“. gegen „die
Dackel der Bosheit“. wie giftig-
fchulmeifterte er alle die. die das
gerechte Verlangen nach einer ge-
meinnüßigen. von einer Volksver-
tretung geregelten und beauffich-
tigtenStaats-verwaltungbekundeten!
Ju der oormärzliäjen Zeit. welche
Kurzfichtigkeit. welche Berblendung
auf dem Throne gegeniiber den
..Tagesmeinungeni'I Der König
hört nicht auf die liberalen Männer.
die es mit dent Königtum fo gut
meinten. daß fie an alles _andre
eher dachten. als daran. das ..Ju-
ftrument des Herrn“ zum alten

Eifen zu werfen. Sie wollten »es
nur mit einem konftitutionellen
Funeral verfehn. Um nur an
Heinrich Simon. den hervorragenden
Juriften in Breslau. zu erinnern
- er ließ 1847. als das König-
liche Patent zur Einberufung des
Erften Vereinigten .Landtags er:
gungen war. die Schrift „Annehmen
oder Ablehnen?“ ericheinen. Wegen
der Verfaffungsfrage rief da der
monarcbiftifche Demokrat dem 'König
zu: ..Wir baten dich um Brot.
und du gabft uns einen Stein , .
Nichts ift fo gefahrbringend. die
Gefchichte hat es gelehrt. als halbes
Handeln . . . gibt der .König mit
vollem Vertrauen das. was fich
heransftellte als hiftorifches Recht
des Preußenvolkes - Deutfchland
jubelt ihm entgegen mit nie ge-
hörtem Jubel. und feine Dhnaftie
jchlägt Wurzel in diefem Jubel.
wie es 'keine feftern gibt. Wehe
uns und Deutfchland. wenn es
anders wird!" Der König hörte
nicht auf die Warnungen der
Liberalen; hätte er die „Tages-
meinungen“ beachtet. fo wilde er
die Revolution verhindert haben.
.Wenn er das getan hätte. 'wenn
er in gärender Zeit ein Führer
geworden wäre. wie ftiinde" heute

das Hohenzollernhaus in Deutfch-
land da! Friedrich Wilhelm der
Vierte trug die Binde vor den
Augen. die ihm der eigne Aber-
glaube an fein Gottesgnadentum.
der erbliche oder ataoiftifche Hoch:
mut der Könige und das preußifäie
Innkertum immer wieder umlegten.
Daher der jammeroolle Zufammen-
bruch des abfoluten .tlönigtums im
März: die Fülle der urplößlichen
Einräumungen an die ..Tages-
meinnngen“. die völlige ..Hingabe
an den Dackel der Bosheit“, So
tief war der Herr im Lande über
Nacht gefunkeu. Freilich. bald
kam Friedrich fil »ilhelm wieder aufs
hohe Vferd, Merkwürdig. wie.
auch durch die unkluge Zurück:
haltung der demokratifchen Libe-
ralen. die Reaktion gedieh und
am Staatsfteuer blieb. bis der
Romantiker auf dem Thron gänz-
lich die Iiegierungsfähigkeit oer-
loren hatte und fein Bruder Wil:
heim die Regierung bekam. Auch
der war anders als fein Vater.
dem er doch in vielen Stücken
ähnlich war; aber mit feinem
eignen Vorgänger ftand er faft
außer Vergleich, Wilhelm fteht
feiner Nachwelt nicht fo klar vor
den Augen. wie es um der Wahr-
heit willen zu wünfchen wäre.
Dank einer aufdringlichen Ge-
fchiehtelei und ihrer offiziellen.
offiziöfen und untertänigen'Nach-
beterei begegnet der Deutfche im
lieben Vaterlande allerorteu Wil-
helm-'dem Großen. iu Stein oder
Erz. auf Leinwand oder auf dem
geduldigeu Papier, Auch auf dem
Weltmeer hat der „Große“ fein
Dampffchiff - die ganze Welt
fall an ihn glauben. - Zu diefer
Mache kommt die Idealifiernng.
die die Nachwelt an dem Bilde
Wilhelms unwillkiirlich vornimmt;
Gefühle der Dankbarkeit. der
Vietät fprechen da mit. Gefühle.
mit denen fich ein getreues Bild
nicht vereinigen läßt. Auch Wil:
helm der Erfte war alles andre
eher als ein Führer des Volks.
Gewiß wollte er das Befte für
das Vaterland. nnd als fchlechthin

befchränkt wird man den in ge-
wöhnl ichenLageu verftändigenMann.
der jedes Ding mit redlichem Fleiß
prüfte. nicht bezeichnen können,
Deunoch..wie weit ftand Wilhelm
auf religiöfem und politifchem Ge-
biet abfeits von den Höhepunkten
der .Kultur feiner Zeit! Wiebe-
fangen war er in alten Anfchau-
ungen. wie vorurteilsvoll. wie be-
fchrc'inkt bei *taufeud Dingen des
modernen Staatslebens! Auch
er hielt fich ftets für einen gott-
berufenen Herrfcher. für ein In-
ftrument des Herrn; er tvar alfo
iu diefer Hinficbt ein Mittelalter:
tiimler. ein Mann. der dem tierten
politifchen Geift von Haufe aus
fremd war und ihm fremd blieb.
ein Mann. der Zeit feines Lebens
die Krone über das Volk ftellt.
-nicht neben das Volk. Das heutige
Gefchlecht darf nicht vergeffen. wie
fairer Wilhelm. unter der Leitung
des „großen Handlanger-si". dem
.Liberalismus das 'Leben gemacht
hat. Der politifche Liberalismus
- fo befchrc'iukt war der König -
galt ihm dermaßen als verwerflich.
daß er fich fort und fort von den
-Iunkern vor dem ..Republikanis-
mus" und der ..Vater-landslofig-
keit“ der Fortfchrittspartei graulich
machen oder in feiner Abneigung_
421-'

gegen „avancierte Politiker“ be-
ftärken ließ. Der Hauptpunkt war:
Wilhelm war die Seele des Mili-
tarismns; wenn die „Republikaner"
ausfchlaggebend werden. wäre dem
Militarismus. der das daftehende
Heer nicht groß genug haben konnte.
eine Grenze gefetzt worden. Aber
war denn Wilhelm ein fuperiorer
militärifcher Fachmann? Jm Fe-
bruar 1860 fagte der Fiirft Anton
von Hohenzollern mit vollem Recht
zu Bernhardi: Wilhelm fei wie
„die alten Generale. die glaubten.
der Staat gehe unter. wenn diefe
oder jene hergebrachte '**leinigkeit
befeitigt wiirde“. Und dann die
Nummer-Eins-Sache. die dreijährige
Dienftzeit. Der König war dabei
viel zu befangen in dem alten
Kommißwefen. alfo da recht eigent-
lich befchränkt. als daß er begriffen
hätte. daß das Vaterland bei der
zweijährigen Dienftzeit keine Gefahr
lief. Ju feiner Befchränktheit be-
fchwor er den Verfaffungskonflikt
herauf. gab er der brutalen Will-
kür Bismarcks die Bahn frei.
Jahrzehnte mußte es dauern. bis
endlich die Krone in Preußen in
einem Hauptftiick Vernunft annahm
und die alteForderung derLiberalen.
die Einführung der zweijährigen
Dienftzeit. als mit der Verteidi-
gung des Vaterlandes wohl ver-
einbar anerkannte. So wie in
taufend andern Dingen hinken die
Jnftrumente des Herrn der Ein-
ficht des befchränkten Untertanen-
verftands nach. Wir wollen dem
Manne. unter deffen Regierung
das deutfche Reich gegründet wor-
den ift. feiner vielen guten Eigen-
fchaften wegen ein ehrendes An-
denken bewahren. aber wir wollen
nichts aus ihm machen. was er
nicht war. Nur keine Pietäts-
dufelei!

Und Bismarck! Gefchichtliche
Perfönlichkeiten von folcher Be-
deutung werden nach ihrem Tode
in der Vorftellung der Nachwelt
entweder entfchieden häßlicher oder
entfchieden fchöner. Das dauert
fo lange. bis ein neues Gefchlecht
herangewachfen. bis das hiftorifche
Objekt für alle Welt kalt geworden

ift, Dann hört das ..Schwanken
des Eharakterbildes in der Ge:
fchichte“ auf. dann findet die
Stimme der Wahrheit endlich all-
gemeines Gehör. Mit Bismarck
find wir nicht fo weit; er ift noch
nicht tot - mit der Laft feiner
Erbfchaft hat fich feine Nachwelt
noch nicht abgefunden. Auch in
meinem neuen Werk habe ich mich
bemüht. ihn darzuftellen in feiner*
Größe und in feiner Verkehrtheit
Seine Größe erkennt heute jede
leicht; aber wichtiger als fie dar:
zutun ift es. feine Berkehrtheit z
zeigen. Das gehört zur politifche
Aufklärungsarbeit. ohne die kein
Vorwärtskommen ift. Die Bis:
marck'verehrer follte die Kritik an
ihrem Helden nicht anfechten; denn
wo wäre der Schriftfteller. der
auch mit der fchiirfften Kritik zu-
wege bringen könnte. daß aus dem
großen Mann ein kleiner wiirde.
aus dem Titanen der Politik ein
Zwergp olitiker?
Soviel über den Zeitraum. den
mein erfter Band umfaßt. Es fei
mir erlaubt. über die ..aktuelle
Tendenz“ meines Werks noch
etwas hinzuzufügen. Jch rechne
mich nicht ,zu den parteilofen Ge:
fchichtsfchreibern. weil ich ihre

Sittengefeß zu heimlicher Ver-
zweiflung oder zum Betrug verur-
teilt. find fo zufammengefeßt aus
echt und falfcb. daß eine mehr als
haarfeine Definierungsgabe dazu
gehört. die Fäden auseinander-
zuwirren . . . Männer eignen fich
nicht zu diefer Arbeit . . . es ift
ein wahres nnd zugleich ironifches
Wort. da Männer meift die Koften
diefes Irrtums. ihrer Urteilslofigkeit
zu beftreitcn haben,
. , . Lieber Leier. und befonders
du. gefchäßte Leferin - beant-
worte niir im Kaminwinkel. mit
dcm kampfzerpflückten Vuch in der
Hand. gewiffenhaft eine Frage:
Jft es nur das gefährliche Alter
das jene feltfamen Charakter: und
Empfindungsblüten zeitigt? Oder
fchwingen nicht vielmehr im Unter-
grund jcder. auch deiner minder
ausgereiften Frauenfeele verwandte
und empfänglicbe Seiten? Steckt
nicht. fo wie in dir. in jeder
Weibespftjche ein verborgene-s Eck-
chen Sehnfucht. Eitelkeit. Begierde.
das man mit dem brutalen Nimen
„Infektionsherd“ nicht zu kraß be-
zeichnet? Und find nicht Elfie
Lindtners Ofienherzigkeiten - im
Strobfcuer iiberreifer Erotik - aus
der keineswegs unintereffanten Zwick-
mühle ihrer fprunghafien Empfindung
ans Licht gefördert - für jeden
krifenhaften Wendepunkt im Liebes-
leben des Weibes thpifch? - Ich
will der geiftreichcn Verfafferin
mit diefer Mutmaßung keineswegs
nahe treten - oder follte Frau
Michaelis der mit einem gewiffen Vor-
behalt gemachten Verallgemeinerung
ihrer Sentenzen nicht ganz abgeneigt
fein? Auf alle Fälle: die feelifche
Autovivifektion der Frau Elsbeth
fchöpft ihren bleibenden Wert. ihre
tiefere. d. h. in Literaturfällen
dichterifche Bedeutfamkeit aus
einer unbeftreitbar ftarken. feruellen
Logik.
Das Buch fchließt etwas unver-
mitteli mit dem plößlichen Umfall
der Heldin. deffeu zynifche Banali-
tät von der Verfaffcrin noch fozu-
fagen nnterftrichen wird. Frau
Elfie fühlt. daß die idyllifche Ein-
famkeit des Eilands ihr die Um-

armungen des Mannes - auf die
Dauer *- nicht erft-ßen kann. Und
fie bietet fich zuerft dem jugend:
ftarken. von ihr mit fänvärmcriicher
Neigung überfäjütteten Verehrer.
dann aber dem verlafienen Gatten
an . . . um nacheinander von beiden
verfchmäht zu werden. Bei diefer
eigentümlichen Gelegenheit wirft
Frau Michaelis intereffante Schlag-
lichter auch auf die Pfhclje des
Mannes. den fie troß feiner Unbe-
ftändigkeit in Liebes-fachen als den
gradern und feinern. kurzum: den
edlern Teil der menfchlichen Ge:
fchlechter feiert. Der Mann. fo
deutet fie befcheiden an. von einer
minder komplizierten. gefiindern.
weit felbftoerftändlichern Erotik be-
hcrrfcht. kennt folchen Widerftreit
hhftcrifcher Begierden. die fchmerzens-
reiche Wolluft folcher Nerven-
krifen nicht; das Geheimnis feines
pbvfifät-vfhäjifchen Gleichgewichts
liegt in der unabläffigen Befchäfti-
gung mit den realen Werten -des
Lebens. in feiner zielbewußten
Tätigkeit befchloffen. Urn fo felt-
famer bleibt. daß die Verfafferin eine
oberflächlich gefchickte Löfnng in der
endgültigen Flucht der Heldin aus
dem Gefichtskreis ihrer frühern
Freunde findet . . . vielleicht wiirde

ein reinerer und tieferer Ausklang.
eine f fruhtbarere Löfung *des
pfhiho-fexuellcn Problems _mit dem
Hinweis auf eine geiftige Läu-
terung erzielt worden fein. Denn
diefe Meinung foll, mir niemand
rauhen - ganz zaghaft kiindet fich
inmitten folcher weiblichen Gefühle-
eruptionen der Neid mit einer frucht-
begabten Griffigkeit des Mannes
an. Eine Frau. die aus dem
zehrenden Feuer erotif>):hhfterifcher
Krifen zu zielbewußtcr Schaffens-
kraft fich durihringt - nnd dief e
Frau bon Bildung. Xelngefiihl. (Ze-
fchmack. Begabung kann es -
wiirde dem Roman nicht nur die
weitauefchauende Berfpeftive gegeben.
mehr noch. fie wiirde ein
Exempel weiblicher Lebenspatenz
ftatuiert haben.
(jet-truck keow-kcänlcel.

Die Valzac-Ausgabe des
Infcl-Verlags

Alle Stande. alle Lebensalter.
alle Männer. alle Frauen nimmt
klo-101e (ie Zalrao mit feiner Er-
ziihlerkunft gefangen. keinem per:
fchließt er fich. und fei er noch fo
niedrig oder noch fo vornehm. von
keinem berlangt er Weihe. Er er-
hebt uns. beraufcht uns. beunruhigt
uns. erniedrigt uns. fchmeichelt uns.
'beleidigt uns. fiihrt uns durch alle
Höhen und cTiefen des Seins. er
ift fo unendlich wahr. weil er fo
unendlich oerlogen ift. er ift fo tief.
weil er fo maßlos oberflächlich ift.
er ift fo echt. -weil er fo falfch ift,
Er ift unendlich fubtil und dennoch
amiifant. er ift maßlos kalt und
macht dem Lefer doch fo höflifch
heiß. er ift ein Großftädter. und
keiner hat je den Sinn der Provinz
gründlicher ausgefchöpft. Er ift der
große Vhilofoph des Geldes. der
Reporter der kleinen Geldmiferen.
der Prophet der Arbeit. er kannte
alle Wiffenfchaften: die Chemie und
die Botanik. die Mineralogie und
die Bhufik. die Jurifterei und das
Geldgefchc'ift. die Landfchaft und
den Handel. die Politik und die
Liebe. Aus feinen Romanen könnte
man jeden Tag ein Lexikon zu-
fammenftellen. Er feffelt alle: den
Börfenjobber. den Arzt. den Er-

finder. den klierbtsanwalt. _den No-
tar. den Wucherer. den Vfandleiher.
den Gemeinen. den Bot-nehmen. die
, Weltdame. die Halbweltdame. die
kleine Kokotte. den Ehemann. den
kleinen liebesgirrenden Gym-
nafiaften. das Dienftmiidchen. die
alte Jungfer. Er ift im Himmel
zu Haufe. hat in der Hölle gewohnt.
nnd feine Vhantafie ift von diefer
Welt. Seine Komödien find tragifch.
die Tragödien feiner Gefchichte ent-
behren nicht der Komik. die Tugenden
feiner Helden find lafterhaft. ihre
Lafter find tugendhaft. in ihren Zv-
nismen finden fie Gott. und wenn
fie Gott beim Namen nennen. find
fie frech und zunifch.
Balzacs Welt wimmelt von Ge-
ftalten. Bon ihnen fagtHugo von
Hoffmannsthal' in der farben-
prächtigen Einleitung. mit der der
Jnfeloerlag feine Balzac-Ausgabe
verfehn hat: „Es ift keine darunter.
fo gewaltig empfunden. fo voll-
fta'ndig in fich felber. daß fie. gelöfi
von ihrem Hintergrunde. fiir fich
allein zu beftehn oermöchte. in der
unoergiinglichen Bollftändi'gkeit ihrer
Gefte. wie Don Quixote. wie der
König Lear. wie Qdoffeus.- Die
Materie ift briichiger. die Vifion

ift nicht von fo ftrahlender Klarheih
daß Geftalten aus ihr hervorgehn
könntenx fo modelliert im reinitem
ftärkften Lichh wie der Homerfche
Achilles„ wie Nanfikaa, oder im
zarteften Halblicht- wie Mignon und
Ottilie. Alles hängt zufammen.
alles bedingt fich, Es ift ihm fo
unmöglich das einzelne heraus-
zulöfenf wie aus einem Gemälde
von Rembrandt oder Delaeroir, Wie
die Skala von Finfternis» zur Hel-
ligkeit auf einem Rembrandt nur
darin dem irdifchen Licht und der
irdifchen Fiufternis gleicht„ daß fie
lü>enlost überzeugende abfolut
richtig ift: aber dariiber hinaus ein
Namenlofes in ihr wirkfam iftf das
Walten einer großen Seele die in
jenen Wifionen felbft fich einem
höhern Wefen hiugibn fo vihriert
hier in den Mnr-iaden kleiner Zuge,
mit denen eine wimmelude Welt
hingemalt ift-_ein kaum zn neu-
neudes Letztes: die Vlaftik diefer
Welt geht bis zum lleberfchwerem
ihre Finfteruis bis zum :liihilismus
die Weltlichkeit in der Behandlung
bis zum Zvnifchen: aber die Far-
ben- mit denen dies gemalt ift-
find rein.“

Natiirlich find diefe Farben nur
abfolut rein. DerLhrikerHoffmanus-
thal oergreift fich eigentlich im
Bildex wenn er diefen Farben iiber-
fchwenglich nachriihmt: „Lilit nicht
reinerm Viufel ift ein Eugelchor
des Fra Angelica gemalt als die
Figuren in „Confine Bette.“ Ju
ihrer Beziehung zu weißen Dingen
find die reinften Farben natiirlich_
auch faimußig.

Die Balzac-Ausgahe des Zulet-
verlages ift zum großen Teil von
Felix Paul Greve vortrefflich ver-
deutfcht und vom Verlag mit'feuer
Sorgfalt hergeftellh die einft eine
Iievolutionierung der Buchaus-
ausftattuug bedeutetef mit einer
Sorgfalt und vornehmen Einfach-
heitf die heute von andern Verlags-
anftalten leider noch zu wenig >
nachgeahmt wird. f

Mufikbeigabe

Z.
brinnerungen naeh (lem 88119,
7i8i0n8 after a ball.
kill silegreilognollo grarioso.
6901-3 Johnnie-m, 0. '
>
m "im amd-nale
LLWC

77mm) zum-.o

W" z /D -

a n rennt.)
?et-.xa Nett-m.
"die klein-n â€œke-mp.. [tec-iÃ¤mnncpn eine! in. Zinn. ..nes freien 'oi-trage rn kel-81. den uno medl udn.
i'ekmj'lludx an geb... -
eau-.xd- 190. .7 n 81mlve|,6. m.l- u., [mu.
Der Abdruck gefchieht mit 'der ausdrÃ¼cklichen Genehmigung der Verlags-
handlung N. Sinirock. G. rn. b. H. in Berlin.

Muï¬kbeigabe

77.1770 Lyoner-ella
Ffm. '
kr? . . - . . . . 'F ein...

7My0

431

Mufikbeigabe

Wilo ami-'info

. NWZ-.7 tkaagur'llo

y .Font-'mente
a iii-Ww

7-2!, .
NFL *Tofu-e

432

Mufikbeigabe

"e-x. yet...
y animati-

tier*:
Â» xx Fear-'0x0
?engen yriym cry-ex(
'nokta anf-'cafe'
/*" * -.

I.- ..___ u
ert.
once-raw
M
?et-exc- crangnello /x
y .Fate-e
tu

Zu unfrer Mufikbeigabe
Georg Schumann
Seit etwa fünfzehn Jahren hat
Georg Schumann durch feine Kom-
*pofitionen in immer fteigendem
Maße die Aufmerkfamkeit der
mufikalifchen Kreife auf fiel) gelenkt;
vor allem gerade dadurch daß
er auf fo verfchiedenen Gebieten)
wie der Klavier: undLiedkompofition-
der Kammermufik- des Orchefters
und der Chorliteratur Werke ge-
fchaffen hat- die durch ihren geiftigen
Inhalt und ihre Formvollendung
das gute Mittelmaß bedeutend
überragten, Seitdem er vollends
das von ihm auch gedichtete Ora-
torium „Ruth“ (1906) veröffentlicht
hat- ein Werkx das durch feinen
dramatifihen Aufbau fich ftark der
Oper nähert und fich durchaus an
den modernen Menfchen wenden
ift er eine Erfcheinung an dem
großen Sternenhimmel der deutfchen
Tondichter gewordem die man nicht
iiberfehn darf. Daß fich unter dem
halben Hundert von Werkew die
er bisher veröffentlicht hatX nament-
lich unter ihrem erften Dußendr
Kompofitionen befindem die uns
7'*- 434
nicht allein zu viel fagen- braucht
hier nicht verfchwiegen zu werden;
ficher ift auch daß Georg Schumann
gelegentlich einmal fich ein gar zu
hohes Ziel geftellthan wie z. V.
in feiner großen Symphonie op: 42-
,die Hauptfache ift doclx daß er in
feiner Entwicklung nicht ftehn ge-
blieben ift- daß diefe fich im wefent-
lichen immer in auffteigender Linie
bewegt,
Markfteine feines Schaffens be-
deuten das Klaviertrio op. 25„ das
Klavierqnartett op. 29- deffen erfte
drei Siiße durch einen einheitlichen
Gedanken zufammengehalten' wei-dem
die anch brillant inftrumentierten
Variationen iiber ein luftiges Thema
(aus dem Finale des Trio op. 25)
nebft Doppelfuge op. 30- die Va-
riationen und Fuge fiir zwei Kla-
viere op, 32x die Totenklage aus
Schillers „Braut von Meffina“ fiir
gemifchten Chor und .Orchefter op.33r
das Preis: und Danklied fiir diefelbe
Befehungx ein Seitenftiick aus dem
„Triumphlied“ von Brahms und
das fchon erwähnte Oratorium
„Ruth“ Mit fehr viel Vergnügen

wird man auch ftets feine Orchefter-
fuite „Zur Karnevalszeit“ und feine
Ouverture „Liebesfriihling“ hören;
befonders hervorgehoben fei auch
noch fein einziges Orgclwerk.
Vaffaeaglia und *Fuge über ö-a-c-la,
op. 39.
Ausgegangen ift Georg Schumann
in feinem Schafien von der Klavier-
mufik; bereits die „Tranmbilder"
op. 4 zeichnen fich durch große Klar-
heit und wahrhaft poetifchen Inhalt
aus. Erwähnt feien noch die „Jin-
provifationen“ op, 7. deren Schluß-
nummer „Zum Abfchied“ befonders
viel Anklang finden diirfte. die fehr
ftimmungsoollen „drei Stücke“
op. 23. die freilich nur fiir gereifte
Spieler beftimmten. Eugen d' Albert
gewidmeten „Bhantafie - Etüden“
op. 26. die „Harzbilder“ op. 27
und endlich die „Sechs Fantafien“
op. 36. von denen wir unfern
Lefern die ganz befonders reizvolle
und dankbare dritte Nummer „Er-
innerungen nach dem Ball“ in-
folge gütigen Entgegenkommens des
Verlags N. Simroek in Berlin
hier darbieten können.
Auch eine Anzahl oerfäjiedener
kleiner Vokalkompofitionen verdanken
wir Georg Schumann, Für das
fogenannte kaiferliche Volksliederbueh
hat er nicht weniger als 48Rummern
bearbeitet. In den Liedern fiir
eine Singftimme mit Klavier-
begleitung fpielt diefe oft eine zu
große Rolle. doch find diefe Lieder.
von denen ich nur die „Mädchen-
lieder“ op, 35 und die „Lieder der
Liebe“ op. 46 hier erwähnen will.
in. der lhrifchen Gefamtftimmung
meift ausgezeichnet getroffen und
laffen auch oft das feurige Tem-
perament des Komponiften er:
kennen. deffen feiner Humor und
Wiß noch einen ganz befondern
Vorzug bildet.
Mit feinem Namensvetter Robert
Schumann ift er ficherlich geiftes-
verwandt. noch mehr vielleicht hat
ihn Brahms beeinflußt; wie diefe
_beiden Tondichter ift er feinem
ganzen Fühlen und Denken nach
Romantiker. fucht fich aber auch
von der Wunderwelt Richard Wag-
ners nicht hermetifch abzufchließen.

Bei aller Verehrung für die.
Klaffiker. deren Formenideal er fich
in großartiger Weife angeeignet
hat. ift er fich doch ftets bewußt.
daß er diefe Formen mit blühen-
dem Leben.mit dem dem heutigen Zeit-
geift entfprechenden Gefchmack aus:
füllen muß. In ftrenger Schule
hat er fich eine große virtuofe
Kompofitionstechnik angeeignet und
geht ganz offenbar an feine geiftige
Arbeit mit einem heiligen Ernft
und vor allem nur. wenn ihn
wirklich die Jnfpiration treibt. Daß
er eine ftrenge Selbftkritik an fich
- übt. beweift am beften die Tatfache.
daß er eine Symphonie. die bei
einer vom Berliner Konzerthaus
ausgefchriebenen Konkurrenz preis-
gekrbnt worden ift. der Veröffent-
lichung nicht fiir wert gehalten hat.
Er ftammt aus einer in Königs-
ftein an der Elbe angefeffenen
Mufikerfamilie'; geboren am 25. Ok-
tober1866. hat er fchon als neun-
jähriger Knabe in der Kapelle des
oaters als Geiger mitgefpielt. als
Zwölfjähriger den Großvater auf
der Orgel vertreten. Auf dem
.Leipziger Konferoatorium. das er
von 1880-1888 befuchte. bildete
er fich außer *in* derTheorie vor
allem auch im Klavierfpiel aus. das

er befonders gern in Kammermufik-
werfen auch heute noch ausübt,
Im Jahre 1891 wurde er zum
Leiter des Danziger Konzertvereins
berufen; fechs Jahre fpäter iiber-
nahm er den Bhilharmonifcheu Verein
in Bremen: im Jahre 1900 wurde
er als Nachfolger Blumners- Di-
rektor der Singakademie in Berlin,

eine Stellung wie fie fich ein
Mufiker nur wünfchen kann. End-
lich hat ihm fein eigenes Schaffen
die Wahl zum Mitglied der König-
lich Vreußifchen Akademie der
Klinfte eingetragen, Sicherlich
können wir noch viel von ihm er-
warten.
prof. l)r. Willi. Miniatur.

Fiir den gefamten Inhalt verantwortlich: l)r, E. E. Friedegg in Schöneberg -
Redakteur der Mufikbeigabe: Alex Jadasfohn in Berlin. - Druck von Richard Falk
Berlin W. 66. Leipzigerftr. 115/16.

Reynolds:
Alter der *tlufehuld

- - > x - meSu x

,Deufj'ce Habmnarsf'ch
Herausgegeben bon])r:.NaÃ¶

â€œ"" 'er (Lib,
MÃ¶unÃ¼S
55. Zahrg. 8d. 155 Heft 6 Zweites Dezemberheft 1910

.Or andern „K ro ' ' “
&19m (gg-Riümöüic WWW
un/öMeffing-.Yochfchube SuSWfin.

Oberfileutnant Nogalla von Bieberftein:
Portugal
Portugal macht eine fchwere Krifis durch. Die Monarchie ift ge-
ftürzt- die Republik proklamiert.
, Der junge, politifch unerfahrene König hat nur rnit Mühe Tei-
Eira de Souza, den Chef der Partei der Regen-eradoresf zur Bildung
feines letzten Kabinetts veranlaßt. Der neue Minifterpräfident ver-
öffentlichte fchon bei der Wahl zum Parteichef ein Programm durch das
er fich deutlich auf einen liberalen Kurs feftlegte. Er hoffte- daß fich
bei einem von liberalem Geift befeelten Minifterium alles ändern und
daß die Regierung mit der neuen Kammer dem Lande die Freiheiten
geben werdex die man von ihm erwartete. Die Auflöfung der Cortes
wurde vom König berfiigtf die Neuwahlen zur Kammer fanden am
28. Auguft ftatt. Inzwifchen riifteten fich die Revolutionäre. Die poli-
tifchen Parteien ftanden einander mit der größten Erbitterung gegen-
iiber, '
Die geplante Verlobung König Manuels rnit einer englifchen Prin-
zeffin und damit die noch engere Verbindung Portugals mit Englandx
fowie namentlich der beabfichtigte Befuch König Eduards in Portugal
hätten die Krifis vielleicht zum Stillftand zu bringen vermochß freilich
nur zu voriibergehendem, Denn die Krifis wnrzelte tief und reichte mit
ihren Anfängen faft zwei Jahrzehnte bis ins Jahr 1891- zurück. Die
abwechfelnd regierenden Parteien fahalteten völlig naeh Willkiiv korrum-
vierten die Verwaltung und verfchleuderten die Staatsgelder. Die Dik-
tatur Francos wirkte namentlich wirtfchaftlich verhängnisvoll. Nicht
nurf daß er die Zivillifte des Königs und die Offiziergehälter in einem
fiir das kleine, arme Land empfindlichen Grad erhöhte nnd dabei noch

die Steuern der Beamten verringerte. er trieb auch mit Vairswürden. Staatsratsftellen und andern wohldotierten Voften Schacher und fchafftie die Unverleßlichkeit der Varlamentsmitglieder ab. Die Ermordung Don Carlos und des Kronprinzen waren die Folge der unhaltbaren. zu leidenfchaftlicher Erregung aufflanimenden Zuftände. In der neueften Zeit wurde die Korruption in der Verwaltung des ..Credito Vredial“ entdeckt. deren Leiter der Führer der Regierungspartei. de Caftro. war. und deren Verwaltungs- und Auffichtsrat eine Reihe höchfter Verwaltungsbeamten des Staats angehören. Dazu kamen verfchiedene Skandale. in die felbft ein Offizier des Königlichen Hanfes verwickelt war. ferner aber neuerdings Unzufriedenheit in der Armee. obgleich ihr Don Carlos. als der Stütze der Monarchie. feine ganze Sorgfalt zuwandte - ftatt beftrebt zu fein. die zerfahrenen politifihen Verhältniffe in liberalem. der Förderung des Landes dienenden Sinne zu ordnen. Somit ftand fein Nachfolger vor der Entfcheidung. die Cortes felbft ohne Bewilligung des Budgets aufzulöfen. und Neuwahlen herbeizuführen. und damit vor der Gefahr. das Ende der Monarchie heraufzubefchwören. Bei diefer Lage der Dinge verdient das damals erlaffeue Manifeft der republikanifäjen Partei befondere Beachtung. da es die Gründe ihrer Unzufriedenheit eingehend darlegte und ihr .Hauptziel zu erkennen gab. In dem Manifeft heißt es: ..Alle Beftrebungen der Arbeit des Landes begegnen. anftatt vom Staat unterftüßt zu werden. ftets und überall Hinderniffen. Denn die Aktion des Staats in Portugal ftrebtMbeftändig den Schuß der monarchifchen Juititutionen an. Die Urfaäjen der monarchifchen Krifis beftehen in der Unbeliebtheit der defadenten und diskreditierten Dhnafti-e. die die Gefchichte für die unglückliche Lage des Landes verantwortlich macht; in ihrer Gleichgültigkeit gegen die, großen nationalen Jutereffen. die fehr oft hinter das Beftreben. den Thron zu frühen. zurückgeftellt werden; in der Bedrohung der Garantien der Verfaffung. die man beftändig in Gefahr fieht; in der Unwiffenheit und Unerfahrenheit des Königs. der dem Einfluß feiner reaktionären Umgebung unterliegt. ferner aber in der durch Vorfchiiffe öffentlicher Gelder an die Königliche Familie und die politifchen Klien-

telen. das Anwachfen der Staatsfchuld und der Steuern und der er-
drückenden Laft der Zölle erwiefenen fchlechten Finanzwirtfchaft. Ueber-
dies in der Vernichtung der Freiheiten der Gemeindeverwaltung. auf
denen die Exiftenz der Nation feit dern Beginn des Königreiches beruhte.
in der unverantwortlichen Vernachläffigung des Volksunberrichts. in der
Aufrechterhaltung der Ausnahmegefetze. in dem inquifitorifchen Gerichts-
verfahren und in einem Wahlgefeß. das nach der U-eberzeugung aller
Parteien eine falfche Zufammenfeßung der Volksvertretung ergibt. fowie
in den Gefeßen über die Vreffe und den das Verfarnmlungs- und das
Affoziationsrecht betreffenden Verordnungen. Portugal ift ein Land
mit günftigen natürlichen und Arbeitsbedingungen. mit einem
leicht zu leitenden Volke. fo daß es troß feiner fchlechten Verwaltungen
Fortfchritte macht. wie auch feine Bewohner fich ihre traditionelle Tat-
kraft bewahrten. Der Monarchie aber fehlt der richtige Geift der Re-
formen. Sie hängt allzufehr am Vergangenen. das fie von den Wün-
fchen des Volkes trennt. und ift infolgedeffen unfähig. den Bedürfniffen
der Nation zu genügen. Die Republik ift die einzige Löfung des poli-
tifchen Problems Vortugals. Sie wird es fich zur Pflicht machen. den
Bürgern albe Garantien einer geordneten und gerechten Regierung zu
bieten. Sie wird nur das einzige Ziel verfolgen: Portugal eine ruhige
und glückliche Zukunft zu fichern. Im Lande beliebt. wird die portu-
giefifche Republik vom Auslande geachtet werden.“
In Anbetracht des erfolgten Umfturzes und der fchlechten Finanz-
lage fei vorweg bemerkt. daß die überrafchenderweife auch von der
revolutionären Regierung ins Auge gefaßten Pläne fiir die Reorgani-
fation der Wehrmacht Vortugals. wenn iiberhaupt. in abi ehbarer
.Zeit kaum zur Durchführung gelangen werden. Es fei nur erwähnt.
daß die vollftändige Durchführung der bisher durch den Loskauf unter-
brochenen allgemeinen Wehrpflicht beabfichtigt ift. und daß der Kriegs-
miniiter erklärte. er werde kein einziges Regiment auflöfen. da alle (?)
der Republik ergeben feien. Allein man werde eventuell zu dem
p reußif .h e n St) ftem von 1806 greifen oder. dem Beifpiel der
Schweiz folgend. eine Miliz fchaffen. die jeden Bürger eine Zeit lang

verpflichte. fiir die nationale Verteidigung die Waffen zu tragen. Das Heeresoberhaupt werde zwar der Präfident fein, jedoch die gefamte Kommandogewalt in den .Händen des Chefs der Militärverwaltung liegen, Dieter Höchftkornmandierende foll aus den höchften Offizieren des Generalftabs gewählt werden.
Ein Land mit der glücklichften Lage für den fernen Handels- und Seeverkehr. mit vortrefflichen Häfen und Reeden und mit üppiger Vege- tation, ergiebigem Weite. Oliven- und fonftigem Fruchtbau und reicher Seefifcherei. fowie mit größtenteils noch ungehobenen. montanen Schätzen und ftets wafferreichen. zum Teil fchiffbaren Fliiffen. überdies mit dem günftigften Klima. fowie einer durch Getreide- und Fruchtbau in vielen Gegenden hochentwickelten Bodenkultur und bedeutender Seidenranpen- und Viehzucht, ift Portugal. wenn auch in Frucht- und Ackerbau und Fifcherei profperierendf und neuerdings in Handel und Juduftrie fich hebend, feit langem von der ftolzen .Höhe hinabgefunken. die es in feinem Helden- und Eroberungszeitalten im 15. und 16. Jahr- hundert. erreicht hatt-e.
Ungeachtet wiederholter Konflikte mit England ift Portugal mit der .Zeit immer mehr in ein Abhängigkeitsverhältnis zu diefer Groß- macht geraten. Es fchloß mit England ein Bündnis. fowie fiir den Fall des Aufgebens des portugiefifchen Oftafrikas einen Eventualvertrag mit England und Deutfchland. dem in politifchen Kreifen kein praktifcher Wert beigelegt wird. Zwar unterblieb die Abtretung der Delagoa Bai an England und Portugal erwies fich während des Bureukrieges als treuer Bundesgenoffe Groß-Britanniens. Denn es erklärte fich zwar formell als neutral. geftattete aber auf Grund der beftehenden Verträge die Beförderung englifcher Truppen und englifchen Kriegsmaterials auf der durch das portugiefifche Gebiet führenden Beirabahn und hatte bereits 1878 den freien Warentransport durch das portugiefifche Gebiet der Delagoa Bai nach und von Transvaal zugeftanden und 1879 den Vertrag von Laurence Marques gefchloffen. der den Bau einer englifchen Bahn nach Pretoria erlaubte. Portugal kann fomit heute politifch und militärifih als eine Dependenz Englands gelten. da deffen Flotten feine

Häfen jederzeit offen finden und häufig vor ihren Rec-den manövrieren, Der englifihe Einfuhrhandel. namentlim mit Indnftrieerzeugniffen. überwiegt bei weitem den aller iibrigen Staaten mit dem portugiefifchen Mutterlande. und erft neuerdings macht die portugiefifche Kork- und Textilinduftrie Fortfchritte. Der Handel befindet fich in englifchen Hän-den und wird durch die fchlechte Finanzlage in feiner Entwicklung ge-bein-nt,

Die maritime Pofition Portugals zwifchen England und dem Mittelmeer und den britifchen Kolonien und der portugiefifche Kolonial-befiß find es. die Portugal für Großbritannien wertvoll machen. Ge-ftützt'auf die portugiefifchen Häfen. befißt England außer Gibraltar auch ohne das Abkommen mit Spanien. in ihnen. namentlich in Liffabon. eine vortreffliche Zwifehenbafis fiir die Operationen feiner Flotte im Mittelmeer. im Atlantifchen Ozean und in den afrikanifchen Gewäffern. die deshalb von Wichtigkeit ift. da der .Hafen von Gibraltar und die Bai von Algefiras in einem Kriege. der - zwar heute ein weitabliegender Fall - etwa Spanien zum Gegner Englands machte. vor einem Bom-bardement durch die Gibralta und jene Bucht im .Halbkreis umgebenden fpanifchen. befeftigten Gefchüßaufftellungen nicht gefichert find. Zwar hat das Abkommen Englands mit Spanien. das diefes. im Fall einer Bedrohung feines Befißftandes am Mittelmeere und im Atlantifehen Ozean durch eine andre Macht. zum Bundesgenoffen Englands macht und ihm feine .Häfen öffnet. den Wert der portugiefifchen Zwifchenbafis gemindert,

Der Hafen von Liffabon kann vermöge der Länge. Breite und Tiefe der Tajomündung die größten Gefchwader aufnehmen und ihnen durch feine Befeftigungen Schuß. Kohlen. Kriegsmaterial und Vorräte aller Art bieten, Ueberdies fteht Liffabon durch direkte Kabel mit England. Gibraltar. Madeira und Brafilien in Verbindung. befißt ein Arfenal und wurde neuerdings mit einem doppelten Gürtel permanenter Land-befeftigungeu umgeben, Der-en äußerer erftreckt fich mit zahlreichen detachierten Forts von der Sierra von Eintra. 29 Kilometer nordweft-lich Liffabons. bis zu den Höhen von Alverea am Tajoufer. 20 Kilometer

nordöftlich der Hauptftadt. während die innere 40 Kilometer lange Be-
feftigungslinie. rein defenfiven Charakters. von Eascaes bis Sacavem
bei beiden zum Tajo reicht und eine Bahn für den Transport des
Kriegsmaterials erhält. Hier liegt als ,Zentralftüßpunkt das verfchanzte
Lager auf dem über 200 Meter hohen Mon Santo unmittelbar nord-
weftlich Liffabons. Der fiidliche Befeftigungsabfchnitt am linken Tajo-
ufer befteht ebenfalls aus zwei Linien. von denen die äußere von Alco-
chete atn Tajo. 141/2 Kilometer von Liffabon bis Sado füdlich von Setu-
bal. 35 Kilometer von Liffabon. die innere Linie aber von Moita bis
zur Sierra von Valmella reicht. Zahlreiche Forts und Batterien
fchließen das verfchanzte Lager von Mon Santo oder Belem bis über
Cap Razo hinaus am füdlichen Taio-Ufer und der Küfte ab. und ver-
teidigen die Einfahrt und die Küfte.
Das weite. verfchanzte Lager von Liffabon ift fomit wie die Be-
feftigungen Amfterdams. Antwerpens und Kopenhagens. als Haupt-
ftüßpunkt und Zentraloeduit der Landesverteidigung gedacht. wo fich
die portugiefifche Armee geraume Zeit zu halten vermag. da zahlreiche
Ortfchaften und die Vorräte Liffabons fich dort befinden. und die Ver-
bindung zur See. wenn unter dem Feuer der Kiiftenbef-eftigungen keine
zu enge Blockade einzutreten vermag. bis zu einem gewiffen Grade auf-
recht erhalten werden kann. Der zweite militärifch in Betracht kom-
utende Hafen Vortugals ift der von Leixoes. d. M. Luftlinie nord-
weftlich von Oporto. unweit der Dueromündung. während Oporto nicht
als Kriegshafen. fondern nur als Kohlendepot von Belang ift. da in-
folge feiner vorgelagerten Barre nur Schiffe von geringem Tiefgang
in feinen Hafen einlaufen können, Der geräumige. nur von einem Fort
verteidigte Hafen von Leixoes ift ein guter Zufluchtshafen. der einzige
zwifchen Liffabon und Vigo. er vermag allerdings nur Schiffe bis zu
*7 Meter Tiefgang aufzunehmen. Der dritte Hafen Vortugals. der von
Setubal. geftattei nur Schiffen von geringem Tiefgang Zutritt. größern
nur bei Flut und gutem Wetter. Sonft finden fich nur wenige fichere
und tiefe Häfen an der portugiefifchen Küfte. Den meiften find Barren
von geringer Tiefe vorgelagert. fo daß fie nur Handels- und Küften-

fahrtfchiffen zugänglich find. Viele Punkte der Kiifte haben alte Be-
feftigungen. die aber meift nicht unterhalten und daher verfallen find;
nur wenig-e vermögen einen ernften Widerftand zu leiften.
Von befonderer Wichtigkeit für Portugal und mittelbar auch für
England ift der immer noch bedeutende portugiefifche Kolonialbefik
(die Azoren. Madeira. .Kap Verdifche Infeln. Biffao. Sao Thome. An-
gola. Mofambik. Timor und Macao an der chinefifchen Küfte). Er um-
faßt ein Areal von 2 146 000 Quadratkilometer und fomit die vierfache
Größe Deutfchlands. enthält jedoch nur 71/2- Millionen Bewohner. davon
61%_- Millionen in Afrika. Das Einnahmebudget 1907/1908 betrug
11 Millionen Milreis. etwa 40 Millionen Mark. Schlecht verwaltet.
bedarf er nur der Förderung und Entwicklung. um reiche Erträge zu
bringen. Er ift fowohl durch die Gelegenheiten. die er dem Welt-
handelsverkehr bietet. wie namentlich für England. durch feine Häfen
und Kohlendepots. und auch dadurch von Wichtigkeit. daß fich diefe nicht
im Befiß einer fremden. großen Seemacht befinden. Unter ihnen find
zu nennen. auf den frucht- und viehreichen Azoren die Häfen von Angra.
Fajal und Ponte del Gava und auf den zum Teil fehr fruchtbaren. aber
fehr fchlecht verwaltete-11 Kap Verdifchen Infeln der gute Hafen von Porto
Grande und die gute Reede der Bai von Tarrafal. fowie der Hafen der
Viffao-Jnfel nebft Fort. In Portugiefifch .Guinea (Angola) liegt
Loanda. einer der beften Häfen Weft-Afrikas. zugleich befeftigt. jedoch
mit geringem Handel und. ungeachtet reicher Bodenproduktivität. un-
entwickeltem Hinterlande. Ferner in dem nur zum Teil fruchtbaren.
ebenfalls fchlecht verwalteten Mofambikgebiet. das Handelsftationen für
den Handel nach Indien und Kohlenlager im Innern befißt. die fichere
gleichnamige Bai und überdies die fiir England fo wichtige Delagoa-
bahn. In Indien und China find die 'ehemals blühenden. mächtigen
Haupthandelspläße der Portugiefen. Goa und Macao. nur noch Schatten
ihrer friiheren Größe. ebenfo Din und Damao. Goa mit kleinem Ge-
biet und gutem Hafen hat nur noch geringen Handel. und Macao. friiher
der Mittelpunkt des oftafiatifchen Handels. ift heute vom Aufblühn
Hongkongs und Kantons erdrückt. Von der im April 1909 begonnenen.

großen chinefifchen Hafenanlage in Hongcham die den Verkehr des
reichen Deltas des Hfi-Kiang an fich reißen foll- fowie vom Veftreben
Chinas die Portugiefen ganz aus Macao zu vertreiben, bedrohte hat
diefer Hafenort bei überdies fchlechtem Hafen keinen befondern Wert
mehri vermag jedoch immerhin einem Gefchwader Kohlen und Proviant
zu liefern,
Eine fhftematifche Finanzwirtfchaft Portugals und Reformen in
der Verwaltung könnten die Kolonien zu einer bedeutenden Einnahme-
quelle des Landes geftalten, Das Programm des leßten Minifter-
präfidenten der Monarchie enthielt daher einen groß angelegten Reform-
plan. Seinen Kolonialbefiß aber gegen den Angriff felbft einer nur
kleinen Seemacht zu verteidigen. ift Portugal mit feiner Flotte von nur .
1 Panzerkreuzer- 5 gefchüßten Kreuzernf 11 Kanonenbootenr 12 Torpedo-
bootenf 2 Spezialfchiffen, 1 alten Korvette und 1 Yacht- in Summa
33 Fahrzeugen- nicht imftande- und felbft die kleine niederländifche
Flotte mit ihren 4 Linienfchiffen, 4 gefchiitzten Kreuzernf 1 ungefchiißten
Kreuzen 13 Kanonenbooten und einig-en 40 Torpedobooten, ift ihr weit
überlegen. Da überdies das Landheer Portugals nur unbedeutend ift-
und bei einem Friedensftande von etwa 32 000 Mann nnd nur 15 Jahr-
gängen von etwa 16000 Mannx feine Kriegsftärke nach Abrechnung der
im Laufe der Jahre eintretenden Abgänge auf höchftens 180 000 Mann
zu veranfchlagen ift- und fchon der nächfte Nachbar Portugals- Spanien*
über eine weit größere Friedens- und Kriegsfta'rke verfügte fo ift Por-
tugal allein dem Angriff einer ftärkern Macht ohne Ausficht auf er-
folgreichen Widerftand preisgegebenr der nur auf begrenzte Zeit in dem
verfchanzten Lager von Liffabon gel-eiftet werden kann, Die durch die
erfolgreiche Verteidigung Wellingtons berühmten Linien von Torres
Vedra find bei ihrer Länge von 45 Kilometern zu ausgedehnt- als daß
unter den heutigen Verhältniffen der entfcheidende Hauptkampf fiir die
Landesverteidigung darin gefiihrt werden könnte, Ueberdies find fie
zwar auf den Flanken ans Meer und den Tajo gelehnt- dort iedoäi durch
keine Befeftigung gefchiißt. Die Grenzen Portugals gegen Spanien
find überall offenr und nicht durch natürliche Hinderniffe und Ove-

rationsbarrieren. wie Gebirge oder Ströme. gefchüßt. Drei der Haupt-z
flußtäler Spaniens. das des Duero. Tajo und Guadiana. führen ins
Herz von Portugal, Die Befeftigungen der portugiefifchen Oftgrenze
wie Eaftro. Elvas. Baftello de Vide. Eaftello Branco und Almeida find
mit Ausnahme des ftarken Elvas mit Fort Lippe. fchwach. und größten-
teils veraltet, Portugal ftände fomit einer künftigen. allerdings un-
wahrfcheinlichen Invafion von Spaniens .Heer und Flotte. mit Aus-
nahme Liffabons. weit offen. und vermöchte auch der Landung einer
größeren Macht an feinen Küften keinen genügenden Widerftand ent-
gegenzufeßen. Zwar ift mit dem englifch-fpanifchen Abkommen auch die
Gefahr eines etwaigen ernften porttigiefifw-fpanifchen Konfliktes fehr
vermindert. allein Bündniffe währen bekanntlich nicht ewig, Portugal
ift daher wegen Erhaltung feiner ftaatlichen Exiftenz und namentlich
feiner Kolonien auf die Allianz mit einer großen Seemacht angewiefen.
und hat in dem Bündnis mit England Schuß. jedoch zugleich völlige
Abhängigkeit von diefem gefunden, Seine Beziehungen zu Spanien
waren bisher gute. dürften jedoch nunmehr eine gewiffe Spannung er-
halten. obgleich in manchen Kreifen die Idee einer iberifchen Union in
Geftalt eines iberifchen Kaiferreiches Vertretung findet. Jedoch ift die
Veranlagung der beiden Nachbarvölker fo verfchieden. daß ihre politifche
Vereinigung auch in Geftalt einer Föderativ-R-epublik fich kaum je ver-
wirklichen wird.

Im Handel Portugals überwiegt di-e Einfuhr die Ausfuhr um das
Doppelte. Sie betrug 1906 60.6 Millionen Milreis (n 3.60 M.) bezw.
29 Millionen Milreis. England fteht als Handelsverkehrsland für Por-
tugal an erfter Stelle. dann folgen Deutfchland. Spanien. Brafilien und
Frankreich. die Union. Rußland. Belgien. die portugiefifchen Kolonien.
Italien ufw. Die wichtigften Ausfuhrartikel find: Wein. Kork. Fifche.
Baumwolleng-ewebe. Früchte. Kupfer. Holz und Olivenöl. Die Einfuhr
der Kolonien betrug 1906 29 Millionen. ihre Ausfuhr 24.8 Millionen.
Die portugiefifche Handelsflotte zählt 98 Dampfer und 500 Segelfchiffe
mit über 15 Tonnen und ift fomit fehr unbedeutend.

So liegt die wirtfchaftliche Zukunft Portugals in der Entwickelung

feiner vernachläffigten. jedoch zu reichen Erträgen fähigen Kolonien
und feiner Handelsflotte. und es wäre zu wünfchen. daß das kranke
Land unter dem fchwankenden Ruder einer Republik einer fo glänzen-
den. jedoch friedlichen Entwicklung entgegengehe. wie unter Don
*Manuel l.. dem Glücklichen. Allein die jüngften Erklärungen eines
genauen Kenners Portugals. des bisherigen Vertreters in Paris. des .
Grafen de Souza-Roza. geben dazu wenig Hoffnung, Sein Heimatland
fei noch nicht reif für die Ideen einer demokratifchen Regierung. Seine
Bevölkerung wäre größtenteils noch unwiffend und laffe fich durch poli-
tifche Hißköpfe leiten. Bald würde fie fich in den Händen von Leuten
befinden. die zur Leitung eines Staatswefens vollkommen ungeeignet
find. und die fich nicht durch das Wohl des Ganzen. fondern durch per-
fönlichen Ehrgeiz und durch Eiferfüchteleien treiben laffen, Er betrachte
die gegenwärtigen Ereigniffe als ein großes Unglück für Portugal. das
fchon fo viel unter den Streitigkeiten der politifchen Parteien und dem
Ehrgeiz einzelner Staatsmänner habe leiden müffen. Wolle Gott. daß
er zu fmwarz fehe. und die Zukunft feine Befürchtungen widerlegel Nur
glaube er nicht daran.

Robert Sander:

Der Roman von Gerhart Hauptmann

Ein Wuft von Worten. ein Berg von taubem Geftein. in deffen
Innerm von allzuvielen Sähen verflhiittet und verborgen eine Ader
vollwertigen, reinen Goldes ruht: das ift diefes erfte große epifche Werk
Gerhart Hauptmanns. das in diefen Tagen nach der vorangegangenen
Veröffentlichung in der „Neuen Rundfchau" als Buch von S. Fifcher's
Verlag herausgegeben wird.

Einer der Beften. wenn nicht gar immer noch der Erfte unter denen,
die in Deutfchland die Feder fiihren, hat in jahrelangem ernftem Ringen
diefes Buch gefchaffem das wie keines feiner friiheren mit voller Wucht
die Selbftqualen und die Grübeleien von .Hauptmanns lehter dich-
terifcher Epoche belegt. Das Mißvergnügen iiber das eigene Schickfal
und iiber das vermeintliche Unverftändnis feiner Leferfchar umdüftert
des Dichters Sinn und läßt die Flammen der einftmaligen hoffnungs-
voll freudigen Zuverficht nicht mehr emporlodern.

'So ward denn ein gewaltiges Problem mit müden .Händen an-
gefaßtf fo wurde die Geftalt eines Dulders gefchaffen, der die Züge von
Cervantes grandiofer Geftalt trägt. ohne daß fein Schöpfer iiber Cer-
vantes weltiiberragenden lauteren .Humor verfügte. fo kam eine Figur
zuftande. die zwar lebendig ift, wie irgend eine und uns dennoch nur als
Karrikatur anzumuten vermag: Emanuel Quint.

Emanuel Quint ift ein Narr. ein geiftesfchwacher, gutmütiger. all-
zugläubiger Tropff deffen Auge fo lang-e unverwandt auf des Heilands

Kreuz gerichtet wan bis das fchmerzverzerrte Antliß des Menfchen-
fohnes jene fuggeftive Gewalt gewann- die- alle anderen feelifchen Kräfte
lahm legend- nur noch für das Wahngebilde einer religiöfen fixen Idee
in feinem Opfer Raum ließ. Emanuel Quintj eines armen Tifchlers
Sohnj ein Kind der rauhen Gebirgswelt der fchlefifch-böhmifchen Ge-
birgsgrenzej ein junger na'rrifcher Bauen der feine Miffion vorerft nur
darin erblickte Chrifti Lehre zu befolgenj und den Menfchen feiner Um-
gebung ein Beifpiel wahren Gottesglaubens zu gebenj wandelt fich all-
miihlich unter dem Einfluß feiner fixen Idee zu einem Größenwahn-
finnigen, der fich felbft für den Heiland hält und erklärt.
Nicht fein eigener Wahn allein fiihrt zu diefem graufigen Ende.
Mehr noch, als vielleicht Quint felbft- find die Narren- die ihm folgen,
fchuld daran- daß er alles Maß innerer und äußerer Erfcheinungen ver-
liert und fich vor der Welt, die ihm fein kleiner Kreis bedeutet„ auf einen
Thron erhebt und richtend oder fchonend den Herrn des Taufendjährigen
Reiches fpielt. Als gläubiger Chrift tritt Emanuel den Leidensweg
feines S'chickfals anf und als ein Wahnfinnigey der feinem höchften Vor-
bild vergleichbaiy Bergpredigten hält und Vharifäer und Schrift-
gelehrte verdammt muß er enden. Ohne daß an irgend einer Stelle
die realiftifche Schilderung der Wahrheit zu kurz käme- verfteht es
Hauptmann, Emanuels Leidensweg in unfere gegenwärtige Zeit zu
verlegen und ihn die ganze Stufenl-eiter von Stationen, von denen jede
einzelne eine fo verblüffende Aehnlichkeit mit dem irdifchen Schickfal
des Erlöfers hat„ durchkämpf-en zu laffen. Auch Quint ift eines Tifchlers
Sohn, auch er nur feiner Mutter Kind, auch -er wird von Jüngern auf-
gefucht und tut Dinger die als Wunder ausgelegt werden wird von
einem Vorläufer getauft und zieht fich na>) der Taufe zur eigenen
feelifchen Einkehr in die Einfamkeit zurück.
Jm Riefengebirgei in der Urheimat von Hauptmanns Dichtungen,
rollt fich auch Ouintens Schickfal ab, Er wird zum geheßben Wild derer-
die an ihn glauben- die den wunderta'tigen Meffias in ihm erblickew
jedes feiner Wort-e als von Gott eingegeben aufnehmen und gegenüber

y. 'Â» . l* 1 1 Y
.- -- ..ZT-FF 7**-
. --
.-.-

M. J. Hermann Prell;
Helgoland

der Außenwelt als Offenbarungen verteidigen. Seltfame Zufällig-
keiten laffen ihn jene Wunder vollbringen- die immer und überall des
Glaubens liebfte Kinder waren- und fteigern fo die Ueberzeugung feiner
Jünger zur Gewißheit, Diefe Armen am Geifte laffen ihn nicht mehr
zum Frieden kommen, holen ihn immer wieder aus dem Verborgenen-
aus dem vom gütigen Willen eines ihm freundlich gefinnten Herrfchafts-
fräuleins gegönnten Afhl hervorr fo daß er fich felbft fchließlich für den
hältr fürden ihn feine Jünger erklären.
Ein irregeleitetes zur Hhfterie neigendes Mädelchen flieht- nach
feinem Segen lüfternf in feine Armer die Behörde- die einen Unfug ftif-
tenden Landftreicher in ihm erblicktr fich aber von feiner uneigennüßigen
Harmlofigkeit überzeugen mußf fperrt ihn in ein Jrrenhausr um ihn
fchließlich doch wieder der Pflege feines Vaterhaufes überlaffen zu
müffen. Und fo heftig er ihren Verfolgungen auch ausgefeßt ift- fo
muß fie ihn dochf von feiner wehrlofen Demut entwaffnetf fo lange frei-
geben- bis ihn zum Schluß der Wahn erfaßt und ert den Heiland
läfterndf fich felbft als den Erlöfer verkündet. Urn diefer Tat willen
fteinigt ihn die Menge auf offenem Felde, um diefer Tat willen ver-
leugnen ihn dann auch feine eigenen Jünger, als er ihnen feine Gött-
lichkeit nicht mehr beweifen kann und ihnen mit Worten ftatt mit Wun-
dern antwortet,
Es find feltfame Geftaltenj die auf Quintens Lebensweg auf-
tauchen: Landftreicher und Lumpew arbeitsfcheue geiftesfchwache Wefen.
Grenzfchmuggler als feine Freunde und Verehrer und Pfaffen, Aerzte
und Amtsperfonen als feine Gegner. Ein jeder von ihnen ftehtf von
des Dichters g-eftaltender Hand gemeiftertf klar umriffen mit all feiner
Eigenart und feinen allzu menfchlichen Schwächen vor uns0 als Ein-
zelner und als Glied der Maffef als Perfönlichkeit und als unbewußter
Teil jener Macht„ die die Seelenkunde unferer Tage die Maffenpfhche
nennt.
Aus dem fieberkranken Hirn des Einzelnen fpringt der Funke des
verlinkenden Wahnes auf andere über und vergiftet die Gemüter, die

der Erfüllung des taufendjährigen Reiches entgegenzueilen wähnen.
aber durch ihren gefchloffenen. unerfchütterlich fcheinenden Glauben den
von ihnen Verehrten erft gegen feinen Willen und dann mit feiner Zu-
ftinimung zum Träger ihrer eigenen Ideen machen,
Wir haben Hauptmann in den ..Webern" als glänzenden Erkenner
und Geftalter von Maffenfzenen gefehen und finden auch in feinem
neuen Werk die Früchte diefer diehterifchen Sonderbegabung. Künft-
lerifch bedeutender aber. als die Maffenfzenen. find .Hauptmann diesmal
Teile gelungen. bei deren Lektüre wir an keines feiner früheren Werke
gemahnt werden. die uns im Gegenteil Hauptmann von einer neuen
Seite zeigen.
Es gibt in diefem Buche Einzelfzenen. die das Gefamte himmelhoch
überragen und fich als bleibende Eindrücke in unfer Gedächtnis zeichnen.
Diefe Szenen hat nicht der Dramatiker. noch der Seelenfchilderer .Haupt-
mann gefchrieben. fondern einer. der als ein Maler in die Erfcheinung
tritt und mit Worten Bilder hervorzaubert. die nur das vifionäre Auge
eines Genies fchauen kann. In einer alt-en. verfallenen und vermoderten
Berghütte. in der bei Unwetter Bergfchmuggler ihren Unterfchlupf
finden. lebt. Tage und Monate und Iahre bewegungslos auf ihrem
Stuhl fißend. eine mehr als hundertjährige Greifin. deren Gewiffen.
durch eine ungeführte Schuld beladen. das flackernde Lebenslicht nicht
erlöfchen läßt. Emanuel Quint tritt zu ihr in das Halbdunkel der von
Fäulnisdämpfen erfüllten Hütte. feßt fich ihr gegenüber an das Fenfter
und betet für ihr Seelenheil. Und mit jedem Worte. das aus feinem
Munde. aus dem Munde des noch gläubig ergebenen und noch nicht von
Größenwahnsgedanken verwirrten Narren empordringt. erlifcht der
Lebenswiderftand der Greifin. bis fie in den Armen des fie erlöfenden
Narren ihr Leben läßt. Beim Schein einer ärmlichen Kerze. deren
lange Schatten gefpenftifch über die verfallenen Mauern hufchen. lieft
der Narr einer G-efellfchaft von Dieben und Schmugglern Worte der
heiligen Schrift vor. bis daß die verhärtete Krufte ihres Herzens zu
fchmelzen beginnt und ein fie erlöfender Glaube in ihre Seelen zieht.

Je weiter fich der Lefer in das endlos fcheinende Wortmeer diefes
Buches begibt. das durch die ewigen Wiederholungen feiner Dialektik
den Eindruck erweckt. als ob es noch um ein Doppeltes und Dreifaches
umfangreicher wäre. als es tatfächlich ift. um fo feltener werden Szenen
von ähnlicher dichterifcher Kraft. fo daß wir. von dem fprunghaften
Wechfel der kafuiftifchen Dialektik ermiidet. allmählich felbft von miß-
mutigen Grübeleien erfüllt werden. Dem Dichter zur Selbftqual und
uns felbft zur Schmälerung unferer Lebensfreude zieht fich ein nimmer-
müder. bohrender Zweifel durch diefes Buch und zerfetzt feine Schön-
beiten. fo daß eine Herrlichkeit »nach der anderen verblaßt und wir uns
einen bleibenden Eindruck nur dadurch zu erhalten vermögen. daß wir
am Ende in unferer Erinnerung die grandiofen Einzelfzenen aus dem
Gefamtgefüge loslöfen und die Wortmenge. durch die fi-e verfchüttet zu
werden drohen. aus unferem Gedächtnis ftreichen.

Aartoffelfeuer

Durch herbe. graue Kühle kriecht der Rauch
Leicht kräufelnd auf den kahlen Feldern hin
Jui Herbftesdämmern ein verwehter Hauch.
Und dennoch träumt ein leifer Troft darin
Von Herdgepraffel in der Winterftille.
Kartoffelfeuer . . , kräftig kommt der Ruch
Von den endlos gedehnten Ackerfchollen.
Fröftelndes Schweigen. Dann und wann im Bruch
Nur ftößt das Wafferhuhu den klagevollen.
Eintönigen Ruf heraus. - Herbftnebelfchleier -
Langfam verfchwehlen die Kartoffelfener.

lqora Zraun.

Georg Hirfchfeld:
Die Nixe vom Güldenfee
Ein Märchen der Gegenwart

Fortfeßung
Sebaftian führte Freia die Treppe hinauf. Sie war im Haufe
plößlich unficher geworden. wie ein edles Tier. das zum erftenmal die
Gefangenfchaft des Menfchen betritt. Aber er ftüßte fie jeßt gern. in
tief verliebter Wonne. Den Blicken der Gäfte entzogen. atmete er auf.
Er war ihr fo dankbar. Jhr Eintritt in feine Welt war wunderbar
gelungen. Keine Spur von Verdacht und Befremden. Nur Unter-
werfung und Entzücken überall. Er verftand fich auf die Menfchen. er
hatte es eigentlich erwartet. Jeßt fchämte er fich. fo klein in feiner 8u-
verficht gewefen zu fein. Was brachte er denn ins Haus? Ueber die
Sünde der Pfaffen lächelte er. ein freier. moderner Menfch. Er war ja
ein Hotelwirt. kein Klofterprior. Ehriften. Juden. Heiden. Türken -
wer zu ihm kam. war willkommen. wenn er nur zahlte. Was konnte von
feiner wunderfamen Wirtin anderes ausgehen als Reinheit. Hoheit und
Liebenswürdigkeit? Wer durfte Freia verdächtigen? Er hatte ja
glücklicherweife keine anderen Rückfichten zu nehmen. als auf den Magen
und die Gefchmacksnerven feiner Gäfte. Für galante Abenteuer hatte
er nicht nur kurzfichtige Augen. er wußte auch Gelegenheiten zu machen.
und ohne Auffehen war ein kleiner Freihafen der Moral am Güldenfee
entftanden. Darauf legten die Wiener den höchften Wert. Sebaftian
wußte jetzt. daß er gewonnenes Spiel hatte. da er ein wunderfchönes
Weib befaß und den Geift diefes Weibes in feinem .Haufe regieren ließ.
wie eine goldene Lichtquelle. zu der fie von allen Seiten kamen. die
Nachtfalter. Motten. Mücken und Wefpen. mit rafchen und trägen Flü-

geln. Eine märchenhafte Blüte feines Haufes fah er vor fich jekt erft
den ganzen Sieg.
Als der Wirt an diefen Vunkt feiner Ueberlegung gekommen wan
gefchah es ihm- daß er aus tiefftem Grunde auffeufzte, Erleichterung
und ftilles Glück bedeutete der Seufzer.
„Was ift dir?" fragte Freia und näherte den Verlenfchimmer ihres
Antlißes dicht dem feinen.
„Ich möchte dir nur einmal richtig danken können.“
Sie unterfchäßte die Bedeutung diefer reinen* demiitigen Regungx
und anftatt fie feftzuhalten, als Schild gegen die lauernde Rohheit feiner
fchlechter-en Natur- wehrte fie heftig ab und ließ ihn wieder frei- weil
fie felbft fo frei fich dünkte,
„Davon kein Wort mehr- Geliebter] Ich will ja nur lernen- lernen,
was das Menfchenleben ift!"
.,Jch bitte dich fprich leifer . ,
fr fah fich fcheu um* ob niemand in der Nähe war. Freia richtete
fich nur nach dem Grad und der Art ihrer Empfindung wenn fie laut
oder leife fprach, Niemals fprach fie für die Ohren anderer Wefen. Nur
Geralt, der Trache- hatte nicht die Wahrheit von ihr gehört.
Sie fah Sebaftian betroffen an. Dann aber erinnerte fie fi>) an
feine friiheren Bitten und bereute, ihn nicht gefchont zu haben. „Och
weiß jaj ich weiß - ich will auch acht geben. Aber fehlimm ift es doch-
Geliebter - man fieht mich hier immer, man hört mich, und doch foll ich
anders fcheinenx als ich bin? Was niißt denn das? Werden fie es mir
nicht anmerken? Werden fie nicht jagen: warum fprichft du leife, wenn
du laut gefühlt haft? Warum überlegft dur was wir anderen denken
kö n n te n ?"
„Freia - zunächft erinnere dich, bittet an eine Kleinigkeit: niemand
wird hier Du zu dir fagen. Du bift ein unaufmerkfames Schulmädeli
Freia. Ich muß dich jeßt ein bißl tadeln, S i e fagt man zu dir* und
du fagft allen anderen Siex nur mir nicht. Aber davon abgefehen, das
ift ja Nebenfache - fo g-efcheit- wie du dir die Menfchen vorftellft- find
fie nicht, Sie find mehr bös als gefcheit.“
.,Vös?“
„Nun jai ich mein' nur inftinktiv - es ift ja weiter nichts dabei.
Was du wirklich biftx davon verftehen fie fo viel wie ich vom Geige-
fpielen. Wenn fie's wüßtenj täten fie die Köpfe zufammenfteckent und
der alte Vfaffengeift wiirde in ihnen lebendig der verfluchte. Laß nur.

Ich will mich nicht grundlos aufregen. Man muß die Bande am Zügel haben. das ift es. Du bift ja viel zu gut. viel zu erhaben für fie . , . Sie follen. fie können dich nur für ihresgleichen halten. verftehft du? , .
„Aber weiter will ich ja nichts.“
..Schon recht. Nur ift dann auch eine große Vortion Verftellung nötig - Vorficht. Vorficht. Freia, Aber ich hab' dir das ja fchon fo oft gefagt."
„Freilich Ich erinnere mich auch an alles... Verzeih' mir
..Was ift dir? Du hufteft?"
„Mir ift fo eng.“
..Auf der Stiege? Ia. mein Gott >- ein fo großes Stiegenbaus findeft du in ganz Wien nicht!“
..Warum find die Fenfter nicht offen?"
„Darüber hat fich die Frau von Seligmann befchwert.“
..Seid ihr denn viel in euren Häufern? . . ."
..Aber natürlich! Wozu baut man fie denn! Aber komm' - du bift mild' - ich führ' dich in unfere Wohnung! Da wird dir fchon beffer werden!“
Er ließ fie in ihrem prächtig eingerichteten 'Zimmer allein. Als er nach einer halben Stunde. die er mit Bureauarbeit verbracht hatte, wieder zu ihr hinaufkam. hörte er fie fingen und lachen. Das war ihm nicht recht. Ihr Lach-en war wunderfam. wie eine Silberfchelle oder ein Vogellockruf - ihr Gefang aber war eine Stimme aus dem Reigen der Elemente. bald hell wie Frühlicht und fern. bald nahe und dunkel wie das Abendlied einer Tritonenmufchel. Hätte fie gefungen wie die Baroneffe Silcher. Opernarien mit fcharfer Menfchenftimme. er hätte es fchöner gefunden. denn feine Gäfte fanden es fehr fchön. Aber diefe feltfamen. fremdartigen Töne -* Beklemmnng und Wonne zugleich jedem Menfchenohr. Ihm war zumut. als ob er einen wunderbaren Paradiesvogel gefangen hielte. deff-en Kehle nicht zu feffeln war. Und bald würden fich alle die kleinen. engbrüftigen Menfchlein im Korridor anfammeln und laufchen. mit bleichen. entrückten Mienen. dem Verbrechen des Wirtes auf der Spur. Er fchauderte. Dann faßte er fich. Bevor etwas Schlimmes gefchehen konnte. wollte er eingreifen. Sie follte fing-en und lachen - ja - er verbot es ihr natiirlich nicht. Aber es mußte fo gefchehen. daß nnverftändige Menfähen es nicht hören könnten.
Er klopfte an. Da rief fie: ..Komm' doch. Geliebter!“

..Du haft nicht zugefchloffen?! Ich dachte. du wollteft dich um-
ziehen?“
Er öffnete achtlos die Tür und prallte zurück. Freias nackte Ge-
ftalt ftand vor ihm. mit ansgebreiteten Armen. Sie lachte ihn an. Es
war ein Bild von mächtiger Schönheit - ihre im Sonnenfchein gebadet-e.
makellofe Geftalt mit dem gelöften Goldhaar. Die Sonne drang frei
durch die offene Balkontür ein. die Gardinen wehten im frifchen Ge-
birgswinde. und wie abgeworfene Schalen lagen die koftbaren Reife-
kleider als wirrer Haufe auf dem Teppich.
„Freia. ich bitt' dich - -“
..Ießt ift mir beffer!"
..Du haft nicht zngefchloffen - was fällt dir denn ein - der Haus-
diener hätte kommen können - oder das Stubenmädel - oder gar ein
Gaft. der fich in der Tür geirrt hätt' - -“
..Ift ja keiner gekommen! Und wenn auch!“
..Wenn auch?!“
..Ich will die Kleider gern tragen. Sebaftian. weil ihr anderen alle ,
Kleider tragt. Aber nur fo lange. wie es nötig ift.“
..Was heißt das?“
..In meinem Zimmer leb' ich. wie ich bin."
..Ein ewiges Luftbad? Du wirft dich verkühlen! Ach nein. du ver-
kühlft dich ja nicht!“
Sie umfchlang ihn lachend, ..Und ich fchwiße auch nicht! Wie ihr.
wenn ihr fo häßlich feucht werdet in der Sonne. ihr Menfäjen! Die
Sonne ift doch die trockene Kraft Gottes! Ach - mir tut es nichts. ob
es hagelt oder regnet. ob es gliiht oder fchneit! Das follft du endlich
wiffen! Ich muß ja anch fo viel im Kopf behalten. wie wunderlich ihr
Menfchen feidl"
..Das ift auch nötiger. denn du lebft in unferer Welt. wir nicht in
deiner, Du wirft dich aber an die Kleider noch gewöhnen. Freia."
..Nein. Sebaftian! Warum auch. wenn's mich nicht friert? Wozu
diefe Qualen? Hartes Leder an den Füßen! Spißige Stangen unter
der Bruft!"
..Vergißt du die feidenen Hemden 'und Strümpfe. die alles mildern.
was unfere Mode verlangt?“
..Ich brauche keine Milde. wenn ich im Freien bin! Aber wenn es
durchaus fein muß. daß eine Menfchenfrau fich einfchnürt und ein-
wirkelt. fo laffe mich wenigftens in der leichten Seide laufen!“

„In den Unterkleidern?! Freia. Freia! Du häufft ja Unmöglich-
keit auf Unmöglichkeit! Ich kann dir jeßt nicht mit drei Worten fagen.
was die Sitte für uns Menfchen bedeutet. Aber ich habe dir doch
ficher fchon viel davon erzählt?“
„Von der Sitte? Nein _ davon haft du mir am wenigften ec-
zählt."
„Rum das hol' ich noch nach. Die Sitte verlangt es. von dir und
von mir. daß du genau fo gekleidet gehft. wie die anderen Frauen. die
du hier fiehft.‟
„Warum verlangt fie es auch von dir?"
„Weil ich dein Mann werdef dein angetrauter Gatte. Ich bin für
die Moral meiner Frau verantwortlich.“
„.Moral? Was ift das?“
„Freia, ich habe keine Zeit mehr vor der 'kahle cl'lrate. dir das aus-
einanderzufeßen. Ich kann dich jeßt nur um eines bitten: Halte dich
blindlings an meine Anfchauungen in diefen Dingen. Tu', was ich dir
fage. Es ift zu deinem Veften. Freia. Nur fo kann ein großes Unheil
verhütet werden.“
.,Unheil?“ Sie fenkte den Kopf und dachte nach. Ein Schatten
lag auf ihrem Antlitz. und die Sonne fchi-en doch. wie vorher. Dann
fagte fie mit erzwungener Ruhe: „Das fcheint ja das Allerfchwerfte zu
fein. was ich noch nicht kenne - die Sitte und die Moral. >- Davon
mußt du mir viel erzählen. Sebaftian.“ - *
Es waltete der Zauber des gefangenen Märchens im Güldenfee-
hotel feit Freias Ankunft. Alle die zufällig aus grauem Alltagsleben
hier zufainmengeführten Menfchen hatten jetzt etwas. was wie ein Licht-
ftreif durch das Haus zog. in ihre müden Sinne eindrang und fie an-
fpornte. aufreizte zur eigenen. vergeffenen Jugend, Verfchwiegen und
ausgefprochen - Freia, die Wirtin. war der herrfchende Gedanke diefer
eiferfüchtigen Frauen. diefer erregten Männer. Sebaftian hatte nicht
zuviel von ihrem Erfolg erwartet. Nur fah er ihn nicht richtig. Ueber
der Blüte des Hotels. die fein beglückter Gefchäftsgeift ihrem Genius
zufchrieö vergaß er ihr Menfchenleben unter den Menfchen. Wie er
felbft tief unter dem Verftändnis ihrer magifchen Naturkraft ftand. fo
unterfchäßte er die dämonifche Wirkung der Wafferfrau auf andere. Am
liebften gab er fich dem Gedanken an ein behagliches Bürgerleben an
Freias Seite hin. in Arbeit und Liebe. von blühenden Kindern um-
ringt. ein Leben. deffen Wert ihr immer verftändlicher werden mußte.

Wenn er jetzt fah. wie feine Gäfte plößlich verwandelt waren -
kein verwöhnter Hochmut mehr. keine Tyrannei mehr reicher. nervöfer
Damen. die in dem Wirt nur einen eleganten .Hausknecht fahen - über-
all freundfchaftliche Annäherung. herzliche Befcheidenheit. zarte Rück-
licht - fo nahm er dies ohne Verdacht hin und erlaubte großmütig.
daß all die vornehmen Herren und Damen im Schweiße ihres An-
g-efichts an der Vorbereitung der Hochzeitsfeier arbeiteten. Denn diefe
follte die große Huldigung für Freias fieghafte Schönheit werden. Man
führte fie Sebaftian. ihrem beneideten Befißer. zu. indem man fie zu-
gleich verwirren und von ihm ablenken wollte. Aus ihrem dankbaren
Liebreiz wollte man Allgemeinbefiß machen. Die Hotelgäfte verftanden
fich darauf. die Saat der Untreue zu fäen. Freias Wahrhaftigkeit einer
göttlichen Naturkraft hielten fie für ..Entgegenkomm-en“ und leichten
Sinn. So machte fich jeder feine geheime Hoffnung. Entzücken und
Liebe glichen wieder einmal falfchen Rofen. deren Duft und Farbe nach-
geahmt war.
Beffer als die raffinierten Gäfte verftanden fich die primitivften
Dienftboten des Hotels auf Freias Wefensart. Auch fie waren ahnungs-
los. aber es ift eine höhere Fähigkeit der Armen und Dienenden. die
verfchwenderifchen Gaben eines einfamen Genius hinzunehmen. Ihr
hartes Leben pflügt den Boden der Seele zu tieferer Empfänglichkeit.
Sie fühlten lautete Wahrheit im Haufe walten. Menfchlichkeit. ja.
Menfchlichkeit über allem Schein. und mit ftiller Verehrung dienten fie
eifriger um die Anerkennung eines edlen Wefens. als um hingeworfene
Trinkgelder. Sie hatten keinen Verdacht. fie fragten der Fremden
weniger nach. als die vornehmen Herrfchaften. Erft als ein Pfaffe im
Dorf die. Märchenerfcheinung der Wirtin mit dicken Zelotenfingern be-
taftete. wurden fie unruhig. - -
Fifelinus aber. der Geiger. trug die tieffte Herzenswunde von
Freias Sonnenpfeil davon. Er hatte bei ihrem Einzug unter den an-
deren Gäften geftanden und fich hoch auf die Zehen gehoben. um die
fchöne Braut fehen zu können. Allen reichte fie die Hand. nur ihm nicht.
Das wunderte ihn nicht. denn er war zu klein. fie hatte ihn ficher nicht
erblickt. Er trug aber einen dumpfen. verzehrenden Schmerz feit diefer
Stunde herum. denn er war eitel. der kleine Bucklige. und nicht im
gewöhnlichen Sinne - Fifelinus war ein bedeutender Künftler. Eben
erft hatte er die ftill erfehnte Genugtuung unter den hochgewachfenen
Hotelgäften erfahren. Bei einem Wohltätigkeitskonz-ert war er anf-

gefordert worden. zu fpielen. die hübfche Gräfin Schlein wollte ihn be-
gleiten. und durch den Vortrag der Kreuzerfonate hatte er kalte. fremde
Herzen in den Wundergarten feiner einfamen Seele geführt. Be-
geifterung umraufchte den Unbeachteten. Belächelten. Die Gräfin faß
weinend am Flügel. Seit diefem Abend war Fifelinus anders am
Güldenfee fpazieren gegangen. als zuvor. Er wurde zwar durch feinen
Erfolg nicht größer. aber wenn er auf einfamen Wegen jungen. ver-
liebten Leuten begegnete. hatte der haftig Vorüberftolpernde nicht mehr
das Gefühl. Wehmut oder Spott zu ernten. fondern Hochachtung und
Betvußtfein feiner höheren Gabe. - Und nun - nun fchwand das
wieder hin. das arme. ftarre Glück. vor Freias Sonne. Nie hatte er
ein folches Frauenwefen gefehen. Ihm war. als ob die Gottheit feiner
verfchwiegenften Träume. deren Verwirklichung ihm Sünde erfchienen.
plötzlich lebendig geworden. Und nicht. wie die anderen alle. fah er fie
- kein *Mannestrieh erglühte in dem fonft fo Leidenfchaftlichen -- fie
fchwebte über ihm. wie eine hohe Göttin. an deren Altar er fvielen
wollte. niederlegen feines Herzens Gram und Wonne als Weihgefchenk.
Die Wahrheit der echten Religion. daß der Gläubige feinem Glauben
nicht fern. fondern verwandt und ebenbürtig fein foll. erlebte Fifelinus
in diefen Tagen. Ebenbürtig - ja er fühlte etwas davon. und es war
keine Ueberhebung. kein Wahnfinn. Was Freia war. wenn fie fich
Menfchenaugen zeigte in diefen Tagen des Sommerglücks - wer emp-
fand es wohl tiefer. wo lebte der Wert ihrer Schönheit reiner. als in
feiner Künftlerfeele? Ju ihrem unfichtbaren Reich war Freia daheim.
und er trug feinen Befiß mit der Demut des Gottbegnadeten. Denn
Stolz und Freude waren dem arm-en Geiger nicht verliehen. In Nacht
verbergen mußte Fifelinus' Mißgeftalt das verliehene Licht. die Kuuft
und Freia. Er fpielte nicht mehr. feitdem die Braut des Wirtes im
Haufe war. Raftlos wanderte er auf einfamen Uferwegen. wie ein
fchmerzlich Verzauberter fehleppte er grollend ihr lichtes Götterbild
umher und war doch in Wahrheit davon beflügelt. von der Schwefter
feiner Seele. Was er fchleppte. ftöhnend und matt. war nur er felbft.
der vergängliche Buckel. - -
Hochzeit. Der Tag war gekommen. Mit einem mächtigen Ge-
witter feßte er ein. der See erbraufte und wagte in wildem Tanz.
fchwarze Wolken drängten fich über den Himmel. und der fahle Horizont
wurde immer wieder unter Donnerfchlägen von filbernen Blißen zer-
riffen. Um die Mittagsftunde aber kam Ruhe in das Firmament. Der

See glättete fich. die Waldberge erfihienen wieder. und ein klares Blau
trug die fieghafte Sonne, Frifcher Regenduft umfchmeichelte das Herz.
nach überftandenem Kampf war alles neu. in gereinigter Schönheit.
Sebaftian atmete auf, Mit Grauen hatte er am Morgen feines Glücks
das Unwetter kommen gefehen. Noch einmal war die Angft vor dem
Geheimnis feines Lebens in ihm aufgeftiegen. vor der Rache der un-
bekannten Mächte. die er beftohlen hatte. Aber nun glaubte er end-
gültig an eine Täufchung feines verzagten Herzens. Diefes Gewitter
hätte an jedem Morgen kommen können - mit feinem Hochzeitstage
hatte es nichts zu f>)affen. Da oben wußte man vom Leben einer kleinen
Nixe. von törichten Fifchen und fündigen Menfchenkindern nichts. Er
konnte ganz ruhig fein.
Lauter Wonne ergoß fich. als der Himmel endlich mittat. aus dem
.Haufe ins lichterfüllte Freie hinaus. Feftlich gekleidete Menfchen
drängten fich auf der Landungsbrücke. um die Ruderboote zu mieten.
andere fpazierten auf den Uferwegen. und der Wald nahm die mit
Kränzen gefchmüäten Kinder auf. Dann eilte alles. als die Glocke
Mittag läutete. zur Hauskapelle. Dort. auf einer hochgelegenen Wald-
wiefe. an einem kleinen. zierlichen Altar. wurde Freia getraut. Die
Engel auf dem Altarbild fahen fie erftaunt. aber freundlich an. Freia
wußte nicht. daß fie immer fo bliekten. und hielt die gemalten Genien
fiir wirkliche. In ihrem weißen Schleiergewand lehnte fie fich an Se-
baftian. feft und zuverfichtlich. Ihre Augen fahen. während der Priefter
fprach. zu dem Geliebten empor. Sebaftian fchwankte der Boden unter
den Füßen. als er in diefe Augen blickte. Wie feltfam. aus dem Ur-
grunde der Freiheit und des Weltwefens. betrachtete fie ihn. Wie
wenig paßte der blaue Mhrtenkranz zu diefer Dämonenglut. zu diefen
ftarken. göttlichen Zügen und dem Goldhaar. das ungeftiim den Schleier
drängte. Er war deinütig in die kleine Kapelle gegangen. es hatte ihm
wohl getan.“ am Hochzeitstage vor dem lieben Gott zu ftehen. wie ein
gehorfamer Knabe vor einem alten Lehrer. Jedes Landmädchen mit
alltäglichem Kinderglauben. jungfräulich. fterblich. hätte ihm jeßt näher
geftanden. als das Wunderwefen an feiner Seite. Er log vor Gott und
vor ihr. Des Priefters Segen waren leere Worte.. Dröhnend betäubte
ihn der fromme Gefang und die Glocke über ihm. er fühlte das liebe-
volle Gedränge der Gäfte hinter fich wie eine Schar von feindlichen Ver-
folgern. die ihn endlich erreicht hatte.
Die Feier fghloß. Er atmete auf. Mit wankenden Knien fiihrte er-

fein junges Weib aus dem Weihrauch der Kirche in die harte Luft des
Lebens hinaus, Hinter ihnen ordnete fich ein langer Zug. So ging
es zum Hotel zurück zur Fefttafeli zu allemr was die liebevollen Gäfte
erfehnt und vorbereitet hatten. Luftige Mufik übertönte das Stimmen-
gewirr der eifrigen Effer und Trinker. Man pries die Braut. man
lobte den Bräutigam* man würdigte die koftbaren Weine und Speifen.
Lichterglanz und Blumenfülle überall- die Dienftboten feftlich und zu-
frieden Schönheit! Geift und Anerkennung wohin er blickte - Sebaftian
wurde ruhiger. Die gewonnene Sicherheit drohte ihn nur noch einmal
zu verlaffeni als zum Entzücken der Feinfchmecker große Fifche auf fil-
bernen Schüffeln aufgetragen wurden. Sie ftammten aus dem See.
Er hörte- wie Freia Meffer und Gabel auf den Teller fallen ließ, und
fühlt-er daß fie ihn anfah, Er wagte ihrem Blick nicht zu begegnen und
unterhielt fich eifrig mit feiner luftigen Nachbarin. Es faufte ihm in
den Ohrent denn er hörte, wie fein Bateri der fchon weinfelig war,
Freia immer wieder auffordertex doch den köftlichen Fifch zu koften,
Dann wurde er plößlich gewahrt daß er felbft in z-erftreuter Bein fchon
ein großes Stück verzehrt hatte und feine veg-etarifche Lüge an der
Hochzeitstafel zufammenfiel. Aber hier feßte fein Troß ein. Endgültig
fagte er fich daß er ihren Unmöglichkeiten nicht zum Opfer fallen dürfe.
Sie war jeßt fein Weib, fein Befiß - fie hatte zu gehorchen. Wort-
bruih in ihrem Sinne war nicht mehr Wortbruch, Haftig fprach er den
fchweren Weinen zu - fie wirkten, wie er wollte. Ein Glücksraufch er-
füllte ihn endlich. Mit leuchtenden Augen hörte er die Reden zu feiner
und Freias Ehre. Er antwortete und als er fich unter allgemeinem
Jubel zu der Geliebten wandte und fie zu küffen wagtej erfüllte ihn eine
erfchrockene Dankbarkeit. Weder Angft noch Groll erblickte er in Freias
halb gefchloffenen Augen - nur eine leife, milde Trauer. Ihre Wangen
waren heute warm wie menfchliche Frauenwangen- fie blieb fchweigfamr
aber fie hatte Demut gelernt. '

Fortfeßung i111 nächften Heft.

Vrof. Dr. Georg Galland:

Hermann Breil

Malkunft im monumentalen Sinne fcheint der lebenden Generation ein ungeläufiger Begriff geworden zu fein. Die einen erinnern fich dabei mit einem Anflug von Vietät der idealen Richtung von Cornelius. - Rethel. Schwind. Die andern denken dagegen bewundernd an ftilifierte Darftellungen. die im Zufammenhang mit der Architektur im Grunde nur die fekundäre Rolle hinzugefügter malerifcher Ornamente fpielen. Eine kleine Gruppe feltfamer Aeftheten nimmt fogar leidenfchaftlich Vartei für die Abfonderlichkeiten des Schweizers Hodler. Diefe unt-er-fchiedenen Gefichtspunkte. an und für fich als Merkmale ein-es viel-feitigen Kunftlebens der Nation beachtenswert. find leider. wie andere Gegenfäße unferer Kultur. mit der fatalen Eigenfchaft mitbehaftet. daß fie zugleich Ausgangspunkte von Anfeindungen und Herabfeßungen bilden. Statt daß *man fich freuen follte. ausgezeichnete Vertreter ganz verfchiedenen künftlerifchen Charakters zu befißen. um jeden nach feiner Leiftung und der darin kundgegebenen Beftändigkeit feines Eba-rakters zu ehren.

Dank den großzügigen Arbeiten Hermann Vrells find wir jeßt in der Lage: die in Frage ftehenden Werke jener klaffiziftifch-romantifchen Epoche als eine hochedle Kartonmalerei - die Wandbilder einiger modernen Stiliften aber als lediglich dekorative Malereien an-zufprechen, So find z. B. die gedankenvollen Schilderungen aus der Götterlehre und der Ilias. die Cornelius in der Münchener Glhptothek fchuf. gleich Teppichen über die Wand- und Gewölbflächen der beiden Säle ausgefpannt. Und in der Tat können folche Kartonmalereien recht wohl an Stelle koftbaver Gewebe ganze Flächen bedecken und künftlerifch beleben. Diefe Ausfchmiickung geht auf das Mittelalter zurück. das die drei Künfte Malerei. Blaftik und Architektur noch ungleichmäßig ent-wickelt fah. Darum müffen wir die folgenden Zeiten größter Kunft-entfaltung. die glorreiche Renaiffance Italiens und felbft die klaffifche

Antike. foweit wir ihr Beftes kennen. um Auffchluß befragen, Seit
Giotto und noch deutlicher feit den Tagen Ghirlandajos und Mantegnas
hat jene Renaiffanee mit monumentaler Malerei eine durchaus andere
Vorftellung. nicht die ein-er flächigen. fondern die einer r au m -
geftaltenden Malerei verknüpft. Niemals ift diefe eine bloß
hübfche. doch immerhin entbehrliche Zutat der Architektur gewefen. viel-
mehr ein fiir die Raumwirkung eines durch alle drei Künfte gefchmückten
Saales maßgebender Beftandteil, Darum jetzt monumentale Raum-
kunft auch die volle Reife der drei Künfte voraus. die jede fiir fich das
Höchfte zugleich für den gemeinfamen Zweck zu leiften hat. Dies ift das
wichtige. der Renaiffanee entlehnte Problem. deffen Löfung heute wie
ehemals die Harmonie »eines feftlichen Binnenranmes. ein monumen-
tales Gefamtkunftwerk ergibt.
Es ift das bleibende Verdienft Hermann Poells. die Frage einer
nionumentalen Raumkunft wieder aufgeftellt und fie.. im Einklang mit
der künftlerifchen Anfchauung der Renaiffanee. durch eine Reihe glanz-
voller Schöpfungen von neuem entfchieden zu haben, Sein zweites
Hauptverdienft aber beruht in der gleichzeitigen Wiederaufnahme des
einft bewährt-en. fpäter vergeffenen Malverfahrens des alli-8860, das
rnit andern heute üblichen Techniken (Kafein. Tempera ufw.) nicht zu
verwechfeln. fondern jenes [man irEZeo ift. welches Michelangelo eine
Malerei ..für Männer" nannte. nicht etwa in unverftändlicher Vor-
eingenommenheit für das eigene Gefchlecht. Vielmehr offenbar in Er-
wägung des Umftands. daß hier nur völlige Klarheit iiber die höchften
Abfichten und ficherfte Formen- und Farbenbeherrfchung jene zugreifende
Entfchloffenheit der malenden Hand mit ftärkfter geiftiger Konzentration
zu vereinigen vermag, Denn die Freskotechnik zwingt zu alledem durch
die Eigenfchaft des Mörtels. innerhalb eines Tages zu erhärten. fie
zwingt den Künftler. in diefem kurzen Zeitraum die endgültige Voll-
endung jedes vorgenommenen Miles zu erreichen. Wo es fich nur
irgendwie mit den örtlichen Verhältniffen ermöglichen ließ. hat Prell
diefes „königliche“ Malverfahren. das mit fo einfacher Farbenfkala einen
durch nichts zu überbietenden Stimmungseffekt zu verbinden vermag.
nicht verabfäumt.
Gleich das umfaffende Jugendwerk. die Kompofitionen im Feft-
faale des Berliner Architektenhaufes. beweift feine dahin-
gehenden Beftrebungen. Rom zwar hatte fich hier der Maler. der den
Preis diefer Aufgabe noch als junger Akademiefchüler empfing. einem

vorhandenen architektonifchen Rahmen fügen müffen. Auch das Pro-
gramm war. da es fich naturgemäß um eine Verherrlichung der Bau-
kunft in Vergangenheit und Gegenwart handelte. nicht eigentlich neu.
Doch die Löfung g-efchah in einer von der Konvention abweichenden
künftlerifchen und weihevollen Auffaffung. An Stelle der üblichen ge-
malten Architekturen fchuf der 24jährige Meifter in glücklicher Ja-
fviration vielmehr eine Art Symbolik aller hauptfächlichen Bau-epochen.
voll fcftlicher Stimmung und. wo es anging, mit einem Anflug von
Humor. Man muß fchon weit zurückgehen. um Verwandtes in der
Kunftgefchichte zu entdecken. Bei Giorgione und einigen gleichgeftimmten
Venetianern finden wir ideale Darftellungen. die fo völlig auf eigent-
liche Handlungen verzichten. daß die Figuren lediglich durch ihre male-
rifche Erfcheinung wirken. Prell verband damit den Maßftab der
Lebensgröße(Ging er doch gleich den Meiftern des Cinquecento von
der Erwägung aus. daß in architektonifchen Räumen der Menfchen auch
die Norm der Lebensgröße für die malerifche Ausfchmückung der Wände
möglichft feftzuhalten fei. daß ein koloffaler Maßftab die Umgebung
herabdrücke. dagegen mit dem lebensgroßen Format eine Steigerung
der inn-ern Größe der Geftaltenwelt zu ermöglichen fei. Nur fo wird
ein künftlerifch gefchmückter Raum Stimmung erwecken und den Gin-
druck wahrer Größe und Freiheit hervorrufen können. Im vorliegenden
Falle um fo mehr. als die kühne Perfpektive ein-es Plafondgemäldes.
das Auge in die beleuchteten Tiefen des Aethers ziehend. der untern
Gedankenfolge die angemeffene ideale Krönung verleiht.
. So war im Architektenhaus zu Berlin die fichere Grundlage für
das folgende Schaffen gewonnen. Dann nahm feine Monumentalkunft
im altgotifchen R a t h a u f e zu W o r m s einen neuen Anlauf. da Prell
hier die Architektur des nicht gerade günftig proportionierten holz-
getäfelten Saales mitbeftimmen durfte. Außer einem fpißbogigen
Fenfter ftand ihm im wefentlichen nur die gegenüberliegende Schmal-
wand zur Verfügung und zwar für eine Hiftorie von dem Austaufch
dankbarer und treuer Gefinnung zwifchen dem deutfchen Kaifer Hein-
rich l7. und der wehrhaften Wormfer Vürgerfchaft. Das markante
Winterbild leuchtet zwifchen zwei Pfeilern als eine räumlich aufg-elöfte
Wand greifbar wahr und ergreifend heraus.
Um Vieles günftiger lagen die Verhältniffe in H i l d e s h e i m .
als ihm hier das Glück zuteil wurde. den obern Vorfaal des mittelalter-
lichen Rathaufes zu fchmücken. Vor allem ficherte die vorhandene Höhe

und Beleuchtung des Raumes eine uneingefchränkte Wirkung der Fres-
ken an beiden Langwänden. Zunächft feffelt den Befchauer natiirlich
der Sinn diefer umfaffenden Bilderfolgex diet einleitend mit Hermann
dem Eherusker und ausklingend mit Kaifer Wilhelm dern Großen, an
die denkwiirdigften Momente des uralten Bistums bis zur Einfiihrung
der Reformation erinnern, Und an diefes gemalte Epos der Verherr-
lichung Hildesheims ranken fich phantafievoll zwifchen den Hauptfeldern
und an den hohen Seit-enfenftern allegorifche und märchenhafte Be-
ziehungen zur Gefchichte und Sager zur Verfaffung und Betriebfam-
keit des Ortes, Alsdann fühlt man fich von der Eharakteriftik diefer
reichen kraftvollen Geftaltenweltt von den vielfältigen Reizen einer
blühenden- bald fanfttonigen- bald üppigen und fonoren Koloriftik- die
man mit Hinblick auf die herbe Technik des Fresko fiir kam-n möglich
gehalten, mächtig angeregt.
Der Erfolg der Hildesheimer Arbeiten war denn auch ein un,
gewöhnlicher, Nicht alleinf daß ihm in Berlin- feinem friiheren
Wohnorte (Vrell ift geborener Leipziger), fiir die ausgeftellten Kartons
die Auszeichnung der „Großen Goldenen“ und an der Dresdener
Akadem i er neben der Mitleitungf die Vrofeffur fiir Hiftorien-
malerei zuteil werden; es eröffnete fich ihmt abgefehen von einer nicht
geringen Zahl kleinerer Aufträge- unmittelbar darauf in Breslau
die Haupttiitigkeit der folgenden Jahr-e. Erft die Ausfchmückung des
dortigen Mufeums-Treppenhaufes konnte feine fihaffende
Bhantafie wieder in die hohe Sphäre völlig idealer Geftaltungen empor-
tragen. . . . Auf diefem Boden kreuzte übrigens unfreiwillig fein Weg
die geweihten Fußtavfen Arnold Vöcklinst den niemand leiden-
fchaftlieher verehren kann als Vrell. Zehn Jahre zuvor war dem großen
fihweizer Farbenpoeten diefe dankbare Aufgabe zugedacht. Doch wenn
auch ein jeder gern dem Walten des Genies an diefer Stätte gefpannt
zu_g*efchaut hätte! fo kann doch nur Sentirnentalita't oder Urteilslofigkeit
fich tadelnd dariiber äußernf daß damals auf beiden Seiten allmählich
die Erkenntnis dämmerte: der Entfcheidung befferer Teil wäre Ver-
zicht. Böcklins Vhantafie blieb zu fehr an das Tafelbild gebunden, in
deff-en Rahmen er alles, was ihn bewegte- eigenartig wunderfam aus-
fprach. Doch iiber diefen Rahmen hinaus nun gar mit der vollen Größe
des Lebens vertrug fich feine Beherrfchung der menfchlichen Form fchwer-
lichf wie jeder* der nicht blind fein willt nach des Meifters mißlungenen
Fresken iin Bafeler Mufeums-Treppenhaufe und auch nach den fpäter

bekannt gewordenen Breslauer Farbenfkizzen urteilen muß. So wurde
diefer fchöne Auftrag für Hermann Vrell frei.
In der dreiteiligen Bogenarchitektur des obern Treppenhaufes. das
der Meifter malerifch zu fchmücken hatte. erblickte er im Gegenfaß zu
Böcklin eine erwünfchte Gliederung der Wandflächen, Hinter je drei
Oeffnungen fchuf er eine Raumillufion. die uns eine landfchaftliche Ein-
heit als Staffage für drei auf die Welt der Antike und des Chriften-
tums bezügliche Schilderungen enthüllt. Dort'lebt ein goldenes Ge-
fchlecht in ewig jugendlicher Smönheit nach dem Ovidifchen Worte
„7er erat aeternum“; hier entfpringt der Heilsquell des chriftlichen
Glaubens: f0n8 0rjtur uitae. Ohne fich in tieffinnige Gedankenver-
fchlingungen zu verlieren. wollte Vrell durch feine aus frifchem Wirk-
lichkeitsfinne geborenen blutvollen Formen heitere und feierliche Stim-
mungen erwecken. Wiederum wußte er die Ausgiebigkeit des Fresko-
materials aufs Höchfte zu fteigern. um mit der ausdrucksvollen Leucht-
_kraft der Farben die für die ideale Sphäre diefer Schilderungen an-
gemeffene poetifch zauberifche Wirkung zu ermöglichen.
Nach fo eminenten Leiftungen konnte die auf den Meifter gefallene
Wahl des Kaifers für die monumentale Ausfchmückung des Thronfaales
der Deutfchen Botfchaft im V al. Eaffarelli zu Rom nicht über-
rafchen. Der hohe Befteller befchränkte das Programm für diefen fo-
genannten ..Bilderfries deutfchen Inhalts" auf die Worte: Er foll
deutfch fein und die Römer follen Achtung bekommen. Und Vrell reizte
die Aufgabe um fo mehr. als er hier einen bis auf die alte Holzdecke
völlig fchmucklofen Saal vorfand. der ihm geftattete. ein Gefamtkunft-
werk annähernd aus eigenem zu geftalten. Und wenn ihm für die
Architektur auch eine erprobte Kraft wie die Alfred Meffels. für die
Vlaftik die eines Ehriftian Behrens zur Seite ftanden. fo wurde doch
alles nach feinen Intentionen harmonifch vollendet. Bor allem war es
fein Gedanke. als Bildfchmuck der Wandflächen das mhthifche Schickfal
der Lichtgottheit. wie es fich im Naturkultus auch der antiken Völker.
zumal im Wechfel der Jahreszeiten. fhmbolifch ausprägt. in einer durch
die älteften Lieder der Edda angeregten ergreifenden Sprache malend
zu dichten. Und der moderne Maler formte nicht nur ein echt nordifch
wirkendes Epos von Frühling. Sommer und Winter. fondern zugleich
auch. wie in Breslau. eine Idealwelt in landfchaftlicher Stimmung.
Nun erft fand die große Begabung Vrells an der Stätte fruchtbare
Betätigung. die ihn noch heute in voller Nüftigkeit fchaffend fieht: in

der Hauptftadt Sachfens, Das Treppenhaus im A l b e rt inu m . im
dortigen Skulpturen-Mnfeum. bildet mit feiner organifchen Verbindung
von Malerei. Vlaftik und Architektur in der auffteigenden Linie der
Entwickelung der Vrellfchen monumetttalen Raumausfchmüekung eine
neue Etappe. Zum zweiten Male griff er zu fettem Urthema der Kultur-
meufchheit. dem fhmbolifchen Kampfe der Lichtgött-er wider die Dä-
monen. Doch hier begann er fein Farbenepos von der Höhe der Decke
mit einer in kühnfte Verfpektive gefeßte Titanomachie. deren Ausgang
abwärts. an zwei gegenüberftehenden Wänden. als Beftrafung der
Titanen und Einf-eßung der Lebensordnung und als Einführung der
Schönheit für die Grundlage der helleuifchen Kultur. gezeigt wird. Diefe
antike Kosmogonie verband er nun durch eine Himmel und Unterwelt.
Erde und Meer umfpannende ungeheure Naturfzenerie. Und was die
wogende Farbenfprache in ihrer unübertrefflich reichen Modulation von
Sieg und Untergang frohlockend-leidvoll verkündet. das faßt der Bild-
hauer Breil in der verhaltenen Ausdrucksweife tiefinnerlicher Vlaftik
noch einmal tnachtvoll zufammen und ftellt in zwei großen Bronzereliefs
dent Verfeus den Ikarus. in zwei überlebensgroßen Statuen der in
feliger Schönheitsfreude atmenden Aphrodite den diiftern Prometheus
gegenüber. Iede der hier zufammenwirkenden Einz-elkünfte will in der
ihr eigenen Weife Vollendetes geben. und durch ihre Harmonie entfteht
ein Gefamtkunftwerk von gefteigerter Bedeutung,

Noch ift zwar die leßte monumentale Schöpfung des unermüdlichen
Künftlers im D r e s d e n e r R a t h a u f e nicht vollendet. obwohl es
diefer Tage bereits zu einer Einweihung des neuen Haufes gekommen
ift. Aber auch ohne die drei Hauptgemälde in der Längsachfe der Decke
des Feftfaales. ift heute wenigftens das dekorative Ganze fo gut wie
abgefchloffen. Der langgeftreckte Saal liegt mit fechs Fenftern im
Hauptgefchoß an der Rathausplaßfeite. und die günftige Beleuchtung
kommt der ungeheuren Deckenmalerei um fo mehr zugute. als die Höhe
des muldenförmig gewölbten Raumes relativ eine fehr mäßige ift. Ge-
wöhnt. fich nach den jeweiligen örtlichen Verhältniffen zu richten und aus
der Not der Befchränkung eine künftlerifche Tugend abzuleiten. hat der
Künftler die Ausftattung der durch Fenfterreihen und vier Türen ohne-
hin reduzierten. durch ein ftraffes Gebälk geteilten Wandflächen auf
kurze jonifche Vilaftergliederung und einen lichten Ton befchränkt. um
alles farbige Leben und einen dekorativen Reichtum faft ohnegleichen
auf das Deckengewölbe zu konzentrieren. Nur über zwei Türen fehen

Marmorreliefs und feitwärts über den] Gebälk zwei große Gemälde auf-
deren Halbzirkelumrahmungen tief in die Derkenvoute einfchneiden.
Dic-fe gemalten Einfchnitte feitwa'rt-Z wie auch die Stichkappen an den
Laugfeiten find fiir die äfthetifche Wirkung, da fie das Maffiv der Decke
ungemein erleichterm unerläßlich.
Auch die Teckenmalerei erfrheint aufgelöft in ein oielgliedriges
länglirhes architektonifch-dekoratives Gera'hm- das den mittleren Vlafond
und die Seitengema'lde- alfo drei ideale Raumkompofitionem umfpannt.
Die Stoffwahl für die letzteren und für jene beiden Marniorreliefs-
welche „Mufik" und „Tanz“ im antik-romantifchen Geifte reizvoll be-
handeln, mußte natiirlich von dem Feftrharakter des Saale? ausgehen,
um fodann die Beziehungen der Stadtbehörde zur Heimat, zum König?-
hauZ und zum Reiche ins Auge zu faffen. Das eine Wandgemälde wird
uns ans Ufer der Elbe leiten, wo Markgraf Dietrich von Meißen das
Weichbild der Stadt von zwei weißen Stieren umpflügen läßt und als
Gegenftück fall, ftatt der fagengefäficlnlichen Erinnerung die Allegorie
in Verbindung mit einer Landfchaft an der Elbmündung eine unfirht-
dare Brücke von hier zum Reiche fchlagen. So fließt der Strom, dem
die Stadtgöttin ihr Anfehen rnitperdankt- gleiehfam durch die offene
Ferne der Feftfaaldecke- und man wird künftig inmitten derfelben die
Göttin felbft mit königlichem Hermelin bekleidet auf einem Löwen-
_aefpann in den Lüften erblicken- wie fie den Künftlern des Ortes Gunft
und Schuß gewahrt. Man darf hier wohl von Prell? fieghafter Vban-
tafief der die umfaffende Klaviatur feiner Valette fpielend folgt„ geift-
volle und farbenprärhtige Leiftungen erwarten,
JeneZ gewaltige Gerähm der Deckel als eine polychrome Architektur
und Vlaftik gedachh umfpannt eine Fülle von gemalten Bildwerken
aller Art- von ftehenden und in Nifchen thronenden Figurem Gruppen-
Atlanten! Köpfen in Medaillon? und in Kartufchen und dergleichen-
welche die in den Hauptgemiilden berührten Jdeenkreife aufnehmen,
weiterfpinnen- variieren. Es fehlen hier nicht die neun Mufen- nicht
die Sinnbilder bürgerlicher Betriebfamkeit und der Kardinaltugenden
eineZ hochweifen Magiftratsl nicht die mit Wappen umrahmten Vor»
träts der verdienteften Regenten aus dem Wettiner Gefchlecht und felbft
nicht die in antikes Gewand gehüllten Beziehungen der Stadt zu dem
flüffigen Elemente in Geftalt von Nymphen- Tritonen und Delphinen,
Da? Alles umkleidet mit einem üppigen Aufwand von Ornamentik und
verbindenden Feftons diefes herrliche Ger-'ihm teils in leuchtend bunten

Farben. teils in grüner Bronzepatina. teils in dem diskreten Tone des
Naturfteins. Und doch hält fich. troß der feftlich-raufchenden Akkorde
der Einzelmotive. die Gefamtkompofition der Deckenmalerei in dem ver-
haltenen Pathos .einer echt monumental empfundenen Kunft.
Soweit der Ueberblick über die großen Arbeiten. Ihrer Zahl ent-
fprechen aber auch die keineswegs unlohnenden Zwifchenaufträge. die
den Meifter. der fich nur ausnahmsweife dem Publikum der Aus-
ftellungen zeigt. in nicht wenige anfehnliche deutfche Städte *geführt
haben, Hier fichert ihm manches mit Recht dauernde Beachtung. wäh-
rend doch der auf Ausftellungen gewonnene Ruhm oft vergänglicher
Art ift. Leider blieb auch manche prächtige Idee im Entwurf ftecken.
wie die für das neue Danziger Landeshaus der Provinz Weft-
preußen vor Jahren beftimmt-en Hiftorien. von deren temperament-
voll-er Schönheit die in der Berliner Nationalgalerie befindlichen Oel-
fkizzen einen guten Begriff geben. Jm gotifchen Sißungsfaale des
Nathaufes zu Danzig gehören ihm zwei energifch gemalte Wand-
bilder an. die die ortsgefchichtliche Vergangenheit fehr lebens- und ehren-
voll betonen. Alsdann iiberließen ihm die Bremer Handels-herren die
malerifche Ausfchmückung der Eingangshalle ihrer B a n m w o l l e n -
börfe. Eine der Lünetten fchildert den „Handel“. eine zweite (ver-
gleiche die Abbildung) die „Schönheit“. in ebenfo edler. farbig-gefchmack-
voller wie finnreicher Weife. Die Ausführung gefchah in Mofaik. ent-
fprechend der wuchtigen Architektur des Raumes natürlich nicht in hell-
tönig glißernder Farbengebung. fondern in vorwiegend tiefen Lokal-
tönen, Und Bremen fieht ihn auch gegenwärtig in jenen Paufen. die
ihm das Dresdener Hauptwerk zum Glück läßt. an der Ausfchmückung
eines Empfangfalons im Palaft des N o r d d e u t f ch e n L l o h d s be-
fchäftigt. Hier erhebt fich im Mittelpunkte Tuaillons antikifierende
Reiterftatue Kaifer Friedrichs; an den Wänden betonen die Prellfchen
Mofaiken. im Rahmen einer weißen ftrengen Architektur. eindrucksvoll
die Beziehungen des Llohds zur fturmvollen und glücklichen Meeres-
fahrt und zwar gefchaut durch das poetifche Medium neuromantifcher
Phantafiegeftaltung, -
Auf dem eigentlich r-eligiöfen Gebiete hat fich der Meifter. fo reli-
giös geftimmt auch feine innere Natur fein kann. zu keiner Zeit heimifch
gefühlt. Gern löfte er freilich Aufgaben. die. das Neligiöfe berührend.
zugleich zu den philofophifch-hiftorifchen Grenzgebieten gehören. In
diefen Bereich fällt auch das vom Kaifer angeregte Tripthchon „Der

Reichstag zu Spei e r (1529)"- das als Gefchenk für die dortige
neue Reformationskirche beftimmt war. Die Darftellung mußte natür-
lich das Hauptgewicht auf die feierliche Vroteftation der evangelifchen
Stände legen, Die alte Hiftorienmalerei hätte fich im iibrigen damit be-
gnügt, ein fürftliches und geiftliches Zeremonienbild zu geben, Unfer
Meifter aber verfuchte, der weltlichen Realität des um die Verfon Kaifer
Karls l7. gruppierten Reichstags- durch eine in die Höhe der drei
gotifchen Lünetten gefeßte kirchliche Shmbolikt ein ideales Moment hin-
zuzufügen. Leider blieb das Werk (vergleiche Abbildung) Entwurf-
weil der Spender der Koftenf der amerikanifche Eifenbahnkönig Henry
Billard, vorzeitig ftarb.
So erhebt fich die malende Hand diefes Künftlers bei ftetem An-
fwluß an die Naturt wo fich nur irgend Gelegenheit bietett leicht zu
monumentaler Geftaltung. Doch glaube man darum nicht, daß die unter
gewöhnlichen Bedingungen gedeihende Tafelrnalerei für ihn jemals
nicht exiftiert habe, Dagegen fpricht fchon- daß Vrell faft zu allen Zeiten
ausgezeichnete Porträts gemalt hat. Zudem überzeugen wir unsf daß
feine für die großen Aufträge notwendigen Studienreifenx die ihn bald
nach fonnigen Gegenden des Südens bald in die rauhe Berg- und
Meernatur des Nordens fiihrten, ftets auch für das Staffeleibild günftig
waren. Jede derfelben ergab eine angemeffene Ausbeute an Oel- und
Aquarellfkizzen- Jrnpreffionen des wechfelnden Bildes des Naturlebens
oder „Reflexen'*, wie er diefe frifch und flott feftgehaltenen Studien
von Geftalten in freier Natur- z, B. aus der Gegend des Olhmpos oder
von der Infel Helgoland, zu nennen liebt. So fehr daheim das Figür-
liche in feiner Gedankenwelt dominiert- feffelt ihn unterwegs doch vor
allem das Studium der Landfchaft, das der malerifchen Entwickelung
des abgelaufenen Jahrhunderts die Wege geebnet: nicht als taftend
experimentierender Künftlerr fondern mit voller Klarheit über fein
Ziel.
Diefer kerngefunde Realism us bleibt ihm Grundlage für jeg-
liches Schaffen. Darum wirken auch feine e r t r ä u m t e n Dar-
ftellungen fo ungezwungen frifch und innig empfundenr als feien fie
der zufälligen Natur abgelaufcht. Ich denke da z. B. an das Frühlings-
gemälde des Eaffarelli-Zhklus't wo der Sonnenjiingling mit feinem
Begleiter vor den drei Sihwanenjungfrauen den Eindruck feiner Liebes-
werbung fo fchlicht-natürlich wie ein harmlofes Menfrhenkind abwartet;
und wo fich die Bruft des Befchauers bei dem heitern Frühlingsweben

eines tnufrifchen nordifchen Erdenwinkels- mit behaglicher Wärme er-
füllt. Es hat den Künftler wohl reizen k5nnen- diefes liebliche Frühlings-
idhll in vereinfachter Faffung als Staffeleibild zu wiederholen (ver-
Abbildung). Und eine ähnlich köftliche Stimmung klingt aus der
Naturfzenerie des „Varzival'ß der mit dem Dunkel des Waldes drei
dämonifche Frauen hinter fich läßt und feinen ftaunenden Blick auf die
im Sonnenlicht ftrahl-ende Gralsburg richtet (vergleiche Abbildung).
Auf diefe beiden Vroben aus der großen Zahl derartiger Werke, die fo
echte Reflexe des frifchen fonnigen Wefens des Meifters find: glauben
wir uns bei diefem Ueberblick befchränken zu follen.
Jedenfalls beweifen alle diefe fo unmittelbar empfundenen
Vhantafiefmöpfungen- wie wenig das Wefen Vrellfcher Malkunft von
denen gekannt und verftanden wird- die hier fchlechtweg von „Hiftorien-
malerei“ reden. Selbft in feinen wirklichen Hiftorien fehen wir aus
der gefchichtlichen Handlung eine Geftaltenwelt von ideal-realer Brä-
gung in landfchaftlicher Stimmung geformt. Hier nicht minder als
dort, wo er rein aus der Freude an der realen Exiftenz fchöpfen konnte-
machen fich die Prinzipien moderner künftlerifcher Auffaffung ,bemerk-
bar. Freilich mit fo fouveräner Beherrfchung aller Technik daß .die
dabei angewandten Hilfsmittel gar nicht zutage treten: anders wie bei
jenen, die heutzutage in ihrer Unbeholfenheit das wichtigfte Merkmal
ihrer Modernität zu befißen meinen.
Schwierigkeiten formaler Art hat Vrell hingegen bei feiner un-
gemein reichen Begabung wohl nie gekannt; daher fehlt in diefer Rich-
tung die eigentliche Entwickelung. An dem früh gefundenen Anfchluß
an die Natur hielt er als der fieherften Richtfchnur 'für fein Schaffen un-
verbrüchlich fefti ob er nun auf gewaltigen Wandflächen Titanenkämpfe,
Riefen und Helden der Vorzeit - oder im befchränkten Rahmen des
Tafelbildes Stimmungszauberr wie in der „Ruhe auf der Flucht“ des
Breslauer Mufeums, dem „Judas“ der Dresdener Galerie erwecken
wollte. Diefem klaffifchen Vorbild der Natur und feinem großen Kön-
nen war es zu danken. daß er zwar .aus dem Wollen des Vhantafie-
bereiches fehöpfte aber fich nicht an eine uferlofe Vhantafiekunft verlor.
wie nicht wenige feiner Zeitgenoffen.
Aus diefer künftlerifihen Charakteriftik wird der Lefer ,entnehmen-
was unfeorn Meifter ureigen angehört und .was .er mit einer »kleinen
Zahl gefeierte-r Vertreter neudeu-tfcher idealer Kunft gemein hat. Man
hat diefe Größen wie Marl-est Böcklinr Thema, Kling-er zwar jede als

intereffante Erfcheinung für fich gewürdigt. doch keineswegs bisher als
Merkmale einer Entwickelung. die bis auf Cornelius und deffen Kreis
zurückzuführen ift und feit der Mitte des vorigen Jahrhunderts als
Unterftrömung der herrfchenden Richtung der Tafelmalerei gleichwertig
gegenüberfteht. Die lehtere verdankt ihre wefentliche Eigentümlichkeit
und ihr allgemeines Anfehen dem ftupenden Einfluß des franzöfifchen
Naturalismus. Bergeffen wir aber vor allem nicht. daß die d e u tf ch e
M o n u m e n t a l ku n f t. wie fie Hermann Prell heute als einer von
ganz wenigen vertritt. als etwas durchaus Selbftändiges und Eigenes
befteht. daß fie in Tiefe des Gedankens wie im unbefangenen Natur-
empfinden. dank ihrer unerfchöpflichen Kraftfülle. kein wefentliches
Element vom Ausland zu empfangen brauchte. daß fie alfo mit einem
Worte nicht Urfaäöe hat. ihren Vorrang vor dem Urteil der Einfithtigen
zu verbergen. -

Knut Hainfun:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderers.
Einzige berechtigte Ueberfeßung aus dem Norwegifchen von Pauline Klaiber

Fortfeßung
Und es war richtig: ich horchte und lauerte überall. um irgend
etwas über Frau Falkenberg zu hören; manchmal. ja. in vielen Nächten.
ging ich mit mir felbft ins Gericht und quälte mich mit Selbftverachtung.
Vom frühen Morgen an dachte ich nur an fie. Ift fie jetzt wohl auf-
geftanden? Hat fie gut gefchlafen? Reift fie heute nach Haufe?
Und gleichzeitig machte ich gar viele Pläne. Ich könnte vielleicht
in dem Hotel. wo fie wohnte. einige Zeit lang Arbeit bekommen? Oder
ich könnte mir von daheim Kleider kommen laffen. felbft ein Herr werden
und mich in dem Hotel einmieten? Aber diefe leßte Idee hätte mir auf
einmal den Grund unter den Füßen weggezogen und mich von Frau
Falkenberg weiter als alles andere entfernt; aber diefer Vlan ftach mir
befonders ins Auge. klüger war ich nicht. Ich hatte mich in der keßten
Zeit mit dem Hausknecht angefreundet. und zwar nur. weil er mehr in
ihrer Nähe lebte als ich, Es war ein großer. ftarker Menf>). der immer
am Bahnhof war. wenn ein Zug ankam. der aber höchftens alle vierzehn
Tage einen Handelsreifenden mitbrachte. Aber der Hausknecht konnte
mir keine Neuigkeiten berichten; ich fragte ihn nicht aus und verfuchte
auch nicht. ihn dahin zu bringen. von felbft etwas zu fagen. überdies
war er etwas fchwachköpfig. Aber er wohnte unter einem Dach mit
Frau Falkenberg. ach ja! Und eines Tages führte diefe meine Bekannt-
fchaft mit dem Hausknecht doch dazu. daß ich eine fehr wichtige Auf-
klärung über Frau Falkenberg bekam. und zwar aus ihrem eigenen
Mund.

Die Tage die ich in dem kleinen Neff verbrachte, waren alfo nicht
alle gleieh mager.
Eines Morgens kehrte ich mit dem Hausknecht vom Bahnhof zu-
rück. Ein Reifender mit viel Gepäck war angekommen- fo daß der
Knecht Vferd und Karren für die großen grauen Koffer hatte holen
müffen.
Ich hatte ihm ein wenig beim Aufladen geholfen; alZ wir nun am
Hotel ankamen, fah er mich wieder an und fagie:
„Du könnteft mir wohl den Gefallen tunf beim Hinauffchaffen der
Koffer noch ein wenig zu helfen. Ich werde dir dafür heute abend eine
Flafche Bier wichfen."
Wir fchafften alfo die Koffer miteinander hinein; fie follten glei>
in den großen Vacfraum im zweiten Stock; der Reifende ftand fchon
droben und wartetex um auSzupacken, Das war nichts Befonderes für
1ms- wir waren beide groß und ftark.
Als wir nur noch einen Koffer auf dem Karren hatten* wurde der
Knecht einen Augenblick im Backraum zurückgehalten wo ihm der Rei-
fende irgendeinen Auftrag gab. Ich wartete indeffen auf dem Flur; da
ich fremd im Hotel warf wollte ich mich nicht allein auf der Treppe
berumtreiben.
Da wird plößlich Ingenieur Laffen-Z Kontortür aufgemacht, und er
tritt mit Frau Falkenberg heraus, Sie fchienen eben erft aufgeftanden *
zu fein. Keines hatte einen Hut auf, und fie waren wohl auf dem Wege
zum Frühftück. Ob fie mich nun nicht fahen oder mich für den Knecht
hielten- - jedenfalls fuhren fie in ihrem Gefpräch fort, und der In-
genieur fagte:
„Ja- akkurat, Und es wird auch nicht anders! ich begreife nicht,
warum du di>) fo verlaffen fühlf
„Doch, du verfteht es recht gurt“ erwidert fie.
„Nein, und ich meine auch es wäre an der Zeitt daß du ein wenig
fröhlicher würdef .“
„Das meinft du nicht. Es ift dir ganz recht, wenn ich fo bleibet wie
ich jeßt bin, wenn ich mich auch ferner über dich gräme, weil du mich
nicht mehr magft."
„Bift du verrückt?" ruft er und bleibt oben an der Treppe ftehen,
„Ja, wahrfiheinliih,“ erwidert fie.
Das war nicht gerade eine gute Antwort. Bei einem Streit kam

fie immer zu kurz. Warum gab fie fich keine Mühe- warum warf fie
ihm nicht eine recht kriinkendex vernichtende Antwort hin?
Er ftrich mit der Hand über daS Treppengeländer und fagt:
„So- du meinft es gefällt mir, wenn es fo weiter geht? In Wirk-
lichkeit aber quält es mich ganz entfeßlieh und ift mir fchon lange eine
Bein.“
„Mir auch" erwidert fie, „Aber jeßt werde ich ein Ende damit
machen.“
„Ach das haft du fchon früher gefagt, In der vorigen Woche haft du
es auch gefagt.“ *
„Jar aber jetzt reife ich wirklich."
Er fchaute auf:
„Du willft wirklich abreifen?“
„Ja, bald."
Dann wollte er wohl wieder abfchwächem daß er fo begehrlich, ja-
mit offenbarer Freude zugegriffen hatte- denn er fagte:
„Neinr du follft eine luftige kecke Kufine fein- dann brauchft du nicht
abzureifen.“ '
„Doch jeßt reife ich" erwiderte fie. Damit ging fie an ihm vorbei
und die Treppe hinunter.
Er folgte ihr.
Dann kam der Knecht wieder zu mir heraus, und wir gingen rnit-
einander hinunter, Der leßte Koffer war kleiner als die andernr und
ich fagte, den könne er wohl allein hinauftragen, ich hätte mir die
Hand oerftaucht. Ich half ihm noch den Koffer auf feinen Rücken zu
ladem und ging dann heim; nun konnte ich am nächften Tag abreifen,
Aber gegen Abend kam Grindhufen und fagter nun fei ihm auch
gekündigt worden, Der Ingenieur habe nach ihm gefchirkt und ihm
dann Vorwürfe gemachh daß er nichts tue fondern nur in der Stadt
herumlungere und trinker er habe keine Verwendung mehr für ihn.
Ich dachte: „Der Ingenieur hat merkwürdig fchnell neuen Mut ge-
faßt.“ Er war noch fehr jung. Damals hatte er diefen Mann ge-
braucht, damit er ihn tröfte und ihm nach dem Munde fchwaße aber
jekt reifte eine gewiffe befchwerliehe Kufine ab, nun brauchte er keinen
Troft mehr, .Tat meine alte Seele ihm wohl Unrecht?
Grindhufen war fehr niedergeiehlogen, Er hatte gemeintr er werde
den Sommer über hier in der Stadt bleiben, als des Infpektors rechte
Hand; nun war diefe Hoffnung zerfchellt. Nein der Jufpektor war

nicht mehr wie ein Vater gegen ihn- und Grindhufen verwand feine
Enttäufchnng nur fchwer. Bei der Abrechnung hatte der Jnfpektor
die beiden Zweikronenftücke- die er Grindhufen gegeben hatte, abziehen
wollenx nnd hatte behaupten fie feien als Vorfrhuß gemeint gewefen.
Grindhnfen faß in nnferer großen S>)enkftube und erzählte dies alles-
fügte auch noch hinzur der Jnfpektor fei doch ein rechter Filz. Doch
da brach einer von uns in helles Lachen aus und fagte:
„Aber hat er es wirklich getan ? Es kam wohl fchließlich doch nicht
fo weit?"
..Nei11/* erwiderte Grindhufenf „mehr als das eine Zweikronenftücf
wagte er mir doch nicht abzuziehen.“
Da erhob fich ein allgemeines Gelächter, und man fragte Grind-
hnfen:
„Welches von den beiden Zweikronenftücken hat er denn dann ab-
gezogen- das erfte oder das zweite? Haha, das ift das Komifchfte, was
man je gehört hat!“
Aber Grindhufen lachte nicht mit- fondern wurde immer nieder-
gefchlagener. Was er denn nun tun folle? fragte er. Jedermann fei
jeßt mit Feldarbeitern verfehen; da ftehe er nun.
Er fragte mich wohin ich ginge- und als ich es ihm fagte, bat
er mich, bei Kapitän Falkenberg ein gutes Wort für ihn einzulegen-
dann könnte er vielleicht dort für diefen Sommer noch Arbeit be-
' kommen. Bis ein Brief von mir kämer wolle er noch hierbleiben.
Uber wohin würde Grindhufens bares Geld gehen. wenn er in
der Stadt verbliebe? Ich nahm alfo den Mann noch einmal mit mirx
weil mir das als das befte für ihn erfchien. Und überdies verftand
er fich_ ja famos aufs Anftreichen. Wie hübfch hatte er damals das-
Häuschen der alten Mutter Gunhild auf der Jnfel angeftrichen! Und
fpäter fände fich dann wohl auch fonft irgend etwas für ihn. Auf
dem Gute des Kapitäns konnte man den ganzen Sommer über einen
Menfchen, der überall Hand anzulegen verftand, recht wohl gebrauchen..
. c

_
Um fechzehnten Juli fand ich mich wieder auf Oevrebö ein. Ich kann:
folche einzelne Daten .immer leichter behalten, teils weil ich älter ge-
worden bin, teils weil fich das Jntereffe für Daten bei mirr wie das
den Senilen eigen iftf verfchärft hat, teils auch weil ich Arbeiter bin
und .eine Rechenfchaft über meine Arbeitstage .geben muß. Uber
während der alte Mann fich an die einzelnen Daten erinnert, vergißt

er meift wichtigere Dinge. Bis jeßt habe ich zu fagen vergeffen, daß
mein Brief vom Kapitän Falkenberg an Ingenieur Laffen adreffiert
gewefen war, Jawohlf fo war es. Und das war mir gleich bedeutungs-
voll vorgekommen. Der Kapitän hatte fich alfo erkundigt! für wen ich
jekt arbeitete. Damals dachte ich: „Vielleicht weiß der Kapitän auch,
wer fonft noch in diefem Sommer bei Ingenieur Laffen' gewefen iftl“
Der Kapitän war noch nicht von Moen zurückgekehrt- wurde aber
in ungefähr acht Tagen erwartet. Der Knecht Nils war fehr erfreutr _
daß ich meinen Kameraden mitgebracht hattet und er wollte ihn mir
gar nicht als Handlanger beim Anftreichen überlaffen, fondern ihn
gleich auf feine Verantwortung hin auf die Kartoffel- und Rübenäiker
hinausfchicken. Dort gebe es fürchterlich viel zu tun, Unkraut aus-
zujäten und die Rüben zu verziehen. Außerdem war Nils mitten in
der Heuernte.
Er war noch eben fo eifrig als Landwirt wie friiher. Bei der
erften Ruhepaufe- während die Vferde fraßenf nahm er mich mit hinaus
und zeigte mir die Wiefen und Felder. Alles ftand fehr fchön. Aber
da wir einen fpäten Frühling gehabt hattenr war das Thimoteusgras
kaum in die Halme gefchoffen- während der Klee fchon Blumenköpfe
hatte. Jeßt beim leßten Regen fei eine ganze Menge frifchgefätes Gras
zu Boden gefchlagen worden- und da es fich nicht wieder aufrichten
könne- habe der Kleinknecht es mit der Mähmafchine gemäht.
Zwifchen wogenden Feldern und Wiefen wanderten wir wieder
zurück. Durch den Winterroggen und die fechsreihige Gerfte ging ein
fanftes Raufchem und Nils erinnerte fich von der Fortbildungsfchule
*her an den wunderfchönen Vers von Björnfon:
„Nun geht es wie ein Raufchen durchs Korn am Sommertag -"
„Aber jeßt muß ich die Vferde wieder herausnehmen!“ rief Nils
und machte lange Schritte. Dann deutete er noch einmal über die
'Felder hin und fagte: „Nein- was das eine Ernte gibt, wenn wir
alles gut einbringen!"
Grindhufen ging alfo auf den Acker, und ich machte mich ans An-
ftreichen. Die Scheuer und alles was rot geftrichen werden mußte-
kam zuerft an die Reihe, dann untermalte ich die Flaggenftange und
das Gartenhaus im Shringenwäldchen nur mit Oel- mit dem Haupt-
gebäude wollte ich bis zuleßt warten. Es war in gutem Fachwerkftil
gebaut mit reich gefchnißtem Gebälk und einem Mäander über der
Haustür. Jetzt war das Haus gelb- und es war auch neue gelbe Farbe

dazu beftellt worden; aber ich fchickte die Farbe auf eigne Fauft wieder
zurück und ließ eine andere dafiir kommen. Meiner Meinung nach
mußte das Wohnhaus fteingrau. alle Fenfterrahmenf Dachleiften und
Türen daran aber mußten weiß werden. Ich wollte indes den Kapitän
doch felbft entfcheiden laffen.
Obgleich nun alle Leute auf dem Hofe fo gut waren wie nur
möglich die Köchin ein mildes Regiment fiihrte und Ragnhild noch
immer die gleichen glänzenden Augen hatte. vermißten wir alle mit-
einander die Herrfchaft. Nur Grindhufen. der gute Menfch. vermißte
nichts, Da er jeßt eine regelrechte Arbeit und fein tiichtiges Effen
hatte. wurde er in wenig Tagen dick und war fehr befriedigt, Seine
einzige Sorge warf ob ihn der Kapitän bei feiner Ankunft nicht wieder
fortfchicken wiirde,
Aber neinf Grindhnfen durfte dableiben.
9.
Der Kapitän traf ein.
Ich war eben dabei. die Scheune zum zweiten Male anzuftreichen.
und als ich feine Stimme härter ftieg ich von der Leiter herunter,
Er begrüßte mich auch freundlich.
„Was bift denn du fiir einer. daß du ohne deinen Lohn auf und
davon gehft?“ fagte er. Und es war mir. als fehe er mich mißtrauifih
an. als er fragte: „Warum tateft du das?"
Ich gab eine kurze. zuriickhaltende Antwortf fagte. ich hätte dem
Herrn Kapitän gegeniiber durchaus nicht als Wohltäter auftreten
wollen. fondern gemeintf das Geld fei mir ja ficher.
Da klärte fich fein Geficht auf. und er fagte:
.,Ja. ja. felbftperftändlich, Nunf es ift gut. daß du gekommen
bift, Die Flaggenftange wird wohl weiß werden miiffen?“
Jch mochte nicht gleich fagen. was ich alles weiß haben wollte,
und erwiderte deshalb nur:
„Ja- und ich habe auch fchon weiße Farbe kommen laffen."
„So?" fagte er. „Das ift recht. Und wie ich höre, haft du auch
einen Kameraden mitgebracht?“
„Ja- aber es kommt darauf an, was der Herr Kapitän dazu fagt.“
„Er foll nur dableiben. Nils hatte ihn ja überdies fchon auf den
Acker hinausgefchickt. Ihr fchaltet und waltet übrigens. wie es euch

beliebt." fügte er fcherzhaft hinzu; und dann fragte er plößlich: „Du"
bift indeffen bei der Flößerei gewefen?"
..Ia. Herr Kapitän."
..Na. das war wohl nichts für dich?" Aber damit es nicht fo wirke.
als frage er mich nach meiner Arbeit bei dem Ingenieur aus. brach er
rafch ab und fagte: ..Nun gehft du wohl ans Wohnhaus?“
..Ia wahrfcheinlich heute nachmittag. Ich muß an verfchiedenen
Stellen erft abkraßen."
..Ganz recht; und nagle auch die Leiften wieder an. die losgegangen
find, Bift du fchon draußen auf dem Feld gewefen?"
..Ia. Herr Kapitän."
..Alles fteht fehr fchön. Ihr habt eure Sache im Frühjahr recht
gut gemacht. Ietzt würde es nichts fchaden. wenn wir ordentlich Regen
bekämen." '
..Grindhufen und ich find durch große Länderftrecken gekommen.
die den* Regen noch viel nötiger gehabt hätten. Hier ift ja fogar an
den Abhängen richtiges Erdreich.“
..Ia. das ift wahr. Woher weißt du das übrigens?"
..Ich hab mich im Frühling ein wenig umgefehen." antwortete ich.
..Und an ein paar Stellen hab' ich auch etwas nachgegraben.
Ich dachte. früher oder fpäter werde der Herr Kapitän doch eine
Wafferleitung auf dem Hofe einrichten. und fo fuchte ich nach einer
Quelle.“
..Eine Wafferleitung! Ia. daran hatte ich allerdings früher ge-
dacht. aber . . , Ia. ja. vor einigen Jahren hatte ich wirklich ernftlich
daran gedacht; aber ich konnte nicht alles auf einmal tun. immer kam
mir etwas dazwifchen. Und jeßt im Herbft habe ich andere Ver-
wendung fiir mein Geld."
Einen Augenblick zeigte fich eine Falte zwifchen feinen Brauen;
er fah zu Boden und überlegte.
..Na mit den taufend Dußend guten Baumftämmen komme ich
durch und habe fogar noch etwas übrig." fagte er dann plößlich. ..Die
Wafferleitung müßte ins Wohnhaus und in alle Wirtfchaftsgebäude
gehen. es müßte ein ganzes Neß von Röhren fein.“
..Und Sie brauchen ja keine Felfen zu fprengen."
..So? Na. wir wollen fehenl Doch was ich fagen wollte. - es
gefiel dir doch gut in der Stadt dort? Es ift zwar keine groß-e Stadt.

aber es find do>j allerlei Menfchen dort. und ab und zu wird wohl
auch jemand mit dem Zug ankommen?"
..Aha." dachte ich. er weiß wohl. wer im Sommer zum Ingenieur
gekommen ift] Dann fagte ich. es hätte mir nicht befonders in der
Stadt gefallen. und das war auch ganz wahr.
..Nicht? So. fo?"
Und wie wenn ihm das zu denken gäbe. fah er gerade aus und
pfiff leife vor fich hin.
Der Kapitän war in guter Laune und gefprächiger als je vorher;
wie er weiter ging. nickte er mir zu. Nun war er wieder der Alte.
rafih und beftinimt. aufs neue um fein Gut beforgt und vollkommen
nüchtern. Ich fühlte mich perfönlich davon aufgemuntert. Er war
ja kein verkommener Menfch. wenn er es auch einige Zeit lang ein
wenig toll getrieben hatte; aber auf den erften feften Entfchluß hin
hatte er dem allen ein Ende gemacht. Ein Ruder fieht im Waffer
aus. als fei es mitten durchgebrochen. und doch ift es ganz.
* O
b
Ießt trat Regen ein. und ich mußte mit Anftreichen aufhören.
Der Knecht Nils war vom Glück begünftigt gewefen. er hatte alles
Heu. das fchon gemäht war. unter Dach und Fach gebracht. und nun
gingen alle miteinander. Knechte und Mägde. hinaus zum Kartoffeln-
häufeln.
Der Kapitän blieb zu Haufe. und in feiner Langeweile fchlug er
ab und zu ein paar Töne auf dem Flügel feiner Frau an; ab und
zu kam er auch auf den Acker heraus. nahm aber keinen Regenfchirm
mit. fondern ließ fich ganz naß regnen.
..Ein ausgezeichnetes Wetter für das Erdreich . , . konnte er
fagen; oder: ..Wir bekommen ein ausgezeichnetes Iahr.“ aber wenn
er wieder heimging. kehrte er nur zu fich felbft und zur Einfamkeit
zurück.
..Wir andern haben es beffer als er.“ fagte Nils.
Wir häufelten alfo die Kartoffeln. und als wir damit fertig waren.
ging es an die Rüben. Und als wir auch damit fertig waren. ließ
der Regen nach. Ganz nach Wunfch; es gibt ein Vrachtjahrl Wir
beide. Nils und ich. waren fo ftolz und befriedigt. als fei Oevrebö unfer
Eigentum. '
Und jetzt begann die Heuernte im Ernft. Die Mägde waren mit
draußen und breiteten hinter der Mähmafchine her das Heu aus. Wo

die Mafchine nicht gut hinkommen konnte. mußte Grindhufen mit der Senfe mähen. Ich ftrich indeffen das Wohnhaus mit fteingrauer Farbe an.
Da kam der Kapitän zu mir heraus und fragte:
„Was ift denn das für eine Farbe. mit der du malft?“
Was follte ich fagen, Ein wenig feig war ich doch; aber por -allem hatte ich Angft- der Kapitän wiirde mir einfach verbieten. das Haus grau anzuftreichen. Schließlich fagte ich:
„Ach, es ift nur fo eine Farbe - ich weiß nicht - es ift diefelbe Schaitierung mit der wir meiftens grundieren -"
Dadurch gewann ich wenigftens Zeit. und der Kapitän fagie nichts mehr,
Nachdem ich das Wohnhaus. die Türen und die Dachleiften weiß angeftrichen hatte. ging ich ans Gartenhaus und ftrich es ebenfo an. Aber es wurde ein häßlicher Ton daraus. der alte gelbe Unftrich fchlug durch und ließ die Wände ganz kahl erfcheinen. Die Flaggenftange nahm ich herunter und ftrich fie nur weiß an; dann ging ich wieder zu Nils aufs Feld hinaus und half ein paar Tage bei der ftrengften Heuernte. Es war indeffen Auguft geworden.
Als ich mich wieder ans Wohnhaus machte. wollte ich morgens fo früh anfangen daß ich fchon fehr weit gekommen wäre. bis der Kapitän aufftiinde, - ja- fozufagen. unwiderruflich weit. Ich fing um drei Uhr an; es war ftarker Tau gefallen- und ich mußte die Wände erft trocken reiben. Dann arbeitete ich bis bier Uhr, wo ich Kaffee bekam. und dann wieder bis acht, Um diefe Zeit pflegte der Kapitän aufzuftehen; da machte ich mich davon und half Nils eine Stunde lang. Ich war mit dem Anftreichen nun fo weit. wie ich wollte und ftahl mich nur wegx um dem Kapitän Zeit zu laffen- fich mit meiner fteingrauen Farbe auszuföhnen- falls er noch ein bißchen grießgrämig und verfchlafen fein follte.
Nach dem Elfen ftieg ich wieder auf meine Leiten malte und war fleißig und tat ganz unfchuldig. Da kam der Kapitän.
„Malft du denn noch einmal grau?“ fragte er.
„Guten Morgen. Herr Kapitän, Ja; aber ich weiß nicht . .
„Was zum Kuckuck foll denn das heißen? Komm gleich herunter von der Leiterl“ _
Ich ftieg herunter; aber nun war ich nicht mehr fchiichtern. denn ich hatte mir ein paar Worte ausgedachh die vielleicht im gegebenen

1 . " . .

Herd/.PHZ
7 *ii-828i-
,- i'

Hermann Prell:
Olympos

-,..

Augenblick eine gute Wirkung haben könnten, Oder follte mich mein Eindruäe auf einen Jrrweg geführt haben?
Zuerft verfuchte ich geltend zu machen, es fei faft einerlei, mit welcher Farbe man auch diefes zweite Male anftreiche; aber da unter-brach mich der Kapitän rafch,
„Weit gefehlt/' fagte era „wenn jeßt gelb auf das Grau geftrichen wird, bekommt alles einen fchmußigen Ton. Verftehft du denn das nicht?“ p
„Dann könnten wir vielleicht auch noch zweimal gelb drauf-ftreichen."
„Vier Lagen - nein. - Und wie verfchwenderifch du mit dem Zinkweiß umgehft! Zinkweiß ift viel teurer als Ocker."
Er hatte Rechtx und diefen Einwand hatte ich die ganze Zeit über befürchtet. Nun antwortete ich rafch:
„Sie follten mich das Wohnhaus überhaupt grau anftreichen laffen-Herr Kapitän."
„So?" fagte er überrafcht.
„Wegen des Gebäudes felbftt und auch wegen feiner grünen Lage mit den grünen Wäldern dahinter, Ich weiß ja nichtf aber das Haus hat einen Stil . . J'
„Den grauen Stil?"
Ungeduldig machte er ein paar Schritte, trat aber gleich wieder zu mir. Da tat ich unfchuldiger als je, und die Hilfe aus der Höhe gab mir einen Gedanken ein.
„Jetzt fällt es mir einf“ fagte icht „ich habe mir die ganze Zeit über das Wohnhaus in einer herrenhofgrauen Farbe vorftellen müffen, feit einmal . . , Die gnädige Frau hat es einmal gefagt."
Fortfeßung im nächften Heft

Leben

Drei moniftifäu Sonette.

Herrn Vrofeffor Geheimrat Dr. E. Härte(
in Verehrung gewidmet von Nud. F. Amplewiß.

Das Werden .

Des Keimes Kraft. fie troßt feindfelgem Zwang;
Gemaltfam drängt Geheimnis. fich zu kunden;
Lebendges fproßt und fchwillt; denn fich zu runden
Zur reifen Form. nicht raftet's. eh's gelang.
Wenn dann ein fchön Gebild nach heißem Drang
Zum Licht fich hebt aus mütterlichen Gründen.
Wohl mag daran Begeiftrung fich entzünden
Und ftählen fich die Kraft zum gleichen Gang.
Denn diefes Werdens tief geheimes Wehen
Beflügelt. Herz. auch deiner Vulfe Schlagen.
Muß Maß und Richtung deinem Wollen geben.
Bis endlich Du. redlich Vemüh'n zu krönen.
Erfchauft. halb ftrebend. magifch halb getragen.
Das heilge Land des Wahren. Guten. Schönen

Die ,Form

Der Schönheit Zauberbann.was mag ihm gleichen.
Was feiner ftillen Größe Allgewalt.
Entftrömend fertig - hehrer Wohlgeftalt.
An ruhig - heitrer Siegkraft zu erreichen?

Dich grüße ich. zwiefach untrüglich Zeichen.
Des Werdens Höh'! Was. rätfelhaft umwallte.
Ju ihm fich barg an ewigem Gehalt.
Es ftrahlt aus Dir; die Schleier mußten weichen!
Und mag durch Dich fich Höchftes offenbaren.
Bift Du geformt. fein Wollen zu bewahren.
Dann doppelt dich mein Herz befeligt preift!
Denn wo Du bift. fühl' ich des Ew'gen Nähe.
Und wie in Wirrwarrs Not ich prüfend fpähe.
In Dir erkenn ich Geift von feinem Geift!
Der Geift.
Gewaltig brauft des Lebensftromes Wogen.
Ein mächtig Lied. das in die Weite klingt.
Der Fülle fchönhc-itstrunkner Welt entfpringt.
Von dem des Werdens weites Reich durchzogen.
Doch wie des Spiegels glänzend hellem Bogen
Des Lichtes Macht zu fteigern noch gelingt.
So eins der Geift. was ihm entgegen dringt.
Was lechzend er an Reichtum eingefogen.
Und ihm ertönt. zu einem Klang verbunden.
Am lauteften nun jenes Liedes Weihe.
Und. mit ihr wachfend. immer weitre Kreife
Hat feiner kühnen Schwingen Flug gefunden.
So grüßt er ftrebend mancher Jahre Wenden;
Wo wird und wie fein höchftes Werden enden?

Iofef Kohler :+)

Im Tale von Kanopus

Sie fahen fich zum erften Male in Riva im Hotel du Lac. Er war
im Rachen von Torbole herübergekommen und hatte bei ftürmender
Ora dort am Garten angelegt. Flüchtig bemerkte er eine Dame. die
in den grünlich-purpurnen See hinausblickte. Sie hatte ängftlich das
Schiff verfolgt und fchaute ihn. als er an der Landungsftelle ausftieg.
mit einem bedeutfamen Blick an. Er grüßte fchnell und ging durch den
Garten zum Hotel. r

Bei Tifcl) faß er an ihrer Seite.

..Ich habe Sie heute mit Bangen kommen fehen.“

..Bitte. ein Kinderfpiel.“

..Da wäre ich längft feekrank geworden."

..Nun. folch ein Hafenfuß werden Sie wohl nicht fein.“

Das Wort fchlug heftig ein; fie war die Tochter eines kühnen
Afrikareifenden.

..Wollen wir Sie einmal auf die Vrobe ftellen? Kommen Sie
morgen mit nach Torbole. Dort können Sie das Goethehaus fehen.
Sie wiffen ja. Goethe war in Torbole. (1076 '110] ufw. ufw."

Was er damit meinte. verftand fie nicht. und das Gefpräch wandte
fich anderen Dingen zu, Er erzählte von feinen Reifen und Erlebniffen.
die ihn bereits über den Atlantifchen Ozean. die ihn nach Aegypten und
nach Iapan geführt hatten. und fagte ihr:

*) Der große Rechtsgelehrte der Berliner Ilniverfitüt. Gehciiner Juftizrat Vrofeffor
Dr. Kohler. ift auch vielfach literarifch tätig.

„Sehen Sie hier den freien Mann; Frau habe ich keine und will ich
keine. Wie foll ich mich in folche Feffeln legen?"
Da wurde fie ernft und plauderte von ihrem Ehemann und ihren
zwei Kindern. wie fie- ftark nervös fich zur Erholung aufgemacht und
aus dem Getriebe des Familienlebens heraus fich auf einige Wochen
nach dem Süden begeben habe.
„Alfo die Kinder haben Sie nicht mitgenommen?"
„Da hätte ich mich nicht erholt. Sie find bei meiner Familie gut
aufgehoben. und mein Mann - nun. der amüfiert fich auch allein und
fpielt jeden Abend feine Skat-Partie, Dies ift ihm lieber als eine
Reife in die Gefilde der Seligen."
„Gefilde der Seligen. nun, das kommt fpäber. im zweiten Teil. Jm
übrigen begrüße ich Sie als luftige Strohwitwe.“
So ging es weiter. Ein paar Tage darauf machten fie 'einen Aus-
flug an den Toblinofee. Er faß neben ihr auf dem Auto und fchaute
finnend in die Gegend. Sie fahen die malerifche Burg von Arco auf
fchwindelndem Hügel. fuhren dann in die wilde Sarcafchlucht hinein.
Immer zerriffener wurde das Gefiein. aber auch immer unangenehmer
der Staub. Sie fchmiegte fich bisweilen eng an ihn. und er ließ es
gefchehen. Man fuhr am feftungsartigen Elektrizitätswerk vorbei. man
fah eine Burg auf fteiler Höhe. kam durch dürftige Ortfchaften an den
malerifchen blauen See; im Hintergrund blinkbe das Schloß mit der
Ruine und dem tiefen Grün der Vegetation.
„Leben und Tod zufammen. das ift's. was mich immer ergreift und
erhebt.“
.,Ja. wer lieben will, muß fterben können" fenfzte fie. Nach einer
Stunde fuhr das Auto zurück. Den Tag darauf reifte er nach dem
Süden ab,
Er wandelte in Rom in derpunendlichen. Rüftkammer'aufgehäuften
Marmors. die man das Mufeo Vio Clementino nennt; denn er wollte
zu den Borgia-Gemächern gehen. die ihn befonders anzogen. und mußte

datumdie Skulpturenfammlung durchwandeln; fo wollte es der Vene-
zianer auf dem päpftlichen Stuhl.
Er blickte unter den zahlreichen Befuehern umherr die fich wild durch
die endlofen Räume drängtenr und plötzlich fah er - fie. Sie ftand vor
dem Eidechfentöter mit der Neugier und Verwunderung die fie bei
folchen Gelegenheiten zur Schau trug. Ihre Begrüßung war in dem
vollen und doch fo öden Raume eine befonders herzliche, Kaum blickte
fie noch auf das elegifche Marmorbild.
„Wie doch Vraxiteles fo weichlich ift im Gegenfaß zum ftürmifcben
Mhron. Er war ein Verderber der griechifchen Kunft. Natürlich
werden die Griechen und Römer Taufende und Abertaufende feiner
Bilder beftellt habenr aber* was die Menge bewundert, das Matter Süß-
liche ift eben nicht das Schöne. Glücklich daß diefe Weichlichkeit über-
wunden wurde durch die kräftige Dramatik der Vergamenier. Wenn
nur nicht die Rhodier mit ihrem Virtuofentum den Laokoon hingefeßt
hättenr der mich immer ärgert, weil den Befrhauer daS Ringen und
Kämpfen mit den Schlangenbeftien eigentlich mehr intereffiert als die
ergreifende feelifche Marker."
So dozierte er weiter.
„Warum er wohl die unfchuldige Eidechfe tötet?"
„Nunr die büßt all die vielem vielen Sünden ihrer Vorfahrenr als
fie noch in der Geftalt von Sauriern die Welt bevölkerten und fraßenr
was nur zu bekommen war."
Sie lachte und begab fich mit ihm in die Borgia-Gemächer; da
' zeigte er ihr das wunderbare Bild der heiligen Katharina wie fie mit
den Gelehrten ftreitet.
„Das Ebenbild der Vapfttochter Lucrezia Borgia."
„Wirklich Vapfttochter? Das war mir immer ein Nätfel."
„Jar wirklich Vapfttorhterr und zwar Tochter der Vanozza de*Ca-
tanei, der Geliebten des Vapftes Alexander Ifl„ deren Haus oder viel-
mehr Turm noch hier in Rom zu fehen ift." *
f* „Nun, wenn der Vapft gefündigt hat- dann können wir es doch
ftellenweife auch tun."

„Das ift fchon lange herr“ und er zeigte den Vapft Alexander 71,
auf dem Auferftehungsbild in dem anderen Zimmer und wies ihr die
jeßt zugemauerte Tür in das Schlafgemach des Vapftes- wo er- wie
man glaubtr an Gift geftorben ift, und wo Cefare Borgia kaum feinen
Tod abwarteter um mit wüften Helfershelfern einzubringen und zu
pliindern- was zu plündern war.
„Das war eine böfe Familie."
„Sie war auch mit Fluch beladen und man verfchloß die Borgia-
Gemächer vieler viele Jahre langt weil fie von den Freveln und Laftern
diefer fpanifchen Unholde erfüllt fchienen. Das war felbft fiir Re-
naiffancezeit zuviel."
Ein anderes Mal trafen fie fich am Valatin, als er durch den
Garten der Villa Mills fchrittf um zum Stadion und Severus-Valaft
zu gelangen. Sie hatte eben die ungeheueren Subftruktionen des
Severns-Baues betrachtet und kam ihm freudeftrahlend entgegen.
„Erzählen Sie mir etwas von diefem Severus."
„Er war Afrikaner von Geburt und baute den Valaft auf der Süd-
feite des Valatin, damit feine Landsleute naa) Rom kommendf fofort
die gewaltigen Züge feiner Macht fehen konnten."
„Kennt man auch fein Sterbezimmer?"
„Das ift weit weg. Er ftarb in Yorkr dort, wo jeßt die wunderbare
Kathedrale fteht, die zu den reifften Schöpfungen englifcher Gotik ge-
hört. Die Stadt hieß einft Eboracum."
„Wie kam er dahinf etwa auf der Reife?"
„Nunf Sie wiffenf die Römer find ftets ein ftreitbares Volk ge-
wefenf und die Kelten und die Urbewohner Britanniens machten ihnen
manches zu frhaffen."
So plauderten fie weiter. Auf einmal begann er:
„Wenn man, hier ftehend, die einzige Stadt überblicktr wenn das
.Auge nach den Albaner Bergen fchweift- auf dem fchönen Severus-
Valaft ruhtr wenn man den Lateran und feine Faffaden-Figuren er-

blickt. bekommt man ein Gefühl von dem Werden der Menfchheit. Es
ift. als ob man die ganze weite Gefchichte nochmals durchlebte und mit
allen ihren Freuden und Qualen durchkoften müßt-e.“
„Alfo hiftorifch. oder. wie Sie zu fagen pflegen: „Hifchtorifch?"
„Sie find eine verwünfchte Spötterin; aber gewiß. der hiftorifäie
Sinn wird nirgends fo angeregt wie in Rom. höchftens noch in Kon-
ftantinopel."
„Wie gern wäre ich wie Sie gereift. aber was wollen Sie. - die
Pflichten der Ehe. die Kinder - alles hängt wie ein Bleigewiwt .an
der armen Frau - -" -
..Zweimal haben Sie die fchwere Stunde der Frau durchgemacht?“
„Zwei Feldzüge habe ich überftanden. nun aber habe ich wirklich
die Pflichten gegen die Menfchheit erfüllt.“
„Ob nicht eines fchönen Morgens doch wieder das Vflichtbewußtfein
in Ihnen erwacht?“
Sie fchmollte: „Das verftehen Sie nicht.“
Dann waren fie zum fogenannten Stadion *heruntergelangt und
die Trümmer mahnten fie zur Sachlichkeit: fie ftritten. ob hier wohl
eine Rennbahn oder ein Garten geftanden habe.
Am Eingang des Valatin trennten fie fich. denn er wollte noä)
den Abend nach Vaolo fuori,
Nur einmal hatten fie fich verabredet. Mit Hilfe des Konfulats
hatte er einen Vermeß auf zwei Verfonen für das Sodoma-Gemach
der Villa Farnefina erlangt. Sie fuhren zufammen an und wurden
unter Vorweifung des verhängnisvollen Vapieres von dem Diener
freundlich empfangen und in das obere Stockwerk geleitet. Hier durch-_
fcbritten fie die Billard- und Salon-Räume. der Diener öffnete die
Läden des leßten Gemaches - und ein Freudenfchrei entrang fich
beiden. als fie das wunderbare Bild. diefe unerhörte äfthetifche Tat des
Lilienfchengeiftesf betrachteten. _ ._ . „7!
„Wiffen Sie. daß _die Roxane troß ihrer heiklen Situation dach

etwas von der heiligen Katharina an fich hat. und daß die Reminifzenz
daran den Meifter leitete? Lebhaft fteht niir das Katharina-Bild in
der Kirche zu Siena vor Augen. das ich vor vierzehn Tagen fah."
..Nnn. foweit eben ein bedeutendes Weib einen gewiffen Typus
darftellt. Der Typus Sodomas ift immer etwas extatifch. in der
Energie weich und wehmutvoll durchleuchtet; das ganze Wefen des
Weibes wird zum Gemüt. der Geift zu Hingebung und Anmut. Doch
fchauen Sie diefe meifterhafte Konftruktion: diefen herrlichen Jüngling
mit der Fackel. diefe Männer rechts. diefe Frauen links. die Zeugen des
ahnungsvollen Augenblicks. wo er dem höchften Weib die Krone reicht.
Die Eideshelfer und Wächter - alles fpielt in der Oeffentlichkeit;
natürlich. warum follte man fich auch verhüllen? Schrei der Natur.
Du bift das hohe Lied der Liebe.“
„Diefes Spiel der Vutten. wie fie dort im grünen Vorhang herum-
purzeln. fich bald hineinducken. ja hineinverkriechen und bald wieder die
Köpflein hervorftecken! Man verfteht es nur. wenn man lange mit
Kindern getändelt hat.“
..Die pflegt man aber bei folch heiklen Szenen vorher zu Bett zu
bringen.“
..Sie find unerträglich."
..Ich wollte damit nur fagen: die Vutten find keine Kinder. fie
find Wiffende; fie find eingeweiht in alle Geheimniffe der Liebe. Nichts
ahnen fie von Verfuchung. nichts von Sünde; alles ift ihnen felbft
verftändliche Natur. Sie find ein Stück Heidentum. das in die ihrift-
liche Kunft mit heriiberfchlich; denn erft das Chriftentum hat den ganzen
Vorgang der Liebe als eine mit einem Schleier zu verdeckende Sünde
dargeftellt."
..Aber eine füße Sünde."
Und fie erhafchte den Augenblick. wo der Diener ins Vorzimmer
ging..und drückte ihm einen leidenfchaftlichen Kuß auf die Lippen.
Sie fchwiegen. es war wie ein Schrei der Natur und wie ein Ruf
der Verfuchung. Sie zahlten. die Mancia und verließen die Villa mit
Himmel und jauchzte die Natur.. Der vollauf befeßte Tram führte ihn

einem Gefühl der Erhebung; und doch war es ihnen. als ob die
Schlange des Paradiefes gefprochen hätte.
Ein Maimorgen war angebrochen. Tivoli und die Billa Hadriana
waren ihm fchon zweimal verregnet worden. heute aber lachte der
von Porta Lorenzo durch die öde Eampagna. an den Bagni vorbei mit
den fchrecklichen Schwefeldämpfen. zu jener Stätte. wo einer der größten
Kaifer eine ganze Niederlaffung zu feinem Siße errichtet hatte. zu
jenen riefigen Bauten eines Kaiferfißes. dem nur der Palaft Diokletians
in Spalato an die Seite gefeßt werden kann. Den Weg zur Villa ging
eine ganze Prozeffion von Befuchern. und italienifch. deutfch und eng-
lifch wurde durcheinander gefprochen. Das Englifche im fonnigen
Italien fiel ihm immer auf die Nerven. es war ihm wie ein Hauch
nordifchen Nebels in der Landfchaft der Pinien und Zypr-effen. So
betrat er eine der heiligften Stätten der Erde. wo die üppige füdliche
Vegetation um die Trümmer erhabener Größe fproßt. als wollte fie
_noch hoch aufjauchzen über die Größe des Menfchengeiftes. der. wenn
er fich zur Ruhe gelegt. von dem Genius der Welt jahraus. jahrein
mit Jubel begrüßt wird. Andächtig fuchte er die Trümmer auf; er kam
zur Poikile. zur Bafilika. zum Philofophenraum. und von da wandelte
er mit einem Schauer ohnegleiäjen in das größte Heiligtum. in das
Tal von Kanopus. Es war. als ob die Rätfel Aegyptens ihn umgäben.
Rechts die gewaltigen Trümmerbauten. im Hintergrund die mächtige
Apfis. wo einft das Bild des Gottes ftand. und über dem Rund die
fproffende Natur. verklärt durch die Weihe der Pinien. Er lagerte fich
und betrachtete das unvergleichliche Schaufpiel. Da ftanden einft die
Götter mit den verfchiedenften Formen. mit Kaßenköpfen. mit Vogel-
gefichtern. und alles ftarrte ihn unheimlich an wie ein Bild der ewig
verborgenen Natur; es war. als ob fich ihm ein Blick eröffnete in die
unendliche Fülle der Schöpfung. und als ob die Frage des Dafeins wie
der Hauch des Naturgeiftes ihn umgäbe.
- Während er -fo fann. fah er-plößlich auf und erblickte eine Geftalt
vor fich mit ftraff anliegendem Kleid. den Hut mit einem Schleier um

das Geficht gebunden und fröhlich durch die Stätte wandelnd. als müßte
fie heute einen Freudentag erleben. Ein jauchzendes Wiederfehenl
..Herr Doktor. heute dürfen Sie nicht fentimental fein. heute ift
der Tag der Fröhlichkeit; fchauen Sie auf den blauen Himmel. als ver-
kündete er eine ganze Welt des Glückes.“
Sie fchlenderten einen Augenblick miteinander und fprachen in
rofiger Stimmung. als follte das ganze Glück des Lebens fie
umgeben. als wandelten fie in einem Traum. entfernt von der Oede des
Erdenfeinsl
..Sie denken wohl an die drolligen Käuze ägyptifcher Götter mit
den Vogelgefichtern und mit Getreidemaffen auf den Köpfen? Die
haben mich faion im Vatikan beluftigt.“
..Daran ift nichts Beluftigendes. es find die ernften Probleme eines
weihevollen Kultus."
..Es ift aber doch lächerlich. den Menfchen als Affen oder als Kater
zu bilden."
..Wie follte es lächerlich fein. wenn wir in tiefem Schauer die Tier-
welt mit all ihren Seltfamkeit-en betrachten und uns fragen. ob auch
in diefen rätfelhaften Wefen mit all ihrem Streben und Ringen die Ge-
walt des Göttlichen wohnt? Ift es richtiger. den Menfchen allein als
Gegenftand des Kultus zu betrachten. oder die ganze Welt? Ift es-
angemeffener. eine Religion zu üben. in der fich das Tier- und Vflan-
zendafein von uns abfondert. fo daß nur noch der Menfch übrig bleibt.
während doch Taufende und Abertaufende ftrebender Wefen jeden
Augenblick in ftändiger Umgeftaltung das Weltall erfüllen? Ift es
nicht gewaltiger. wenn der Kultus uns auch diefes Rätfel der Tierwelt
als etwas Göttliches vor Augen zaubert?"
„Sie find noch der nämliche feltfame Schwärmer. und es ift auch
heute fchwer. ein vernünftiges Wort aus Ihnen herauszubekommeni
Blicken Sie doch lieber auf diefe mächtige Vegetation ringsum. fchauen
Sie die Vinien und den herrlichen Himmel an. das ift mir fhmpathifcher
als Ihr Serapis."
..Ia. die Natur fproßt und fproßt. und unaufhaltfam entfeffelt fich-

das Leben. Es fpielt mit den Trümmern und verklärt die dürftigen
Neffe des Menfchenwerkes.“
„Dürftigen Neffe?“ Ich glaubte. die Bauten fprechen noch im Ver-
fall für die Größe des Antinousmannes. diefen eigenartigen Sonder-
lings mit dem verkniffenen Mund und dem Backenbart."
..Es war eben der Mann feiner Zeit. im Römertum groß geworden.
vom Geift der Menfchheit erfüllt; von Mann zu Mann fchwärmend.
ftets zerriffenen Gemüts. der Ausgleichung und Verföhnung durch ein
liebendes Weib entbehrend."
Allmählich hatten fie fich aneinandergefchmiegt; ftets ein kleiner
Zank. dann eine innige Verföhnung. Er neigte fich zu ihr. fah in ihr
Geficht und heftete einen langen Kuß auf ihren Mund. Jeßt konnte
fie fich nicht mehr faffen und umarmte ihn heftig. Wie träumend wan-
delten fie durch das dichte Gras und kamen in eine Seitennifche. wo
altes Mauerwerk fie verdeckte. Dort lagerten fie inmitten der fproffen-
den Natur _ nnd der Augenblick des Selbftvergeffens kam über fie, -
Eine Stunde war vergangen. Er hatte fich erhoben und ftand ernft
vor ihr. während fie feine Knie umfaßte:
..Mein. mein bift Du. mir bift Du geweiht in diefer Stunde! Jeßt
verlaffe ich alles; denn was ift mir das Dafein ohne Dich? Ich folge
Dir. nur Dir. in die weite Weite. Wo Du weilft. bin ich; bift Du mir
fern. ift mir alles tot und elend.“
„Du willft von deiner Familie. deinen Kindern fort? Niemals.
niemals!"
..Wie kann ich wieder vor meinen Mann treten naeh diefem Brand-
mal der Sünde? Mein ganzes Weiterleben wäre eine Heuchelei. eine
Lüge. ein Betrug. Nie kehre ich zurück. und wenn Du mich ver-
ftößt. habe ich gelebt?
..Du mußt zurückkehren." fprach er voll Nachdruck. ..Die Sünde des
Augenblicks löfcht nicht die unzähligen Taten der Liebe aus. Den
Mann verlaffen. ich begreife es; aber die Kinder? Ihnen die Mutter
rauhen? Das ift eine Unnatur.“

Wild wie eine Medea rief fie: „Die Kinder können ohne mich
weiterleben."
„Niemals verläßt Du Deine Kinder, die zu Dir fliehen. die täglich
ihre Mutter fuchen und ihrer Hilfe bedürfen. die Du zur höäxfien Liebe
heranziehen mußt] Niemals darfft Du Dich von ihnen trennen, Ein
Mord wäre es, ein geiftiger Mord!"
„Und Nora?“
..Diefes Scheufal. das keine Mutterliebe kennt. diefe ausgeklügelte
Raifonnemeiitsfigun diefe Theatergeftalt des nordifchen Vedanten. Eine
Mutter ihre Kinder verlaffen- - die fcheußlichfte aller Unnaturen."
„Du aber töteft mich." rief fie ftürmifch. „ich lebe keinen Augen-
blick mehr. wenn Du mich verläßt; tot bin ich. dann mögen auch meine
Kinder verderben.“
Ju diefem Moment erfaßte ihn ein Grauen.
..Du bift von Evas Stamm."
Noch ein Blick. eine ftürmifche Umarmung. und er hatte fich los-
geriffen.
„Johannes Johannes.“ es war das erfte und das leßte Mal. daß
fie feinen Namen rief.
Tags darauf verließ er die ewige Stadt.
Faft zehn Jahre waren verftrichen, Er hatte feither die heilige
Stadt nicht wieder befucht, Jetzt im Vorfrühling. in den Schauern der
kräftigen Märzluft. entrüakte ihn der Zauber der Fontana Trevi von
neuem dem nordifchen Heim. und wieder betrat er die Stätte. die fchon
Taufenden künftlerifches Entzücken geboten, Das herrliche Wetter führte
ihn alsbald mit der Eifenbahn nach Tivoli. Es war wie ein Ruf des
böfen Gewiffens. der ihn von der Villa Hadriana zurückhielt, So fuhr
er das Sabiner Gebirge entlang. fah Valombara auf der Höhe; der
Monte Gennaro zeigte fich feinem entzückten Blick; die Villa d'Efte
begrüßte ihn wie ein heroifches Gemälde. Jetzt faß er auf feinem
Lieblingspläßchenr am Sibyllentempelchen. und blickte hinüber auf die
Wafferfälle und auf das malerifche Halbrund mit den poetifchen Vinien,

fah die vier ernften Zhpreffen im goegorianifchen Gartenr die wie ein
ftändiges Memento mori herüber winkten, Immer reizender erfchien
ihm die Vegetation und immer leuchtender der Gruß vom blauen
Himmelf immer zutranlicher der fchimmernde Oelhain und dariiber die
_geheimnisvolle Villa. Das riefelnde Raufchen des Waffers entrückte
ihn vollkommen der Erde; immeu immer raufchte es weiten immer und
immer wieder erfaßte ihn die trauliche Kadenz. Es war wie ein füßer
Schlummer im Wachen. Schon faß er eine Stunde dar der Zeit und
der Welt vergeffendf und nur unbeftinmite Unterftrömungenr unfirhere
Erinnerungsbilder aus feinem Leben hufchten in ihm- wie wenn man,
von fern herr im ftillen Grün noch ein fachtes Roll-en und Raufchen aus
.der belebten Weltftadt vernimrntf gleichfam ein banges Ahnen von dem 7
unendlichen Leben und Treiben- das dort hin- und herwogt.
Jetzt wurde er plößlich unterbrochen: eine lärmende Familie
drängte fich in den Garten. Man hörte Frauenftimmen; neben zwei
erwachfenen Töchtern nnd zwei kleinen Mädchen eine große Dame,
deren Wort die ganze Familie beherrfehte, und ein korpulenter Mann
mit blondem Vartr alle in einem unruhig-en Durcheinander zufammen-
redend. „Hierherf hierher- dorthin.“ Jedes glaubte einen befferen
und beften Standpunkt zum Sehen- zum Betrachten und zum Kaffee-
trinken gefunden zu haben.
Er war wenig in der Verfaffung, das ftörende Intermezzo zu
beachtem und doch hatte die Stimme der Frau etwas an fich was ihn
feltfam berührte und ihn unwiderftehlich anzog. Sein Blick heftete
fich auf die Gefellfchafh und er fah - - fie! Eine ziemlich ftarke
Dame; die zehn Jahre hatten fie ftattlich faft korpulent gemacht, Jm
kühnen Aufpuß und riefigem buntumbänderten .Gute und mit blißenden
Brillanten war fie kaum mehr diefelbe, Sie blickte ihn einen Augen-
blick an, - ein kurzes Aufleuchtenr ein Wiedererkennen- dann ein Gruß
in aller gefellfckmftlichen Form. Das Aufblißen der Vergangenheit war
vorüberx und ihn beherrfchte das Gefühl vollfter Korrektheit.
„'Alterchen“, fo fprach fie zu ihrem Mannr „das ift der Doktor, von
dem ich Dir erzähltef der mir in Rom als Cicerone diente"

Er ftreckte ihm die fleifchige Hand hin.
„Meine Frau hat mir gefchildert, wie Sie ihr - eins. zwei, drei -
alle Götterbilder erklärten. Ia. das ift gewiß etwas recht Unterhalten-
des. doch habe ich mich immer gewundert. daß Sie nie etwas von fich
hören ließen.“
„Waren Sie* in der Villa Hadriana?" fragte er, und ein langer
prüfender Blick ftreifte über fie hin,
„Wir hätten Ihnen fchon manchmal eine Anfichtskarte gefchickt, aber
Sie find wohl noch immer ein Nomade, und nie hatte ich Ihre Adreffe."
„Ia. wir kommen eben von dort und find noch ganz aufgelöft. es
ift doch eine herbe Tour. Doch geftatten Sie. daß ich Ihnen jeßt meine
Töchter vorftelle? Anita und Friederike; find fie nicht allerliebfte
Mädchen? Und hier meine füßen Gören. die Iohanna. die vor vier-
zehn Tagen ihren neunten Geburtstag feierte. und Elmi, unfer Neft-
bäkchen."
Wie ein Traum leuchtete es in ihm auf. Er ftreichelte Iohanna
und fah fie prüfend an; im großen ganzen folgte fie dem Typus der
iibrigen; und doch - diefes blonde Haar, diefer Blick. diefer Zug um
den Mund berührte ihn anheimelnd. - - -
Da fiel der Alte ein: „Laß doch. der Herr Doktor intereffiert fich
mehr für eine Venus mit abgef>ilagen>en Armen. als für eines unferer
Mädchen."
Das Gerede überhörte er und fragte fie, faft flüfternd: „Waren Sie
auch im Tal von Kanopus?"
Ein Augenblick war es. als ob ein Zug blühender Vergangenheit
über ihre Wangen ftrich. doch unmerklich. und eine fchnelle Wolke ver-
fcheuchte die. blißenden Geifter lichter Tage im Nu. Im gleichgültigften
Tone erwiderte fie:
„Natürlich wir haben ja den ganzen Trümmerhaufen durchflogen.
Uebrigens reiften wir das vorige Iahr in Aegypten. Was foll diefer
Abklatfch. wenn man das Original kennt."
Unterdeffen war der Kellner gekommen. In fchlechtem Italienifch

kommandierte felbftbewußt das dicke Familienoberhaupt: „ll ine (li
queZta parte, il cafe qui!“
Und alles feßte fich in Reih und Glied. Noch trat er ihr einen
Augenblick näher und fah fie prüfenden Blickes an; aber keine Zuckung.
auch nicht die leifefte Unruhe war mehr in ihrem Gefichte zu lefen. Mit
aller Sicherheit gebot fie im Kreife der Jhrigen. Die Anwefenheit des
Kellners benußend. zahlte er fchnell. verabfchiedete fich kurz und ver-
fchwand.
Eine Seite feines Lebens war ausgelöfcht.
Ich hör den Ziegen in der Wacht
Ich hör den Regen in der Nacht, Ich habe
Auf diefe Stimme oft als Kind gehört;
Aus tiefem Schlaf hat fie mich aufgeftört
Und tieferen hat fie mich finden laffen.
Doch heut hält fie mich wach und ruft und we>t
Was unvergeffen mir im Herzen lebt
Zu einer unruhoollen Qual empor;
Dies eine ift es nur und dies allein: '
Ich hör den Regen in der Nacht. Ich habe
An dich gedacht und keiner weiß darum. -
.Arthur Meurer.

Rund
Noch einmal der Vater des montenegrinifihcn Königsgcdankens
Herr von Stetten hat in nnferm zweiten Oktoberheft die Enthüllung gebracht. daß Graf Lexa* von Aehrenthal dem Montenegriner-hänptling den Königstitel anbot. Diefe Darftellung beruht auf Wahr- _ heit. Allein diefe Tatiache darf noch etwas fchärfer formuliert wer-den, Als Fürft Nicola *durch den bfterreichifch-ungarifchen Gefandten wegen der ihm zugedachten „Rang-Erhöhung“ fondiert wurde. bekam der Marconitelegraph Cetinje-Neu-Antioari-Bari-Rom viel Arbeit. Das italienifche Königspaar bat den Vater Nicola- die ihm zuge-dachte Gunft abzulehnen.
Das gefchah. und Graf Lexa von Aehrenihal erlitt eine Ilbweifung. Inzwifchen hatte aber der Zar aus der Römiichen Confulta von der dem „liebften Freunde" feines Vaters zugedachten Ehrung Kennt-nis erhalten. Darauf boten als: bald Rußland Frankreich und Großbritannien dem Montenegriner
"cha
den Königstitel an, Gleichzeitig gelangte direkt die Nachricht nach Cetinje. daß zwei Großfiirften mit einem ruffifchen Gefchwader in Neu-Antioari landen werden„ um der Jubelfeier befondern Glanz oerleihn. Dem von diefer Seite kommenden Anerbieten feßte *das italienif che Königspaar keinen Wider-ftand mehr entgegen. Z u m zweitenmal aber half
das verbündete Deutfch-land dem angeblichen „Bis-marck“ der habsburgiichen Donaumonarchi'e aus der
V a t f ch e. Deutfchland unterftiißte in vollendeter Höflichkeit fofort das Anerbieten der Triple-Entente und ermöglichte es durch diefe feine Aoance/ daß Graf von Aehrenthal wieder auf fein erftes Anerbieten zu: riickkommmen konnte. So war fchließlich ganz Europa glücklich unter einen Hut gebracht. Zu welchem Zweck aber Zar Nikolaus II. das montenegrinifche Heer aus Nußlands Staatsfchaß unterhält: dariiber ein andermal, *F
50].

Rundfchau

Die letzten Deutfihen in der römjfthen Katie

Am 22. November 1910. gegen Mitternacht, ift im Valaft Taberna di Monte Giordano nahe der Engelsbrii'cke zu Rom der „violette Kardinal“. Mon-figuor Johann Baptift Montel Edler von Treuenfeft, Dekan der Richter am oberften geiftlieheu Gerichtshof der Roto. Kaplan und Großkreuz vom fouoeränen Orden von Malta. Berater der k, u. k. öfterr,-nngar. Geiandtfehaft beim Hi. Stuhl. aehtzigiährig, geftorben; der letzte deutfchc Mann in der römifehen Kur-ie.

Vierzehn Jahre gingihm im Tode voraus der Kardinal Guflav Adolf von Hohenlohe. Erzpriefter der Bafilica von St. Maria Maggiore.

Beide Männer dienten mitbölliger Einfeßnng ihrer Verfon der deutfchen Sache; fie fahn darum vom Anfang an ihr letztes Streben allzeit dnrchkreuzt. und ihr Leben entbehrt nicht tragifcher Größe uud Weihe.

Obwohl iu hoherGuuft bei Vino ix.. woran auch die friih hervortretende Gegnerfchaft der Jefuiten nichts änderte. fah der Kardinal Hohenlohe. als er 73jährig die Augen fchloß. alle feine Wjinfche. Vläne und Aufprjiehe als zer-broehene Scherben vor feinen Füßen. Zweimal ift feine Berufung auf die Etzbistiimer von Freiburg i. Br.. oon Breslau. Köln und Bamberg zu nichte gemacht worden. Fiirft Biomarck gab in der berühmten Sißuug der? Reichs-tag? vom 16. Mai 1872 die Erklärung ab. daß er die Annahme des Kardinals * als preußifcheu Gefaudten beim Vatikan als ein Pfand friedlicher und entgegen-kommender Gefinuung betrachtet haben wolle. Allein damals fchon kam die intime Verbindung der deutfchen Zen-trnmßpartei mit der römifchen Knrie ans Licht. Die Zentrumsfrattion befeh-dete die. Wahl Hohenlohes mit Leiden-fchaft. und der Hl. Stuhl lehnte es ab Hohenlohe als Botfchafter zuempfangen. Die Friedeusverhaudlnngen zwifcheu Berlin uud Rom. die fofort nach der Thronbefteiguug Leos)(|[[. eingeleitet wurden, erhielten iu Hohenlohe einen warmen Förderer. Mit Feuereifer be-trieb fodaun der deutfche Kircheufiirft -Romano“ oerlengnet wurde.
die Verföhuung des Vapftes mit dem

Haufe Saoohen. Allein-gerade diefe
Befiirwortung einer Verftändiauug
zwifehen Quiriual und Vatikan oerdar-
ben feine Stellung am Vavfthofe.
namentlich felt dem Augenblick. als
Leo x111, nach dem jähcn Tode Frau-
(his. von Rampolla beeinflußt. eine
Schwenkung in der Politik vollzog.
Im Konfiftoriuui vom 25. Mai 1887
hielt Leo die Allokution. die dem
Königreich Italien den Frieden be-
dingungslos anbot, Damals wurde
der Garibaldiner Achille Fazzari in dem
kalabrifchen Wahlkreis Catanzaro mit
bedeutender Mehrheit ins italienifche
Parlament gewählt. weil er die Aus-
föhuung der fabaudifchen Monarchie
mit dem Vapfttum ale fein Programm
vertiiudigte. LeoS perfönlichco Organ.
„be Moniteur ae [Lo-ne". erhielt die
Weifung. Fazzariß Wirken vorbehalt-
los zu nnterftiißeu. Die Unverföhn-
lichen am Bahnhof. die nach Folchiä
plößlichem Tode defien Nachfolger Nina
auÖ dem Amt geärgert hatten, fuhren
dazwifehen und feßten es durch. daß
die aus der Feder Galimbertis ftam-
wende Allocution im „Offervatore
Gleich-
?Lexitig war der Nuntins von Madrid.
ariano Rampolla Marchefe des Tin-
daro. zum Staatsfekretär ernanntwordeu.
der alsbald mit dem Grafen De Bef-
haine. franzöfifchem Gefandten beim
Hl. Stuhl. den Vatikan als ftillen
Teilhaber dem Zweibuud znfiihrte.
„Der Kardinal Hohenlohe hat kein
Geheimnis daraus gemacht. daß feiner
lieber-zeugung nach der Kardinal Franchi
als Opfer feiner konzilianten Volitik
gefallen und durch Gift aus dem Wege
geräumt wurde; wie er denn auch den
tiefen Eindruck bezeugte. den died
Ereignis auf Se. Heiligkeit machte.
Er felbft hielt fich in diefer Hinfieht
bedroht, namentlichfeit den Erfahrungen.
die er gelegentlich des Mordoerfuch's
gemacht. dem feine Verwandte. die
Fiirftin Katharina von Hohenzollern.
ausgefetzt war." (S. F, X. Kraus.
Gffais ll. Berlin E. Vätel 1901, S.170)
Seit fünfzig Jahren aufmerkfamer
Beobachter der iu Italien fich ab-
fpielenden Ereigniffer hatte der Kardinal
Hohenlohe die fefte Ueberzenguug ge-
wonnen. daß eine Reftauration der

weltlichen Herrfchaft des Vapftes vol(-
kommen ausgefchloffen fci. Mit deut-
fcher Gradheit forderte darumder Kar-
dinal, daß die Kari.: aus dem Schmall-
winke(der Berörgerten heraustrete und
der katholifchen Monarchie in Verfon
des giftigen und ritterlichen Königs
umbert die Hand reiche. Der deutfche
. ardinal predigte deu italieuifchen Pur-
vurtriigern ins Gewiffen. daß fie als
Italiener auf d'en Trümmern ihres
durch einen unglücklichen Krieg beflegten
»und zerriffenen Batcrlands ihre eitle
Hoffnung auf die Wiederaufrichtung
des Kirchenftaats aufbann wollten,
Der Dreibund hatte an Hohenlohe wie
an Galimberti und Monte(von Treuen-
feft die eifrigften Fiirfprecher- wiihrend
alle drei die Zuneigung des Batikans
zum franzöfifch-rufüfcheu Zweihand aufs
tieffte beklagten. Die Kurie affiälierte
darum die Verachtung ihrer Ratfchl'cige;
Hohenlohes Verehrung für den Vhilo-
fophen Antonio Rosmini brachte ihn
fogar in den Verdacht der Hürefie;
fo reich wie feine Guttateu war der
Undank. mit dem ihm gelohnt wurde.
t Nach Hohenlohes Tod blieb Johann
Baptift Monte(von Treuenfeft der
einzige Bertranensuiann der Regierungen
von Oefterreich-llngarn und des Dent-
fchen Reichs in Rom. Als fünfund-
zwanzigjiihriger Kaplan ift Monte(
anuo 1855 am öftcrr.-deutfchen Hofpiz
St. Maria dell' Anima eingetreten.
Nach dem_ Tode des berühmten Volc-
miften Nardi war der Voften eines
Uditore (Richters) für Oefterreich au
dem oberften Gerichtshof der Kirche
der Roto. vakant geworden; Graf Julius
Andraffh befchloß, diefe kurialiftifche
Vertretung eingchu zu laffen; allein
Pius ix. duldete nicht. daß Oefterreich-
Ungarn init fchlechtcm Beifpie(voran-
gehe. wei(zu befürchten ftand, daß
Frankreich und Spanien folgen wiirden.
Auf Vius cx. Handfchreibcu' erledigte
Kaifer Franz Jofef |. von Oefterreich
perfönlich die ftrittige Angelegenheit
und ernannte Monte(mit kurialiftifcher
Zuftinunung zum Beifitzer der Nota.
Das gefchah im Jahre 1877, Zwei_
Jahre fpiiter ftarb der Richter fiir
Frankreich, und Mr. Leon Gambetta
beeilte fich. ihm augenblicklich einen
Nachfolger zu geben.
Mit feharfer Witterung entdeckte

Rampolla in dem .Tiroler Gelehrten
den Gegner feiner Volitik und unter-
grub feinen Einfluß bei dem greifen
Vapft Leo. Kaifer Franz Jofef. der
dreimal für feinen getreuen filntertan
den Kardinalshut forderte, erlitß drei-
mal eine runde Abweifung. ile er die
tatfiichliche Diktatur Rampollas wiihrend
der leßten Lebensjahre Lees. als deffen
fenile Gehirnanümie den Neunziger
unfähig zu jeder Arbeit machte. wurden
die Höfe von Wien und Berlin durch
Monte(aufs genauefte unterrichtet,
Die Kandidatur des gelehrten Karwe-
litermönchs Giralama Gotti auf den
Vapftthron verftand Monte(in aller
Stille vorzubereiten. G. Gotti brachte
es im Konllave vom 1.-8. Auguft 1903
auf 17 Stimmen. Das Veto. das am
Sourcing. den 2, Angriff 19.03. der
Kardinal Jan Kajaz .froscielsko Buzyna.
Erzbifchof von Krakau namens der
apoftolifcheu Mafeftät Franz Jofefs-l.
eingelegt hat. fcheint von Monte(beftellt
worden zn fein. Es kam ur rechten
Zeit. Rampollas Siegeslauf. der im
Konklave der 62 Wähler rafch von 24 auf
27, auf 30 Stimmengeftiegeuwar. iftdurch
das Veto gebroaien worden. Der Va-
triarch 'von Venedig. G. Sarto, erhielt
als Rampollas Erfahmann und Blue-
halter 5. dann 10. darauf 20. fpiiter 27
und endlich 50 Stimmen.*)
Im Jahre 1905 feierte Mantel von
Treueufeft fein goldenes Priefter-judi-
läum uud wurde durch reiche Gefchenke
des'Kaifers Wilhelm ll. und Franz
Jofefs ausgezeichnet. Unter Wins x.
kam Monte(einigermaßen zu Ehren.
obwohl der Staatsfekceta'r R. Merry
dc(Ba(dem greifen Treutiner fo wenig
hold wie als fein Amtsvorga'nger
Rampolla. Der Kardinalshut blieb
dem „Biolctten“ zeitlebens vorenthalten.
Weder die Vorftellungen der Grafen
Agenor von Goluchowski und Lern von
Achrcnthal noch die Handfchreiben
Kaifer Franz Jofefs fanden in der
Kurie Gehör. Monte(galt als der
böfe Geift des k. k. fhien.-ungut. Ge-
fandten Grafen N. Sceczen b, Temeriau
und als intimer Freund der preußifcheu

*) „Die Krifis im Bapfttum.“
Vius cx. Maftai-Feretti-Leo xcu.
Vccci_Vius x. Sarto. Berlin, H. Ber-
niühler Verlag. 2.50 Mk.

Gefandteu Kurt von Schlözer. o. Bülow
v, Rotenhau und Dr. v. Mühlberg;
darum mußte er ohne den Vurpnr des
Kardinals in die Grube fteigen, der
letzte deutfch fühlende Mann in der
römifchen Kurie.
Zpectaior alter.

Ein neues Lehrbuch der
Kirchengcfchichte

Als fünfter Teil der Sammlung
thealogifcher Handbücher ift foeben
im Verlage von A. Marcus und
G. Weber in Bonn ein. 5() Druck-
bogeii umfaffendes Lehrbuch der
Kirchengefchichte erfchienen. Der
Autor. Geheimer Konfiftorialrat und
Vrofeffor der Theologie D. S.
M. Deutfckn hat das Werk als
Dank fiir die ihm am hnndertften
Geburtstage Neanders verliehene
Doktorwiirde der theologifchen Fakul-
tät in Berlin gewidmet. Der
Band nnterfiheidet fich von andern
Werken der neuern Zeit dadurch
daß er auf einem'engbemeffenen
Raum eine oollftändige Darftellung
des Verlaufs der Gefchichte der
Kirche gibt. Er läßt nichts aus.
was 'fiir die Gefamtentwicklung
irgendwie wichtig ift. Er foll ein
vollkommnes Gefamtbild geben.
Zu feiner Ausfiillung in einzelnen
Zügen kann nur ein weiteres
Studium dienen. Selbftverftändlich
mußte Deutfch auf ein genaues
Eingehn in alle Einzelheiten ver-
zichten. Die Schwierigkeit für den
Hiftoriker lag in der Entfcheidung
zioifchen dem. was wefentlich und
was unwefentlich ift. Diefe un-
endlichen Schwierigkeiten zu löfenr
ift dein Autor ausgezeichnet ge-
lungen: Das für das Verftiindnis
des Ganzen Wefentliche hat er
. möglichft einzufchränken.
aufgenoininem während das- was
fehlen durfte. ohne das Verftänd-
nis zu beeintriiäitigeiy weggeblieben
ift. So verfchieden das Urteil
dariiber ausfallen mag was wichtig
und was unioefentlich ift„“ fo
kann über die Arbeit von Vrofeffor
Deutfch nur eine Stimme fein:
Er hat den ungeheuern Stoff fo
gemeiftert. daß er in abfolut klarer
Geftalt dem Lefer vors Auge tritt.
Was Studenten nnd Laien - es

ift nämlich auch ein Buch fiir
Laien -u dem Gelehrten befonders
danken werden. ift feine Kiihnheih
die Quellen- und Literaturangaben
Deutfch
hat es oorgezogein die Quellen zu
verarbeiten'. ftatt gewaltige Fuß-
noten anzubringen und einen be- .
fondern Teil Bemerkungen anzu-
hängen. Es find in dem Werk
unendlich viel Quellen - meift
primäre - verarbeitet. Auf geift-
reiche Schliiffe hat der Gefchichts-
fchreiber verzichtet. Der Stil ift
durchaus ruhig und fachlich und
hält fich von Hypothefen abfolut
fern. Diefe ftren'g wiffenfchaftliche
Art bringt es mit fich. daß-Deutfch
liberal(nur berichtet und felten
urteilt, Ein utnfo befferes Urteil
kann fich der Lefer iiber die Er-
eigniffe felbft bilden.
Varteimann. weder Mufelmann
noch Katholik noch, Vroteftant.
fondern überall und ausfchließlich
Hiftoriker, , f *
Die Darftellung erftreckt fich bis
in die neuefte Zeit und umfaßt
ebenfowohl die proteftantifche wie
die katholifche und orientalifche
Kirche. Ueber das reiche und reife
Werk fchrieb Adolf Harnack: „Ich
freue mich- daß wir nunmehr eine
Er ift' kein
"o-

Darftellung befitzen- die ini Zu-
fammenhang gelefen und ftudiert
werden kann und mußx die den
Stoff in feiner ganzen Ausdehnung
umfaßt nnd doch auf kiirzefteni
Raum alles Notwendige
bringt.“
l)r. fur. [Z. [-'.
'Berkehrshqgieue
Die Hygiene im Dienfte des Ver-
kehrs zu Lande und zu Waffer kann
bei dem firhtbaren Wert, den fie
für jeden Einzelnen befißh das In:
terefie allerr auch der Laicn- in
Anfpruch nehmen. Alles- was im
Verkehrswefen zum gefundheitlichen
Nußen derer, die das Reifen oer-
mittelnF ermöglichenr gefchaffen ift-
fällt in den Rahmen diefes Arbeits-
gebiets; es fall auf der Internatio-
nalen Hnlliene-Ausftellung Dres-
_den 1911. in den Grenzen vorge-
führt werden, die »die Größe und
»die Koften der in Frage ftehenden
Objekte und die Schwierigkeit der
Darftellbarkeit ziehn. ,
Wahrend die hhgienifchen Ein:
richtungen der Straßen felbft _Auf-
abe des:|Staats oder der Städte
“1nd und fomit auch in der Gruppe
Städtewefen .zur Darftellung ge,-
langen- *ift der-kibri e Verkehr zu
'Lande die Aufgabe efoudrerf dem
Verkehr, _dienender Jnftiiute: „der
-Eifenbahnen- Kleinbahnen- .Straßen-
bahnen ufiö. _ Ein großes Heer von
Uedien'flefen*c Beamten und_ ,Arbeitern
man linie-annual) arbeitet, für [fig
ofen-ner fchwierigen Leben. und
EGu'ndheit gefährdenden Verhält-
niffn. ,. ,4 ,. .,.
. ,Ös [oil Wer im breiten_ M*- 'f'fr
vorgeführt werden, ..was'cdie Hug ene
des Verkehrs an Wohlfahrtseinrich-
tungen gefchaffen hatF um für das
Leben- die Gefundheit und das Be-
hagen -diefer Bedienfteten zu forgen
und damit zugleich deren Arbeits-
kraft und die zur Betriebsficherheit
nötige perföuliche körperliche und
geiftige Tüchtigkeit zu gewährleiften:
Unterkunftsrc'iume Uebernachtungs-
lokale-h Baderinrichtungenr Schuß-
zelte- Einrichtungen zur Einnahme
geregelter Mahlzeiten, Wärmckiften-
Maßnahmen zur Bekämpfung *des
Alkoholgenuffes- wie Kaffeeküchen

und Sodawafferfabrikationz ferner
Schutzkleidung Schußoorrichtungen
vor Unfallgefahreih Neulinge-einrich-
tungenf Beamtenwohngebäude, -Ar-
beiterhäuferr Lungenheilftätten und
Genefungsheime. -
Vor allem fallen aber die einem
*fichern- geregelten. und der Gcfund-
heit zuträglichen Betriebe dienenden
Einrichtungen des Verkehrswefens
felbft oorgefiihrt werden- wie fie in
gleicher Weife den Reifenden und
den Bedienfteten zugute kommen.
:So wird in natürlicher Größe
ein mit allen neuzeitlichen hygie-
'nifchen Einrichtungen ausgcftatteter
Straßenbahnwagem ferner ein D-
Zugwagen mit l., ll. und lil. Klaffe
auf eftellt fein. An .diefem werden
tä. ich eine Stunde die feßt _in den
Eifenbahnwerkftätten und auf grö-
ßern Eifenbahnftationen eingeführten
Reinigungsapparate arbeiten.
Von befondern Wagen'arten wer-
den Zeichnungen _und vor allem
Modelle gezeigt need-1'1- die dem
Befchauer den Einblick in alle ?mit
peinlichfter Genauigkeit ,i dargeftellten
Einrichtungen und **Ausftattungs-
gegenftände bieten.. Neben mancher
allgemein .bekannten ,Bauart (Schlaf-
wagenr Kranken-Salonwagen) wird

auch mancher bisher nur dem Eifenbahnhygienifer vertraute Typ vertreten fein. darunter das Modell eines Rettungszuges. Bekanntlich find die Rettungsziige im ganzen deut- fchen Eifenbahnbereich gleichmäßig verteilt aufgeftellt; fie haben die Aufgabe. bei größern Eifenbahn- katañrophen fchnelle und ausgiebige Hilfe zu bringen. Aerzte. Samariter. Krankenträger. ja fogar Operations- und Verbandzimmer mit Verband- mitteln gelangen durch fie rafch an Ort und Stelle.

In Modellen und Zeichnungen werden befonders intereffante neu- zeitliche Stationsgebäude uud Strecken- anlagen vorgeführt werden. an denen der Bcfchauer ftudieren kann. wie bei dem Bau nach den Gefeßen der Verkehrshygiene verfahren wird. ferner wie ein Syftem komplizierter Gleis- und Sicherheitsanlagen (Unter- führungen. Tunnelbauten. Lüftungs- und Entwäfferungsanlagen. Signal- wefen) einen fichern und gefund- heittich einwandfreien Betrieb regelt. Ein Lokomotivführerftand in na- türlicher Größe wird alles vorführen. was Technik und Hygiene zur ge- fundheitlichen Sicherung diefer fo verantwortungsreichen und während der Dienftausübung befanders an- geftrengten Berufsgruppe gefchaffen haben; Abteil- und Durchgangs- wagen werden in Beleuchtung. Ven- tilation. Ausftattungsmaterial. Volfte- rung. Stoffproben und dergleichen mehr zum Teil völlig neue hygienifche Gefichtspunkte bieten.

DieAnlagen für das Auswanderer- wefen (Regiftrierftationen) werden. teils inZeiämungen. teils in Modellen vorgeführt. erkennen laffen. wie der VerfchleppunganfteckenderKrankheiten imEifenbahnoerkehrentgegengearbeitet wird; auch die Einrichtungen zur Reinigung und Entfruchung von Verfonen- und Biehwagen werden ausgeftellt fein. Von befonderm Intereffe. weil fie die erfte derartige Anlage der Welt ift. diirfte für Laien und Sachverftändige die Dar- ftellung der großartigen Potsdamer Entfeuclwngsanlage fein. die es er- möglicht. ganze Berfonenwagen nach Evakuierung» durch Heißluft zu

entfeuchen.
So ift zu erwarten. daß auch
diefes jüngfte Teilgebiet der Hygiene.
die Verkehrsbqgiene. auf 'der Inter-
nationalen Hygiene-Ausftellung ihre
überaus rafche Entwicklung zum
Nußen und Frommen weiter Kreife
erkennen laffen wird.
|*[. pf.

Die Weltftadt Berlin

„Gefchichte heißt Wanderung.“ Diefe
enge Definition eines Berliner Vhilo'
logen kann man leicht mit Beifpielerr
belegen, Es gibt zwei Arten von Wan-
derungen: eine vor- und eine zurück-
flutende, Die erfte ift von Offen nach
Wefien gerichtet; Barbaren dringen in
hochkultivierte Lande. auf deren Boden
fie mit ihrer unverbrauchten Kraft eine
neue Kultur fchaffen. Die Beweggründe
find eingeftandenermaßen ökonomifcher
Art. Die zweite geht von Weften nach'-
Offen; Kulturvölker iiberfluten an einem
genau zu beftimmenden Vunkt ihrer
eigenen Gefchichte die Lande einer:
hohen. aber toten Kultur. Die Beweg-
gründe werden faft immer rnit dem
Mantel eines Ideals verdeckt. Bei-
fpiele find die dorifchen Wanderungen
und der Zug Alexanders des Großen;
die Völkerwanderung und die Kreuzzüge..
Unfre Zeit hat dic Auswanderun en-
nach Amerika gefehn. Neben dieZen
Zügen iiber weite Strecken hin at
es unter beftimmten Bedingungen bei
allen Völkern, die fogenannte Land-
flucht gegeben. d. h. die Wanderung der
Landbevölkerung in die Stabi. Auf*
'KT'

dem Land Mangel an Menfchen. in der
Stadt eine allzu große Enge und ein Ge-
dränge. Diefe Bewegung hat geringere
Breite und Ausdehnung. fie fpielt fich
anf eugerm Gebiet ab: ihre Gründe
find wiederum ökonomifcher Art. und es
ift vielleicht bezeichnend. daß es eine
Wanderung von Oft nach Weft ift.
wenn wir an Berlin denken.
Das fo fich bildende Menfchenzcntrum
hat anf dcn erften Blick vor an-
dern Städten llmfang und Größe vor-
aus. Die Bedürfniffe werden diefelbcn
fein wie die andrer größerer Städte.
und die Mittel der Befriedigung die
gleichen. Aber es veftcht das Problem.
ob nicht an einem Vnukt die Steige-
rung der Quantität cine Aenderung in
der Qualität bedingt, Natürlich wird
zunächft der Verwaltungsbetrieb einer
Stadt wie Berlin nur gefteigerter.
potenzicrter fein als in andern Städten.
Aber ob ein Warenhaus in Diiffcldorf
und das größte Warenhaus der Welt
nicht auch qualitativ ganz andre Ge-
bilde find? Man wird zucrft immer
die Steigerung in den Zahlen und
Maßen anftaunen. zumal die äußern
Formen ftir neue »Qualitäten fich nur
allmählich bilden uud fchwerer zu faffen
find. Im Sichtbareu. Greifbaren, in
der Veränderung der Erfäfeinungen der
Straße wird man zuerft das Neue der
Weltftadt erkennen und lieben lernen.
Ich will aber nicht von den neuen
Farmen der Weltftadt im allgemeinen
reden. fondern nur von Berlin. der
beftgehaßten unter ihnen. Ja) führe
Sie* zum Kr" Eine enge Gaffe.
höchft malerifch in ihrer engbriiftigen
Dunkelheit. Krähende Hähne. fchnat-
ternde Enten. Schufter und Schmiede.
die hämmcrn. Kinder. fälinutzig und
barfuß. Hol ftiegen. dunkel und unficher.
Malerifch. d'chft ruinös. Am Ende der
Gaffe fließt diexSpree. ein buntes
Volk tummelt fich auf den langfcnn und
keuchend fich fortfchleppenden Datnpfcrn.
Die berühmten Berliner Apfelkähne.
das erfte Handels- und Verkehrsmittel
der Stadt, Wie afthmatifch pruftend
und langfam gegen die Untergrundbahn.
für die der nebenliegende Komplex icht
heruntergeriffen wird! Zwifchcn Apfel-
ka und Untergrundbahn liegen
700 Ia re Gefchichte. Aber wenn ma'n
fie*iiber enkt. findet “man faft nirgends
die Notwendigkeit einer Entwicklung.

Anf dem weiten Weg vom Fifchcrdorf
zur Weltftadt war es fo. aber es hätte
auch alles anders fein können. die
leßtcn 40 Jahre ausgenommen, So
oft ich in der Gefchichte einer Stadt
ihr Herz kennen lernte. hatte ich das
Gefühl der Ehrfurcht vor der Not-
wendigkeit. Berlin aber. das auch nie
framm gewefen ift. macht gottlos.
Nichts ift notwendig. man
kann fich alles anders denken. nur die
Untergrnudbahn nicht. Es ift wie
Sand. diefer geringfte Stoff, Fliichtig.
ohne Halt. nur Materie. geringe Materie.
ltr bedarf der Feuchtigkeit zum Halt
und des Geiftes Form. Er bedingt
keine Form und ift darum fiir jede
reif, Das ift Berlin. Aber man fucht
in der Stadtgefchichte vergeblich nach
dem großen. forutenden Genie. das diefe
minderwertige Materie zu Geift und
Leben gebracht. Die Muffe ift es dies-
mal. die gefchaffen hat wie in einem
Ameifenhaufen. Berlin ift Sand. zn*-
fammengetragen und gebildet und lebend
gemacht durch Millionen fleißige. riihrig
ichaffende Hände. Wo ift ein Gebilde
fo groß. fo notwendig. fo charakteriftifch
wie das werdende Berlin?
Dies ift der Hanptvorwurf- gegen
Berlin; Daß es häßlich fei und ohne
Charakter. Lbfchön. ob häßlich. dariiber
mögen fich miißige Aeftheten ftreiten.
Schon fiir den jungen Goethe (fieh
den fo wenig gelefenen. fo wertvollen
Erwin von Steinbach) ftand die Kunft
jeufeis von Schön und Häßlich. Und
charakterlos 7 fagt man - als Stadt-
bild und als menfchenbildendes Ele-
ment. Ich gebe zu. daß Berlins
Atmofphäre nivelliert. Aber wenn das
Charakterftärke wäre? Eine Notwendig-
keit? Die heutigen Kulturträger müfZen
in Berlin keinen giinftigen Boden iir
ihre Kultur finden. 'fie miiffen gleich-
gemacht. demokratifiert werden; denn
Berlin trägt eine prinzipiell von der
ihren differente Kultur. Aber troß der
knappen Zeitfpanne vou 40 Jahren
bildetBerlin bereits adäquate Charaktere.
und bald wird man von dein Berliner
fprechen. wie von einem Varifer.
Münchner etc. Nicht wie bisher im
iibe'ln Sinne als von einem Nörgler
und Befferwiffer. Scheffler -ih'arakteri-
fiert ihn in feinem Buch Berlin mit den

Worten: „Er ift verdammt, iinmerfort
zu werden und niemals zu fein.“ Wer
ein befferer Vfnchologe ift 'als unfere
Romaneiers- wird einem Typus iu
Berlin begegnet fein, der fich nicht
anders charakterifieren läßt, Es ift
der Feind aller Harmonie. fein Leben
ift ein ewiges Hin und Herr er ift der
moderne Ahasver, inunerfort irrend
und ruhelos. Ich will .ihn nur mit
einer fehr tupifchen Aeußerung charak-
terifieren. Ein in Tätigkeit ergranter
Herr beklagte fich bei feinem Freund
*über die unerträgliche Ruhe der Villen-
kolonie Nikolasfee. Diefer fragte ihn
darauf. wohin er fich denn eine Villa
baun wiirde? „Anf den Spittelmarkt“
*war die Antwort.
Wir haben kein Recht. Werturteile
zu fällen. Ob diefe Typen uns genehin
find oder nicht, darnach wird die Entwick-
litng nicht fragen, lind es charakteri-
fiert die Kraft Berlins. daß es in bier
Jahrzehnten einen Tubus fchaffen
konnte. Damals. nach dem Kriege lag
es da wie ein eben erwachter taten-
durftiger Mann. Nun ift es ein Riefe
geworden. der wohl zuerft im Schlaf-
taumel Dutnmheiten gemacht hat. wie
die Fahndenfcheußlichkeiten der Gründer-
jahre beweifen. Aber Berlin ift Sand
und Kraft, In wenigen Jahrzehnten
wird es ein andres Bild bieten.
Man wird abreißen und neu dann.
Und Berlin wird auch eine fchöne Stadt
fein. Wir haben allen Grund einmal
pathctifch zu fein und ums zu freun.
*
e'-
Das Phänomen Berlin ift zu einem
Vroblem geworden, mit dem die Geifter
fich auseinanderfeßeu müffen. Seine
?finger folgen mutig mit ruhelofer
.raft; feine Feinde fehn ,es wachfen
und feine Fangarme_ gegen die alte
Kultur .ausftrecken Und die ffhwankend
von Lager zu Lager gehn, wollen fehn,
was fie eintaufchen. So find alle
Bücher die iiber Berlin gefchrieben
werden» fubjektivf Bekenntnisbücher.
uch Karl Scheffler atte feinem Buch
- erfchienen bei Erich eiß- Berlin-Weft-
end 1910) den Untertitel geben können:
Eine_ Auseinanderfetznng. Cover-faellt,
fe i ne Gefühlsiinpreffion* [von Berlin
begriffli z ,zu faffen, indem er „die

_Stadt e chichte analhfiert, _ ,Er find t
wertvo e Begriffe wie dender Kolonie e
ftadt. Er macht ihn zurGrundlage
feiner Analyfe, die uns durch ein künft-
lich gewordenes Konglomerat fiihrt bis
*zu dem Vault, an dem dies gekiinftelte
Gebilde eine eigene Kultur finden die
aber fehnell zu Beginn des vorigen
Jahrhunderts zerreißt. Dann entwickelt
fich allmählich - fchließlich erft feit
1870 W die Großftadti deren Schickfale
Scheffler widergibt. um mit einigen
wertvollen Kapiteln „Utopie“, „Die Be-
ftiminnng Berlins“ zu fehließen.
Man kann gegen perfönlich gefärbte
Bücher nichts fagen- wenn die erföu-
lichkeit des Verfaffers fo aufrichtig. um-
faffend und intereffant ift wie die
Schefflers. Aber er hat uns doch nur
ein Buch iiber Berlin gefchriebenf nicht
das Buch. Dazu wäre eine Methode
nötig. die viel mehr bei der Anfehanung
bliebei eine Methode. die mehr kunft»
lerifeh als wiffenfchaftlicb ift. Das
Buch über Berlin müßte in kurzen
analytifchen Impreffionen gefchriebe'n
fein. Ein Eindruck der Straße. des
Menfchen - foweit er thpifeh ift -*
mußte in Worten wiedergegeben werden.
die das Bild unmittelbar lebendig
machen. Damit ift gefagti daß. 'nur
ein tiiinftler und Kenner Berlins diefes
Buch fchreiben kann. Ich will -- um
mich berftändlich zu machen - fagen
daß es nicht fo wie Hui-eis Berlin
(erfchienen bei Albert Langen in Miin-
chen) efchrieben fein diirfte. Diefes
Werk cu feinen Eigenwert- indem "es
uns Deutfäien zeigt, welehe Blöße wir
in einem franzöfiichen Spiegel haben.
Aber das Buch iiber Berlin muß von
allem Journalismus frei fein. Au'gufi
Endell hat in feinem fehr lefenswer'ten
Büchlein; „Die Schönheit der großen
Stadt“ die einzig niißliche Method-tan
einzelnen Beifpielen durchgeführt. .Do
bleibt der größere Teil auch nach End
noch zu kun: Der Rhnthmns zwifchen
Arbeit .und Vergnügen, zwifchen Tag
und Nacht. zwifchen Freiheit und bundenKeit, zwifchen Hoch und Niedrig,
2c., d, . die kiinfflerifche Form in der
Auswahl und Auordnuu der, _mim-.l-
fionen. Und die Synthefe rnu inline:
dern Lefer,.überlaffen bleiben. Sega-ii!
es die Entwicklgng.BerlinZ. JiurUfo
Wird ein Werk gefäi'affen werden :Strugg-
as gleichwertig ,neben ?billigere-Wun-
ehen uud Babes-Wien f eht. ein Werk-

in dem das Herz diefer großen Stadt
fchlägt. diefer Snmnhonie in Grau.
diefeS fteinernen Meeres. daS unfre
Heimat geworden ift.
litt, li'. Zcbönlanlc.

Neue Wege für die deutfche
Sprache

Emile Faguet. der bekannte
franzöfifche Literarhiftoriker und
Kritiker. fchreibt in der Revue des
Deüx Mondes über den gegen-
wärtigen Stand der franzöfifchen
Sprache: Verflachung und Ver-
gewöhnlichung fowie allgemeine
Gleichgiltiakeit gegeniiber dem
grammatifch richtigen und ftiliftifch
fchönen Spramgebrauch im ge-
wöhnlichen Leben. durch Viel-
fchreiberei und Viel- und Schnell-
Leferei gezeugt und geuc'ihrt. drohn
die klaffifche Sprache Frankreichs
gegen eine oerfchwommene. ner-
worrene und geftaltlofe Sprache
auszutaufchen. für die man eigent:
lich einen neuen Namen erfinden
müßte.
Hüten wir unfre fchöne klaffifche
deutfche Sprache durch treue Pflege
in Schule und Leben vor demfelben
Säjickfal!
7 Jft diefer Mahnruf notwendig.
berechtigt?
Wenn wir daran denken. was
wir in der langen Zeit von 6-8
Jahren Volksfchule und *meiftenß
noch einigen Jahren Mittelfchule
fprachlich errei en. und wie wir
das Eclernte im täglichen-Leben
und _im Sprachgebrauch derwerten.
hrung): :.izerwerten 'kbmt-en. fällt
die Antwort gewiß bejahend aus.
Es „prüfe, und erkenne fich hierin
_fkk-er felbft' , *
:,..We„.tt*e sie. "*.ege'xtxä'rt'cgfiicec-
ha ' t mit ?inner ?within Sprache?
Wir haben unfer tlaffifches
Deutfch aus einem Zeitalter her!
iiber bekommen. wo d_ie feelifchen
Kräfte der deutfchen Volksftämme
noch nicht wie heutzutage vom
.Gaften und Jagen auf allen Er-
werbsgebieten fo völlig aufgezehrt
wurden. fondern da befonders -der
Ausbildung und Vertiefung der*
Sprache in Schule und Lebendie
nötige Pflege gewidmet wurde. und
da durch *unfre Klaffiker. vorab

durch Goethe und Schiller. in
geiftoollen. formoolleudeten Meifter-
werten die Grundlage gelegt
wurde. auf der eine gefunde Weiter-
entwicklung der deutfchen Schrift:
fprache iu unfern Tagen einzig
möglich fein wird. - der
Scirochlehre fowohl wie ana)
der .Ausfprachlehre und der Recht:
fchreibung.
Durch die gegenwärtige faft aus:
fchließliche Geltung taufender grund-
oeifchiedener Mundarten im täg-
lichen Sprachgebrauch und _durch
die offenbare allgemeine Gleich-
gültigkeit im grammatifch richtigen
und ftiliftifch fchönen Sprachgebrauch
des gewöhnlichen* Lebens. fowie
*durch die Anwendung hunderter
in der Darbietung und Auf-
faffung des Sprachftoffes ver-
fchiedenartiger Lehrmittel in der
Schule. wird der gut deutfch-fpraäj-
liche Austanfch in Wort und
Schrift. mit Rückficht auf das ganze
deutfche Sprachgebiet. außerordent-
lich erfchwertg wer reift oder Handel
treibt. wird .das beffätigen. __
, Die heutigen Handels- und Ville
kehrsmittel geftalten_ gbee jene
Sprache,„ zu .einer .weltumfpannene
deuiMacht. die für die,_einze:ln,eu
Völker' nm fo bedeutungsvoller
..it

wird- je klarer und je abgejchloifener
der Sprachftoff in den Lehrmitteln
enthalten ift und je einheitlicher
diefe Sprachbelehrung auf den all-
gemeinen täglichen Sprachgebrauch
zurückwirkt. Um den .Bann zu
löfen- der uns im gutdeutjchen
Sprachgebrauch beengt„ der uns
gleichiam nur „offiziell“ gutdeutfch
reden läßt- .bedürfen wir einer fiir
das ganze deutfche Sprachgebiet
einheitlichen Sprachbelehrungr eines
einheitlichen Sprachlehrinittels- das
auf klaffijchem ,Lefeftoff aufgebaut
ift. Bei den herrichenden miß-
lichen Znftc'inden in Sprachlehrer
Ausfprachlehre und Rechtichreihung
ift es geradezu eine Pflicht der
dentfchen Volksftc'jnime- fich in
diefer Weife zu einheitlicher Pflege
ihrer Schriftfprache als Mutter-
fprache zufammenzufchließen; es ift
dies ihre Pflicht nicht bloß fich
felbft gegeniiber- fondern auch ge-.
genüber andern Völkern- für die
es, wie der bekannte rumänifche
Politiker Aurel Vopooici jiingft in
der Wiener Zeitfehiift „Großöfter-
reich“ in einem Auffaß „Die
Reichstprache“ ausführt, von der
allergrößten Wichtigkeit ift„ die
deutfche Sprache zu kennen- um-
fich dadurch in die germanifche
Weltanfchauung in die germanifche
Wiffenfchft und Kunft! in das
Eigentiimliche deutfchen Wefens
und Gemüte* zu vertiefen/ da darin
der reichfte Schuß an wahren ge-
diegner Bildung' liege,
Da nun die Sprache das wich-
tigfte Erziehung-Z- und Bildungs-
mittel in Schule und Leben ift-
da die Sprache bei den heutigen
Handels: und Verkehrsmitteln eine
Macht ifty die die Welt umfpannen
kannt ift es doppelt wichtig- ein
einheitliches deutfche-Z Sprachlehr-
mittel zu ichaffem das durch klare
anjchauliche Darftellung des klaf:
iifchen Sprachftoffs es dem deutfch-
jprechenden Mann möglich machh
feine Mntteriprache leicht und voll-
ftändig zu erlernen nnd die es
dem fremdfprachigen Meniajen er:
möglichß die deutfche Sprache im
Anfchluß an feine Mutteriprache
leicht und fir-her zu erlernen.
Auf diefe Weife wird mit der

deutfchen Sprache und durch fie
auch deutfche-s Denken und
Handeln immer mehr zu gebühren-
der/ der „kulturellen“ Bedeutung
der deutfchen Volksftiirnme ent-
fprechender Weltherrfchaft gelangen;
auf geiftigem Gebiet gibt es Er-
oberungen zu machen,
Wer fich des nähern iiber diefen
Gedanken der Vereinheitlichung der
deuiiehen Sprache in Schule und
Leben auf der Grundlage des
klajfijchen Deutfch Klarheit ver-
fchaffen will, der leie den Aufiaß
„Neue Wege fiir die deutfche
SpracheC der in den „Pädagogiichen
Abhandlungen Neue Folge(Heft 11
(Einzelpreis 40 Bf.) im Verlag
von A. Helmichs Buchhandlung»
Bielefeld- erfchienen ift.
.Albert Ztatily-Zt. (Kalten.
Das neue Buch vou Emil Lurker
Die, die unter den Büchern
von Emil Lucka vornehmlich ,Jfolde
Weißhand“ lieben- werden .von dern
unlängft (bei Egon Fleifehel in Berlin)
erfchienenen kleinen Roman „Adrian"
und Erika‟ ficher fehr tief ergriffen
werden. Sie wifien von „Jjolde Weiß-
hand“ nnd auch von Lucius erftem
Roman:
„Tod und Leben“'her, daß.
diefer Dichter eine oft ins Schwärmerifche-
erhobene, _inß Anbetende vertiefte Ver..-
5_10

ehr-ung der Liebe -- faft wie ein Minne-
iiinger *- in Dichtung verwandelt. und
haben oft gefühlt. daß er „Liebe“ und
alles. was au Traum und Wort ihr
eigen ift. anders ausfpricht: inniger.
bewegter. verflärter. In diefem neuen
.Buch nun fammelt fich feine Kunft zu
einer leuchtenden Apothcofe ihrer felbft.
wird Liebe einzige Sonne. um die
alles kreift. in die alles ftiirzt. bis fie
endlich. in Vermeffeuheit emporwachfend.
mit ihrem Feuer iiber ihre Sphäre hin-
ausdringt. daß felbft der Tod fie kaum
zu verlöfchen vermag. Es wird wenige
Bücher geben. worin das Brennen einer
Leidenfchaft mit fo ansdauernder Kraft
nachgediehtetwäre. Ganz wie eine Flamme
ift diefe: unabläffig lodernde und doch
fich felbft verzehreude Flamme. Erft
ift es ein Liebesfchickfal und voll von
Gntziiekungen und Lieblichkeiteu - dann
wird es verfchattet. wird Herbft. Ein-
famkeit. Erinnerung. Warten. Ver-
fchmachteu. Verzweiflung uud Tod.
Es wird das Leiden Adrians um Erika.
wird eine folche verlechzende Qual. ein
fo 'entfeßeusvolles Hinfchleppen der
Verlaffeuheit. fo vernichteudes Hin-
ftiirzen vor den machtlofeften Hoffnun-
gen. fo erfchiitterndes Begliicktfein von
den grundlofeften Erwartungen. wie
man es zumindeft an Vehemeuz und
Intenfität feit dem jungen Werther
nicht mehr erlebt hat. In Kellermanns
„Ingeborg" ift ähnliches atemlos ver-
zehrendes Leiden um eine ferne. fiiße
Geftalt * aber da ift das Ergreifeude.
wie fich der Held. ohne fich deffen
bewußt u fein. dagegen wehrt -- hier
gibt er ch hemmungslos hin. läßt fich
bis zum legten Blutstropfen in feinen
Schmerz einftrömen. Und wie der Tod
endlich feinen fchwarzen Mantel leife
über Adrians Haupt legt. atmen alle.
die hier nicht in Tränen ausbrechen,
mit ihm auf. ..daß ihm diefes gelungen
war.“
Der außerordentliche Eindruck. den
diefes Buch -- nicht nur auf weiche
Herzen - ausüben muß. wird durch
die kritifchen Einwände nicht gemindert.
felbft wenn man ihnen recht geben
wird, Gewiß war es (vom Autor oder
vom Verleger?) nicht bedacht. diefe
Dichtung „Roman“ zu nennen; es
„kommt“ nicht viel „vor“. es ift immer
nur die Liebe der beiden und dann:

Schmerz. Schmerz. Schmerz! Die kleinen
Kapitel. in die das Buch zerfällt. ver-
raten es ja: esift kein Gebäude. es
ift ein Blumengarten. Wenn man ein-
tritt. brennen Rufen. rote. weiße. dann
kommen Herbftzeitlofeu. dann Nacht-
fchatten und Asphodel. Es ift ein
tvundervoller Zyklus von Gedichten in
Profit. Ein einziges Kapitel iviverfpricht:
-fenes. das Adrian und feinen Neben-
buhler. Veter Schräm. einander im
Reftauraut gegeniiber fitzen und an
einander vorbeireden läßt. dahinter
heiße Angft und Feindfchaft lauern.
Das ift meifterhaft gemacht: wie fie fo-
dafißeu. gebändigt. feder mit feiner
Wildheit. mit feiner Sehnfucht. jeder
feine Flamme mit taufend Willens-
kriiften verhiillend. Hier erreicht die
epifche Darftellung eine große
Gewalt der Spannung. das innere
Bild wandelt fich zur dramati-
fchen Szene. aus der man dann nur
fchtver in die ftill hinfchwebende Lvrik
zuriickfindet,
Nimmt man den fatirifchen Roman:
..Eine Jungfrau" aus. fo finden fich die
drei erzählenden Bücher wie die Säge
einer Sniuvhonie zufammen. Gegen
..Tod und Leben“ weift das neue Buch
die völlige Umkehrung des Themas auf;
enger fchließt es an ..Jfolde Weißhaud“
an. tleberwog dort der epifche Ton
den lvrifchen. fo gewinnt hier der
[nrifche die Oberhand; was dort Gefang
war. ift hier Lied geworden. Aus nor-
difcher Macht ward fiidlicher Traum.
Aber dad _haben beide Bücher gemein:
Das Emporwachfen in den Mhthos
und die ungeheure Vifion des Todes.
Ergab fich der kritifchen Betrachtung
das vorhin erwähnte Kapitel als epifcher
Höhepunkt. fo erfcheint dem Herzen der
Ausgang des Buchs als die letzte dich-
terit'chc Erhabenheit. Wie fich in der
weißen Winternacht iiber den in den
Schnee Gefuuknen hinweg Tod und
Verzweiflung in die Augen fehn (weiße
viereckige Augen der Verzweiflung.
tiefe dunkle des Todes!) aber wie das
Wort ..Nie wieder“ Adrian nicht fterben
läßt. wie es ihn fo weit fiihrt ..wohin
kein Menfch kommen darf. weil die
ewigen Mächte in Angft geraten müßten..
vor folchem Eindringen“ - das ift ganz
groß und voll von Wundern in der
Sprache. In fo lautere Luft hinauf-
5m

gezogen. ueriiehiuen auch wir das Tönen
der Sphären und fiihlen uns dem lin-
endlichen fo in Erlöfung nahe wie nun
Adrians Seele,
l)r, beljx [Iraun.
Künftler-Steiuzeichnungen
Von den von B„ G, T eu bn e r
in Leipzig herausgegebenen Klinfiler-
*fteinzeichnun en find jetzt wieder
einige neue lätter erfchienew die
-eine erfreuliche Bereicherung all
des Schönem was bisher ge-
boten wurde bedeuten. Wie
fein hat es Fr., Beckett ,ner-
ftanden, den malerifchen Gehalt
von Anfirhten aus alten deutfchen
Städten auszufclnipfen mit ihren
ho'ihgiebligen Häufern und trau:
lichen Ziegeldc'ichern, troßig ragen-
den Tiirmen, fchmalen. Gaffen und
heimlich ftillen* Winkeln! Wie
lEuchtet die Heimatfreude- die ja
als ,Grundtendenz die ganzen
Teubnetfchen Steinzeichnungen be-
herrfcht. aus den liebevoll be-
obachteten Motiven hervor; die er
uns aus Niirnbe rg (Henkerfteg
und Anficht der Burg) Rothen-
burg, ob. d, T. _(Herterichsbrunnen);
Schwäbifch Hall (Brücken-
pcirt)z, _,J e :n a (Johannistor in
-abendlicher Winterfiimmung). Alt-
fr-a nkfurt (eine Ecke der Saal-
g'affe) taugt. Diefe .im For-
*rnat von 41.:":30 und zum Vreife
yon 2:50 Mark erfchienenen Blättern
fcl)ließen fich in der gleichen Größe
an* drei "ebenfalls recht ftimmungs-
volle Blätter: . „Q o l u_ n d e r*-
bl,üte“.,.o“o.n U., Weber zeigt
unsgeinen fonne'nbeleuhket'en land:
lichen Gartenweg_ zwifchen *w'e'i
.Holunderbäunxen in weißer Bluten-
fülle, A Hoff-,W Mittags;-
raft oor dein'ländlichen Wirts-
haus zwei wackere Neffe. die _unter
kiihlem Baumesfchatten ihr Futter-
uerzehrew während draußen die
Mittagsfonne brennt und reizvolle
Lichter fpielen läßt. ein Stim-
mung und koloriftifchem Reiz reich ift
bei aller Einfachheit des Motios
auch „Unter der alten
Kaftan'ie" von F. Hecken mit
der weißen Bank auf dem duftig-
grünen ?liafen unter dem alten
Baum mit “feiner Ueberfiille hell:

leuchtender Blütenkerzen. 7
C. Bauriedl fiigt zn dem
frühern Blatt ..Sommer im
Gebirge" ein reizendes Gegen:
ftück- den „Frühling, iin Gebirge"
(Format 75 : 55 cm, Mk. 5.-).
Noch krönt glißernder Schnee die
im Hinter 'rund ragenden Bergziige;
aber lieb' ich grünt es unten. im
Tal auf den fanft gewellten Wiefen,
und dunkle Tannen und, lichtgrüne
oder im weißen Blüten'f'chmück
fchimmernde Laubbäume richten] ch
hoffnungsooll zum blauen Himmeh
und all die Bracht fpiegelt _fich
wieder _im 'ftillen kleinen_ Bergfee.
Fleißiger Landleute wackre Ernte-
arb'eit im heißen * Sommerfonnen-
fchein fchildet't' A. _Hof f es „Etui-Ü;
(100,-: 70 ein* Mk., 6.77)..W_ z z
die. Wette miihn fich kräftige Munde
und _Knechte die_ goldgelben-
?Zrben zum bereits hochaufgetürmflßx'!
agen zu fchaffen; am blauen
Horizont ballen fich weiße Wolken
znfammen- die" zur _Eile mhh-“nein
Die lebhaft bemeilt'tjl- Fire kl' le
ihre: buntenrcccot auf .den nrw
Kornfeld- . grüne -. Höhen_ im .Hintere
grund und darüber das 'S 'iel x _
Waren ergeg ,Yin oriftif
Geländes. reizt-o es.; ill?: . .-
Griechifches Märchenland' laßt

D. B o p p s Bild. ebenfalls im
größten Format gehalten. ..Odhf-
feus und Bolhphem“ vor
uns auftauchen. An 'braune
Klippen von fchroff-fchönen Kon-
turen fchleuderte das azurne Meer
feine Wellen. die weißbrandend
zurückprallen. Ihnen vertraut fich
der kiihne Seefahrer mit dem
Häuflein feiner Genoffen an.
mit fchlauer Lift eben dem ge-
waltigen Riefen .entronnen. der
wiitend daher eilt. um den Fliehen-
den einen Felsblock nachzufenden.
Ueber die fchönen Blätter unter-
richtet der Katalog mit ca. 16()
farbigen Abbildungen. den der
Verlag für 30 Bf. verfchickt.
Willy Lange: Gartengeftaltung
der Neuzeit
Unter Mitwirkung von Otto
Stahn. (Webers Illuftrierte
Gartenbiblivthek. herausgegeben
von Willi) Lange. Band 1).
Leipzig_ I. I. Weber.
Das vorliegende Werk diirfte
wohl in der gefamten Garten-
literatur eine führende Stellung
einnehmen, Es verdient
Bräponderanz'nicht nur durch die
Tiefe und Sachlichkeit feiner Ans-
fühtungen. fondern auch durch die
geradezu exzellente und liebevolle
Ausftattung. die der Verlag ihm
bereitet hat. ..Der Garten ift die
erweiterte Wohnung.“ '
Diefe jeßt immer mehr zur
Geltung gelangende Devife fpriau
deutlich dafiir. daß in unfrer Zeit
* fich ein neues kiinftlerifches Leben
regt. das alle Bediirfniffe der All-
täglichkeit. wie auch die nähere
Umgebung des Menfchen mit
diefe x
ihrem Schein veredeln und ver-
fchönen will, Die künftlerifche
Neugeftaltung des Gartens. die in
vielerlei Variationen dem Lefer
des genannten Buchs theoretifch
und praktifch klargelegt wird. in:
tereffiert nicht nur den Fachmann.
fondern in hohem Grade auch den
Laien. Der Stil ift durchweg
anziehend und vermeidet mit
Angftlichkeit die zu große Anhäufung
fachlichen Beiwerks oder einen
trocknen lehrhaften dozierenden

Ton, Im Gegenteil vermitteln
die farbenprächtigen Kunftbeilagen
dem Lefer eine lebendige An-
fchanung.
Den Laien intereffiert befonders.
mit welch einfachen Mitteln fich
fchöne Wirkungen erzielen laffen.
indem man der Natur nachgeht
und nicht nur Baum und Strauch
als Material im roheften Sinne
der Erzielung irgend einer architek-
tonifchen Form auffaßt. Der
Autor diefe's Buchs zeigt uns vor
allem die Schönheit der Pflanzen-
welt in ihrer natürlichen Gefeß-
mäßigkeit. Trotzdem braucht darum
nicht durchaus ein fogenaunter
Naturgarten zu entftehn; denn die
Aufgabe des Gärtners wird es
hiernach fein. je nach Gefchmack
feines Auftraggebers die natürlichen
Wirkungen zu' kiinftlerifchen zu
fteigern. in denen die urfpriinglichen
Formen in geometrifche und archi-
tektonifche gegliedert werden.

Wilhelm Hegeler: Die
frohe Votfihaft q
(Deutfche Berlagsanftalt. Stutt-
gart) '

Manche Menfchen haben nicht
nur einen Beruf. auf den hin fie

ftudiert. fvnderik daneben einen
andern. den fie nicht erlernt
haben. der ihnen aber angeboren.
von dem fie nichts ahnen. der aber
der wichtigere und höhere ift. Der
leicht begreifliche Ausfpruch. von
allen Beften der Zeit unendlich oft
beftätigt. nimmt fich als Vorwort
diefes ftarken und tiefen. leben-
umfaffenden Buches ieltfam aus,
Uns 'fcheint. daß er mit feiner
trockenen ,Zahrheit die leßten Ge-
danken: und Empfindungs-Ouellen
des eigentiimlichen Werks nicht
auszufchöpfen vermochte. Die Heim-
lichkeit des innerften Berufs. der.
ohne fich in Werk und Tat umzu-
fehen. die geiftig-feelifche Entwick-
lung des Menfchen fördert. feinen
Berfünlichkeitswert erhöht. weil er
ihm den Blick in Tiefen und Ab-
gründe öffnet. von deren Dafein
der am blanken Tage Klebende
nicht einmal eine leife Ahnung hat.
Diefer heimliche „Beruf“. der. fehr
oerfchiedenen Charakters. faft nie-
mals nach außen - umfo inten-
fioer in der Stille des *Gemein-
fchafslebens mit geliebten Menfchen
wirkt - er fteht mit den' aufs
Wirkliche. auf denErfolg gerichteten.
unermüdlichen Beftrebungen der
jugendlichen Heldin _ nur in lofem
Zufammenhang; vielleicht iiberhaupt
nur infofern. als die kämpferifche
Arbeit des gefunden. fchöpferifch:
ftarken Mädchens im legten Grunde
aus einem fchwiirmerifchen Idealis-
mus erwächft. Charlotte Dumme.
die Tochter eines plötzlich verarm-
ten Regierungsrat-s. fchließt fich in
den neunziger Jahren. die foviel
Jdeen-Anfchauungskomplexe in Fluß
gebracht haben - man - denke an
die Siege Jbfens und Hanptmanns
durch das Medium der ..Freien
Bühne“ - einer altruiftifchen Be-
wegung an. deren unerfiilldare
Vhantaftik zu feder andern. als
der angegebenen. von idealen
Plänen leidenfchaftlich aufgewiihlten
Zeitepoche auch fiir die unerfahrnen
GemüterjungerMädcheneinleuchtend
gewefen wäre. Ein Häuflein armer
Schlucker gründete einen Bund.
der ..Elitanier“. deffen Ziel ein
zwiefaches ift: einmal wird mit

dem Erwerb » eines Stückchens
afrikanifchen Bodens eine Ber:
befferung der wirtfchaftlichen Lage
geplant. man fchwärmt von Gleich-
heit. Teilung. Kommunismus -
andrerfeits aber follen die zur
Ueberfiedlung Auserwählten zu
..Edelmenfchen“ ausgebildet werden,
Alfa eine auf ethifcher Grundlage
fußende hnmaniftifche Utopie.
Nun kommt es dem Verfaffer
keineswegs auf die Erzeugung einer
Nenlifierbarkeitsillufion. eher auf
ihr Gegenteil an. Denn was er
zeigen will. ift diefes: Solange
die Jdee mit reinem Herzen und
mit reinen Händen propagiert wird.
übt fie einen unwiderftehlichen
Einfluß auf die moralifche Dis-
pofition der großen Muffe. Die
von den mancherlei geiftig kämpfen:
den Strömungen jener Tage wach-
geriittelten Menfchen - nicht nur
Schwärmer. Bhantaften. Intelli-
genzen - fondern nüchtern den:
kende. fparfam rechnende Werkel-
leute. fchließen fich aus freiem
Antrieb dem Bund an. reden.
fchaffen. opfern. zeigen dafiir. und
fchwingen fich mit diefer. halb dem
Egoismus. halb einer unbeftiminten
Hoffnung auf innere Läuterung.
intellektueller Entwicklung folgenden
kl-l

Traumiehnfuchh iiber die Note und
Sorgen des Alltags zu jener
Warte empor, auf der nicht mehr
Perfbnlichkeitsz f ondern Menfchheits-
'rechte und Fragen angefchnittem
beurteilt„ oerfochtein propagiert
.werden So kommt est daß aus
ftumpfen Arbeitstieren und Maichi-
nenl denkende-planende, poetifiereude
Menfchen werden. Und damit
fpringt des Dichters Abficht klar
ins Lichh nicht bloß den innern
uerfchwiegenen B e r u f „ fichtbare
erhabene Ziele brauchte die
Menfchheiß auf daß iiber den Krieg
des Tages hinaus an Großem
gewirkt, Ewigkeitswerte gefchaffew
der Geift geftählt und geläutertr
nicht aber an die Niederkeiten des
Lebeuds vollends vergeudet werde!
Natürlich trägt die Erhabenheit der
Ideet die Großzügigkeit des Planes-
nicht zuleßt die Schwierigkeit feiner
Verwirklichung in diefe fiinpeln
Krämerfeelen einen tiefen. nicht
mehr zu heilenden Zwiefpalt. ein-
mal zum Denken„ Tam Mitberaten
erkorein empfindet der Niedergeborne
wenig oder garnicht Gebildete
feine phyfifch-geiftige Unzulänglich-
keit. Dies tiefgriindige Problemx
an dem fich die weitverzweigte
Handlung aufrankt- wird Ausgangs-
punkt der ungeheuern Lebens: und
Geftaltenfiille- die der Roman *um-
greift. Da ift der Pionier und
Führen der Agitatort das geiftige
Zentrum des Bundest Schleifer.
wie fo viele feiner Gefährten eine
. gefcheiterte Exiftenzt die fich an
der phantaftifchen Großzügigkeit
ihrer Jdee wie am eignen Schopf
aus dem Sumpf des Verg'effen-
und Zertretenwerdens herausziehn
möchte. Ein Mann von unbefieg-
' verläßt
barer Willenskraftt heroifcher Ent-
fagungsfähigkeih fanatifcher Zuver-
fichn folange er die innere Makel-
lofigkeit bewahrt. Jui Augenblick.
-wo feine Ehrlichkeit zufammenbricht
und er durch fchweigfame Duldung
gleichfam teil hat am Verbrechen-
ihn Schöpferkrafh Be-
geifterungt der Siegeswille. Da
find Nenner und Wendebornr der erfte
ein neurafthenifcher Phantaft. an

der Einbildung feiner vornehmen
Herkunft krankendt zwifchen Groß-
mutt Opferfreude Tatkraft und
Verzweiflung an der eignen geiftig-
ethifchen Potenz hin: und herge-
worfen. eine feffelnde Charakter-
ftudie- Schufter Wendeborn- der
fchlicht veranlagte Handwerkert hat
fich unter den rauhen Fäuften des
Tages zum Utilitarierherangebildet ;
kein Verbrecher zwart aber fein
zuverläffiger Hehler und Schußer.
Schließlich Noortmoor und Chan'
lotte felbftt die heimlich für ein-
ander Beftimmten; der junge Ne-
ferendar ein ftolzert zähert klar-
blickender 'Lebenskämpfert über:
zeugt von der Unausfiihrbarkeit
der elitanifchen Utopia und dem-
nach treu zu der Geliebten haltend-
deren Kämpfe Miiheiu Enttäufchuw
gen im Dienft der gigantifchen
Menfchheitsidee er an ihrer Seite
durchficht. Dies opferfrohe- leicht-
entzündbare Mädchen. das- in un:
verfchuldete Not geraten„ mit ihrer
Hände Arbeit den Unterhalt der
Eltern erwirbtx ift von dem Glanz
der „frohen Botfchaft“ Elitaniens
fo geblendett daß es mit eigen-
willig verbundenen Augen an den
Unmöglichkeiten ihrer Erfüllbarkeit
vorübergeht. .Bis es unter der
Wucht jener vernichtenden Ent-

deckung von Mord. Verbrechen.
Ehr- und Treulofigkeit der eignen
Gefährten zufammenbricht. Denn
natiirlich fcheitert. was durch ver-
bliiffeuden Zufall. die Spende
einer unwahrfcheinlich großen Geld-
fumme 'an den Bund beinah
zur Ausführung gelangt wäre. an
der moralifchen Impotenz feiner
Begründer. - Neben diefen fiihren-
deu Geftalteu umfchließt der glän-
zend komponierte Roman eine
Fülle intereffanter Meufchenftudien;
er gibt unter den Gefichtspunkten
feiner ihn beheirfchenden Idee ein
fo getreues. klares. packendes. be-
feeltes Bild des Lebens. daß wir
feine Lektüre nicht warm genug
empfehlen können.
. Gerti-url beam-litänlcel.
Ernft Prager: Lieder eines *
Früh-Verftorbenen
Verlag der Buchhandlung Hein-
rich Jaffe. München
Der kleine Gedichtband enthält
eine Reihe ftimmungsooll abgetönter
und tief empfundener Lyrik. Ein
kurzes und doch reiches Leben eilt
in abgebrochnen Bildern. jauchzenden
Gliickes und trünenfchwerer Not
poll. an uns not-iiber. Die kleinen
Schönheiten des täglichen Lebens.
die eines, Menfchen Freude aus-
machen. das kraftvolle Glücklich-
fein eines reich veranlagten Herzens.
das große Leid einer vom Leben
vorzeitig zerltrochenen Seele fpricht
zu uns aus diefen Gedichten. Die
Sprache ift fchlicht und vor-nehm
- und eigenartig in diefer fchlich-
ten. wahren Emofindungsfiihigkeit.
Sie fteigert fich zum Schluß. wo
uns der Dichter von feiner innern
Not. die in durchwachten und durch-
littenen Nächten 'einen qualoollen
Auffchrei findet. fpricht. bis zur
Leidenfehaft. finkt aber gleich wieder
in Nefignation zurück. Und diefe
feine. ftille. fchöuheitsreicheReftg-
nation feffelt tiefer. als das
leidenfchaftlichfte Wort. Diefe
Lieder eines Menfchen. der das-
*Leben lieb gehabt hat und es doch
fo jung laffen mußte. der mit Be-
wußtfein den Tod näher und näher
kommen fah. zeugen von literarifch
wertvollem(Schaffen, Aus dem

erften Teil. der licht: und freude-
durchtrünkt ift. ftammt folgendes-
Gedicht:
So Zwoa.
„Kornblumen I
Da pflücke ich mir einen Strauß
Und bring ihn Vapo nach Haus."
Und du biickteft dich fchuell.
Und du pfliickteft fie fchuell.
Und ftandft mitten im Felde drin.
Es reichten dir die Halme grad
und gut
Unter den neuen Sommer-hut.
Und zuweilen noch driiberhin,
In NW) -
Lächelnd »-
Sah ich dir zu,
Da brnuften mit Klappern und
unter Schellen
Zwei Radler vorüber. _
Schloffergefellen - oder fo was.
..Die Zwoa fchau an. da drin in
den Acht-ent“
..Geh Kamerad. fo Zwoa darf
man nicht ftören!“
Und unter Klappern und unter
Schellen
Brauften vorüber die Schloffer-
gefellen.
..Die zwoa fchau an!“
Ting der Wind uns noch zu.
lc'ichelft du?

Du fiehft mich fa an!"
So . . , fo!
Am Wegrand lag der Korn-
blumenftrauß.
Wir kamen mit leeren Händen
nach Hau-Z.
Die leßien Gedichte in deneu
fchon die ahnung-Wolle Stimmunng
eines Todgeweihten liegtr der noch
mit allen Fafern feiner Seele am
Leben hängt- find fprachlich be-
fonders fchön und von tiefer Emp-
findung. Zu diefen Gedichten ge-
hören die beiden folgenden:
Drei Schaufeln Sand.
Das war die erfte Schaufel Sand.
Sie kam von meinem Weihe
Aus zitternder Hand.
Und poltert doch fo an des
Sarges Wand!
O. Liebfte meinx
Denke mein!
Das war die zweite Schaufel
' Sand.
Sie kam von meiner Schwefter
Aus zitternder Hand
Und poliert doch fo an des
Sai-ges Wand!
Ox Schwefter meinF
Denke mein!
Wo bleibt die dritte Schaufel
i - * Sand?
Da tropfts auf die Stirn leife
-- leife -
Durch des Sarges Wand
Eine Träne ifts die den Weg
fich fand.
O. Mutter mein.
Weine nicht.
Miitterleinj tu nicht weinen.
Nie fänd ich die Nah.
Es war zur Dämmerftunde.
Die Mutter an meinem Bette
ftand.
Da las ichs ihr vor mit zucken-
dein Munde:
Drei Schaufeln Sand. _
Draußen klang der Schwefter
Lachen.
Die, Mutter fliiftert- kaum daß
ichs verftand.
„So traurige Lieder darfft du
nicht machen.“
Drei Schaufeln Sand.
alice [Tiegel.
Will). Altmann
Kammermufik - Literatur. Ver-

zeichnis von feit 1841 erfchiene-
nen Kammermufikwerken. Leip-
zig, Carl Merfeburger. Preis
gebunden 3 Mark. -
Diefe bibliographifche Arbeit un-
fers trefflichen Mitarbeiters füllt
eine längft empfundene Liicke aus
und wird allen Freunden der
Kammermufik um fo willkommener
fein- als der Druck fehr iiberficht-
lich ausgefallen ift,
Eine Euchklopädie in Einzel-
blinden
Die Zeit ift noch nicht allzufern.
wo - wenigftens in Deutfchland
- die Meifter wiffenfchaftlicher
Forfchung es fiir unter ihrer Würde
und fiir unvereinbar mit der Tätig-
keit und dem Anfehn eines Ge-
lehrten hieltenx die Refiiltate ihrer
Arbeit dem „LaienpublikurnC d. h.
allen denen zugänglich zu machen-
die nicht zur Zunft gehörten. Man
begniigte fich damitx fiir den meift
außerordentlich kleinen Kreis der
Fachkollegen zu fchreiben. und hielt
jedem der den Verfuch machtet iiber
diefen Kreis hinaus auf ein bxeitereis
Publikum wirken zu wollen„ fiir
einen Verräter an der Wiffenfchaft,

Nun. die jiingfte Gegenwart.
deren ganze Entwicklung auf die
höchfte Anfpannung aller im Volke
fchlummeruden Krafte und auf die
intenfivfte Ausnutzung nicht nur
der materiellen. fondern auch der
geiftigen Güter hindrc'iugt. hat mit
jener längft veralteten Anfchanung
gründlich gebrochen. und heute find
es gerade die beften Köpfe in der
Gelehrtenwelt. die es als eine der
wicht-igften Aufgaben der Wiffenfchaft
betrachten. die Ergebniffe der For-
fchung auch der Allgemeinheit. fo-
weit fie durch Vorbildung und
fvftematifche Pflege geiftiger Inter-
effen zur Vertiefung ihres Wiffens
befähigt und berufen ift. zugänglich
und nußbar zu machen.
Ein Beweis dafiir. wie ftark
diefe Erkenntnis die Männer der
Wiffenfchaft beherrfcht. und wie
dankbar das gebildete Publikum
die ihm dargebotenen geiftigen
Scheiße hinnimmt. ift die bei der
G. J. (ftöfchenfchen Verlagshand-
lung iu Leipzig erfcheinende
..Sammlung Göfchen“. die wir
nicht anders als eine geradezu
mufterhaft organifierte und geleitete
Encvklopa'die in Einzelbiinden. als
Bibliothek in kleinen. anregend ge-
fchriebenen und bei aller Knappheit
der Faffung doch bis zu einem ge-
wiffen Grade den Stoff er:
fchöpfenden. vielfach auch noch vor-
treffliche Kompendien bezeichnen
können. Der wohlfeile Preis -
80 Pfennig für das gebundene
Bändchen t - _macht die Sammlung
in ähnlicher Weife zu einem Gemein-
gut aller nach einer Vertiefung
ihres Wiffens Strebenden. wie es
die Reclamfche Univerfalbibliothek
fchon lange auf rein literarifchem
Gebiete ift.
Wir haben der ...Sammlung
Gbfchen" fchon öfter gedacht und
benutzen den Anlaß des Erfcheinens
der Nummer 500*) niit befonderer
Freude. unfre Lefer auf das Unter-
nehmen hinzuweifen. das alle Ge-
biete des Wiffens: Bhilofophie.
Literaturgefchichte. Gefchichte. Geo:
graghie. Mathemathik. Naturwiffen-
fchaften. Technologie. Rechts- und
Staatswiffenfchaften. Volkswirt-
fchaft. Theologie. Pädagogik. Kunft-

und Mufikgefchichte. Land- und
Forftwirtfchaft. Handelswiffenfchaft
ufw. mit gleicher Sorgfalt berück-
fichtigt. Man kann die Verlags-
handlung zu der Wahl ihrer Mit-
arbeiter. unter denen wir faft durch:
weg die erften tlapizitc'iten ihres
Spezialfachs finden. ebenfo be-
gliickwiinfchen. wie diefe zu der
Entfagung. mit der fie die Ve-
handlung ihres Gegenftands auf
das knappfte Maß befchrc'inkt und
unter Verzicht auf allen Ballaft
und auf die verworrene und fchwer-
fällige Sprache. die friiher als das
Merkmal der höchften Gelehrfamkeit
galt. fiir jeden Gebildeten ver-
ftändlich gemacht haben!
I-la.
Sven Hedins ..Zu Land nach
Indien“

Zn gliicklicherer Stunde konnte wohl
nicht ein Buch erfcheiueu. als dies neue
Werk von Hediu. Mit gefpannter Auf-
merkfcuukeit verfolgt die ganze Welt
den Todeskampf des perfifchen Reichs.
an deffen Sterbelagcr die barmherzigen
Samariter England und Rußland fitzen.
*) Georg Simmel. Hauptprobleme der
Vhilofophie.